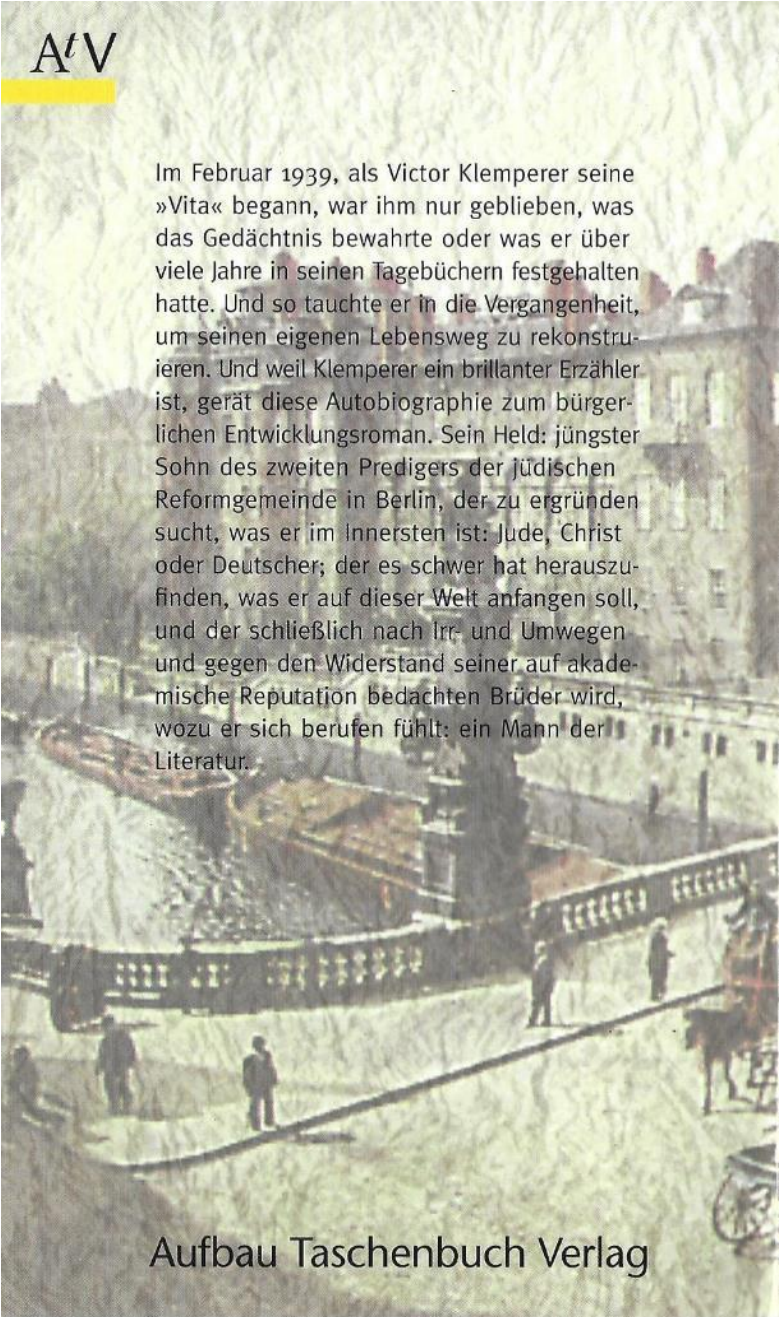




AtV

Victor Klemperer
**CURRICULUM
VITAE**

Erinnerungen **1** 1881–1918



Im Februar 1939, als Victor Klemperer seine »Vita« begann, war ihm nur geblieben, was das Gedächtnis bewahrte oder was er über viele Jahre in seinen Tagebüchern festgehalten hatte. Und so tauchte er in die Vergangenheit, um seinen eigenen Lebensweg zu rekonstruieren. Und weil Klemperer ein brillanter Erzähler ist, gerät diese Autobiographie zum bürgerlichen Entwicklungsroman. Sein Held: jüngster Sohn des zweiten Predigers der jüdischen Reformgemeinde in Berlin, der zu ergründen sucht, was er im Innersten ist: Jude, Christ oder Deutscher; der es schwer hat herauszufinden, was er auf dieser Welt anfangen soll, und der schließlich nach Irr- und Umwegen und gegen den Widerstand seiner auf akademische Reputation bedachten Brüder wird, wozu er sich berufen fühlt: ein Mann der Literatur.

Aufbau Taschenbuch Verlag

VICTOR KLEMPERER wurde 1881 in Landsberg/Warthe als achttes Kind eines Rabbiners geboren. 1890 übersiedelte die Familie nach Berlin, wo der Vater zweiter Prediger einer Reformgemeinde wurde. Nach dem Besuch verschiedener Gymnasien, unterbrochen durch eine Kaufmannslehre, studierte Klemperer von 1902 bis 1905 Philosophie, Romanistik und Germanistik in München, Genf, Paris, Berlin. Bis er 1912 das Studium in München wieder aufnahm, lebte er in Berlin als Journalist und Schriftsteller. 1912 konvertierte er zum Protestantismus. 1913 Promotion, 1914 bei Karl Vossler Habilitation. 1914/15 Lektor an der Universität Neapel. Hier entstand eine zweibändige Montesquieu-Studie. Als Kriegsfreiwilliger zunächst an der Front, dann als Zensor im Buchprüfungsamt in Kowno und Leipzig. 1919 a. o. Professor an der Universität München. 1920 erhielt er ein Lehramt für Romanistik an der Technischen Hochschule in Dresden, aus dem er 1935 wegen seiner jüdischen Herkunft entlassen wurde. 1938 begann Klemperer mit der Niederschrift seiner Lebensgeschichte «Curriculum vitae». 1940 Zwangseinweisung in ein Dresdener Judenhaus. Nach seiner Flucht aus Dresden im Februar 1945 kehrte Klemperer im Juni aus Bayern nach Dresden zurück. Im November wurde er zum o. Professor an der Technischen Universität Dresden ernannt. Eintritt in die KPD. 1947 erschien seine Sprach-Analyse des Dritten Reiches, «LTI» (Lingua Tertii Imperii), im Aufbau-Verlag. Von 1947 bis 1960 lehrte Klemperer an den Universitäten Greifswald, Halle und Berlin. 1950 Abgeordneter des Kulturbundes in der Volkskammer der DDR. 1952 erhielt er den Nationalpreis III. Klasse. 1953 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Victor Klemperer starb 1960 in Dresden.

Geschwister-Scholl-Preis 1995 (35 Jahre nach seinem Tod).

Weitere Veröffentlichungen u.a.: «Moderne Französische Prosa» (1923); «Die französische Literatur von Napoleon bis zur Gegenwart», 4 Bände (1925-1931); «Pierre Corneille» (1933); «Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert» (Band I 1954, Band II 1966).

Aus dem Nachlass: «Curriculum vitae» (1989); «Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten», Tagebücher 1933-1945 (1995).

«Klemperers *Curriculum* ist ein Ozean komplexer Beziehung zwischen banalster Alltäglichkeit, Begegnungen mit der Geschichte und Ausflüge in die Gefilde von Kunst und Literatur. Diese ungeschminkte Mobilisierung komplexer Lebenszusammenhänge eines deutsch-nationalen jüdischen Mitbürgers von der Zeit der Jahrhundertwende bis zum Ausgang des Ersten Weltkrieges lässt einen Kosmos vergangener Lebensbezüge wieder lebendig werden, und damit auch ein sprachliches Medium (der naturalistisch-jugendstilistischen literarischen Denkstrukturierung), das wir tot und vergessen wähten. *Curriculum vitae* ist nicht zuletzt auch in der Sublimierung banaler Sprach- und Denkraster ein aussergewöhnlicher Text, der aus der deutschen Literatur nicht wieder wegzudenken sein wird.»

Michael Nerlich in «Freitag» 6/1991

VICTOR
KLEMPERER

CURRICULUM
VITAE

Erinnerungen 1881-1918

1

Herausgegeben von
Walter Nowojski

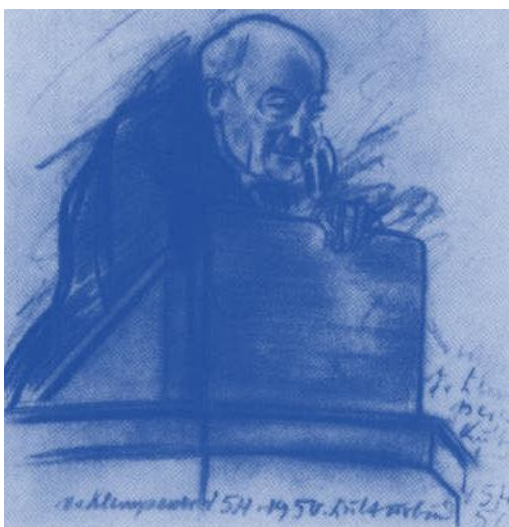
Aufbau Taschenbuch Verlag

Mit einem Nachwort von Walter Nowojski
und einem Personenregister in Band 2

ISBN 3-7466-5500-5

1. Auflage 1996
Aufbau Taschenbuch Verlag GmbH, Berlin
© Rütten & Loening, Berlin 1989
Umschlaggestaltung Bert Hülpiusch
Druck Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader



Victor Klemperer (1881-1960)

Nach der Zeichnung von Alfred Ahner,
Weimar, 1950

INHALT

Papiersoldaten (Introductio de profundis).....	5
Erstes Kapitel: Landsberg-Bromberg.....	13
Zweites Kapitel: [Berlin]	47
1. Berliner Schuljahre.....	47
2. Lehrling.....	135
3. Primaner,	208
Drittes Kapitel: München-Genf-Paris	260
Viertes Kapitel: Entgleisung und Geheimfach.....	348
Fünftes Kapitel: Der halbe Beruf.....	408
Anmerkungen.....	603

PAPIERSOLDATEN (INTRODUCTIO DE PROFUNDIS)

In Bromberg als kleiner Junge spielte ich am liebsten mit Papiersoldaten. Mutter kaufte mir in Mengen die hübschen bunten Bilderbogen von Gustav Kühn in Neuruppin. Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Train; Deutsche, Franzosen, Russen, Schweden; Landsknechte, friderizianische Grenadiere, Indianer mit Tomahawks, Neger mit Keulen und Lanzen. Man sollte die Bogen vor dem Ausschneiden auf Pappe kleben; die einzelnen Gestalten erhielten einen umzuknickenden Fussrand, auf dem sie stehen konnten, um zu marschieren oder sich Gefechte zu liefern. Aber zu einem solchen Verfahren war ich zu ungeschickt oder vielleicht auch zu ungeduldig und zu unbescheiden. Ich begnügte mich vorläufig mit dem Ausschneiden, dann wanderten die Figuren in einen grossen Karton, Krieger und Soldaten aller Waffengattungen, Länder und Zeiten wirr durcheinander. Da mochten sie liegen, bis ich genug beisammen hätte, ein ungeheures Heer. Dann würde ich sie aufkleben und zu einer Völkerschlacht ohnegleichen antreten lassen. Darauf freute ich mich von Tag zu Tag, und jede Woche mindestens schenkte mir Mutter einen neuen Bogen, und immer schnitt ich meine Soldaten nur aus, stopfte sie in den Karton, nahm den nächsten Bogen zwischen die Schere und dachte an den fernen Tag der grossen Schlacht.

Als wir dann nach Berlin zogen, kam die riesige und schon sehr volle Schachtel natürlich mit. Aber nun war ich nicht nur aus der

Kleinstadt in die Hauptstadt, sondern auch aus der Vorschule in die Sexta versetzt. Und so wurde das Interesse an dem Lieblingsspiel doppelt verdrängt. Ich glaube fast, es muss ganz plötzlich versiegt sein; jedenfalls kann ich mich nicht erinnern, in Berlin noch Bilderbogen ausgeschnitten zu haben, und ich weiss nicht, was aus der vollen Schachtel wurde. Die grosse Schlacht fand niemals statt, an die Papiersoldaten dachte ich nach langer Pause und ganz von ferne das letzte Mal, als ich ins Sedanpanorama geführt wurde, und dann sanken sie für volle vierzig Jahre in völlige Vergessenheit.

Danach aber stellten sie sich eines Morgens ebenso plötzlich wieder ein, wie sie damals verschwunden waren. Ich wachte auf, und ehe ich mich noch besinnen konnte, welcher Wochentag es war und welches Kolleg ich zu lesen hatte, sah ich ganz unvermutet und grundlos zwei alte Bilderbogen vor mir, viele kleine monotone Dänen, ein ganzes marschierendes Bataillon, auf dem einen und etliche sehr grosse, lebhaft gefärbte Indianer in mannigfachen Haltungen auf dem andern. Ich sagte mir: «Ein erstes Altersanzeichen, ich bin nun über die Fünfzig, Erinnerungen an die Kindheit tauchen auf.» Von da an wurden öfter Kindheitsbilder in mir lebendig, doch nicht immer so ungerufen und ohne alles Nachdenken wie dieses erste. Auf die Papiersoldaten aber kam ich immer wieder zurück, und nach einiger Zeit nahmen sie eine symbolische und quälende Bedeutung an.

Mit sechzehn Jahren hatte ich begonnen, Tagebuch zu führen, und das seitdem regelmässig, nicht gerade in täglichen Aufzeichnungen, aber doch ohne längere Unterbrechungen fortgesetzt. Im ersten Jahrzehnt und noch ein wenig länger spielte ich dabei mit dem Grillparzerschen «Im dritten Akt zu gebrauchen». Ich glaubte Geschichten, vielleicht gar Romane schreiben zu können und hierfür im Tagebuch meine eigentliche Stoffsammlung aufzuspeichern. Nachher erkannte ich die Verkehrtheit dieser Hoffnung, aber nun war aus der Gewohnheit des Tagebuchschreibens eine Notwendigkeit geworden: Ich musste mir über alles schriftli-

che Rechenschaft ablegen, sonst fehlte mir das Gefühl der Klarheit und sozusagen des Fertigseins mit meinen Erlebnissen. Doch war ich freilich nach der Niederschrift jedesmal derart fertig mit ihnen, dass ich immer seltener und schliesslich gar nicht mehr das einmal Fixierte nachlas. Ich hatte ja ständig viel drängende Arbeit, die wenig Zeit zu Erinnerungen liess, auch gab es allerlei, woran ich lieber nicht erinnert werden mochte.

Nun aber begann ich in alten Tagebüchern zu blättern und die aufgetauchten Bilder zu kontrollieren und zu vervollständigen. Im Lesen fand ich manches breit ausgeführt, was mir jetzt belanglos schien, anderes, dem ich jetzt grosse Wichtigkeit beimass, mit nur einer Zeile abgetan oder bloss zwischen den Zeilen angedeutet; ich stiess auf schiefe oder doch nur zeitbedingt richtige Urteile; ich musste an weit auseinanderliegenden Stellen suchen, was jetzt eine eng zusammengehörige, untrennbare Einheit für mich bildete. Das Verlangen regte sich, aus dem Wust der Tagebücher eine Vita zu formen.

Der Wunsch, die zusammengestopften und durcheinandergeworfenen Papiersoldaten auf die Beine zu stellen, wurde von Jahr zu Jahr stärker, aber ebenso wuchs auch der innere Widerstand dagegen. Über beides, das Begehren und die Hemmung, habe ich oft nachgedacht.

Am Anfang autobiographischer Schriften kann man häufig lesen, der Autor schreibe zur Belehrung seiner Kinder und Enkel, oder auch, er schreibe allein für sich selber, etwa um zur Klarheit über sich zu gelangen oder um seine Beichte niederzulegen oder weil er sich so interessant sei und sein Leben noch einmal geniessen wolle. Beide Begründungen kommen für mich nicht in Betracht; Kinder habe ich keine, und mit mir selber habe ich mich ja in sechsvierzig zum Teil recht dicken Heften auseinandergesetzt und stehe beim siebenundvierzigsten. Und im Übrigen bin ich davon überzeugt, dass es sich bei solchem Motivieren immer nur um Ausreden handelt. Wer seine Vita schreibt, folgt im Letzten bestimmt immer nur dem einen, dem ganz sinnlosen und ganz unwiderstehlichen und ganz unausrottbaren Triebe: Er mag es

sich nun eingestehen oder nicht, es geht ihm ums Fortdauern, er möchte persönlich noch länger hier sein, mit seinem ganzen Ich, mit Haut und Haaren, auch wenn dies Ich längst nicht mehr hier ist, einerlei, wie er sich das Anderwärts vorstellt, als Nichts oder irgendeinen Himmel oder irgendeine Hölle oder Schattenwelt.

Hierbleiben wollen aber heisst: eine Rolle spielen wollen, und da liegt nun, was mich immer wieder gehemmt hat. Denn wer schreibt im Allgemeinen die Geschichte seines Lebens, und wer darf auf Beachtung für sie hoffen? Ausser dem Grossen, der wirklich Grosses geleistet, der Kleine, der ein für seine Verhältnisse grosses Stück Weges zurückgelegt hat, ein Schriftsteller etwa, der, an sich nicht übermässig bedeutend, immerhin «vom Hirtenstab zur Feder» gelangt ist. Ich aber stamme aus mittleren Verhältnissen und habe Mittleres geleistet. Bei uns war es üblich zu studieren; ich habe studiert und habe es zur Professur, einer ziemlich bescheidenen Professur, gebracht. Das ist ein sehr durchschnittlicher Erfolg, und wenn ich mir daraufhin das Recht zu einer Autobiographie anmasse, wird sie unbeachtet bleiben oder eben als lächerliche Anmassung empfunden werden.

Gewiss warf ich mir häufig ein, dass gerade das Durchschnittliche ein besonderes Recht auf Beachtung habe, weil es ja das Schicksal der allermeisten ist, zum Durchschnitt zu gehören, und dass eine der wesentlichsten Entwicklungslinien des Literarischen vom Aussergewöhnlichen und Romanhaften fort zu Alltag und Durchschnitt hin führe. Doch mitten in diesem Pro stiess ich für meinen persönlichen Fall auf das quälendste Kontra, auf meinen Beruf.

Ich bin Literaturhistoriker, und kein Metier kann ungeeigneter sein für das autobiographische Unternehmen. Denn wer sein Leben schreibt, muss mit sich selber allein sein, er darf in keinem Augenblick daran zweifeln, sich selber auszusagen. Mir aber sehen immer die Gestalten derer über die Schulter, mit denen ich mich von Berufs wegen so viel beschäftigt habe, und immer

fürchte ich, sie könnten mir die Feder aus der Hand nehmen. Wenn ich etwas Peinliches einzugestehen habe, wird mein Gewissen warnen: «Denke an Jean-Jacques' Koketterie!» Wenn ich von unsern Katern erzählen will, werde ich Montaigne fragen hören: «Spiele ich mit meiner Katze, oder spielt sie mit mir?» Und so wird immer jemand hinter mir stehen, vor dem ich mich hüten muss. Aber sich hüten müssen, den argwöhnisch bewussten Willen zur Unabhängigkeit haben, ist schon halbe Abhängigkeit. Soll ich An- und Nachempfundenes in uneingestandenem Zitaten oder Paraphrasen nachplappern? Nein, danke!

«Aber es ist doch mein wahrhaftig eigenes Erleben und Fühlen, das ich niederschreiben will!» meldete sich der Wunsch immer wieder. – «Aber der Weg vom Erleben zum Formen, vom privaten Tagebuch zum vorzuweisenden Curriculum vitae ist weit, und hinter jedem Busch lauern die grossen Sklavenjäger!» warnte die Hemmung immer wieder. So bog ich ständig in Berufsarbeiten aus, und es bestand alle Aussicht, dass die Papiersoldaten in ihrer Schachtel blieben.

Dann brach das Dritte Reich herein, dann wurde ich 1935 aus meinem Amt vertrieben; dann musste ich drei Jahre später auch die Arbeit an meinem Lieblings- und Schmerzenskind, dem Dix-huitième, aufgeben, da ich keine Bücher mehr aus öffentlichen Bibliotheken entleihen durfte; dann hagelte es all die noch mehr ekel- als furchterregenden Gemeinheiten, Verfolgungen, Grausamkeiten und Morde der Nationalsozialisten. Nun war es ganz zu Ende mit jeder Möglichkeit der Pflicht- und Berufsarbeit, beinahe des Atemholens und des Lebenwollens. Warum sollte ich jetzt nicht, da ich gar nichts mehr zu versäumen hatte, zur Zeitausfüllung, zur Ablenkung und Übertäubung – denn man wartet doch immer, man will ihnen doch nicht die Freude gönnen, vor ihnen zu verrecken, man will doch den Tag des Gerichts erleben –, warum also sollte ich es jetzt nicht mit dem Curriculum versuchen?

Am Anfang des Dritten Reiches konnte man an Bauzäunen und halbfertigen Neubauten häufig das Spruchband lesen: «Dass

wir hier arbeiten dürfen, verdanken wir dem Führer.» Das gleiche Spruchband gehört vor mein Curriculum, wenn ich es nun zustande bringe.

Da beugt sich zum ersten Mal eine der gefürchteten Gestalten über meine Schulter, vor hundertfünfzig Jahren ein weltberühmter Mann, heute seit Langem begraben in einem versteckten Winkel der französischen Literaturgeschichte. Der alte Barthélemy, Gräzist, Archäologe, Numismatiker, vor allem aber Autor des damals über den Kontinent verbreiteten und überall gepriesenen «Jeune Anacharsis», beginnt seine Jugenderinnerungen mit eben dieser Begründung, dass ihn die Revolution an allen andern Arbeiten hindere.

Aber nein, ich brauche den alten Abbé nicht zu fürchten. Denn anders und einfacher lagen die Dinge zwischen ihm und der Französischen Revolution, als sie zwischen mir und dem Hitlerismus liegen. Ich habe dem Führer mehr zu verdanken als nur die unfreiwillige Musse: Indem er mir mein Deutschtum fortlog, hat er mich erst ein tiefstes und kontinuierlich wirkendes Grundelement meines Lebens mit aller Schärfe erkennen lassen und mir gezeigt, dass es in diesem Leben neben Privatem und durchschnittlich Alltäglichem auch Dinge von allgemeiner und typischer Bedeutung gibt.

So will ich es denn wagen, die in einem halben Jahrhundert aufgespeicherten Papiersoldaten aus der grossen Schachtel zu nehmen und nach bestem Können aufzustellen, auf die Gefahr hin, dass sie niemandem nach meiner Frau und mir zu Gesicht kommen, und auf die schlimmere Gefahr, dass der unwahrscheinliche spätere Betrachter achselzuckend urteile: «Wozu die aufgewandte Mühe? Es ist wirklich bloss papierenes Zeug.»

ERSTES BUCH

1881-1912

ERSTES KAPITEL

LANDSBERG-BROMBERG

Ich bin am 9. Oktober 1881 in Landsberg an der Warthe geboren, als neuntes und letztes Kind meiner Eltern, und alle Vor- und Nachteile, die sich an die Situation des Jüngsten knüpfen, habe ich überreichlich kennengelernt. Ein erstes Kind der Eltern war ganz zeitig gestorben; Georg, als zweiter Sohn 1865 geboren, war der eigentliche Älteste und ist immer ein so typischer Ältester gewesen wie ich ein typischer Jüngster. Alle Pflichten und Privilegien des Anführers der langen Reihe fielen ihm zu, er wurde von den Geschwistern fast ehrfürchtig respektiert, er war schon in ganz jungen Jahren beinahe, vielmehr in Wirklichkeit, das Haupt der Familie, und als ich im halbwüchsigen Alter gegen ihn rebellierte, hätte mich der Vater fast aus dem Hause gewiesen. Es war das buchstäblich einzige Mal in meinem Leben, dass er sich mit heftiger Strenge gegen mich wandte. Ich habe die ehrliche Absicht, hier möglichst objektiv zu berichten, über mich selbst wie über alle andern. Ich weiss, Vater hat neben grossen Gaben auch grosse Schwächen besessen, die teils auf seinen Charakter, teils auf seine Herkunft zurückgingen, und die Geschwister haben sich manchmal über ihn zu beklagen gehabt: aber mir selber hat er immer und immer wieder die grösste Liebe und Nachsicht erwiesen, auch da, wo mein Verhalten ihn durchaus befremden, ja entsetzen musste. Vielleicht beruhte diese besondere Zärtlichkeit darauf, dass ich sein Jüngster war und dass er mein Heranwachsen als

alternder Mann mehr betrachtete als leitete, vielleicht auch wurzelte sie in einer gewissen Verwandtschaft unserer geistigen Neigungen und in Lieblingshoffnungen, die er auf mich setzte. Auf jeden Fall habe ich an meiner eigenen Person nie seine bedenkllicheren Eigenschaften und immer nur seine Güte erfahren. Natürlich ist mir das nur spät und völlig erst nach seinem Tode aufgegangen.

Nach Georg waren in ziemlich regelmässigen und knappen Abständen Felix, Grete, Hedwig, Berthold, Marta und Wally erschienen. Bei Wallys Geburt, 1877, hatte Vater verbürgerterweise geseufzt: «Wie Gott will.» Das Haus war voll, das Gehalt betrug wenige hundert Taler – mit dreihundert hatte es 1863 begonnen und war seitdem nur unwesentlich gestiegen –, und Töchter galten ihm als ein besonders sorgenvoller und dabei minderwertiger Familienzuwachs. Dann, nach fast fünfjähriger Pause, tropfte ich hinterdrein, ganz unerwartet und ungewünscht, ein bisschen peinlicher-, fast unschicklicher Weise sogar, aber als Sohn und nicht mehr erwarteter Alleijüngster nun doch zärtlich empfangen. Umso zärtlicher, als ich ein sehr schwaches und kaum lebensfähiges Kind war. Der alte Familienarzt erklärte rundweg, man möge sich keine nutzlose Mühe mit mir geben, und Grete, damals ein Backfisch, hat mir erzählt, wie sie oft mit herrlich grausigem Interesse an meinem Kinderwagen stand, auf meinen Tod wartete und sich mein Begräbnis in den Einzelheiten ausmalte. Von all meinen Geschwistern war sie die einzige künstlerisch Begabte. Sie kam um den rührenden Kindersarg, die weissen Blumen und das übrige Zubehör: Ich absolvierte bis zu meinem fünften Jahr eine Kinderkrankheit nach der andern und jede in ihrer schlimmsten Form, danach habe ich, obwohl mein Herz bei der geringsten Erregung Alarm schlägt und obwohl mich, seitdem ich denken kann, der Todesgedanke nie verlassen hat, eine merkwürdig zähe Gesundheit besessen, selbst schwere Erschütterungen gut überwunden und nur ganz selten krank zu Bett gelegen.

Am Abend meiner Geburt wurde das Gros der Kinder in das «Käthchen von Heilbronn» abgeschoben. Georg mit seinen



Die Mutter. Henriette Klemperer mit Sohn Georg (um 1865)

knapp siebzehn Jahren hatte bereits das medizinische Studium in Halle begonnen. Man konnte damals noch im Gymnasium Klassen überspringen; er war stark begabt, und Vaters leidenschaftlicher Ehrgeiz hatte ihn vorwärtsgedrängt. Auch Felix war wohl um jene Zeit nicht zu Hause. Sein spöttisches und Vaters unbeherrscht heftiges Wesen passten nie gut zueinander; als der Sekundaner in seinen Schulleistungen nachliess und unerlaubt mondäne Neigungen offenbarte, wurde er kurzerhand zu einem Berliner Seidenhändler in die Lehre gegeben. Eine Versöhnung muss aber bald darauf zustande gekommen sein. Vater wünschte glühend, dass seine Söhne zu wissenschaftlichen Ehren gelangen sollten, und Felix wollte nicht hinter Georg Zurückbleiben; er ist bald zur Schule zurückgekehrt und hat sein ärztliches Studium nur wenige Semester später als Georg beendet. Für meine frühe Vorstellung bilden die beiden eine unzertrennliche Einheit: Sie sind «die grossen Jungen», die aus der grossen Welt als geehrte Gäste auf kurze Feiertage nach Hause kommen.

Doch damals war Georg schon Unterarzt an der Berliner Charité, und wir wohnten in Bromberg. An das Landsberg meiner Kinderzeit, das wir um 1884 verliessen, habe ich keine persönliche Erinnerung.

Aber in einigen ererbten Büchern meiner Bibliothek, so in Gustav Frey tags «Luther» und in David Friedrich Strauss' «Voltaire», klebt ein Zettel, der mir mit den Jahren immer bedeutungsvoller geworden ist. «Bücherlesezirkel von Fr. Schaeffer & Co. 1876. Alle vierzehn Tage wird gewechselt. Nach beendetem Umlauf an Mitglieder des Zirkels verkäuflich.» Darunter die gedruckte Liste der vierzig Teilnehmer: Herr Kreisgerichtsrat Sellmer, Herr Stadtrat Roestel, Herr Kreisgerichtsdirektor von Krüger, Herr Staatsanwalt Toussaint, Herr Deichhauptmann Müller, Herr Bürgermeister Meydam, Herr Hauptmann Freiherr von Pladow, Herr General Petzei, Herr Apotheker Dr. Zanke, Herr Dr. med. Lohnstein ... Also die Honoratioren und die beste Intelligenz der kleinen Stadt, natürlich auch die Herren vom Gymnasium:

Oberlehrer Neide und so weiter, und die Geistlichkeit: Prediger Schroeter und Prediger Dr. Klemperer. Der fundamentale Unterschied zwischen den gleichbetitelten Seelsorgern liegt nicht im Doktorgrad meines Vaters; Schroeter war Pastor, Klemperer Rabbiner.

Nicht dass Vater hier unter den Würdenträgern in Zivil und Uniform figuriert, auch nicht, dass er mit vielen von ihnen in durchaus freundlichen persönlichen Beziehungen stand, scheint mir das eigentlich Merkwürdige. Vor der Stoeckerzeit hat es in Deutschland eine lange Periode gegeben, in der der Antisemitismus vielfach ein sehr geringer war. Es herrschte im Allgemeinen eine ungleich stärkere Spannung etwa zwischen Fabrikanten und Arbeitern oder Bayern und Preussen als zwischen Juden und Christen. Und trat ein Jude zum Christentum über und betonte dadurch seinen Willen, nichts als Deutscher sein und innerhalb Deutschlands keine Sonderexistenz führen zu wollen, so stiess er für seine Person kaum noch auf Hindernisse, und sein Sohn fand bestimmt keine Schwierigkeiten mehr. Und in diesem Punkt hat auch die Stoeckerzeit nichts geändert. Was mich wundert und beinahe rührt, ist nur das sprachliche Faktum, dass Vater auf dieser gedruckten, sozusagen öffentlichen Liste als «Prediger» geführt wurde und sich so bezeichnen lassen durfte. In der kleinen Stadt gab es natürlich kein Versteckspielen; die Christen wussten, dass er Rabbiner war, und seine Gemeinde wusste, dass er sich hier Prediger nennen liess. Offenbar sah man darin weder auf christlicher Seite eine Geheimniskrämerei noch auf jüdischer Seite einen Verrat. Es war einfach der Ausdruck seines Willens zum Deutschtum.

Er fühlte sich ganz als Deutscher, als Reichsdeutscher. Er hatte politische Interessen und war von den Ergebnissen des sechsundsechziger und des siebziger Krieges tief befriedigt. Er war liberal im Sinn des damals meistgelesenen Romanschriftstellers Friedrich Spielhagen, das heisst, indem er sich zum fortschrittlichen Bürgertum dem, wie man damals sagte, Junkertum gegenüber bekannte, ohne sich über die harten, allzu materialistischen Prob-

leme des Sozialpolitischen und Nationalökonomischen den Kopf zu zerbrechen. Der Buchhändler Schaeffer, ein genialischer und wenig geschäftstüchtiger Mann, gab ein gemässigt liberales und gut nationales Blättchen heraus. Vater hat auf seine Art daran mitgearbeitet, indem er passende Artikel aus den grossen Berliner Zeitungen herausschnitt und exzerpierte. An selbständige Äusserungen oder Formungen hat er sich nie gewagt (während sich der Primaner Georg zu gelegentlichen kleinen Theaterkritiken erkühnte). Dass es eine Spannung zwischen seinem Deutschtum und seinem Judentum, seiner Pflicht als Rabbiner, geben könnte, darauf ist Vater, mindestens in Landsberg, sicherlich niemals verfallen. Und ich glaube, die Landsberger Jahre waren bei all ihrer Kargheit die glücklichsten seines Lebens.

Wenn ich persönlich so gar nichts von dieser Frühzeit weiss und überhaupt nur äusserst spärliche Kindheitserinnerungen besitze, so ist das ein Mangel meines Gedächtnisses. Dass ich aber so gut wie nichts von meinen Vorfahren weiss, liegt an meiner Erziehung. «Sippenforschung» ist eine Sache, die erst im Dritten Reich modern wurde, so quälerisch modern, dass sich die nächste oder übernächste Generation wahrscheinlich mit Erbitterung von ihr abkehren wird. Aber die Grosseltern, Onkel, Tanten, Vettern und Cousinen pflegt doch jeder zu kennen. Ich nicht – die beiderseitigen Grosseltern buchstäblich nicht und die übrige Verwandtschaft nur zum kleinsten Teil. Wieder ist das Wort Prediger auf dem Verzeichnis des Lesezirkels aufschlussreich. In den allerletzten Jahren, als wir schon nichts mehr zu verlieren hatten und er selber im Begriff stand, Deutschland zu verlassen, hat mir Georg einmal geschrieben, es habe lange ein Dokument existiert, wonach ein Klemperer im Jahre 1700 aus Bayrisch-Leipa nach Böh-misch-Leipa ausgewandert ist. Georg erwähnte das mit bitterem Stolz auf das Faktum, dass unsere Familie wirklich und wurzeltief zu Deutschland gehörte. Was mich von den Grosseltern und dem Gros der Verwandten abtrennte, war eine Grenzlinie der politischen Geographie: Die andern lebten fast alle in

Böhmen, und wir waren Reichsdeutsche. Vater betrachtete es als eine Art Ruhm, schon die Staatszugehörigkeit zum Norddeutschen Bund erhalten und die Reichsgründung als preussischer Bürger miterlebt zu haben. Wenn er in Gegenwart der Kinder etwas Geheimes zu Mutter sagen wollte, sprach er wohl ein paar Worte tschechisch, aber er blickte auf die Tschechen mit einiger Verachtung als auf ein fremdes und unkultiviertes Volk herab, und auch die deutschen Österreicher nahm er nicht ganz für voll. Dagegen habe ich ihn oft mit Wärme von den Ungarn sprechen hören, in denen er die Freiheitskämpfer der achtundvierziger Revolution sah. Er empfand überhaupt keine Feindschaft gegen irgendwelche fremden Völker, aber sein eigenes Volk waren ihm eben die Deutschen, mit der deutschen Kultur vermochte sich keine andere zu messen, und der eigentliche Träger des Deutschtums war das Reich und nicht das wirre und buntscheckige Österreich. Wer drüben wohnte, der lebte, der dachte und fühlte nicht ganz wie wir, und wenn er uns auch blutsverwandt war. Was war denn schon das Blut – auf die geistige Zugehörigkeit kam alles an, das unterschied den Menschen vom Tier.

Das wenige, was ich von unserer Familiengeschichte weiss, habe ich als Junge aus gelegentlichen Erzählungen der Mutter erfahren. In der letzten Zeit, als alles eine neue und tragische Bedeutung gewann, hat mir Grete ein paar ergänzende Brocken hinzuberichtet. Mutters Vater war jung verstorben; die Grossmutter, zu der sie alle paar Jahre auf wenige Tage nach Prag fuhr, die aber nie zu uns kam, muss eine strenge und tapfere Frau gewesen sein, die als Stadtreisende einer Schokoladenfabrik ihre Familie durchbrachte und die Kinder sogar in gute Schulen schickte. Den Sohn, den für mich in Berlin auftauchenden Onkel Eduard, ins Gymnasium, die Töchter in eine angesehene Klosterschule. Hier hat Mutter das übliche Wissen der damaligen höheren Töchter erhalten. Im Umgang mit Vater hat sie dann dieses Bildungsmass entschieden überschritten. Er hat vor ihrer geistigen Begabung immer Respekt gehabt, er hat nie eine Predigt gehalten, die er ihr nicht vorher vorgelesen und skizzierend berichtet hätte, er hat ihre

gern etwas präziös angehauchten Briefe immer bewundert. Als junge Frau versuchte sie ein paarmal, freilich vergeblich, Novellen in einem Familienjournal unterzubringen, nicht aus literarischem Ehrgeiz, sondern um ihr Wirtschaftsgeld zu vergrössern. Als ich sie, wenn ich so sagen darf, kennenlernte, lagen die literarischen Präntentionen längst hinter ihr, auch von ihrem einstigen Klavierspiel war nur ein selten, aber mächtig gehämmerter Marsch aus der «Tochter des Regiments» übriggeblieben. Sie war eine kleine, dicke Hausfrau, meist in der Küche, wenn sie nicht zum Anhören einer Predigt in das Studierzimmer gerufen wurde, ganz auf das Praktische und Alltägliche gerichtet, früh gealtert, gallen- und herzleidend, dabei aber zählebendig und von einer merkwürdigen, beinahe animalischen Unbekümmertheit des Gemütes, mit der sie Bedrückliches unbegreiflich schnell und vollkommen von sich abschüttelte. Auf solche Weise hat sie es trotz früh verbrauchter Organe und vieler Widerwärtigkeiten zu sechs- und siebenzig Jahren gebracht. Habe ich sie mir niemals jung vorzustellen vermocht, obwohl wir Geschwister, mit Ausnahme der nach dem Vater gearteten Grete, ihr alle ähnlich sahen und obwohl mir von Onkel Eduard mehrfach gesagt wurde, Olga, seine bildhübsche Jüngste, sei Jettas (also Mutters) genaue Wiederholung, so steht Vater bei all seiner Neigung zur Hypochondrie in grosser und bis dicht ans Ende fast jugendlicher Stattlichkeit vor mir. Er hatte hinter mindestens einem Kneifer – oft trug er zwei und manchmal gar drei übereinandergesetzt – grosse hellblaue Augen, er hatte eine sehr hohe Stirn, volles, zu meiner Zeit ergrautes Haar und einen rundgeschnittenen Vollbart, er war hochgewachsen und schlank, ohne Hagerkeit, er ging niemals gebückt oder auch nur in nachlässiger Haltung. Das charakteristische Möbel seines Studierzimmers war das sehr hohe Stehpult, an dem er ausnahmslos las und schrieb, während der Schreibtisch mehr als Stapelplatz für jegliche Art von Papieren und Manuskripten diente. Alles war hier immer «oben auf» gelegt und unauffindbar. Mutter musste es suchen, Mutter allein vermochte auch durchweg

Vaters grosse und markante, aber hieroglyphische und ihm selbst zuweilen rätselhafte Handschrift zu entziffern. Sie waren Cousin und Cousine und halbwegs zusammen aufgewachsen – Vater, 1839 geboren, war nur wenige Jahre älter als sie –, und die frühe Freundschaft hatte sich zeitig in Liebe verwandelt. Er war der Sohn eines Lehrers und Gemeindebeamten. Klemperer, ein in Böhmen verbreiteter Judename, hat nichts mit dem Handwerk des Klempners zu tun, sondern bedeutet «Klepperer», Klopfer, das heisst den Mann, der morgens an die Fenster der Gemeindeglieder klopft und sie zum Frühgebet weckt. Ältester und Begabtester von mehreren Geschwistern, wurde mein Vater mit einiger Selbstverständlichkeit zum Studium und mit absoluter Selbstverständlichkeit zum Studium der Theologie bestimmt. Da er sich nach Deutschland und wohl auch aus dem Elternhaus forschte – er soll sich sehr wenig mit seinem Vater verstanden haben –, so gelang es ihm irgendwie, gleich nach absolviertem Gymnasium von Prag los und nach Breslau zu kommen. Dort hat er neben dem Rabbinerseminar die Universität besucht und sehr eifrig Philosophie und alte Sprachen, philologiam sacram et profanam, studiert. Unter seinen Lehrern nannte er mir oft als den bedeutendsten Jakob Bernays, dessen Katharsislehre mir selber in der Prima einen ungemeinen Eindruck machte, einen grösseren und nachhaltigeren als die gesamte «Hamburgische Dramaturgie». Gleich nach dem Examen und der Promotion fand Vater den Landsberger Posten, und daraufhin wurde sofort geheiratet.

Wollte ich nun sagen, dass auf diese Heirat aus alter Liebe eine glückliche Ehe folgte, so wäre das durchaus falsch, wollte ich aber von einem unglücklichen Zusammenleben sprechen, so wäre das wiederum und erst recht falsch. Zwar in früheren Jahren und weit über meine Jugendzeit hinaus bin ich überzeugt gewesen, dass ein unseligeres Familienleben als das in meinem Elternhaus kaum denkbar sei, und weiter auch davon, dass die wesentliche Schuld daran bei meinem Vater lag und dass Mutter ein chronisches Martyrium erduldet. Erst sehr spät habe ich mich zu einer

weniger tragischen Beurteilung des Sachverhalts und zu einer nicht sehr pietätvollen und fast belustigten Objektivität hindurchgefunden.

Immer in den zweiundzwanzig Jahren meiner Berliner Zeit, wenn ich vor den Fleischerläden die auf frische Wurst deutenden, mit weissen Schürzen behängten Stühle baumeln sah, musste ich unweigerlich an Vaters Schreibtischstuhl denken. Zwei-, dreimal wöchentlich und manchmal noch öfter hingen eine weiche wollene Unterjacke und ein frischgestärktes weisses Hemd über seiner Lehne, und im Winter war er nah an den Kachelofen gerückt, damit die Wäsche schön warm werde. Dann wusste ich: Vater predigt in der Synagoge oder auf dem Friedhof oder bei einer Trauung in einem Hotel oder Privathaus. Wenn-er zurückkam – die Braut- oder Trauerkutsche brachte ihn, aber aus der Synagoge kam er im Omnibus –, dann musste ihn Mutter gleich in seinem Studierzimmer völlig umkleiden, wie sie ihn vor der Fahrt völlig angekleidet hatte. Und immer, noch heute, fast ein Menschenalter nach seinem Tod, wenn ich in einem Schaufenster flache Likör- oder Weinflaschen sehe oder wenn ich in amerikanischen Romanen von den Taschenfläschchen der Prohibitionszeit lese, gleich sehe ich Vaters dünnwandiges Taschenfläschchen vor mir. Es war mit gezuckertem Eigelb gefüllt, und er trank daraus vor der Rede zur Schmeidigung und Stärkung seiner Stimme, die es bis zuletzt in ihrer klangvollen Unverwüstlichkeit, nicht nötig hatte, gestärkt zu werden, und nach der Rede, um seinen Kräften aufzuhelfen, die ihn bis an die Siebzig nie verliessen. Und sooft ich panierte Schnitzel esse, sofort muss ich an Vater denken, denn täglich, als Zwischengericht oder zum Abendessen, das für uns andere aus belegten Stullen bestand, musste er seine von Mutter bereitete «Karbonade» haben. Und bei jedem Huhn, das auf den Tisch kommt, fällt mir die oft gehörte Klage der Mutter über das erste Huhn in ihrem Haushalt ein. Vater hatte sich wie immer allzu pünktlich und ungeduldig an den Tisch gesetzt, das Huhn war aufgetragen, Mutter war in die Küche zurückgegangen, um

das Gemüse zu holen, war beim Anrichten ein wenig aufgehalten worden, und als sie wieder ins Zimmer kam, existierten nur noch die Knochen des Vogels. Und weitere nie verlöschende Erinnerungszeichen sind das Apfelmus und der Apfelkuchen. Immer stand mittags vor Vaters und nur vor Vaters Platz ein Tellerchen mit Apfelmus, und immer musste abends ein Apfelkuchen für ihn bereitstehen, als «Medizin», wie er erklärte, zur Förderung seiner vom vielen Fleischessen gestörten Verdauung. Diesen Apfelkuchen haben in einer früheren Epoche Gretes hungrige Kinderaugen sehr neidvoll betrachtet, und in ihrer Erinnerung lebt Vater als ein harter und egoistischer Mann. Aber mir hat er oft einen Bissen davon abgegeben.

Ist mein Urteil dadurch zu seinen Gunsten bestochen? Nein. Vater war wirklich ziemlich frei von harter Selbstsucht. Vor seinem Gewissen stand er sogar mit einigem Recht als Muster eines braven Gatten und hingebenden Vaters da. Er war nur naiv durchdrungen von seiner Pflicht, den Ernährer der grossen Familie im besten Ernährungszustand zu halten, und von der entsprechenden Pflicht der andern Familienmitglieder, für seine Pflege und sein Wohlbefinden in jeder Hinsicht zu sorgen. Ein anderes kam hinzu: Er war orientalisch durchdrungen von dem geringeren Wert der Frau, von ihrer gottgewollten Unterwerfung unter den Willen des Mannes. Mit all jenem Respekt vor Mutters geistigen Fähigkeiten sah er doch in ihr vor allem die Dienerin, die Haushälterin, die Köchin. Und die Töchter hatten so lange im Elternhaus Dienerinnen zu sein, bis sie im Haus ihrer Männer die gleiche Stellung einnehmen würden.

Nun wäre die auf solch ererbter Gesinnung beruhende Tyrannei nicht halb so schlimm in Erscheinung getreten, hätte bei uns nicht eine so grosse wirtschaftliche Enge geherrscht. In Landsberg, vor meinem Bewusstwerden, war diese Enge fraglos nackte Armut gewesen. Dass man so viele Kinder in die Welt setzen müsse, wie Gott wolle, und dass man den Söhnen den Besuch des Gymnasiums und späterhin der Universität ermöglichen müsse,

verstand sich von selbst, auch wenn das Anfangsgehalt der dreihundert Taler noch so langsam stieg. Und ebenso verstand sich von selber, dass auch vom kleinsten Einkommen noch ein Sparpfennig für die Töchter übrigbleibe; denn wenn sie jetzt in allem und jedem hinter den Brüdern zurückzustehen hatten, so musste in Zukunft eine Mitgift für sie bereit sein. Also hiess es, so ökonomisch wie möglich zu leben. Vater selbst ging mit seinem Beispiel voran: Abgesehen von den notwendigen zusätzlichen Essensrationen, hat er nie den geringsten Aufwand für seine Person getrieben. Noch als er längst aller Geldsorgen enthoben war, blieb er bei der bescheidenen Zehnpfennig-Zigarre, die erst spät an die Stelle des Sechspfennig-Krauts getreten war; ein Glas Wein gönnte er sich nur, wenn ihm die Söhne ein paar Flaschen zum Geburtstag schenkten; nie hat er eine Droschke genommen, und wenn die Fünfpfennig-Teilstrecke des Omnibusses nur halbwegs in die Nähe seines Zieles führte, so fuhr er bestimmt nicht für einen Groschen bis an die Haustür. Denselben Pfennigsinn aber verlangte er auch mit äusserster Strenge von Frau und Kindern. Und Mutter war nun einmal anders veranlagt. Sie war unbekümmert; hübsche Dinge, besonders wenn man sie den Kindern zukommen lassen konnte, reizten sie unwiderstehlich; für die nächste Woche und nun gar für die nächsten Jahre würde der Himmel sorgen. Szenen um das nie reichende Wirtschaftsgeld, um Kleider, um Schuhe für die Töchter, fürchterliche Szenen mit Donnergebrüll, das aus dem verschlossenen Studierzimmer durch die ganze Wohnung hallte, mit Tränen der Mutter oder auch mit ihren erbitterten Anklagereden vor den Ohren der Kinder über den Geiz, über die Unvernunft, über die Unbeherrschtheit des Vaters gehören zu meinen frühesten Eindrücken vom Familienleben. Dass Vater ein Wüterich und Mutter sein hilfloses Opfer war, stand lange für mich fest. Wenn ich schon als Junge ein wilder Anhänger der damals sehr modernen und eigentlich erst beginnenden Frauenemanzipation wurde, wenn ich noch heute kein Gericht mag, von dem ich weiss, dass es meiner Frau stunden-

lange Küchenarbeit bereitet hat – oder wenn es mir schmeckt, was ja leider immer der Fall ist und die Protestwirkung schwächt, so esse ich es mit schlechtem Gewissen –, wenn es in den fünfunddreissig Jahren unserer Ehe niemals die Einrichtung des Wirtschaftsgeldes gegeben hat und in all den Wechselfällen des Reichlich-, Knapp- und Garnichtshabens immer ohne alle Sonderung der Konten und Befugnisse bald gemeinsam gewissenhaft, bald gemeinsam gewissenlos gewirtschaftet wurde, so sind an alledem jene widerwärtigen frühen Eindrücke schuld.

Aber sooft und rasch im Elternhaus der Friede auch gestört war, ebenso oft und rasch war er auch wiederhergestellt. Im Grunde waren sich die Eltern aufrichtig, zärtlich und geradezu verliebt zugetan. «Alte, du siehst gut aus!» sagte der Vater, nachdem er den zweiten Kneifer über den ersten geschoben hatte. «Wilhelm ist immer ein schöner Mann gewesen», erklärte die Mutter als hohe Sechzigerin, «und ist er nicht immer noch stattlich?» Und ein andermal: «Die Mädels wissen gar nicht, wie gut sie es haben: so wenig Kinder und in Abständen, und heute bekommt eine Wöchnerin lauter gute Dinge zu essen. Ich dagegen – jedes Jahr ein Kind; und im Wochenbett nichts als Wassersuppen, das war damals strenge Vorschrift.» Aber sie sagte auch das ganz stolz und vergnügt. Und Vaters Heftigkeit war immer gleich verfliegen, und Mutter schüttelte den Ärger im Nu ab. Ich komme nicht herum um den trivialen und respektlosen Vergleich mit dem Hunde, der sich nach dem Bade schüttelt. Sie war aus doppeltem Grund dazu befähigt. Denn einmal empfand sie ihre Lage nie als unwürdig – ein Mann musste so sein, und wenn er nicht so war, hätte es ihm wohl in ihren Augen an rechter Männlichkeit gefehlt. Und zum andern war sie ja gar kein wehrloses Opfer; im Gegenteil, sie fühlte sich als die Klügere und erlangte zuletzt auch immer, was ihr notwendig schien. Sie erlangte es durch Beharrlichkeit, durch List, durch kleine Konspirationen mit den Kindern, den Dienstmädchen, den Lieferanten. Sie hatte bei alledem ein ebenso strahlendes Gewissen wie Vater bei seinem Apfelkuchen.

Kam eine dieser kleinen Intrigen an den Tag, so gab es natürlich einen Heidenlärm, aber auch er ging immer merkwürdig rasch vorüber. Sicherlich fand Vater Mutters Verhalten im Innersten ebenso natürlich wie sie das seine, und bestimmt wäre beiden das Leben ohne solche Emotionen weniger lebensvoll erschienen.

Ich habe das alles in der Kindheit dumpf als beschämend empfunden, ich habe es im Heranwachsen beobachtet und als Unsittlichkeit gehasst, wobei ich, wie gesagt, dem Vater die meiste, ja fast die alleinige Schuld zuschob. Seitdem habe ich gelernt, dem Herkommen der Menschen Rechnung zu tragen, seitdem habe ich gelernt, zwischen menschlicher Schlechtigkeit und menschlicher Schwäche zu unterscheiden, seitdem sind mir so viele Ehen begegnet, in denen es bei besser gewahrtem Anstand so viel kälter und gewissenloser zugeht als in meinem Elternhaus, seitdem habe ich das Herzliche, Gute und Tüchtige an beiden Eltern immer mehr zu schätzen und beider Schwächen immer mehr als untragische und komische Mängel aufzufassen gelernt.

Ich will nichts vordatieren; vielleicht ist selbst das unklare Druckgefühl erst in Berlin in mein Bewusstsein gedrungen, dann freilich wie ein Unbehagen, von dem man aufmerkend weiss, es war schon lange da.

Wenn ich feststellen will, was sich mir bestimmt in Bromberg eingeprägt hat, so muss ich mit einem Negativum beginnen: Ich habe aus dieser Zeit fast gar keine Natureindrücke, fast gar nichts Räumliches und Farbiges zurückbehalten, ich weiss rein gar nichts von der Stadt, von ihrem Fluss, der Brahe, von ihrer umgebenden Landschaft. Ich sehe ein grosses Haus an einem grossen Platz, das lichterloh zum Dach hinaus brennt, das Theater, sagt man. Aber das Haus und der Platz haben keine bestimmte Form in meiner Erinnerung, die Flammen züngeln nicht ein bisschen malerisch in ihr, ich weiss auch nichts von einer sonderlichen – sei es angstvollen, sei es bewundernden – Erregung. Ich sehe eine tiefverschneite, glitzernde Strasse, menschenleer, bei mattem Laternenschein mehr von sich aus Helle gebend. Mein er-

ster Wintereindruck; aber er haftet in mir nur durch die verlorenen Pfannkuchen. Mutter, die mich oft zum Einkaufen mitnimmt, hat mich die Tüte tragen lassen: Als wir in die Haustür treten, halte ich die Tüte noch fest in der Hand, aber ihr Boden ist aufgeplatzt, sie ist ganz leer – wo mögen die schönen Pfannkuchen im Schnee begraben liegen? Nein, es ist nichts Räumliches um seiner selbst willen oder für sich allein in mir hängengeblieben. Dafür leben zwei Gerüche von damals in mir fort, und so stark und so ganz von allen andern Gerüchen unterschieden, dass mir die körperlose Stadt und das Wort Bromberg nach ihnen riechen. Irgendwo an der Brahe sind grosse Poststallungen, und dort riecht es immer nach Nässe, nach Dung, ineinandergeschmolzen, penetrant, ein klein bisschen widerlich, aber doch auch ganz angenehm nach nassem Pferdemit. Und irgendwo ist der Voigtsche Garten – ich weiss nur noch den Namen, ich weiss nicht, war es eine grosse Gärtnerei, ein Privatpark, ein Kinderspielplatz oder etwas von alledem. Ich weiss nur, ich bin oft dagewesen, an den Bäumen hängen, auf dem Rasen lagen grosse, glatte, feste weisse Äpfel, ich durfte manchmal von ihnen essen, ich roch sie immer, und gerade dieser Geruch, der sich mit der Farbe, der Festigkeit, dem Knirschen, dem säuerlichen Geschmack zur Einheit verbindet und diese Einheit beherrscht, ist mir für alle Zeit die Vorstellung des Apfels, gewissermassen das platonische Ideal des Apfels geblieben. Meine Frau kann es bezeugen, wie oft ich kritisierte: «Ganz schön – aber in Bromberg, im Voigtschen Garten, gab es einen Apfel ...» Als Jahrzehnte später die neue Kunst gerühmt wurde, mit der Marcel Proust Kindererinnerungen aus dem Geruch und Geschmack einer Tasse Tee und des eingetauchten Gebäcks aufsteigen lässt, als ich selber pflichtgemäss gerade dieses Kapitel den Studenten in meiner «Modernen französischen Prosa» vorsetzte, da kam mir das gar nicht so neu vor, und ich fragte mich, warum man eigentlich so viel Aufhebens davon machte. Aber in diesem Augenblick fragte ich mich, ob ich ohne Prousts *Madeleine* den Mut oder auch nur den Einfall gehabt hätte, hier meine

Apfelerinnerung zu erwähnen, und weiter und peinlicher, was nun an meinen Äpfeln noch mir selber und mir ganz allein gehört.

Im Voigtschen Garten und auf Spaziergängen war Arthur Fink, genauer: Aatchen, mein ständiger und einziger Kamerad, während meine längst erwachsenen Schwestern Grete und Hedwig zusammen mit den ihnen gleichaltrigen Fink-Schwestern die Aufsicht führten. Einen so bequemen Freund wie Aatchen habe ich nie wieder im Leben besessen: Er ordnete sich mir in allem unter, erhob nie Widerspruch, hatte nie eine eigene Meinung. Dabei war er mir an Körperkräften überlegen, auch verfügte ich über keine besondere Spielphantasie und war in meinem Wesen viel eher schüchtern und unsicher als herrschsüchtig. Aatchens Unterordnung beruhte wohl vor allem auf seiner gutmütigen Fügsamkeit, zum Teil auch auf eingeschärfter Rücksichtnahme. Ich war der Sohn eines Gelehrten und Geistlichen, sein eigener Vater hatte einen Spritladen. In der Finkschen Wohnung über diesem Laden habe ich zum ersten Mal Todesfurcht empfunden. Wir jagten uns um den Esstisch, ich stolperte und schlug im Fallen gegen ein Tischbein. Das tat gar nicht sehr weh, erst war ein Dröhnen da und nachher nur ein gelindes Brennen. Aber als ich mit der Hand nach der Stelle griff, wurden die Finger klebrig, und als ich sie ansah, waren sie rot. Da glaubte ich, nun bestimmt sterben zu müssen, und begann, durchaus nicht vor Schmerz, sondern aus purer Angst, greulich zu schreien. Die Finks waren sicherlich kaum weniger entsetzt als ich. Das Loch – kein ganz kleines, denn noch heute ist die Narbe vorhanden – wurde gewaschen, gekühlt, verbunden, dann brachten sie mich nach Hause, wo ich immer noch schreiend ankam und die Eltern erschreckte. Von da an durfte ich nicht mehr zu Aatchen auf Besuch gehen. Er blieb aber in der ganzen Bromberger Zeit mein einziger Freund. Eine Fortsetzung hat diese Kinderfreundschaft nicht gehabt. Einmal, er war Student, ich erst nach meinem kaufmännischen Intermezzo Primaner, sahen wir uns in Berlin wieder. Ich las ihm Verse vor, die

ich damals für gut hielt; seine allzu superlativische und dabei klicheehafte Anerkennung kühlte mich ab. Er wurde Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt, ich nahm an, er sei ein höchst normaler Durchschnittsmensch geworden. Lange nachher erfuhr ich halb zufällig sein Ende, das auf ein sehr unbürgerlich temperiertes Herz schliessen lässt. Er lebte in glücklicher Ehe, zärtlicher Gatte und Vater, auch guter Freund einer Schwägerin, die ihrerseits mit der verheirateten Schwester innig verbunden war. Dann, irgendwie veranlasst, brach eine leidenschaftliche Liebe zwischen Schwager und Schwägerin aus; die beiden sahen keine Möglichkeit, ihrer Liebe und ihrem Gewissen gleichermaßen gerecht zu werden, und begingen gemeinsamen Selbstmord. –

Bloss Aatchen Fink zum Altersgefährten: so war ich bei dem bedeutenden zeitlichen Abstand von den Geschwistern ziemlich einsam. Die ein oder zwei Pensionäre, die regelmässig zur Erhöhung des Einkommens aufgenommen wurden, Söhne jüdischer Familien aus kleinen Nachbarorten ohne höhere Schulen, besuchten immer schon die mittleren oder obersten Schulklassen und wurden vom Vater sehr streng, sogar mit Schlägen zur Arbeit angehalten. Ich existierte nicht für sie. Die beiden Jungen aus der Parterrewohnung unter uns hätten sicher mit mir gespielt, aber sie waren von einer romantischen Fremdheit umwittert, so dass ich sie nur ängstlich anstarrte. Ihre Eltern, Verwandte der Unterwohner, lebten in Südamerika, die Jungen wurden Tato und Fito gerufen, sie sprachen untereinander spanisch. Einmal sah ich den älteren mit einem Luftgewehr im Hof am Kellerfenster stehen; er rief dem gesamten Hause zu, jetzt werde er die Ratten abschiessen. Ich glaube nicht, dass aus dieser Jagd etwas geworden ist, aber mir imponierten die Flinte und seine kühn verkündete Absicht ungeheuer.

Natürlich kam ich aber auch mit allerhand Leuten in Berührung. Ich erinnere mich zweier Schulfreundinnen Wallys, der jüngsten Schwester. Über die eine (ich sehe etwas Mageres, Spitznäsiges vor mir) wurde oft gelacht. Man zitierte ihr stolzes:

«Heute steht mein Vater wieder in der Zeitung.» Damit meinte sie die Anzeige: «Feiste Hasen frisch eingetroffen bei Emil Mazur». Der Name der andern (ich sehe etwas Rundliches mit dicken Zöpfen) grub sich mir ein, weil er mit scheuem Respekt genannt wurde: Grete Woythalers Vater war ein wohlhabender Grosshändler und hatte wohl eine entscheidende Stimme im Vorstand der Gemeinde. So bin ich früh auf soziale Unterschiede hingelenkt worden. Wieder in einer andern Tonart wurde von einer in meinen Augen uralten Freundin Gretes gesprochen, einer etwas verwachsenen Person mit gelblich-blassem Gesicht und grossen, dunklen Augen. Ein Wort, das damals zu den gebräuchlichsten der Alltagssprache und der Witzblätter gehörte und heute mit dem bezeichneten Objekt rarer geworden ist – und wahrscheinlich liegt in diesem Seltenwerden der bedeutendste von mir erlebte Fortschritt –, trägt immer noch für mich Jenny Lebenheims Züge: Sie war «eine alte Jungfer», sie wurde zumeist sogar eine überspannte alte Jungfer genannt. Grete und sie trieben zusammen ernsthafte Bildungslektüre; ich schnappte den Namen Schoenhauer, den Titel «Wahlverwandschaften» auf. Weniger geheimnisvoll, jugendlicher und gutmütiger sah Gretes Gesangslehrerin aus, das Fräulein Wiener, das bald auf dem Höhepunkt der Bromberger Zeit eine allgemeine Bedeutung für die Familie gewann. Es ist mir immer ein Rätsel geblieben, wie die kunstbegierige Grete diesen Gesangsunterricht durchgesetzt hat, wahrscheinlich war er ein Geschenk der grossen Brüder, während die Klavierstunden der jüngeren Schwestern vom Vater zwar klagend, aber als anerkannte Notwendigkeit gezahlt wurden. Grete sang mit dramatischem, nur allzu dramatischem Vortrag und mit einer etwas gellenden Stimme. Ihr Lieblingslied war: «Verlassen, verlassen, verlassen bin i, wie der Stein auf der Strassen verlassen bin i!» Daran irritierte mich besonders das «i», teils wegen seines schrillen Klanges, teils wegen seiner mysteriösen Unverständlichkeit. Lieber als die Freundinnen der Schwestern war mir die Freundin der Mutter, und während die andern Gesichter verschwimmen, würde ich die dicke Frau Bad mit dem schrecklichen

blauroten Brandmal an der linken Halsseite und Hängebacke noch heute auf der Strasse erkennen. Sie stand nämlich einmal am Fenster ihrer Wohnung und rief mich zu sich hinauf, als ich aus der Schule kam. Ich trug die leere grüne Frühstücksdose umgehängt; Frau Bad öffnete einen Glasschrank, in dem allerhand Kristall leuchtete, nahm eine grosse mit Traubenrosinen und Krachmandeln gefüllte Schale heraus und füllte davon in meine Blechbüchse, was irgend hineinging. Durch diese Handlung, in dieser Haltung ist sie für immer in mein Gedächtnis graviert. Das muss ganz am Anfang meiner Schulzeit gewesen sein, denn die Frühstücksdose hatte noch ein strahlend helles Grün.

Es ist erstaunlich, wie wenig ich von diesen ersten Schuljahren weiss, wie gar nichts von meinen Mitschülern, den einzigen Aatzen ausgenommen. Ich war noch immer sehr kränklich und von den Eltern aufs Ängstlichste umhegt. Ich ging mit hängenden Schultern, ich ermüdete rasch und schielte dann beträchtlich, ich litt immer wieder, trotzdem mir jeder Bissen überwacht wurde, an verdorbenem Magen, ich wurde bei jeder Bagatelle ins Bett gesteckt und in ärztliche Behandlung gegeben. Einmal holte man den Sanitätsrat Jakobi von einer Abendgesellschaft; er brachte mir einen Knallbonbon mit, der dicht neben den Rosinen der guten Frau Bad auf dem Ehrenplatz meines Erinnerens liegt. Trotz aller Sorge um meine Gesundheit aber hatte mich Vater zur normalen Zeit mit Selbstverständlichkeit in die Schule und mit Selbstverständlichkeit in die Vorschule des Gymnasiums gesteckt. Nona, Octava, Septima – unheimlich wie der Gedanke an die Wahrscheinlichkeit des bevorstehenden Nichts ist mir das Versunkensein dieser Jahre. Die Anmeldung, der erste Schultag, die neuen Gesichter der Lehrer und Mitschüler, die neue Disziplin, die Mühe oder das Wunder des ersten Lesen- und Schreibenlernens; alles das, was unzählige Menschen als ihre besonderen Kindheitserlebnisse schildern und als die zutiefst eingprägten, hat in mir keine Spur hinterlassen. Die Lustgefühle haben wahrscheinlich,

die Unlustgefühle bestimmt gefehlt. Ich hatte keinerlei Schwierigkeiten, Lesen und Schreiben gingen mir glatt ein, es ist mir, als hätte ich es sofort gekonnt. Freilich mangelte es vom Anfang an am «Schönschreiben», und später sollte mir meine schlechte Handschrift noch manchen bösen Ärger bereiten; aber da ich mit der Orthographie rasch vertraut wurde, so bekam ich auch im Schreiben leidliche Noten. Wenn diese Schulerfolge eine Begabung verrieten, so war sie allzu teuer bezahlt, durch das Fehlen nämlich jeglichen Sinnes für alles Räumliche und Farbige, alles Physische und Technische. Vielleicht trug an diesem Mangel meine Erziehung noch grössere Schuld als meine ursprüngliche Anlage. Ich habe nie einen einseitiger literarisch gebildeten Menschen gesehen als meinen Vater. Ich glaube, er war geradezu stolz auf seine handliche Ungeschicklichkeit, auf seine völlige Unwissenheit in allem Maschinellen und Naturwissenschaftlichen. Er wollte durchaus und nur ein Mann des Geistes sein; zum Bezirk des Geistes aber gehörte neben und über der Theologie nur die klassische, insbesondere die antike Literatur und die Philosophie. Wenn ihn die Laufbahn seiner ältesten Söhne beglückte, so lag das nicht an ihrem medizinischen Beruf – niemand konnte mit verächtlicherem Ton sagen, der oder jener sei «bloss praktischer Arzt» –, sondern an ihrer Universitätslaufbahn, durch die das Praktische ihres Handwerks gewissermassen entschönt und geadelt wurde; wenn sein dritter Sohn Anwalt wurde, so hatte er sozusagen eine gehobene kaufmännische Profession erlernt; und als er dann in seinem Jüngsten die Spuren rein literarischen Interesses entdeckte, da erfüllte ihn ein ganz besonderes Entzücken. Vom Vater bin ich in meiner Einseitigkeit immer nur bestärkt und verhächelt worden. Doch kann seine Entdeckung kaum schon in Bromberg erfolgt sein, und zweimal wurde, hier auch der Versuch gemacht, meine Interessen zu erweitern. Einmal erzählte ich von einem Vogelnest, das ich auf dem Weg zur Schule gesehen hatte, und Mutter liess mir durch die Geflügelfrau etliche ausgeblasene Eier bringen, ein grosses Gänseei, ein winziges Taubenei, ein ge-

tupftes Kiebitz. Ich nahm das Zeug behutsam in die Hand, besah es und kümmerte mich nicht mehr darum. Ein zweites Mal betätigte sich mein Bruder Berthold, damals Primaner und also eine ehrwürdige Persönlichkeit, als Erzieher, indem er mir zum Geburtstag einen kleinen Laubsägekasten schenkte – doch wusste er selber nicht Bescheid damit. Ich glaube nicht, dass ich einen einzigen Laubsägeversuch angestellt habe. Sobald ich lesen konnte, wurde jedes andere Vergnügen von der Wonne des Lesens verdunkelt, und sicherlich war auch das Lesen zum grossen Teil daran schuld, dass meine Papiersoldaten nie aufgeklebt wurden. Die ersten Bücher, die ich geschenkt erhielt, waren eine hübsch illustrierte und breitgedruckte Kinderausgabe von Münchhausens Abenteuern und der «Froschmäusekrieg». Auch ein paar Bände der tugendhaften Nieritz-Geschichten lernte ich schon in Bromberg kennen. Ganz ohne Empfinden für Malerisches kann ich übrigens wohl doch nicht gewesen sein. Aus meinem «Struwelpeter» musste das Bild des unartigen Jungen mit den gespreizten Fingern und den langen spitzen Nägeln herausgerissen werden; denn es verursachte mir solchen Ekel, dass es mich im Traum verfolgte und aus dem Schlaf auffahren liess.

Nur ein einziges Schulerlebnis von damals ist ganz isoliert in mir lebendig geblieben. Wir haben Diktat bei dem sanften, blasen, durchsichtig dünnen Lehrer Springer – er ist bald nach unserem Fortzug an der Schwindsucht gestorben –, und ich schreibe eifrig und siegesgewiss, immer mit dem Satz ein paar Augenblicke früher fertig als die andern. Plötzlich durchfährt es mich: «Du darfst ja nicht schreiben – heut ist Sonnabend!» Ein Schreck packt mich, anders und stärker als bei dem Sturz gegen das Tischbein. Es ist nicht das deutliche Gefühl: «Jetzt stirbst du», sondern die ganz vage Vorstellung: «Jetzt wird dich der liebe Gott strafen, jetzt kannst du nie wieder glücklich werden.» Ich brülle nicht, sondern ich schluchze herzbrechend. Umsonst sucht mich der liebevolle Herr Springer zu beruhigen. Schliesslich, als die Tränen immer noch in Strömen fliessen und die Stunde inzwischen been-

det ist, nimmt er mich bei der Hand und sucht im Korridor des obern Stockwerks meinen Bruder Berthold auf: Der muss mich trösten; als Bruder und Glaubensgenosse wird er das besser können als der Lehrer.

An dieser Szene ist mir ein Doppeltes dauernd unerklärlich geblieben. Einmal der Ursprung meines religiösen Schreckens. Ich war kaum religiös erzogen und bestimmt nicht mit Bildern des strafenden Gottes und irgendwelcher Hölle gepeinigt worden. Ich hatte das übliche Kinder-Abendgebet gelernt: «Müde bin ich, geh zur Ruh ...», konnte nicht einschlafen, ohne es mit gefalteten Händen gesprochen zu haben, raspelte es aber blitzschnell und gedankenlos herunter.

Hier muss ich eine Einschaltung machen. Als ich den Abschnitt meiner Frau vorlas, unterbrach sie mich mit der Frage, wie denn die letzten Verse des Kinderspruchs gelautet hätten. Ich rezitierte sofort: «Hab ich Unrecht heut getan, / Sieh's, o lieber Gott, nicht an; / Bleib mir weiter hold und gut, / Schirme mich mit treuer Hut!» – «Nein», verbesserte sie, «es heisst: ‚Deine Gnad' und Christi Blut / Macht ja allen Schaden gut.‘» So war also, um mich einen üblichen deutschen Spruch zu lehren, die christliche Bitte entkernt und durch Mutters Reimkunst gemodelt worden.

Andere Gebete lernte ich nicht kennen. Bei Tisch wurde zu Hause nicht gebetet. Zum Gottesdienst wurde ich nur ganz selten mitgenommen, und er machte auf mich nicht nur keinen erhebenden, sondern einen halb peinlichen, halb komischen Eindruck. Den näselnden Singsang der Beter, das rhythmische Schwingen der Oberkörper empfand ich als hässlich. Die weissen Sterbegewänder am höchsten Feiertag, unter denen die dunklen Hosen hervorguckten, waren eine unordentliche Maskerade. Wie sich der Kantor neben Vater unter das schwarze Tuch bückte, sah er einem Photographen bei der Arbeit gleich, und wie er das Widderhorn blies, klang es gar nicht erschütternd, sondern krächzte mühselig und jämmerlich. Ja, ich wusste auch schon, dass Vater selber von Riten und äusserlichen Kultvorschriften wenig hielt. Der Religi-

onsunterricht, den ich im Gemeindehaus hinter der Synagoge empfing, hätte gegen das alles auch dann nicht aufkommen können, wenn er gut gewesen wäre. Aber er war dürr und schlecht. Ein gelangweilter und auch wohl hilfloser Lehrer erzählte einem Haufen unaufmerksamer und ungezogener Jungen in trockenem Ton biblische Geschichten und liess sie sich das nächste Mal nacherzählen. Sobald dabei ein Schüler stockte, musste der nebensitzende einspringen, und oft teilte sich derart die ganze Klasse unter Gelächter in einen kleinen Abschnitt. Ich nahm diese Dinge – Moses im Kästchen und die Flamme im Dornbusch und der Zug durchs Rote Meer – nicht uninteressiert auf, aber auch mit keinem anderen Interesse als irgendein hübsches Märchen oder eine Tierfabel meines Schullesebuches. In unserm letzten Brombergerjahr begann ich, am Unterricht im Hebräischen teilzunehmen. Doch bevor ich das Buchstabieren erlernt hatte, zogen wir fort, und danach bin ich nie mehr zum Hebräischen angehalten worden. Es ist also kaum möglich, ein Kind aus geistlichem Hause noch weniger mit religiösen Dingen zu beschweren, als dies bei mir geschah. Und dennoch war eine würgende Angst in mir, weil ich am Sonnabend geschrieben und so das Sabbatgebot verletzt hatte.

Und ebenso unbegreiflich wie meine Angst ist es mir, dass mein Bruder Berthold die Selbstbeherrschung auftrieb, mich freundlich zu trösten, und dass ihn damals nicht ein Hass gegen mich erfasste; denn ich muss ihn an seiner empfindlichsten Stelle und in seiner heissesten Sehnsucht grausam verletzt haben. Er fasste keinen Hass auf mich, weder damals noch später; aber freilich sollte mir seine Liebe mehr Kummer bereiten, als es sein Hass vermocht hätte.

Damals verschwand Berthold bald nach diesem Begebnis für einige Zeit aus meinem Gesichtskreis, und sein Abgang war voller Glanz, nicht nur für ihn, sondern auch für mich. Er hatte das Abitur mit Auszeichnung bestanden, und ich durfte ihn durch die Stadt zum Postamt begleiten, von wo er den Brüdern das freudige Ereignis telegraphisch mitteilte. Er trug einen sehr langen ererb-

ten und schlotternden Gehrock und Vaters Zylinderhut, der ihm tief in die Stirn rutschte. Ich glaubte, und hatte darin wohl nicht unrecht, alle Welt müsse auf uns blicken, und war nicht weniger stolz als er. Nachher hielt er als Primus die Abschiedsrede in der Aula. Das ihm gestellte Thema lautete: «Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.» Vom Inhalt der Rede weiss ich nichts; aber sicherlich war sie wohl gelungen, denn sein Klassenlehrer hatte sie mit ihm durchgesprochen, und sie erntete grossen Beifall; und ebenso gewiss enthielt sie das Gegenteil seines Herzenswunsches, denn er wünschte ja nichts sehnlicher, als vom Vätererbe freizukommen.

Kaum war das Fest des brüderlichen Abiturs vorüber, da wurde es von einer noch viel grösseren Feierlichkeit überstrahlt, und auch mein tätiger Anteil war dieses Mal bedeutender als zuvor.

Wenn die «grossen Jungen» zu Besuch kamen, brachten sie immer irgendetwas Köstliches aus der grossen Welt mit. Georg war nun schon eine ganze Weile Assistenzarzt an der Charité, und auch Felix war kürzlich auf dieser Stufe angelangt. Einmal bekam ich einen blauen Matrosenanzug mit hellumrandetem Blusenkragen geschenkt. Ein andermal bekam Mutter das «bordeauxrote Kleid», dessen praller Sitz und fremdländische Farbbezeichnung mir ungeheuer imponierten und das uns allen als äusserster Gipfel der Eleganz erschien; mit ehrfürchtiger Scheu wurde geflüstert, es habe hundert Mark gekostet, und noch jahrelang war von «Mutters Bordeauxrotem» die Rede. Sah ich in Berthold, dem Primaner und nunmehrigen Studenten, einen gereiften Mann, so waren Georg und Felix für mich so zeitlos alt wie die Eltern selber und durch den Glanz ihres hauptstädtischen Lebens beinahe noch grössere Respektspersonen als diese. Und doch wird der Ausdruck: «die grossen Jungen» damals kaum so abwegig gewesen sein. Um ein Rasenstück des kleinen Hausgartens lief in geringer Höhe eine Einfassung, schmale Holzbalken auf eiserne Träger gelagert; darauf balancierten sie und suchten sich mit gekreuzten Armen unter vielem Lachen herunterzustossen. Hätten der Direk-

tor des Gymnasiums und Vater in seinem Talar den gleichen Kampf ausgefochten, so wäre der Anblick für mich nicht überraschender und erschütternder gewesen. Wiederum waren die grossen Jungen sich völlig ihrer Stellung und ihrer Pflichten bewusst. Der Dual freilich entspricht bloss meiner damaligen Auffassung; in Wahrheit lagen Planung und Exekutive der wesentlichen Dinge wohl allein bei Georg. Gegen Ende 1889 nun brachten die beiden noch etwas Wertvolleres mit als das «Bordeauxrote»: einen Freier. Hermann Machol war ein sehr klein geratenes Männchen, und seine Winzigkeit schien anzudeuten, dass weder von seiner noch von unserer Seite besonders hohe Ansprüche gestellt werden durften. Aber er war jung, adrett und zierlich, er war ein studierter Mann, und seine Doktorpraxis in dem Dorf Altruppin – mir gleich vertraut durch das Neuruppin der Bilderbogen – berechtigte ihn zur Familiengründung. Natürlich kam er für die nicht nur körperlich hochgewachsene Grete auf keinen Fall in Frage; aber mit Hedwig mochte es gehen und ging es auch gleich und sehr gut.

Kein Bild aus meiner Kinderzeit ist verschwommener und keines, nicht einmal das der Mutter, freundlicher als Hedwigs Angedenken. Mutter ist die selbstverständliche und mir gebührende Güte, sie ist der gütige Alltag. Die jungen Schwestern Marta und Wally bleiben mir etwas ängstlich fern. Gretes graugrüne Augen können sehr streng blicken, ihre Stimme kann sehr herrisch klingen, und ihre Hand holt auch wohl einmal heimlich den Klaps nach, den die Eltern ihrem kärglich geratenen Jüngsten niemals verabreichen. Aber Hedwig besteht in meiner Erinnerung aus lauter Sanftheit, sanften braunen Augen, sanften weichen Formen, sanftem Streicheln und sanftem Zuspruch. (Um nichts zu versüßlichen: in meiner Erinnerung – im Übrigen soll sie auch ihre recht dickköpfigen Tage gehabt haben.)

Und nun war Hedwig also Braut, und es wurde ihre eine prunkvolle Hochzeit ausgerichtet, so üppig, wie gerade arme Leute zu tun pflegen, wenn sie einmal standesgemäss auftreten müssen. Gewiss, nach Gretes Erzählungen mag unser damaliges Leben,

verglichen mit dem Landsberger Standard, schon ein beinahe behäbiges gewesen sein; es war aber doch sehr armselig. Eine enge Wohnung, immer die Pensionäre mit hineingestopft, kein Badezimmer, ein richtig gedeckter Tisch und gemeinsame Mahlzeiten nur mittags, abends rasche Abfütterung des Einzelnen oder der Gruppe. Dass man zur Nacht ein anderes Hemd anzog als für den Tag, lernte ich erst viel später und ebenso, dass man Schuhe besohlen lassen durfte, ehe die Löcher bis auf die Strümpfe gingen. Da war ich denn von der Pracht der Hochzeit überwältigt. Wie die Trauung vor sich ging, ist mir entfallen, das Festessen hat sie verdrängt. Denn es fand in einem Hotelsaal statt, an der langen Tafel sassen viele Gäste, Honoratioren der Gemeinde, es gab vier Gänge und Wein, ein grosser Baumkuchen stand vor dem Brautpaar, es gab auch Knallbonbons. Und vor allem: Es gab auch eine «Aufführung» auf einer richtigen Bühne, und ich selber war unter den Mitwirkenden. Das Fräulein Wiener, Gretes Gesangslehrerin, hatte den Schwestern und mir irgendwelche bekannten und der Gelegenheit adaptierten Lieder einstudiert. Ich habe keine Ahnung mehr, was wir da spielten und sangen, keine Ahnung, wie weit mein Anteil an der Darbietung reichte; ich weiss nur noch, dass es eine beängstigende, aber stolze und unvergleichliche Seligkeit war, auf der Bühne vor dem grossen Publikum (bestimmt fast zwei Dutzend Personen) zu stehen und bewundert zu werden. In dieser Seligkeit vollendet sich für mich das Fest. Ich weiss nicht, wann es zu Ende ging und wann Hedwig in ihrem Brautstaat und mit ihrem befrackten Mann verschwand. Ich habe sie danach nicht wiedergesehen; sie starb schon im März 1891, ein paar qualvolle Wochen nach der Geburt ihres ersten Kindes. –

Unmittelbar an diese Hochzeitsfeier reiht sich in meinem Erinnern das entscheidende und abschliessende Ereignis dieser ersten Epoche.

Vater ist verreist. Er fährt manchmal zu Trauungen und Beerdigungen in kleine Nachbarorte, ist aber immer abends zurück. Diesmal soll er drei Tage fort sein, seine Abreise ist mit Geheim-

nis und Erregung umgeben, und Mutter bleibt in einer deutlichen Beklommenheit zurück. Dann kommt ein Telegramm, wird mit höchster Spannung aufgerissen, mit Entzücken verlesen. Die fünf Worte haften in mir für immer wie ein Schicksalspruch: «Ging gottlob alles gut. Wilhelm.»

Das wichtigste der fünf ist «gottlob». Es hat Zeiten gegeben, in denen ich es für eine bis zur Gedankenlosigkeit mechanisierte Interjektion des Absenders hielt, auch aufrührerische Zeiten, in denen ich es als eine in Fleisch und Blut übergegangene Heuchelei auffasste. Beides ist bestimmt unrichtig. Sicherlich hatten eigenes Denken und die positivistische Zeitströmung, dazu die sarkastische Skepsis seiner ältesten Söhne den Kinderglauben meines Vaters schon damals angetastet: Eine individuelle Unsterblichkeit, ein irdisch dekoriertes Jenseits wird es kaum noch für ihn gegeben haben. Doch ebenso gewiss ist das vermenschlichte Bild des persönlichen Schöpfers, des unbegreiflichen und strengen, im Grunde aber doch gütigen alten Herrn irgendwo über den Wolken niemals aus der Vorstellung seines Herzens verdrängt worden und hat ihn immer getröstet. Freilich – und das gibt erst dem frommen Stossseufzer seines Telegramms die volle Berechtigung –, freilich war sein religiöses Credo, gleich dem der gemässigten Rationalisten unter den Aufklärern des achtzehnten Jahrhunderts, mit diesem einen Punkt des Glaubens an den persönlichen Gott völlig erschöpft. Die jüdische Religion war ihm lieb, weil sie keinen Wunderglauben von ihm forderte. Was sie ihm aber an äusseren Bindungen, als Festriten und Speisegesetze, auferlegte, das empfand er als sinnlos gewordene Überbleibsel eines früheren Menschheitsstadiums und als lästige Fessel. Und diese Fessel musste ihn in Bromberg ungleich ärger scheuern als vordem in Landsberg. Landsberg lag in der Provinz Brandenburg, dort war er der «Prediger Dr. Klemperer» gewesen. Bromberg lag in der Provinz Posen, es hatte wesentlich östlichere Verhältnisse. Hier war er der Rabbiner einer polnisch angehauchten Gemeinde, von den deutschen Mitbürgern abgetrennt, von den Mitgliedern

seiner Gemeinde zur Orthodoxie gezwungen und in seiner Orthodoxie überwacht. Ich sehe Vater in der Küche, mit der linken Hand hält er einen Gänsemagen dicht unter die kurzsichtigen Augen, mit der rechten ein stocherndes Taschenmesser, das gewöhnlich zum Köpfen der Zigarren dient. In dem Magen steckt ein Nagel, deutlich blinkt die Spitze durch die Aussenwand. Ist der Magen durchbohrt, so gilt die Gans als unrein und darf nicht gegessen werden. Eine armselige Frau wartet ängstlich auf die Entscheidung des Rabbiners. Vater stochert, er besieht den Magen, er besieht die Frau, er entfernt den Nagel, er scheint sehr tief nachzudenken, er entscheidet mit tiefstem Ernst: «Sie dürfen die Gans ruhig auf den Tisch bringen, liebe Frau, Gott hat nichts dagegen.» Und die Frau zieht beglückt ab. Das ist mir eine liebe Erinnerung. Weniger lieb ist mir eine andere. Den ganzen Versöhnungstag über hat der strenggläubige Jude zu fasten, nicht nur behaglich bei Fisch und Mehlspeise wie der Katholik, sondern wirklich zu fasten, ohne einen Bissen noch einen Tropfen. Wenn er den ganzen Tag über betend im Gotteshaus verharrt, wird er am ehesten mit seinem Hunger fertig. Vater ist ein kräftiger Mann, ein starker Esser. Er hat an diesem Tag zweimal zu predigen, er hat viele Gebete laut zu sprechen; soll er seine Aufgabe mit wirkungsvoller Eindringlichkeit zu entschiedener Erbauung der Gemeinde durchführen, so muss er gut beisammen, oder um es ganz deutlich zu sagen, so muss er in Form sein. Er nimmt also am Morgen im verschlossenen Zimmer ein nachhaltiges Frühstück zu sich. Nur Mutter darf das wissen – aber natürlich wissen es die Kinder auch. Wie oft habe ich mich in früheren Jahren hierüber sittlich entrüstet! Ich bringe diese Entrüstung längst nicht mehr auf; ich wünschte, ich brauchte keinem Menschen schlimmere Sünden nachzusagen als meinem Vater. Die Orthodoxie der Gemeinde aber bedeutet für ihn nicht nur eine Fessel und innere Qual, sondern auch in steigendem Masse eine Gefahr. Er ist des Liberalismus verdächtig, und seine Söhne, für deren Erziehung er verantwortlich ist, führen in Berlin – das weiss man natürlich –

kein frommes Leben. Die Vita vor Georgs Doktordissertation beginnt mit den Worten: «Ich bin als Sohn eines Landgeistlichen geboren.» Das ist eine Verschleierung des Judentums und lässt Schlimmes erwarten. Noch nehmen die Söhne auf Vaters Stellung einige Rücksicht; aber wie lange wird man sich in Bromberg mit dieser blossen und fadenscheinigen Rücksichtnahme begnügen?

Und nun hatte sich für Vater eine Möglichkeit aufgetan, der äusseren und inneren Bedrängnis zu entkommen. Eine blendende Möglichkeit, aber auch die gefährlichste. In Berlin gab es eine in Deutschland und, wenn ich nicht irre, in der Welt einzigartige jüdische Kultgemeinschaft. Das war die seit 1840 bestehende jüdische Reformgemeinde, von ihren Mitgliedern und ihren Gegnern meist kurz «die Reform» genannt. Hier hat der Wille zum Deutschtum seinen radikalsten Ausdruck gefunden, hier ist nur der religiöse Kern des Judentums bewahrt, er ganz allein – die Strenggläubigen sagen, hier ist das Judentum vernichtet. Der Gottesdienst findet bis auf wenige Worte in deutscher Sprache, er findet am Sonntag, nicht am Sonnabend statt, die Gebete sind alle deutsch, die Orgel spielt zum deutschen Chorgesang. Die Betenden sitzen ohne Kopfbedeckung, Männer und Frauen beisammen. Der Knabe wird nicht mit dreizehn Jahren unter die Männer der Gemeinde aufgenommen, sondern Mädchen und Knaben werden als Fünfzehn-, Sechzehnjährige gemeinsam am Ostersonntag eingeseget. Das Fahr- und Schreibverbot der Sabbatheiligung und alle Speisegesetze fallen fort. In nichts, wirklich in gar nichts will man von deutscher Sitte abweichen. Die Reformgemeinde war nur klein, aber sie bestand fast ganz aus Angehörigen der Oberschicht, reichen und gebildeten Grosskaufleuten, Ärzten, Anwälten, Wissenschaftlern aller Fächer. Die Gemeinde musste auch notwendigerweise klein bleiben, ja ich frage mich, wie sie überhaupt ein Jahrhundert existieren konnte, bis sie im Dritten Reich sinnlos wurde und zusammenbrach. Denn es fehlte ihr am natürlichen Nachwuchs, weil die Kinder ihrer Mitglieder sich gar zu oft mit Christen verheirateten oder selber zum Christentum über-

traten. So versteht es sich, dass die Reform allen orthodoxen Juden als eine Ketzergemeinschaft erschien; wahrhaftig klaffte ja der Spalt zwischen ihnen und diesen Abtrünnigen breiter als zwischen Protestanten und Katholiken. Offiziell und in einigen administrativen Punkten mochte die Reform ein selbständiger Annex der «Grossen jüdischen Gemeinde» in Berlin sein, in Wahrheit war sie doch ein ganz isoliertes Gebilde, das von den übrigen Juden im günstigsten Fall mit Achselzucken betrachtet wurde. Auf dem allgemeinen jüdischen Friedhof im nördlichen Vorort Weissensee gibt es eine Ehrenreihe für die Gräber der Geistlichen: in diese Reihe wurden die Prediger der Reform nicht aufgenommen. Und wenn sie bei Lebzeiten ihr Amt hätten verlassen wollen, so hätten sie nie eine andere Kanzel gefunden.

Bei dieser Kultgemeinschaft also mit dem rein deutschen Kult hatte sich Vater um die Stelle des zweiten Predigers beworben. Bekam er sie, so war sie für ihn die Erlösung aus aller Not und die reine Seligkeit – mindestens konnte er damals nicht wissen, dass es die reine Seligkeit nun doch nicht sein würde; bekam er sie nicht, so war er geächtet und mochte sehen, wie und wo er sich eine neue Existenz aufbaute. Er war aber damals schon über fünfzig Jahre alt, passte in keinen andern Beruf als den seinen und trug noch Verantwortung für fünf unversorgte Kinder. Sein Leben lang ist mir Vater als ein schwankender, oft allzu opportunistischer Charakter erschienen. Heute weiss ich, wie tapfer er um seines Ideals willen im entscheidenden Augenblick seine bürgerliche Existenz aufs Spiel gesetzt hat. Ich habe in meinem eigenen Leben trotz des bisschen Flandern nichts Ähnliches aufzuweisen. Ich habe im Jahre 1933 unter sophistischer Beruhigung meines klarsehenden Gewissens der Regierung Hitler den Treueid geschworen, ich habe an meinem gemein gewordenen Amt geklebt, bis man mich hinausgeworfen hat – und ich sollte über Vaters Frühstück am Versöhnungstag zu Gericht sitzen?

Er war, wie gesagt, von stattlicher Erscheinung, er war ein

prachtvoller Kanzelredner gerade für ein gebildetes Publikum, reich, wenn nicht an eigenen Gedanken, so doch an ungemeiner, geschmackvoll verwendeter Belesenheit, die Worte strömten ihm mühelos, sein tragendes Organ war biegsam und umfassend: So wurde er denn gewählt und telegraphierte sein «Gottlob» aus tiefstem Herzen.

Ist mir dies alles erst nach Jahrzehnten klar geworden, so wurde mir noch am Abend des Telegrammes die Wendung in unserem Leben auf sehr eindringliche Weise verdeutlicht, auf die eindringlichste für ein Kind und wohl auch für die meisten Erwachsenen. Wir gingen, wenn ich Mutter bei ihren Einkäufen begleitete, regelmässig auch zum Fleischer mit den hebräischen Buchstaben am Schaufenster. Es war ein grosser, sauberer Laden; Frau Bukofzer, eine dicke, blasse junge Frau mit herzkrank vorquellenden, übergrossen dunklen Augen, hatte beim Bedienen immer ein freundliches Lächeln für mich, das Fleisch und die Wurst von Bukofzers schmeckten ausgezeichnet. Dennoch verband sich für mich mit diesem Laden ein ständig auftauchendes peinliches Bild aus den ersten Bromberger Tagen. Damals war ich durch einen Zufall für einen Moment in den Hof des Gemeindehauses geraten, als der Kultusbeamte gerade ein paar Hühner schlachtete. Er hob die Tiere hoch, schnitt sie rasch in die Kehle und liess sie fallen; sie liefen schwankend, flatternd, blutend ein paar Schritte, kippten um, zuckten mit den Flügeln, lagen still, zuckten noch einmal mit den Krallen und lagen endgültig still. Es ging sehr rasch. Ich habe später ganz ähnliches Geflügelschlachten auf einem Bauernhof gesehen, es ist mir auch oft erklärt worden, dass alles Schächten kein grausameres Töten bedeute als das christliche Schlachten. Trotzdem verbindet sich mir von jenem ersten und einzigen Anblick rituellen Schlachtens an mit dem Begriff des Schächtens etwas besonders Widerwärtiges, und darunter litt denn auch ein wenig Bukofzers Geschäft. (Während mir die blutropfend hängenden Rebhühner und Hasen und die armen Teufel der jämmerlich durcheinanderkrabbelnden Hummer bei Emil Mazur nicht den geringsten Schauer einflössten.)

Am Spätnachmittag des Telegrammtages nun – es war schon ganz dunkel – gingen wir nicht wie sonst zu Bukofzer, sondern in eine fremde Strasse, in einen fremden Schlächterladen ohne hebräische Buchstaben. Mutter sah sich vorsichtig um, ehe sie eintrat, sie verlangte mit etwas gezwungener Haltung, etwas erregter, deutlich beherrschter Stimme «gemischten Aufschnitt, von jeder Sorte ein bisschen», sie ging stolz und eilig hinaus. Gleich beim Auspacken in der Küche ass sie ein Stückchen aus dem Paket und gab auch mir davon zu kosten. Es schmeckte kaum anders, weder besser noch schlechter als die gewohnte Wurst. Aber Mutter nahm den Bissen mit einer gewissen Verklärtheit in den Mund. «Das essen die andern», sagte sie, «und das dürfen wir nun auch essen.» Es war wohl viel blosser Neugier im Spiel, auch Freude am bisher Verbotenen, Trotz und Eitelkeit; aber darunter war es gewiss auch etwas Grösseres, was sie damals empfand.

Neun Jahre später, und seitdem sind weitere vierzig verfloßen – ich habe mir das Stück nach der Vorstellung als Buch gekauft und den Theaterzettel eingeklebt –, am 11. Mai 1899 also sah ich bei Kroll den «Uriel Acosta». Das Stück war damals schon eine ganz veraltete Sache, an dem die Kritik längst kein gutes Haar mehr liess. Deshalb wurde es auch bloss bei Kroll gespielt. Denn dieses Etablissement zählte zwar als Neues Operntheater zu den Königlichen Schauspielhäusern, war aber doch der Oper und dem Schauspielhaus gegenüber deutlich zweiten Ranges. Hier sang und spielte im Allgemeinen die zweite Garnitur der königlichen Künstler in nicht mehr zugkräftigen Stücken oder in Volks- oder Schulaufführungen, hier zahlte man geringere Preise als in den eigentlichen «Königlichen Schauspielen». (So hat es mich immer sehr komisch berührt, dass die Regierung des Dritten Reiches ihre Reichstagssitzungen nach der Vernichtung des wirklichen Parlaments gerade bei Kroll zu inszenieren pflegte.) Auf mich tat damals der veraltete «Acosta» eine sehr begeisternde Wirkung, und auch später, als mir die Schwächen des jungdeutschen Tendenzdramas durchaus klar geworden waren, habe ich seine reichlich

vorhandenen dichterischen Werte immer geliebt. Als ich damals im Bett vor dem Einschlafen den frischen Genuss nachkostete, gingen mir zwei Verse durch den Kopf, die «Herr Ludwig», keine erste, aber eine brave Kraft des Schauspielhauses, mit besonderem Gefühl gesprochen hatte: «Ins Allgemeine möcht ich gerne tauchen / Und mit dem grossen Strom des Lebens gehn.» Und plötzlich fiel mir ein, wie Mutter und ich in Bromberg den gemischten Aufschnitt kosteten. Es war eine Art Kommunion gewesen.

Natürlich – von meiner Seite wenigstens – eine unbewusste. Denn da war ich doch noch ein sehr kleiner Junge. Wie klein, das zeigte sich am Tage der Abreise. Dass wir nach Berlin übersiedeln würden, das ganz allein hatte seit dem Eintreffen des Telegramms meine Gedanken erfüllt. Immer wenn Mutter etwas bewunderte oder vermisste, stammte es aus Berlin oder war es in Berlin anzutreffen. Das «Bordeauxrote» war ein Tropfen aus dem Berliner Ozean. Immer wenn ich etwas bedeutend fand, war es nichts im Vergleich zu der entsprechenden Berliner Herrlichkeit. Ich hatte mit angesehen, wie die Gleise einer ersten Pferdebahnlinie in Bromberg gelegt wurden, ich hatte dann für die durchlocherten Fahrscheine Verwendung beim Pferdchenspiel gefunden. (Eine Pferdeleine durch den ausgehöhlten Korken von fünf eingesteckten Nadeln herab zu knüpfen ist die einzige Handfertigkeit, die ich als Kind erlernt und mit Wonne ausgeübt habe.) «In Berlin», sagte Mutter, «gibt es sicher hundert Pferdebahn- und Omnibuslinien und zahllose verschiedenartige und verschiedenfarbige Fahrscheine.» Ich hatte bei der letzten Sedanfeier an einem Hotel in der Nähe des Bahnhofs eine wunderschöne neue Beleuchtung gesehen. Immer waren bei uns wie bei allen Leuten zu Sedan und zu Kaisers Geburtstag brennende Kerzen in die Fenster gestellt worden; über dem Eingang dieses Hotels sah man, weniger flackernd als wellig leicht bewegt, eine Krone, einen Adler und ein W aus bläulichen Gasflämmchen. Davon, sagte Mutter, gebe es in Berlin an Festtagen beinahe ebenso viele wie

Pferdebahnen, und Gasbeleuchtung finde man in jedem Hausflur.

Und nun sollte ich also wirklich nach Berlin kommen. Vater war schon dort, Mutter folgte jetzt «mit den Kindern und den Sachen». Ich drückte mich in meinem nicht mehr ganz neuen, aber noch immer nicht zur Alltagskleidung degradierten Matrosenanzug in den kahlen Zimmern zwischen den Kisten umher. Unversehens bekam ich von Grete, die Aufsicht führte, einen Klaps: «Du musst dich immer anschmieren, statt auf ordentliches Aussehen zu halten!» Auf meinen Protest erwiderte sie mit vielem Ernst: «Wer sein Kind liebt, der züchtigt es.» Ich monierte: Ich sei nicht ihr Kind. Dann sassen wir endlich im Zuge. Es waren ausser uns fünfen noch eine Frau und ihr Säugling im Abteil. Ich wünschte, ich könnte nun, wie es sich gehört und wie ich es in so vielen Romanen und Autobiographien gelesen habe, die Emotionen dieser ersten bewussten Reise, der Reise in die grosse Welt und in die märchenhafte Hauptstadt schildern. Die Wonne der raschen Fortbewegung, der vorübereilenden Landschaft, die Erwartung, die Annäherung Berlins, das Getümmel auf dem Bahnhof Friedrichstrasse. Aber nichts von alledem, nur etwas ganz anderes ist von dieser Fahrt in mir lebendig geblieben. Ich musste den Abort aufsuchen. Auf dem Klosettdeckel stand ein blechernes Töpfchen für den erwähnten Säugling. In meiner Weltunerfahrenheit glaubte ich es zum allgemeinen Gebrauch hingestellt, benutzte es mit gutem Gewissen und kam auch gar nicht darauf, die Spuren meines Tuns zu beseitigen. Als man sie nachher entdeckte, wurde ich weniger gescholten als ausgelacht. Das geschah ziemlich zu Anfang der Fahrt. Die ganzen übrigen Stunden tat ich nichts anderes als mich schämen, sah nichts, hörte nichts, dachte nichts, schämte mich nur. Und noch auf dem Bahnhof Friedrichstrasse schämte ich mich. Ich war wirklich trotz meiner absolvierten Vorschule und Sextareife mit meinen neun Jahren doch noch ein sehr kleiner Junge, unhöfliche Leute hätten wohl gesagt: ein etwas zurückgebliebenes Kind.

ZWEITES KAPITEL

[BERLIN]

1. Berliner Schuljahre

Der Übergang von Bromberg nach Berlin bedeutet für mein Gedächtnis nicht etwa ein allmähliches Dünnerwerden des Nebels, sondern genau das, was ich einmal im Ärmelkanal erlebte: Das Schiff gleitet plötzlich und miraculös durch die geschlossene Nebelwand, die wie eine dicke, lückenlose, buchstäblich himmelhohe Mauer zurückbleibt, ins vollkommen Klare und Weite.

Von unserm Wohnen in Bromberg weiss ich fast nichts, von unsrer ersten Berliner Wohnung alles, jede Einzelheit intra et extra muros. Ich sagte mir die Adresse mit grosstädtischem Stolz in postalischer Exaktheit her: Berlin NW, Albrechtstrasse 20. Offenbar war diese Wohnung gemietet worden, weil sie in fast gleichem und gleich geringem Abstand von Vaters und Georgs Amtsstätte lag. Ein paar Strassenzüge vor der Front unseres Hauses befand sich die Charité, ein paar Strassenzüge hinter seiner Rückseite, in der gassenartig schmalen, von der brausenden Friedrichstrasse abzweigenden Johannisstrasse das Gotteshaus der jüdischen Reformgemeinde.

Gleich an einem der ersten Tage unternahm ich einen einmaligen selbständigen Vorstoss in die Stadt. Der Strassenabschnitt, zu dem unser Haus gehörte, lag bei Tage ziemlich still, denn hier lief die Albrechtstrasse als halbe Sackgasse auf die Schumannstrasse auf, bot also wenig Durchfahrtsmöglichkeiten. Ich wurde mit meinem grossen Reifen heruntergeschickt, blieb aber nicht, wie

als selbstverständlich angenommen worden, in der Nähe des Hauses, sondern bog in die Schumannstrasse ein und trieb dann, bald auf dem Gehsteig, bald in seiner Nähe auf dem Fahrdamm, den Reifen immer weiter vor mir her. Siegestsäule, Brandenburger Tor, Königgrätzer Strasse – wieviel besser haben es die Amerikaner mit ihrer fünften Avenue oder hundertundfünften Strasse: Sie brauchen sie nicht bei jedem Wechsel der politischen Lage umzutaufen. Es war kaum die Freude an den Monumenten und Bauwerken, auch kaum eine allgemeine Neugier, was mich weiterführte, vielmehr das Entzücken über die eigene Heldenthatigkeit, mich so selbständig allein in die Riesenstadt zu wagen. Erst am Potsdamer Platz mit seinem stärkeren Verkehr kamen mir Bedenken; ich glaubte genug des Grossen vollbracht zu haben, kehrte um und fand auch merkwürdigerweise mühelos den Rückweg. Aber ganz zuletzt, dicht vor der friedlichen und vertrauten Schumannstrasse, gab es doch einen bösen Augenblick. Die Luisenstrasse entlang kam mit Getöse ein Schlächterwagen gejagt. Schlächterwagen waren die gefürchteten Verkehrssünder des vorigen Jahrhunderts; feurige Pferde, feurige Fahrer; was heute in den Zeitungen «die tägliche Kette der Strassenunfälle» heisst, handelte vor der Autozeit hauptsächlich von ihnen. Ich gab dem Reifen einen erschreckten Schlag und sprang auf den Gehsteig; der Reifen kam unter den Wagen, wurde überfahren und brach an einer Stelle. Dass man ihn leicht hätte flicken können, fiel mir gar nicht ein. Ich liess ihn liegen und rannte nach Hause. Mutter tadelte zwar, dass ich das schöne Stück im Stich gelassen hatte; aber sie war doch froh über meine Unversehrtheit, und auch sie erfüllte mein im Ganzen immerhin glücklich durchgeführtes Unternehmen mit einigem Stolz. Doch musste ich feierlich versprechen, mich nicht mehr so weit fortzuwagen, bekam auch keinen neuen Reifen, der mich dazu hätte verleiten können.

Es gab in nächster Nähe so viel zu sehen, zu hören, zu spielen, dass ich diesen Verlust nicht sehr bedauerte. Da war das einzige Fenster des typischen langgestreckten Berliner Zimmers. Esstisch und Büfett standen im Halbdunkel. Das Fenster in der Tiefe

der vorderen Schmalseite ging auf den wenig geräumigen Hof und gab eigentlich nur dem darangerückten Nähtischchen Licht. Aber von hier aus liess sich die Tätigkeit in zwei gardinenlosen Wohnungen des Hinterhauses beobachten. Im Parterre befand sich eine primitive Konfektfabrik. Immer stand ein Mann mit grosser Kelle an einem grossen Kessel, rührte darin herum, kostete von der Kelle und tauchte sie wieder ein. Und immer sass ein buckliger Gehilfe am Fenster, strich mit feinem Pinsel Glasur oder Farbe auf Pralinés und Bonbons, reihte die fertigen Stücke auf einem Brett aneinander, leckte am Pinsel und malte weiter. Pinseln, Aufreihen, Lecken, Pinseln – das lief so im regelmässigen Arbeitsgang weiter und weiter. Es war nicht sehr appetitlich, aber ich kann mich nicht erinnern, dass es mir oder Marta und Wally jemals den Pralinégenuss vergällt hätte. Wir kauften ja nicht von da unten, sondern aus feinen Läden. Im ersten Stock ging es gesitteter und lebhafter zu. Dort war die Werkstatt des vielbeschäftigten Militärschneiders Denk, dessen grosses Firmenschild über dem Haustor vorn an der Strasse hing. Ein halbes Dutzend Gesellen sass, genau wie man es in Kinderbüchern sieht, mit gekreuzten Beinen auf Tischen bei der Arbeit, sie plauderten untereinander, sie warfen den Dienstmädchen an den Fenstern auf unserer Seite oder am Müllkasten unten im Hof Bemerkungen zu. Wie günstig der Meister sich einquartiert hatte, das war von unserm auf die Strasse gerichteten Salon aus zu erkennen, einem wirklichen und neu angeschafften Salon mit Seidenfauteuils und Seidensofa, mit einem ovalen polierten Tisch und einer Spitzendecke und silbernen Schale darauf: Gerade gegenüber lag der riesige Hof einer Grenadierkaserne. Hier war den ganzen Tag über Bewegung. Anreten, Abzählen, Stillgestanden, das Gewehr über, präsentiert das Gewehr, Marschieren, Laufen, Hinwerfen, Zielen, Turnen am Reck, am Bock, Klimmzüge am dicken Balken, in Kniebeuge verharren und dabei das Gewehr mit beiden Händen horizontal vorgestreckt; und vor allem: «langsamen Schritt», den Paradeschritt üben, ganz steif, ganz marionettenhaft, Mann hinter Mann in brei-

tem Abstand, jede Puppe einzeln, und «Zurück an die Mauer!» und «Noch einmal!» und «Noch einmal!», wenn einer gewackelt hat. Alles konnte ich von oben aufs Deutlichste sehen, jedes Kommandowort, jedes Donnerwetter hören. Der langsame Schritt war das schönste, ich habe ihn manchmal im Spiel für mich geübt, ehe ich ihn einige zwanzig Jahre später auf dem Hof der Alphonsschule in München als Vorbereitung für Flandern offiziell erlernte.

An den Fenstern des Salons gab es keine Langeweile. Auch die wenig belebte Strasse selber bot etwas für Auge und Ohr. Ein paar Häuser rechts von uns, kurz ehe sie an einem Schulhof vorbei in die Schumannstrasse einbog, war die bis dahin gepflasterte Albrechtstrasse asphaltiert wie die Schumannstrasse selber. Asphalt bedeutete für mich etwas ganz Neues, wurde mir sofort zum Symbol der Grossstadt und gewann sofort meine Liebe. Wenn er trocken und hellgrau in der Sonne lag, wenn die roten Sprengwagen ihn erst auf der einen, dann auf der andern Seite dunkel färbten, wenn ihn Regen überströmte und, ganz besonders, wenn sich die Lichter der Laternen und der Wagenlampen in seiner glänzenden Nässe spiegelten: immer gefiel er mir. Diese Liebe zum Asphalt war im ersten Augenblick da; später, in der Zeitspanne, die ich wohl meine Bohèmejahre nennen kann, wurde sie zur Leidenschaft. Und nicht nur für das Auge war der Asphalt ein Genuss. In der Schumannstrasse lag das Deutsche Theater, und kurz vor sieben begann sich die Albrechtstrasse allabendlich mit anrollenden Droschken zu beleben. Sie rasselten an unserm Haus vorbei, und ein paar Sekunden später war das Rasseln der Räder verschluckt und nur das klare fröhliche Klappern der Hufeisen auf der glatten Strassendecke zu hören. Das war jedesmal eine Art musikalischen Genusses, und ich wartete immer auf den Übergang vom Getöse zum Ton (bei den Equipagen auf Gummirädern fiel er weg, und deshalb waren sie mir nicht halb so lieb wie die Droschken.)

Ständig verfolgt mich die Angst vor dem unechten Nachträglichen, dem Angelesenen, dem von irgendwoher Zugeflogenen,

modisch Nachempfundenen. Oft prüfe ich mich dann, indem ich das entscheidende Wort vor mich hin spreche, wie man eine Taste anschlägt, und beobachte, welche Vorstellung als unmittelbare Reaktion in mir auftaucht. Krieg: kein Schlachtenbild; ich arbeite mühselig atmend an der Pumpe eines ersaufenden Geschützstandes. Natur: märkischer Wald oder Ostseeküste. Berlin: Lichter im nassen Asphalt spiegelnd, abbrechendes Rädergerassel und Hufschläge auf Asphalt.

Für den Neunjährigen bot der Asphalt ausser dem ästhetischen auch einen praktischen Reiz: er war für Kreisel- und Murmelspiel ungleich geeigneter als das Steinpflaster. Kreisel und Murmeln kaufte man ganz billig in den zahllosen Grünkramkellern, die neben den ebenso zahllosen Kutscherkneipen ein Charakteristikum der Strassen bildeten. (Die Kellerläden sind jetzt wohl ganz verschwunden, die kleinen Destillen mehr als dezimiert; dafür gibt es seit dem Krieg die Unzahl der kleinen Schokoladengeschäfte.) Einen Kreisel bekam man schon für fünf Pfennige; war er zu diesem Preis ohne Farbenschmuck, so klebte man ihm bunte Papierstückchen mit Spucke auf; diese Befestigungsart hatte den Vorzug, nicht vorzuhalten, mühelos liess sich alle halbe Stunden ein neues Muster herstellen. Murmeln gab es in einfach grauem Ton dreissig für fünf Pfennige, in farbigem Ton nur zwölf bis fünfzehn für die gleiche Summe. Glaskugeln von der Grösse einer Haselnuss bis zu der eines Pfirsichs mit bunten Meridianen oder Breitengraden oder Spiralen oder mit silbernen Figuren im Kern, wie Sternen, Tieren, Männchen, waren viel teurer und kaum in Grünkramkellern, viel eher in Spielzeugläden zu haben; sie waren auch ein ausgesprochenes Zimmerspielzeug feiner Jungen und kamen für die Strasse fast nie in Frage. Doch auch von den bunten Murmeln machte ich unten sehr bald nur noch bescheidenen Gebrauch. Ist nämlich Kreiseln ein solitäres Vergnügen, so ist «Murmeln» durchaus ein Gesellschaftsspiel, zu dem mindestens zwei Leute gehören; für sich allein kann man es höchstens üben. Es kommt darauf an, die in den Kreidekreis eingesetzten Kugeln mit einer

Wurfkugel oder Schraubenmutter herauszubefördern. Dabei gibt es wechselnde und komplizierte Satzungen über den Abstand des Werfenden vom Ziel und über die Lage des Wurfgeschosses, ob es auf dem Kreisrand liegen bleiben darf, ob es innerhalb des Kreises liegen muss und so weiter. Nun waren meine Lehrer und Partner in der Albrechtstrasse – dort wohnten wir zwei Jahre, und nur dort habe ich gespielt – durchweg Strassenjungen, Söhne des Portiers, der Kellerinhaber, der Destillenwirte. Sie nahmen mich mit rauher Freundlichkeit als ihresgleichen auf. Von Antisemitismus war bestimmt nichts zu spüren, obwohl ich auf Kinderbildern noch weniger arisch aussehe als in späteren Stadien. Aber sie wurden misstrauisch, sobald ich in Verdacht geriet, ein feinerer Junge zu sein als sie. Eine gewisse Belastung in dieser Hinsicht bedeutete mein Hochdeutsch, das aber dem Stadtneuling verziehen wurde und das sich auch rasch mit einigen Berlinismen des Ausdrucks und der Aussprache durchsetzte. Legte ich jedoch zuviel bunte Murmeln ein, so stiess ich bald auf einen etwas gereizten Spott meiner meist siegreichen Gegner; sie gewannen dann nicht einfach, sie übten soziale Vergeltung. Ich hatte das bald heraus und verbarg den elterlichen Kapitalismus unter grauen Murmeln.

Einer dieser Spielnachmittage steht heute schwarzumrandet in meinem Gedächtnis; aber damals ist er mir wohl mehr düster-interessant als wahrhaft traurig erschienen. Die Geburt meines Nefen Heinz Machol im Februar war sogleich mit gedämpfter Freude aufgenommen worden. Das Thema wurde vor mir als unpassend vermieden, aber ich fing doch einzelne Bruchstücke auf wie: «Sehr angegriffen ...», «Erhöhte Temperatur ...», «Wenn nur um Gottes willen nicht ...» Schon am nächsten Tage sah ich angstvolle Gesichter um mich und hörte die Worte «Fieber» und «Infektion». Dann war lange Zeit ein ständiges Fahren und Kommen: Georg, Mutter, Vater, später auch Grete fuhren wiederholt, Mutter und Grete für längere Tage nach Ruppin; bei der Rückkehr sahen sie müde und bekümmert aus. Ich hörte, dass auch Felix

mehrmals von Küstrin aus dort gewesen sei. Gedrungener als Georg, war er bei der letzten Gestellung militärtauglich befunden worden, war ein halbes Jahr Infanterist gewesen und diente jetzt sein zweites Halbjahr als Mediziner. Ein paarmal hörte ich erbitterte Anklagen: «Im Hause eines Arztes ...», «Fahrlässiges Verschulden!», ein paarmal auch resignierte Äusserungen: «Ein Unglück ...», «Kaum noch einer in tausend Fällen ...», «Selbst in Kliniken ...» Und nun war die Todesnachricht eingetroffen. Wir sassen sonst nur bei den Mahlzeiten unter der brennenden Hängelampe im Esszimmer, übrigens, seit wir in Berlin wohnten, mittags und abends gemeinsam und ohne Pensionäre; jetzt lag der Raum im Düstern, und Vater, Mutter und die Schwestern sassen am ungedeckten Tisch, die Stühle ein wenig zurückgeschoben, und alle weinten, auch Vater. Nach einer Weile sagte er unter fliessenden Tränen: «Die Arme, ich habe sie immer wieder flüstern hören: ,Wenn ich nur schlafen könnte! Wenn ich nur schlafen könntet – jetzt schläft sie.» Etwas anderes, als dass sie nun schlief, sagte er nicht. Ich weiss nicht, wann und woher ich in das Zimmer gekommen war. Ich stand herum und fühlte mich entsetzlich überflüssig. Ich wusste sofort: Hedwig ist tot, und ich hatte Hedwig sehr liebgehabt. Aber ich empfand nichts anderes als das peinliche Unbehagen, überflüssig zu sein und im Wege zu stehen. Die Geburt des Kindes, Hedwigs geheimnisvolle Krankheit, das waren Angelegenheiten der Erwachsenen, die man vor mir geheimgehalten oder doch verschleiert hatte, und auch über Hedwigs Tod klärte mich ja niemand auf; vielleicht war man zu versunken in den frischen Schmerz, vielleicht auch wollte man mich nicht belasten. Ich drückte mich eine Weile herum, niemand sprach zu mir, ausser Vaters Bemerkung fiel überhaupt kein Wort. Schliesslich sagte ich und kam mir dabei sehr selbständig und taktvoll vor: «Ich gehe hinunter und spiele ein bisschen.» Unten fand ich auch gleich zwei Jungen, und Murmeln hatte ich in der Tasche. Während der ersten Partie hatte ich noch das Gefühl eines nicht unangenehmen Sonderzustandes. Ich kam aus einem Trau-

erhaus, ich hatte mich in guter Haltung entfernt, um die Meinigen nicht zu stören, ich liess mir auch jetzt nichts anmerken und spielte in stoischem Gleichmut. Aber schon bei der zweiten Partie war dies alles vergessen, und ich war wirklich in keinem Winkel meiner Seele etwas anderes als ein Junge beim Murmelspiel.

Ob ich in den nächsten Tagen mit wärmerer Empfindung meiner guten Schwester nachgetrauert habe, das kann ich weder behaupten noch verneinen. Jedenfalls ging der Schmerz nicht so tief, dass er sich eingepägt hätte. Ich schreibe das nicht etwa als kokette Beichte einer Herzlosigkeit nieder, sondern als das natürlichste Faktum. Ich war ein Kind, Hedwig war seit einem Jahr aus meinem Leben verschwunden, und gerade dieses Jahr hatte so viel Neues auf mich eindringen lassen und brachte noch immerfort Neues. An dem Leichenbegängnis nahm ich nicht teil, man sprach vor mir so wenig als möglich darüber, wie hätte ich da lange bei Hedwig verweilen sollen?

Und ich weiss nicht einmal, ob die Erwachsenen lange bei ihr verweilten, und auch das ist kein Hinweis auf eine besondere Gefühlskälte. Hedwig war von Eltern und Geschwistern ehrlich geliebt worden. Aber gerade jetzt befand sich die Familie im Aufstieg. Man hätte die Verstorbene gern daran teilnehmen lassen, doch wenn sie nun einmal zu früh hatte abtreten müssen, so durfte das nicht die Aufwärtsbewegung hindern, ja vermochte selbst nicht für lange die Freude daran zu dämpfen.

Obschon Vater sichtlich in der grösseren Freiheit und Bedeutung seines neuen Postens schwelgte (was freilich die Szenen um das Wirtschaftsgeld nicht verringerte), war doch der eigentliche Führer dieses Aufstiegs ganz offenbar, und selbst meinem damaligen Verständnis deutlich, nicht er, sondern Georg. Georg ass jetzt regelmässig mittags und abends bei uns, und das führte zu sehr starken Veränderungen der Mahlzeiten. Es waren nun wirklich gemeinsame Mahlzeiten mit einer gewissen Würde der Form, einer gewissen Gepflegtheit des Gedecks. Dass sie auch schmackhafter waren als die Bromberger Abfütterungen, wollte

mir, im Anfang wenigstens, nicht ganz einleuchten. Jener erste Reiz des «Wie-die-andern»-Essens war natürlich längst verflogen. Wenn ich jetzt Mutter beim Einkaufen begleitete, so holten wir das Fleisch in aller Publizität vom Schlächter Werner in der Markthalle dicht an der Weidendammer Brücke und den Schinken aus Kruschels Delikatessenhandlung in der Luisenstrasse. Kruschels stärkste Anziehungskraft bestand für mich in der unmittelbaren Nachbarschaft des Konfiseurs Etzel. In dessen üppigem Laden gab es so herrliche Marzipanstangen mit Schokoladenüberzug und so wunderbare Borkenschokolade, dass man keinen Augenblick an den buckligen Pinsler in unserm Hinterhaus dachte. Und die Süßigkeiten schmeckten jetzt noch ungleich besser als in vergangenen Zeiten, weil sie nun einen Ersatz- und Kontrastwert besaßen. Georg hatte nämlich sofort mit ärztlicher Autorität eine totale Küchenreform durchgesetzt: der süsse Spinat, die süsse, fette Nudelspeise, der von Gänseschmalz glänzende Fetteis mit dem Gänsegerüst inmitten, all die süßen, fetten und schwerverdaulichen Dinge, die für die jüdische Küche charakteristisch zu bleiben pflegen, auch wo man sich nicht mehr an das Speisegesetz gebunden hält, sie alle hatten den magerer zubereiteten norddeutschen Gerichten weichen müssen. Fraglos hatte Georg mit seinem schroffen Eingriff in die alten Essgewohnheiten vor allem als wohltätiger Hygieniker gehandelt, ein wenig aber doch auch wie Peter der Grosse, als er die Bärte abschneiden liess, oder wie Kemal Pascha, als er den Fez verbot.

Wie sehr mein ältester Bruder mit seinen fünfundzwanzig Jahren die Führung der Familie innehatte, dafür bot sich mir Abend für Abend ein augenfälliges Zeichen: Vaters Apfelmus stand nicht mehr als einziges Sondergericht auf dem Tisch, ja der kleine Glasteller war übertrumpft von der unvergesslichen Keksdose – blaue Blümchen und ein feiner gelber Sprung in der milchigen Steingutwandung, blinkender Nickelrand, Nickelhenkel und -deckel, darin russisches Brot in Buchstabenform oder die Halbmonde der vanillierten Langnese-Keks. «Georg ist so mager und

überarbeitet», sagte Mutter und hatte recht damit, «er braucht besondere Pflege.» Er ass von der eigentlichen Mahlzeit wenig und achtlos; aber nachher bei unterbrochenem heiterem Erzählen konnte er, wiederum achtlos, ein Stück um das andere aus der vor ihm stehenden Dose vertilgen. Doch keines der Geschwister hätte je die Apfelkuchengefühle auf Georgs Keks übertragen, denn nie unterliess er es, die Büchse einmal auf Wanderung um den ganzen Tisch zu schicken.

Wie er denn überhaupt niemals in seinem Benehmen irgendwelche Tyrannei oder irgendwelche hochmütige Leutseligkeit an den Tag legte. Immer war er der gute Sohn, der den Eltern vollen Respekt bewahrte. Selbst wenn er gelegentlich ein klein wenig über Vaters Gesinnung oder Beruf spöttelte, so geschah das in so harmloser Neckerei, dass es nicht verletzend wirkte. Vater mochte in bösester Laune sein: sobald Georg ins Zimmer trat, strahlte er auf. Er wusste, es war Verlass auf ihn. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der er für den heranwachsenden Sohn gesorgt hatte, nahm er jetzt die Hilfe des Sohnes in Anspruch, und sie wurde ihm auch immer, ohne dass er erst zu bitten oder gar sich zu erniedrigen brauchte, mit einer unbedingten Selbstverständlichkeit zuteil. Georg trug damals schon, und nachher in steigendem Masse, dazu bei, die wachsenden Bedürfnisse der Familie zu bestreiten. Es ist ganz seltsam, wie sich bei ihm die genaue Kenntnis der väterlichen Schwächen, die Abneigung gegen Vaters Beruf, der dringende Wunsch, seine Herkunft vergessen zu machen, mit einer tiefen und über Vaters Grab hinaus bewährten Sohnesliebe verbanden. Wenn er mir lange nachher treu zur Seite gestanden hat, so glaube ich nicht, dass es aus spät erwachter Sympathie für mich oder gar aus Achtung vor meinen Arbeiten geschah, sondern wahrscheinlich in der Hauptsache deshalb, weil ihn Vater in seinen letzten lichten Augenblicken zu Dutzenden Malen mit Tränen der Angst gebeten hat, den «Kleinen» (den damals dreissigjährigen Kleinen) nicht im Stich zu lassen. Und freundlich und hilfsbereit wie mit dem Vater ging er mit der Mut-

ter und den Geschwistern um. Man spürte nie, dass er die Führung hatte, aber man wusste es in jedem Moment und konnte es sich gar nicht anders vorstellen. In seinem Wesen, das nichts von Vaters Hypochondrie besass, doch auch nichts von Mutters Sorglosigkeit, denn er war brennend ehrgeizig, lag, in der vollen Carmen-Bedeutung des Wortes, ein Charme, der ihn lebenslang in seinem ärztlichen Beruf förderte.

Und damals war er gewiss von einem besonderen Glücksgefühl beschwingt, von einem besonderen Selbstvertrauen getragen. Seine Laufbahn hatte so glänzend begonnen, es konnte ihm gar nicht an höchsten Erfolgen fehlen. Er war nicht mehr «bloss praktischer Arzt», auch nicht bloss Oberarzt an der Charité. Er hatte mit jugendlicher Verve ein Lehrbuch der inneren Medizin geschrieben, das sofort Verbreitung fand und das später als «der grüne Klemperer» bei ganzen Studentengenerationen volkstümlich geworden ist. Er hatte bereits den Grund zu einer Privatpraxis gelegt, die ihn bald zum wohlhabenden und in ziemlich kurzer Zeit zum reichen Mann machte. Er war Assistent des berühmten Klinikers Leyden, der gesellschaftlich eine ebenso grosse Rolle spielte wie als Arzt. Er hatte sich auch schon an der Universität habilitiert und war dauernd mit eigenen Forschungen beschäftigt. Ein paarmal habe ich sein Laboratorium in der Charité betreten. Es roch nach Karnickelstall und Desinfektionsmitteln; die Kaninchen hockten ziemlich betrübt in ihren Käfigen, rote, gelbe und grüne Farbleckse an den Schenkeln bezeichneten wohl die verschiedenen Impfungen. Auch weisse Mäuse gab es zu sehen.

Bei Tisch erzählte Georg unermüdlich von den täglichen Vorkommnissen in der volkstümlichen Charité, mit Vorliebe von den komischen unter ihnen, aber auch von den ernstesten Angelegenheiten und den Problemen seines Faches. Mancher Brocken blieb in mir hängen, manche wirre Idee und manche Beängstigung: wie junge Medizinstudenten, die Krankheiten zu haben glauben, von denen sie im Kolleg hören, ähnlich erging es mir schon mit zehn

Jahren. Damals wurden gerade die Blinddarmentzündung und die Blinddarmoperation modern, und alle lachten mich sehr, aber doch in beruhigender Weise aus, als ich eine Frage in Bezug auf meinen eigenen verdächtigen «Blind-Arm» stellte. Georg sprach immer mit vielem Selbstbewusstsein, aber ganz ohne Eitelkeit und Pathos. Ja, er liebte es, ziemlich stark zu berlinern, und da ihn bei seinem ständigen ärztlichen Umgang mit Arbeitern und kleinen Leuten das Berlinische wirklich durchtränkte, so klang es in seinem Munde gar nicht affektiert und war es wohl auch nur in geringem Masse.

Seine Freundlichkeit kam allen Geschwistern zugute, aber nicht allen in gleicher Stärke. Die meiste Gunst erfuhr zu jener Zeit Grete. Auch ihr gegenüber, wie sehr viel später in meinem Fall – vorläufig zählte ich noch nicht als Persönlichkeit, mit der man sich auseinandersetzen hatte, sondern nur erst als kleines Anhängsel der zahlreichen Familie –, auch in seinem Verhalten zu Grete war Georg nicht ausschliesslich durch brüderliche Liebe bestimmt. Ich sehe heute deutlich, dass auch eine gewisse Furcht im Spiel war: Grete musste durchaus bei leidlicher Stimmung erhalten werden, es konnten sonst sehr bedenkliche Schwierigkeiten eintreten. Ich nenne sie immer Grete, weil ich sie nie anders habe nennen hören; aber auf ihrem Geburtsschein und mindestens in der ganzen Landsberger Zeit hiess sie Recha. Der Namenswechsel, vielleicht durch die Übersiedlung nach Bromberg erleichtert, war auf Georgs dringenden Wunsch erfolgt und hatte für sie fast das Versprechen einer freieren Zukunft bedeutet. Sie fühlte sich unfrei im Elternhaus, sie fühlte sich geistig den Brüdern ebenbürtig, sie betrachtete es als ein Unrecht, sich mit geringerer Bildung als die Brüder begnügen zu sollen, sie hatte für Mutters Wesen wenig Verständnis und mit Vater manchen harten Zusammenstoss. Mutter sagte mir in späteren Jahren mehrmals: «Grete war ja gewiss nicht das, was man ein schlechtes Kind nennt; aber solange sie im Hause war, ist sie mir arg auf die Nerven gefallen.» Und nun hatte die jüngere Hedwig geheiratet und

hatte ein Kind gehabt und war schon begraben, und Grete, nach der Rechnung der neunziger Jahre schon ein spätes Mädchen, sass immer noch daheim, in der gleichen Enge wie zuvor und quälend umgeben von der Weite Berlins. Als Kind in Landsberg war sie einmal, von Zahnschmerzen geplagt, zu Mutters nachträglichem Entsetzen, ohne vorher zu fragen, zum nächsten Barbier gelaufen und hatte sich den Zahn ausreissen lassen. Wenn ihr jetzt etwas Ähnliches einfiel? Wenn sie wirklich tat, was sie so oft als Wunsch aussprach: sich als Schauspielerin versuchte oder in ein Büro eintrat, um selbständig zu werden? Und wenn sie sich gar – mehr aus Trotz und Lebensgier als aus physischer Leidenschaft, denn sie war eine vorwiegend geistige Natur – in eine Liebesaffäre verwickelte, wozu es ihrer kühnen Schönheit, vor der die Heiratskandidaten zurückschraken, gewiss nicht am Partner gefehlt hätte? Alles das wäre für die Familie ein unermesslicher und irreparabler Schaden gewesen. So war es für Georg, da sich kein passender Freier beschaffen liess, eine notwendige Massnahme der Vorsicht, Grete vor zu grosser Verbitterung zu schützen. Während sich Marta und Wally mit einem gemeinsamen und dürftigen Schlafräum begnügen mussten, hatte Grete nicht nur ein eigenes Zimmer, nein ein richtiges Boudoir mit einem himmelblauen Betthimmel, einem himmelblauen Fauteuil und Puffer, einem weisslackierten Toilettentisch mit grossem Spiegel und vor allem einem weissen, zottigen Teppichfell, in das man tief einsank.

Auch durfte Grete die Eltern und Georg ins Theater begleiten. Unter Georgs Patienten befand sich ein Angestellter, ich weiss nicht, ob Kassierer oder technischer Inspektor, des Deutschen Theaters. Schassler, den Namen hörte ich in den nächsten Jahren fast täglich, zumal Wally zum Umgang mit der blonden Trude Schassler angehalten wurde. Schassler zahlte hauptsächlich mit guten Freiplätzen, die ihm auch für das Lessingtheater und etliche andere Bühnen zur Verfügung standen. Es war die Zeit der ersten grossen Theatererfolge Hauptmanns und Sudermanns, und in die

Blinddarmentzündung, die neuen Magensonden, das Diphtherieserum der Tischgespräche mischten sich «Die Weber» und «Die Ehre». Vater hatte, wie in mancher andern Hinsicht, so auch als Theaterbesucher etwas Kindliches an sich; er konnte über Rührendes bitterlich weinen, er konnte auch über Komisches – Mutter sagte: «geradezu unschicklich!» – bis zu Tränen lachen. In späteren Jahren war ihm das Theater fast nur als Erheiterung willkommen. Merkwürdig, wie dieser bis zur Zimperlichkeit schamhafte Mann, dem alle Erotik ausserhalb des ehelichen Pflichtenkreises sein Leben lang weltenfern lag, die hanebüchensten Ehebruchschwänke der Franzosen mit Entzücken sah, wie er sich erfrischt fühlte, wenn Guido Thielscher aus flagranten Situationen in Unterhosen auf die Bühne flüchtete. Gretes Theaterempfänglichkeit war eine ungleich tiefere. Nach «Hanneles Himmelfahrt» lag sie mehrere Tage krank zu Bett, und obwohl es damals wenig Beziehungen zwischen uns gab – das Stadium der heimlichen Kläpse lag zurück, das Stadium der guten und dauerhaften Freundschaft begann erst anderthalb Jahrzehnte nachher –, so erzählte sie mir doch in ihrer Erregtheit ausführlich von dem sterbenden Mädchen und dem Herrn Lehrer, der in Hanneles Vision zum Herrn Jesus wird.

Das Boudoir machte noch den Umzug in die Winterfeldtstrasse mit, stand dann aber längere Zeit leer, da Grete zu entschiedenerer Ablenkung oder Auffrischung zu Felix geschickt wurde. Mit Felix, der seine Habilitation an der Strassburger Universität betrieb, verstand sie sich gut; beide fanden sich in ihrer betonten Opposition gegen Vater, und beide neigten einigermassen zum Irrlichtelieren. Die Strassburger Atmosphäre muss damals eine sehr eigentümliche gewesen sein, halb die einer vom Mutterlande abgetrennten französischen Stadt, halb die eines noch immer mehr militärisch beherrschten als friedlich und gleichberechtigt in das übrige Deutschland eingegliederten Ortes, und jedenfalls ganz und gar nicht die schläfrige Atmosphäre einer normalen Provinzstadt. Grete hat denn auch später von ihrer Strassburger Episode mit froher Erinnerung gesprochen, und bald

nach ihrer Rückkehr von dort begann eine Phase ihres Lebens, in der sie geistig auf Erinnerungen angewiesen war.

War Georgs Rücksichtnahme auf Grete nicht ganz frei von egoistischen Beweggründen, so musste sich Marta, nicht mehr Schulmädchen und noch nicht ganz Dame, mit dem Pflichtteil seiner brüderlichen Zuneigung begnügen. Eine innige und völlig uninteressierte Neigung dagegen hegte er für Wally, und das sollte auch immer so bleiben.

Mit einem sehr peinlichen Gefühl, in immer erneuter Gewissensdurchforschung, ob mich nicht doch vielleicht irgendein Residuum irgendwelch einstiger Neidempfindung oder Bitterkeiten, an denen Wally nur indirekt beteiligt ist, oder ob mich nicht irgendwelche Selbstgerechtigkeit bestimme, vergegenwärtige ich mir das Wesen dieser Schwester. In den meisten Pässen steht unter der Rubrik «besondere Kennzeichen» nur das Wort: «Fehlen». Bei Wally dürfte der kleine Leberfleck auf der linken Backe vermerkt gewesen sein, der in dem schmalen Gesicht mit den grossen braunen, ein wenig ausdruckslosen Augen anmutig wie eine Mouche des achtzehnten Jahrhunderts wirkte. Aber es war noch eine andere Besonderheit an ihr; mehrere Finger ihrer beiden Hände litten an vorübergehenden nervösen Störungen: sie wurden wächsern, ihr Tastgefühl erlosch, sie waren zeitweise wie abgestorben. Daran denke ich seit Langem, wenn ich mich mit Wally beschäftige. Es war eine partielle Leblösigkeit in ihr. Oder nein, nicht eigentlich in ihr. Sondern in mir ist diese scheussliche Taubheit verklammter Finger, wenn mein Gefühl nach ihr greifen will. Es hat mich so sehr gerührt, als sie mir 1937, genau eine Woche vor ihrem Tode, geschwisterlich korrekt zum Geburtstag gratulieren liess. Selber die Feder zu führen, vermochte sie seit Monaten nicht mehr. Seit Monaten verhungerte sie jämmerlich, wesentlich an Magenkrebs. Erst Ende der Fünfzig, der Mann Arzt, die Tochter Ärztin, und niemand konnte ihr helfen. Das grosse Tagesproblem war, ob sie einen Löffel Milch bei sich behalten würde. Die Arme wollte sie unter der Bettdecke verborgen haben,

um nicht ihr eigenes Skelett sehen zu müssen. Und in diesem Zustand noch diktierte sie – pünktlich am achten Oktober, denn einen Tag musste man auf die Postbeförderung rechnen – den üblichen «herzlichen Glückwunsch» für mich. Das hat mich so sehr bewegt, aber meine Ergriffenheit bestand doch aus Scham und Gewissensnot über die tauben Finger. Wally selber war für mich nichts als eine leidende Kreatur. Ich fuhr zu ihrem Begräbnis hinüber und empfand bei der trostlosen Zeremonie keine Erschütterung, mindestens keine, die Wally selber galt. Als unser guter schwarzer Kater Domenico, genannt Nickelchen, kurz zuvor einer ähnlichen Krankheit erlag und die erlösende Blausäurespritze erhielt, war mir das sehr viel nähergegangen. Auch jetzt noch denke ich an das Nickelchen mit grösserer Zärtlichkeit als an Wally. Und doch hat sie mir den Jahren nach unter den Geschwistern am nächsten gestanden, ein paarmal haben wir richtig miteinander gespielt; in einem frühen Tagebuch, bei meiner ersten Krise, als ich vom Geschäft zur Schule zurückwollte, finde ich den Satz: «Ich habe mich Wally anvertraut», und ich wiederum war einigermassen ihr Vertrauter bei ihrem ersten Herzenerlebnis. Und niemals, wirklich bis an ihr Ende: niemals haben wir einen Zwist miteinander gehabt. Georg habe ich durch Jahre hindurch gehasst, Berthold hat mir schweren Kummer zugefügt, Felix konnte mich mit ironischen Taktlosigkeiten rasend machen, für Grete habe ich lange Zeit kein Verständnis aufzubringen vermocht, die hysterische Marta war oft so unleidlich, dass ich sie in weitem Bogen umging – aber ihnen allen, den Toten und den Lebenden, bewahre ich doch ein warmes, brüderliches Gefühl. Nur Wally bedeutet mir gar nichts mehr, und das Bewusstsein dieser absoluten Unverbundenheit ist weit über dreissig Jahre alt.

Es gibt ein Gruppenbild meiner sämtlichen Geschwister, etwa ein Jahr vor meiner Geburt aufgenommen, steif, wie man damals photographierte, aber unverwischt und in der verkleinerten Kopie, die einer meiner Neffen vor der Diaspora herstellte, höchst



Die Geschwister. Obere Reihe von links: Wally, Georg, Grete, Felix, untere Reihe: Berthold, Hedwig, Marta (um 1880)

lebendig. Da sitzt «Wallychen» – so und nicht Wally wurde sie von den älteren Brüdern bis zuletzt genannt – im kurzen Kinderrock zierlich und artig auf den Knien des Primaners Georg, und ich bilde mir ein, schon auf diesem Bild der Vierjährigen die dauernden Grundzüge ihres Charakters vorzufinden. Sie war von einer unschuldigen Engstirnigkeit. Sie war schmal und zerbrechlich, ohne leidend auszusehen oder es vor dem Ausbruch ihrer Todeskrankheit zu sein. Sie galt ausgemachterweise als die Schönheit der Familie. Grete war «eine pompöse Erscheinung», aber Wallychen war «fein, wahrhaft weiblich, dezent anmutig». Sie war nicht kokett, sie war ohne berechnende Schlauheit, ohne eine Spur von Börsartigkeit, sie war auch nicht eigentlich dumm. Sie war nur eng, von Natur aus und allmählich aus Prinzip. Einmal, ganz zeitig natürlich, erzählte ich ihr, was ich in der Schule gehört oder irgendwo gelesen hatte, dass Potsdam ursprünglich Potstupimi geheissen habe. Sie lachte über das komische Wort. Ich erklärte ihr mit Würde, es sei ein slawisches Wort und bedeute «Unter den Eichen». Ihr Lachen ging aus der belustigten Tonart in die spöttisch tadelnde über: «Aber so sagt man doch nicht mehr!» Und noch sehr lange Zeit, wenn ich ihr irgendetwas berichtete, was sie für absonderlich oder abwegig hielt, sagte sie bloss: «Potstupimi!» Dann wusste ich, es war zwecklos weiterzureden. Sie hielt es für unerzogen, selber zu denken, unübliche Interessen zu haben; sie hielt es für unsittlich, nicht durchweg auf Seiten des Üblichen, des Anerkannten und des Besitzes zu stehen. Ihre höchste Autorität aber, der sie mit schwärmerischer Demut anhing, war Georg. Sie wurde später die beste Gattin, aber ihr Mann war ihr von Georg zugeführt, und Schwager Martin stand ganz unter Georgs Einfluss, und Georg war in gewissem Sinn sein Brotherr und gestaltete geradezu sein Schicksal. Um 1890 besuchte Wally noch die höhere Töcherschule. Ich glaube, sie war nur deshalb keine gute Schülerin, weil das für blaustrümpfig hätte gelten können. Georg fragte sie bei Tisch nach den neuesten Schulereignissen und amüsierte sich sehr, wenn sie von achtzehn Fehlern im englischen Extemporale berichtete. (Auch Vater

nahm daran keinen Anstoss, während er doch tief betrübt war, wenn ich bloss sechs im Latein machte.) «Wenn sie nur so hübsch anmutig bescheiden bleibt», sagte Georg, und es lag wohl eine kleine Spitze gegen die andern Schwestern darin, denn auch in Marta begann sich ein gewisser Widerspruchsgeist zu regen. Und das Wallychen blieb wirklich bescheiden. Sosehr Georg nach Ansehen strebte, sosehr war er auch um ein schlichtes Auftreten bemüht. Immer schwebte ihm das Ideal einer preussisch-protestantischen Simplität vor – meistens zum mindesten. In späterer Zeit, als er schon ein reicher Mann war und ein grosses Haus machte, pflegte er halb kokett und halb aufrichtig zu sagen, am liebsten möchte er für einen Handwerksmeister gelten. Und so sollte denn auch aus seinem formwilligen Liebling Wally etwas Analoges werden. Natürlich durfte die Unbildung so wenig übertrieben werden wie die Bildung. Wally las und lernte genau das Übliche und Schickliche. Ihr Leben lang schrieb sie in einer ordentlichen und sauberen Kinderhandschrift ohne den geringsten Verstoss gegen den Satzbau und die schulmässige Interpunktion durchaus gehörige, nach Ton und Inhalt der jeweiligen Situation angepasste Briefe. Aber mochte es sich nun um eine Gratulation oder einen Reisegruss oder einen Bericht aus ihrer Familie handeln, irgendwo fand sich immer ein Urteil oder eine Wendung oder eine Lücke, die mich an Potstupimi erinnerten.

Ob Wally auch Vaters Herzen näherstand als die andern Töchter, weiss ich nicht zu sagen; aber bestimmt war sie ihm in ihrer Fügsamkeit bequemer. Mit Grete und Marta hat es böse Auftritte gegeben, mit Wally nie. Auch war sie seine beste Vorleserin.

Das Vorlesen hat allen Schwestern eine langjährige Fron bedeutet. Vaters Vater war im Alter erblindet, er selber hatte sehr kurzsichtige und oft entzündete Augen: so war er schon in jüngeren Jahren von der Angst vor Erblindung verfolgt und suchte sich zu schonen. Stundenlang liess er sich zu jeder Tageszeit vorlesen; ein Napf mit Bleiwasser und einem Leinenläppchen stand vor

ihm, und im Zuhören kühlte er sich unablässig die Augen. Als ich auf diese Institution aufmerksam wurde, war Grete im Wesentlichen schon ausser Diensten, und Marta erwies sich als wenig tauglich, teils weil auch sie zur Entzündung der Bindehaut neigte, teils weil eine deutliche Unlust und Renitenz in ihr zu spüren waren, die durch Schelte nur noch störrischer wurden. Wally dagegen las geduldig und unermüdlich die längste Zeit und wurde durch ein kleines Taschengeld dafür belohnt. Es war erstaunlich, welche Kraft und Zähigkeit der Lunge und Kehle in ihrem schwächtigen Körper steckten. Sie las ohne jeden inneren Anteil oder Widerspruch, vollkommen gleichmässig und gleichgültig, sie betonte weder richtig noch falsch, weil sie überhaupt nicht betonte. Sie verstand nichts vom Sinn des Gelesenen oder bemühte sich nicht um das Verstehen; aber Sinnentstellungen waren selten, weil sie sich genau an die Interpunktion hielt. Kam ein hebräisches oder gar griechisches Zitat, so sagte sie nur: «Hebräisch» oder «Griechisch». Vater trat dann heran, um selber zu sehen, oder er sagte auch: «Nachher ... jetzt weiter.» Mit den lateinischen oder den (viel selteneren) neusprachlichen Zitaten fand sie sich ab, so gut oder schlecht es gehen wollte. Im Ganzen aber funktionierte sie mit maschineller Eintönigkeit und Exaktheit.

Etwa zwanzig Jahre danach gab es einmal in Karl Vosslers romanischem Seminar einen kleinen Zwischenfall. Es war von Lautveränderungen unter dem Satzakzent und im Anschluss daran von «affektlosem Sprechen» die Rede. Vossler wollte sich durch eine Frage vergewissern, dass er richtig verstanden worden, und ein junger Student sagte in aller Harmlosigkeit: «Affektlos sprechen Sie, Herr Professor, im Kolleg.» Man lachte. Vossler, damals noch jugendlich und nicht sehr katholisch, ärgerte sich ein bisschen, begann: «Nein! Aber ein Mönch, der ...», sah unter den Hörern ein paar Soutanen aus dem Gregorianum gegenüber der Universität und verbesserte rasch: «... ein tibetanischer Mönch beim Ableiern seiner Gebetsmühle spricht affektlos.» Während das Lachen anschwell und sich ein Gemisch aus Trampeln und Scharren hineinmischte, hörte ich Wally vorlesen.

Und ich hörte sie nicht nur, ich sah sie und sah das ganze zugehörige Bild aus tiefer Versunkenheit auftauchen.

Ich hatte nämlich in der Albrechtstrasse keinen eigenen Wohnraum, sondern machte meine Schularbeiten in Vaters Zimmer und wurde dort auch zur Nacht auf einer bequemen Chaiselongue aufgebettet. Ich durfte nicht später als gegen halb neun zu Bett gehen. Auch Vater, ein geradezu ländlicher Frühaufsteher – die Kaffeemaschine wurde ihm abends völlig gebrauchsfertig hingestellt, und im Sommer hielt er schon um fünf das Streichholz an den kleinen Spiritusbehälter –, auch Vater ging sehr zeitig zur Ruhe, aber nach dem frühen Essen, sobald Georg gegangen und ich im Bett war, liess er sich doch noch eine Weile vorlesen. So war das Abend für Abend: Hinter mir im Dunkeln das volle Bücherregal bis zur Decke hinauf; seitlich, zwischen den Fenstern, das hohe Stehpult; in der Mitte des Zimmers im Halbdunkel Vater am runden Tisch; sein Näpfchen vor sich; vorn am Schreibtisch Wally, die Petroleumlampe dicht neben Kopf und Buch. In der Mitte des Zimmers plätschert das Bleiwasser, von vorn her plätschert Wallys Stimme – darüber schlafe ich ein. Aber einzelne Namen und Sätze, aus dem Zusammenhang gerissen, unverstanden oder halbverstanden, dringen doch in mich ein. Grätz' «Geschichte der Juden», Zellers «Friedrich der Grosse als Philosoph», Herders «Schulreden», Schleiermachers Reden «Über die Religion» – manchmal, wenn ich in den aus Vaters Bibliothek bewahrten Büchern blättere, berührt mich ein Wort, eine Wendung wie etwas nebelhaft fernher Vertrautes, wie eine platonische Anamnese: das habe ich vor endlos langen Zeiten zwischen Einschlafen und Schlafen gehört.

Man sagt: Ein Buch unter das Kopfkissen gelegt, und der Inhalt prägt sich ins Gedächtnis. Ich schlief mit einer ganzen Bibliothek zu Häupten. Wie schade, dass ich der Milieulehre skeptisch gegenüberstehe. Es lässt sich so vieles mit ihr anfangen, und nur allzu vieles. Das ist wie mit der Bauernregel vom Hahnenkrähn

auf dem Mist: «Das Wetter ändert sich, oder es bleibt, wie es ist.» Wurde ich ein Bücherwurm, so war das Milieu daran schuld; wurde ich ein Bücherhasser, so liess sich das aus dem Milieu erklären; und stumpfte ich gegen alles Literarische ab und befasste mich in Zukunft mit Büchern gerade so viel und so wenig, wie der gebildete Durchschnittsmensch zu tun pflegt, so war auch dies aus dem Milieu herzuleiten. Nur eines kann ich feststellen: Alles, was im Elternhaus vorging, und die Atmosphäre des väterlichen Studierzimmers und sehr bald auch einige Bände aus Vaters Bibliothek wurden ungleich bestimmender für mich als alles, was mir die Schule beibrachte.

Und dabei besuchte ich doch eine höchst eigenartige Anstalt, und ihre Sondernatur hat den engsten Bezug zu meinem Beruf und meinem Spezialfach: denn ich wurde Schüler des Französischen Gymnasiums, und wenn ich nach langem Tasten schliesslich doch etwas einigermassen zustande gebracht habe, so sind es meine Arbeiten zur französischen Literaturgeschichte.

Berthold brachte mich zur Anmeldung hin. Er führte damals bis zu seinem Referendarexamen ein halb ungebundenes Leben. In Leipzig – das hörte ich sehr viel später, und das hat Vater nie erfahren – war er sofort zur Taufe gelaufen und um den Eintritt in eine schlagende Verbindung bemüht gewesen. Georg, dem er kaum weniger demütig anhing als Wally, hatte ihn prompt, mit einem tröstenden «Noch nicht!», aber energisch zurückgepfiffen und zur besseren Überwachung im nächsten Semester nach Berlin kommen lassen. Dort bewohnte er ein Zimmer in der Ziegelstrasse. Ich habe es in grauvoller Erinnerung, nicht weil es besonders hässlich gewesen wäre – es war genau die Studentebude, die man für fünfzehn bis zwanzig Mark im Monat «mit Kaffee» bei zahllosen Wirtinnen der Universitätsgegend haben konnte und die ich nachher ganz ähnlich in München gehabt habe –, sondern weil er dort mit mir «arbeitete». Im Augenblick beschränkte sich sein pädagogisches Bemühen darauf, mir in unmöglicher Aussprache die Inschrift des Gebäudes am Kronprin-

zenufer (dicht beim Reichstag) beizubringen: «Collège Royal Français». So stolz ich darauf gewesen war, ihn als Abiturienten durch Bromberg zu begleiten, ebenso stolz war er nun darauf, mich in dieser feinsten Schule anmelden zu dürfen. Natürlich hatte Georg sie für mich ausgewählt, obwohl sie doch zu seinem Handwerkerideal ebenso wenig passte wie vier, fünf Jahre später sein in weissen Handschuhen bei Tisch servierender Diener.

Wir gingen durch die Luisenstrasse auf die Spreebrücke zu, als ich die drei ersten französischen Worte meines Lebens studierte (sofern ich nicht «Boudoir» als allererstes anzusetzen habe). Im Eckhaus linkerhand vor der Brücke wohnten Frankes, und weil der Gedanke an den Onkel und die Seinen mich für einen Augenblick von der leisen Bedrücklichkeit des Weges ablenkte und weil Frankes die einzigen Verwandten sind, mit denen ich damals und auch später, dann freilich in grossen Zwischenräumen, herzliche Freundschaft hielt, und weil sich die Erinnerung an sie so heiter zwischen den Ernst des Elternhauses und den Ernst der Schule schiebt, so will ich mich hier ein Weilchen bei ihnen aufhalten, ähnlich wie ich als Student und Dozent vor dem Betreten des etwas stickigen Hörsaals ein paar Züge frischer Luft vor dem Hause einatmete.

Bei uns in der Albrechtstrasse war alles schwer und gespannt; immer war irgendeine Zukunftsfrage da, eine Sorge, ein Ziel, immer war irgendetwas zu erwägen, zu betreiben, zu vermeiden, immer eine bestimmte Haltung anzunehmen und zu bewahren. Das Wort, das ich millionenmal von Berthold hören sollte und noch als Dreissiger an Vaters Sterbetag: «Halt dich gerade!», schien im Raum zu schweben; es war eine ständige Forderung, die jeder an sich selbst und die anderen stellte. Selbst wenn man guter Dinge war, selbst wenn man ausgelassen lachte, und das kam gar nicht selten vor, denn es ging ja gut, vielmehr es ging vorwärts, selbst dann schien man ernsthaft zu registrieren: «Jetzt sind wir ausgelassen.» Alle unbefangene und wirkliche Ruhe fehlte; es war wie auf dem Exerzierplatz drüben, wo zwischen «Stillgestanden!»

und «Vorwärts marsch!» natürlich auch «Rührt euch!» kommandiert wurde. Mutters leichtere Art vermochte gegen die allgemeine Stimmung nicht aufzukommen, dazu war ihre Unbekümmertheit zu bewusst oppositionell. So etwas weiss man erst mit fünfzehn, sechzehn Jahren, aber man empfindet es auch als Zehnjähriger und noch früher. Und man empfindet es mit besonderer Lebhaftigkeit, wenn man zwischendurch für ein paar Stunden in gegensätzliche Umgebung gerät.

Ein durchgängigerer Kontrast aber als zwischen uns und den Frankses ist undenkbar. «Eduard ist leichtfertig», urteilte Vater, aber er hatte ihn nicht ungerne, ich glaube, er sah in dem Schwager mehr ein harmloses und possierliches Lebewesen als einen richtigen Menschen. «Wilhelm hat wieder Sorgen», sagte Onkel Eduard mit gemüthlichem Spott und nicht ohne einen gewissen Respekt, «die Klemperers sind ernsthafte Leute und bringen es zu etwas.» In meinen Augen war es Onkel Eduards vornehmstes Charakteristikum, dass er ein paarmal, von Geschäftswegen kommend, in einer Droschke, einer Droschke erster Klasse sogar, bei uns vorfuhr. Ich selber hatte damals noch nie in einer Droschke gegessen und selbst Georg noch nicht in einer Droschke sitzen sehen; das Wort hatte für mich einen so üppigen Klang wie heute etwa ein «Horch» oder «Mercedes». Onkel Eduard besass eine schwungvolle Eleganz, aber weder die Eleganz noch der Schwung waren im Geringsten übertrieben. Nichts von einem Weinreisenden, nichts von einem zweifelhaften Kavalier. Vor ein paar Monaten suchte ich hier in Dresden den Leiter der Beratungsstelle für Auswanderer auf, einen alten (nicht gar zu alten) sächsischen Major, dessen humanes Wesen mir gerühmt worden war. Als ich ins Zimmer trat, hätte ich den mir ganz fremden Mann in meiner durchaus nicht schreckhaften Überraschung bei einem Haar mit «Guten Tag, Onkel!» angesprochen. Onkel Eduard in Gesicht, Körperform, Bewegung und Art der Kleidung aus dem Grabe auferstanden, Onkel Eduard, wie ich ihn durch zwanzig Jahre gekannt habe, ohne dass er sich zwischen fünfzig und

siebzig übermässig verändert hätte. Mittelgross und rundlich, nicht fett, ein rundes Gesicht, volle Backen, aber keine Hängebacken, sehr hellbraune, etwas vorstehende, freundlich spöttische Augen, grauer Schnurrbart, der fast schon ein Schnauzbart genannt werden kann, straffe und doch legere Haltung, der wohlgebügelte Anzug ziemlich, aber wirklich nur ziemlich hell und neu; ein verabschiedeter Offizier, nicht gerade ein preussischer, eher ein österreichischer; ein Mann, der noch beruflich tätig ist, der sich aber nicht sehr zu quälen braucht und sich keineswegs deklariert vorkommt; ein Mann, der mit seiner Situation vollkommen zufrieden ist und so, wie er jetzt lebt, herzlich gern noch dreissig Jahre weiterleben möchte. Onkel Eduard war Patentanwalt und wohl schon ebenso lange im Reich ansässig wie die Eltern. Gelegentlich erzählte er, er sei als frischgebackener Leutnant bei Solferino verwundet worden, und das haben ihm gewiss sehr viele Leute geglaubt, zumal er nie aufschneiderisch davon berichtete, vielmehr leicht über diesen Anfang seiner Laufbahn hinwegglitt. Und ebenso leicht war er auch über seinen Namen hinweggeglitten, als er von Prag nach Berlin übersiedelte. Hier handelte es sich um eine auch graphisch so geringe Ausglättung, das blosses Verkleinern einer Schleife, dass es den harmloseren Behörden der sechziger Jahre gar nicht bewusst wurde: er änderte nämlich das leicht ghettohafte elterliche Frankl in das christlich-norddeutsche Franke um (und darin sind ihm seine sämtlichen Geschwister, und so denn zwangsläufig auch ich, gefolgt, wenn es den Geburtsnamen der Mutter anzugeben galt).

Was mag den Onkel zu diesen kleinen Korrekturen und Erfindungen bewogen haben, die zeitlich wohl mit seinem Übertritt zum Protestantismus zusammenfielen? Sehnsucht nach dem Deutschtum? Er hatte keinen grossen Bildungsdrang und war frei von philosophischen Herzensbedürfnissen. Praktische Erwägung irgendwelcher Art? Das Eingeständnis ursprünglicher Zugehörigkeit zum Prager Ghetto hätte ihn an einer kaufmännischen Laufbahn nicht im Geringsten gehindert. Ihm lag wenig an Ge-

schäften; der zeitig erwählte Beruf des Patentanwalts war eine bescheidene, halbwegs amtliche Tätigkeit, und auch sie wäre ihm ohne Verleugnen seiner Herkunft und Konfession erreichbar gewesen. Der Wunsch zu glänzen, den schneidigen Kavalier zu spielen? Dazu war er zu geschmackvoll und auch zu bequem. Ich habe ihn erst kennengelernt, als er sich den Fünfzig näherte, aber zu den verwegenen und unersättlichen Geniessern kann er niemals gehört haben, so wenig wie zu den Erfolgsjägern. Nach allem, was ich aus Andeutungen und eigenem Beobachten mit ziemlicher Sicherheit zusammenreime, hat ihn ein Liebeserlebnis bestimmt, die richtige romantische Liebe des jungen Ungläubigen zu der schönen Christin. Wiederum war das gar keine romantische Angelegenheit. Tante Malvine stammte aus kleinbürgerlichen Verhältnissen, war Verkäuferin oder etwas Ähnliches gewesen, und, um es ganz vulgär zu sagen, der Onkel hätte sie «auch so haben können», auch so, das heisst: ohne Taufe und Trauschein, und er hat sie wohl auch so gehabt. Aber dann hatten die beiden geheiratet, und es war eine der glücklichsten Ehen geworden, denen ich in meinem Leben begegnet bin. Man musste den Onkel in seinem Hause und man musste seine Familie sehen: dann verzieh man ihm das bisschen Geflunker, nein – dann wusste man, er hatte ein paar äussere Daten seines Lebens so abgeändert, wie es seiner inneren Natur entsprach.

Tante Malvine kann nur wenige Jahre jünger gewesen sein als meine Mutter, aber wieviel jünger sah sie aus und war sie auch in Wirklichkeit! Bei uns zu Hause kursierte ein Satz, und noch heute taucht er auf, sooft zwischen zweien von uns der Name Franke fällt: «Tante Malvine wird fünfunddreissig.» Ihr Geburtstag wurde nämlich immer sehr gefeiert – Nachmittagseinladung, Schokolade, Schlagsahne, nicht nur Kuchen, sondern «Bunte Schüssel», allerhand vom Konditor gelieferte und arrangierte Petits fours also –, und jedesmal wurde die Tante fünfunddreissig. Hier stand für sie die Zeit still. Noch in später Zeit sagte der Onkel mit der hübschesten Mischung aus Ironie, Selbstironie und liebevoller Zärtlichkeit: «Tante Malvine wird fünfunddreissig.»

Und es war etwas Wahres daran. Diese blauäugige, stattliche Blondine schien in ihrer ruhigen Gepflegtheit gewissermassen unwandelbar. Sie war deutlich die zentrale Gestalt und die Herrin des Hauses. Der Onkel stand nicht etwa unter dem Pantoffel, sie kommandierte und schalt genau so wenig wie er. Aber die Tante thronte, und Onkel Eduard war ihr Ritter. Und davon empfang ich nie den Eindruck eines Gesellschaftsspiels oder einer Maskerade, sondern den eines dauernden natürlichen Zustandes. Doch «thronen» ist hier ein schiefer Ausdruck, weil er auf Bewegungslosigkeit und ein bisschen auf Faulheit deutet. Wie ich vorhin nicht an dem vulgären Ausdruck vorbeikam, so geht es jetzt nicht ohne einen pathetischen: Die Tante thronte nicht, aber wahrhaftig, sie waltete. Ich glaube nicht, dass es bei Frankes zu allen Zeiten ein Dienstmädchen gab; das Einkommen war weder gross noch von gesicherter Gleichmässigkeit. Tante Malvine tat also alle Hausfrauenpflichten, aber sie tat sie völlig ungehetzt und mit der ruhigsten Würde. Ich mache vielleicht etwas viel Aufhebens davon, doch das war alles so ganz anders, so beglückend anders als bei uns zu Hause. Und dann die Kinder, jedes für sich gesehen, alle in ihrem Verhältnis zueinander und zu den Eltern – welcher Gegensatz zu uns! Else, die älteste und der blonden Mutter am ähnlichsten, damals schon über die Zwanzig, hatte Büroausbildung erhalten und half dem Vater bei der Arbeit. Bei uns hätte das als Deklassierung des Mädchens und der gesamten Familie gegolten, bei Frankes war es eine Selbstverständlichkeit. Adele besuchte das Seminar, Olga, die dritte, damals schon sehr rundliche («Jettas Ebenbild») eine mittlere Klasse der Töcherschule. Dann war noch Walter da, ein pausbäckiger, immer zufriedener, durch und durch blonder Junge kurz vor dem schulpflichtigen Alter. Auf ihn konzentrierte sich die Zärtlichkeit der Schwestern, aber sie trieben keinen Kult mit ihm und keinen pädagogischen Unfug. Schlimm sollte es für Walter erst Jahrzehnte später werden, als er nach dem Tode der Eltern mit den unverheirateten Schwestern im

elterlichen Heim zusammenblieb und nun selber heiratete: da bekam seine arme Frau drei Schwiegermütter und nachher gar drei Grossmütter in die Wirtschaft, und zwei von ihnen waren Lehrerinnen und fühlten folglich die Verpflichtung und Kompetenz des Erziehers in sich. Aber das war eben dem kommenden Jahrhundert vorbehalten. Damals in den neunziger Jahren gab es keinerlei Überschwang zwischen den Geschwistern, kein Aufeinanderlasten, kein Aneinanderzerren. Sie gingen mit gutmütiger Nüchternheit nebeneinander her, jedes mit sich und den andern zufrieden; bestimmt kam keines auf den Einfall, sich oder dem andern «Halt dich gerade» zu sagen. Wenn eine besondere Wärme des Familiensinns in ihnen zu spüren war, so galt sie den Eltern. Das vierte Gebot hatte für sie eine stärkere Bedeutung als für uns; sie fügten sich dem Walten der königlichen Mutter mit freudiger Verehrung und empfanden für den ritterlichen Vater eine bewundernde Freundschaft.

Ich sehe heute in Tante Malvine und den Geschwistern Franke eine Rechtfertigung des Onkels Eduard. Man pflegt als typische Charakterzüge des Juden die Unrast, das skeptische Bohren, die innere Zerrissenheit, den Ehrgeiz anzunehmen. Wäre nur einer dieser Charakterzüge in Onkel Eduard vorhanden gewesen, wie hätte er diese Familie gründen und Zusammenhalten können? Wie sich in ihr, wie sich in seiner wenig glänzenden Position ein Leben lang glücklich fühlen können? Der Einfluss der Frau, die er vielleicht in bloss jugendlicher Verliebtheit geheiratet hat und von der er nachher nicht mehr loskam und christianisiert wurde? Ich glaube, es ist mit allen andern Einwirkungen genauso wie mit denen des Milieus. Wir öffnen uns nur solchen Einflüssen, für die uns unser inneres Gesetz empfänglich macht, und unser inneres Gesetz bestimmt die Wirkung der Einflüsse.

Was ich von alledem damals empfand, war etwas sehr Einfaches. Zu Hause war es sehr interessant, aber ziemlich anstrengend; in der Schule war es viel weniger interessant, aber mindestens ebenso anstrengend. Wenn ich dagegen mit den jüngeren Cousins und dem kleinen Walter im Tiergarten oder auf dem

Königsplatz spazierenging oder sass oder wenn ich zu Frankes kam, so war das immer ein Atemholen, eine Entspannung. Ich werde das wohl auch deshalb besonders stark empfunden haben, weil es nicht sehr häufig der Fall war, weil mich das Zuhause und die Schule nur selten zum Atemholen kommen liessen.

Ich könnte wohl sagen oder vorgeben und damit die Mittelmässigkeit meiner Schulleistungen entschuldigen, dass die Anstalt nicht sehr einsichtsvoll für mich ausgesucht war, dass sie jedenfalls höhere Ansprüche an mich stellte, als im Allgemeinen an Gymnasiasten der Unterklassen gestellt werden.

Das Französische Gymnasium ist unter dem Grossen Kurfürsten als Lateinschule für die Kinder der Réfugiés gegründet worden. So war hier die Unterrichtssprache im Anfang natürlicherweise das Französische. Daraus entwickelte sich nun die Eigenart des Instituts. Auch als es keine von Haus aus französischen Schüler mehr hatte und als es längst in fast allen Punkten den Lehrplan der übrigen preussischen Gymnasien befolgte, verhartete es beim Gebrauch der französischen Unterrichtssprache. Das heisst, das Französische wurde von Sexta an besonders gepflegt, wobei man sich ein wenig der Berlitzmethode bediente, zugleich aber die Grammatik sofort in ihr Recht einsetzte, und von der Untertertia an wurde dann alles mit Ausnahme des Deutschen Französisch unterrichtet: Die Lehrbücher der Mathematik und der Geschichte, die lateinische und griechische Grammatik waren in französischer Sprache abgefasst. Cäsar und Xenophon wurden ins Französische übersetzt. Da nun in sämtlichen andern Fächern das gleiche Lehrziel erreicht werden musste wie an den übrigen Gymnasien, so wurde hier eben eine entschieden höhere Gesamtanforderung an die Schüler gestellt. Oder sie wäre entschieden höher gewesen, wenn es sich um eine ähnliche Schülerschaft wie anderwärts gehandelt hätte. Das aber war im Allgemeinen durchaus nicht der Fall; ich sollte darüber noch Vergleiche aus eigener Erfahrung anstellen lernen.

Das Vorrecht der humanistischen Gymnasien, den Zutritt zur

Universität zu ermöglichen, war damals noch kaum angetastet, und so hatten sie eine ziemlich hohe Frequenz, waren die eigentlichen Schulen für die Söhne des höheren Bürgerstandes. Besonders die unteren Klassen pflegten reichlich gefüllt zu sein; weiter hinauf gab es natürlich ein Abbröckeln, vornehmlich vom «Einjährigen» an. Die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst sowie auch für manche mittlere Beamtenlaufbahn war an die Obersekunda-Reife gebunden. Im Französischen Gymnasium aber lag die Besuchsziffer überall, auch in den Unterklassen, wesentlich niedriger als in den andern Berliner Gymnasien. Ich habe nie mehr als sechzehn bis achtzehn Mitschüler gehabt, freilich gab es Halbjahrscoeten, M-(Michaelis-) und O-(Ostern)Klassen. Es kamen nämlich aufs «Französische» zumeist nur solche Jungen, in deren Elternhaus und in deren voraussichtlicher Zukunft die französische Sprache eine besondere Rolle spielte und die vor und neben der Schule, sei es von den Eltern selber, sei es von Gouvernanten, Französisch sprechen lernten, für die also das Mehr an Belastung im Wesentlichen fortfiel. (Und blieben sie doch einmal sitzen, was bei jeder Versetzung zweien oder dreien widerfuhr, so galt das den begüterten Eltern nicht gerade als Katastrophe.) Ich will gewiss nicht behaupten, dass Söhne des sozusagen normalen Bürgertums gänzlich gefehlt hätten oder dass nicht auch einmal das Kind kleiner Leute in diese Schule geraten wäre. Der lange Bante zum Beispiel, dessen schwerfälliger Intellekt mir in der Quinta eine gewichtige Ohrfeige eintrug – ich hatte ihm beim Eintritt des Lehrers eine kritische Bemerkung zugeflüstert, eine Viertelstunde später, mitten im Unterricht, lachte er ohne erkennbaren Anlass brüllend los und entschuldigte sich dann: «Klemperer hat gesagt ...» – Bante also, der übrigens noch im selben Jahr abging, stammte fraglos aus ähnlichen Kreisen wie meine Murrempartner. Und der adrette und fleissige Römpier war ebenso durchschnittlichen Herkommens wie durchschnittlicher Begabung. Aber ihr Gepräge erhielt die Klasse doch immer durch die Französischkönner von Hause aus, und unter ihnen liessen sich

drei oder vier Gruppen deutlich unterscheiden: erstens die Söhne ausländischer und deutscher Diplomaten, zweitens die Jungen aus Adelshäusern und drittens oder drittens und viertens zwei besondere Gruppen von Bürgerlichen, nämlich etliche solche, deren Namen und Physiognomien ihre währende Verbundenheit mit den alten Réfugiés und Emigranten kennzeichneten, und viele, dem Prozentsatz nach erstaunlich viele Kinder aus wohlhabenden jüdischen Familien.

Primus der Klasse ist in all den fünf Jahren, die ich das Französische Gymnasium besuchte, Djuvara eins gewesen. Djuvara I und II, Rumänen, waren recht ungleiche Brüder; zwei, der jüngere, war ein dicklicher etwas schläfriger, aber braver Junge, der Rangordnung nach nicht ganz am Ende der ersten Klassenhälfte, Djuvara I dagegen schon als Sextaner ein hagerer Willensmensch und Asket. Wäre er dunkelfarbig gewesen und hätte er Spuren von Genialität gezeigt, ich würde mir so ein Kinderbild Dantes vorstellen. Aber Djuvara I war nicht ein bisschen genial, nur voller Zähigkeit, Lerneifer und ansteckender Diszipliniertheit. In den Minuten nach Abläuten der Pause und vor Eintritt des Lehrers stand er als «Ordner» an der Tafel, mit der Aufgabe, jeden Ruhestörer anzuschreiben. Er hatte es selten nötig, einen Namen aufzukreiden. Tat er es doch einmal, so löschte er ihn aus, sobald man den Schritt des Lehrers vernahm. Trotzdem wir uns darauf verlassen konnten, hielt er dennoch rein suggestiv die Ordnung aufrecht. Er war auch gewiss mehr um seines Fleisses und seiner Energie willen Dauerprimus als wegen seiner guten, aber doch nicht überragend guten Leistungen. Eine verkehrte Antwort habe ich nur einmal aus seinem Munde gehört. In der Quarta fragte ihn der Geschichtslehrer, was wohl «kanonisches Recht» bedeuten möge; er antwortete: «das Recht, Kanonen zu giessen». Vor etlichen Monaten wurde ein Djuvara als Minister einer nationalen rumänischen Regierung genannt; da fiel mir das kanonische Recht meines Primus wieder ein – ich weiss aber nicht, ob er mit dem Minister des Jahres 1938 identisch ist. An Wissen und Auf-

fassen war ihm sein deutscher Nebenmann Landau entschieden überlegen, der ihm auch an gesittetem Benehmen nicht nachstand. Aber Landau lernte alles spielend, und so musste er sich denn, ebenfalls dauernd, mit dem zweiten Platz begnügen. Ein weiterer Ausländer, ebenfalls Rumäne, war Nicolescu, kohlschwarz an Haaren und Augen, fett, doch kräftig fett wie ein japanischer Ringer, sehr faul, sehr gutmütig, sehr beliebt bei Lehrern und Schülern, immer der Letzte oder Vorletzte, aber bei jeder Versetzung («mit Admonition im Deutschen») noch gerade durchschlüpfend. Die deutsche Diplomatie war in meiner Klasse durch von Mohl vertreten. Ich besitze noch ein paar japanische Kupfermünzen, die er mir geschenkt hat. Er war nämlich in Tokio geboren, wo sein Vater als Legationsrat bei der Einführung europäischer Sitten am kaiserlichen Hofe mitgewirkt hatte. Von Mohl sprach ein flinkes und lebendiges Französisch, aber rein dem Gehör nach; seine schriftlichen Arbeiten waren die rätselhaftesten Gebilde: bisweilen ballten sich ganze Satzteile zu einem einzigen Wort, bisweilen war ein Wort mitten durchgerissen, immer war die Schreibung dem Klang nachgeformt, und der Lehrer vermochte den Sinn oft erst dann zu entziffern, wenn von Mohl selber sein Skriptum vorlas. Ich habe Ähnliches erst wieder in Kriegsgefangenen-Briefen zu Gesicht bekommen.

Aus altem Offiziersadel waren von Schultzendorf und von Brauchitsch, beide stille und bescheidene Jungen. Aber das eigentliche Aristokratenerlebnis bildet doch die Prinz-Radziwill-Episode, die in der Tertia spielte. Der Prinz mochte nur wenig älter sein als wir übrigen Schüler, sah aber viel älter aus, eigentlich schon ganz wie ein Erwachsener. Er trug Jackett und lange Hosen statt unserer kurzhosigen Blusenanzüge, war schlank und gross, hatte ein schmales, blasses Gesicht und schmal geschlitzte dunkle Augen, schien immer ein wenig ermüdet (nicht unhöflich gelangweilt) und lächelte immer – ich kann mich wirklich nicht entsinnen, ihn je ohne dies Lächeln gesehen zu haben. In den Pausen zeigte er auf Wunsch seine schwer goldene Taschenuhr, in

deren Rücken das Wappen der Radziwills eingraviert war oder vielleicht auch nur das Mittelstück des Wappens: Es war so etwas wie zwei ineinandergeschlungene Jagdhörner. Dieses Vorzeigen geschah ohne leutselige Überhebung und auch nicht mit dem Stolz eines Kindes, sondern mit einer ruhigen, vielleicht sogar etwas wehmütigen Freundlichkeit, so als wollte er mit seiner leisen und verbindlichen Stimme etwa sagen: «Wenn euch das noch Spass macht – bitte!» Am Unterricht nahm er teil, wie ein wohl-erzogener, nicht sonderlich musikalischer Zuhörer im Konzertsaal sitzt. Einmal, während der Lateinstunde, klopfte es an der Tür, ein Diener in imposanter Livree trat ein und legte in strammer Haltung eine Mappe auf den Klagentisch: «Hoheit haben das vergessen.» Die Lehrer hatten offenbar Anweisung, den Prinzen wie alle übrigen Schüler zu behandeln. Aber ganz so behandelten sie ihn doch nicht. Wurde er gefragt, so stand er wie die andern auf – das Du der Anrede wurde im Deutschunterricht vermieden, in allen übrigen Stunden galt für uns alle das *Vous* –, aber er antwortete nur sehr dürrig und oft überhaupt nicht. Er wurde dann nicht getadelt, sondern nach kurzer Pause vergeblichen Wartens hiess es einfach: «Setzen.» Den Gipfelpunkt seines Gastspiels bildete eine eindrucksvolle Szene. Wir hatten den «Ring des Polykrates» auswendig zu lernen, und Radziwill wurde als erster aufgerufen. Er erhob sich, wie immer lächelnd, und begann ruhig: «Er stand auf seines Daches Zinnen», machte eine kleine Pause und wiederholte ohne jede Verwirrung mit etwas stärkerem Lächeln in liebenswürdigem Plauderton: «Er stand auf seines Daches Zinnen», pausierte wieder («Stocken» wäre ein ganz falscher Ausdruck), sagte dann dreimal in der besinnlichsten Weise: «Er stand ..., er stand ..., er stand ...», richtete hierauf den bisher ins Unbestimmte schweifenden Blick voll und freundlich auf den Lehrer, schloss mit einer richtigen Schlussenkung des Tones, so als wäre er am Ende einer längeren Rede angelangt: «Und sprach's und schiffte schnell sich ein», und nahm nunmehr Platz, ohne auf das übliche «Setzen!» zu warten. Er hatte vom Aufste-

hen bis zum Hinsetzen eine so vollkommene Natürlichkeit und Würde in Haltung, in Sprechen und Schweigen bewahrt, dass es keinem von uns sechzehn Jungen eingefallen wäre, auch nur ein wenig zu kichern, und dass auch der Lehrer mit stiller Bewunderung dreingeschaut hatte. Es blieb noch eine ganze Weile still, ehe Djuvara I aufgerufen wurde und nun glatt und eifrig die ersten Strophen hersagte. Die Episode Radziwill dauerte nur kurze Zeit: Der Prinz war Ostern in die U III M eingetreten, und nach den grossen Ferien erschien er nicht mehr.

Spürbar richtige Franzosenabkömmlinge waren der robuste und ungezogene, aber gutartig ungezogene Sauret und der zierlich winzige, bildhübsche Ellon, ein mit zwölf Jahren schon gründlich verdorbener Junge, dem ich die erste sexuelle Aufklärung verdanke und der den wohl wesentlichen Anlass zu meinem Abgang vom Französischen Gymnasium gab. Unter den jüdischen Mitschülern endlich habe ich einen, den Weiss, wegen seines anmasslichen Betragens verabscheut, einen, Victor Landau, ich muss schon sagen: schmerzlich geliebt; die übrigen, die kleinen Zwillinge Fließ, die immer beide weinten, wenn der eine eine schlechte Note bekam, nicht aus zwillingshafter Sympathie, sondern weil ihr Vater sie gemeinsam abzustrafen pflegte, Riesser, der später vielleicht der Präsident des Hansabundes geworden ist, damals aber hauptsächlich durch seinen schönen Knabensopran glänzte – Mendelssohns «O könnt ich fliegen gleich Tauben dahin!» höre ich noch immer, wie es Riesser als Solo in der Aula sang –, Bloch, der im Guten und Bösen gänzlich Physiognomie-lose: diese übrigen haben mir genauso nah oder fern gestanden wie die christlichen Mitschüler. Wobei der Nachdruck auf dem «Fern» liegt.

Und wie hätte es auch anders sein können? All diese Jungen, die Ausländer, die Adligen, die Reichen, hatten das eine gemeinsam, dass sie in einer gewissen Weite der Verhältnisse lebten, dass ihre Familien bestimmten Gesellschaftsschichten zugeordnet waren, all diese Jungen hatten deshalb eine gewisse Unbefangen-

heit und Selbstsicherheit. Ich dagegen kam – nicht eigentlich aus Armut (Armut gibt auch ein Schichtbewusstsein), sondern aus dem Schwanken der Schichtlosigkeit, aus dem krampfhaften Bemühen der Umschichtung, aus der «Halt dich gerade»-Region. Was habe ich, und nicht nur als kleiner Schüler, nein, noch als Träger eines Frontordens, als Ordinarius und Dekan ein paar grünen Korpsstudenten gegenüber, unter dem Mangel an Unbefangenheit gelitten! Eine meiner greulichsten Schulerinnerungen ist der Moment, da ich als Quartaner beim Vorlesen merke, dass ich mein Taschentuch in der Pause auf dem Hof verloren habe, und nun das Buch immer höher vor die unbeherrschte Nase schiebe, bis mich der Lehrer anfährt, bis ich meinen Zustand bekennen muss und dem schrecklichen Gelächter der Klasse preisgegeben bin. Und selbst die besten Arbeiten und Antworten Victor Landaus haben mir nicht halb so sehr imponiert wie Radziwills «Ring des Polykrates».

Übrigens herrschte trotz des vorwiegenden Feudalismus und Plutokratismus kein sonderlich zarter Ton im Französischen Gymnasium. Ich weiss nicht, ob die Lehrer nach einem besonderen Prinzip ausgewählt wurden. Von etlichen hiess es, sie hätten «hohe Verbindungen». Der rotbärtige Geschichtslehrer Ester-naux hatte einen nahen Verwandten in der Admiralität; der Direktor Schulz, ein grauhaariger, aber jugendlich straffer Herr – sein jüngster Sohn sass in meiner Klasse und hatte es schwer, weil alle Lehrer an ihm den Nachweis ihrer Unparteilichkeit möglichst eklatant erbringen wollten –, Schulz, ein ausgezeichneter, gerade in den Unterklassen bewährter Pädagoge, wurde später ins Kultusministerium übernommen. Andere Lehrer wiederum mögen neben ihren Fachkenntnissen einen besonderen französischen Schliff besessen haben; alle gewiss nicht: Das Französische des Gräzisten in der Obertertia klang nicht anders als das meines Bruders Berthold und war auch nicht viel reichhaltiger; der Satz: «Il zieht, fermez la fénéter, oben!» ist mir unvergesslich. Im Ganzen dürfte sich die Lehrerschaft sozial wie bildungsmässig wenig von

ihren Kollegen an andern Schulen unterschieden haben, und was den pädagogischen Ton im Allgemeinen anging, so war er wohl von einer ähnlichen Gesinnung bestimmt, wie sie mir später hundertmal aus dem variationsreichen Satz der bayrischen Wachtmeister entgegenschlug: «Ihr glaubt wohl, ihr könntet es hier gemütlicher haben, weil ihr nicht bei den Preussen seid?»

Geprügelt wurde viel, gewiss nicht grausam, aber doch gründlich. Es gab da feine Altersabstufungen. In der Sexta wurde der Junge über den vordersten Schultisch gelegt, in der Quinta nur noch leicht an das Knie des Lehrers gelehnt, in der Quarta wurde mit dem Rohrstock auf die ausgestreckte Innenhand geschlagen, in der Untertertia gab es nur noch Ohrfeigen, und vereinzelt Ohrfeigen klatschten auch noch in der Obertertia.

Die einzige ernsthafte Prügeltracht, die ich selber erhielt, steht ausserhalb dieser Reihe: Ich bekam von dem Rechenlehrer der Quinta, dem riesenhaften, klobigen Bremiker, aufrecht zwischen Katheder und vorderster Schulbank stehend, die Jacke, genauer: die Bluse vollgehauen. Es war die erste schwere Ungerechtigkeit, die mir widerfuhr, und ich habe den Mann lange gehasst und bewahre ihm noch heute eine lebhaft Antipathie, obwohl ich ihm mildernde Umstände zubilligen muss. Die Hauptschuld an seinem Rechtsirrtum trug nämlich meine übliche Befangenheit. Wir hatten von elf bis zwölf Rechnen und von zwölf bis eins Turnen. Hierfür waren Turnschuhe erwünscht, aber nicht vorgeschrieben. Deshalb besass ich keine; an Büchern liess es mir Vater gewiss nicht fehlen, aber Turnschuhe nannte er unnötigen Luxus. Eifrige Jungen pflegten sofort nach dem Läuten ihr Schuhzeug zu wechseln und mit den Stiefeln in der Hand im Wettlauf zur Turnhalle zu jagen. Es war auch wiederholt vorgekommen, dass Übereifrige schon während der letzten Rechenminuten ihre Stiefel unter der Bank aufschnürten. Doktor Bremiker hatte das mehrfach getadelt und schliesslich mit exemplarischer Abstrafung bedroht. Darauf war es unterblieben. An jenem Montag nun fühle ich eine störende Lockerheit an meinem linken Bein. Ich schiele unter die Bank, der Schnürsenkel ist aufgegangen und baumelt. Ich bücke

mich vorsichtig, um ihn zu schliessen. Schon hat mich Bremikers Blick erwischt. «Was machst du?» – «Mein Stiefel ist offen, ich wollte ihn zuschnüren.» – «Du lügst, du hast ihn ausziehen wollen!» – «Nein, wahrhaftig nicht!» – «Also erst gegen das Verbot gehandelt und dann noch so frech gelogen! Vorkommen!» Ich wiederholte ein halbes dutzendmal, während der Rohrstock schon trommelte, dass ich wirklich nicht gelogen hätte, aber ich kam nicht darauf zu sagen, dass ich ja gar keine Turnschuhe besass. Wenn ich dies meine einzigen Prügel nenne, so lasse ich natürlich ungezählte Ohrfeigen beiseite. Sie waren mir lieber als ein Tadel, der dem Vater als portopflichtige Dienstsache zur Unterschrift zugeschickt wurde; jeder Schüler hatte ein eigenes «Ordnungsheft» für mitzuteilende Tadel und Arreststrafen. Vater schlug mich nicht, aber er geriet für den ganzen Tag in die böseste Laune, die auf uns allen lastete; er grollte über meine Unzulänglichkeit und über den vergeudeteten Groschen.

Wurden wir während des Unterrichts geprügelt, so hatten wir dafür auch die Freiheit, in den Pausen auf dem grossen Schulhof an der Dorotheenstrasse uns selber tüchtig verprügeln zu dürfen: Die aufsichtsführenden Lehrer drückten bei den Balgereien der kleineren Jungen mindestens anderthalb Augen zu. Jede der Unterklassen hatte ihren abgegrenzten Spiel- und Sammelplatz, ihr «Mal». Dort gab es Einzel- und Massenkämpfe. Einmal nahm ich an einer richtigen Schneeballschlacht teil, und noch dazu auf der siegreichen Seite: Quarta M stürmte nach kräftiger Beschiessung den von irgendwelchen Ausbesserungsarbeiten herrührenden Sandhaufen der Quarta O, und die Besiegten wurden «gewaschen». Ein andermal schlug ich im Zweikampf dem viel grösseren Nelson die Nase blutig. Niemand nahm es mir übel, er selber auch nicht; es war ein Zufallstreffer gewesen, auch nahm sich der Blutfleck auf Nelsons hellem Matrosenkragen prachtvoll heroisch aus.

Geturnt wurde zweimal wöchentlich mit vieler Liebe. Der Turnlehrer Hannemann, ein sehr junger, sehr straffer und immer ernster, aber freundlicher und unendlich geduldiger Mensch, wur-

de von keinem Schüler als Feind betrachtet. Ängstlich, ungeschickt und ohne Muskelkraft, war ich gewiss ein schlechter Turner, aber ein bisschen Übung bekam ich doch, und es machte mir Freude. 1915 in München waren mir die Bauernjungen im Heben eines Lafettenschwanzes und in der Handhabung des Spatens voran, aber im Klettern und Springen war ihnen «der Professor» zum Staunen des Wachtmeisters überlegen. Es ist über die Vernachlässigung des Körpers im einstigen Unterricht der höheren Schulen so viel geschrieben worden, besonders im Dritten Reich. Ich habe drei untereinander sehr verschiedene Gymnasien besucht: In allen wurde ernstlich und mit guten Ergebnissen geturnt; dass freilich die Turnleistung für das Abiturientenzeugnis, für den Zutritt zur Universität also, ebenso hoch, ja höher zu bewerten sei als das wissenschaftliche Können, ist den Schulmännern der alten Zeit nicht eingefallen.

Was nun den wissenschaftlichen Unterricht im Französischen Gymnasium anlangt, so hätte naturgemäss eben das Französische die eigentliche Schwierigkeit für mich bilden müssen. Tatsächlich fiel es mir auch einen Augenblick lang besonders schwer. Wir hatten ein Lesebuch, das von einem älteren Lehrer der Anstalt ausgearbeitet war. «Der Völkel» begann mit dem kurzen, in allen Klassen vor Beginn des Unterrichts gesprochenen Gebet: «Notre commencement soit au nom du Seigneur qui a fait le ciel et la terre.» Der Satz wurde uns am ersten Tage in der Sexta vorgeprochen und übersetzt; dann mussten wir ihn auswendig lernen. Er wollte nicht in meinen Kopf, er hat mich und die Meinen einen Tag lang zur Verzweiflung gebracht.

Das Auswendiglernen ist mir zeitlebens sauer geworden; ich spreche seit Jahrzehnten mühelos frei über ein Thema, das ich mir vorher genau gegliedert habe, aber ich gerate über dem kürzesten Zitat in Verwirrung, wenn es nicht, deutlich auf einen Zettel geschrieben, vor mir liegt. Doch hierbei fällt mir ein, dass ich den Zettel sehr oft nicht anzusehen brauche – nur daliegen muss er. Und darüber wiederum taucht nachträglich nun doch noch eine

Erinnerung aus der Bromberger Schulzeit auf. Als Oktavaner habe ich bei der Sedanfeier in der Aula Arnchts Gedicht «Was ist des Deutschen Vaterland?» vorgetragen. Ich sprach fehlerlos mit grossem Eifer, so eifrig, dass ich über das Zungenhindernis des wiederholten «Ist's, wo ...» stolperte. Aber ich nahm die verknäuelte Zeile sofort wieder auf und sagte sie und alles übrige bis zum Ende glatt her. Ich erinnere mich jetzt auch, dass ich nachher doppelt belobt wurde: für das brave Aufsagen des ganzen Gedichtes und für meine Geistesgegenwart im Augenblick des Stolperns. Also handelt es sich bei meinen späteren Schwierigkeiten doch wohl nicht um eine angeborene und wirklich partielle Gedächtnisschwäche, sondern um die Angst vor ihr, um eine Wirkung jener Befangenheit, die ich zuerst im Französischen Gymnasium spürte. Wie dem auch sei, die Tränen beim Notre commencement, gegen die weder freundlicher Zuspruch noch Anbrüllen aufkamen, bedeuteten das erste Auftreten einer Qual, die sich fortan nicht nur an das Auswendiglernen, sondern an jede irgendwie geartete Aufgabe zu knüpfen vermochte: aus der anfänglichen Empfindung der Schwierigkeit wurde rasch eine immer drückendere Unlust, aus der Unlust ein Widerwille, aus dem Widerwillen ein physischer Ekel, aus dem Ekel eine Hilflosigkeit. Das wälzte sich wie ein heranrollender schwerer Block auf Brust und Kopf, das wurde zu Atemnot und förmlicher Benommenheit. Anfangs war ich solchen Anfällen des «Ich kann nicht», die ich auf mich zukommen fühlte, vollkommen ausgeliefert. Allmählich lernte ich, ihnen halbwegs rechtzeitig auszuweichen, sie durch Flucht abzustumpfen, sie zu überlisten. Ich schob die Aufgabe von mir, ich unternahm etwas anderes, irgendetwas Leichtes, Freundliches. Nach einiger Zeit, wenn der innere Druck nachgelassen hatte, begann ich ganz behutsam, von Neuem an die böse Sache zu denken. Kam die Beklemmung wieder, so lenkte ich mich wieder ab. In einem dritten, glücklicherweise vor meinem zwanzigsten Jahr erreichten Stadium kam mir der Trotz zu Hilfe: Auf das «Ich kann nicht» folgte die Wut über mich selber und

eine erbitterte Kampfstimmung. Aber nie bin ich um solche Ängste und Kämpfe herumgekommen. Die vorläufig letzte, wahrscheinlich die schwerste Schlacht meines Lebens habe ich mir mit vierundfünfzig Jahren geliefert, als ich Autofahren lernte; kein Sieg hat mir grössere Freude bereitet als dieser.

Der erste Verzweiflungsanfall also packte mich beim französischen Schulgebet. Ich lief stundenlang memorierend und jammend durch die Zimmer: «Notre commencement – ich kann es nicht behalten! ... notre commencement soit – es geht nicht, ich lerne es nie! ...» und immer wieder Tränen, im Stil des Dix-huitième stünde hier: «des torrents de larmes». Georg machte beim Abendbrot ein mehr besorgtes als geärgertes Gesicht und schickte mich gleich zu Bett. Ich schlief weinend ein. Beim Aufwachen musste ich mich besinnen, was gestern gewesen war. Irgendetwas Grauenhaftes, aber was? Mit einemmal fiel mir ein: Notre commencement soit au nom du Seigneur qui a fait la ciel et la terre. Aber da hatte ich ja das ganze Gebet vor mich hingedacht, glatt, ohne Stocken, ohne Angstgefühl, mühelos. Ich wiederholte den Satz halblaut, er war ganz einfach, er war mir seit einer Ewigkeit vertraut, er «sass».

Mit diesem kurzen dramatischen Auftakt war für mich die Sonderschwierigkeit des Französischen überwunden. Von nun an war es kein anderes Fach für mich als die übrigen Lehrfächer, weder schwerer noch freilich auch interessanter. Ich trottete durch die Klassen, ziemlich tief unten in der Rangordnung, aber ausser Gefahr des Sitzenbleibens. Bedenklicher wurde meine Situation erst, als auf das einfache Rechnen Geometrie und Algebra folgten. Aber die Hemmung lag keineswegs darin, dass sie sich mir als Algèbre und Géométrie präsentierten. Das Sprachliche spielt hier eine geringe Rolle, und da ich von Anfang an «Ce qu'il fallait démontrer» zu sagen lernte und das deutsche «Was zu beweisen war» mir überhaupt erst Jahre später zu Ohren kam, so konnte mich die französische Einkleidung nicht verwirren. Die Sache selber fiel mir schwer, sie langweilte mich, sie war mir sogar ein bisschen verächtlich, sie roch nach Realschule. Ich wusste: Bei

uns im Gymnasium war Mathematik beinahe ein Nebenfach, für die Versetzung kam es jedenfalls vor allem auf die Sprachen an, und ein mathematisches «Mittelmässig» liess sich bequem durch ein «Gut» im Deutschen aufwiegen. Zu Haus hatte ich keine Anleitung. Bertholds Mit-mir-»Arbeiten» war grässlich; ihm fehlte jedes pädagogische Talent. Er wurde ungeduldig, kam gleich ins Schreien und regte sich so sehr auf, dass ich frühzeitig mehr Mitleid mit ihm als mit mir selber empfand. Von Vater war im Punkte der Mathematik gewiss nichts zu erwarten. Ich fragte ihn übrigens auch sonst nicht gern um Rat. Wollte ich im Latein etwas von ihm wissen, so sagte er entrüstet: «Ein fleissiger Schüler benutzt sein Wörterbuch.» (Wobei er leider vergass, dass eine gehörige Portion Reife zu verständiger und genussvoller Lektüre des Lexikons gehört und dass ein Junge das Nachschlagen nur als lästige Verzögerung empfindet.) Eine gewisse Gefahr begannen meine schlechten Noten in der Mathematik erst im zweiten Halbjahr der Untertertia zu bedeuten. Der Klassenlehrer riet zu einigen Nachhilfestunden, und sie wurden mir von demselben Doktor Bremiker erteilt, den ich in so üblem Gedenken hatte. Er behandelte mich in seiner Junggesellenwohnung in der Kurfürstenstrasse durchaus freundlich und brachte meine Kenntnisse in wenigen Wochen auf den richtigen Stand, ohne freilich meine Abneigung gegen die Mathematik zu überwinden. Im Gegenteil: Ich sah in Bremiker, der wahrscheinlich die Prügelszene längst vergessen hatte, nach wie vor meinen persönlichen Feind, und tückisch wie er selber schien mir sein Lehrfach.

Ich wurde dann ohne «Admonition» nach der Obertertia versetzt und hielt mich dort gut; weder gab es irgendeinen besonderen Zwischenfall, noch fielen meine Leistungen in irgendeinem Fach bedrohlich ab. Es ist also nicht ohne Weiteres begreiflich, warum ich gerade jetzt, wo ich mich ganz in die Sonderart des Französischen Gymnasiums eingelebt hatte und wo doch nichts gegen die Annahme sprach, dass ich auch die höheren Klassen hinter mich bringen würde, warum ich jetzt unter Verlust eines

Semesters in ein anderes Gymnasium umgeschult wurde. Vom Vater aus ist das wohl mit seiner Nachgiebigkeit gegen mich zu erklären. Ich quälte ihn, anderwärts würde ich's leichter haben, würde ich mich glücklicher fühlen. Georg, der Einspruch hätte erheben können, war damals schon selber Familienvater und dadurch in Anspruch genommen; er war wohl auch gleichgültig gegen mich, da ich wenig versprach. Doch was bewog mich selber, monatelang auf die Umschulung zu drängen?

Ich will nichts sentimentalisieren, aber wahrscheinlich wäre alles anders gekommen ohne die Entzweiung zwischen Victor Landau und mir, die mich sehr einsam machte.

Ich glaube, man überschätzt häufig das Kameradentum einer Schulklasse. Die Klassengemeinschaft ist eine so selbstverständliche, dass sie nicht recht ans Herz dringt. Man sitzt mit einer Reihe ungefähr Gleichaltriger seit der Sexta zusammen. Man sagt, wenn man von der Klasse spricht: wir. Das Wir bleibt sich nicht völlig gleich. Bei jeder Versetzung bröckeln ein paar Schüler ab. Im selben Augenblick sind sie wie verschwunden. Man sieht sie in der Pause auf dem Hof und kennt sie doch kaum mehr. Sie gehören nicht mehr zum Wir. Bei jeder Versetzung kommen ein paar Neue hinzu, Zurückgebliebene der nächstobern Klasse, Umgeschulte aus andern Städten oder Stadtteilen. In vierzehn Tagen sind sie nicht mehr neu und fremd, sind sie wir. Das Wir ist eine aufgedrungene Interessengemeinschaft, eine Zusammenklammerung von aussen her, eine herzlos selbstverständliche Zusammengehörigkeit. Der Einzelne braucht mit den andern Wir-Teilen nicht befreundeter zu sein als mit den Bänken und Tischen des Klassenraumes. Kameradschaften entstehen erst da (zum mindesten in der Grossstadt), wo sich zwischen zweien oder mehreren innerhalb der Klasse eine Sonderbeziehung bildet: Man hat den gleichen Schulweg, man besucht einander, vielleicht kennen sich die Eltern schon, haben die Väter gleiche Berufe; oder man begegnet sich in einem bestimmten Interesse: Man ist musikalisch, oder man sammelt Marken, oder man wetteifert im Turnen.

Die blosse Gemeinsamkeit des alltäglichen Unterrichts allein schafft nur ein stumpfes, unwesentliches Nebeneinander, mehr nicht. Mit einer ganzen Menge Jungen bin ich lange Zeit, mit gar nicht wenigen all die fünf Jahre in der gleichen Klasse zusammengewesen, wir haben täglich miteinander gesprochen, gespielt, gebalgt, wir hatten keine Feindschaft, waren durchaus, was man so gemeinhin gute Kameraden nennt – und was haftet von ihnen in mir? Dass Nicolescu so fett war und dass Riesser so schön sang und dass Sauret in Sexta über die Bank gelegt wurde. Und was habe ich im späteren Leben von ihnen gehört? Dass Riesser vielleicht Präsident des Hansabundes und dass Djuvara I vielleicht Minister geworden ist. Aber das kann auch Djuvara II oder irgendein Djuvara III und das kann auch irgendein ganz anderer Riesser gewesen sein. Als unter den wissenschaftlichen Nachrichten einiger Blätter eine Notiz über meinen fünfzigsten Geburtstag erschien, bekam ich eine Postkarte von einem Arzt aus Frankfurt: «Sind Sie der Klemperer, der mit mir von Sexta bis Tertia im Pennal am Kronprinzenufer geschunden worden ist?» Der freundliche Gruss machte es mir mit besonderer Eindringlichkeit klar, wie wenig, wie gar nichts mich mit dem Unterzeichner verbunden hat und mit all den andern Klassenkameraden. Einen einzigen ausgenommen: Victor Landau, den ewigen Zweiten, der eigentlich der Erste hätte sein müssen.

Er gefiel, er imponierte mir von Anfang an. Von seinem Aussehen weiss ich heute mit Bestimmtheit nur noch, dass er durchsichtig dünne Ohren und ein sommersprossiges, mageres Gesicht hatte. Doch seine Stimme und seine Bewegungen sind mir gegenwärtig. Ich glaube wirklich, man konnte schon von dem Sextaner sagen, dass er Gelassenheit besass. Er wirkte weder altklug noch eingebildet noch unfreundlich, aber schon in dem kleinen Jungen steckte eine gewisse Kühle und Distanziertheit. Er mag wohl gemerkt haben, dass ich ihn bewunderte, doch bestand in den ersten zwei Jahren keine besondere Verbindung zwischen ihm und mir. Dann kam unser Fortzug aus der Albrechtstrasse. Georg hatte seinen Posten an der Charité aufgegeben und die Neuorientierung

seines Lebens begonnen. Wir wohnten jetzt in der Winterfeldtstrasse. Sie zweigt von der Potsdamer Strasse ab, dicht an der Schöneberger Grenze, aber noch zu Berlin gehörig und beinahe noch zu dem, was heute «der alte Westen» heisst und damals eine betont gutbürgerliche, beamtenhaft solide Wohngegend war. Mir brachte der Umzug die Wonne eines Schülerabonnements auf der Pferdebahn. Für drei Mark im Monat durfte man mit einer solchen Schülerkarte an allen Schultagen bis sieben Uhr abends jede Linie benutzen. In den ersten Wochen bin ich stundenlang kreuz und quer durch Berlin gereist, immer vorn beim Kutscher, die flatternden Pferdeschwänze vor mir und Pferdehaare auf den Ärmeln. Ich setzte meinen Stolz darein, wie die andern Jungen itn Fahren auf- und abzuspringen, fiel beim ersten Abspringen mit Händen und Knien auf ein besonders nasses und schmutziges Pflaster und brachte von da an das damals ungefährliche Kunststück richtig zuwege. Gegen die Stadtreisen stumpfte ich bald ab, aber die Fahrten zur Schule und nach Hause blieben doch immer ein grosses Vergnügen. Auf diesem Weg kam ich mit Landau in nähere Berührung. Die Landaus wohnten dicht an der Potsdamer Brücke, dort wo die Potsdamer Strasse zu einer Allee mit hohen alten Bäumen wurde und hinter Vorgärten Villen und villenähnliche Häuser lagen. Nachdem wir einmal zu plaudern angefangen, kam es häufiger vor und wurde bald zur Regel, dass wir den Rückweg von der Schule zu Fuss machten. Wir gingen durch den Tiergarten, an der Löwengruppe vorbei, es war ein Schlendern. Im Winter verkaufte ein Mann am Schulhof Maronen, das Stück für einen Pfennig, heiss, wie er sie aus dem fahrbaren Bratofen zog. Dreifacher Genuss, die heissen Kastanien in der Manteltasche zu fühlen, sie abzuschälen und ein bisschen in der Hand herumzurollen, sie aufzuknabbern. Auf die Pferdebahn sprang ich erst, nachdem wir noch ein Weilchen vor Landaus Haus gestanden hatten. Aber oben bei Landaus bin ich nie gewesen; seine Eltern habe ich nie kennengelernt, seine jüngere Schwester, ein hässliches kleines

Mädchen, nur zwei- oder dreimal vor dem Gartentor begrüsst, als sie gerade aus der Schule kam. In unserm gegenseitigen Verhalten war Landau entschieden der Kühlere, aber diese Kühle lag eben in seinem Wesen und war eigentlich nur gleichmütige Unbefangenheit. Mir selber die Rolle Aatchen Finks zuzuschreiben geht schon deshalb nicht, weil Landau keinerlei Ansprüche an mich stellte. Er erzählte von seinem Leben ausserhalb der Schule. Dass das französische Fräulein zum Ersten gehe und dass nun eine englische Miss an ihre Stelle treten werde. Dass er während der Ferien mit den Eltern in der Schweiz gewesen sei, dass er gestern zum ersten Mal an einer Abendgesellschaft – lauter Onkel und Tanten – teilgenommen habe. Er sprach auch schon ganz bestimmt von Zukunftsplänen: Sein Vater sei «nur so Bankier», aber er selber werde Nationalökonomie studieren. Das Wort war mir neu, und er erklärte es mir auf einfache und deutliche Weise. Dabei war er aber durchaus kindlich. Er zog ein Zwanzigmarkstück aus der Hosentasche, spielte ein bisschen damit wie mit einer Marone und sagte: «Das hat mir Onkel Paul geschenkt, ich soll mir etwas dafür kaufen – aber was? Ich habe ja alles.» Er war auch ein geduldiger und interessierter Zuhörer. Ich hatte ihm freilich wenig zu sagen, ich kam mir seiner Vielseitigkeit gegenüber recht armselig vor. Zumeist bestritt ich meinen Anteil an der Unterhaltung mit den ärztlichen Dingen, von denen nach wie vor zu Hause viel die Rede war. Andere Dinge von daheim schienen mir nicht für unsere Gespräche geeignet. Über die Vorkommnisse in der Schule redeten wir wenig. Herzliche Worte der Freundschaftsversicherung tauschten wir nie. Wie gering scheint dies alles aus der Entfernung eines halben Jahrhunderts. Ein begabter und höflicher Junge gibt mir etwas Einblick in seine freieren Verhältnisse und lässt sich meine Begleitung bis ans Haustor gefallen. Und doch wog das damals so schwer für mich, dass ich es in seiner Bedeutung gar nicht überschätzen kann. Es war ein Analogon zu jenem ersten Entdeckungslauf nach Berlin hinein hinter dem Reifen her. Eine erste selbständig geknüpft Beziehung, we-

der zum Wir der Familie noch auch zum Wir der Schule gehörig. Und es war, mindestens von mir aus, eine wirkliche Freundschaft. Mein Herz war zufrieden mit dem, was ihm geboten wurde, und erwartete ohne Ungeduld und mit Gewissheit mehr. Vollgültiger Beweis für mein Freundschaftsgefühl: Ich habe Landau nie beneidet, genauer, ich habe nie gedacht: «Das möchtest du auch haben!», nur immer: «So möchtest du auch sein!» Und die Bewunderung gab mir Auftrieb; damals begann ich mit dem Überlisten des «Ich kann nicht». Übrigens fiel mir das Lernen jetzt von selbst leichter, weil mir die Schule interessanter geworden war. Vor allem natürlich der Schulweg (auf dem von ihr, wie gesagt, kaum die Rede war), aber doch auch die Schule selber. Ich mochte nicht allzu weit hinter Landaus Leistungen Zurückbleiben oder gar durch Nichtversetzung von ihm getrennt werden. So arbeitete ich fleissiger; und obwohl also meine Anspannung weniger der Dinge halber als des Freundes wegen intensiver wurde, dankten mir doch die Dinge selber und wurden erfreulicher.

Doch schon nach kaum anderthalb Jahren fand diese Freundschaft ein kindisches und unsauberes Ende. Der Unterricht in der Naturkunde mit seiner unsäglich törichten Halbheit hatte den Klassenton sehr ungünstig beeinflusst. Man zeigte uns ein menschliches Skelett, man zeigte uns auch das Modell eines Rumpfes, aus dem die einzelnen Organe herausgenommen wurden; das Skelett war von sich aus dezent, und beim Vorweisen der inneren Organe beschränkte sich der Lehrer auf das Dezente. Welch ein Anreiz für etliche Fortgeschrittene, von sich aus und auf ihre Art den Unterricht in Wort und Bild zu ergänzen und die Ergänzung beispielhaft zu belegen! Am meisten tat sich hierin der kleine Ellon hervor. Eines Mittags stand er in unserer Nähe. Landau sagte mir gerade, er müsse heute mit der Pferdebahn nach Hause, er habe es eilig; er sei mit seiner Schwester zu einem Geburtstagskaffee eingeladen und wolle vorher die Schularbeit erledigen. In der grossen Pause des nächsten Tages berichtete Ellon etwas sehr Schmutziges, und als ihn Sauret fragte, woher er das

wisse, antwortete er lachend: «Das ist doch bei Landaus Schwester so.» Landau packte ihn am Arm: «Wie kommst du zu so einer Lüge?» Ellon erwiderte halb lachend, halb angstvoll: «Das hat mir doch Klemperer erzählt.» Nun stellte Landau mich zur Rede. «Du wirst doch so etwas nicht von mir glauben!» rief ich, und meine Stimme und meine Hände zitterten vor Schreck. Landau mag das Erschrecken für Furcht und Eingeständnis genommen haben. «Man sieht, dass du lügst, und feige bist du auch», sagte er verächtlich. Ich dachte: Jetzt schlag ich ihn mit der Faust mitten auf den Mund, dass ihm die Lippen platzen! aber ich bekam den Arm nicht hoch. Auch Landau machte keinen Angriff. Um Ellon kümmerten wir uns beide nicht. Ich sagte: «Wenn du mir nicht glaubst, will ich nie wieder etwas mit dir zu tun haben.» Er kehrte mir den Rücken und wandte sich einer andern Gruppe zu. Von da an sahen wir in betonter Weise aneinander vorbei. Nach ein paar Tagen dachte ich, es sei unmöglich, dass alles zwischen uns zu Ende wäre. Ihn anzureden wäre wider die Ehre gewesen. Aber ich konnte ihm während des Unterrichts eine Nachricht schicken; das war eine so gewagte Handlung, dass sie sich mit dem Ehrenkodex der Tertia vertrug. Ich schrieb also: «Ich muss dich sprechen», faltete den Zettel eng zusammen, adressierte: «An Landau», und schob ihn dem Nebenmann zu. Das Papier wanderte während der deutschen Stunde von Platz zu Platz, von Bank zu Bank, bis es Landau erreichte. Es kam sicher in seine Hände und bestimmt ungeöffnet, denn die Beförderung eineszettels war Ehrensache. Ich erhielt keine Antwort. Im Lauf der Wochen wiederholte ich den Versuch noch zweimal, zuletzt mit einem dicken Strich unter dem «muss», einem Ausrufezeichen und dem Vermerk «Dernier Avis». Dann erst sagte ich mir mit vieler Bitterkeit, dass Landau nie an mir gehangen haben könnte wie ich an ihm, ja glaubte, dass ihm der unsinnige Bruch vielleicht gar nicht so sehr zuunpass gekommen sei. Und nun war wirklich alles zu Ende, obwohl wir noch ein reichliches Jahr zusammen im selben Klassenzimmer sassen.

Später habe ich Landau ein einziges Mal wiedergesehen. Das

war 1902 während meines ersten Philologensemesters in München. Ich hörte mir Lujó Brentanos berühmtes Kolleg an und trat als Outsider und einmaliger Besucher bescheiden durch den hinteren Eingang in das grosse mehrtürige Auditorium. Vorn und in der Mitte sassen die ständigen Hörer und eigentlichen Studenten der Volkswirtschaft auf ihren fest belegten Plätzen. Da sah ich durch die vorderste Tür ganz dicht neben dem Katheder Landau hereinkommen. Er war es wohl sicher; sein in der Tertia schon sehr reifes und ruhiges Gesicht war bartlos geblieben, es war nachgereift, aber wenig verändert. Immerhin: der zeitliche Abstand von mehr als sieben Entwicklungsjahren, die räumliche Distanz der vollen Saallänge – absolute Gewissheit hatte ich nicht. Die Plätze des Hörsaals waren numeriert, die Nummern liefen von den Fenstern zu den Türen. Landau ging am Katheder und dem mittleren Längsgang vorbei zum Fenster und setzte sich in die vorderste Bank neben den Eckplatz. Platz zwei: Nun blieb mir kein Zweifel an der Identität seiner Person. Die ganze Stunde dachte ich mehr an ihn als an Brentanos Kolleg. Er muss damals dicht vor dem Abschluss seiner Studien gestanden haben; ich selber hatte ja einen weiten Umweg zur Universität gemacht. Ein Jahr später las ich in einer deutschen Brasserie in Paris ganz zufällig seine Todesanzeige im «Berliner Tageblatt»: «Unser einziger Sohn, der Referendar Dr. Victor Landau, nach kurzer Krankheit ...»

Noch einmal: Ich will nichts sentimentalisieren oder bequem vereinfachen, und bestimmt war es nicht dieses Freundschaftsende allein oder auch nur in erster Linie, was mich vom Französischen Gymnasium vertrieb; ich bin ja nach dem Bruch noch ein ganzes Jahr dort geblieben, ich habe mich mit den übrigen Klassenkameraden genauso vertragen wie vorher, ich habe auch keineswegs die ganze Zeit über der verlorenen Freundschaft nachgetrauert. Aber freilich: Ich habe erst jetzt die lauwarmer Nichtigkeit dieses Sichvertragens empfunden, und es hat mir ein Halt gefehlt gegen die innere Unruhe, die schliesslich die eigentliche Vertreiberin wurde. Um diese Unruhe zu verstehen, muss ich das

Inventar alles dessen aufnehmen, was ich während der ersten fünf Schuljahre zu Hause erlebte.

Bei Dr. Bremiker hatte ich geübt: J'élimine x... So eliminiere ich vorerst als ziemlich unwesentlich die einzige Bekanntschaft mit einem Gleichaltrigen ausserhalb des Klassenkreises, die ich (nach überwundener Murmelphase) während der Schulzeit hatte. Es erging mir mit Julius Bab, der später ein braver Kritiker und Dramaturg wurde, vor der gediegenen Bravheit aber eine Zeitlang zu den modernen und aufsässigen Literaten zählte, einigermaßen ähnlich wie mit Fito und Tato. Er hätte sich gern freundschaftlich mit mir abgegeben, ja tat es auch auf seine Weise, aber er war mir gar zu wild und fremd. Unsere Eltern kannten sich gut, ich weiss nicht, ob von Bromberg oder schon von Landsberg her. Seine Mutter, deren ich mich noch entsinne, war gestorben, sein ältester Bruder bereits aus dem Haus; jetzt bestand die Familie in der Gitschiner Strasse nur noch aus dem Vater, einem wohlhabenden Fabrikanten und überaus gutmütigen dicken Mann, und ihm – irgendeine Hausdame oder Tante gab es nicht, nur eine gesetzte Köchin, die gewiss den ganzen Haushalt lenkte, sozial aber doch auf die Küche beschränkt blieb. Julius Bab durfte sich mehrmals im Jahr eine ganze Herde Jungen einladen. Bei diesen Nachmittagsgesellschaften ging es ungeheuer laut zu, riesige Kuchenmengen verschwanden blitzschnell und wurden zwei-, dreimal erneuert, riesige Kannen Schokolade wurden geleert und neu gefüllt, sogar die drei Schüsseln mit Schlagsahne füllten sich zweimal: Es war ein Gelage und kein feiner Geburtstag wie bei Tante Malvine. Der Lärmendste unter den zwölf bis fünfzehn Jungen, der mächtigste und geschwindeste Esser war Julius Bab selber. Er war gross und breit; im Schreiben beherrscht mich die unsinnige Vorstellung, er habe damals schon den zottigen braunen Vollbart getragen, der nachher den Studenten wie einen Landsknecht erscheinen liess. Nach der Schokolade und dem Aufstehen wurde die Unterhaltung noch lauter und ging rasch und regelmässig in eine Prügelei über. Auch hierbei tat sich Bab hervor; ein Knäuel

war um ihn, er rang und boxte ein halbes Dutzend Gäste zu Boden. Ich war nie unter seinen Opfern, ich wusste mich ausserhalb des Gedränges zu halten, und diese Übung sollte mir noch einmal bei einer politischen Saalschlacht in Paris gute Dienste leisten. War aber der Sieg des Gastgebers entschieden, was nie lange auf sich warten liess, so gab es auch auf der Stelle eine herzliche und vollkommene Versöhnung. Man erhob sich vom Teppich und klopfte sich gegenseitig die Anzüge ab, man richtete die umgeworfenen Stühle auf, man verschnaufte sich, es wurde stiller. Jetzt erst erschien der bis dahin unsichtbare dicke Vater, und nun begann der dritte Akt der Gesellschaft. Die Stühle wurden in drei Reihen Tiefe zusammengestellt, Vater Bab setzte sich in die Mitte der vordersten Reihe, und gerade vor ihn hin trat sein Sohn und trug ein Gedicht vor. Er deklamierte, zumeist Balladen, mit dem gleichen Kraftüberschuss, mit dem er sich vorhin betätigt hatte. Seine beste, mehrmals wiederholte Leistung war der «Edward» aus den «Stimmen der Völker». Schauerlich brüllte er: «O ich hab geschlagen meinen Vater tot, / Und weh, weh ist mein Herz – Oh!» Und Vater Bab hörte beglückt zu. Doch sehr zeitig hatte sich Julius Babs Talent schon weiter entfaltet. Vor den Stuhlreihen wurde ein Altar aufgebaut: ein notdürftig verkleidetes Nachttischchen, eine blecherne Waschschüssel darauf und eine offene Flamme in ihr, eine sehr gespenstische Spiritusflamme. Zu Seiten des Altars standen, Rede und Gegenrede über ihn hinwegtauschend, Julius Bab und einer seiner Kameraden in weissen togaähnlichen Gewändern. Den Inhalt des Dialogs habe ich nicht behalten. Ich glaube, es handelte sich um zwei Genien oder allegorische Gestalten, die um die Seele des Jünglings stritten, Abenteuer und Heimatfriede etwa, und die sich dann mit einem Händedruck versöhnten. Aber ich weiss bestimmt, dass es feierlich tönende Jamben waren und dass Julius Bab selber sie gedichtet hatte. Und dadurch rückte er mir noch ferner als durch seine physischen Gaben. Ein Mensch, der so etwas zustande brachte, bedeutete mir noch ein unnahbares Wesen. So war ich kaum betrübt und eher erleichtert, als ich nach einer Weile nicht

mehr zu diesen Gesellschaften eingeladen wurde. Einen richtigen Abschluss, und nun gar einen feindlichen oder tragischen, haben unsere frühen Beziehungen nicht gefunden. Wir sind uns auch später noch begegnet und hätten uns eigentlich bei ähnlicher Tätigkeit – beide Berliner Literaten mittleren Ranges – noch öfter begegnen müssen. Es ist mir lebenslang nicht geglückt, Kollegentum und Verbindungen zu pflegen.

Dass ich so erschüttert war von der Vorstellung, ein mir gleichaltriger Junge dichte, verfasse einen dramatischen Dialog, dass er mir dadurch sakrosankt wurde, auch wenn er sich eben noch mit Kuchen vollgestopft und mit andern Jungen geprügelt hatte, dafür gab es einen besonderen Grund. Gerade damals hatte ich die erste wirkliche Bekanntschaft mit der Poesie gemacht und war von ihr ungeheuer erfasst worden. Ich muss dieses «Wirklich» nach zwei Seiten bestimmen. Allerhand Gedichte hatte ich ja schon in der Schule kennen- und auch auswendig gelernt. Da waren die Arndtschen Verse, mit denen ich in der Bromberger Aula gegläntzt hatte, da war das «Riesenspielzeug» und was sonst noch den Bestand der zeitigen Lesebücher bildet. Aber das alles, genauso wie ein paar Lafontaine-Fabeln, war vom Lehrer «durchgenommen», war pflichtmässig erlernt worden, beschäftigte den Kopf und nicht das Herz. Daneben hatte ich schon vielerlei für mich gelesen, tugendhafte und abenteuerliche «Erzählungen für die Jugend». Das war höchst interessant, aber ans Herz griff es auch nicht; das waren «Geschichten», aber es wäre mir nie eingefallen, so etwas Dichtung zu nennen. Auch den Märchen der Brüder Grimm, auch dem Münchhausen hätte ich diesen Namen verweigert. Doch nun war ich, zufällig und von mir aus, in Vaters Bibliothek auf den Schiller geraten. Und sogleich war ich gepackt. Die «Räuber» und stärker noch, der Verse halber, die «Jungfrau von Orleans», «Maria Stuart», «Don Carlos», der «Teil», das lief glühend heiss in mich hinein, das konnte ich immer wieder lesen, davon wusste ich ganze Stücke auswendig, ohne sie gelernt zu haben. Ich frage mich heute (und kann es nur annähernd präzisie-

ren), was mich denn damals so sehr daran ergriffen hat. Vor allem war es wohl, ganz abgesehen vom Inhalt, der sprachliche Klang und Schwung, der ungeheure Ansturm des Oratorischen. Aus diesem früh erlebten Entzücken heraus hat mir nachher die ästhetische Lehre der modernen Franzosen so stark eingeleuchtet, wonach die Schönheit eines Verses, die eigentlich poetische Wirkung der Poesie, nichts mit dem Inhalt zu tun hat und alles mit Ton und Rhythmus, mit magischer Übertragung des Herzschlages vom Dichter auf den Hörer. Aber der Inhalt war doch auch da und bemächtigte sich meiner von Monat zu Monat entschiedener. Ich kann mir das von der negativen Seite her beweisen. Mit dem «Wallenstein», dem «Fiesco», der «Braut von Messina» wusste ich nichts anzufangen, sie blieben meinem Verständnis noch ganz verschlossen. Aber die andern Stücke gaben mir in vielen Szenen und Gestalten etwas sehr Verständliches: Immer waren da Bedränger und kämpfende Bedrängte, und immer stand der Dichter auf Seiten der Unterdrückten und schenkte ihnen seine schönsten Worte und liess sie triumphieren, auch wenn er sie sterben liess. In der Prima habe ich einen Aufsatz schreiben müssen über die «Entwicklung der Freiheitsidee bei Schiller». Das war selbst für einen Primaner noch eine reichlich harte Nuss. Aber mit dem Begriff der Freiheit wird mancher sein Leben lang nicht ins Reine kommen, und das Gefühl der Freiheit kann man mit zwölf Jahren und noch früher haben, besonders wenn man sie zu vermissen beginnt. Vielleicht sollte ich hier meinen Schiller-Enthusiasmus auch darauf stützen, dass ich im Jahre 1894 – mein erster Theaterabend! – im eben eröffneten Schillertheater die «Räuber» sah; doch hat mir die Aufführung klassischer Dramen niemals so viel gegeben wie ihre Lektüre. Aber zu Reflexionen über das Theater ist später noch genug Zeit und Gelegenheit – jetzt geht es mir um das, was mich damals entscheidend formte.

Zur Schillerlektüre trat bald als aufpeitschende Ergänzung der Freiligrath. Bestimmt nur deshalb, weil die beiden Doppelbände der Göschenschen Gesamtausgabe genau in Augenhöhe vor mir

standen, wenn ich, ein wenig aufgereckt, nach dem Schiller griff. Hier, bei den Gedichten aus der Revolutionszeit, auf die ich immer wieder verfiel, war vieles unverständlicher als in den Schillerdramen, denn es wimmelte von unverarbeiteten und unerklärten Zeitanspielungen. Ich wusste nur ganz ungefähr, dass es achtundvierzig eine Revolution gegeben hatte. Mutter erzählte mir einmal aus ihrer Kinderzeit, wie man Matratzen gegen die Fenster gelehnt habe, weil draussen in den Prager Strassen geschossen wurde. Ich hatte auch von den Berliner Märzgefallenen reden hören. Aber wer war Jellachich, wer «Kossuth, mein Streiter», wer die «Neue Rheinische Zeitung», die sich selber «eine stolze Rebellenleiche» nannte? Doch über dies Gewimmel der Fragezeichen trug mich der Schwung der Verse hinweg, und immer wieder stiess ich auf Allgemeines, das in seiner krassen Wildheit ohne Weiteres begreifbar war. Dass sich oft Schlagworte aneinanderreihen wie dicke Glasperlen, konnte ich unmöglich schon ermessen und als störend empfinden. «Die dunkelrote Rächerin auf schwarzbehängter Bühne» oder «Die linke an die Gurgel dem Sklaven und dem Schuft, / Die rechte mit der Klinge ausholend in der Luft!» – so etwas war doch wunderbar deutlich und zündend.

Ich arbeitete auch in der Winterfeldtstrasse noch in Vaters Zimmer. Ich hatte jetzt meinen eigenen Schlafplatz, aber er lag in einem kleinen Durchgangsraum, nur durch schlecht schliessende Portieren von der immerfort benutzten Passage zwischen Esszimmer und Küche abgetrennt. Während der Schularbeiten konnte ich bequem nach den Lieblingsdichtern langen. Ich verheimlichte diese Lektüre, aber nicht weil ich ein Verbot, sondern weil ich ausgelacht zu werden befürchtete. Und deshalb sprach ich auch nicht mit dem klaren Victor Landau darüber. Bei Julius Bab davon zu reden war schon deshalb unmöglich, weil ich dort überhaupt nicht zu Wort kam. So einsam eingefressen, wirkte sie denn umso stärker.

Doch worin bestand diese Wirkung, und was war es, das mich zu gerade dieser Lektüre jahrelang und mit allmählich wachsen-

dem Verständnis immer wieder zurückkehren liess, nachdem ich rein zufällig auf sie gestossen war?

Mit der Politik der Gegenwart hatte ich gar nichts zu schaffen. Und ich glaube auch nicht, dass in normalen Zeiten ein durchschnittlicher Junge an Fragen der Innenpolitik Gefallen findet. Krieg, Revolution, Königsmord: das sind schöne aufregende Dinge; aber Agrargesetze, Reichstagsparteien, Abstimmungen, das ist alltäglich und langweilig. Bei Tisch wurde zwischen Medizin und Literatur gelegentlich auch Politik behandelt. Ohne Leidenschaft und in gemässigt liberalem Sinn. Vater hielt die «Vossische Zeitung» (die nicht umsonst die «Tante Voss» hiess) und kaufte häufig für sich das pikantere «Berliner Tageblatt». Georg las die exklusivere nationalliberale «National-Zeitung». Im Salon stand eine grosse Photographie Kaiser Friedrichs, und ein paarmal hörte ich Vater sagen: «Es wäre besser, wenn er am Leben geblieben wäre.» Als Ludwig Fulda für seinen «Talisman» den Schillerpreis erhalten sollte und der Kaiser den Spruch der Kommission kassierte, weil ihm der Märchenkönig in Unterhosen allzu ähnlich sah, da nahm man bei uns für den Dichter Partei. Aber man war ebenso wenig stark oppositionell wie etwa stark reaktionär. Und von den Spezialfragen der Innenpolitik war überhaupt nur selten und nie erregt die Rede. Von den Sozialdemokraten sprach man ohne Hass und Liebe wie von etwas ganz Fremdartigem. «Die Roten»: das klang so wie etwa «die Eingeborenen». Ein unruhiger Völkerstamm in einer fernen Kolonie. Ich selber, wie gesagt, nahm an alledem gar keinen Anteil. Bekam ich die Zeitung zur Hand – wenn etwas Unschickliches darin stand, ein Lustmord oder ein Ehebruchsprozess, woran selbst die gute Tante Voss nicht immer vorbei konnte, so wurde das ganze Blatt sorgfältig verborgen –, dann las ich den lokalen Teil und das Feuilleton, sonst nichts. Als wir eben nach Berlin übersiedelt waren, sprach man überall und natürlich auch bei uns zu Hause von Bismarcks Entlassung. Ich hörte immerfort die Worte «Kanzler» und «Bismarck»; es schienen mir Synonyma. Eine

Weile später sah ich am Brandenburger Tor, wie etliche Leute beim Vorbeifahren eines Hofwagens grüssten. Jemand neben mir sagte: «Das war man bloss der Kanzler.» Ich erzählte zu Hause: «Ich habe Bismarck gesehen.» – «Unmöglich; er ist ja gar nicht in Berlin.» – «Doch! Einer sagte ganz deutlich, da fahre der Kanzler.» – «Ach so, du meinst Caprivi.» Viel weiter ist mein Wissen um die Personen und Zustände der inneren Politik in den nächsten sechs, sieben Jahren nicht gediehen.

Zum Antimilitaristen und Antikaiserlichen bildete mich mein geheimer Freiheits- und Revolutionskult gewiss nicht. Alles Militärische machte mir Vergnügen, das Exerzieren auf dem Kasernenhof an der Albrechtstrasse, jede marschierende Truppe, alle Militärmusik. Ein paarmal sah ich den Kaiser; besonders das eine Mal, als er von der Parade auf dem Tempelhofer Felde kam, hat sich mir eingepägt. Ich geriet an der Kranzierecke in ein böses Gedränge. In meiner Angst kletterte ich, während schon die Musik laut wurde, an dem Geländer der Café-Veranda hoch und konnte oben sitzend den Zug sehr deutlich sehen: den Kaiser zu Pferd, die Kompanie mit den friderizianischen Spitzhauben. Dann zog mich ein Kellner herunter und führte mich zum Ausgang nach der leerer gewordenen Friedrichstrasse. Das war mein erster Kaffeehausbesuch.

Ich spreche von einem eingepägten Bild. Täusche ich mich, legt sich nicht die Unzahl der bekannten Photographien und Gemälde über das damals Gesehene? Trug der Kaiser wirklich den Adlerhelm? Ich glaube wohl. Trug er den Schnurrbart schon hochgezwirbelt in der Habyform «Es ist erreicht»? Ich glaube. Hatte er ein blasses Gesicht, blassblaue Augen, wie ich mir einbilde? Was weiss ich von damals her gewiss? – Seit dem April 1914 kann ich mir die Frage mit Sicherheit beantworten. Zu dieser Zeit schickte mir mein Bruder Berthold eine Photographie nach Neapel, die ohne sein Wissen aufgenommen worden war. Nach der Trauung schreitet er neben seiner Braut, der Tochter eines Generals, die Stufen der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche hinunter. Er geht nicht, er schreitet. Alles an ihm ist gestrafft, ist

Korrektheit und Beherrschtheit, ist Wille, der Situation gewachsen zu sein. Krampfhafter Wille, nicht Zuversicht oder gar Selbstverständlichkeit. Kopie eines vorschwebenden Ideals, nicht eigene Natur. Beim Anblick dieser Momentaufnahme meines Bruders wusste ich plötzlich, was mir zwanzig Jahre zuvor unbewusst an der Gestalt des Kaisers zu Pferde aufgefallen war: Er «hielt sich gerade». Aber zwanzig Jahre zuvor dachte ich eben: So sieht ein richtiger Cäsar aus. Und er imponierte mir sehr. – Nein, nicht mit politischen Affekten stand meine heimliche Freiheitslektüre in Wechselwirkung. Sondern es war eine durchaus private und familiäre Unfreiheit, die mich zu drücken und gegen die ich zu reagieren begann. Ich verstosse hier einen Augenblick gegen die chronologische Folge, um nach der Intensität des Erlebten zu ordnen.

Mit einiger Klarheit, die merkwürdig von meiner sonstigen Unreife abstach, empfand ich das Peinliche bei Gretes Verheiratung. Sie war aus Strassburg zurückgekehrt, und bald hatten sich neue Reibungen zwischen ihr und den Eltern entwickelt. Einmal hörte ich sie durch die geschlossene Tür des Studierzimmers mit grosser Leidenschaft und feierlich deutlich erklären: «Ich will nicht bewegungslos verkümmern! Ich will ein Frauenschicksal haben, mit Mann und Kind, oder ich werde mir meinen Weg selber suchen.» Die Worte mögen literarisch und theatralisch gewesen sein, aber es klang doch wirkliche Verzweiflung aus ihnen (und in dieser Mischung aus Literatur und Natur sind sie in mir haften geblieben). Nach solchem Ultimatum wurde Grete das bürgerlich ehrbare Frauenschicksal beschafft. Es erschien ein breiter, etwas bäurisch derber, aber ansehnlicher Mann, kahlköpfig, an die Fünfzig. Er war verwitweter Vater zweier kleiner Mädchen, wohlhabender Sanitätsrat und Stabsarzt der Reserve, im ober-schlesischen Bergrevier, im damaligen Zabrze ansässig. Gleich waren sie verlobt; sie sassen bei Tisch nebeneinander, er streichelte ihre Hand, die die Gabel hielt, und sie sagte errötend: «Edu!» zu ihm. Seit meiner Schillerlektüre stellte ich mir einen Bräutigam ganz anders vor als meinen Schwager Eduard. Die

Hochzeitsfeier fand diesmal in unserer Wohnung statt, das Essen (im engsten Kreise) in unserem Esszimmer, die Trauung in Vaters Studierzimmer, und diesmal war mir die Trauung das Wesentliche. Der Altar war improvisiert, ganz ähnlich wie bei Julius Bab: Das Nähtischchen, das sonst den gleichen Platz innehatte wie in der Albrechtstrasse, stand dicht bei Vaters Stehpult, eine Decke hing darüber, und in einer kleinen Schale, die im gewöhnlichen Leben als Aschbecher diente, lagen die Trauringe. Vater sprach im Ornat, er sprach sehr feierlich und sehr zärtlich gerührt, er sagte: «Meine geliebten Kinder!» Aber aus eben diesem Zimmer hörte ich ihn so oft über das Wirtschaftsgeld schelten, und eben hier hatte er Grete so oft gar nicht als sein geliebtes Kind behandelt, und eben hier hatte sie noch vor wenigen Wochen erklärt, nicht länger zu Hause bleiben zu können. Und das andere «Kind», der büffelschultrige Edu, war er wirklich das so pathetisch geforderte Frauenschicksal? – Wie oft habe ich als Kritiker oder vom Katheder herab einen Autor getadelt, er schiebe einem Knaben Gedanken zu, die der Junge noch nicht zu denken vermöge. Verfalle ich jetzt in denselben Fehler? Lege ich mir Erwägungen bei, die ich damals noch nicht angestellt haben kann? Aber zwischen dem Bewussten und dem Unbewussten liegt das Geahnte, und vor dem Gedanken steht das Gefühl, das danach strebt, Gedanke zu werden. Hier flüchtet jemand aus Unfreiheit in neue Unfreiheit; hier inszeniert man eine Feier, die nicht am Platze ist; hier werden Worte gesprochen, die zu dem wirklichen Vorgang nicht passen: Ganz so klar hätte ich damals gewiss keinen dieser Sätze formulieren können, aber ziemlich deutlich und sehr quälerisch summten sie doch schon in mir.

Bald danach (und in diesem Alter bedeutet auch ein geringer Zeitraum eine grosse Entwicklungsspanne) erlebte ich eine Wiederholung des peinlichen Schauspiels. Äusserlich war es genau dasselbe Stück: Wieder diente das Nähtischchen als Altar, wieder sprach Vater von seinen geliebten Kindern, wieder wurde das Festmahl im Esszimmer eingenommen. Der innere Unterschied

bestand darin, dass voriges Mal Grete auf Heirat gedrungen hatte und dieses Mal Marta zur Heirat gedrängt worden war. Man hatte offenbar befürchtet, es könnte bei ihrem etwas störrischen und bisweilen heftigen Wesen allmählich die gleiche Kalamität entstehen wie in Gretes Fall, und so war die erste sich anbietende Gelegenheit, sie unter die Haube zu bringen, energisch ergriffen worden. Die Gelegenheit kam, als der älteste der drei Prediger an der Reformgemeinde in Pension ging und ein Nachfolger berufen wurde. Es war ein gutgewachsener, aber in allen Bewegungen langsamer, langsam sprechender und meist schweigsamer junger Mann. Wie ich später selbst oft feststellen konnte, lagen die Interessen meines Schwagers Jelski weit mehr auf philosophischem als theologischem Gebiet. Er hatte eine Doktorarbeit über Spinoza geschrieben und war nach Vaters mir gegenüber wiederholt ausgesprochenem Urteil nicht ein Viertel so bewandert im Rabbinischen wie in der Philosophie. Dies wäre nun in Martas Augen gewiss kein Nachteil gewesen; nur leider überwogen bei ihm die philosophischen Interessen auch die mondänen und, wie sich allzubald herausstellte, den Familiensinn. Ich glaube, der Mann hat nur deshalb geheiratet, weil ihm nahegelegt wurde, das gehöre sich für seine Position, und meine Schwester hat er geheiratet, weil er so mit dem geringsten Aufwand eigener Bemühungen zu einer Frau kam. Es war ganz deutlich zu merken, dass Marta nur widerstrebend in diese Ehe willigte; ich sah sie vor der Verlobung wiederholt mit verweinten Augen. Natürlich brauche ich mir nicht die alte Romanze von dem harten Vater auszumalen, der die Tochter mit dem anderwärts verschenkten Herzen zwischen Kloster und liebloser Ehe zu wählen zwingt. Nein, aber Marta war jung und hätte gern noch eine Weile auf einen passenderen Freier gewartet. Wiederum wusste sie, dass es wenig erfreulich war, zu Hause zu warten, und Eltern und Brüder stellten ihr eindringlich vor, wie gering die Chancen eines Mädchens in ihrer Lage wären. So liess sie sich denn überreden. Ich fing einen Satz auf, dessen greuliche Bedeutung mir erst viel später aufging.

Als ich einmal unvermutet ins Esszimmer trat, hörte ich Marta zu Mutter sagen: «Ohne seine weissen Zähne und den schönen Bart hätte ich mich nie entschliessen können.» Ich kann genau angeben, wann und wie oft diese Worte in mir wieder auftauchten. Die Ehe der beiden wurde bei der Unvereinbarkeit ihrer Temperamente sehr bald denkbar unerquicklich; es gab ständig Zwist, an dem immer der andere schuld sein sollte. Man widerstrebte der Scheidung, weil sie dem geistlichen Stande allzu unangemessen war. Aber ein paarmal schien sie doch unvermeidlich. Dann wurde Berthold, der Rechtsanwalt, alarmiert. Er blieb lange Junggeselle, eine besondere Freundschaft verband ihn mit Marta, und sie spielte ihn gegen ihren Mann aus. Kaum aber waren die Schlafzimmer im Hause Jelski getrennt und die Akten in Bertholds Büro für den Antrag beim Gericht fertig, so stellte es sich heraus, dass inzwischen die weissen Zähne erneute Wirkung getan hatten: Ein Kind war unterwegs, und die Scheidung wurde verschoben. So sind drei Kinder in die Welt gesetzt worden, und alle haben unter dem ständigen Unfrieden im Elternhaus mehr gelitten als die Eltern selber. Was auch immer im privaten Kreise und in der Welt geschah, diese Ehe und ihr Unfriede überdauerten alles. Während ich das niederschreibe, dürfte das alte Paar, er über die Siebzig, sie Mitte Sechzig, eben die Kapverdischen Inseln passieren: ausgeplündert und ausgetrieben, sollen sie bei einer verheirateten Tochter in Montevideo Unterschlupf finden.

Ich habe die chronologische Folge der Ereignisse zugunsten ihrer Intensität ausser Acht lassen wollen. Durch Georgs Heirat bin ich sehr viel stärker erschüttert worden als durch die der Schwestern, ja ohne diese vorangehende Erschütterung wäre ich für die nachfolgenden Eindrücke weniger empfänglich gewesen. Aber ich merke jetzt, dass ich auch chronologisch gerechtfertigt bin. Denn in Gretes und Martas Fall handelt es sich bei mir um einmalige und dann abebbende Aufgewühltheiten – Grete entschwand nach Oberschlesien, Marta zwar nur in die keine tausend Meter entfernte Neue Winterfeldtstrasse, aber ein Entschwinden

war das doch auch –, der komplexere Fall Georg dagegen stand mir immerfort vor Augen, weit über Gretes und Martas Eheschliessung hinaus. Und hier war ich nicht bloss Beobachter, sondern in meiner eigenen Lebensführung empfindlich betroffen; ich hätte mich fügen oder zur Wehr setzen müssen, und da mir beides gleicherweise misslang, geriet ich in den unseligsten Zustand.

Georg hatte gleich nach unserem Fortzug von der Albrechtstrasse ein christliches Mädchen aus sehr angesehener süddeutscher Familie geheiratet; er war kurz vorher zum Protestantismus übergetreten. Jetzt, wo der Vater im Sattel sass, dürfte er das wagen. Der Gemeindevorstand konnte es Vater nicht ernstlich verübeln. Denn es herrschte nicht nur eine allgemeine Toleranz und betonte Neigung zum Aufgehen im Deutschtum, es war nicht nur den Geistlichen der Reformgemeinde (und ihnen allein) ausdrücklich freigestellt, Mischehen zwischen Juden und Christen einzusegnen, sondern es gab auch einen ziemlich genauen Präzedenzfall zu Vaters Situation. Vaters ältester Kollege, eben jener Dr. Oppenheim, an dessen Stelle mein Schwager trat, hatte in die Ehe seiner Tochter mit dem Dichter Richard Dehmel eingewilligt, und sein Sohn hätte die Universitätsprofessur wohl kaum ohne Konfessionswechsel erhalten. Übermässige innere Widerstände hatte Georg bei den Eltern auch nicht zu überwinden. Vater hielt es im Allgemeinen mit einem sanften und höchst verträglichen Deismus; er war gut befreundet mit einem jungen protestantischen Theologen, Theodor Kappstein, der gerade anfang, als liberaler Publizist seines Spezialgebietes hervorzutreten. Eigentümlich benahm sich Mutter. Sie war auf alles stolz, was Georg tat, und wenn Vater den Übertritt und die christliche Ehe des Ältesten zwar sehr gefasst, aber doch mit einigen Seufzern hinnahm, so fügte sie sich ganz klaglos. Nur der allzu christliche Name der Schwiegertochter verursachte ihr Beschwerden, und sie versuchte es lange mit «Marie» und «Mariechen», ehe sie sich an «Maria» gewöhnte.

Inwiefern wurde ich nun von dieser Angelegenheit so stark

und grausam berührt? Die Hochzeit hatte in Wiesbaden stattgefunden (für mich also weltenfern), das auffallend stattliche und schöne, strahlend glückliche Paar war erst nach obligater Italienreise in Berlin eingetroffen. Zu irgendwelchen Betrachtungen der Art, wie ich sie nachher bei Grete und Marta anstellte, gab es also nicht den geringsten Anlass. Aber da waren zwei andere Dinge, die an mir zerrten.

Ich bildete mir ein – oder wenn es nicht ganz Einbildung war, so war es doch eine Übertreibung des wirklich Vorhandenen –, dass die Eltern zu einer unwürdigen Rolle verurteilt seien, und schämte mich für sie. Georg und Maria hatten eine grosse Wohnung in der vornehmen Roonstrasse bezogen; sie besuchten die Eltern manchmal gemeinsam und luden sie auch manchmal zum Essen ein. Aber dann waren die Eltern dort immer die einzigen Gäste; mit anderen zusammen wurden sie nie eingeladen, obwohl Georg einen ausgedehnten Verkehr pflegte. Für Vater hatte diese Abtrennung nichts Peinliches; ihm war es das liebste, Georg zwei-, dreimal wöchentlich vor seiner Sprechstunde allein aufzusuchen, und immer kam er vergnügt aus der Roonstrasse heim. Mutter aber konnte mir gegenüber Bemerkungen wie: «Wir sind ja doch nur zweiten Ranges» oder: «Wir werden verheimlicht» fallen lassen. Ähnliches, doch in schrofferer Form, bekam ich von Marta zu hören. Ein Verkehr zwischen Georg und seinem geistlichen Schwager bestand überhaupt nicht. Wally dagegen wurde manchmal, wie der Ausdruck lautete, «herangezogen». Früher hatte ihr Georg die blonde Tochter des Theaterinspektors Schassler zur Freundin gegeben; jetzt war es Hanna Thorndike, eine angeheiratete Verwandte seiner Frau, sehr still, sehr gesittet, sehr fromm – es muss etwas englisch Sektiererisches in ihrem Protestantismus gelegen haben –, und nur aus diesem lang gepflegten Umgang vermag ich mir zu erklären, dass Wally in ihren letzten Jahren einer spezifisch protestantischen Frömmigkeit zuneigte: Das war ihr ein wirklicher Herzenstrost und war doch zugleich sehr korrekt.

Doch all diese Verhältnisse hätten mich kaum zum kritischen Nachdenken gebracht, wie ich ja auch das religiöse Moment der Angelegenheit vorläufig noch völlig gleichgültig hinnahm, wäre ich nicht selber «herangezogen» worden, ähnlich wie Wally, und doch ganz anders als sie. Wally wurde durch Einladungen in die Roonstrasse belohnt und empfand sie als glückliche Höhepunkte ihres Daseins. Ich selber wurde in der Roonstrasse «erzogen», fürchtete mich vor jedem Weg dorthin und kam jedesmal halb gebrochen, halb in Aufruhr und ganz aufgewühlt heim. Der Nachmittag mit Heiner Ueber im Sedanpanorama, die nassen Hosen eines zwölfjährigen Jungen, der den Schiller liest – muss ich das beichten? Es ist schlimmer als die Töpfchenaffäre auf der Fahrt nach Berlin, und weil es so lächerlich ist, gesteht es sich viel schwerer als Jean-Jacques' berühmter Diebstahl. Heiner Ueber, Georgs jüngster Schwager, höchstens vier Jahre älter als ich, war ein bescheidener, schweigsamer Junge, aber baumlang wie alle Ueber und von tadelloser Haltung. Ihm wurde das Panorama in der Alsenstrasse gezeigt, und ich wurde mitgenommen, um von ihm zu lernen, wie man sich «gerade hält». Das Panorama gefiel mir sehr, und in der Zeit vor dem Film wirkte es auch wohl lebendig genug mit seinem weiten Blick über Stadt und Landschaft, mit den marschierenden und reitenden und schießenden Truppen, mit den vielen Kanonen und, vor allem, den überall leuchtenden roten Hosen der Franzosen. Ich wäre vollauf zufrieden gewesen, wie wir da langsam und mit häufigem Verweilen den Rundgang abschritten; hätte nur nicht immer der Gedanke genagt, dass ich nicht zu meinem Vergnügen mitgenommen sei, dass ich Haltung an den Tag legen solle. Und über diesem Gedanken kam mir zum Bewusstsein, dass ich eigentlich für ein paar Augenblicke hinaus müsste. Aber durfte ich das? Schickte es sich im Angesicht des langen Vorbildes? Was würde Georg dazu sagen, wenn er das erführe? Ich konnte mich nicht entschliessen und litt doppelt, physisch und psychisch. Es heisst, Galilei sei an einer inneren Zerreißung gestorben, weil er im Zusammensein mit

dem Kaiser aus Ehrfurcht sich übermässigen Zwang angetan habe. Ich bin nicht gestorben, aber vielleicht habe ich mich an jenem Nachmittag noch unglücklicher gefühlt als Galilei während der tödlichen Audienz. Denn ihn hielt ein einheitliches und schönes Gefühl in Bann; ich aber wütete innerlich gegen meine Feigheit.

Der Besuch des Sedanpanoramas war eine einmalige Tortur; aber das Mittagessen bei Georg bedeutete eine Kette von Folterqualen, die sich unabsehbar durch viele Monate von Woche zu Woche spannte. Georg hatte bestimmt, dass ich allsonnabendlich nach der Schule bei ihm essen sollte (vom Französischen Gymnasium zur Roonstrasse dicht am Königsplatz war es ein Weg von wenigen Minuten). Alles an diesen Mittagessen quälte mich furchtbar und jede Woche fürchterlicher, obwohl ich bei Tisch sehr freundlich behandelt wurde. Schon die grosse, hohe, für mein damaliges Empfinden üppig elegante Wohnung im Hochparterre, schon die läuferbelegte marmorne Freitreppe schüchtern mich ein. Ich hatte Herzklopfen, wenn ich den Klingelknopf drückte. Das Mädchen führte mich ins Badezimmer, wo ich mir die Hände waschen musste. Dann besichtigte mich Georg in seinem Sprechzimmer. «Sind die Nägel auch wirklich sauber?» – Griff nach den Händen. «Sind die Zähne ordentlich geputzt?» – Griff nach der Unterlippe: «Könnten glänzender sein.» Nun gingen wir ins Esszimmer. Georg sass an der Schmalseite, dicht bei mir, Maria an der Breitseite mir gegenüber, hinter sich das Büfett mit den Kristall- und Silberschalen. Sie war durchaus nicht beängstigend steif und damenhaft, vielmehr lustig und beinahe kameradschaftlich. Aber ihr süddeutscher Dialekt befremdete mich, schien mir Theater. Und wie hätte ich auf ihre harmlosen Fragen harmlos antworten sollen, da ich doch wusste, dass Georg jede meiner Antworten überwachte und zur Kritik sammelte, dass er streng auf mein reines Hochdeutsch achtete. (Ein Berliner Akzent oder Wort war erlaubt, aber um Himmelswillen kein Ausdruck, den man im Geringsten als jüdisch oder gar als jargonhaft hätte bezeichnen

können.) Und wie hätte ich unbefangen zu essen vermocht, wenn ich mich bei jeder Bewegung der Gabel, des Messers, der Serviette «unauffällig» kontrolliert fühlte. Und wie hätte ich es mir vergnügt schmecken lassen sollen, wenn mich immer wieder der Gegensatz ergriff, darin sich Georgs doppelte Sehnsucht nach der Schicht des Handwerkers und der besten Gesellschaft spiegelte. Die Speisen selber waren nämlich ebenso einfach und knapp bemessen, wie das Gedeck in allen Einzelheiten des Porzellans, des Silbers und Tafelleinens fast allzu schwer lastete. Aber dies alles hätte ich noch ertragen oder doch mit einiger Übung ertragen gelernt, zumal ich ja eine ähnliche, freilich weder im Einfachen noch im Üppigen auch nur annähernd so weitgehende Mittagsreform zu Hause erlebt hatte, wäre nur nicht der Diener gewesen, der bald drüben am Büfett oder an der Tür, bald mit der Schüssel neben mir stand, der immer auf mich gerichtet schien wie ein Flintenlauf. An ihn konnte und konnte ich mich nicht gewöhnen, er verursachte mir Schluckbeschwerden. Dabei hatte er nichts Dämonisches oder auch nur Imposantes an sich und war mir sogar von früher her bekannt. Aber ich mochte mir hundertmal sagen: «Das ist ja Derkow, Georgs Faktotum in der Charité, der die Karnickelkäfige im Laboratorium gesäubert hat und dessen Hauptbeschäftigung jetzt darin besteht, den Patienten während der Sprechstunde zu öffnen» – wenn er in seinem dunklen Anzug mit weissen Handschuhen bei Tisch servierte, wirkte er lähmend auf mich. Von seinen Handschuhen habe ich wahrhaftig wiederholt geträumt, und meine lebenslange Abneigung, Handschuhe (es sei denn gegen den Frost) zu tragen – wenn es durchaus sein muss, bei offiziellen Festakten oder bei Beerdigungen, halte ich sie in der Hand, streife sie aber nicht über –, dürfte ein Psychoanalytiker auf Derkow zurückführen. Heute hege ich zu Georgs Gunsten den bestimmten Verdacht, dass dieser ganze Apparat des feierlichen Dinierens nur um meiner Erziehung willen in Tätigkeit gesetzt wurde und dass es ungezwungener herging, wenn Georg und Maria allein ihr Mittagbrot assen; aber damals glaubte

ich, dies sei die unumgängliche Lebensform auch des Alltags, zu der ich abgerichtet werden müsste, und alles daran war und blieb mir zuwider, sogar das weichliche Fachinger, das man in der Roonstrasse dem derberen und gemeineren Selters vorzog, sogar der Moselwein, der nach süddeutscher Sitte auf dem Tisch stand und von dem ich auch ein halbes Glas trinken musste.

War schliesslich die endlos lange halbe Stunde des Essens vorüber, so hiess es: «Verabschiede dich von Maria, ich bringe dich noch zur Tür», und dann im Vorraum erfolgte die gefürchtete Kritik. Sie war nie in harten Worten gehalten, alles wurde mit freundlichem Lächeln und gütigem Ton gesagt. Aber immer wieder bekam ich zu hören: «Du darfst nicht gedrückt dasitzen, du darfst nicht auf deinen Teller starren, deine Stimme muss frischer klingen, du musst den Leuten ins Gesicht sehen, wenn du mit ihnen sprichst.» Hatte sich die Tür hinter mir geschlossen, so lief ich davon wie auf der Flucht. Das ist keine Übertreibung; einmal blieb ich in meiner Hast mit dem Absatz an der obersten Stufenkante hängen, stürzte die ganze Treppe mit ziemlicher Wucht herunter und schlug unten dröhnend mit dem Kopf auf. Ich weiss nicht, ob ich ein paar Sekunden bewusstlos gelegen habe; ich sehe mich nur noch sehr verwirrt und etwas zittrig und schwindlig auf der untersten Stufe sitzen, die Mappe und die herausgefallenen Bücher sind bis zur Haustür geglitten. Mir war ein bisschen übel, aber es fiel mir nicht ein, zu Georg zurückzugehen. Nach einer Weile sammelte ich meine Bücher und Hefte, trat auf die Strasse, fühlte mich im Freien besser und ging ganz langsam bis zum Brandenburger Tor. Dort stieg ich in die Pferdebahn mit dem Gedanken: Für eine Woche wenigstens ist es überstanden.

Nach einiger Zeit erklärte Georg, es werde mit meiner Haltung nicht besser, sondern schlimmer, und untersuchte mich gründlich in seinem Sprechzimmer. Die Organe, sagte er, seien in Ordnung, doch sei eine Schwäche der Rückenmuskulatur und die Gefahr der Rückgratverkrümmung vorhanden. Er brachte mich zu einem Orthopäden in der Potsdamer Strasse, der mich allerhand gym-

nastische Übungen ausführen liess, vor allem aber mich täglich zum Strecken für einige Minuten in einer Art Lederhelm mit Kinnstütze am Galgen hochzog. Es tat nicht weh, es war nicht einmal übermässig ermüdend, aber es kränkte mich furchtbar. Wenn ich da, die Füsse ein wenig über dem Boden, so nackt und hilflos baumelte, kam ich mir gefangen vor, am Pranger und um alle Würde gebracht. Komischerweise, nur dass ich eben für diese Komik nicht das geringste Gefühl hatte, gingen mir regelmässig die Verse der Maria Stuart durch den Kopf: «Ich bin gefangen, ich bin in Banden!», und die unsinnige Ideenassoziation vom Fotheringhayschloss zum orthopädischen Galgen ist mir geblieben und stellt sich immer ein, sooft ich etwas mit Maria Stuart zu tun habe – es braucht gar nicht die Schillersche zu sein. Einmal begleitete mich der gerade in Berlin anwesende Felix zum Doktor Karewski. Während ich hing, schritt er prüfend um mich herum und sagte im natürlichsten Ton ohne allen Spott: «Was kann man schliesslich vom neunten Kind unjugendlicher Eltern mehr erwarten? Ein bisschen krumm bist du ja, aber vielleicht wird's doch kein richtiger Buckel.» Ich nahm das völlig ernst und habe mich lange Zeit angstvoll im Spiegel des Badezimmers betrachtet, ob der Buckel Fortschritte mache.

Die pädagogischen Mittagessen bei Georg und damit im engen Zusammenhang der orthopädische Galgen bei Dr. Karewski, zwei Dinge also, die mir aus bester Absicht angetan wurden, sind das Schädlichste, was mir in diesen Jahren widerfuhr. Sie gaben mir das Gefühl der Unfreiheit, und daraus entwickelte sich die frühe Empfindlichkeit und heftige Abneigung gegen alles, was mir in unserer Familie unfrei schien. Ich urteilte innerlich mit umso grösserer Krassheit, als es ja niemanden gab, mit dem ich über diese Dinge hätte sprechen können. Mutter stand unter Vaters Tyrannei, Georg war ein «Zeremonienmeister» und ein «Höfling», zwei Schwestern hatten es in der Enge des Elternhauses nicht ausgehalten, einer Enge, die mich selber auf unabsehbare Zeit umschnürte.

Dann trat zu diesen Beschwerdegründen gegen meine Umge-

bung ein neuer und sehr quälender: Als ich konfirmiert wurde, beschuldigte ich Vater der Heuchelei und sozusagen des unlauteren Broterwerbs.

Vater schlug in diesem Punkt mit mir einen Mittelweg ein; ich wurde mit einer Reihe von Knaben und Mädchen zusammen auf die deutsche Art der Reformgemeinde eingeseget, aber schon zu Ostern 1895, also viel näher den orthodox herkömmlichen dreizehn Jahren als dem in der Reformgemeinde üblichen Alter. Vorher war mir das Verhalten meiner Angehörigen zur Religion als eine Selbstverständlichkeit erschienen, über die ich nicht nachzudenken brauchte. Von jener einmaligen kindischen Angst wegen des übertretenen Schreibverbots abgesehen, war ich nie von religiösen Ängsten heimgesucht worden. Ich sprach mein Abendgebet, wie man sich die Zähne putzt, ich hörte mir das schwer erlernte «Notre commencement» gleichgültig als eine inhaltlose Formel an. Konfessionen betrachtete ich als Kleider, die man nach Orts- und Zeitsitte trug: Judentum war eine alte und undeutsche Tracht, Protestantismus eine norddeutsche, Katholizismus eine in Süddeutschland und Österreich verbreitete Mode. Vater, ein alter Herr, hatte sich der deutschen Tracht angenähert, als er nach Berlin kam; Georg hatte sie angelegt. Das nahm ich ihm keineswegs übel, und auch Vater verübelte es ihm ja nicht und war auch sonst in Glaubensdingen konzilient. Einmal sagte Georg und drückte damit ein bekanntes derbes Schlagwort des Materialismus etwas dezenter aus: «Das Gehirn arbeitet wie die Nieren, es sondert Gedanken ab.» Vater erwiderte ruhig: «Ich weiss nicht, Kind, ob du recht hast, aber vielleicht hat es Gott wirklich so eingerichtet.» Religionsunterricht hatte ich seit Bromberg noch keinen erhalten; in der Schule war ich als Jude davon befreit, in der Gemeinde konnte man annehmen, dass ich Vaters Privatschüler sei, auch kam ich ja nun zeitig in die Abschlussklasse hinein.

Der Konfirmationsunterricht fand im Seitenanbau der Synagoge statt, wo auch die Verwaltungsräume lagen. Vater fragte wenig, stellte auch keine Aufgaben; im Allgemeinen bestanden

seine Lektionen aus zusammenhängenden Vorträgen. Er sprach gefällig und anregend; das Dutzend ziemlich reifer Jungen – die Mädchen wurden für sich unterrichtet – folgte ihm aufmerksam und mit offenbarem Gefallen, einige brachten freiwillig schriftliche Ausarbeitungen. Wir erhielten eine knappe Übersicht oder Rekapitulation der biblischen Geschichte, wobei sich Glaube und massvolle Aufklärung vertrugen: man musste immer den kindlichen Geist einer fernen Vergangenheit und den poetischen Schwung des Orients in Betracht ziehen; die moderne Wissenschaft bestätigte auf ihre Weise, was die Bibel auf eine mehr dichterische Art ausdrückte. Das Wesentliche war die Moral, wie sie in den Zehn Geboten für alle Menschen aller Zeiten monumental und vollständig dargeboten ist. Wir erhielten auch einen rationalen Beweis für das Dasein Gottes: jedes Haus hat seinen Baumeister, also muss auch das Weltgebäude den seinen haben, und einige nicht allzu verfängliche teleologische Betrachtungen beleuchteten die Weisheit, Gerechtigkeit und Güte des Schöpfers. blieb hier und da trotzdem ein Zweifel an diesen seinen Haupteigenschaften, so war die zuversichtliche Hoffnung auf ein ausgleichendes Jenseits vorhanden. Aber von der persönlichen Unsterblichkeit war doch nur wenig, verhüllt und gewissermassen unverbindlich die Rede, die Freuden des Himmels beschränkten sich auf einen allgemeinen Zustand des Friedens, und über die Hölle wurde gänzlich Stillschweigen bewahrt. Im Allgemeinen ging jede Rechnung im Diesseits auf, wenn nicht äusserlich, so doch innerlich: Der Verbrecher litt in seinem Gewissen, auch wenn er faktisch triumphierte; der Tugendhafte genoss das Bewusstsein seiner Tugend, auch wenn es ihm schlecht erging.

Ich erhob in Gedanken allerlei Einwendungen. Vor allem glaubte ich eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem Allmächtigen und Georg feststellen zu müssen: weil ich mich gequält fühlte, hielt ich mich krumm, und weil ich mich krumm hielt, wurde ich an den orthopädischen Galgen gehängt. Das mit der Gewissens-

strafe mochte halbwegs stimmen; in Bromberg hatte ich eine Weile im Spiel Fliegen gequält, dann war mir aufgegangen, dass dies ebenso gut lebende Geschöpfe waren wie grössere Tiere, und darüber war mir sehr übel zumut geworden und wurde es noch, wenn ich daran zurückdachte. Aber ich war gar nicht überzeugt davon, dass wirklich alle Menschen an empfindlichem Gewissen litten. Und das innere Glücksgefühl der gekränkten Tugend stimmte gewiss nicht. Denn was hatte ich mir im Augenblick vorzuwerfen? Gar nichts. Und wie fühlte ich mich? Abscheulich.

Immerhin, solche Kritiken an Vaters Lehrvortrag enthielten noch keinen Vorwurf gegen seine Person selber. Aber nun wurde ich als Konfirmand zum regelmässigen Besuch des Sonntagsgottesdienstes angehalten und folgte ihm zum ersten Mal mit Aufmerksamkeit. Er erschütterte mich nicht gerade, aber er missfiel mir doch keineswegs wie der Bromberger Kult. Die deutschen Gebete waren einfach und wurden einfach vorgelesen, es gab keinen peinlichen Singsang, kein hässliches Wiegen der Oberkörper. Sehr schöne Musik, Orgel und Chor, Männer- und Frauensoli gleich gepflegt, war reichlich vorhanden; das Ganze dauerte nicht länger als anderthalb Stunden, und die Predigt im Mittelpunkt (nie über mehr als dreissig Minuten ausgedehnt) war mir durchaus nicht langweilig.

Am wenigsten von den drei einander ablösenden Geistlichen hatte mir der «Erste» zu sagen. Dr. Levin, ein grosser, prälatenhaft schwerer Mann, im Umgang ein weltmännisch eleganter, liebenswürdiger Plauderer – er hatte als angehender Fünziger in zweiter Ehe, man sagte: beiderseitiger Liebesehe, ein ganz junges Mädchen geheiratet, hatte einen zweijährigen Sohn und legte Wert auf die eigene Jugendlichkeit –, Levin war im Talar ein etwas simplizistischer und wenig abwechslungsreicher, aber leidenschaftlicher Moralist. Irgendwelche Probleme gab es in seinen Reden nicht. Der Mildtätige genoss den Frieden der Seele und später den ewigen Frieden, der Hartherzige würde noch im Grabe keine Ruhe finden. Wie man sich diese spätere Unruhe zu denken habe, blieb unausgeführt. Einfach wie der Inhalt dieser Predigten

war auch ihr Vortrag. Unvermittelt ging Lob in Anklage und Sprechen in Schreien über. Eigentlich war es rührend und beängstigend zu sehen, wie ernst er es mit seinem Appell an die Gemüter nahm. Sein Gesicht, sein ganzer Kopf färbte sich bei den nie fehlenden heftigen Ausbrüchen dunkelrot und bläulich. Ich empfand das damals aber nur als unschön. Ich sagte mir im Zuhören oft: Jetzt wird er gleich schreien! und wartete darauf mit demselben Gefühl der Störung, mit dem man im Theater den Knall eines bevorstehenden Schusses erwartet. Die Rührung stellte sich erst lange nachher ein, als ich, noch auf meinem italienischen Posten, im Dezember 1914 sein Ende erfuhr. Er hatte die kämpfenden Deutschen den Makkabäern verglichen und umso leidenschaftlicher gesprochen, als überviele Söhne der kleinen Reformgemeinde im Felde standen. (Ihre Ehrentafel der Gefallenen verzeichnete später dreiundsechzig Namen; ich stelle das eben nach der Photographie im Predigtband meines Schwagers fest, denn die Tafel selber ist mitsamt dem Gotteshaus beim Synagogenturm am g. November 1938 zerstört worden.) Levin wurde mitten im Satz vom Schlag getroffen und rollte tot von der Kanzel. Es gab eine Panik und mehrere Ohnmächten. Das Ganze passte gar nicht zu dem rationalen und kultivierten Wesen der Reformgemeinde, auch gar nicht zu Dr. Levins ziviler und ausseramtlicher Verhaltensweise.

Den strikten Gegensatz zu diesen Predigten bildeten die gesprochenen Abhandlungen meines Schwagers, des «Dritten». War Levin ein schlechter oder primitiver Redner, so war Jelski völlig unrednerisch. Langsam, rein logisch betont, mit grossen Pausen, wie mühselig – nein, wirklich mühselig, denn er rekonstruierte genau den im Studierzimmer exakt formulierten Text – tropften seine Sätze. Aber diese Langsamkeit wurde von vielen Hörern und so auch von mir nicht als Mangel empfunden. Denn Jelski wandte sich ganz an das Denken und liess auch dem Ungebildeten und Ungeübten zum ruhigen Mitgehen Zeit. Er predigte nicht Moral, sondern dozierte Ethik. Meist ging er von einem

Faktum der Bibel aus, etwa der Offenbarung auf dem Sinai. Grosse Geister haben sie als ein über menschliches Begreifen wunderbares Geschehnis, andere Grosse (wie Moses Mendelssohn) haben sie als Symbol aufgefasst. «Doch wie es sich damit auch verhalten mag, so ist doch der Kern ...» – Oft gehörte Lieblings Wendung; und schon war dem Kern die farbige Hülle abgestreift, und die nun folgende Analyse hielt sich in den Bahnen der deutschen Humanität und Klassik und war reichlich durchsetzt mit Zitaten aus Lessing und Kant, aus Spinoza und Goethe. Ich habe durch Jelskis Predigten eine erste Ahnung von dem bekommen, was mir nachher im Deutschunterricht der Prima nähergebracht wurde.

In gewissem Sinn stand Vater, der «Zweite», auch in seiner Art zu predigen zwischen diesen beiden andern. Er wandte sich an Kopf und Herz. Wie Jelski bevorzugte er die tieferen Probleme, hatte er ein inniges Verhältnis zur deutschen Humanität. Dass er den Wundern der Bibel mit ähnlichen Gedanken wie Jelski gegenüberstand, ergab sich mir ja aus seinem Konfirmationsunterricht. Doch wie Levin, nur mit einer ungleich reicheren, vieltönigeren Beredsamkeit, drang er auf die Gemüter ein. Er bedurfte keiner Pausen zwischen Satz und Satz, weder für sich zur Rekonstruktion des vorher Formulierten, noch um dem unbeholfenen Hörer Zeit zu lassen. In einem unablässigen Strom von Wendungen, Bildern, Vergleichen erläuterte er in einem unablässigen Wechsel des Stimmklangs – plaudernd, rührend, rüttelnd, drohend, verheissend, ruhevoll sicher –, suggerierte er das Wesentliche. (Dabei liess kein Zuviel an Gestikulation den Verdacht des Schauspielerischen aufkommen.) Aber er war nicht nur der bessere Redner als die beiden andern, und in Wahrheit stand er auch gar nicht zwischen ihnen. Nein, wenn er sich mit aufgelegten Armen über die Kanzel beugte und auf uns einsprach, war er etwas ganz anderes, wesensanderes als die Kollegen. Die beiden, auch der gute Schreihals Levin, versuchten ja nur, Geistliche zu sein – er war es wirklich. Die beiden andern gingen behutsam schnüffelnd um den heissen Brei der entscheidenden religiösen Fragen

herum, zuckten zurück, hatten keine Gewissheit, gaben keine Gewissheit. Vater dagegen – auf der Kanzel – hatte sie und gab sie.

Was heisst denn Religion? Ich will mir doch hier nichts vormachen mit gelehrten Definitionen. Wenn ich gegen Morgen aufwache – ich weiss schon: Zustand der tiefsten Depression, physischer Herkunft, allgemein verbreitet, «rafale de l'aurore», sagt Jules Romains; aber was ändert dies Wissen um die Sache an ihr selber? –, wenn ich so elend daliege, dann will ich wissen, einerlei ob ich sechzehn oder sechzig Jahre alt, ob ich Strassenkehrer oder ordentlicher Professor bin: dass ein Gott lebt, ein ganz persönlicher, ja körperlicher, dass er sich um meine Person mit anständiger Gerechtigkeit und ein bisschen verständnisvoller Nachsicht kümmert, dass ich, ich ganz persönlich, mit dem Wissen um mein Ich, mit meinem Sehen, Hören, Tasten, Riechen und Schmecken, an irgendeinem erfreulichen Ort jenseits des Grabes weiterexistieren, dass ich dort die mir teuren Menschen (es sind ja gar nicht viele) wiederfinden, dass ich dort Antwort erhalten werde auf all die vielen Fragen, die ich durchaus stellen muss. Und ich will auch wissen, dass es einen gar nicht erfreulichen Ort gibt für alle, die sich hier unten in Todsünden gewälzt und dabei sehr wohl befunden haben. Inferno, Purgatorio, Paradiso: Das ist Religion. Und alles andere: idealistische Philosophie und philosophischer Pantheismus und pantheistischer Naturalismus usw. usw., ist Gerede und Selbstbetrug, ein unerschöpfliches Material für Essays und Vorlesungen, ein feiner Zeitvertreib für gute Stunden, und in bösen Momenten ein widerwärtiger glitschiger Schleim.

Vater sprach von dem Leid und der Ungerechtigkeit auf Erden, dass den Hörern, dass ihm selber die Tränen kamen; er zitierte Heines: «Warum schleppt sich blutend, elend, / Unter Kreuzlast der Gerechte, / Während glücklich als ein Sieger / Trabt auf hohem Ross der Schlechte?»; er sprach die Strophe mit solcher Erbitterung, dass ihre Worte wie Faustschläge gegen eine verschlossene Tür hämmerten. Und dann – hier trat nun doch eine Pause

der Versunkenheit ein –, dann folgte auf die Verzweiflung das Hoffen, die Zuversicht. Das Tor würde sich gewiss auftun: «Bei dir, Herr, ist Klarheit, und Licht ist dein Haus!» Nur Geduld müsse man haben, nur alle Fragen unterdrücken, denn alle Fragen an Gott sind Zweifel, sind Kritik, sind Trotz. Vermessenheit sei es auch, sich ein menschliches Bild von dem Übermenschlichen machen zu wollen, sich die Stätte der Gerechtigkeit, sich den ewigen Richter bildhaft vorzustellen. Denn auch darin war Vater auf der Kanzel ganz Geistlicher, dass er den Vorzug und die Echtheit gerade seines Glaubens betonte. Das Judentum sei die reinste Religion, es übermittle die notwendige Wahrheit in der geistigsten Form, alle andern Konfessionen vergrößerten, vermenschlichten, entstellten. «Du sprichst orthodoxer als die andern», sagte Mutter tadelnd; «du sprichst jetzt wahrhaftig manchmal orthodoxer als in Bromberg. Warum das? Es wird dir mehr Gegner als Freunde schaffen.» Mutters unzufriedenes «Warum» war in praktischer Hinsicht sehr berechtigt. Für die strenggläubigen Juden blieb Vater ja unter allen Umständen ein Abtrünniger. Und innerhalb der Reformgemeinde gab es sehr viele, die auf Ausgleich zwischen Philosophie und Religion, auch zwischen Christentum und Judentum den grössten Wert legten. Weiter waren ja da die Konfirmanden (nicht bloss meines Jahrgangs), und mindestens den Klügeren unter ihnen musste der Unterschied zwischen Vaters kühlem Unterrichten und glühendem Predigen auffallen. Und endlich hätte Vater wohl die warnende Redensart vom Strick im Hause des Gehängten berücksichtigen sollen, denn ein Böswilliger konnte es ihm mindestens als Geschmacklosigkeit auslegen, dass er die Vorzüge des Judentums preise und seine eigenen Söhne nicht vom Übertritt zum Christentum abhalte.

Ich wünschte, ich hätte damals diese Erwägungen angestellt, die hinter Mutters Tadel standen. Dann wäre mir viel Bitterkeit erspart geblieben. Denn das Warum war auch in mir und quälte mich umso mehr, als mir die Predigt sehr starken Eindruck machte. Ich wehrte mich gegen diesen Eindruck wie gegen einen

Betrugsversuch. Vater zu Haus, im Gespräch mit Georg, und Vater im Konfirmandenunterricht – das ging zur Not noch zusammen; aber Vater auf der Kanzel: Das war ein gegensätzlich anderer Mensch. Ich fragte mich nicht: Warum stellt er ohne Not ins Licht, was ihn selber in ungünstige Beleuchtung setzen muss? Warum lässt er sich auf Widersprüchen ertappen, warum handelt er gegen sein praktisches Interesse? Sondern fragte mich plump: Warum heuchelt er? Und gab mir die plumpe Antwort: Weil es zu seinem Beruf gehört. Und doch lag die richtige Erklärung des Vorgangs so nahe, nur eben nicht für einen vierzehnjährigen etwas verbitterten Jungen. Später wurde mir Vaters Verhalten klar bis zur Selbstverständlichkeit. Seine rechtgläubigsten Predigten hat er weniger für die andern als für sich selber und gegen sich selber gehalten. Das Schwanken zwischen Kinderglauben und Skepsis ist in ihm nie ganz zur Ruhe gekommen, der Voltairische Deismus hat ihm nur in freundlichen Stunden zugelangt. Ich glaube ohne Weiteres, dass er sich auf der Kanzel der Reformgemeinde manchmal orthodoxer gebärdet hat als in Bromberg: Dort quälte ihn die Orthodoxie der andern, hier das eigene Freidenkertum. Es war keine Komödie, die er auf der Kanzel spielte, nicht einmal eine Komödie vor sich selber; für ein blosses Spiel war allzu viel Sehnsucht und Autosuggestion im Spiel. Ign, in seinem letzten Sommer, als er sich schon recht mühselig bewegte, sagte er mir auf einem kleinen Spazierschlich um den Nollendorfplatz herum unvermittelt aus langem Stillschweigen heraus: «Jetzt bin ich endlich mit dem Todesgedanken im reinen. Dazu musste ich über die Siebzig kommen.» Mich rührte dies Eingeständnis sehr: ein Mann, der fast ein halbes Jahrhundert hindurch an Gräbern Trost und Zuversicht eingeflösst hatte! Und es ergriff mich umso mehr, als ich genau wusste, dass er auch jetzt nicht endgültig «im reinen» war und es bis zur letzten klaren Minute nicht sein würde. Aber dem Tertianer fehlte für solches Schwanken jedes Verständnis, und Vaters fromme Predigten reizten mich auf eine halbwegs ähnliche Art wie Derkows weisse Handschuhe.

Und doch hätte ich eigentlich damals schon ein gewisses Verständnis aufbringen müssen. Wie verhielt ich mich denn mit meinem Abendgebet? Ich sprach es noch immer, aber nicht mehr mit ruhiger Gedankenlosigkeit, sondern in dem beschämenden Bewusstsein: «Du denkst dir nichts mehr dabei», und konnte es dennoch nicht lassen. Erst während der Einsegnungsfeier selber, als wir zu einem tugendhaften Leben im Herrn ermahnt wurden, schwor ich mir, es von nun an zu lassen, um, wie ich das bei mir nannte, «nicht mehr mitzuheucheln». Die ersten drei Tage fiel mir die Durchführung des Beschlusses recht schwer. Ich schlafe sehr ungerne im ganz verdunkelten Zimmer; es muss immer etwas Licht von aussen hereindringen. An jenen Abenden hatte ich die gleiche Empfindung, als seien die Fenstervorhänge fest zugezogen. Danach war ich an die Neuerung gewöhnt; sie quälte mich nicht mehr und erfüllte mich auch nicht mehr mit Stolz. –

War ich nun in alldem besonders unreif oder besonders frühreif? Jedenfalls deklamierte ich mir mit vierzehn Jahren reichlich oft und pathetisch vor, dass ich gefangen und in Banden sei und dass rings um mich Unfreiheit, Tyrannei und Heuchelei herrsche.

In enger Wechselwirkung mit diesen Gefühlen stand mein heftiger Fernedrang. Reises Sehnsucht ist das normale Verlangen eines Jungen. Bei mir ist sie sehr zeitig aufgetreten und bis auf den heutigen Tag nicht erloschen, obwohl ich (für meine Generation wenigstens) ziemlich weit herum- und über den Äquator hinausgekommen bin.

Den bescheidenen Anfang so grosser Fahrten bildete im ersten Berliner Jahr die Reise nach Ruppin. Dort führte Grete dem verwitweten Schwager auf eine Weile die Wirtschaft, und Wally und ich wurden für kurze Zeit hingeschickt. Meine Erinnerungen daran sind zumeist durchaus kindlicher Natur. Es macht mir Spass und gibt dem Zug in meinen Augen Gestalt und Gesicht, dass die bei Paulinenaue von der Hamburger Strecke abzweigende Kleinbahn nach Ruppin «die stille Pauline» heisst. Es belustigt mich, die winzige Person meines Schwagers Machol auf turmhohem

Veloziped hocken zu sehen. Dass er sich bei dieser Art, entfernte Patienten zu besuchen, als Neuerer und wahrhaft tapferer Sportsmann erweist, bedenke ich nicht und lache nur, weil er gar so possierlich strampelt und balanciert. Vor unserm Häuschen, jenseits der Strasse, liegt eine breite sumpfige Wiese und hinter ihr, ein paar Meter höher, Wald. Dort erscheinen eines Morgens Soldaten, werfen sich am Waldrand auf die Bäuche, legen an, genau auf unsere Fenster, und schiessen auf den imaginären Feind: Das ist noch viel schöner als alles, was der Kasernenhof an der Albrechtstrasse zu bieten hat. Ein andermal ist Schützenfest, und trotz seiner Trauer darf der Doktor bei der «Kaffeetafel» nicht fehlen. Ich trage einen schwarzen Jackettanzug mit steifen Manschetten und halte immerfort die Hände nach innen gebogen, damit die losen Röllchen nicht herausrutschen. Und Stolz wie auf die erwachsene Kleidung erfüllt mich auf den Neffen. Zu Haus bin ich «der Kleine» und der Jüngste, hier der grosse Onkel; und ich betrachte das arme Ding im Steckkissen, dem ich die Flasche halten darf, als Spielzeug. Auch das krachende Gewitter mit seinen theatralischen Blitzen und prasselnden Hagelgüssen fasse ich rein kindlich als eine Art grusligen Feuerwerks auf. Wir sind davon gegen Abend überrascht worden, halbwegs auf der Waldchaussee zwischen Neu- und Altruppin, und warten es im Haus des Chausseewärters ab. Der Raum liegt fast im Dunkeln. Wenn die Blitze flammen, beleuchten sie den grossen Kasten einer Schmetterlingssammlung an der Wand, und die blauen, gelben und rostroten Schmetterlingsflügel glänzen auf und scheinen zu zucken.

Aber etwas gibt mir Ruppın doch, ein Doppeltes, was mehr ist als ein bloss kindliches Vergnügen. In die nähere Umgebung Berlins bin ich noch nie gekommen; hier in Altruppin flösst mir zum ersten Mal märkische Landschaft ein Gefühl des Behagens ein, vielleicht schon ein Glücksgefühl und Liebe. Die regellosen Kiefernformen, die angestrahnten Farben der Stämme, der hell sandige Boden, die unter den Füssen knisternden Nadeln, die Gerü-

che, der stille See und sein Schilf ... Doch ich habe ein tiefes Misstrauen gegen alle Plakatierung des Naturempfindens und alles ausgebreitete Naturschildern. Warum das? In erster Linie gewiss, weil ich die Unbeholfenheit meines eigenen, auf vielen Tagebuchblättern geübten Schilderns kenne: Man analysiert schliesslich nicht umsonst in hundert Kolleg- und Seminarstunden die malerischen Leistungen der grossen Schriftsteller «Von Rousseau bis auf die Gegenwart». Aber es sind doch auch andere Gründe bei meinem Misstrauen im Spiel. Ich bin nicht ehrfurchtsvoll neidisch auf die Kunst der modernen Naturschilderer; sie scheint mir allzu oft unecht in ihrem Ausgangspunkt und fragwürdig in ihrer Wirkung. Diese Leute – das fängt bei Bernardin de Saint-Pierres grünem Himmel über Paris an – sehen nicht einfach, sondern sie wollen sehen, und wollen mehr und anders sehen als ihre Vorgänger, sie sind weniger Dichter und Bekenner als Artisten. Und sie belasten das Bild, sie schwächen den Gesamteindruck durch das Zuviel der Bilder und der Einzelzüge. Und im tiefsten bin ich so misstrauisch, weil alle Betonung des Naturgefühls beinahe zwangsläufig in Betonung der Naturverbundenheit übergeht. Im Namen der Naturverbundenheit aber und des «Zurück zur Natur» ist alle Bestialität entfesselt worden, die – doch ich schreibe ja an meinem Curriculum, zum mindesten auf lange Kapitel hinaus, um aus dem Giftgas des Heute zu flüchten.

Damals also in Altruppin bekam ich eine erste Ahnung von der Schönheit der Mark. Und noch etwas anderes tauchte auf. Es wurde oft von Rheinsberg gesprochen, auch ein Ausflug dorthin geplant. Rheinsberg sollte noch viel schöner und reicher sein als Ruppin. So wünschte ich mir sehnlich, es zu sehen. Und dieses Weiterstreben des Reisewunsches, dieses: «Rheinsberg möchtest du auch sehen!» ist mir geblieben. Ich bin bis heute nicht nach Rheinsberg gekommen, und wohin ich auch gekommen bin, immer hat es ein Rheinsberg gegeben, das ich gar zu gern auch noch gesehen hätte.

Aber völlig von diesem Zustand erfasst wurde ich doch erst an

der Ostsee, die ich noch in denselben grossen Ferien kennenlernte und die mir eine grosse Liebe auf den ersten Blick bedeutete. Der Professor definiert: Eine grosse Liebe auf den ersten Blick ist eine solche, die das ungeteilte Ganze ihres Gegenstandes sofort mit innigem Empfinden umfasst; danach nur werden die beglückenden Einzelheiten offenbar; und dann erst, vielleicht erst spät, gibt sie sich Rechenschaft von dem entscheidenden Reiz – die Handgelenke etwa oder die Schläfen oder wie die Linie von der Stirn zur Nase verläuft –, von dem Zug, der alle andern übertrifft, verschönt, aufwiegt, der das eigentliche Wesen des Ganzen in sich fasst und symbolisiert. An der Ostsee, die auf viele Jahre hinaus das einzige mir bekannte Meer blieb, gefiel mir sogleich alles: der weisse, trockene, lose Strand und der glatte, gespülte dunkle Streifen, in den der Fuss nasse Spuren eindrückt; die Düne und der Küstenwald, in dem man die See hört, wenn sie dem Blick entzogen ist; sie selber in ihrer Reglosigkeit so gut wie in ihrer Bewegtheit, in ihrer grünen und ihrer grauen Färbung, in ihrem entfärbten Silber. Vor allem aber, unbewusst zuerst, dann immer bewusster, gefiel mir die Weite, die grenzenlose und doch begrenzte, die entzückend und aufreizend verhüllte unendliche Weite. Ganz hinten verschwimmen Meer und Luft in einem dunstigen Streifen. Aber das ist ja kein Rand und Abschluss; immer kleiner, immer aufgelöster gleitet ein Schiff, ein Schornstein oder Segel, ein undeutlicher Körper, ein Punkt in den Dunst – aber ich weiss doch um sein Weitergleiten; ich sehe es in mir, wie die schöne Fläche sich weiter dehnt, wie der Dunstrand zurückweicht; und dass ich es nicht auch ausser mir, auch in Wirklichkeit sehe, liegt nur an meinem Standort, an meiner Gebundenheit. Könnte ich an einen andern Platz der Küste oder könnte ich auf den Leuchtturm oder auf das Schiff selber, dann läge alles noch weiter frei, noch schöner vor dem Blick, die Aufreizung fiele weg und nur das Entzücken bliebe.

Zuerst waren wir in Warnemünde. Die Fahrt auf dem Fluss nach Rostock, der Ausflug nach Heiligendamm mit seinem Steinstrand und seinem Laubwald waren hübsche Beigaben; aber

am Strand liegen und auf das Meer hinaussehen oder hineinwaten war das Schönste. Danach verblich Warnemünde vor der ungleich belebteren, wechselreicheren, typischeren Landschaft Heringsdorfs. Von Karlsbad oder Marienbad kommend, waren die Eltern in mehreren aufeinanderfolgenden Sommern mit den Schwestern und mir oder mit mir allein dort. Und jedesmal war ich selig, und jedesmal sehnte ich mich nach irgendeinem Rheinsberg. Zu Fuss den Strand entlang über Ahlbeck nach Swinemünde, mit seiner Mole und dem Leuchtturm, dem friedlichen Hafenverkehr und den Kriegsschiffen. Oder viel weiter in den Wald hinein. Oder auf einen Dampfer – einige Leute fuhren bis nach Kopenhagen (Bornholm war deutscherseits noch unentdeckt). Manches ging in Erfüllung; einmal fuhren wir auf der Heimreise zu Schiff durch das Haff nach Stettin – die Tabaksrollen und die dicken Schiffs-taue in den kleinen Läden der Lastadie, das Hammerdröhnen auf der Schichauwerft! –, vieles blieb unerfüllt. Und mein Unbehagen zu Haus und die sehnsüchtige Freude an Heringsdorf wuchsen gemeinsam.

Dabei begegnete mir die Ostsee in Person eigentlich gar nicht sehr liebevoll. Sie schien mit mir eine ähnliche Sprache zu führen wie neben ihr das Französische Gymnasium und nach ihr der Münchener Wachtmeister. «Du glaubst, du könntest es bei mir gemütlich haben, weil ich im Ruf der sanften Kinderbadewanne stehe?» Eines meiner ersten Bäder nahm einen merkwürdigen Verlauf. Die See war ein bisschen bewegt, aber gar nicht besorgniserregend. In der Badeanstalt gab es in geringer Entfernung vom Strand ein Halteseil für Kinder. Vater führte mich an der Hand hin; dann planschten wir ein wenig miteinander. Ihm reichte das Wasser in ruhigen Momenten kaum an die Brust, mir an den Hals. Plötzlich schlug eine Welle über meinen Kopf, ich schluckte von dem bitter-salzigen Zeug, und ehe ich zu Atem kommen konnte, zog etwas meine Füße weg, und ich fiel. Gleich danach – ich rappelte mich gerade auf und wäre bestimmt hochgekommen – fühlte ich Vaters Hand um meine beiden Backen gegen

Mund und Nase gepresst. In seinem Schreck um mich hatte er blindlings nach unten zugepackt, und so schleifte er mich hinter sich her auf den Strand. Es ging alles sehr schnell, aber immerhin war ich doch halb erstickt, als ich endlich den Mund zum Husten und Spucken freibekam. Doch hatte das kleine Missgeschick sehr günstige Folgen für mich. Denn gleich nach der Heimkehr brachte mich Vater zum Schwimmbad in der Lützwowstrasse und war selber dabei, als mich der Meister zum ersten Mal an den Angelgurt nahm, und vier Wochen später, als ich mich um das ausgedehnte Rechteck des Bassins herum freischwamm. Von da an machten mir die Ferien an der See doppeltes Vergnügen, und Vater sah meinen sehr bescheidenen Kühnheiten vom Strand aus mit ängstlichem Stolz und vielen Warnungen zu. In einem andern Punkt blieb mir die Ostsee dauernd ziemlich feindlich gesinnt. Meine erste Fahrt auf «offenem Meer», das heisst die einstündige «Promenadenfahrt mit Musik» des alten, winzigen und gedrängt vollen Dampfers «Moltke» erregte mir heftige Übelkeit, wenn auch das Schlimmste vermieden wurde, und auf ein paar ähnlichen Fahrten erging es mir nicht besser. Trotzdem hatte ich eine ungemaine Freude daran, war tief betrübt, wenn der Dampfer nach wenigen tausend Metern die offene See schon wieder verliess und im Bogen der Landungsbrücke zusteuerte, und nahm mir mit allem Willensaufwand vor, das nächste Mal an meinen Magen überhaupt nicht zu denken und ganz seefest zu sein. Aber sei es nun die besondere Kurzatmigkeit der Ostseewellen oder der geringe Tiefgang ihrer Schiffe: Während ich auf Mittelmeer und Atlantik eine relative und sogar hochgradige Seefestigkeit wirklich errungen habe, wurde mir auf der Ostsee bis in die letzten Jahre hinein oft genug hundeübel. Es mag wohl das Zeichen einer grossen Liebe sein, dass sie mir trotzdem, und obwohl ich so viel Grandioseres gesehen habe, in ihrer Schlichtheit immer besonders lieb geblieben ist.

Und ebenso ist mir vor allem die reiche Simplizität Heringsdorfs immer besonders vertraut geblieben, obschon doch die Königsberger Küste und Sassnitz und nun gar das phantastisch-hero-

ische Bornholm sehr viel stolzere Schönheiten des Ostseeraums sind und obwohl mir gerade in den Jahren meiner wachsenden Opposition gegen das Leben zu Hause und meines wachsenden Ferneverlangens mancherlei diesen Ort hätte verleiden können.

Denn in den neunziger Jahren begann Heringsdorf einen etwas spöttischen Ruf unter den Berlinern zu bekommen oder hatte ihn bereits erworben. Einmal galt es für Berlin kaum noch als richtiges Reiseziel. Es war so nahegerückt, dass man es fast schon als Ausflugsort zu betrachten anfang. In Heringsdorf erholten sich wohlhabende Leute, nachdem sie ihre eigentliche Ferienreise in die Schweiz oder ihre Kur in Karlsbad hinter sich gebracht hatten. Das benachbarte kinderwimmelnde Ahlbeck war ausgesprochen kleinbürgerlich; in Heringsdorf mit seinen eleganten Villen und Hotels, seinem gepflegten Kurplatz, seiner gepflegten Kurmusik traf sich Berlin W. Und zwar eine ganz bestimmte Schicht des Berliner Westens: die jüdische. Heringsdorf war damals – und blieb es bis zum Krieg – eine Art freigewählten und freien Ghettos. Auch nach dem Weltkrieg behielt es noch im Wesentlichen diesen Charakter; aber da war doch wenn nicht das Gefühl der Freiheit, so das der Unbekümmertheit schon angefochten: in gleicher Nähe wie das harmlose Ahlbeck im Osten blühte jetzt das betont deutschnationale und christliche Bansin im Westen, und wenige Stunden entfernt, noch an derselben Wolliner Küste, las man in Zinnowitz am Landungssteg in Riesenbuchstaben das Plakat: «Judenrein!»

Die Eltern ergingen sich in dem noch ganz unbedrohten Ghettoparadies voller Behagen. Wir wohnten in keinem der teuren Logierhäuser oder Hotels an der Strandpromenade, sondern bescheiden landeinwärts, und Mutter sorgte für Frühstück und Abendbrot. Aber zu Mittag wurde bei Peltessohn gegessen, dem lokalberühmt besten rituellen Speisehaus des Ortes. Unter dem Schutze der eben beendeten Karlsbader Kur und bei der heilsamen Gegenwirkung des ständigen Aufenthaltes in frischer Luft glaubten sie sich den verpönten alten Freuden massvoll überlassen zu dürfen.

Und natürlich waren es die Bekannten der Mittagstafel, mit denen man seine Spaziergänge unternahm und von Strandkorb zu Strandkorb plauderte. So befand ich mich hier also gewissermaßen mehr in Berlin als in Berlin selber, und viele Gedanken, die mich dort beunruhigten, mussten mich hier erst recht quälen. Aber das Meer spülte alles Unbehagen weg, lockte von allem fort.

Wohin lockte es mich? In den Jugendgeschichten, die ich massenhaft las – es gab Klassenbibliotheken, man lieh sich untereinander aus Privatbesitz, ich bekam auch Bücher geschenkt –, floh man als Schiffsjunge, wurde Goldgräber, kämpfte mit Indianern. (Aber Karl May kam erst ein paar Jahre nach meiner Zeit zu vollem Ansehen; in meiner Altersklasse galten noch «Lederstrumpf» und «Der rote Freibeuter» neben dem «Robinson» als Schönstes.) Auch in den jungen deutschen Kolonien konnte man Abenteuer erleben. Als ich nach Quarta versetzt wurde, war mir von Vater zur Belohnung ein Buch für drei Mark zgedacht. Berthold führte mich in die Buchhandlung; ich hätte für die grosse Summe vier Nieritzbändchen haben können. Doch da war ein Quartband «Unter deutscher Flagge» mit buntem Titelbild: Ein Matrose der Kriegsmarine schwingt die schwarzweissrote Fahne, zwei andere Matrosen schiessen kniend auf speerbewaffnet anstürmende Schwarze. Ich war so hingerissen von dem Bild, dass Berthold die fehlenden fünfundzwanzig Pfennige aus eigener Tasche zulegte und mir das koloniale Buch kaufte. Aber wie gern ich auch dies alles las: So unbewusst meiner eigenen Situation war ich doch nicht mehr, dass ich einen dieser wilden Lebensläufe für mich beansprucht hätte. Es gab eine andere Art, in die freie Weite hinauszukommen, von der ich wenig las, doch manchmal, und gerade in Heringsdorf, erzählen hörte. Herr Manasse, Inhaber eines grossen Konfektionshauses, fuhr alljährlich nach Frankreich, Bankier Goldsteins Sohn erhielt den letzten Schliff in einer New-Yorker Bank, und der junge Rehfish hatte seinen Eltern eben den ersten entzückten Brief aus den Settlements geschrieben – ich musste in Berlin gleich im Debes nachsehen, wo die Settlements

lagen, aber gerade weil ich es noch nicht wusste und mich schämte, danach zu fragen, lagen sie mir in der allerwunderbarsten Ferne. All diese Leute waren Kaufleute oder, was noch schöner klang, Grosskaufleute, Exportkaufleute. Ich hatte keine Ahnung vom Kaufmannsberuf und seinen Anforderungen. Ich sah nur, er gab Bewegungsfreiheit und führte in die Welt, früh in die Welt. Der junge Mensch, der da aus Penang schrieb, war erst neunzehn Jahre, er hatte die Schule mit dem Einjährigen verlassen und drei Jahre in einer Berliner Firma gelernt, und schon war er in den Settlements. Wann würde ich je so weit hinauskommen? Wo würde ich mit neunzehn Jahren sein? Wenn die Mathematik mir immer schwerer fiel und wenn man mich durch wohlgemeinte Pädagogik immer tiefer zu Boden drückte und wenn ich mich immer untauglicher und einsamer fühlte – gar nicht unmöglich, dass ich auch noch mit neunzehn Jahren im Französischen Gymnasium sass und bei Georg zu Mittag essen musste und an den orthopädischen Galgen gehängt würde! –

So also quirlte sich dies alles in mir zusammen: Georg und Victor Landau und Vaters Predigten und die Settlements und «Maria Stuart» und das «Abschiedswort der ‚Neuen Rheinischen Zeitung’» und die Mathematik. Und aus alldem entstand die Gedankenreihe: Ich will Kaufmann werden, dann kann ich die Schule mit dem Einjährigen verlassen; wenn ich aber nur bis zum Einjährigen will, wozu mich dann auf dem Französischen Gymnasium quälen? Überall anders habe ich’s leichter, bestimmt, denn ich bin ihnen ja im Französischen voraus; und überall anders ist doch auf alle Fälle «überall anders», also eine Abwechslung, ein Neues; und ich werde nicht täglich mit Landau zusammensitzen müssen ...

Was Vater hiervon erfuhr, war zunächst nur mein Wunsch, Kaufmann zu werden. Er war überrascht, aber ich weiss nicht, ob er unangenehm überrascht war. Seinen Ehrgeiz nach wissenschaftlichem Aufstieg der Familie hatte die Laufbahn der älteren Söhne reichlich befriedigt. Mit mir hatte es auf der Schule immer-

hin schon Schwierigkeiten gegeben. Man denke doch: Nachhilfestunden, Gefahr des Sitzenbleibens – Georg war immer, Felix und Berthold waren manchmal Primus gewesen. «Du bist anders als die grossen Jungen», hatte Vater mir schon oft gesagt, meistens mit Tadel, bisweilen mit einiger Verwunderung, niemals mit Strenge. In späteren Jahren erklärte er mir, er habe gefühlt, dass er mich meinen Weg selber suchen lassen müsse. Das war vielleicht eine Bemäntelung seiner Schwäche dem Jüngsten gegenüber. Nachdem er einmal an meinen Zukunftsplan gewöhnt war, ohne vom Kaufmannsstand eine wesentlich deutlichere Ahnung zu haben als ich, ging ihm der Wunsch nach Umschulung allmählich ein. Doch dauerte es eine längere Weile, bis er nachgab. Was sein Verhalten zuletzt bestimmte, ist mir nicht klar geworden. Ist er um meine Gesundheit besorgt gewesen und hat mir eine besondere Erleichterung verschaffen wollen? Oder hat er geglaubt, wenn ich schon das Gymnasium nicht ganz absolvierte, so sollte ich wenigstens nicht allzu zeitig in die Lehre kommen? Jedenfalls wurde ich kurz nach meiner Einsegnung vom Französischen Gymnasium abgemeldet, durfte die grossen Ferien bis in den September hinein verlängern und hatte dann nur die Aufnahmeprüfung für das zweite Halbjahr der Obertertia am Friedrich-Werderschen Gymnasium zu bestehen. So kostete mich also mein Wunsch nach rascherem Erlangen der Freiheit vorläufig ein halbes Jahr.

Aber leichter habe ich es in der neuen Schule wirklich gehabt, so leicht, dass von den eigentlichen Schuldingen der dort verbrachten drei Semester kaum mehr in mir lebendig geblieben ist als aus den Bromberger Jahren.

Das Friedrich-Werdersche Gymnasium war in dem riesigen, nüchternen roten Backstein-Viereck hinter dem Lustgarten untergebracht. Vorn an der Dorotheenstrasse lag das Gymnasium, hinter dem gemeinsamen, nur durch einen Strick halbierten Hof eine Realschule. Es ist mir in der Erinnerung – aber vielleicht täusche ich mich oder verallgemeinere eine unzulängliche und inkompetente Erfahrung –, es ist mir so, als sei etwas von dem derberen

Geist der Realschule in das Gymnasium hinübergeweht. Diesseits und jenseits des Trennstricks herrschte auf dem grossen Hof das gleiche Gewimmel, und meine Klasse zählte mindestens doppelt so viel Schüler wie die Tertia des Französischen Gymnasiums. Der Unterricht war ein auf das Praktische gerichteter Massenbetrieb, es handelte sich darum, möglichst viele der Herde zur Versetzung fertigzumachen, ihnen das strikt Notwendige des vorgeschriebenen Pensums beizubringen. Vielleicht war auch mit den Jungen, die mich in der Mehrzahl weit eher an den langen Bante als an Victor Landau oder von Brauchitsch erinnerten, nichts anderes anzufangen. Wo so zahlreiche Schulen der gleichen Art dicht beieinander liegen wie in Berlin, hat jede ihren eigenen Ruf und ihre eigene Klientel. Ich glaube nicht, dass der gute Wille eines einzelnen Lehrers oder Leiters den einmal vorhandenen Esprit général entscheidend ändern kann. Es wurden keine hohen Ansprüche an mich gestellt, und ich fühlte mich in dieser mittelmässigen Masse wohlgeborgen.

Ja, eigentlich verbrachte ich hier die ganze Zeit bis zum Einjährigen in einem angenehmen Zustand der Vorfreude. Die Freiheit stand ja in sicherer und gar nicht ferner Aussicht. Sie warf auch ihren Schein voraus. Worauf sich die ganze Obertertia freute, und ich mit ihr, das war das «Sie». Von Untersekunda ab wurde das Du mit dem Sie vertauscht; dann war man gegen jede Handgreiflichkeit der Lehrer geschützt, dann war man kein Junge mehr und beinahe erwachsen. In der Sekunda erregte ich einmal gewaltiges Gelächter, ein noch gewaltigeres als damals mit dem verlorenen Taschentuch; aber nun war ich doch schon reif genug, um selber die Komik der Szene zu empfinden, und bald ergab es sich, dass ich nicht nur das Opfer, sondern auch der Held, ein ganz unabsichtlicher freilich, des Intermezzos war. Wir hatten die Aufgabe bekommen, irgendein klassisches Lieblingsgedicht unserer Schul- oder Privatlektüre nach selbständiger Wahl vorzutragen. Ich wurde gegen alle Berechnung eine Woche früher aufgerufen, als anzunehmen gewesen, und da ich nicht eingestehen wollte, noch nichts vorbereitet zu haben, und weil mir weite Schillerstre-

cken von selber und verlässlich ins Gedächtnis gedrungen waren, so verfiel ich auf den ersten Monolog der «Jungfrau von Orleans». Als ich nun ahnungslos auf die Verse prallte: «Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren, / Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust», da erscholl natürlich ein Jubelgeheul. Zum Glück lachte ich mit und gelangte dann tapfer bis zum Schlachtross und den klingenden Trompeten. Dr. Wagner lächelte freundlich in seinen weissen Bartsack, sagte: «Seltsam ausgewählt!» und gab mir eine sehr gute Note. Und in der Pause hiess es, ich hätte «einen herrlichen Ulk gemacht». Das war der einzige kritische Augenblick, den ich im Friedrich-Werderschen Gymnasium erlebte.

Übrigens war die Untersekunda im Punkte des Femininen schon höchst welterfahren. Ein paar über das Klassenalter hinaus bejahrte und sehr rüde Burschen kannten sich bereits im Dirnenwesen vollkommen aus; auf harmloses Flirten verstanden sich alle. Nur das Wort war im neunzehnten Jahrhundert noch nicht verbreitet, wir sagten volkstümlicher «poussieren», und wer es darin zur Meisterschaft brachte, war ein «Poussierstengel». Besondere Fähigkeiten hierfür besass ein tüchtiger und feiner, schlanker Mitschüler, der einzige, dessen ziemlich seltener Name mir im Gedächtnis blieb, Arno Dember. Als ausgezeichnete Schlittschuhläufer erntete er im Winter seine Erfolge bei den höheren Töchtern auf der Rousseauinsel im Tiergarten oder auf der künstlichen Eisbahn am Zoologischen Garten. Ich begleitete ihn häufig, hatte zum Poussieren gar kein, zum kühnen «Holländern» geringes Geschick, hielt mich aber ganz brav auf meinen Schlittschuhen, und das rasche Gleiten zur Musik, an Ausnahmetagen sogar zur Militärmusik, gab mir das herrliche Gefühl der Ungebundenheit, nach dem ich so sehr verlangte. Meine Frau, der um diese Zeit weit ausgedehntere Eisbahnen bei Königsberg zur Verfügung standen, behauptet oft, dass nur die Weite des Raums den wahren Schlittschuhgenuss ermögliche. Aber für mich lag damals die Weite schon in der freien und aufsichtslosen Bewegung selber.

Im Sommer 1896 wurde auch zu Hause mein Sekundanertum anerkannt. Zum ersten Mal durfte ich allein eine weite Reise unternehmen. Ich wurde nach Charlottenbrunn geschickt, zu Grete, die dort die Ferien mit den beiden kleinen Stieftöchtern, der eigenen winzigen «Hedla» und deren polnischer Amme verbrachte. In dieser Kinderwirtschaft wurde ich als grosser Onkel und erwachsener Bruder ästiniert und durfte weite Spaziergänge für mich allein unternehmen. Ich war zum ersten Mal im Gebirge; es gefiel mir, aber doch längst nicht so gut wie das Meer. Im Heimfahren konnte ich zwischen zwei Zügen einen Blick auf Breslau werfen. Ich sass auf der Liebigshöhe, bestellte eine Schokolade und dachte an die Settlements. Aber dem befrackten Kellner beim Zahlen, wie ich mir vorgenommen, das übliche Trinkgeld zu geben, dazu brachte ich doch noch nicht den Mut auf.

Im letzten Abschnitt des Schuljahrs, kurz vor Beginn der Prüfungsarbeiten, hiess das Thema des häuslichen Aufsatzes: «Mein künftiger Beruf». Ich musste also zum Beruf des Kaufmanns Stellung nehmen. In diesem Jahr war ich dreimal in der grossen Gewerbeausstellung in Treptow gewesen. Hätte ich wirkliches Interesse für die Dinge des Handels, der Industrie, des Exports besessen oder wäre in mir schon irgendetwas wach gewesen, zu dem diese Dinge hätten sprechen können, wieviel hätte ich dort in mir aufzuspeichern, welch gegenständliche Fülle jetzt meinem Aufsatz zu geben vermocht! Aber in Treptow hatten mich nur zwei Aussteller wirklich gefesselt: die Schokoladenfirma Felix Sarotti und die kaiserliche Marine. Den Mittelpunkt des duftenden Sarotti-Pavillons bildete der Riesenkessel, in dem die Schokolade maschinell gerührt wurde; das war imposanter und appetitlicher als der Kochtopf bei Eiffländer im Hinterhaus der Albrechtstrasse. Im Marineteich flitzten Spielzeugkreuzer, jeder von einem Mann bedient, ständig feuern an den unseligen, matt erwidern den Takuforts vorüber; das blitzte, knallte, rauchte in einem fort und war herrlich erregend. Und so wenig ich sechs Jahre zuvor auf den Gedanken gekommen war, mein überfahrener Reifen könne ge-

flickt werden, ebenso wenig fiel es mir jetzt ein, die Gewerbeausstellung meinem Aufsatz nutzbar zu machen. Ich schrieb allgemeine und schwungvolle Sätze, die schwungvollsten, die mir aus Zeitungslektüre hängengeblieben waren: dass der Handel «seit den ältesten Zeiten dem friedlichen Verkehr der Völker diene», dass der Kaufmann «Kulturträger КОСТ' Е^О/HV» sei – auf diese Formulierung war ich besonders stolz –, dass der deutsche Kaufmann das höchste Ansehen besitze, dass unsere Kolonien ... usw. usw. Ich fand auch ein Schlusswort, das mir ein lyrisches Bekenntnis bedeutete: «Dem Kaufmann steht die Welt offen.»

Als Berthold, nun schon eine ganze Weile Anwalt mit einem Büro und eigener Wohnung in der Charlottenstrasse, von dem Thema hörte, verlangte er meine Arbeit vor der Ablieferung zu sehen, obwohl er sich längst nicht mehr um meine Schulaufgaben kümmerte. Er las den Aufsatz und sagte: «Ganz hübsch – ich hatte Angst, du möchtest in unpassender Weise vom Geld sprechen.»

Dann kam das Examen. Als eine wirkliche Prüfung, eine Art kleinen Abiturs im Beisein des Schulrats, war es eine ganz neue Institution; bis dahin hatte die bloße Versetzung nach Obersekunda ohne weitere Zeremonie das Recht zum einjährigen Militärdienst gegeben. Die meisten Schüler, darunter gerade die robustesten, waren sehr erregt, einer erlitt sogar im Mündlichen einen kurzen Ohnmachtsanfall; und in den andern Schulen mag es ähnlich zugegangen sein, denn in den Zeitungen wurde gegen die Härte protestiert, so junge Menschen schon dem Druck eines Examens auszusetzen. Ich selber war ganz ruhig: Ich wusste, dass ich bestehen würde, und ob mit besseren oder schlechteren Noten, liess mich gleichgültig – das blieb ja alles hinter mir und hatte nichts mit meiner Zukunft zu schaffen.

Zu Hause wurde mein Erfolg sehr kühl aufgenommen. Die Brüder schüttelten den Kopf, dass ich aus der Schule lief, und auch Vater hatte wohl Bedenken, ob er recht an mir gehandelt habe. Doch trotz der mangelnden Anerkennung fühlte ich mich

vollkommen selig. Nun war ich ganz erwachsen und frei, oder doch beinahe frei. Drei Jahre Lehrzeit in einem Exporthaus, das war etwas unvergleichlich Grösseres und Erregenderes als noch drei Jahre Kinderstube und Pennal. Und dahinter, unmittelbar dahinter, lagen die Settlements.

2. Lehrling

Wenn kleine äussere Fakta im Zusammenhang symbolischen Wert gewinnen, aber einen symbolischen Wert von höchst trivialer Bedeutung, so ist es eigentlich geschmacklos, darauf hinzuweisen; wiederum darf in einer Autobiographie solcher Hinweis doch nicht fehlen, wenn man von diesen Symbolen geradezu lebenslang verfolgt wird. So ist es mir im Beginn meiner Lehrlingszeit mit dem kleinen Einspänner zum Alexanderplatz ergangen und in meinem Pariser Semester mit dem Zylinder Eduards VII. Diese Entschuldigung ist also eine doppelt vorsorgliche.

Es war gewiss durch die Gewerbeausstellung verursacht, dass die erste Berliner elektrische Trambahn vom Zoologischen Garten nach Treptow fuhr. Durch ihr Tempo, ihre Grösse und ihre massive Form wirkte sie der Pferdebahn gegenüber imposant. Immerhin waren deren übliche Wagen, besonders die zweistöckigen, ganz ansehnliche Gefährte; daneben aber gab es noch auf einigen Linien die kleinen Einspänner, und einer dieser Zwerge trottete grünbeschildert vom Zoologischen Garten zum Alexanderplatz und hatte den längsten Teil seiner Stadtstrecke mit der neuen Elektrischen gemeinsam. Nun war es ein Auftakt meines Freiheitsgenusses, auf der Elektrischen wie im Schnellzug durch die Bülowstrasse zu jagen. Das erste Mal dachte ich, so würde es weitergehen bis zum Ziel; aber in der Yorkstrasse tauchte der grüne Einspänner auf, mit der Geschwindigkeit war es vorbei, und wir schlichen in artigem Abstand hinterher. Ein paar mal hoffte ich noch: Heute werden wir ihn vielleicht erst an der Belle-Alliance-Strasse treffen; aber danach wusste ich genau, dass er spätestens am zweiten Stadtbahnbogen der Yorkstrasse eingeholt sei.

Löwenstein & Hecht, Kurz- und Galanteriewaren-Export, Alexandrinenstrasse 2, bei denen ich im Frühjahr 1897 als Lehrling eintrat, klebten auf jeden Karton ihr ausdrucksvolles Namensbildnis. Das grüne Etikett zeigte in schwarzen Linien einen mächtigen, auf dicker Granitplatte gelagerten Löwen, und in den gewichtigen Sockel oder Stein war ein ziemlich magerer Fisch eingezeichnet, derart, dass die mindere Bedeutung des Hechts in dem Firmenhieroglyph offen am Tage lag. Die Löwensteins, Vater, Sohn und Schwiegersohn, besaßen mindestens das numerische Übergewicht. Gerade auf Herrn Hecht aber hatte Vater seine Hoffnungen für mich gesetzt; er kannte ihn persönlich als guten Mann und besaß sein Versprechen, sich meiner anzunehmen. Es kam nicht dazu: Wenige Tage vor meinem Antritt war Herr Hecht erkrankt, und noch im April starb er; ich habe ihn nie zu Gesicht bekommen. Übrigens glaube ich nicht, dass sein Am-Leben-Bleiben meinen Weg geändert hätte. Von der Familie Löwenstein, die nun Alleinherrscherin war, trat eigentlich nur einer als Prinzipal auf. Der Vater, ein schon etwas gebeugter und trübäugiger alter Herr, erschien bloss manchmal und immer auf kurze Zeit; der Schwiegersohn, Engländer von Geburt, ziemlich schwächling und zapplig geraten, reiste den grössten Teil des Jahres für die Firma in England und galt bei uns wegen seines trippelnden Ganges und hastig lispelnden Sprechens als komische Person. Dagegen residierte Richard Löwenstein, der – Sohn, täglich viele Stunden lang in seinem Privatkontor, das einen dicken Teppich, einen sehr grossen Klubsessel aus rotem Leder und einen sehr schweren schwarzen Schreibtisch besaß, und schritt auch täglich die Lagerräume ab. Er war ein Mann in den Dreissigern, ein bisschen feist für sein Alter, das bartlose Gesicht ein bisschen geniesserisch, die dünnen, dunklen Haare sorgfältig zum Scheitel geklebt. Ich weiss eigentlich nicht, warum ich ihn von Anfang an mit innerer Abneigung einen «Lebemann» nannte. Gewiss, er war sehr elegant gekleidet, er trug strahlende Lackstiefel, und seine Fingernägel strahlten rosig, er fuhr die kurze Strecke

von der Alexandrinenstrasse zu seiner Wohnung am Halleschen Tor immer mit der Elektrischen (was ich für Verschwendung und Weichlichkeit hielt) – aber er war doch jeden Vor- und Nachmittag regelmässig auf seinem Posten. Immerhin mag an meiner instinktiven Abschätzung etwas Wahres gewesen sein, denn ein paar Jahre nach meinem Fortgang geriet er in Schwierigkeiten, die weder unehrenhaft noch unüberwindlich gewesen sein sollen, und statt sich durchzubeissen, machte er – ich bin überzeugt: aus purer Trägheit und innerer Nichtigkeit – seinem Leben ein Ende. Als Chef trat er ohne Schroftheit auf; ich habe ihn nie laut schelten gehört, eher sprach er etwas affektiert leise. Aber meine sofortige Antipathie hat er mir wohl ebenso prompt und instinktiv vergolten; ich hatte, wenn er mich einiger Worte würdigte, immer den Eindruck, er behandle mich mit mitleidiger Nachsicht als halben Trottel.

Doch tausendmal wichtiger als der Chef, der sich nie viel um mich gekümmert hat, wurde mir der am gleichen Tage wie ich eintretende Lehrling. Er musste vom Geschäftsleben schon einiges wissen, denn er begrüßte mich auf dem Treppenabsatz vor der verschlossenen Eisentür, den Hut in der Hand, mit der mir noch unverständlichen Frage: «Sind Sie auch neuer Stift?» Hans Meyerhofs Bild, eine Rötelzeichnung seiner malenden Tante Agnes – die schreibende Tante Leonie wurde mir bedeutsamer –, hängt seit über dreissig Jahren in meinem Arbeitszimmer, und das Charakteristischste an dem im Übrigen etwas zu kühn geratenen Porträt ist eben der rötliche Farbton. Er hatte rostrote Haare, und in seinem Gesicht, an dem sonst alles blass war, auch der Mund, auch die hellblauen Augen, leuchteten zahllose gelblichrote Sommersprossen. Den seltsamen Hauptausdruck dieses Gesichts, der mir erst allmählich klar wurde, möchte ich als eine schläfrige oder passive oder skeptische Abenteuerlust bezeichnen, und von dieser dominierenden und bleibenden Eigenschaft Hans Meyerhofs werde ich noch manchmal zu berichten haben, denn er ist durch viele Jahre hindurch mein nächster Freund gewesen, und wenn er

in diesem Augenblick aus der Verschollenheit auftauchte, wie er das schon einmal getan, dann sassen wir sicher gleich genauso vertraulich zusammen, als hätten wir uns gestern das letzte Mal gesprochen. Und zwar wir zu dritt: denn unsere Freundschaft hat durch unsere Eheangelegenheiten, meine sehr monogame und seine sehr bigame, keinerlei dauernde Abschwächung erfahren. Und nicht nur von unsern eigenen Schicksalen würden wir plaudern, sondern ich müsste ihm gewiss auch von all seinen Angehörigen berichten, mit denen er längst zerfallen ist und mit denen uns immer so vieles verbunden hat. Die Familie Meyerhof: das ist eines der reichsten und heitersten Kapitel meines Erinnerns, heiter selbst da, wo es ernste, ja tragische Dinge enthält.

Aber nachdem wir am Morgen des ersten April voneinander erfahren hatten, dass wir die neuen Stifte seien, traten wir uns in den ersten zwei, drei Monaten noch nicht näher, denn er kam nach vorn und ich nach hinten.

Vorn: das waren die Kontorräume, Hof links im zweiten Stock des Seitenflügels. Durch das eiserne Tor gelangte man in einen Gang, der erst an der verschlossenen Tür des Chefzimmers, dann an dem Schiebefenster des Kassenraums mit dem Geldschrank vorbei, dann durch eine Holztür in das eigentliche Kontor führte. Hier befand sich unmittelbar am Eingang das hohe Pult des Stifts mit dem Drehsessel davor und der Kopierpresse auf niedrigem Tischchen daneben. Innen im Raum an der Fensterseite, der Kasse zunächst, hatte der Disponent seinen Platz, an einem richtigen Schreibtisch mit Aufbau und Rollverschluss. Dann kamen zwei grosse, einfache Arbeitstische, an denen einander gegenüber je zwei junge Angestellte schrieben. Gemeinsam war diesen Büroräumen der Linoleumbelag, der ihnen eine relative Wohnlichkeit verlieh. Passierte man nun die Innentür des Kontors, so breitete sich der nackte Steinboden des «Lagers» aus, einer weiten Halle, die im hinteren Riegel des Hausblocks das ganze Stockwerk einnahm und ebenso gut eine Maschinenhalle hätte sein können.

Und dies war wohl das Charakteristikum nicht nur unserer

Alexandrinenstrasse 2, sondern des ganzen Stadtquartiers, wie es sich etwa zwischen Halleschem Tor, Spittelmarkt und Schlesischem Bahnhof erstreckte. Im fernen Osten lagen die grossen Fabriken (von den ganz grossen der Schwerindustrie im Norden abgesehen), im Zentrum die Engroseschäfte. Hier, in «unserem» Viertel, vermischten sich Industrie und Grosshandel; kleinere Fabrikbetriebe, oft mehr handwerklicher Art, teilten sich mit Kommissions- und Exportfirmen in beinahe jedes der Häuser, die alle ein Einerlei durchaus schmuckloser, weder sonderlich moderner noch romantisch alter Kästen bildeten. Wenn ich in die Ritterstrasse zur Post musste, hatte ich Gelegenheit, das Durcheinander der Fabrik- und Geschäftsschilder zu betrachten. «Gewohnt» wurde hier kaum, auch Läden mit Schaufenstern gab es nur wenige, dafür eine Unzahl von Destillen und Grünkramkellern.

Bei Löwenstein & Hecht also diente die Halle als Lager. Erst kam ein Holzverschlag, den ich den Harem nennen möchte, so abgedeckt hausten seine Insassinnen von uns andern. Die hiesigen allgemein die «Packerinnen», obschon sie in ihrem Hauptberuf malten, freilich auf eine sehr primitive Art. Dann folgten die hohen Warenregale, die rechtwinklig auf den breiten Längsgang zustrebten. Er musste breit sein, denn in ihm wurden Kisten ausgepackt oder zum Versand fertiggemacht, immer lagen Deckel mit starrenden Nägeln herum und Haufen von Holzwole – es war kein rasches Durchkommen. Im letzten Hallendrittel, dort wo sich der «Eingang für Lieferanten und Frachtkutscher» befand, standen die breiten Tische der «Warenannahme» im gegen die Tür offenen Viereck angeordnet, und jenseits der Tür gab es noch einen winzigen Verschlag als Garderoben- und Frühstücksraum und geheiligtes Reservat der beiden Hausdiener. Zwischen den Warentischen und den Regalen endlich, dicht an die hintere Wand gerückt und dem Getümmel entzogen, stand der kleine Schreibtisch des Expedienten.

Nein, des «Expedienten». Als mir nämlich der Hausdiener Karl am ersten Tage einen Frachtbrief reichte, sagte er: «Geben Sie das

dem Expedenten», und als ich den älteren Lehrling Hanisch fragte, wo der Herr Expedient sei, verbesserte er mich autoritär: «Es heisst Expedent.» Ich dachte bei mir: «Es muss doch von expedire kommen und also Expedient heissen; aber vielleicht ist dies eine Besonderheit der Handelssprache, und als jüngster Lehrling hast du dich anzupassen.» Also sagte ich im Lauf des Tages eifrig «der Expedent». Als ich dann abends zu Hause erzählte: «Der Expedent Krojanker ist ein freundlicher Mann; er sagt, du habest in Bromberg am Grab seiner Mutter gesprochen», da entrüstete sich Vater: «Du hast doch das Gymnasium wenigstens bis zur Obersekunda besucht! Hast du so wenig gelernt oder so rasch vergessen?» Er war wirklich betrübt und besorgt. Von nun an wurde ich doppelzünftig und sagte auf dem Lager «Expedent» und anderwärts «Expedient».

Doch ich darf kein allzu schlechtes Licht auf den Bildungsstand des gesamten Personals werfen. Über die Leiter des Kontors und des Lagers vermag ich in diesem Punkt nichts auszusagen. Herr Herzfeld, der Disponent, blond, ziemlich kahl, wohlbeleibt, Ende der Vierzig etwa, sprach nie von etwas anderem als von den Dingen des Geschäfts, immer mit einer grossen, bisweilen ein bisschen spöttischen Ruhe, die ihm durchaus natürlich war. Man hätte ihn eher für einen Steuer- oder Postbeamten halten können als für einen Kaufmann, dass er aus kleinbürgerlich christlichem Hause stammte, war ohne Weiteres deutlich. Ebenso sichtbar war das Judentum des viel jüngeren, schwarzäugigen, mageren, nervösen Expedienten. Man spürte oft, wie schwer es ihm fiel, seine Erregung oder seinen Mitteilungsdrang im Zaum zu halten. Aber immer blieb er auf eine höfliche, kühle Weise in sorgfältiger Distanz von den andern. (So viel ich weiss, ist er nach dem Selbstmord des Chefs Inhaber der Firma geworden.) Unter dem heutigen Gesichtspunkt könnte man fast annehmen, die Angestellten des Hauses seien durchweg nach dem Grundsatz der konfessionellen Parität ausgewählt worden, denn wie zwischen dem Disponenten und dem Expedienten hielten sich auch zwi-

schen den andern Christen- und Judentum die Waage. Aber sicherlich hatte diese Erwägung gar keine Rolle gespielt; ich hätte sonst in den vielen Gesprächen, die ich in den nächsten Jahren mit den Kollegen über die Verhältnisse bei uns und in ähnlichen Geschäften führte, irgendetwas davon hören müssen. Damit will ich natürlich nicht generell behaupten, dass es damals in Deutschland keinen Antisemitismus gegeben habe, oder auch nur, dass ich selber ihm damals nie begegnet sei. In der Friedrichstrasse, dicht am Belle-Alliance-Platz, gab es einen kleinen Laden, halb Buchhandlung, halb Papiergeschäft, der ausschliesslich mit Judenfeindschaft handelte: Er führte entsprechende Ansichtskarten und Bilder grösseren Formats, Broschüren mit schreienden Titeln und die «Staatsbürgerzeitung», einen zahmen Vorläufer des «Stürmers». Ich stand manchmal vor dem Schaufenster, aber mehr mit interessiertem Befremden, dass es so etwas noch gebe – noch, denn ich hielt es für ein Überbleibsel entferntester Zeiten –, als mit irgendwelcher Furcht. Und ebenso schien mir auch die «Staatsbürgerzeitung», aus der ich gelegentlich Zitate in der «Vossischen» oder im «Berliner Tageblatt» sah, solch ein unwesentlicher Überrest. Ich glaube nicht, dass sie in Berlin mehr zu bedeuten hatte, als etwa heute in Paris die (uns täglich zitierte) royalistische «Action française» bedeutet; ich bin jedenfalls aus eigener Erfahrung vollkommen gewiss, dass innerhalb jenes vorhin umschriebenen kommerziellen und industriellen Dreiecks nicht nur konfessioneller Friede, sondern gänzliche konfessionelle Gleichgültigkeit herrschte.

Disponent und Expedient waren unter dem eigentlich kaufmännischen Personal die einzigen auf lange Dauer und mit ausreichendem Gehalt Angestellten; im Übrigen, und das war anderwärts ähnlich, begnügte man sich mit sehr jungen und billigen Leuten. Das System war dieses: Man nahm Lehrlinge mit dreijähriger Lehrzeit an und gab ihnen im ersten Jahr fünfzehn, im zweiten zwanzig und im dritten dreissig Mark monatliche Vergütung. Im ersten Jahr waren sie «Stifte», im zweiten Jahr taten sie

schon beinahe, im dritten völlig die Arbeit der Ausgelernten. Danach wurden sie durch ein Zeugnis des Chefs zum «jungen Mann» promoviert und erhielten nun anfangs fünfundsiebzig Mark Monatsgehalt, im nächsten Jahr neunzig bis hundert. Aber es war eine grosse Ausnahme, dass jemand noch dies zweite Jahr auf seinem Posten blieb. Gewöhnlich wurde man in den kleineren Häusern, zu denen Löwenstein & Hecht zählten, schon vorher mit einem rühmenden Zeugnis entlassen. In meiner Kaufmannsperiode, die immerhin einunddreissig Monate umfasst, wurde nur einmal und nur vorübergehend eine ausgebildete Buchhalterin angestellt. Dafür blieb Rothenstein, der Sohn einer befreundeten Speditionsfirma, ganze zwei Jahre über seine Lehrlingszeit hinaus.

Er und Wedell (wieder die Parität!) hatten ihre Schulkenntnisse, das übliche «Einjährige», mindestens im Englischen enveitert und besaßen sehr gute Umgangsformen, dazu auch durchaus den Sprachklang der gebildeten Bürgerschicht. Rothenstein war bei den Büchern, Wedell als Korrespondent tätig. Mir galten sie mit ihren ungefähr neunzehn Jahren als sehr reif und weltmännisch, auch rückte sie mir ihr ständiger Kontoraufenthalt in eine höhere Schicht. Es herrschte eine leise Spannung zwischen Kontor und Lager, so etwa wie in der Medizin zwischen Internisten und Chirurgen. Zwar war allen Lehrlingen doppelte Ausbildung zugesagt und wurde ihnen auch bis zu einem gewissen Grade zuteil, aber auf die Dauer erhielt doch jeder seine Beschäftigung dort, wo er sich am nutzbringendsten bewährte. Ich freilich habe wohl hauptsächlich aus dem negativen Grund meiner entsetzlichen Handschrift die meiste Zeit auf dem Lager zugebracht. Dort war nicht nur der Umgangston ein lauter und rauherer, was sich wegen des Kistengehämmers und Karrenrollens, dazu im sonstigen Zusammenhang mit den Hausdienern und Frachtkutschern gar nicht vermeiden liess, sondern auch das Bildungs- und soziale Niveau der Lehrlinge ein niedrigeres. Zwar Eckersdorf, gross und dem Aussehen nach robust, aber von schwankender Gesundheit

und wenig widerstandsfähig, war ein nachdenklicher und geistig interessierter Mensch; er las populärwissenschaftliche Werke, zitierte gern aus seiner lateinischen Schullektüre, philosophierte und moralisierte gern. Mir war er ein wenig unheimlich, denn es kam oft vor, dass er sich mit plötzlicher Heftigkeit und starkem Blutandrang zum Kopf mitten im Satz unterbrach und für die nächsten Stunden den arbeitswütigen und unzufriedenen Vorgesetzten herauskehrte. Viel wichtiger aber für den Lagerbetrieb als der unausgeglichene Eckersdorf, der aus wohlhabender jüdischer Kaufmannsfamilie stammte, waren die beiden andern Lehrlinge, Krüger und Hanisch. Was sie von den Kollegen trennte, war das fehlende «Einjährige»; Krüger hatte eine Bürgerschule, Hanisch die Volksschule besucht. Im Übrigen standen sie untereinander in viel grösserem Gegensatz als zu den andern. Das wenige, was ich allenfalls bei Löwenstein & Hecht gelernt habe, verdanke ich sicherlich Krüger. Er war der ruhigste, gewissenhafteste, unermüdlichste Arbeiter, er war das geborene Kindermädchen für Stifte. Er hätte, und das schon mit achtzehn Jahren, den besten Feldwebel abgegeben, wenn er nicht so ganz für den kaufmännischen oder genauer: für diesen Teil des kaufmännischen Berufs bestimmt gewesen wäre. Er wusste aufs Haar von jedem Stück, wo es stand, wo es herkam, was es kostete – und darüber hinaus interessierte ihn nichts. Ich stelle mir gern vor, dass er, gleichgültig und als «unabkömmlich» gefeit gegen Krieg, Revolution und Drittes Reich, alle Gefahren und Umwälzungen überdauert haben und heute als Sechzigjähriger bei irgendwelch arischen Lehmann und Schulz noch geradeso zufrieden und zufriedenstellend seinen Lagerdienst tun möge wie damals mit achtzehn bei Löwenstein & Hecht. Während ich derart dem schlanken Krüger ein freundliches Andenken bewahre, ist mir der vierschrötige Hanisch die unangenehmste Erinnerung aus jener Zeit, obwohl ich persönlich nie etwas Besonderes von ihm zu erleiden hatte. Er verteilte seine Gehässigkeiten gleichmässig an alle, er konnte den Mund nicht zur harmlosesten Bemerkung öffnen, ohne dass sie einen gehässi-

gen Ton annahm. Vielleicht sollte ich ihm wenigstens nachträglich ein gewisses Mitleid bezeigen, denn schliesslich stand ja auch er auf seine Weise zwischen den Schichten und laborierte daran. In aber hundert Wendungen bekamen die Kollegen zu hören, dass man ihnen nicht nachstehe, wenn man auch nur die Volksschule besucht habe, immer wieder betonte er den Hausdienern gegenüber, dass er nicht ihresgleichen sei, wenn er ihnen auch gelegentlich beim Zunageln der Kisten helfe. Die Kollegen überhörten seine Hecheleien, die Hausdiener fertigten ihn mit männlichem Humor ab: «Mehr als ein Arschloch haben Sie auch nicht, Herr Hanisch!»

Diese beiden Hausdiener sehe ich mehr als Typen vor mir, wie man sie ähnlich in den Witzblättern der neunziger Jahre findet, als in individueller Gestalt. Rudolf, ein schon bejahrter Mann, immer gutgelaunt und fleissig, gab sich allen, sogar dem Chef gegenüber, mit einer natürlichen (berlinisch-natürlichen) Kameradschaftlichkeit, ohne dabei den Respekt zu verletzen; Karl, ein kräftiger Dreissiger, neigte vor dem Chef zur Kriecherei und vor den Lehrlingen zu klassenbewussten Schlagworten. Als Rudolf im Sommer 1898 erkrankte und starb, erklärte mir Karl, sein Kollege sei «ein Opfer der kapitalistischen Schinderei» geworden. Dass meine Erinnerung sich hier auf das Typische beschränkt, erklärt sich ohne Weiteres aus der starken Distanz, die trotz aller nahen Zusammenarbeit und kameradschaftlich gewechselten Worte den kaufmännischen Angestellten vom Arbeiter trennte. Wir mochten hundertmal den Deckel einer Kiste mit dem L & H des Hauses Schablonieren oder sie auf dem Schubkarren durch den langen Gang rollen, nicht anders als die Hausdiener selber, wir mochten dabei mit ihnen noch so eifrig über den Kisteninhalt plaudern oder über das Wetter oder über die Weihnachtsgratifikation: so waren wir doch unüberbrückbar durch Denk- und Lebensform von ihnen getrennt. Ich sagte schon, der Frühstücks- und Garderobenraum der beiden, der zugleich ihr Debattierzimmer war, blieb uns durchaus unzugänglich.

Und es war eben diese soziale Schranke, die, wirksamer als jedes Verkehrsverbot, wirksamer auch als die aufgerichtete Bretterwand und die Reizlosigkeit der grauen und beschmierten Arbeitsschürzen, die Insassinnen des Harems isolierte. Die Mädchen, manchmal nur drei, bisweilen sechs bis acht, waren als Akkordarbeiterinnen mit wöchentlicher Kündigung angestellt. Ihre Hauptbeschäftigung galt den Butterdosen aus bläulichem Milchglas, die als beliebtester Sixpence-Artikel in grossen Massen nach England versandt wurden. Der Deckel dieser Dosen stellte ein brütendes Huhn dar, was mir immer ohne logischen Bezug auf ihren Inhalt erschien. Den Hennen wurden die Köpfe schwarz, gelb und rot angepinselt, wobei die Farben auf die einzelnen Mädchen verteilt waren, die auch die grosweise Verpackung in bereitgestellte Kisten besorgten. Andere Malarbeiten des Harems bestanden darin, Grüsse aus englischen Seebädern – wie denn die gesamten Waren der Firma ausschliesslich nach England gingen – auf billige Vasen, Aschbecher und Kästchen zu pinseln. Aber im Wesentlichen drehte sich im Harem doch alles um die butterlegenden Hennen, und die Zahl der Mädchen richtete sich nach der Menge der bestellten Dosen.

Während ich in das Treiben des Harems nur einige Blicke von aussen her warf, war ich mit den übrigen Dingen und Menschen des Lagers den ganzen Tag über, volle zehn Stunden von acht bis eins, von drei bis acht, in ständigem Umgang. Zu jeder Stunde wurden Waren angeliefert, die auf den Tischen nachgeprüft wurden, die billigen Massenprodukte durch Stichproben, die wertvolleren Stück für Stück, um dann in den Regalen bald nach Sorten, bald nach vorliegenden Aufträgen untergebracht zu werden. Um neun Uhr morgens, nach Durchsicht der Post, erschien der Disponent und besprach mit Herrn Krojanker das Tagespensum; dann wurden die Auftragszettel an Krüger und Hanisch verteilt, und während Eckersdorf bei der Warenannahme blieb, stellten die beiden andern die einzelnen Kommissionen aus den Regalvorräten zusammen. In den ersten Monaten hatte ich den älteren

Lehrlingen bald da, bald dort zu helfen, manchmal musste ich auch am späteren Nachmittag Pakete zur Post tragen; nachher bin ich lange, ja fast die ganze Zeit, anfangs mit Stolz, dann mit Gleichgültigkeit, schliesslich mit Erbitterung «Warenannehmer» gewesen. Ziemlich lange schien mir die Fülle und Mannigfaltigkeit der Waren unerschöpflich. Da gab es Photographierahmen jeder Grösse in billiger Bronzenachahmung, in Leder, in geblühtem Sammet, Schalen aus Porzellan, aus Glas, aus Metall, Tafelaufsätze, Schreibmappen, Tintenfässer, Brieftaschen, Handtaschen für Damen, Aktenmappen ... Vieles kam aus den kleinen Betrieben unseres Stadtviertels, im Hof standen die Handwagen, der Bote trug die Kartons in Stapeln oder Rückenbündeln die Treppen hinauf. Dazwischen schleppten Frachtkutscher die Kisten von auswärts heran. Mit einer gewissen Feierlichkeit wurden immer die Lederwaren aus Offenbach behandelt, der Expedient selber begutachtete sie, auch der Chef widmete ihnen Zeit. Eine besondere Rolle spielten die Photographiealben, die es in ebenso vielen Ausführungen gab wie die Rahmen. Sie traten natürlich nicht in gleich zahlreichen Schwärmen auf wie die Butterhennen, aber ebenso häufig und ungleich gewichtiger als sie. Ich glaube, meine wesentliche Vorstellung von England bestand damals darin, dass jeder Engländer ein Photographiealbum und mehrere Hennendosen besitze. (Es mochte ja möglich sein, dass man in diesen Dosen auch Schmalz oder Honig oder Marmelade aufbewahrte.) Mit den Alben zusammen wurden in Stössen die sogenannten Albumausschnitte geliefert, das heisst die kleinen, oben gerundeten Blätter, die an den Bildstellen aus der Oberschicht des Kartons gestanzt sind. Sie dienten allgemein als Notiz- und Rechenzettel, und mir sollten sie die buchstäbliche Grundlage meiner literarischen Anfänge abgeben. Aber das geschah erst nach dem Schicksalssonntag am n. Dezember 1898.

Vorderhand füllte mich der neue Beruf vollkommen aus, und ich war beinahe vollkommen glücklich. Die Arbeit, nicht ganz mechanisch und eintönig, aber doch ohne jeden Anspruch an den

Geist, machte mir Vergnügen. Und wie gesagt: Ich war auch stolz auf sie. Ich wurde ja nun Kaufmann, ich spürte dies Werden ganz deutlich. Ich trieb mit dem Ausland Handel, ich leistete bezahlte Arbeit – fünfzehn Mark eigenverdientes Geld! –, ich ging nicht mehr am Gängelband der Familie. Gewiss, zehn Stunden waren eine lange Arbeitszeit, und gegen Mittag und gegen Abend ermüdete ich. Aber einmal war diese Ermüdung selber kein unschönes Gefühl, denn ich betrachtete mich als einen Helden der Arbeit, und zum andern ging das tugendhafte Ermüden mehr auf die Dauer des Herumstehens als auf ständige und intensive Anstrengung zurück. Es verhielt sich mit dieser langen Arbeitszeit so (und bestimmt nicht nur bei Löwenstein & Hecht), dass es wohl täglich einige Stunden gab, in denen man ernstlich und aufmerksam seine Sache zu verrichten hatte. Aber dazwischen lagen doch an normalen Tagen lange Strecken dessen, was sich weniger präzise mit einem schriftdeutschen Ausdruck als mit dem volkstümlichen «Dösen» bezeichnen lässt. Man betrachtete seine Fingernägel oder das Treiben auf dem Hof, oder man studierte am verschwiegenen Ort ein wenig die Zeitung, oder man plauderte mit den Kollegen. Während der Frühstücks- und Vesperpause war dies Plaudern natürlich erlaubt, zu andern Zeiten boten die schmalen Zwischengänge der Regale Deckung, zugleich auch, falls man überrascht wurde, bequeme Ausreden. Eine ganze Weile schon, bevor ich mir des Fehlgriffs meiner Berufswahl bewusst wurde, habe ich diese Zeitvergeudung als aufreizend und deprimierend empfunden. Ich sagte mir, das geforderte Arbeitspensum sei gewiss bei einigermassen angespannter Kraft in fünf Stunden zu bewältigen, und die übrigen fünf müsste ich zu meiner Fortbildung verwenden dürfen.

Aber die ersten Monate im Geschäft waren wirkliche Honigmonde. Ein besonderes Vergnügen bereiteten mir die gemeinsamen Frühstückspausen. Unten an der Ecke der Gitschiner Strasse lag eine Destille, aus der ich regelmässig beim Vorbeikommen

ein dünnes und kläglich verstimmtes Klavier schrillen hörte. Wenn Karl das Bier für Rudolf und sich von dort holen ging, nahm er auch Bestellungen des Personals an. Die Destille lieferte Wurstbrote, Heringe, Bouletten, Rollmöpfe. Oft kamen die Herren vom Kontor ins Lager herüber, man sass auf Kisten, es gab ein allgemeines Gespräch. Bisweilen, wenn ich morgens mit dem Aufstehen getrödelt und nicht mehr ausreichend Zeit zu einer ordentlichen Kaffeemahlzeit gehabt hatte, langte mein mitgebrachtes Frühstück nicht zu, und ich liess mir von Karl eine zusätzliche Buttersemmel besorgen. Diese Schrippe erfordert dringend einen Exkurs.

Es ist merkwürdig, welch unerwartete Wirkung von Menschen und Dingen ausgehen kann. So hat mein Dresdener Kollege durch mehrere Jahre, der Anglist Walter Fischer, mir nie die geringste geistige Anregung zu geben vermocht, aber jeden Morgen, wenn ich meinen Rasierpinsel an den Fenstergriff des Badezimmers hänge, sehe ich Fischers rotes, rundes Gesicht dankbar vor mir, denn er sagte mir einmal: aufgehängt, mit den Borsten nach unten, halte der Pinsel länger als aufgestellt. Und jene in ganz ungeistiger Umgebung verzehrte Schrippe wiederum ist mir in meinem Philologenberuf wichtig geworden. Die Butter auf ihr schmeckte nämlich jedesmal – nicht unangenehm, aber penetrant – nach Hering. Sei es nun der blosser Gedanke an die Kneipe unten, sei es die Ideenassoziation von unreinem Geschmack zu unreinem Ton: Sooft ich meine Heringssemmel ass, fiel mir das verstimmte Klavierspiel der Kneipe ein. Danach tauchten Destille und Schrippe für acht, neun Jahre in meinem Gedächtnis unter. Aber als dann meine Frau das erste Mal den Klavierstimmer kommen liess, erinnerte ich mich der Geschichte und erzählte sie. Wir lachten darüber und machten uns eine Weile den Scherz, ein verstimmtes Klavier unter uns als «Heringssemmel» zu bezeichnen. Nach einiger Zeit war der Spass abgenutzt, und die Schrippe versank wieder. Und dann, etliche weitere zwanzig Jahre später, drang sie nochmals an die Oberfläche, und jetzt wurde sie bedeutungsvoll. Ich arbeitete mich gerade in die moderne französische

Lyrik ein, hielt Seminarübungen, schrieb endlich ein Buch darüber. Diese Lyriker waren keine Freunde des klaren französischen Denkens, der Vernunft Herrschaft; die dunklen Regungen der Seele, das Prälogische, das Halb- und Unbewusste lockte sie als das Naturnähere. Eines ihrer Stilmittel, das modernste, blendendste, seit Baudelaire immer häufiger und ausschweifender gebrauchte, war die Synästhesie. Darunter verstehen die Mediziner ein rein physiologisches, zwanghaftes, vom Denken unabhängiges Phänomen und Krankheitssymptom der Sinnenverkopplung: Ein Klang ist mit visuellen, eine Farbe mit auditiven Empfindungen verbunden. Indem die Neoromantiker, die Symbolisten, die Expressionisten sich der Synästhesie bemächtigten, indem sie von «blauen Gebeten der Unschuld», von der «schwarzen Musik» eines Haarschopfes sprachen, offenbarten sie also eine instinkthafte elementare, von keinem Intellektualismus verfälschte Natürlichkeit. Einen Augenblick nahm ich das gläubig hin; aber gleich darauf meldete sich eben meine synästhetische Heringssemmel. Dass sie eine Verkopplung von Schmecken und Hören darstellte, stand ausser Frage; aber was hatte sie mit meiner unbewussten Natur zu schaffen? Eine ganz nahe- und offenliegende Gedankenverbindung und gar nichts Irrationales hatte zu einer spielerischen Bezeichnung geführt. Und stand es um die literarischen Synästhesien der französischen Schriftsteller anders? Ein wenig schon: Sie waren gewiss schöner und kunstvoller als meine armselige Schrippe, aber sie waren ebenso gewiss auch weniger unschuldig, sie täuschten eine nicht vorhandene Losgelöstheit vom Intellekt vor, eine alogische Primitivität und Naturverbundenheit, sie waren nicht natürlich, sondern raffiniert. Und so bewahrte mich meine auferstandene Heringssemmel beim Kommentieren der Mallarmé, Valéry und so weiter vor manchem Irrtum. –

Damals aber zu ihren eigentlichen Lebzeiten waren die Frühstücksschrippen literarisch durchaus unbeschwert. Von Literatur wurde bei Löwenstein & Hecht nie gesprochen, bis zum Ausbruch des Burenkrieges auch nie von Politik. Neigte Eckersdorf

zu moralischen Betrachtungen, so wurde er rasch durch ein Witzwort mattgesetzt. Von einigen, nicht allzu vielen Zoten abgesehen, bewegte sich die Unterhaltung meist um Geschäft und Geschäftsklatsch. Dass der Chef heute wieder neue und noch knarrende Lackstiefel trage, dass sein englischer Schwager seit der letzten Englandreise das Deutsche mit besonders drolligem Akzent spreche, aber auch, dass er aus Liverpool und Birmingham besonders viele Aufträge heimgebracht habe und dass im Harem nächstens wohl zehn Mädchen arbeiten würden. Dass ein Bekannter in der und der Firma 150 Mark erhalte und dass ein anderer entlassen worden sei. Oft und gründlich diskutierte man auch Berufsprobleme mit Beispielen und Gegenbeispielen, wie etwa, ob ein junger Mann bessere Aussichten im Bank- oder Exportgeschäft, im Inland oder im Ausland habe. Ich hörte gern zu und glaubte Einblick zu tun in die grosse Welt, darin mir selbst bald einmal der Platz in den Settlements offenstehen würde.

Aber ich darf mir weder das Behagen noch auch die geistige Leere dieser ersten Lehrlingsmonate übertreiben.

Gerade ganz im Anfang, als mich noch alles andere mit Freude erfüllte, gab es doch in jeder Woche zwei Stunden, deren Stumpfsinn mich bis zu dem ketzerischen, vorderhand freilich flüchtigen Gedanken treiben konnte: Dann schon lieber auf der Schulbank! Zweimal wöchentlich durften die Lehrlinge nämlich am Abend schon um halb sieben fortgehen, um noch etwas Zeit für ihre Privatfortbildung zu behalten. Mir selber war aufs Dringendste geraten worden, Schreibunterricht zu nehmen. Von der Schreibmaschine war noch wenig die Rede, und es war für unmöglich erklärt worden, dass ich mit meiner unschönen Handschrift (im Geschäft sagten sie «Klaue») jemals Kontordienst als Buchhalter oder Korrespondent würde tun können. Also ging ich dienstags und freitags abends von sieben bis acht zu Rackow in der Leipziger Strasse. Rackow hat sich später zu einer ansehnlichen Handelsschule ausgewachsen; damals beschränkte sich der Unterricht

wohl noch ganz auf kaufmännisches Schönschreiben. Mindestens zwei Dutzend junger Menschen sassen um einen langen Tisch, man bekam eine Vorlage, und der herumwandernde Lehrer korrigierte und belehrte alle paar Minuten. Er predigte immer wieder «Leichtigkeit der Hand» und «flüssiges Gleiten». Grundlage und Grundübung der gesamten kaufmännischen Schönschrift war das grosse H, wie es beim «Herrn» der Adresse und des Briefkopfes den Anfang macht. Hier war die Feinheit des Haarstrichs, die Wucht des Grundstrichs und vor allem der kühne Schwung des Ganzen in einem zu erlernen; selbst die Vorübung zu dem begehrten Schnörkel unter dem abschliessenden Namenszug war hierin enthalten. Ich schrieb aber hundert H's, ich ging zum beinahe ebenso schwunghaften L, dann zu bescheideneren Buchstaben über, ich schrieb Worte und Sätze und ganze Briefe – meine Hand wurde nicht «leichter», meine Feder «glitt» nicht, meine Finger krampften sich nach wie vor um den Halter. Vorher hatte ich eng, eckig und unschön geschrieben; jetzt schrieb ich wohl weit und schwungvoll, aber noch viel unschöner als zuvor. Und was das Schlimmste war – aber vielleicht war es auch das Beste, denn es rüttelte mich auf Augenblicke wach Ich bekam eine Wut auf das geschwungene H, das mir die gesamte kaufmännische Schönschrift repräsentierte, und es grub sich in meine Seele dicht neben Derkows Handschuhen ein. Die Qual dauerte zehn Wochen. In der Schreibschule hiess es dann, ich hätte immerhin einiges dazugelernt und solle nur fleissig für mich weiterüben; bei mir selber wusste ich, dass ich nichts hinzugelernt hatte und dass ich bestimmt nicht weiterüben würde; und im Geschäft fragte im Augenblick niemand nach dem Ergebnis, weil ich ja noch «hinten» blieb.

Hatten die Schreibstunden nur dazu gedient, mein Behagen zu stören, so erhielten die freien Abende jetzt einen positiveren Inhalt: Ich nahm Unterricht im Englischen. (Englisch wurde auf humanistischen Gymnasien nur in den Oberklassen und auch da nur fakultativ gelehrt.) Das Sprichwort «Aller Anfang ist schwer» hat in den meisten Fällen nur teilweise recht, denn immer zeigen sich

die eigentlichen Schwierigkeiten beim tieferen Eindringen in eine Materie; aber für das Englische gilt die buchstäbliche Umkehrung: «Aller Anfang ist leicht» – und wie grosse Tücken hinterherkommen, das spüre ich gerade jetzt mit Entsetzen, wo ich mich so gern fähig machen möchte, in englischer Sprache dozieren zu können. Die Stunden bei Mrs. Low, einer alten erfahrenen Lehrerin, waren anregend und gewissermassen schmeichelhaft: Bald konnte ich ein paar Phrasen sprechen und verstehen, bald auch die meisten der ziemlich gleichförmigen englischen Geschäftsbriefe entziffern, die Meyerhof, der Kontorstift, zu kopieren und kuvertieren hatte.

Und dies war an den englischen Stunden besonders hübsch, dass ich sie mit Hans Meyerhof gemeinsam nehmen durfte. Wir fuhren zusammen vom Geschäft zum Potsdamer Platz, wir tranken vor dem Unterricht bei Telschow Schokolade, wir hatten nachher denselben Heimweg – meine Eltern waren inzwischen nach der Gossowstrasse dicht am Nollendorfplatz gezogen, und seine Leute wohnten ein wenig weiter westlich in der Nassauischen Strasse. In der Konditorei neben Mrs. Lows Wohnung und auf dem Gang nach Hause, es war meist ein gemächlicher Gang und keine Fahrt, schlossen wir unsere Freundschaft. Das war nun kein Umgang wie mit Aatchen Fink und auch keiner wie mit Victor Landau, sondern eine wirkliche Freundschaft mit gegenseitigem Geben und Empfangen. Zwar später behauptete Lotte Wertheimer, Hans sei nur meine «Puppe», und ich notierte es geschmeichelt in meinem Tagebuch, aber bei mir wusste ich genau, dass es keineswegs zutraf. Im Anfang war er sogar in weit höherem Masse als ich der Gebende.

In doppeltem Gegensatz zu mir war er mit einiger Sachkenntnis und sehr gegen seinen Willen in das Geschäft eingetreten. Er fühlte sich als Opfer seiner jüngeren Geschwister. Sein Vater hatte bis vor Kurzem eine Sammetgrosshandlung in Hildesheim besessen; er hatte sie nach Fehlschlägen aufgeben müssen und betrieb nun in Berlin allerhand Agentur- und Kommissionsge-

schäfte. Er war nicht gerade verarmt, aber wenn die vier jüngeren Geschwister eine gute Schule besuchen sollten, so liess sich das vorher geplante Studium des Ältesten nicht mehr ermöglichen. «Ich hätte so gern das Abitur gemacht», sagte Hans, der es bis zur Unterprima gebracht hatte, «und dann hätte ich Zoologie oder Botanik studiert.» Er meinte das sehr aufrichtig, und er sprach auch oft mit grosser Wärme von botanischen und zoologischen Dingen. Aber ich zweifelte doch sehr bald daran, dass es ihm bei besserer Lage der Familie gelungen wäre, diese oder irgendwelch andere Studien wirklich durchzuführen. Er hatte diffuse Interessen und einen schläfrig-störrischen Freiheitssinn. Er hätte sich niemals mit entsagender Konzentration an eine umgrenzte Aufgabe gebunden. Ohne allen Ehrgeiz nahm er an Literatur, an Kunst und später auch an Politik genau so grossen und so wenig aktiven Anteil wie am Naturkundlichen. Ich glaube auch nicht, dass er glücklicher geworden wäre, wenn er die Mittel zum Leben eines Amateurs besessen hätte. Er machte allmählich eine Art genussvollen Sports daraus, in der abhängigsten Lage seine innere Unabhängigkeit zu bewahren. Als Lehrling war er für seine Vorgesetzten eine harte Nuss. Unbotmässigkeit oder passive Resistenz, gegen die man hätte einschreiten können, liess er sich nicht zuschulden kommen, brachte auch alle ihm aufgetragenen Arbeiten zustande. Aber aus der Langsamkeit seiner Bewegungen und seiner Sprechweise, in der das heimatliche S-t für berlinische Ohren leicht ein wenig affektiert klang und wie eine Distanz-Unterstreichung, war er durch nichts herauszubringen, und jedes Schelt- oder Spottwort liess sein gleichgültiges Gesicht nur noch gleichgültiger erscheinen. Für irgendein «Das tut man» oder «Das tut man nicht» war er völlig unerreichbar.

Unser anfängliches Sie war rasch vom Du ersetzt worden, und unser Umgang beschränkte sich bald nicht mehr auf die englischen Abende. Wir besuchten uns manchmal an Sonntagen. Während er bei uns zu Hause kühl aufgenommen wurde und als ein wenig geeigneter Verkehr für mich, ja als mein Verführer zur

Haltlosigkeit galt, fühlte ich mich in seinem Elternhaus sofort sehr wohl. Seine jüngeren Geschwister waren mir vorläufig zu jung, aber an seinen Eltern hing ich vom ersten Tage an. Später wurden sie für meine Frau und mich zu Mutter Henri und Vater Meyerhof, und so will ich sie gleich nennen.

Mutter Henri war eine kleine schwarzhaarige, ungemein bewegliche Frau, immer beschäftigt, immer zwanglos lustig und voller Anteil an all unsern Gedanken, dabei voll selbstverständlicher Autorität und einer gewissen ganz unpedantischen Lehrhaftigkeit. Sie war die Tochter eines Lehrers und Waisenhausvaters, auch seine Tochter im Geist. Fast noch ausgeprägter als bei ihr, jedenfalls bisweilen gewichtiger, zeigte sich ebendiese Lehrhaftigkeit bei Vater Meyerhof. Aber der sehr dicke (nicht aufgeschwemmte, nicht ungelenke) rothaarige und kahlköpfige Mann war eine recht komplexe Natur. Manchmal hätte man meinen können, es sei ein Geistlicher oder Laienprediger an ihm verlorengegangen. Er war mit seiner Familie aus dem Judentum ausgeschieden, ohne zum Christentum überzutreten. Man konnte sich damals in Deutschland nicht unpraktischer zwischen die Stühle setzen. Mit welcher Harmlosigkeit sich das dissidentische Haus Meyerhof zwischen den Konfessionen bewegte, ohne seine jüdische Herkunft zu verleugnen, dafür ist mir immer das Schalet charakteristisch geblieben, zu dem meine Frau und ich einmal eingeladen wurden. Es war von dem berühmten schweren, vierundzwanzig Stunden kochenden Fleischgericht die Rede gewesen, von dem so viele Ghattogeschichten erzählen und das wir beide nicht kannten. Nun also wurde es uns vorgesetzt, und nach dem Essen wollte meine Frau das Rezept wissen. Mutter Henri erläuterte es und setzte dann mit vollkommener Sachlichkeit hinzu: «So macht man es rituell, und so habe ich es im Hildesheimer Elternhaus gegessen; aber ich selber koche immer einen Schinkenknochen mit.» Vater Meyerhof war Freimaurer, was in Deutschland keine kommerziellen oder politischen Vorteile verschaffte wie in Frankreich oder Italien. Er hing mit ganzer Seele an den Menschheitsidealen der Maurerei und hielt von ihren Zere-

monien so wenig wie von jedweden andern Kultbräuchen. Er war ein im Kern geistiger und ethischer Mensch. Aber er verfiel bei allem Moralisieren niemals ins Salbungsvolle. Dagegen war er von zwei Seiten her geschützt. Er hatte kurz nach dem siebenziger Krieg mit Freuden seinen Militärdienst geleistet und gehörte seitdem und bis in sein hohes Alter einem Männerturnverein an; jeden Dienstagabend turnte er ausgiebig in einer Riege kleiner christlicher Beamter, Handwerker und Angestellter und fühlte sich kameradschaftlich wohl unter ihnen. Doch viel intensiver noch als dieses Turnen und dieses Kameradentum wirkte ein anderes der Salbung entgegen: Er besass die höchste Begabung für den Witz, speziell den Wortwitz Wippchen-Stettenheimischer Art, der ich je begegnet bin, und konnte ihr niemals widerstehen. Doch wirkten seine Kalauer selbst im pathetischsten Moment eher tröstlich als deplaciert, und wenn sie einen Anwesenden neckten, waren sie viel zu gutartig komisch, als dass sie ihn verletzt hätten. Nur einmal haben sie schmerzhaftige Wirkung getan. Meine Frau lebte nach ihrer Blinddarmoperation ein Weilchen in Mutter Henris Pflege. Da musste sie oft vom Tisch weg aus dem Zimmer flüchten, weil die unvermeidliche Erschütterung des Lachens zu heftig an der Narbe zerrte. Doch wenn ich Vater Meyerhof manchmal erklärte, dass er zum Prediger geboren sei, so stützte sich sein eifriger Protest nicht auf seine Gaben des Turnens und des Witzes. Vielmehr berief er sich darauf, zum Kaufmann geboren zu sein; in diesem Beruf, und nur in ihm, bewähre er sich und fühle er sich glücklich. Das stimmte bloss zum Teil. Richtig daran war, dass er bei allen Misserfolgen die Heiterkeit der Seele behielt und dass es ihm immer wieder gelang, kaufmännische Beschäftigung zu finden und die Familie im Wesentlichen aus eigener Kraft durchzubringen. Aber als ich ihn kennenlernte, hatte er seine Grosshandlung in Hildesheim doch schon aufgeben müssen, und in Berlin ging es ihm von Jahr zu Jahr ein bisschen schlechter. Bisweilen hatte er Stuhl- und Polsternägel in Kommission, bisweilen ein Bohnerwachs, für das er Handzettel mit selbstgemach-

ten Reklamereimen verteilen liess, dann wieder warb er für eine Lebens- und Unfallversicherung. Und immer war das vorhergehende Unternehmen nicht recht geglückt, und das neue brachte noch etwas weniger Ertrag als das vorige. Die Wohnung im Westen wurde mit einer billigeren im Osten vertauscht, und ein Weilchen später übernahm er dort am Luisenufer das unerfreuliche Amt des Hausverwalters, um die Miete zu sparen. Dennoch glückte es ihm nicht immer ganz, sich aus Eigenem über Wasser zu halten. Bei seinem hohen Ethos hatte er eine merkwürdige, sozusagen doppelseitige Verachtung des Geldes. Wohltätigere Menschen als ihn und Mutter Henri kann ich mir nicht vorstellen. Immer gab es arme Teufel, denen sie mit Kleidung und ein paar Groschen aushalfen, die sie an ihren Tisch luden. Was wäre ohne sie aus dem armen Baechhoff geworden. Baechhoff, den Mutter Henri aus dem Waisenhaus ihres Vaters übernommen hatte, war ein Bildhauer, der selbst in seinen guten Zeiten kaum satt geworden und der nun als alternder kranker Mann mit halbgelähmten Händen wirklichem Hunger preisgegeben war oder es gewesen wäre, hätte nicht Mutter Henri für ihn gesorgt wie für einen älteren Bruder. Aber wozu Baechhoff und manche verwandte Gestalt anführen? Wir zwei, Eva und ich, haben wir nicht hundertmal in unsern bedrängtesten Tagen jede Art Gastfreundschaft und Hilfe am Luisenufer gefunden und sind immer nicht nur gesättigt, sondern wahrhaft erfrischt am späten Abend weggegangen? – Mit genau der gleichen Selbstverständlichkeit aber, mit der sie andern zu Hilfe kamen, liessen Meyerhofs sich auch selber helfen. Immer waren irgendwelche wohlhabende Verwandte zur Hand, die im Notfall einspringen mussten, und Vater Meyerhof fühlte sich ihnen gegenüber nicht im Geringsten abhängig, ersparte ihnen keine seiner Moralpredigten, keinen seiner Witze. Für ganz ausserordentliche Finanzflauten gab es noch eine Art amerikanischen Onkels. Auch er war im Hildesheimer Waisenhaus betreut worden, hatte aber mehr Glück im Leben gehabt als der unselige Baechhoff. Er war als gelernter Brauer nach New York gekom-

men und besass jetzt dort ein grosses eigenes Unternehmen. An ihn durfte sich Mutter Henri jederzeit wenden. So nahm man im Hause Meyerhof auch die prekären Situationen, die, wie gesagt, immer häufiger eintraten, mit guter Gemütsruhe hin. –

Ich habe mich weit von der gebührenden Ordnung eines *Curriculi vitae* entfernt. Aber mein ganzes Leben ist durchsetzt mit Meyerhofischen Reminiszenzen; sie schillern zwischen Ernst und Komik, Harmonie und Widerspruchsfülle, Bürgerlichkeit und Bohème, Vorbildlichkeit und Warnung, aber alle sind sie so herzerwärmend, so greifbar nah, als wären Vater Meyerhof und Mutter Henri nicht längst begraben und Hans, der Älteste, nicht längst verschollen und Berthold, der Jüngste, nun auch schon ein hoher Vierziger, nicht drüben in den Vereinigten Staaten, wo er in jener New-Yorker Brauerei Fässer spült, weil bei dem Andrang der Emigranten und der Millionenzahl der amerikanischen Arbeitslosen ein anderer Unterschlupf nicht zu finden war.

Dass sich mir die Zustände und Charaktere der Familie Meyerhof nur allmählich erschlossen, versteht sich von selber. Aber gleich beim ersten Besuch, und nachher immer wieder und immer intensiver, fühlte ich mich beglückt in einer Atmosphäre der inneren Freiheit. Hier lebte man anders als bei uns zu Hause, auch anders als bei Onkel Franke. Bei Frankes konnte ich mich ein Weilchen ausruhen, und dann begann ich mich zu langweilen; bei Meyerhofs konnte ich mich bereichern. Sicherlich beruhte mein Glücksgefühl auch auf einer befriedigten Eitelkeit, aber auf einer verzeihlichsten und eigentlich notwendigen Eitelkeit. Seit ich Lehrling war, stand ich daheim nicht nur unter dem altgewohnten Zwang, der auf den Jüngsten presste, sondern ich spürte auch, mindestens bei den Brüdern, eine entschiedene Missachtung. Nicht dass ich Kaufmann wurde, verargte man mir; aber es hätte sich doch geschickt, vorher das Gymnasium zu absolvieren, noch besser: vorher den juristischen oder nationalökonomischen Dokortitel zu erwerben. Bei Meyerhofs war ich beide Bedrücktheiten

los: Als Freund und Kollege des ältesten Sohnes galt ich als erwachsener Mensch, und niemand war da, der aus der Höhe eines akademischen Grades auf mich hätte herabblicken können.

Ganz allein übrigens auf die englischen Stunden und den Verkehr mit Hans und seinen Eltern waren meine Anregungen nicht beschränkt. Ich besass den freien Sonntag und die selbsterworbenen fünfzehn Mark, die nur teilweise auf der städtischen Sparkasse am Mühlendamm kapitalisiert wurden. Ich hielt es für mein gutes Recht, ja meine Pflicht, mich am Sonntag gründlich zu vergnügen. Mein erster freigewählter und selbstbezahlter Erholungsabend führte mich in den mir bisher noch ganz unbekanntem Zirkus. Es gab bei Renz sehr viel zu sehen; aber um zehn Uhr war ich doch schon reichlich müde, und als schliesslich gegen Mitternacht die letzte Nummer ihr Ende fand, war mein Zirkusbedürfnis für mehrere Jahre gesättigt. Wiederholt ging ich in die Oper, meist zu Kroll, wo es für eine Mark einen sehr hübschen Stehplatz hinter dem Parkett gab. Wenn man ein bisschen Glück hatte, sich ein bisschen auf die Zehen stellte und den Kopf ein bisschen verrenkte, konnte man von dort aus auch sehr gut sehen. Manchmal war sogar ein Platz unmittelbar an der Rückwand der letzten Sesselreihe zu erwischen; dann musste man freilich das freie Blickfeld mit dem lastenden Druck der Hintermänner bezahlen. Wahrscheinlich ist mir eine Vorstellung der «Afrikanerin» bei einer wahrhaft afrikanischen Sommerschwüle gerade wegen des besonders starken Drängelns im Gedächtnis geblieben; ich kam fadennass nach Hause. Meine Stimmung pflegte im Lauf eines Opernabends mehrmals zwischen Entzücken und wahrhaft Rackowscher Öde zu wechseln. Das Entzücken galt den Arien und, um es als Laie laienhaft zu sagen, den in sich geschlossenen Melodien des Orchesters. Darüber hinaus fehlte mir die musikalische Auffassungsfähigkeit. Ich wartete dann auf die nächste greifbare Stelle und musste oft lange warten. Und auch der Handlung gegenüber empfand ich das gleiche Auf und Nieder der Anteilnah-

me. Es befremdete mich, wenn Leute, die kriegerischer Mut oder Eifersucht zu sofortigen Taten drängten, oder wenn ganz entkräftet sterbende Menschen endlos sangen. Ein weniger intermittierendes Vergnügen bereiteten mir Dramen und Lustspiele. Aber es war doch vorderhand nur eben ein Vergnügen und selten etwas Tieferes. Ich war allzu sehr beherrscht von dem Gedanken: «Du willst deinen Sonntag geniessen», ich drang nicht genügend in die Dinge ein. Nur wenig aus den zahlreichen Theaterabenden dieses ersten Lehrlingsjahres ist in mir lebendig geblieben, und dies wenige ist fragwürdiger Natur. Im Residenztheater wurde der «Hüttenbesitzer» gegeben; wie die eleganten Herren die Waldlichtung betreten, wie der Abstand gemessen wird, wie die langen Läufe der Duellpistolen glänzen – das halte ich im Gedächtnis, und diesen Genuss hätte ich auch im Zirkus Renz finden können. Dicht neben dem «Hüttenbesitzer» steht in meinem Erinnern der «Narziss». Hier wird nicht geschossen, aber der rhetorische Theaterdonner dröhnt mächtig, und wenn Narziss die auf all seine wilden Fragen nickende Pagode zu Boden schleudert, dann ist auch die theatralische Situation und Geste gegeben. Brachvogels Stück war damals schon über vierzig Jahre alt und tauchte nur noch ganz selten auf. Ich weiss nicht mehr, wer bei Kroll die Heldenrolle spielte; jedenfalls gab er der Pagodenszene den gehörigen Schwung, und ich war sehr erschüttert davon, ungefähr so wie von manchen Revolutionsversen Freiligraths. Aber dies ist nun bezeichnend für meinen damaligen Zustand: Ich hatte das Drama durchaus nicht in all seinen Punkten erfasst, viele seiner grossen Worte waren mir dunkel geblieben, und doch kam ich nicht darauf, es nachzulesen; das tat ich erst lange Monate später – nach der grossen Wandlung. Vorläufig hiess es: «Nächsten Sonntag ein neues Vergnügen; über den Büchern gesessen habe ich lange genug als Pennäler!»

In meinem ganzen Leben, seit ich meine Lektüre mit dem Kinder-Münchhausen begonnen, habe ich niemals so wenig gelesen wie im ersten Lehrlingsjahr. Doch geriet unter dies wenige ein

Buch, das sich meiner vollkommen bemächtigte: «Ruth», ein kurz zuvor erschienener Roman von Lou Andreas-Salomé. Vielleicht schadet es nichts, dass ich keine Möglichkeit besitze, das Werk heute nachzulesen (because since October 38, wie es in meinen zahlreichen nach Amerika gerichteten Bewerbungsschreiben heisst, I have been refused admittance to all public libraries). Ich will ja das Buch nicht von meinem heutigen Standpunkt aus analysieren und beurteilen, ich will nur aufschreiben, was sich damals so tief in mich eingrub, dass es durch vierzig Jahre und die Unzahl nachher gelesener Bücher nicht verwischt werden konnte. Ruth also ist nach meiner Erinnerung ein ganz junges Mädchen, fast noch ein Kind, Russin oder Deutschrussin; sie sehnt sich nach geistiger Entwicklung und will studieren. Ich glaube, sie ist schon Gymnasiastin, und der Lehrer, der sie fördert und ihr Herz gewinnt, ist ihr Gymnasialprofessor. Sie folgt ihrem Freiheitsverlangen im Denken und in der Liebe. Das ist alles. Nein – noch etwas, und mindestens ebenso wichtig, wenn nicht entscheidend: Die schwächliche Ruth hat kurze Haare. Kurzes Frauenhaar war, vom lockigen Tituskopf abgesehen, um 1897 in Deutschland noch kaum zu finden, und mir schien es ein Wahrzeichen weiblicher Freiheit, umgekehrt und ähnlich, wie bei den Germanen der lange Haarwuchs den freien Mann bezeichnet hatte. Übrigens ist meine Abneigung gegen alle üppige Haartracht, wallende Bärte und Künstlermähnen beim Mann, wuchende Haarknoten bei Frauen oder eine aufgelöste Fülle bis zu den Kniekehlen hinab, wie man sie auf alten Gemälden sieht und auf Reklamebildern der Kosmetik, eine eingeborene vorliterarische und instinktive Antipathie: Erst schienen mir solche Haarmenschen wie mit Tierfellen bekleidet und eine besondere zoologische Spezies; später warf ich ihnen von Vornherein, und nicht immer zu Unrecht, affektierte Natürlichkeit vor. Langbärtige Männer nannten ihre Frau «mein Weib», Damen mit dicken Zöpfen nannten ihr Getu «edle Weiblichkeit» und ihre Borniertheit «geziemende Beschränkung». Der kurzhaarigen Ruth galt meine flammende Liebe; vorher, als Sekundaner, hatte ich ein wenig,

doch längst nicht so sehr, für die schöne Melitta in Spielhagens «Problematischen Naturen» geschwärmt.

Als ich Hans Meyerhof von meinen Gefühlen für Ruth erzählte, brachte er mir seine eigene jüngste Lektüre, die «Nora». Ich las das Stück mit Interesse, aber ohne Enthusiasmus; der stellte sich erst ein, als ich 1900 am Lessingtheater Agnes Sorma als Nora sah. Dass ich drei Jahre zuvor an Ibsen im Besonderen und der Literatur im Allgemeinen nur geringen Anteil nahm, das erwies sich gerade jetzt auf eine drastische Weise.

Hans Meyerhof seinerseits war nämlich nicht von sich aus an die «Nora» geraten. In die Nassauische Strasse war Vater Meyerhofs jüngere Schwester Leonie aus Frankfurt auf einige Wochen zu Besuch gekommen. Leonie Meyerhof-Hildeck, heute als Autorin wohl ganz vergessen und zu keiner Zeit entschieden berühmt, gehörte um die Jahrhundertwende immerhin zum sehr braven und literarisch durchaus ernst zu nehmenden Durchschnitt der schreibenden Frauen; ihr Stirnerroman vom Jahre 1895, «Feuersäule», hat in Richard M. Meyers «Deutscher Literatur des neunzehnten Jahrhunderts» einige anerkennende Zeilen erhalten. Persönlich war Leo Hildeck sehr deutlich dem Aussehen wie dem Wesen nach Vater Meyerhofs Schwester: dieselben roten Haare, dieselbe Mischung aus sittlichem, stark pädagogisch gerichtetem Ernst und ununterdrückbarer Witzigkeit, dieselbe innere Freiheit, Bescheidenheit und Unbekümmertheit. Ich mochte sie sofort gern: keine Spur von Altjüngferlichkeit, keine Spur von Präntation jugendlicher Reize oder literarischer Bedeutsamkeit – am liebsten hätte ich sie auch «Tante Leo» genannt. Eine Frage nach ihrem Alter hätte ich unmöglich beantworten können; sie war für mich eine zeit- und geschlechtslose Erscheinung. Heute weiss ich aus dem Kürschner, dass sie damals siebenunddreissig Jahre alt war; tatsächlich hat sie nachher mit fünfzig und sechzig, die grauen Haare abgerechnet, nicht weniger jung und nicht weniger alt ausgesehen als um jene Zeit. Tante Leo also bereitete im Sommer 1898 einen Ibsenkurs für einen Frankfurter Privatzirkel vor

und wollte die leichte Fasslichkeit und das Allgemeininteresse ihrer Ausarbeitung vorher erproben. Dazu waren Hans und, auf seinen Vorschlag, ich als Versuchspersonen ausersehen. Den ersten Sonntagvormittag hörte ich auch der mehr sozial als literarisch orientierten Einleitung angeregt zu: Ich verstand alles, ich langweilte mich nicht ein bisschen, ich freute mich auf die Fortsetzung. Aber es blieb für mich bei dieser einen Vorlesung, und alles andere hat Hans allein anhören müssen. Denn am Freitag sandte ich Tante Leo einen knappen Absagebrief, den sie mir nie verübelt hat und über den wir später noch oft gemeinsam lachten. Ich schrieb: «Sehr geehrtes Fräulein Meyerhof – am Sonntag kann ich leider nicht zum Ibsen kommen, da ich am Vormittag Radfahrstunde habe. Und ich möchte überhaupt in den nächsten Wochen alle Nebenbeschäftigungen unterlassen, um meine ganze freie Zeit auf die Erlernung des Radfahrens zu verwenden. Sie werden das begreifen. Mit den besten Grüßen Ihr Victor Klemperer.»

In dieser Woche war mir nämlich ein schon lang gehegter Wunsch unvermutet in Erfüllung gegangen. Das Radeln stand um diese Zeit sozusagen in seiner Frühlingsblüte. Das halsbrecherische Veloziped dürfte wohl Einzelerscheinung geblieben sein. Dann war von England her das Niederrad aufgetaucht, der Rover. Schlägt man heute ein englisches Wörterbuch auf, so steht unter «Fahrrad» nur cycle und unter rover nur «Umherschweifender, Schwärmer, Landstreicher». Dass man das Rad damals so poetisch benannte, dazu die Übernahme der englischen Bezeichnung nach Deutschland, beweist, wie sehr es sich beim Radeln vorerst noch um einen Luxus, einen eleganten Sport handelte. Nur wohlhabende Leute konnten ihn ausüben; solch ein englisches Rad kostete seine sechshundert Mark. Georg und Maria hatten sich Humberräder gekauft und fuhren in den Grünewald. Ein Weilchen später aber tauchten die deutschen Fabrikate auf und wurden allmählich billiger. Jetzt gab es schon für zweihundert, schon für hundertfünfzig Mark eine sehr hübsche Maschine, jetzt wurde das Radeln ein gutbürgerliches Vergnügen. Und als sich nun auch

Berthold ein Rad anschaffte und als Georg nachdrücklich erklärte, er halte ein mässiges und vorsichtiges Fahren für sehr kräftigend, da erhielten im unmittelbaren Anschluss an dieses Gutachten Wally und ich die Erlaubnis zum Radkauf, und gleich, ehe Vater wieder schwankend werden konnte, hoben wir das Geld von der Sparkasse ab und bestellten die Brennabors, kauften auch gleich zwei emaillierte Monogrammschildchen und zwei kleine Kilometermesser. Das Lernen war noch eine feierliche Angelegenheit und ging nicht etwa autodidaktisch auf der Strasse vor sich. In der Nähe des Zoologischen Gartens gab es eine Art Tattersall, eine zementierte, kreisrunde Bahn. Ich wurde, ähnlich wie beim Schwimmenlernen, fest an den Gurt genommen und von dem nebenherfahrenden Lehrer um die Bahn geschleift. Zuerst hing ich mehr in seiner Faust, als dass ich im Sattel sass, aber schon nach wenigen Runden konnte er den Griff lockern, und schon nach der ersten Stunde vermochte ich einigermaßen das Gleichgewicht zu halten. In meinem freudigen Eifer war ich rasch sattelfest, und ich erinnere mich nicht, während des ganzen Unterrichts auch nur einmal ernstlich gefallen zu sein. Aber dann kam die Generalprobe vor Georg, und nun spielte mir die alte Befangenheit einen bösen Streich. Ich sollte mich vor ihm, ehe ich die Erlaubnis zur freien Stadtbenutzung des Rades bekam, in der stillen Gossowstrasse ausweisen. In meiner Präokkupation vergass ich, die Schraube zu lösen, mit der ich die Lenkstange für den Transport über die Treppe festgelegt hatte, sprang sofort auf, setzte zu einem Bogen an und lag auch schon auf dem Asphalt, das Rad über dem arg zerschundenen Bein und dem geprellten Knie. Doch die Angst vor einer vernichtenden Kritik riss mich hoch: Ehe Georg noch über sein entsetztes Kopfschütteln hinaus zu einem ausgesprochenen Veto gelangen konnte, war ich schon wieder mit einem «Es lag nur an der elenden Schraube» aufgesessen, und nun fuhr ich eine ganze Reihe so schöner Kreise und Achten, dass die Probe denn doch für bestanden erklärt wurde. Die sofortige Anspannung des beschädigten Knies hatte sehr weh

getan, und eine Woche lang hinkte ich ziemlich mühselig. Aber ich hatte doch nicht umsonst gelitten, denn das Fahren bereitete mir eine noch grössere Freude, als ich davon erwartet hatte, und bald auch einen wahrhaften Trost.

Zwar was den Höhepunkt dieser ersten Radelzeit hätte bilden sollen, ein zweitägiger Ausflug mit Berthold in den Spreewald, enttäuschte mich. Es zeigte sich sehr bald, dass Berthold der körperlichen Anstrengung nicht gewachsen war und nur aus Selbstdisziplin (die «Haltung»!) das Ziel erreichen wollte. Er wurde immer stiller, müder und langsamer; ich achtete besorgt auf ihn und wenig auf die Umgebung. Wir kamen erst sehr spät nach Lübben. Am andern Morgen hatte er sich etwas erholt, ich mochte ihn nicht kränken, indem ich ihm vorschlug, mit der Bahn heimzufahren, und so schlichen wir den gleichen Weg zurück, den wir gekommen waren. Der Spreewald selber ausserhalb der Landstrasse blieb unentdeckt. Berthold gab nach diesem Ausflug das Fahren gänzlich auf, und bald danach kehrte sich auch Georg davon ab, denn das Rad begann ein volkstümliches Vehikel zu werden.

Besser als die grosse Lübbener Tour gefielen mir einige Sonntagnachmittagsfahrten mit Wally, wobei das Vergnügen freilich mehr ein psychologisches als ein sportliches war. Denn hier war ich Vertrauter und Tugendwächter, da wir am Kurfürstendamm auf Wallys Verehrer stiessen und mit ihm in das Café Grünwald fuhren. Der junge Mann gefiel nicht nur ihr, sondern auch mir sehr gut; er war im Verlagsbuchhandel angestellt, hoffte bald einen eigenen Verlag gründen zu können, wozu er von befreundeter Seite sicherlich das Kapital erhalten würde, und sprach mit leidenschaftlichem Eifer von moderner Literatur und Kunst. Um Wally warb er ernstlich und in allen Ehren; aber da er vermögenslos und auch wohl ein wenig lungenleidend war – er selber behauptete freilich, ganz ausgeheilt zu sein –, so hatte er bisher noch nicht gewagt, als offizieller Freier hervorzutreten. Ich fand das alles, die vorhandene oder überwundene Lungenschwäche mit eingerechnet, sehr romantisch und war entzückt, dass Wally sich

im Punkte der Liebe anders verhielt als ihre älteren Schwestern. Als sie dann einmal etwas verweint von einem Essen in der Roonstrasse heimkam und fortan nichts mehr vom Grunewald-Café wissen wollte, fühlte ich heisses Mitleid für sie und wütete innerlich gegen Georg. Aber zu meinem Erstaunen hielt Wallys Trauer keine Woche an.

Doch das wahre Vergnügen an meinem Rade empfand ich auf den vier täglichen Geschäftswegen, besonders morgens und abends. Es war herrlich, des Morgens mit einer herausfordernden Ruhe ein paar Minuten länger als vordem beim Frühstück zu sitzen. Jetzt passiert die Elektrische den Nollendorfplatz; macht nichts, spätestens Ecke Möckernstrasse hab ich sie eingeholt! Jetzt ist sie durch den grünen Einspänner gebremst; mich kann er nicht aufhalten! Und dann, nach der Eilfahrt durch die stille Yorkstrasse, die schwierige Strecke Belle-Alliance-Strasse-Hallesches Tor. Man windet sich zwischen Wagen hindurch, man scheucht ein paar Fussgänger mit der Klingel, man überholt einen andern Radler. Es ist etwas aufregend Abenteuerliches, es ist wie ein Hindernisrennen, wie eine Jagd, wie ein Kampfspiel, es ist etwas von alledem, wovon man so gerne liest und was dem eigenen Leben fehlt. Es ist eine Auffrischung für die kommenden Stunden. Und abends tritt der Reiz des Dunkels hinzu und der wechselnden Helle aus Laternen und Schaufenstern, aus entgegenkommenden und überholten Wagen und aus dem zuckenden Streifen der eigenen kleinen Lampe. Und der Gedanke, selbst wenn es erst Montagabend ist, ja gerade am Montagabend, des überstandenen Wochentages, des nahenden Sonntags. Es ist sehr schön und tröstlich.

Denn jetzt, im dritten Halbjahr meiner Lehrlingszeit, war ich doch schon recht trostbedürftig, und besonders am Montagmorgen erwachte ich regelmässig mit dem Gefühl, eine sechstägige Gefängnisstrafe anzutreten. Das Glück des Anfangs lag weit hinter mir; es war erst langsam aus Beglücktheit in Behagen, aus Behagen in Gleichgültigkeit übergegangen, dann rascher zu einer dumpfen Unzufriedenheit geworden, in die sich neuerdings, nach

der Episode des «Barkaufs», anfallweise die Angst vor der Zukunft mischte. Diese Angst hatte ihren genauen Stundenplan: Montag bis Sonnabend von zwölf bis eins, in der schlaffen Stunde also vor dem Mittagessen, und dazu, weniger anhaltend, aber umso intensiver, Montagfrüh beim Aufwachen. Mit den Waren, die mich am Anfang interessiert hatten, war ich nun bis ins Einzelne vertraut, sie schienen mir gar nicht mehr mannigfaltig. Immer wieder Vasen, Aschbecher, Photographierahmen, Photographicalben – ich sah jeden Tag dasselbe, ich tat jeden Tag die gleichen Handgriffe. Ich wollte jetzt Neues lernen, ich wollte ins Kontor. Erst wurde ich getröstet und ein bisschen gescholten: Warenkenntnis sei das A und O, Warenkenntnis wolle geduldig und gründlich erworben sein; dann kam ich wirklich «nach vorn» und gebührenderweise an den Platz, wo es am wenigsten zu verderben gab, an den Barkauf. Das war ein Buch, in das sämtliche Rechnungen der Lieferanten eingetragen wurden; es handelte sich also um nichts als um blosses Kopieren. Eine Woche lang war das ein ganz hübscher Repetitionskurs und Überblick dessen, was ich als Warenannehmer gelernt hatte, auch befriedigte es mich, nunmehr an einem der grossen Doppeltische im Kontor zu sitzen, beinahe schon wie ein «junger Mann». Aber nach drei, vier Wochen vermochte ich doch keinen rechten Unterschied mehr zwischen dieser Tätigkeit und meinen Schreibstunden bei Rackow zu entdecken. Und nun wurde ich noch auf andere Weise und sehr grausam an Rackow erinnert. Ich hatte gehofft, nach dem ersten Kontormonat weitere Ausbildung zu erhalten. Die üblichen englischen Geschäftsbriefe mit den feststehenden Formeln, den immer wiederkehrenden Warenbezeichnungen, Angeboten, Rechtfertigungen hätte ich mich durchaus zu schreiben getraut. Auch die Buchführung konnte kein unergründliches Geheimnis sein. Wenn mich bei Löwenstein & Hecht selber niemand darin einweihte, so wäre ich sicher in ein paar Abendkursen dahintergekommen. Aber nun hiess es: «Ihre Handschrift ist genauso schlecht wie im vorigen Jahr – unmöglich, Ihnen hier vorn eine ernsthafte Arbeit

anzuvertrauen!» Nach zwei Monaten Barkauf stand ich wieder hinten an der Warenannahme. Und jetzt trat zur Enttäuschung und Langeweile die Angst: Was wird aus mir, wenn ich ausgelernt und in Wahrheit nichts gelernt habe? Fünfundsiebzig Mark bei Löwenstein & Hecht oder hundert Mark bei Lehmann & Schulz? Und lebenslang Warenannehmer? Und bisweilen dämmerte mir auch ein Zweifel, ob selbst ein fernes Penang Befriedigung gewähren könnte, wenn man dort an untergeordnete und mechanische Arbeit gefesselt wäre. Hans Meyerhof, dem ich meine Bedenken aussprach und der selber zwar etwas mehr Einblick in die Kontorarbeit erhielt, aber auch keine sonderlichen Kenntnisse sammelte, Hans war viel weniger beunruhigt als ich. Beim Eintritt ins Geschäft hatten ihm meine Illusionen gefehlt, und jetzt blieb er von meiner Enttäuschung verschont. Ein bisschen werde er hier schon lernen, irgendeinen bescheidenen Posten hinterher schon finden, und mehr erwarte er sich nicht von seinem Beruf, das übrige, die eigentliche Ausfüllung des Lebens, müsse im Nebenbei liegen. «Sieh doch Papa an; er verkauft Nägel, und wenn Nägel nicht gehen, dann Wichse. Und dabei hat er seinen Turnverein und seine Freimaurerloge und predigt und philosophiert und debattiert und ist glücklich.» Ich sagte: «Aber wie soll man glücklich werden, wenn man seinen Beruf nicht liebt? Wenn ich zehn Stunden am Tage tun muss, was mich anödet?» Hans erwiderte, so gehe es den meisten Menschen, ich würde mich daran gewöhnen. Ich warf ihm gereizt vor, er habe kein rechtes Streben, und er lachte mich aus: «Wohin strebst denn du?» Darauf wusste ich keine Antwort, und so pflegten unsere Gespräche in resignierter Weltverachtung zu enden und in dem Beschluss, uns nächsten Sonntag recht gründlich zu erholen.

Wir gingen jetzt gern in ein kleines Kaffeehaus am Wittenbergplatz – die Konditorei Telschow hatte ausgedient –, spielten Billard, rauchten und unterhielten uns viel mit einem dritten Mann, dessen Bekanntschaft Hans gemacht hatte. Einem wirklichen Mann, denn er war fast fünf Jahre älter als wir, war Ange-

stellter, ich glaube in einem Tuchhaus, und steuerte nicht nur der verwitweten Mutter zum Haushalt bei, sondern sorgte auch ganz allein für einen kleinen jüngsten Bruder. Seinem Äusseren nach hätte man Martin Birnbaum gewiss nicht für einen Homo spiritualis gehalten: Er war sehr stämmig, für seine geringe Höhe zu fett, hatte ein schwammiges, ziemlich gewöhnliches Gesicht, ziemlich niedrige Stirn, kleine schwarze Augen und pomadisiert klebende schwarze Haare. Und doch war er ein Schwärmer, ein merkwürdig bescheidener, der eigenen Grenzen bewusster und praktischer Schwärmer. Er liebte alles Literarische mit Hingebung, konnte unheimlich grosse Stücke Heine, Verse wie Prosa, auswendig, war auch sonst in der jungdeutschen Literatur erstaunlich beschlagen, wusste mit den Klassikern Bescheid, verschlang die modernen Naturalisten, machte selber hübsche Scherzgedichte, hatte sogar einige Verse und etliche Feuilletons schon hier und da veröffentlicht (er sagte «untergebracht»). Er erzählte von Redaktionen, die er besucht, von Schriftstellern, die er gesprochen oder mindestens gesehen hatte, von Schauspielern, er erzählte und zitierte unerschöpft, er redete auch oft von seiner Sehnsucht, dem Geschäftsleben zu entrinnen. Aber niemals hielt er sich für ein Genie, niemals hoffte er auf eine schriftstellerische Laufbahn. Immer bestand sein Wunsch nur darin, mit den Dingen der Literatur und der Presse in engerer Verbindung sein zu dürfen, als ihm jetzt möglich war. Er träumte von einer halb geschäftlichen Stellung in einer Verlagshandlung oder Redaktion. Hans und ich hörten ihm stundenlang zu, und manchmal glaubte ich, ähnliche Wünsche zu hegen, wurde darin aber immer wieder schwankend.

Übrigens ging Birnbaums Sehnsucht auf eine für ihn märchenhafte Weise nicht viel später in Erfüllung. Er wurde, Gott weiss durch welche Verkettung, der Schriftleiter und Geschäftsführer des «Boten vom Gardasee», eines winzigen in Salo erscheinenden Blattes. Da hatte er Bädernachrichten zu redigieren, Annoncen in Hotels zu akquirieren, «Persönlichkeiten» zu interviewen, in den entzückenden Orten, in der wunderbaren Landschaft stän-

dig zwischen Italien und Österreich zu pendeln; da konnte er auch als gelegentlicher und zusätzlicher Auslandskorrespondent verschiedener deutscher Zeitungen tätig sein. Als ich 1905 in erneute Verbindung mit ihm kam – ich schrieb ihm, danach besuchte er seine Angehörigen in Berlin, und wir sprachen uns –, war er ein vollkommen zufriedener, ja leuchtend glücklicher Mensch; ich fühlte das so recht, weil ich mich selber damals in der verzweifeltsten Stimmung befand. Er forderte mich nicht ohne Stolz auf, etwas in seinem Blättchen zu veröffentlichen, und wirklich ist eine meiner ersten Arbeiten, eine kleine Studie über Paul Heyses Übertragungen italienischer Lyrik im «Boten» erschienen. Danach hörte ich persönlich nichts mehr von Birnbaum. Ich glaube, es war kurz vor dem Krieg, dass ich im «Literarischen Echo» einen kurzen, freundlichen Nachruf für den Frühverstorbenen las, worin von seiner «völkerverbindenden Tätigkeit» am «Boten vom Gardasee» die Rede war. So ist die literarische und journalistische Rolle, die Martin Birnbaum gespielt hat, gewiss eine mikroskopisch kleine gewesen; aber auf mich hat er doch recht sehr eingewirkt. Die Eltern haben immer Hans Meyerhof für meinen Verführer gehalten; in Wahrheit wurde die im Herbst 1898 in mir anwachsende Unruhe viel stärker durch Birnbaum, dessen Namen sie nie gehört haben, als durch Hans in mir genährt. Damals kaufte ich zum ersten Mal aus der Begeisterung eines Theaterabends heraus eine Schauspielerphotographie: Kainz als Cyrano. Ein Beweis für die Heftigkeit meines Enthusiasmus, denn es gab noch keine Schauspielerbilder auf Postkarten, und solch eine Photographie kostete zwei Mark, also ein ganzes Zehntel meines Monatseinkommens. So weit freilich, das Werk selber zu kaufen, und nun gar den französischen Text, ging meine Begeisterung vorläufig noch nicht. Doch begann ich damals ein Tagebuch zu führen und mir über Theatereindrücke Rechenschaft zu geben.

Aber am Sylvesterabend dieses Jahres riss ich sämtliche Blätter heraus, die sich auf die Zeit vor dem 11. Dezember bezogen: So sehr war ich von der Unwesentlichkeit alles Früheren und von

dem Beginn meines eigentlichen Lebens an gerade diesem Tage durchdrungen. Nun weiss ich natürlich, dass es weder im Leben der Völker noch des Einzelnen eine Renaissance gibt, deren Anfang auf ein bestimmtes Ereignis und einen bestimmten Glockenschlag zu fixieren ist. Solche Anfänge sind immer nur hervorquellende Symptome einer in der Tiefe längst fliessenden Entwicklung. Und ebenso weiss ich seit Jahrzehnten, wie gering der Wirklichkeitsgehalt meiner ersten und vorletzten Liebe ist: Aus der Fläche des literarischen Erlebens und der nachbildenden Phantasie wird sie nur wenig ins Tatsächliche getrieben, und das wenig vortretende Basrelief sinkt gleich wieder in die literarische Fläche zurück. Aber trotz alledem kann ich jenes so energisch betonte *Incipit vita nova* auch heute nicht für einen völligen Irrtum halten.

Die Ereignisse dieser Liebesgeschichte sind, wie gesagt, ungemünzt. Im Oktober 1898 meinte Hans, wir sollten unsere Weltläufigkeit durch Tanzenlernen vervollständigen, und wir wandten uns an Tanzmeister Mürich, der einen sehr guten Namen hatte. Der Mann sah aus, wie heute in komischen Filmen italienische Maestri oder Friseure aussehen: bartloses Charakterschauspielergesicht, glühende Kohlenaugen, pechschwarzes Lockenhaar. Dabei hatte er im Verkehr das ruhigste phrasenlose Benehmen, und nachher im Unterricht glich er einem sanft-besorgten Kindermädchen. Nach ein paar Fragen und abschätzenden Blicken fand er uns für die Herrenliste des Silbermannschen Töchterpensionats geeignet. Die erste Stunde, Sonntagnachmittag von fünf bis sieben in der Steglitzer Strasse, brachte keinerlei Aufregung. Aufgereiht an der Längswand des gemieteten Saals sassen anderthalb Dutzend Backfische, die würdige, noch jugendliche Pensionsmutter lächelnd neben ihnen. In der Mitte des Raums knäuelten sich ebenso viele Herren zusammen. Während Mürich mit Frau Silbermann sprach, machten sich die Herren untereinander bekannt; die meisten waren Lehrlinge, keiner ohne das Einjährige, alle dem Typ Eckersdorf näher als dem der Krüger und Hanisch, es gab auch drei oder vier Primaner. Dann übernahm der

Tanzlehrer die Vorstellung, die Herren übten «zwanglose» Verbeugung, die Damen huldvolles Kopfnicken. Hierauf wurden Polkaschritte studiert und schon am Ende des ersten Nachmittags ein richtiger Tanz der Paare. Der Unterricht beschränkte sich lange auf Polka, Rheinländer, Walzer – Walzer war die Hauptsache und die allgemeine Liebe, immer wieder wurde der Klavierspieler an der Schmalwand um noch einen Walzer gebeten –, erst gegen Ende des Winters lernten wir noch ein paar Quadrilletouren. Ich nahm das Ganze als eine Art Turnstunde hin, bewährte mich im Polkahopsen, fand die flüssige Bewegung des Walzers viel schöner, brachte sie aber nur unvollkommen zustande. (Es war ähnlich wie mit dem grossen H bei Rackow, nur nicht so deprimierend.) Die Mädchen machten gar keinen Eindruck auf mich, weder einen einschüchternden noch einen aufreizenden. Das hatte mit Unschuld oder Unerwecktheit gar nichts zu schaffen; Hans und ich wären uns wie kleine Jungen vorgekommen, wenn wir nicht längst in der dirnenreichen Gegend am Halleschen Tor unsere Erfahrungen gemacht und des Langen und Breiten miteinander besprochen hätten. Aber die Backfische hier waren geschlechtslose Wesen; und mich mit ihnen zu unterhalten, fehlte noch alle Zeit; wenn ich den Takt nicht mitzählte, kam ich ins Stolpern, und wenn ich nicht auf den Boden sah, trat ich meiner Dame auf die Füsse.

Aber dann, am n. Dezember, als alle, mich inbegriffen, die grössten Schwierigkeiten überwunden hatten, gab es eine «verlängerte Tanzstunde» («Die Herren zahlen 2,50 Mark; Gäste dürfen eingeführt werden; es gibt eine Kaffeetafel, die Veranstaltung dauert von halb acht bis halb zwölf.») Gleich im Anfang fiel mir eine neue Erscheinung auf, und ich wusste eine ganze Weile nicht, was mir an ihr auffiel. Eine schwächliche, unausgewachsene Gestalt, ein längliches, nicht übermässig scharf geschnittenes Gesicht, braune Augen ohne sonderliche Heiterkeit oder Melancholie oder sonderliches Strahlen – alles nicht viel anders als bei den andern Mädchen auch, und doch musste ich immer wieder hinse-

hen. Mit einem Male ging mir's auf: Sie trägt kurzgeschnittene Haare, keinen Tituskopf, sondern ganz einfach kurze Haare. Und im selben Augenblick fiel mir die Ruth der Andreas-Salomé ein, und im selben Augenblick sprang die Romangestalt aus dem Buch ins Leben. Ich drückte mich, ohne zu tanzen, im Saal herum und starrte heimlich – es wird nicht sehr heimlich gewesen sein – auf Ruth, die freilich bei dem Sprung ins Leben die Haarfarbe von Blond in Braun gewechselt hatte. Je mehr ich hinsah, umso mehr Anzeichen einer entschiedenen Geistigkeit glaubte ich in ihrem Gesicht zu entdecken. Dass sie nicht tanzte, sondern sich viel mit der Pensionsmutter, gelegentlich mit ein paar Mädchen unterhielt, schien mir dazu zu stimmen. Kurz vor der Kaffeepause fasste ich Mut, sie aufzufordern, sogar den besonderen Mut, sie zum Walzer aufzufordern. Sie lehnte erst ganz sachlich ab: «Ich tanze schlecht.» Ich versicherte, so gut wie ich würde sie es auch können, und setzte hinzu, wir seien doch zum Lernen hier. Jetzt nahm sie an, wir tanzten einmal um den Saal, wirklich beide recht ungeschickt. Dann blieb sie stehen. Ich fragte sie, warum sie nicht früher zum Unterricht gekommen sei, sie scheine doch mit der Pensionsleiterin und mehreren Mädchen bekannt. Sie erwiderte, sie sei wiederholt eingeladen worden, aber es habe ihr an Zeit und Lust gefehlt. Sie sei nicht Pensionärin, ihr Vater unterrichte die Mädchen in Kunstgeschichte, «und seit ich im Oktober die Töcherschule absolviert habe, arbeitet er mit mir und bereitet mich zum Gymnasium vor. Das ist doch wichtiger als Tanzenlernen.» Es klang gar nicht affektiert, und nun war doch ein besonderer Glanz in ihren Augen. Ich triumphierte innerlich: «Wahrhaftig Ruth!» und sagte mit einer Weltgewandtheit, auf die ich stolz war, davon müsse sie mir bei der Kaffeetafel mehr erzählen, und übrigens wüsste ich noch nicht einmal ihren Namen. Also sassen wir in der Kaffeepause beisammen, und sie berichtete, dass sie Lotte Wertheimer heiße und dass ihr Vater nicht ihr leiblicher Vater sei – den Ausdruck Stiefvater vermied sie –, und dass er Kunstgeschichtslehrer und Publizist nur im Nebenamt sei und in

der Hauptsache und in Wahrheit Philosoph, und dass er Latein mit ihr treibe, aber auch vieles andere mit ihr bespreche, und dass alles ganz anders sei als vorher, wenn er es beleuchte. Ich bat sie um ein Beispiel. «Nehmen Sie etwa Napoleon. In der Schule ist er uns als ein Tyrann dargestellt worden, und dass er 1812 das Heer verliess, sollte Pflichtverrat sein. Aber Vater sagt, er habe das verlorene Heer verlassen müssen, aus Pflichttreue gegen seine eigene Idee, und er sei auch kein Tyrann, sondern ein Förderer der Menschheit und habe den besten Gehalt der Französischen Revolution an Europa weitergegeben.» Mich traf die blosser Nennung des Namens Napoleon wie ein Schlag aufs Herz, denn dadurch war eine neue Nähe von ihr zu mir gegeben; seit der Sekunda schon sah ich in Napoleon den romantischsten Helden, den Alexander der Neuzeit, sah ihn ganz im legendarischen und Heineschen Licht, besass auch schon die ersten der vielen Kaiserbilder, die später die Wände meines Zimmers bedeckten und meine Alben überschwemmen, Napoleon füllte die Kaffeepause, wir redeten beide eifrig und stimmten einander zu. Als dann die Tafel aufgehoben wurde, glaubte ich das Gespräch ballmässiger gestalten zu müssen. Es wurde der eben aktuelle Geishawalzer gespielt, und ich sagte, wie gut mir Mia Werber in dieser Rolle gefallen habe. Aber mit mondänen Dingen besass meine Lotte gar keine Fühlung. Sie fragte mich mit völligem Ernst und mit ganz deutlicher Betonung des T im Anlaut: «Ist das die Terpentintänzerin vom Wintergarten?» Ich war nicht zu ernüchtern; der Lapsus rührte mich, er hob das Mädchen noch höher über die Niedrigkeit des Alltags, ich schämte mich, ihr von einer Operette gesprochen zu haben. Also sagte ich nur rasch nein, ich hätte die Sängerin im Zentraltheater gemeint, und wollte zu Napoleon zurücklenken. Aber im gleichen Augenblick wurde Lotte von einer Freundin am Ärmel gezupft, das Dienstmädchen sei draussen, um sie nach Hause zu bringen. Dann ein loses Handreichen, beileibe kein Händedruck, ein flüchtiges Kopfnicken, auf das ich die vorgeschriebene Verbeugung vergass, und schon war Lotte ver-

schwunden, und schon stand ich bei Hans Meyerhof, um den ich mich den ganzen Abend nicht gekümmert hatte: «Wir müssen gehen, ich habe dir so viel zu erzählen – am besten im Café am Wittenbergplatz.» Er lachte überlegen, kam aber gleich mit.

Draussen sagte er: «Ich habe dich die ganze Zeit über beobachtet, du hast dich gründlich verliebt.» Ich protestierte heftig: Das sei ein ganz unpassender Ausdruck, ich wüsste gar nicht recht, wie Lotte aussehe, ich könnte zu ihrer Personalbeschreibung höchstens angeben, dass sie kurze Haare trüge. Doch sei sie mir gleich wie Ruth erschienen – Hans hatte auf meinen Rat den Roman gelesen, ihn aber nur «ganz hübsch» gefunden –, und alles weitere habe meinen ersten Eindruck verstärkt. Und nun erzählte ich dies «alles» bis ins Kleinste und milderte nur die Frage nach der Terpentintänzerin zu dem Satz: «Ich war noch nie im Zentraltheater.»

Darüber waren wir zum Wittenbergplatz gelangt, und hier im Café hielt mir Hans einen zweigliedrigen Vortrag, um die Verkehrtheit meines Enthusiasmus («wenn du das richtige Wort ‚Verliebtheit‘ nicht hören willst») gänzlich zu beweisen. Erstens, sagte er, existierten keine Ähnlichkeiten zwischen Lottes und Ruths Erscheinung, auch seien die Lebensverhältnisse der beiden ganz verschiedene, und zweitens habe Lotte keinen einzigen eigenen Gedanken geäußert, sondern nur nachgesprochen, was sie von ihrem Vater gelernt habe. «Du liebst also den dir unbekanntem Vater, der wahrscheinlich ein greulicher Schulmeister ist.» Dann, als ich nur den Kopf schüttelte, setzte er diabolisch hinzu: «Und vielleicht ist er auch ein schöner, koketter Mann mit weichem Vollbart, er ist ja Kunstgeschichtslehrer und ihr Stiefvater.» Ich fuhr auf: «Du hast eine schmutzige Phantasie!», aber auf sein friedlich spöttisches: «Du wolltest doch meine Meinung hören», zwang ich mich zu einer ruhigen und ausführlichen Erwiderung. Punkt eins: Anklänge zwischen Lottes und Ruths Aussehen und Erleben seien bestimmt vorhanden, und für mich seien nun einmal im Lauf dieses Abends die beiden Gestalten so ineinandergeschmolzen, dass ich sie nicht mehr und nie mehr zu trennen ver-

möchte. Punkt zwei: «Du hast Lotte nicht sprechen gehört. Sonst würdest du gerade so genau wissen wie ich, dass eine Backfischschwärmerei für den schönen Literaturlehrer bei ihr ausgeschlossen ist. Und sonst würdest du auch nicht sagen, sie plappere nach. Es ist mir völlig gleichgültig, wer ihr Vater ist und was sie von ihm lernt. So wie sie die Dinge ausspricht, sind sie ihr Eigentum, ihre Gedanken, ihre Gefühle, ihre Persönlichkeit, und nur von ihr, und nicht von irgendeinem Menschen oder Lehrbuch hinter ihr, bin ich so erschüttert.» Hans meinte begütigend, ich würde das alles schon morgen anders sehen. Aber ich war so gekränkt, dass ich mich gleich an der Tür des Kaffeehauses von ihm verabschiedete. Am folgenden Tag erhielt er dann sehr deutliche Beweise dafür, dass mein Zustand ein ernster und dass an eine rasche Sinnesänderung kaum zu denken war.

Und nun bin ich mit den eigentlichen Liebesereignissen dieser Geschichte schon fast zu Ende, denn in den nächsten Monaten geschah nichts, als dass die Szene vom n. Dezember ein paarmal wiederholt oder variiert wurde. Keinerlei Intimität entwickelte sich zwischen uns, kein Wort wurde von Lottes oder meinem Alltagsleben gesprochen, und niemals – das ist mir das Unerklärliche an meinem Verhalten –, niemals verspürte ich das geringste Bedürfnis, den geheimnisvollen Vater kennenzulernen, obschon ich doch immerfort an Hansens Kritik erinnert wurde; denn jedes ihrer Kollegien begann mit «Vater sagt» und war mit zahlreichen «Vater sagt» durchsetzt.

Und es ist kaum eine Übertreibung, wenn ich unsere gesamten Begegnungen in diesem Winter Kollegien nenne, oder, um mich nicht allzu klein zu machen, Seminarübungen, doch solche, in denen der Professor fast allein spricht und die Hörschaft sich auf wenige Fragen oder paraphrasierende Wiederholungen beschränkt. Ich kann nach den Notizen meines Tagebuchs, wahren Vorbereitungen auf das nachschreibefrige erste Semester, aufs Genaueste angeben, worauf sich unsere Tanzstundengespräche im Januar, Februar und März bezogen. Zuerst auf ein abseitigeres

Werk der deutschen Klassik, den autobiographischen Roman «Anton Reiser» von Karl Philipp Moritz. Lotte erzählte mir, wie sich der junge Mensch aus bedrückter Lage in die Phantasiewelt der Dramatiker rettet und wie er alles so stark nacherlebt, dass er sich ein Schauspielertalent einbildet – «Sie müssen das nachlesen!». Dann wurde mir der Spinozaroman Berthold Auerbachs empfohlen; hier unterblieben alle Hinweise auf das Romanelement des Buches, desto mehr war davon die Rede, was ihr Vater von Spinozas Philosophie und ihrem Einfluss auf Goethe hielt. Und schliesslich und am längsten verweilten wir bei «Kraft und Stoff». Was uns bei Büchner am meisten beschäftigte, war der Begriff der Angstreigion, der ja bei mir an Erlebtes rührte, dazu sein Vorwurf des mangelnden Idealismus gegen die christliche Morallehre – («wenn Christus nicht lebt, so lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot»).

Unpersönlicher und nun gar unerotischer kann man sich gewiss nicht unterhalten. Dennoch ist der Vergleich dieser Gespräche mit gelehrten Kolloquien nur teilweise zutreffend. Dazu fehlte es ihnen vor allem an ungestörter Kontinuirlichkeit. Als wir in der ersten Tanzstunde nach Weihnachten eine Weile über die reguläre Pause hinaus beisammengestanden hatten – schon eine Ausnahme, denn während dieser Pause pflegten die Herren den Saal zu verlassen und im Vorraum untereinander zu plaudern –, als wir dann gar einen Tanz überschlugen, da setzte es gutmütig-spöttische Warnungen von Meister Mürich und Frau Silbermann, wir seien zum Tanzen hier. Und als ich mich in der nächsten Stunde gleich und intensiv an Lotte wandte, wurde ich beinahe schroff abgewiesen: «Sie sollen doch tanzen, und mit den andern! Ich bin Gast, ich sehe zu.» Doch am Ende der Stunde kam sie zu mir, ich möge nicht böse sein, sie wolle sich nur nicht auslachen lassen. «Und nächsten Sonntag bin ich nicht hier. Wenn Sie da fleissig tanzen, fallen wir hinterher weniger auf. Und lesen Sie den ‚Spinoza‘ von Auerbach.»

Ich war selig: Ich hatte eine Verabredung, ein Geheimnis mit

Lotte! Den Sonntag darauf tanzte ich – in Lottes Auftrag! – mit grösserer Hingebung als zuvor und fand Gefallen daran. Ja, es machte mir nun auch Vergnügen, mich mit den Partnerinnen auf leichte Weise zu unterhalten, zum Beispiel über die «Geisha». Es war erholend, der Geist kann nicht immerfort auf seinen Zehenspitzen stehen. Sogar das Tanzen selber bereitete jetzt mehr Vergnügen als eine bloss Turnübung, während es mit Lotte nur eine störende und ängstliche Unterbrechung des Wesentlichen bedeutete. Aber danach hatte ich ein schlechtes Gewissen, als hätte ich einen Treubruch begangen, und war umso erfüllter von dem Gedanken an Lotte. Eine Woche später sass sie wieder in der Schwalbenreihe neben der Pensionsleiterin, und jetzt, und noch ein paarmal, spielte sich alles in fast genau der gleichen Art und Reihenfolge ab wie zuvor. Aber während sich so zwischen Lotte und mir gar nichts Neues ereignete, abgesehen von dem Themenwechsel der Gespräche, ereignete sich in mir selber sehr viel Neues.

Sofort am Tage nach der «verlängerten Tanzstunde» begann das Verse machen. Um dies gleich vorwegzunehmen: Es hat weit über ein Dutzend Jahre angedauert, ehe es langsam versickerte. Erst waren es sehr schlechte Verse, nachher wurden sie besser, aber nie wirklich gut. Selbst in meinen gelungensten Gedichten stören mich heute Füllworte und Klischees und Prosaismen, oder ich spüre das Muster und den Klang, denen ich bewusst oder unbewusst gefolgt bin. Nur ganz vereinzelte Stücke sind veröffentlicht worden, und hoffentlich werde ich der Versuchung des Zitierens in den meisten Fällen widerstehen können.

Ich weiss nicht, ob ich jene ersten Gedichte Liebespoesie, auch nur der platonischsten Art, nennen darf. Natürlich galten sie Lotte, aber in vollkommen wunschloser Weise. Dass Lotte an meiner Person keinen sonderlichen Anteil nahm, war mir durchaus klar; es freute sie einfach, von den Dingen reden zu können, die sie erfüllten. Ich sagte mir: «Sie tut es ohne Eitelkeit, das beweist ihr ewiges ‚Vater sagt‘; und sie tut es auch ohne alle Koketterie, denn Koketterie bedeutet Weltlichkeit, und gegen ihre

Weltlichkeit zeugt die ‚Terpentintänzerin‘.» Sie sprach freundlich zu mir, aber aus ferner Höhe herab. Und damit war ich vorderhand völlig zufrieden, zufriedener als ein Troubadour, der seine Dame gewiss um ihrer Unnahbarkeit willen liebt, aber doch auch diese Unnahbarkeit beklagt und überwinden möchte, zufriedener sogar als die Dichter des dolce Stil nuovo, deren Dame wohl die Idee ist, aber keine entkörperte, sondern eine damenhaft schöne und damenhaft begehrensweite Idee. Ich beehrte gar nichts; ich lebte von Sonntag zu Sonntag, aber ich hätte, im Hinblick auf Lotte, kaum gewünscht, dass alle Tage Sonntag sei. Meine ersten Verse begannen und endeten mit überschwenglichem Dank an die Erweckerin; im Übrigen befassten sie sich weniger mit ihr als eben mit meiner Erwecktheit zum geistigen Leben und meiner Absicht, fortan im Spiritualen zu verharren. Weil nun aber diese Absicht noch ganz verschwommen und inhaltlos war, so erschöpfte sich der pathetische Stoff in zwei, drei Gedichten. Ich half mir weiter durch bittere Rückblicke auf die vorangegangene Zeit dumpfen Vegetierens. Von da zum satirischen Betrachten meiner Umgebung und dann zur Gesellschaftssatire überhaupt war es kein grosser Schritt, und damit hatte ich Überfluss an Stoffen und auch an Vorbildern wie Heine, der «Jugend», dem «Simplicissimus» gewonnen.

War derart inhaltlich an diesen Ergüssen eines Siebzehnjährigen nichts, was sie von aber tausend ähnlichen unterschied, so besaßen sie in anderer Hinsicht eine gewisse Besonderheit. Sie entstanden nämlich zum überwiegenden Teil am Tischviereck der Warenannahme, sie wurden ebendort auf den erwähnten Albumausschnitten niedergeschrieben, sie wurden in den erwähnten schmalen Zwischengängen der Regale möglichst sofort mit flüsternder Stimme vor Hans deklamiert, der immer wieder Gelegenheit fand, auf ein paar Augenblicke aus dem Kontor nach hinten zu entkommen. Natürlich halfen auf die Dauer weder seine Ausreden noch meine Fiktion, etwas in den Fächern suchen oder umstellen zu müssen: Wir wurden oft überrascht und auseinander-

gejagt. Bis zur Beschwerde beim Chef steigerte sich der Unwille nicht; denn immerhin waren wir doch eingearbeitete Leute, und wären wir etwa entlassen und durch neue Lehrlinge ersetzt worden, so hätte das für die Älteren nur ein Mehr an Arbeit bedeutet. Aber drohende und geringschätzige Worte und düstere Prophezeiungen über unsere Zukunft bekamen wir von Mal zu Mal ausgiebiger zu hören. Hans liess solche Scheltreden mit siegreicher Unbewegtheit an sich abgleiten, mich selbst brachten sie bald zu reuiger, bald zu rebellischer Verzweiflung, doch die Verzweiflung entlud sich in neuen Versen, und nach ein paar Tagen wurden wir wieder zwischen den Regalen erwischt.

Hans tröstete mich: «Lass sie schimpfen, sie ärgern sich mehr als wir.» Vielleicht sollte ich hier seine uneigennützigste Freundschaft rühmen. Aber er genoss doch die Situation mit einem innigeren Vergnügen als ich und ohne alle Sorge um Gegenwart und Zukunft. Ich war ihm ungeheuer interessant. Gegen Lotte verhielt er sich weiter skeptisch, doch sagte er voller Weisheit, es komme weniger darauf an, was sie an sich, als was sie für mich bedeute. Er war der einzige Hörer und Kritiker meiner Verse – Birnbaum wurde erst in einem späteren Stadium eingeweiht –, er war auch mein Manager. Seine Kritik gab sich mit wenigen Korrekturen zufrieden, und dann sandte er eine Abschrift des Gedichts an die und jene Redaktion, mit Vorliebe an die «Jugend». Eine Antwort (erbeten unter «Fritz Victor, postlagernd Potsdamer Bahnhof») kam natürlich nie, aber es war doch ein Anfang, auch nur einseitig mit Redaktionen in Verbindung zu stehen.

Doch Hans erwies mir noch einen andern, wesentlicheren Dienst. Nach den ersten ausschliesslich lyrischen Wochen wagte ich mich an eine Novelle, halb «Ruth», halb meine Tanzstunde, das Mädchen stirbt, der Jüngling wird (Kompliment für Hans) Zoologe. Hans sagte, das müsse Tante Leo beurteilen, sie trage mir die Flucht vor dem Ibsen bestimmt nicht nach. Wirklich antwortete Leo Hildeck sehr bald in einem langen Brief aus Frankfurt. Über die Talentfrage streifte sie behutsam hin: Anfängerar-

beit, hübsche Spuren, grobe Fehler, noch nichts zu entscheiden, und legte dann den Nachdruck auf die mangelnden Kenntnisse. Ich sei noch sehr jung, sie rate mir, das Produzieren ein Weilchen aufzuschieben und vorläufig meine freie Zeit auf weitere Bildung, auf gediegene Lektüre zu verwenden.

Der Brief tat mir sehr wohl. Dass man nicht Verse hintereinanderweg machen könne, wie man Alben aufstapelt, hatte ich schon bemerkt; auch dass es bei der Novelle überall gehapert hatte, war mir deutlich genug geworden. Ernsthafte Lektüre hatte ich während der ganzen Lehrlingszeit nicht getrieben, nicht einmal zu den Büchern, von denen Lotte sprach, war ich in der Erregtheit dieser letzten Monate gekommen. Morgens beim Kaffee hatte ich Tante Leos Brief durchflogen, in der Frühstückspause ihn genau gelesen, und mittags bei der Heimfahrt machte ich einen Umweg und kaufte in der Potsdamer Strasse bei Amelang den «Spinoza».

Das Buch war zum Anfang eines freien Studiums nicht sehr geeignet. Dichterisch vermochte es nicht überall zu fesseln, philosophisch enthielt es trotz aller Bemühung um Popularität manche Schwierigkeit. Aber wie ich es nun, zumeist an den Abenden, durchackerte, wurde es mir doch sehr wertvoll. Und zwar gerade durch etliche Reflexionen, in die ich nicht einzudringen vermochte, und durch ein paar erzählende Kapitel, die mich kalt liessen. Das Nichtverstandene beschämte mich und spornte mich an; das kühl Aufgenommene brachte mich in ein neues Verhältnis zu Lotte. Bisher hatte ich ihr immer nur gläubig zugehört; jetzt wollte ich sie fragen, warum ihr dies und das gefiele, wollte ich meine Meinung darüber mitteilen. Das war kein Zweifel an Lottes Bedeutung und keineswegs eine Abschwächung meines Empfindens für sie. Im Gegenteil, aus dem bekehrungslosen mehr als troubadourhaften Kult wurde jetzt ein Wunsch nach persönlicher Nähe. Was ich bei Victor Landau gesucht, was ich bei Hans Meyerhof halbwegs, aber unter dem neuen Sehwinkel eben nur halbwegs gefunden hatte, das musste bei Lotte im allerhöchsten Masse zu finden sein: eine Kameradschaft des Sichbildens.

Gewiss, Lotte war mir weit überlegen; aber sie stand doch auch erst am Anfang, das Gymnasium und die Universität lagen vor ihr. Warum sollte es nicht eine Möglichkeit für mich geben, an ihren Studien teilzunehmen? Das nächste Mal wollte ich ihr sagen, wieviel ich ihr verdankte und welchen Freundschaftsdienst ich von ihr erhoffte. War das unbescheiden von mir? Aber sie selbst hatte mich doch in diese Bahn gelenkt, und also trug sie auch eine gewisse Verantwortung für mich.

Doch am nächsten Sonntag war sie nicht da, und am übernächsten und dritten war sie ganz erfüllt von dem, was «Vater» über «Kraft und Stoff» gesagt hatte, auch wurden wir oft unterbrochen, und vor allem: ich fand keinen Mut, von mir selber zu reden, sie schwebte wieder ganz in entrückter Höhe.

Und nun stand das Ende der Tanzstunde bevor: Auf den 22. März war der Schlussball angesetzt («Kostüme für Damen Vorschrift, für Herren erwünscht»). Ich nahm mir fest vor, bei dieser Gelegenheit zu sprechen, und hatte grosse Furcht vor einer Enttäuschung. Der Abend verlief sehr festlich. Die Pensionärinnen erschienen in gleichartigen schwarz-rot-gelben Kostümen als Spanierinnen und führten einen Kastagnettentanz auf, andere Damen waren als Blumen und als Schäferinnen gekleidet, eine als Geisha. Die Herren trugen in der Mehrzahl wie Hans und ich ihre üblichen dunklen Anzüge, doch gab es auch ein paar Räuber und Beduinen und einen Cyrano, der die Nase an der Kneiferschnur baumeln liess und nur in feierlichen Augenblicken aufsetzte. So, als er mit der Geisha einen Walzer tanzte, während alle andern zusahen. Die beiden erhielten den Preis des originellsten Paares. Hans und ich blieben und tanzten bis zum Kehraus um halb vier und begleiteten uns dann wechselseitig bis fünf Uhr nach Hause. Aber das entscheidende Moment des Abends bestand für mich doch in Lottes Abwesenheit. Und weder aus meinem Tagebuch noch aus meinem Erinnern vermag ich eindeutig festzustellen, ob mich ihr Fehlen mehr gekränkt oder erleichtert hat. Es war wohl beides der Fall, umschichtig und auch gleichzeitig. Sicher ist nur,

dass Hans auf dem Heimweg ein bisschen über mein ausgiebiges Tanzen «in absentia Minervae» spottete und dass ich ihm eine leidenschaftliche Rede hielt. Ich sagte ihm, es sei wirklich gut, dass Lotte nicht gekommen und mir nun wohl für immer entschwunden sei; denn so bleibe sie die rein ideale Gestalt, der ich nachzueifern hätte, und nun wollte ich mir meinen Weg allein suchen und würde ihn auch finden.

Das war am Sonntagmorgen; ich konnte bis zehn Uhr schlafen und dann in aller Ruhe überlegen, wie sich meinen Worten ein wirklicher Inhalt geben lasse. Mit dem blossen Versemachen war nichts getan, und auch die Auerbach-Lektüre genügte nicht. Etwas Gründlicheres und Heroischeres musste geschehen, etwas, das Selbstüberwindung kostete. Nach dem Frühstück suchte ich zwei Bücher hervor, die ich der Kuriosität halber – sozusagen als verhasste Andenken – aufbewahrt hatte, den Ellendt-Seyffert und den Kaegi, die lateinische und die griechische Grammatik. Aber von dieser ersten Geste, denn um mehr handelte es sich im Anfang nicht, bis zu meiner Rückkehr zur Schule hat es noch ein volles Jahr gedauert, das wirrste Jahr meines ganzen Lebens. Willensaufwand und Schlawheit, grosse Pläne und Unschlüssigkeit lösten sich in mir fortwährend ab. Von aussen kommende Förderungen, Hemmungen, Ablenkungen sehr disparater Art gab es immer neue, und als dann endlich die wirkliche Entscheidung da war, hatte ich keinen Anlass zum Stolz auf die freie Wahl meines Weges.

Meine Rückkehr zur Grammatik hielt nur wenige Tage vor. Es war gar zu langweilig, die fast vergessenen Konjugationen wieder einzuüben; oder, wie ich mir beschönigend sagte: es war nach zehnstündiger Geschäftszeit bis zur Unmöglichkeit ermüdend. Ich beschloss also, stattdessen in gediegener, nicht einschläfernder Lektüre fortzufahren. Den «Anton Reiser» gab es damals in keiner Buchhandlung zu kaufen oder zu leihen (inzwischen ist ein Neudruck erschienen). So bat ich Vater, ihn mir aus der Königlichen Bibliothek zu beschaffen, das Buch sei mir von «einem Studenten» in der Tanzstunde empfohlen worden.

Vater war durch meinen Wunsch offenbar aufs Angenehmste überrascht, und gleich darauf stieg seine Meinung von mir noch sehr viel höher. Er hatte am Sonntag bei Tisch auf eine skeptische Bemerkung Bertholds erwidert, im Talmud heisse es, man solle nicht mit Sand nach den Sternen werfen, er falle dem Verächter in die Augen. Nachher fragte ich Vater, wie die Sentenz in wörtlicher Übersetzung heisse, und am Abend gab ich ihm auf einem Zettel den Reimspruch, den ich daraus gemacht hatte. Er las ihn erst stumm, dann laut mit dem vollen Pathos seiner Kanzelstimme: «Glaubst du, der Wurf aus deiner Hand / Kann Sternenhöh erreichen? / Dir in die Augen stiebt der Sand, / Ihr Glanz wird nicht verbleichen.» Er strahlte: «So werde ich ihn in meiner nächsten Predigt zitieren. Und den Kollegen werde ich erzählen, dass es deine Fassung ist.» Ich bin überzeugt: Von diesem Augenblick an hat er an meine Zukunft geglaubt. Doch sollte mir sein Glaube in der nächsten Zeit mehr Ärger als Freude bereiten; wie oft bekam ich von den Brüdern zu hören: «Der Alte hält dich für ein Genie, er wird dich noch völlig verderben!»

Aber vorderhand erfuhr noch niemand bei uns von meiner Sinnesänderung. Ich las den «Reiser», ich legte mir für diese und die spätere Lektüre zwei Hefte an: Eines war für Auszüge bestimmt, das andere nannte ich kühn «Kritikerheft».

Dann kamen die Ostertage. Ich hatte mir vorgenommen, sie zu fleissiger Arbeit zu benutzen. Doch schon Sonntag früh holte mich Meyerhof ab, wir würden mit Birnbaum zusammen einen Spaziergang machen. Aus diesem Spaziergang wurde ein wenig unterbrochenes Beisammensein von vollen zwei Tagen. Am Sonntag kam ich noch zum Mittagessen heim, am Montag verschwand ich gleich nach dem Frühstück zu einem Tagesausflug nach Wannsee. Am Sonntag, nach dem Vormittagsweg im Tiergarten, trafen wir uns im Café am Wittenbergplatz, dann ruderten wir bei der Rousseauinsel, dann assen wir Würstchen beim Aschinger in der Potsdamer Strasse, dann sassen wir wieder im Café. Am Montag waren wir wirklich in Wannsee, aber statt uns

ordentlich im Wald und am Wasser zu lüften, sassen wir auch dort die längste Zeit in einem kleinen Kaffeehaus, und nach der Rückfahrt und nochmaligem Aschingerbesuch – diesmal am Friedrichsbahnhof, denn da ist es voller als in den kleinen Filialen, der Einzelne fällt nicht auf, man nimmt sich für zehn Pfennige ein kleines Kulm und für weitere zehn Pfennige einen Salzkuchen mit italienischem Salat und streckt den Salat, wenn man das Mittagbrot nachzuholen hat, aus den zum freien Gebrauch auf allen Tischen stehenden, immerfort nachgefüllten Semmelkörben mit elf Knüppeln –, danach also sassen wir wieder bis Mitternacht im Café am Wittenbergplatz. Es ist schwer, die exakten Psychologen sagen: es ist unmöglich, sich Emotionen seiner Vergangenheit genau und unentstellt zu reproduzieren. Worin bestand unser Vergnügen am Kaffeehaus? Es war ein ziemlich kleines und ganz nüchternes Lokal. Es hatte keine Musikkapelle, und so fehlten unter den Besuchern die Pärchen und die beutesuchende Weiblichkeit; es war nicht sonderlich mit Zeitungen versehen, es lag nicht in Theaternähe, und so fehlten die Journalisten, die Schauspieler und die Bohemiens. Ein paar alltägliche Menschen spielten Billard, ein paar alltägliche Menschen tranken ihren Kaffee, lasen ein Blatt, gingen nach einer halben Stunde. Und wir sassen dort Stunde um Stunde, nahmen den zweiten Schwarzen, den zweiten Kuchen nur, weil der Kellner schon etwas entrüstet zu uns hinblickte, rauchten, von Hans Meyerhof abgesehen, wenig – genauer: Birnbaum war Nichtraucher, und mir schmeckte die Zigarette noch nicht, und nach der zweiten hatte ich genug. Und wir hatten uns auch nichts anderes zu sagen, als was wir den ganzen Tag über miteinander gesprochen hatten. Am meisten redete, zitierte und zitierte sich selber Birnbaum, mit ein paar Versen und Lesefrüchten konnte ich jetzt auch schon aufwarten, und der stillste und dabei heiterste war Hans. Sicherlich, unser Vergnügen bestand in dem blossen Gefühl: wir befinden uns im Kaffeehaus, also in einer Sphäre der Freiheit, der Kunst, der Literatur; und indem wir hier sitzen, oft und lang und als Stammgäste, sind wir

selber schon bescheidene Glieder der Bohème. Muss ich aber die Wonne dieser ersten Kaffeehausphase mühselig feststellen, so habe ich ein anderes Gefühl jenes Osterabends in lebhafter Erinnerung. Im Schreiben spüre ich wieder die Beklemmung, die mich gleich beim Betreten des Lokals befiel, spüre, wie ich sie abschütteln wollte, wie ich dableib, um auf bessere Stimmung zu warten, wie ich immer tiefer in Gewissensnot versank. Erst sagte ich mir: «Du bist nur müde.» Dann: «Du hast zwei Tage mit Nichtigkeiten vergeudet.» Dann: «Du hast dir in kürzester Zeit zweimal dein Wort gebrochen, erst die Grammatik, dann die ernste Lektüre im Stich gelassen.» Zuletzt: «Du wirst nie die Kraft haben, einen Vorsatz von dir aus allein durchzuführen.»

Ich kam sehr bedrückt nach Hause. Ich hatte keine schlaflose Nacht. Die habe ich nie in meinem Leben gehabt; ich bin oft verzweifelt eingeschlafen und verzweifelt aufgewacht, aber ich habe immer, auch in den schlimmsten Situationen, meine sechs, acht Stunden geschlafen. Ich habe mir das oft als eine Stumpfheit (*manque de sensibilité*, sagen die Franzosen) vorgeworfen; aber heute empfinde ich es als ein Glück: Vielleicht wird es mir die Nervenkraft geben, zu überleben, was ich durchaus überleben will. Ich schlief also gut, doch anderntags war der Druck nicht von mir gewichen, sondern nur stärker geworden. Nach dem Mittagbrot sass ich eine Weile mit Wally allein im Esszimmer. Mein Vertrauen zu ihr war schon erschüttert; aber in diesem Augenblick dachte ich nur: «Wir sind doch Geschwister; ich muss mich aussprechen, sie wird mich verstehen.» Ich sagte unvermittelt: «Im Geschäft halte ich es nicht mehr aus, ich habe mich geirrt, ich muss studieren.» Wally war gar nicht erstaunt; sie lachte mich nicht aus, sagte auch nicht «Potstupimi». Sie sah, dass mir elend zumut war, und antwortete sofort mit freundlicher Selbstverständlichkeit: «Das musst du mit Georg besprechen.» Eine schlimmere Antwort hätte sie mir nicht geben können. Ich wusste in der gleichen Sekunde, dass sie recht hatte und dass mir etwas

Schreckliches bevorstand. Sie wartete wohl auf weitere Konfidenzen, aber ich brach kurz ab, ich müsse ins Geschäft. Dort überdachte ich den ganzen Nachmittag, was zu tun sei. Georg war in Wiesbaden und blieb noch eine Woche fort, vielleicht konnte ich Vater inzwischen so sehr für mich gewinnen, dass er sich nachher nicht mehr umstimmen liess. Am Abend bat ich ihn mit einer gewissen Feierlichkeit um eine Unterredung in seinem Studierzimmer. Ich war erstaunt und fast ein wenig erschrocken über die Leichtigkeit, mit der er auf meinen Wunsch einging: An diesem Abend und noch die zwei nächsten Tage war von uns beiden Vater offenbar der kindlichere. Wie ein Kind freute er sich meiner guten Vorsätze: Er schmiedete Pläne, in denen sich alles glatt und märchenhaft geschwind abwickelte. Ein paar Monate Privatarbeit, ein paar Monate «Presse», dann würde ich bei gutem Willen das Abitur spielend schaffen. Die Fischersche Presse in der Zietenstrasse war eigentlich eine berüchtigte Anstalt; es hiess, dort würden reichlich alte und verbummelte Jünglinge, die aus Faulheit oder übler Streiche wegen auf regulären Schulen gescheitert waren, doch noch examensreif gemacht, und wirklich sah man in der Mittagspause regelmässig vor dem in einem Privathaus untergebrachten Institut allerhand kühne, schnurrbärtige und elegante Gestalten rauchend in kleinen Gruppen beisammenstehen. Aber warum sollte nicht einmal ein Unschuldslamm von dem profitieren, was gewöhnlich den schwarzen Schafen zugutekam? Und wenn ich dann das Abitur bewältigt hätte, könnte ich Philosophie und Literatur studieren. Vater sah mich schon auf einem jener Universitätskatheder oder sinekurenhaften Bibliothekarsposten, die es in vergangenen Zeiten in München, in Jena, in Wolfenbüttel und da und dort gegeben. Sein Optimismus war so ausschweifend, dass er mich ein bisschen beängstigte, aber zwei Tage lang war ich doch sehr selig.

Dann erschien Berthold zu einem Abendbesuch und erfuhr die Neuigkeit. Er sagte nicht unerfreut: «Also doch noch studieren ... Medizin oder Jura? ... Wenn du Jurist wirst, kannst du mein So-

zius werden.» Ich erwiderte, ich dächte nur an Literatur und Philosophie. Das sei kein Brotstudium, wandte er ein, das führe allenfalls zum Oberlehrer (den geschwollenen Titel «Studienrat» gab es noch nicht), einem nicht sehr glänzenden Beruf. Vater kam mir zu Hilfe: «Der Kleine denkt an die Universitätslaufbahn.» Das sei das grosse Los, meinte Berthold. Vater seufzte, schwieg eine Weile, und dann sagte er: «Wir wollen es mit Georg besprechen.» Da wusste ich, was mich erwartete, und weil ich es so genau wusste und weil ich mir alles im Vornherein ausmalte und weil ich die einstigen Mittagessen in der Roonstrasse und den Treppensturz und den Sturz vom Rade neu durchlebte, so war ich natürlich im entscheidenden Augenblick in der schlechtesten Verfassung, und Georg hat nachher Mutter gegenüber sein Entsetzen über meine «Gedrücktheit» geäussert («genau wie damals, als er noch Quartaner war»). Ich setzte ihm erregt und befangen auseinander, wie wenig mich die Arbeit im Geschäft befriedigte, wie wenig ich dort lernte. Er entgegnete: «Du hast das gleiche von der Schule gesagt, es wird an dir liegen.» Ich beharrte, jetzt sei mein wissenschaftliches Interesse erwacht, man solle es noch einmal mit mir versuchen. «Was für Interessen?» unterbrach er mich; «Verse zu machen, die Vater hübsch findet?» – «Aber ich will doch ernstlich arbeiten!» – «Du hast bisher noch keine geistigen Qualitäten bewiesen, auf die man bauen kann.» Diesen letzten Ausspruch, der wahrscheinlich gar nicht als letztes Wort gemeint war, empfand ich als tödliche Beleidigung, und um nicht in Tränen auszubrechen wie ein kleiner Junge, rannte ich ohne Abschied aus dem Zimmer und gleich aus dem Hause.

Die nächste Woche wurde bei uns von der ganzen Angelegenheit kein Wort gesprochen. Vater grollte mit mir, mit Georg, mit sich, Mutter bemühte sich krampfhaft um harmlose Gesprächsthemen, ich selber verbiss mich in Verbitterung. Ich wollte alles Streben aufgeben, ich wollte leben, wie man eben «ohne geistige Qualitäten» lebt, stumpfsinnig bei Löwenstein & Hecht und ganz fern von allem, was an diesem Stumpfsinn zerren könnte. Ich ver-

schwor mich Hans Meyerhof gegenüber, nie wieder einen Vers zu schreiben, nie wieder ein gutes Buch zu lesen, nie wieder an Lotte zu denken.

So erregte ich denn wenigstens im Geschäft keinen Anstoss mehr durch das unzeitige Versemachen und -vorlesen. Meine Verbitterung, die mich an aller ruhigen Lektüre hinderte und förmlich lähmte, hielt an und vertiefte sich noch. Georg und Maria kamen zum Sonntagabendessen zu uns, und gegen alle herrschende Sitte lief ich um sieben Uhr aus dem Haus. Anderntags richtete mir Mutter aus, Georg trage mir mein ungezogenes Verhalten nicht nach, ja, er habe Vaters Unwillen gegen mich beruhigt; er lasse mir sagen, wenn ich die Lehrzeit ordentlich durchhielte und inzwischen etwas für meine englischen Kenntnisse täte und meine Handschrift verbesserte, so wolle er mir danach einen aussichtsreichen Posten in einem grossen Kölner Hause verschaffen. Ich nahm das alles, und insbesondere den Hinweis auf meine Handschrift, als nackten Hohn und schrieb einige Gedichte des Bruderhasses.

Dann trat ein Ereignis ein, das mich erschütterte und umlenkte. Georgs damals noch einziges Kind, ein sehr kräftiger und sehr behüteter kleiner Junge, erkrankte plötzlich und starb trotz sofortiger Operation keine achtundvierzig Stunden nach dem ersten Anzeichen der Krankheit. Maria, die eben ihr zweites Kind erwartete, geriet durch den Schreck und den Kummer in schwere Gefahr. Mein Hass verflog. Ich begleitete die Eltern nach der Roonstrasse. Ich sah Georg in einem Zustand wie nie zuvor und auch nie wieder nachher. Seine Augen, sein ganzes Gesicht waren vom Weinen geschwollen. Er sah jünger aus als sonst, beinahe knabenhaft, er erschien mir gar nicht mehr als Zeremonienmeister und Tyrann, ich fühlte mich ihm näher. Er sagte zu Vater: «Du kannst dir nicht vorstellen, wie ich das Kind geliebt habe.» Vater antwortete gedämpft: «Mein erster Sohn liegt in Landsberg begraben; er starb im gleichen Alter wie dein Fridi.» In mein Mitleid mischte sich ein egoistisch-tröstliches Empfinden; ich sagte mir: «Die Deinen sind doch menschlicher, als du angenommen

hast.» Am Nachmittag wurde ich in diesem Gedanken noch bestärkt. Es klingelte, ich war allein zu Haus und öffnete. Ganz unvermutet stand Felix vor mir. Ich war nicht gut zu sprechen auf seine spöttische Art, und wenn er mir auch nicht hassenswert erschienen war wie Georg, so achtete ich ihn dafür sehr viel weniger als die andern Brüder. Er hielt sich seit einigen Monaten zu wissenschaftlichen Arbeiten in London auf, und Mutter, die nie sehr zurückhaltend war, hatte von «Geschichten in Strassburg» gesprochen. «Was für welche, Mama?» – «Gott, weibliche ... Du musst auch nicht zuviel fragen, du bist noch ein Kind. Georg sagt, wenn ihm die Arbeit in London gelingt, kann er sich wohl nach Berlin umhabilitieren.» Jetzt also stand Felix draussen, aber er sah gar nicht spöttisch und gar nicht nach «Geschichten» aus. Sein Gesicht war grau, faltig und unrasiert, um die Augen hatte er breite und schwarze Ringe. Ohne jeden Gruss stiess er mühselig und heiser hervor: «Ist Georg noch am Leben?» – «Georg? Fridi ist doch gestorben.» Im selben Augenblick fiel die Starrheit von ihm ab, er lächelte fast vergnügt: «Kinderchen schenkt der Himmel mehr ... aber wie kann man so töricht telegraphieren?» Jetzt erst kam er herein, setzte sich und erzählte. Georg hatte telegraphiert: «Bübchen todkrank»; das Wort war verstümmelt worden, Felix hatte auf «Bruder» oder «Brother» geraten, war sofort Tag und Nacht gereist, war unmittelbar vom Bahnhof zu den Eltern gefahren, weil er sich nicht in die Roonstrasse traute.

Am nächsten Tag freilich beim Begräbnis, dem ersten, an dem ich teilnahm, erlitt mein neuerwaches Familiengefühl einen neuen Stoss. Das Kind wurde auf dem Friedhof in Friedrichsfelde begraben. Sei es aus Diplomatie, um sein frisches Christentum nicht zur Schau zu stellen, sei es aus Pietät gegen die Eltern, sei es, weil er dem Tod gegenüber nicht heucheln wollte, jedenfalls hatte Georg diesen religionsgemeinschaftlichen Begräbnisort gewählt, an dem Beerdigungen ohne Geistlichkeit üblich waren. Ja, er hatte dort sogleich eine Familienstätte erworben. (Nutzlose Vorkehr: Inzwischen ist seine Frau im Exil gestorben, er selber

will nie mehr nach Deutschland zurückkehren, und seine vier Söhne sind bereits durch Beruf und Ehe gänzlich, der eine an England, die andern an die Vereinigten Staaten gebunden.) Ich fuhr mit den Eltern hinaus, während Wally bei der bettlägerigen Maria blieb. Vater holte den Wagen am Droschkenhalteplatz. Sobald Mutter das goldene Band der zweiten Klasse um den Zylinder des Kutschers sah statt des erwarteten weissen der ersten Klasse, schien ihre Trauer verflogen, und immer wieder während der langen Fahrt beklagte sie sich über das unwürdige Vehikel. Vater verteidigte sich, er hänge nicht an Äusserlichkeiten, sie warf ihm vor, er setze sein Ansehen aufs Spiel, er erwiderte gereizt, sie neige zur Verschwendung, und der Streit hörte erst am Friedhofstor auf. Im Eintreten fand Mutter einen neuen Grund zur Entrüstung. Dies sollte ein religionsgemeinschaftlicher und interkonfessioneller Friedhof sein? Aber über der Kapelle glänzte doch ein Kreuz! «Besser, wir wären gar nicht herausgefahren!» Ich war sehr ernüchert. Dann trat Felix an den kleinen Sarg. In kritischer Stimmung hörte ich seiner Rede ungerührt und unnach-sichtig zu. Das schien mir ein doppelt unechtes Pathos: Die Sätze waren zurechtgelegt und waren fertig gekauft. «Die Sonne deines Lebens ist untergegangen, ein Stern der Erinnerung strahlt an deinem Himmel ...» Doch wie ich eben die ganze Feier als Schmierentragödie abtun wollte, unterbrach sich Felix mitten im Sprechen, eilte vom Sarg weg auf Georg zu und umarmte ihn laut weinend. Und die Eltern und das ganze Häufchen der anwesenden Verwandten brachen in Tränen aus. Da machte ich mir nun wieder Vorwürfe, die andern zu hart beurteilt zu haben und selber zu gefühlskalt zu sein. So wurde ich durch diesen Trauerfall im Ganzen doch aus meiner Starrheit gelöst.

Anderntags kam Felix zu uns; Georg und Maria verreisten für kurze Zeit, und er selber übernahm Georgs ärztliche Vertretung, ehe er zur Beendigung seiner Arbeit nach London zurückkehrte. Wir waren alle miteinander ein bisschen herzlicher als sonst, und mich fragte Felix nach meinem Befinden und meinen Plänen. Als

ich ihm alles erzählt hatte, tröstete er mich. Georgs Vorwurf der mangelnden geistigen Qualitäten sollte ich nicht tragisch, sondern mehr als brüderlich robuste Aufmunterung nehmen. Und dass ich nun einmal den Kaufmannsweg eingeschlagen hätte, sei kein Unglück, es lasse sich da vieles erreichen und eine grössere Freiheit gewinnen als im wissenschaftlichen Beruf. Nur halte er es für falsch, dass ich in einem Exportgeschäft lernte, und auch die Kölner Firma, an die Georg denke, sei ungeeignet für mich. Er, Felix, habe von seinen Londoner Freunden wiederholt sagen hören, dass ein junger Mensch ohne eigenes Vermögen als Kaufmann heute die besten Möglichkeiten im Bankfach finde. Er wolle sich in London für mich umsehen, es sei möglich, dass er mir dort oder «irgendwo draussen» schon zum Oktober eine Volontärstelle verschaffen könne, und aus dem Volontär dürfte sehr bald ein wohl-situierter Angestellter werden. Ich möge mich nur in der Zwischenzeit sprachlich gut vorbereiten. Sofort war Vater für diesen neuen Plan entflammt, und in mir selber tauchte beim «Irgendwo draussen» Penang wieder auf und beinahe in seinem alten Glanz. Vater sagte: «Wir gehen diesmal erst Anfang August nach Marienbad. Wir nehmen den Kleinen mit, dass er sich gründlich erholt. Er soll ja in diesem Jahr drei Wochen Urlaub haben. Und wenn du dann schon etwas für ihn gefunden hast, braucht er gar nicht mehr zu Löwenstein & Hecht zurück, sondern kann sich in Ruhe vorbereiten.»

Ich fühlte mich erlöst. Bis zum August waren es keine zwei Monate mehr; das liess sich ertragen. Die nächsten Wochen hielt meine gute Stimmung und die neue Hoffnung auf den Kaufmannsberuf an. Ich war im Geschäft eifriger und weniger betrübt als zuvor, ich nahm wieder englischen Unterricht bei Mrs. Low, diesmal ohne Hans Meyerhof, arbeitete auch für mich nach den Toussaint-Langenscheidt-Briefen, ich lief etwas weniger ins Kaffeehaus und liess mir etwas weniger von Birnbaum den Kopf warmreden. Lotte Wertheimer war in den Hintergrund meines Denkens gedrängt und der Studienplan ganz aufgegeben.

Wie gänzlich, das zeigte sich bei Gretes kurzem Besuch. Wir hatten uns seit Charlottenbrunn, seit drei Jahren also, nicht gesehen, und eigentlich befreundeten wir uns jetzt erst miteinander. Wir plauderten viel über Literatur, ich redete von «Ruth», von Spielhagen, ich erinnerte sie an «Hannele», ich sagte ihr auch ein paar eigene Verse. Nach einigen Tagen schlug sie vor: «Ich glaube nicht, dass du für das Geschäft taugst. Komm mit mir nach Zabrze, du kannst in Gleiwitz das Gymnasium besuchen. Vater wird nichts dagegen einwenden; es wäre, vom Schulgeld abgesehen, mit gar keinen Kosten für ihn verknüpft, und das Abitur kommt dir auch dann zugute, wenn du dich nachher für das Bankfach entscheiden solltest. Und mir selber täte das auch gut. Mein Mann hat nur für seine Arbeit Sinn, besonders seit er leidend ist und alle Kraft an die Praxis setzen muss, und ich bin tagaus, tagein auf die Kinder angewiesen. Es täte mir wohl, mich mit dir zu unterhalten, vielleicht auch ein bisschen an deinen Gymnasialarbeiten teilzunehmen.» Hätte ich um diese Zeit wirklich den Willen zum Studium gehabt, so musste ich doch mit beiden Händen zugreifen. Aber so spontan, wie mir der Vorschlag gemacht wurde, ebenso spontan lehnte ich ihn auch ab. Die Schulbank und der familienüberwachte Aufenthalt in einem Bergarbeiternest hielten keinen Vergleich aus mit London und baldiger Freiheit. Sogar die Einladung zu einem Ausflug des Silbermannschen Pensionates machte mich trotz des heraufbeschworenen Gedenkens an die Tanzstunde nicht schwankend.

Aber dann, drei Tage vor unserer Marienbader Reise, packte mich der abgetane Studienwunsch doch wieder und mit grosser Heftigkeit. Ich traf mit Lotte Wertheimer zusammen, und diesmal, dies einzige Mal, kam etwas mehr wirkliches Leben in unsere Begegnung, ja es wurde eine wechselseitige Konfession daraus und eine dramatische Szene, der freilich der feierliche Abschluss fehlte. Das kleine Sommervergnügen fand in Wannsee statt, und im Herausfahren – ohne Hans, ich weiss nicht, warum er abgessagt hatte – erinnerte ich mich der Öde, die sich ebendort

am Ostermontag in mir angehäuft hatte. Diesmal war ich voller Frische und Zukunftshoffnung. Traf ich Lotte nicht, so wollte ich mit den andern Mädchen möglichst fröhlich sein; traf ich sie, so wollte ich ihr sagen, was ich ihr verdankte, und ihr von meinen neuen schönen Aussichten erzählen.

Sie war da, und gleich fühlte ich wieder die alte Erregung. Aber der schwere Druck der Wintermonate fehlte. Hier war alles gelöster und heiterer; kein enger Saal, keine Überwachung durch den Tanzmeister, kein Tanzen auf Kommando; stattdessen allerlei Laufspiele im Wald, ein Plaudern in Gruppen, und auch bei der Kaffeerast in einem Wirtshausgarten am See mehr ein lustiges Gequirl der allgemeinen Unterhaltung als das im Winter geübte steife Beieinander der Paare. Den Nachmittag über sprach ich mit Lotte kaum ein Wort. Wir hatten uns begrüsst, aber nachher stand sie meist bei der Pensionsvorsteherin und ein paar Müttern und sah den Spielen zu, an denen ich mich eifrig beteiligte. Sie besuchte jetzt das Seminar, berichtete mir eines der Mädchen von ihr, und halte das Mitspielen wohl für zu kindlich. Auch während des Kaffees sass Lotte bei den Alten. Dann aber, zugleich als Abschluss und als wesentliches Dritteil des Ausflugs, der vor dem Abendessen endete, kam die lange Waldwanderung zur Station Schlachtensee. Da fasste ich Mut und trat an Lotte heran: «Ich möchte Ihnen gern etwas von mir erzählen und Sie nach Ihren neuen Studien fragen.» Frau Silbermann lächelte: «Aber nicht wieder so gelehrte Gespräche wie im Winter, dies ist doch ein Ausflug!» Wir blieben ein paar Schritte zurück, und Lotte sagte: «Sie sehen viel zuversichtlicher aus als früher.» Das sei im Grunde ihr Werk, entgegnete ich, und dafür wolle ich ihr danken. Und nun erzählte ich ihr, wie mich ihre Anregung aufgeweckt, wie ich mit eigenen Schreibversuchen begonnen hätte, wie Hans Meyerhof mein Kritiker sei ... Hier unterbrach sie mich das erste Mal: «Herr Meyerhof ist doch nur Ihre Puppe!» Ich stellte bei mir fast erleichtert fest, dass sie doch nicht ganz über Menschenschwäche erhaben sei; offenbar hatte sie Meyerhofs Gleichgültig-

keit und Skepsis gegen ihre Person gespürt. Aber zugleich fühlte ich mich auch geschmeichelt. So verteidigte ich Hans nur schwach und bog die Verteidigung zu einem Kompliment für Lotte um. Er sei mein einziger Freund, den sie wohl unterschätze; freilich vermöge er mir nicht zu bieten, was ich von ihr empfangen hätte. Ich erzählte, wie ich unter ihrem Einfluss zum Studium gewollt, wie ich auf Schwierigkeiten gestossen sei, wie sich mir jetzt aber die Möglichkeit böte, im Kaufmannsberuf selber ein freieres Blickfeld zu bekommen. Sie unterbrach mich wieder: «Ich glaube nicht, dass Sie zum Kaufmann geeignet sind; ich glaube bestimmt, dass Sie einmal schreiben werden und dass Sie sich wissenschaftlich und philosophisch dazu Vorbilden sollten.» Da geriet ich ins Schwärmen. Vor sehr kurzer Zeit erst hatte Grete mir dasselbe mit denselben Worten gesagt; aber da hatte meine älteste Schwester gesprochen, und jetzt sprach Lotte. Es war wie eine Verkündigung, und im gleichen Augenblick flammte ich lichterloh, und alle Pläne der letzten Wochen und auch alle Reste der früheren Befangenheit vor Lotte verbrannten im Nu. Sie nenne meinen Herzenswunsch, sagte ich, der nur eben von ausenher zurückgedrängt sei, und so gebe es ein Mittel, mich gegen alle Ablenkung zu sichern. «Ich habe mir seit dem Winter so oft ausgemalt, wie schön es sein müsste, mit Ihnen zusammen zu studieren, in einem täglichen Austausch und Besprechen, nicht nur wie zwischen Klassenkameraden, sondern in wirklicher Freundschaft. Sie haben ja auch noch einen ziemlich weiten Weg bis zur Universität. Lassen Sie uns eine Verabredung treffen. Etwa: Übernächste Ostern an der Universität München. Wenn wir uns das heute versprechen, bin ich gewiss zur Stelle.» Nun erschrak ich doch über mein Pathos, und um die Feierlichkeit ein wenig ins Scherzhafte abzumildern, setzte ich hinzu: «Oder ziehen Sie ein Rendezvous in Bonn vor oder in Heidelberg oder zu einem früheren oder späteren Termin?» Aber Lotte lachte nicht. Sie antwortete in einem ruhigen Ton, dem nichts Verstiegene und nichts Überhebliches anhaftete, der nur ernsthaft konstatierte:

«Ich kann niemals eine solche Freundschaft schliessen. Ich werde gewiss Bekannte haben, aber nie einen Freund oder eine Freundin. Ich werde auch niemals heiraten. Ich gehöre zu niemandem als zu meinem Vater. Er ist der grösste Mensch, den ich kenne; es wird sich noch zeigen, was er schafft. Ich will einzig deshalb studieren, um ihm vielleicht ein bisschen helfen, um ihn jedenfalls ganz verstehen zu können. Er ist für immer meine einzige Liebe.» Jetzt war auch sie aus der Sachlichkeit des Anfangs ins Pathetische geraten. Sie schien sich dessen zu schämen, schwieg ein Weilchen und sagte dann mit gereizter Stimme: «Das klingt alles back- fischhaft. Ich hätte es für mich behalten sollen. Überhaupt wird wieder über uns gespottet werden. Wenn wir jetzt zum Bahnhof kommen, steigen Sie bitte in ein anderes Coupé. Ist es Ihnen ernst mit dem Studium, dann schaffen Sie's von sich aus, und Ihre Schwärmerei für mich haben Sie in zwei Jahren spätestens vergessen.» Sie reichte mir die Hand, und ehe ich noch eine Erwiderung gefunden hatte, war sie zu der Müttergruppe gelaufen, die gerade den Stationseingang passierte.

Mir war zumut wie bei einer Wechselbrause, wo man kalt und heiss nicht mehr zu unterscheiden vermag. Die ganze Heimfahrt, den ganzen Abend über kam ich nicht ins reine mit mir, ob ich mehr betrübt oder beglückt, beleidigt oder erhöht sei, ob mich dieser Nachmittag von Lotte getrennt oder ihr nähergebracht, ob dieser Abschied nur die übliche oder eine endgültige Bedeutung habe. Wir hatten nie so offen miteinander gesprochen; ich war stolz darauf, dass sie mir zugehört und dass sie viel von sich selber preisgegeben hatte. Die Verehrung, die sie für ihren Vater hegte, schien mir etwas Grosses und beinahe Heiliges. Aber musste sie aus dieser Verehrung ein Klostergelübde machen und mich so gänzlich und so schroff zurückweisen? Wiederum, was verlor ich? War mir in ihrer Nähe nicht immer bänglich gewesen? Und konnte ich einen stärkeren Ansporn von ihr erwarten, als mir heute ihr Vertrauen auf meine Zukunft gegeben? In Wahrheit war ich viel mehr von ihrer Prognose als von ihr selber erfüllt, viel

mehr mit meinem als mit ihrem Schicksal beschäftigt. Weil sie hier aber das letzte Mal persönlich auf mich einwirkte, so will ich gleich hier zusammenfassen, was ich noch von ihr zu berichten habe, und meine Rechnung mit ihr begleichen.

Es vergingen fast drei Jahre, ehe ich Lotte noch einmal sah. (Wahrscheinlich waren die Wertheimers schon im Herbst 1899 in den nördlichen Vorort Weidmannslust gezogen, den später der Kürschner als die Adresse des Mannes angab, und ich selber kam bald nur noch während der Ferien nach Berlin.) Lotte wartete auf die Strassenbahn und bemerkte nicht, wie ich sie von einem Schaufenster aus beobachtete. In meinem Tagebuch steht, ihr «feines kindliches Gesicht» habe sich «ins Fleischige und Blaustrümpfige» verändert. Aber ich hege Verdacht gegen die Objektivität dieser Kritik. Ich möchte beinahe annehmen, der Schreiber wolle sich beweisen, wie weit die Tanzstunden-Unreife hinter ihm liege und dass er nur aus kalter Gleichgültigkeit unterlassen habe, das junge Mädchen zu begrüßen, und nicht etwa aus uneingestandener Furcht, noch einmal der alten Befangenheit zu verfallen. Wieder ein halbes Dutzend Jahre weiter, und ich erinnere mich Lottes mit wahrer Abneigung. In einem langen gereimten Rückblick auf mein bisheriges Leben erhält sie ein paar sehr spöttische Oktaven. Der Siebzehnjährige hat sie in seinen Versen Athene genannt, und sie war doch mit ihrem ewigen «Väter sagt» nur ein Papagei: «Den Talmud nennt mein Vater Gold und Blei – / Mein Vater sagt, Spinoza überragte – / Jesus, sagt Vater, kann die Armen trösten – / Buddha nennt Vater unsern Allergrössten.» Den Grund dieser Ranküne vermag ich anzugeben. Das grosse Werk des Vaters, «Die Lehre von den Geistigen und vom Volke», war erschienen und missfiel mir durchaus, dem Inhalt wie dem geschwellenen Stil nach, ich glaubte auch wenig Originalität, und nun gar bahnbrechende, darin zu erkennen. Ich schlug im Kürschner die Daten des Mannes nach und fand, dass er zurzeit meiner Tanzstunde in den Dreissigern gestanden hatte. Also war Hans Meyerhofs erste respektlose Vermutung doch wohl nicht unbe-

rechtigt und Lottes Ekstase eine übliche und nicht ganz unirdische Backfischschwärmerei gewesen. Wenn ich in der Folgezeit überhaupt noch an Lotte dachte – es kam immer seltener vor, ich war gar nicht rückwärts gewandt und bis zum Anbruch des Dritten Reichs durchaus auf Gegenwart und Zukunft gerichtet –, so geschah es mindestens zwanzig Jahre lang mit diesem Gefühl der spöttischen Antipathie. Und dann las ich eine Zeitungsnotiz, es habe in intimer Kreise eine Gedenkfeier für den Philosophen Brunner-Wertheimer stattgefunden und über sein wenig verbreitetes Werk habe die Tochter des Denkers, Fräulein Wertheimer, gesprochen. So war es also ernst gewesen mit ihrem Klostergeübde; möglich, dass sie einem Idol Treue gehalten hatte, aber sie hatte ihm doch lebenslängliche Treue gehalten. Ich bat ihr alle geringschätzigen Zweifel ab, und mit der Reue stellte sich auch wieder die Dankbarkeit ein, nicht mehr in dem alten Überschwang, aber gefestigter und vor erneutem Rückschlag bewahrt. Einen starken Antrieb verdanke ich dieser ersten Liebe, die man kaum eine Liebe nennen kann, sicherlich. –

Was freilich die besondere Wirkung des kleinen Sommerfestes anlangt, so muss ich ihr die artilleristische Bezeichnung «m. V.» (mit Verzögerung) beilegen. Am Abend des Ausflugs hatte es bei mir festgestanden, dass ich sofort das Äusserste versuchen wollte, zur Schule zurückzukehren. Ich wollte mit Vater von Gretes Vorschlag reden und ihn dazu bekehren, ich wollte noch einmal dringend mit Georg sprechen – er würde jetzt weicher sein, er würde auch aus meiner Beharrlichkeit günstige Schlüsse ziehen. Am nächsten Morgen, sonntags, sass ich mit Mutter beim Frühstück und sagte ihr gleich meinen neuen Vorsatz. Ich rechnete mit ihrem Widerstand und war gerüstet, ihn zu bekämpfen; es würde eine Art Generalprobe für die zu erwartenden Debatten mit Vater und Georg sein. Aber Mutter widersprach mir gar nicht unmittelbar, und kein verschlagener Diplomat hätte mich geschickter ablenken können, als sie es, rein ihrer Natur nach, tat. «Warum willst du denn gerade jetzt dir und dem Vater Sorge machen?»

fragte sie. «Ihr könnt beide Erholung gebrauchen, und du hast dich doch auf die Reise gefreut. Lass heute die Zukunftsgedanken – wer weiss, was sich dir in Marienbad ergibt. Du willst Schriftsteller werden, du hast dich in Versen und Geschichten versucht; vielleicht findest du in Marienbad etwas Neues; versuche doch einmal ein Feuilleton oder eine Reisebeschreibung. Vielleicht sagst du dir nachher, der Umweg über die Schule und Universität sei unnötig; vielleicht bietet dir der Auslandposten, den Felix verspricht, mehr für deine Schriftstellerei, als das Gymnasium vermöchte!» Wie verlockend war das, und zugleich welche Gewissensberuhigung! Ich brauchte ja meinen Entschluss von gestern nicht zu verleugnen, brauchte nur seine Ausführung ein paar Wochen aufzuschieben, nur ihn noch einmal in der angenehmsten Lage zu überprüfen.

Und es wurden wirklich die allerangenehmsten Wochen. Als in Bodenbach die österreichischen Zollbeamten in den Waggon stiegen, als ich die ersten gelben Briefkästen sah, war es, als würde in mir eine Feder nachgezogen. Dieses herrliche Gefühl der Spannung: «Nun mach die Augen auf, nun beobachte, vergleiche!» habe ich seitdem bei jedem Grenzübertritt gehabt, selbst wenn es sich um einen Spaziergang von wenigen Stunden in der vertrauten Kipsdorfer Nähe handelte, wo sich weder Landschaft noch Menschen diesseits und jenseits der politischen Grenze irgendwie voneinander unterschieden. Und dies war meine erste Reise ins Ausland. Alles interessierte mich, jede Einzelheit prägte ich mir ein und notierte sie in meinem Tagebuch: die Trachten der Kellnerinnen im Café Egerland, von dessen Terrasse man weit in das grüne, wellige Land blickte, die vielen Arten und Namen des servierten Kaffees, die Läden der k. k. Tabakregie mit den ausgehängten drei Lottonummern und den dünnen strohhalmdurchzogenen pechschwarzen Virginiazigarren, die mannigfachen wie Feldstecher am Schulterbandelier getragenen Trinkbecher der Kurgäste. Und erst die Kurgäste selber! Stundenlang konnte ich ihren Aufzug am Brunnen betrachten. Diese Typen, die ich von

karikierenden Ansichtskarten her kannte, gab es also wirklich. Die unförmlich Dicken, die galizischen Juden mit den langen Kaftanen und den langen Schläfenlocken, die österreichischen Offiziere in den engen Waffenröcken, die wie eine Haut anlagen, mit den Spazierstöcken und – wahrhaftig – den Regenschirmen. Die Galizier fand ich nur seltsam fremdartig, etwa wie die fünf Chinesen und die schwarze Kinderfrau, die es auch zu sehen gab. Hätte mir jemand gesagt, ich gehörte mehr zu ihnen als zu meinen deutschen Mitbürgern, ich hätte ihn für wahnsinnig gehalten, und noch heute halte ich jeden für wahnsinnig, der so etwas behauptet. Die österreichischen Offiziere dagegen fand ich nicht märchenhaft fremdartig, sondern befremdlich, komisch und geradezu unwürdig. Mein preussischer Sinn rebellierte. Ein Offizier musste aussehen, wie er in Berlin aussah. Diese hier waren «Clowns in Affenjacken» und trugen «Schirmchen wie ein Affe auf einem Leierkasten». Den stärksten Eindruck jedoch machten mir die Rothschildschen «Automobilen». Ich hatte das Wort nie zuvor gehört und bildete den Plural in Anlehnung an «Lokomobilen» und «Lokomotiven». «Die roten Automobilen jagen alle Tage in rasendster Fahrt bergauf, bergab durch die Strasse. Erst waren es zwei grosse, plumpe Wagen, jetzt ist noch ein dritter dabei, kleiner und auf drei Rädern. Die Sportsleute (den Ausdruck Chauffeur kannte ich noch nicht) tragen Gummijacken (es wird wohl Leder gewesen sein). Einer von ihnen ist ein Baron Rothschild selber; er ist dick, aufgedunsen und blass, er hat einen rötlichen Vollbart, man merkt gar nichts von seinen Millionen.» Die meiste Zeit hielt ich mich in den Kuranlagen und in der Stadt auf. Ich machte auch Spaziergänge ins Freie, aber die Landschaft sagte mir nicht viel. Ich fand sie nicht schön und nicht hässlich, nur eben hübsch, mehr sanft als ausgeprägt, mehr Park als Natur. Ich bastelte an einer Novelle. Ein junger Kaufmann kommt aus China auf Urlaub und trifft seine Jugendliebe wieder. Sie hat in der Schweiz studiert, sie ist Ärztin geworden und einer Entdeckung auf der Spur. Sie liebt ihn noch immer. Sollen die beiden ein Paar werden? Oder fühlt er sich ihr allzu unterlegen und geht allein

nach Shanghai zurück? Ich konnte mich nicht entscheiden und schob den Abschluss auf. (Bis ich dann am letzten Tage den tragischen wählte.)

Ich machte auch die Bekanntschaft eines etwa Gleichaltrigen, des Breslauer Primaners Kornfeld. Er war mir in mancher Beziehung überlegen; er schrieb Verse, die weniger holperten als meine, er gebrauchte philosophische und ästhetische Fachausdrücke, die ich noch nicht kannte. Er spielte Geige und sprach mit Vorliebe über ästhetische Fragen der Musik; Wagner war sein grosses Thema. Auf dies Gebiet vermochte ich ihm gar nicht zu folgen. Drei-, viermal hatten in den vergangenen Jahren erst Marta, dann Wally versucht, mir Klavierunterricht zu geben, ich war aber in Damms Musikschule nie über «Lang, lang ist's her» hinausgediehen. Doch mit alledem imponierte mir Kornfeld nicht. Ich fand ihn grossmäulig, und er schien mir der Unreifere von uns beiden. Ich sagte mir, um so weit zu kommen, brauchte ich gewiss nicht noch einmal die Schule zu besuchen. Auch seine Universitätspläne hatten für mich nichts Anspornendes. Nach einem seiner Exkurse über Nietzsche fragte ich ihn, ob er Philosophie studieren werde. Keineswegs, antwortete er, er werde sich sogar hüten, zuviel Zeit mit nebenbei gehörten philosophischen und literarischen Vorlesungen zu vertrödeln. Das Referendarexamen gelte als schwer, er wolle es so rasch als möglich hinter sich bringen. Universität sei doch nichts anderes als Schule, je schneller man durch sei, umso besser. «Und wieso bei all Ihren andern Interessen wollen Sie Jura studieren?» – «Weil ich Medizin nicht mag. Unsereins, Jude und ohne reichen Vater, hat doch keine andere Wahl.» Ungefähr das gleiche hatte mir ja schon Berthold im Frühjahr gesagt; damals war es mir als Engherzigkeit und pädagogische Abschreckung erschienen. Jetzt wirkte es überzeugender, und das Londoner Projekt, verschönt durch Mutters Zusätze am Morgen nach dem Wannsee-Ausflug, gewann entschieden die Oberhand.

Und dann war es plötzlich zerflossen. Zu Anfang der letzten Marienbader Woche kam ein Brief von Felix. Er habe sich meine

Angelegenheit doch zu leicht vorgestellt. Erfahrene Freunde warnten vor Übereilung. Ich sei noch zu jung und hätte noch zu geringes Wissen. Besser, ich beendete erst meine Lehrzeit oder man versuchte, mich jetzt schon als Volontär in einem Berliner Bankhaus unterzubringen. Vielleicht seien auch ein, zwei Jahre Handelsschule zu empfehlen. Sprachkenntnisse, Sicherheit im englischen, französischen und möglichst auch spanischen Geschäftsstil, gute Handschrift natürlich seien unerlässlich, wenn ich auf einen wirklich guten Posten reflektierte.

Alles an diesem Brief entsetzte mich, am meisten die Bemerkung über die Handschrift. Dann lieber noch einmal Gymnasiast – vielleicht liesse sich doch ein Literaturstudium ermöglichen. Jetzt drang ich mit Gretes Vorschlag auf Vater ein. Aber nun lernte ich die Qual des halben Nein kennen. Hätte er entschieden abgelehnt, so hätte ich mich entweder als Opfer betrachten oder zu leidenschaftlichem Widerspruch aufrufen können. Stattdessen schob mir Vater in stundenlangen Debatten die Entscheidung ins eigene Gewissen. Wenn ich eine unüberwindliche Abneigung gegen den Kaufmannsberuf empfände, wolle er mich gewiss nicht dazu zwingen, aber ich möge mich prüfen, ob ich die Kraft zu dem andern Weg besäße und was ich mir von ihm verspräche. – «Du hast doch Ostern anders gesprochen, Vater!» – «Es sind mir inzwischen so schwere Bedenken gekommen. Ich bin nicht wohlhabend, und ich bin sechzig Jahre alt. Was soll aus dir werden, wenn du zu keiner Selbständigkeit gelangst? Wenn dich ein Brotstudium genauso abstösst wie jetzt das Geschäft, wenn dein Talent zum Schreiben nicht ausreicht?» Er sprach so tief bekümmert, dass es mich viel mehr erschütterte, als wenn er gescholten hätte. Mein damaliges Tagebuch ist im Allgemeinen nicht reifer als die Notiz über den Baron Rothschild, dem man «die Millionen nicht ansieht», aber die geforderte Selbstprüfung ist ehrlich ausgefallen. «Ich weiss, dass ich mich im Gymnasium gelangweilt und gar nicht ausgezeichnet habe. Ich weiss, dass meine Verse und Geschichten noch wenig taugen, und ich weiss nicht, ob sie

später mehr taugen werden. Ich weiss auch gar nicht ganz genau, was das Literaturstudium bedeutet, das ich mir wünsche. Ich weiss auch gar nicht ganz genau, ob ich es mir wirklich wünsche oder ob mir das nur von Lotte Wertheimer in den Kopf gesetzt worden ist ...» So geht es durch mehrere Seiten und Tage weiter. Schliesslich erklärte Vater, er werde mich zum Oktober in einer Bank unterbringen, er werde mich durch ärztliches Attest für den September bei Löwenstein & Hecht beurlauben lassen, ich solle die Zwischenzeit an das Englische und den verhassten Schreibunterricht setzen. Ich war durch das Schwanken und Selbstzergliedern so niedergeschlagen, dass ich mich sofort fügte. Und wirklich habe ich nun einen ganzen Monat lang jeden Tag zwei Stunden vormittags und zwei Stunden nachmittags bei Rackow gegessen und habe mich jeden Tag unfähiger gefühlt, in den übrigen Stunden irgendetwas wirklich in mir aufzunehmen, und habe jeden Tag bestimmter gewusst, dass Vater nichts für mich finden werde. Zuletzt hiess es: «Halte noch das fehlende Halbjahr im Geschäft aus, dann wirst du ein Zeugnis in Händen haben, und dann wird man weitersehen.» Ich war völlig zermürbt, und dies bedeutete wenigstens eine Erlösung vom Schreibunterricht.

So stand ich denn Ende September wieder am Warentisch bei Löwenstein & Hecht. Man empfing mich mit einem neckenden: «Wir hofften schon, Sie würden gar nicht mehr wiederkommen.» Seit Ostern gab es dort einen neuen Lehrling, der sich anstellig zeigte, und mit Meyerhof hatte man sich abgefunden. Ich glaubte mich überflüssig und lästig, ich nahm den spöttischen Empfang vielleicht ernster, als er gemeint war, und ich sorgte dafür, dass sich tatsächlich bald eine wirkliche Feindseligkeit der Kollegen gegen mich entwickelte. Denn meine Bitterkeit machte sich sehr peinlich in den Unterhaltungen der Frühstückspause bemerkbar. Diese Gespräche waren jetzt weit ausgedehnter und leidenschaftlicher als früher, sie wurden häufig auch während der Arbeitszeit fortgesetzt. Es war nämlich seit dem Herannahen und gar dem Ausbruch des Burenkrieges die Politik in sie eingedrungen.

Wie überall, nahm man auch in der Alexandrinenstrasse stürmisch für die Buren Partei: Sie waren das kleine freiheitsliebende Landvolk, das gegen einen gewissenlosen Eroberer ankämpfte, das erstaunliche Siege über ein weit mächtigeres, an Zahl, Waffen, Ausbildung überlegenes Heer erfocht, sie waren sozusagen Afrikas heldenmütige Schweizer, verehrungswürdig wie die Eidgenossen im «Teil». Meinem Schiller-Enthusiasmus nach hätte ich diese Schwärmerei durchaus teilen müssen. Stattdessen drängte mich vieles – zusammengereimte höchst fragmentarische Kenntnisse, Reflexionen, die sich nicht scharf vom assoziativen Denken abhoben, vor allem wohl ein Instinkt – auf die englische Seite. Die Engländer, hiess es, Sklavenausbeuter in allen Erdteilen, suchten jetzt Transvaal zu versklaven; der Kaiser habe das reinste deutsche Gefühl zum Ausdruck gebracht: als er in seinem zurückliegenden Telegramm an Ohm Krüger für die freien Buren eintrat. Aber so viel wusste ich doch nun schon von der inneren Politik, dass man dem Kaiser immer wieder absolutistische Neigungen vorwarf, dass man auf der Linken über die Machtlosigkeit des Reichstags klagte. Und so viel wusste ich aus dem Geschichtsunterricht der Schulzeit, dass England eine ungleich freiere Verfassung besass als Deutschland, ja dass alle Ideen der Französischen Revolution aus England stammten («alle» – das habe ich noch auf der Universität so gehört und erst später zu modifizieren vermocht). Und wenn England über Kolonien herrschte – taten das nicht alle Grossmächte, und behaupteten nicht alle, als Koloniebesitzer edelmütige Kolonisatoren und Kulturverbreiter zu sein? Und welch unermessliche Kultur ging von England aus! Shakespeare, Newton, und jetzt sprach allé Welt von Darwin. Was hatten die Buren dem entgegenzusetzen, was hatten sie geschaffen? – Ja, aber die Buren seien nicht minderwertige Neger, sondern ein weisses Volk europäischer Herkunft und den Europäern gleichberechtigt. – «Ich habe gehört, dass die Buren mit ihren Schwarzen sehr brutal umgehen und dass es die Neger in englischen Kolonien besser haben. Und sagen Sie mir, welche Kul-

turwerte die Buren geschaffen haben.» – «Sie sind ein Bauernvolk, und alle Kultur geht vom Bauern aus, und der Bauer ist der natürlichste Mensch und der notwendigste Mensch auf Erden.» (Das sagte Eckersdorf.) Ich widersprach: «Wieso bin ich weniger natürlich als ein Bauer, wieso ist ein Kaufmann, ein Gelehrter, ein Fabrikarbeiter weniger notwendig als ein Bauer?» – «Wie kann man so töricht fragen? Der Bauer ist durch seinen Beruf an die Erde gebunden, der Bauer sorgt für die Nahrung aller andern, und das ist eben das erste und wichtigste, das Fundament.» – «Aber die andern helfen alle dem Bauern, der Händler, der Chemiker, der Techniker; und was ein Fundament anlangt: Es geht nicht mit Kellerwohnungen allein, das vierte Stockwerk ist heute ebenso notwendig.» – «Das sind Sophistereien. Und die Hauptsache ist doch: Hier wird ein kleines Volk von einem grossen eingefressen.» – «Und wenn es ihm nach dem Eingefressensein besser geht als zuvor?» – «Ebenso gut können Sie fragen: Warum wehrt sich der kleine Kaufmann gegen Wertheim? Er wird es als Angestellter im Warenhaus leichter haben.» – «Sag ich auch. Und ich finde Wertheim viel natürlicher als die kleinen Läden; es handelt sich ja um unsere Natürlichkeit von heute, vom Jahre 1899, und nicht um das, was in früheren Zeiten natürlich war.» – «Und warum verstecken dann die Leute ihre Wertheimtüten auf der Strasse?» (Das taten sie damals wirklich.) – «Bestimmt nicht aus sittlichem Schamgefühl, sondern weil es bei Wertheim nur billige Sachen zu kaufen gibt.» – «Ich denke, wir sprechen von den Buren», sagte Krüger; «da ist doch kein Zusammenhang mehr. Es steht fest, ein kleines Volk wird unterdrückt, es soll keinen eigenen Staat mehr bilden. Und dafür haben Sie kein Gefühl.» – «Ich glaube nicht, dass man die Buren als Menschen unterdrücken wird, und ich glaube, dass sie im Zusammenhang mit dem grossen England viel menschlicher, viel kultivierter leben werden als jetzt. Was sollen denn all diese Grenzen? Früher einmal war Hamburg ein selbständiger Staat und Lübeck ein selbständiger Staat.»

So und ähnlich gingen die Gespräche endlos zwischen uns hin

und her. Ich wusste damals noch nicht, wie schweres Kopfzerbrechen und wie schweren Kummer mir das Thema Nation und Menschheit in Zukunft bereiten werde. Gedanklich vermochte ich das Problem noch durchaus nicht zu übersehen, gefühlsmässig konnte ich noch die grössten Widersprüche in mir bestehen lassen. Und ich war in meiner tiefen Verstimmtheit und Unzufriedenheit ausserstande, ruhig zu diskutieren und einen Einwand anzuerkennen. Aus jedem meiner Sätze klang hochmütiges Bessereswissen und beleidigende Geringschätzung der andern. Sie vergalteten es mir reichlich; sie zweifelten nicht nur wie Georg an meinen geistigen, sondern auch an meinen moralischen Qualitäten, ich war ihnen jetzt noch unsympathischer, als da ich mit Hans zwischen die Regale geflüchtet war. An ihm übrigens fand ich in diesen politischen Debatten weder einen Helfer noch einen Gegner. Er hörte nur belustigt zu. Bis zu welchem lebensgefährlichem Grad er die Fähigkeit zur Belustigung am Politischen treiben konnte, das sollte ich erst während der Revolutionszeit in München erfahren. —

So unerquicklich nun diese Zwistigkeiten waren, ein Gutes hatten sie schliesslich doch: Sie rissen mich aus der Stumpfheit der Rackowwochen. Wenn ich den Kollegen gegenüber so überlegen auftrat, dann musste ich diese Überlegenheit auch mir selber beweisen, dann durfte ich nicht bildungslos weitervegetieren. Jetzt dachte ich wieder und mit grosser Beschämung an das Sommerfest, an das Rendezvous, das ich Lotte vorgeschlagen hatte. Ich wollte noch einmal versuchen, für mich zu arbeiten. Im Sommer hatte ich mich zu oft ablenken lassen, auch war ich des Abends für ernsthafte Lektüre zu müde gewesen. Ich wollte nun die Frische des Morgens daran setzen. Statt wie sonst um sieben, würde ich um sechs, nein um halb sechs aufstehen. Vater kam im Winter nicht gar so zeitig in sein Studierzimmer, er brauchte meinen Wecker gar nicht zu hören, er konnte weiter zur gewohnten Zeit an meine Tür klopfen. Wenn er Licht sah, war ich gerade eben aufgewacht. Ich machte einen pedantischen Stundenplan:

5-30 Uhr bis 5.50 Uhr Aufstehen, 5.50 Uhr bis 6.20 Uhr Schwegler, «Geschichte der Philosophie», 6.20 Uhr bis 6.50 Uhr Scherer, «Geschichte der deutschen Literatur», 6.50 Uhr bis 7.30 Uhr klassische Lektüre, zuerst «Wilhelm Meister». Wochenlang führte ich den Plan mit aller Genauigkeit durch und war auch morgens jedesmal frisch und aufnahmefähig. Im Laufe des Tages freilich fühlte ich oft eine schwere zittrige Abspannung. Aber sie war nicht ohne romantischen Reiz, sie war schmeichelhaft. Ich übermüdete mich, ich machte mich vielleicht krank im Dienst eines Ideals. Lotte Wertheimer würde das zu schätzen wissen.

Zuletzt, Ende November, erkrankte ich tatsächlich, freilich gar nicht romantisch. Ich stelle mir vor – nicht etwa ausschweifenderweise –, dass ich es bis zu einem Biographen gebracht hätte. Aber wenn ich im Amt blieb und wenn ich noch mein «Dix-huitième» hätte beenden und veröffentlichen können, dann wäre mir doch sicher in den Dresdener Zeitungen ein Nachruf von drei Feuilletonspalten gewidmet worden. Und vielleicht hätte sogar vor einer zweiten Auflage des «Achtzehnten Jahrhunderts», ähnlich wie etwa vor Ferdinand Lotheissens «Französischer Klassik», mein Lebensabriss gestanden. Wie schön hätte sich dann der Satz ausgenommen: «Der junge Mensch fühlte sich im Kaufmannsstand so unglücklich, es zog ihn so sehr zu seinem künftigen Beruf, dass er trotz der damals noch zehnstündigen Arbeitszeit private wissenschaftliche Studien trieb und sich an ihnen bis zum körperlichen Zusammenbruch übernahm.» Aber in Wahrheit übernahm ich mich an einem Sonntags-Gänsebraten mit Maronenpüree, vor allem an dem Maronenpüree, das ich vor der Katastrophe mit Leidenschaft zu essen pflegte und nachher jahrelang nicht ohne Schaudern sehen konnte. Ich verdarb mir furchtbar den Magen: Schüttelfrost, Fieber, drei Tage ganz im Bett und am vierten beim Aufstehen so zerschlagen, dass ich nur eben eine Stunde herumschleichen konnte und mich wieder legen musste. War es nun bei Georg das blosse ärztliche Pflichtgefühl, oder hatte er von unserm Zusammenstoss im Frühjahr her eine Gewis-

sensunruhe bewahrt, jedenfalls fragte er mich, ob ich irgendetwas auf dem Herzen oder irgendetwas getan hätte, was die ungewöhnliche Schwere des Anfalls und die grosse Schwächung miterklären könnte. Er fragte sehr freundlich, und ich war sehr mitgenommen und aufgeweicht; so kam es zu einer brüderlicheren Aussprache, als sie bisher noch jemals zwischen uns stattgefunden hatte.

Und nun mischte sich ein schicksalhafter Zufall beinahe theatralisch ins Spiel. Genau in die Sprechstunde nach unserer Aussprache kam zu Georg ein Lehrer, bei dem er vor zwanzig Jahren in der Sekunda gesessen und den er seitdem nicht gesehen hatte. Er habe sich mit Neumann über mich unterhalten, erzählte er mir am andern Tage, es sei ein erfahrener und guter alter Gymnasialprofessor. «Neumann meint, du solltest nach Landsberg kommen, vielleicht könne man dich zu Ostern in die Prima aufnehmen; die kleine Stadt, die Konzentration auf ruhiges Lernen werde dir gut tun.» Ich sagte, einen ähnlichen Vorschlag habe schon Grete im Sommer gemacht. Er lachte mich aus: «Bei Grete? Das wäre ja noch schlimmer, als wenn du hier bei Vater bliebest. Immer Literatur und Philosophie und geistreiche Betrachtungen und keine feste Sachlichkeit.» – «Und wie steht es um meine geistigen Qualitäten? Und was soll ich später anfangen? Du weisst doch, ich mag nicht Arzt oder Anwalt werden.» Georg antwortete versöhnlich, Rückblicke und Zukunftssorgen hätten jetzt keinen Zweck, ich möge mich als Patienten betrachten und seinen Vorschlag als ärztlichen Rat annehmen. Über das Mass meiner Begabung und die Wahl meines Berufs werde sich reden lassen, wenn ich in Landsberg das erste Jahr hinter mir hätte. Ich fragte noch, ob denn Vater mit den unnötigen Sonderkosten dieser Regelung einverstanden sein würde. «Lass die Pensionatskosten meine Sache sein; du hast dich im Frühjahr durch mich gehemmt gefühlt, lass dir jetzt von mir die neue Möglichkeit geben. Du brauchst mir nicht zu danken, du weisst, es bedeutet mir kein Opfer.»

Das war alles so entwaffnend vernünftig und wurde so entwaffnend freundlich angeboten: Ohne ein Übermass an Torheit

und Undank konnte ich es gar nicht ablehnen. Aber ich griff ohne Enthusiasmus zu. Ich hatte zu lange geschwankt und war zu unsicher geworden. Ich hatte meinen Weg selber wählen wollen und liess ihn mir jetzt vorschreiben. Ich hatte mich nach Freiheit gesehnt und war nun erst recht abhängig geworden.

3. Primaner

Anfang Dezember holte ich mir mein Zeugnis von Löwenstein & Hecht; man konnte ja nicht wissen, ob ich zuletzt nicht doch Kaufmann werden würde. Herr Richard Löwenstein bescheinigte, dass ich zweieinhalb Jahre als Lehrling «ehrlich und willig» in seinem Hause gearbeitet hätte und jetzt «auf eigenen Wunsch» die Firma verliesse.

Durch Vermittlung des Professors Neumann war mit dem Direktor des Landsberger Gymnasiums verabredet worden, dass ich mich dort um die Mitte März zur Aufnahmeprüfung melden würde. In den obersten drei Klassen des humanistischen Gymnasiums galt der grammatische Lehrstoff in den alten Sprachen als bereits erworben. Der lateinische Aufsatz war um 1900 seit einigen Jahren abgeschafft, es wurden auch keine Übersetzungen ins Griechische und nur noch sehr wenige ins Lateinische gefertigt. Der gesamte Unterricht konzentrierte sich hier, ganz wie im Deutschen, auf die Lektüre der klassischen Autoren. Da nun die Entscheidung über reif oder unreif in der Hauptsache auf der Leistung in diesen drei Fächern beruhte, so konnte es mir vielleicht glücken, die Obersekunda einzusparen und Ostern in die Prima einzutreten.

Ich erhielt also von Mitte Dezember bis Mitte März Privatstunden bei zwei Studenten, bei dem einen wöchentlich vier in der Mathematik – hier hatte ich ausser sehr notwendigen Wiederholungen ein ganz neues Pensum zu bewältigen –, bei dem andern je zwei im Lateinischen und Griechischen. An die Personen dieser Interimslehrer bewahre ich keine Erinnerung; sie «paukten» nur mit mir, sonstige Beziehungen blieben aus, und auch am Un-

terricht selber war nichts Anregendes. Die eigentliche Arbeit leistete ich für mich allein, aber auch ihrer entsinne ich mich kaum, obwohl sie ziemlich viele Stunden des Tages in Anspruch nahm. Ich habe schon erwähnt, was meinen Enthusiasmus dämpfte. Es kam hinzu, dass dieser neue Weg so gar nichts Romantisches an sich hatte. Ja, wenn ich im Sturmtempo über eine Berliner Presse hinweg die Universität hätte erreichen können! Aber noch einmal Schuljunge zu sein, auf Jahre hinaus und in einer Kleinstadt, ein bisschen wie in einem Sanatorium, ein bisschen wie in einer Besserungsanstalt – nein, es war nicht sehr verlockend und nicht sehr rühmlich, ich hätte es Lotte nicht erzählen mögen. Gewiss, ich konnte nun nicht mehr zurück; also sass ich fleissig über der Schularbeit. Aber ich wollte mich auch gewissermassen für die kommende Zeit der Ode verproviantieren, und also unternahm ich vieles nebenbei, was mich in höherem Mass interessierte als diese Schularbeit. Ich skizzierte mir Novellentemen, die ich in Landsberg ausarbeiten wollte. Ich las, was ich irgend von den Modernen auftreiben konnte. Meine besondere Liebe galt Sudermann, dem Dramatiker wie dem Erzähler. An dieser Liebe hielt ich auch leidenschaftlich fest, als es bald darauf unter fortschrittlichen Literaturkennern für unerlässlich galt, ihn tief zu verachten. Und noch heute schätze ich Sudermann hoch, und heute ist es nicht mehr so ganz verboten. Ich war viel mit Hans Meyerhof und Birnbaum zusammen. Ich ging auch einmal zu einer «verlängerten Tanzstunde» des Silbermannschen Pensionates, in der Gewissheit, dass Lotte, die Seminaristin, nicht dort sein würde. Ich schrieb in mein Tagebuch viele satirische Betrachtungen über Felix' bevorstehende Verlobung; das junge Mädchen stammte aus einem jüdischen Hause mit grossem Non-olet-Reichtum, und Felix, der sich nur schwer entschliessen konnte, hatte in meiner Gegenwart etliche selbstironische Worte fallen lassen. Ich lief mit wahlloser Aufnahmefähigkeit ins Theater. Wilbrandts «Meister von Palmyra», mit Sommerstorff und der Gessner im Deutschen Theater, war herrlich, aber ebenso herrlich war auch sein ganz anders ge-

artetes Drama «Arria und Messalina». Das theatralische Stück wurde als Gastvorstellung im Berliner Theater gespielt; Adele Sandrock gab die Kaiserin – wie oft, wenn ich während der letzten Jahre im Tonfilm über die komisch herrschsüchtigen Alten der Sandrock und ihren alkoholischen Bass Tränen lachte, ist mir ihre dämonische Messalina wieder erschienen! Doch am begeistertsten klatschte ich im dichten Galeriegedränge zu Max Dreyers «Probekandidaten». Das Stück war ganz neu und wurde vom ausverkauften Haus als entschieden revolutionär bejubelt. Der Kandidat des höheren Lehramts verscherzt die sichere Laufbahn und eine reiche Braut dazu, indem er sich vor der Prima zum Darwinismus bekennt.

Eine sehr gute Vorbereitung und Einstimmung auf die Gymnasialzeit war dies alles nicht, und als mir nun der Prüfungstermin festgesetzt wurde, fasste mich doch die Angst.

Am 15. März 1900 kam ich nach zweistündiger Bahnfahrt über Küstrin das erste Mal bewusst in meine Geburtsstadt, vorläufig nur mit Nachtzeug und Tagebuch versehen. Sie machte mir den Eindruck eines winzigen und leblosen Nestes; doch kümmerte ich mich vorderhand gar nicht um sie und fragte mich eilig nach der Pension Emma Scholz, Böhmsstrasse 21, durch. Ein grauhaariges Fräulein in den Fünfzigern, energisch in Bewegungen und Sprechart, empfing mich und führte mich gleich in das Zimmer, das ich vorläufig auf zwei Tage und, falls ich in das Gymnasium aufgenommen würde, auf zwei Jahre bewohnen sollte. Ein schmaler, eifenstriger, nicht allzu kleiner Raum; an der einen Längswand ein Arbeitstisch, ein Stuhl daruntergeschoben, ein Stuhl daneben, ein Feldbett an der andern, ein Spind, eine Kommode, ein Waschgestell; alles denkbar einfach, aber leuchtend sauber. Dann ging es ins Speisezimmer, das ausser dem grossen Esstisch und dem Büfett noch ein Klavier besass. Hier ergab es sich, dass das Pensionat drei Schwestern gehörte. Otilie, die energische, war die jüngste; Emma, die älteste, war schon ein wenig gebückt und eingeschrumpft und sprach sehr sanft und behutsam; Pauline, die mittlere, schien in allem die mittlere zu sein und trat

wenig hervor. Auf dem Ehrenplatz neben Fräulein Emma sass massig und selbstbewusst Fräulein Martin. Ich wusste sehr bald, dass die beleibte Dame nicht nur Lehrerin, sondern Oberlehrerin an der höheren Töchterschule sei und dass sie – damals noch eine Seltenheit – in Göttingen studiert und das Staatsexamen abgelegt habe. Dann waren noch zwei magere ältliche Damen da, die eine mit Brille, die andere mit Kneifer, Kontoristinnen der Maschinenfabrik Pauksch, und endlich vier sehr kleine Jungen und ein grösserer, etwa vierzehnjähriger. Die Jungen hatten sehr ländliches Aussehen, sassen aber wohlgesittet da und redeten während der ganzen Mahlzeit kein Wort. Fräulein Emma sprach stehend mit gefalteten Händen und gesenktem Haupt: «Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was Du bescheret hast», und alle Anwesenden hielten die Hände streng gefaltet und die Blicke starr auf den Teller gesenkt. Es gab Suppe und Brot dazu, Kartoffeln in zwei riesigen Schüsseln und sehr kleine abgezählte Fleischportionen dazu, und hierauf, bei gleichem allgemeinem Verhalten wie am Anfang, das Dankgebet Fräulein Emmas. Die Tischunterhaltung war im Wesentlichen von Fräulein Martin und den Kontoristinnen geführt worden. Fräulein Martin richtete auch ein paar Fragen an mich, zu meinem Erstaunen nicht in hoheits- und huldvollem, sondern in beinahe kollegialem Ton. Später erfuhr ich, dass die Primaner des Gymnasiums in einigem Ansehen standen. Die Landsberger Schulen, nicht nur das Gymnasium, wurden vielfach von Schülern aus der nähern und weitem Umgebung besucht; sie in Pension zu nehmen war ein Erwerbszweig wie das Vermieten von Studentenzimmern in Universitätsstädten. Unter den Schülern galten die bunt bemützten Gymnasiasten als besonders fein, und unter den Gymnasiasten ragten die Primaner hervor. Weisse Schirmmützen mit breitem, schwarzem Sammetstreifen, das waren die Primaner, drei Goldlitzen auf dem Streifen bezeichneten die Unter-, zwei die Oberprima. Jedermann wusste das. Die Primaner waren fast schon Herren, fast schon Studenten, jedenfalls gültiger Studentenersatz der kleinen Stadt. Ich sollte

die hiermit verbundenen Annehmlichkeiten und Schwierigkeiten (aber diese in sehr viel höherem Masse) noch reichlich zu spüren bekommen.

Nach dem Essen befahl Fräulein Ottilie, Karl, der Senior der Jungen, solle jetzt Herrn Klemperer zu Professor Neumann führen; ich registrierte das mir fortan verbleibende «Herr» mit Erleichterung. Neumann, ein verhutzeltes Männchen, empfing mich mit grosser Herzlichkeit und hatte gleich eine nicht sehr höfliche, aber wohlgemeinte Ermutigung für mich: Die eben zur Prima aufrückende Sekunda sei ein so mittelmässiger Jahrgang, dass ich sicherlich den Anschluss finden würde. Er begleitete mich zum Direktor, der sein Amtszimmer und seine Wohnung im Gymnasium selber hatte. Das gelbbraune Haus war nach Bau und Lage sehr stattlich, ein wenig wie ein Schloss, ein wenig wie eine Festung, vielleicht auch ein klein wenig gefängnisartig. Gewiss, als ich nach fünfunddreissig Jahren wieder davorstand, hatte es in meinen Augen längst nicht mehr die alte Wucht, aber wie man es von der eingesenkten Strasse her aufragen sah, frei auf dem hochaufgemauerten grossen Schulhof, präsentierte es sich noch immer würdig genug. Oben, aus den Fenstern des dritten Stockwerks, blickte ich auf die Warthe, die langsam in der Niederung strömte, und dieser Blick sollte mir in allen Jahreszeiten der liebste in Landsberg sein. Ein Mitschüler photographierte mir später von hier aus den zugefrorenen Strom; ich habe das Bildchen bis heute aufbewahrt.

Dann traten wir in das Amtszimmer. Und genauso, wie er an diesem Nachmittag an seinem Stehpult lehnte, habe ich nachher meinen Direktor Heinrich Anz zu hundert und hundert Malen gesehen: immer im tabakbraunen Schwalbenschwanz, die mittelgrosse Gestalt und das bartlose Gesicht behaglich gerundet, der dünne, helle Scheitel noch wenig ergraut, die grauen Augen bebrillt, die rechte Hand ständig am Kneifer, der fortwährend über die Brille geschoben, wieder entfernt, wieder aufgesetzt wurde. War es dieses Hantieren mit dem Pincenez und die Vorliebe für das Stehen und Umherwandern, die mich an Vater erinnerten, war

es die Stimme, in der bei jedem Wort ein leises pastorales Pathos mitschwang, ohne sie im Geringsten ins Affektierte und Schulmeisterliche zu entstellen, war es ein unerklärliches Allgemeines? So wie ich vor meinem Chef Richard Löwenstein im ersten Augenblick gefühlt hatte: Der Mann missfällt mir, und ich missfalle ihm, so wusste ich hier im ersten Augenblick von Heinrich Anz: Ich habe ihn gern, und er ist mir freundlich gesinnt. Noch am selben Abend schrieb ich in mein Tagebuch: «Ich spüre, dass Anz mein guter Engel sein wird.» Das ist er denn auch geworden. Freilich muss uns der Himmel bisweilen vor den guten Engeln beschützen wie vor den guten Freunden, und auch an diesem Schutz hat er es mir nicht fehlen lassen.

Vorderhand gab mir der Direktor nur den Stundenplan meiner Prüfung an. Ich sollte gleich zu Professor Neide gehen, «dem alten Lehrer Ihrer Herren Brüder», bei dem ich übermorgen den deutschen Aufsatz zu schreiben hatte; morgen Vormittag würde mich Herr Oberlehrer Kuhfahl in der Mathematik, morgen Nachmittag Herr Professor Charitius im Lateinischen und er selber im Griechischen prüfen.

Mit Neide hatte ich, von diesem Examen abgesehen, in der Folge nichts zu tun, da er in der Prima nur Religionsunterricht erteilte. Trotzdem haben sich mir seine grossen, blauen, etwas glasigen Augen und seine leicht schläfrige Stimme dauernd eingeprägt. Wenn man älter wird, schätzt man die meisten neu auftauchenden Menschen nicht mehr als Individuen ein, sondern ordnet sie sofort einer bekannten Gruppe zu. Dabei pflegt als Prototyp in der Vorstellung weniger die charakteristischste als die zeitlich erste Person dieser Art zu leben. «Neide», sagte mir einmal Schönrock, mein intelligentester Mitschüler, auf der Richtstrasse, «muss vor zwanzig Jahren ein ausgezeichnete Lehrer gewesen sein. Er ist jetzt noch sehr gut, wenn er religionsphilosophische Dinge auseinandersetzt. Aber es kommt zu oft vor, dass er mit offenen Augen schläft, während man ihm etwas vorträgt. Der Mann trinkt; er säuft nicht, er trinkt aus Langerweile. Sieh mal drüben den Doktor Quiring» (sein Sohn besuchte die Oberprima),

«wie der mit starrem Blick hinstürmt; so läuft der immer, erkennt niemanden, darf von niemandem begrüsst werden. Jeden Vormittag um zehn Uhr ist er voll, und von da an kannst du dich von ihm in Stücke schneiden lassen, er setzt dich richtig wieder zusammen, er ist der beste Chirurg im ganzen Regierungskreis. Der trinkt nicht aus Langerweile; der säuft, weil er muss.» Neide also sagte nach einigen Fragen, er werde mir übermorgen ein Thema aus dem «Götz» vorlegen. Am Abend lieh mir Fräulein Martin den Goetheband, ich ging das wohlvertraute Stück bis in die Nacht noch einmal durch und schlief dann siegesgewiss ein.

Der nächste Tag brachte stark geschwungene Stimmungskurven. Der mathematische Anfang fiel noch kläglicher aus, als ich befürchtet hatte. Nach einer ebenso langen wie stillen halben Stunde – ich schwieg viel, und der Examinator wartete schweigend – erklärte Kuhfahl mit freundlichem Lispeln: «Es reicht etwa für Tertia.» Ich kam sehr niedergeschlagen zu Anz. Er legte mir ein Stück Xenophon vor, das ich ungefähr, aber eben bloss ungefähr erfasste. Ich half mir durch ein approximatives Übersetzen. Beim ersten Satz strahlte Anz auf: «Das ist sehr frei, aber es ist sehr hübsch ausgedrückt.» Er liess mich fortfahren, und je weniger ich meiner Sache sicher war, umso hübscher drückte ich mich aus. Danach gab ich auf einige grammatische Fragen nicht sehr ausführlich Auskunft, aber ich fühlte doch, dass dieser Teil des Spieles gewonnen war. Der Direktor entliess mich mit warmen Wünschen für das Weitere, und meine Zuversicht war wieder hoch gestiegen. Ich ging zu Charitius, und nichts von ihr blieb übrig.

Schon das Haus, sein eigenes Haus, befremdete mich. Als ich ihn gesehen hatte, nannte ich es nur noch sein Etui. In seiner Schmalheit wirkte es übermässig hoch. Es hatte ein fast flaches Dach, es hatte keinen Balkon, es bot in seiner glatten, grauen Regelmässigkeit dem Auge nicht den geringsten Anhalt einer vorspringenden oder schmückenden Linie, es war ein aufgerichteter Federkasten, es war nackt. Es hatte einen kleinen Vorgarten mit gepflegtem Rasen ohne Sträucher, ohne Blumen. Charitius selber,

damals wohl Ende der Dreissig, langgliedrig und sehnig, im grauen Jackettanzug, das scharfe Gesicht entfernt, aber deutlich an Moltke erinnernd, Charitius lebt nicht so in mir, wie ich ihn an diesem Spätnachmittag zuerst, auch nicht, wie ich ihn so häufig in den Schulstunden gesehen habe. Sondern immer sehe ich ihn während der Andachten, die Montag früh und Sonnabend Mittag in der Aula stattfanden. Obwohl man es in seinem Unterricht niemals merkte, muss er musikalische Bildung besessen haben. Denn er dirigierte bei diesen Gelegenheiten häufig den mehrstimmigen Chor. Da stand er mit völlig unbewegtem Oberkörper und taktierte, ohne den in der Gesangstunde üblichen Taktstock, mit dem Zeigefinger der rechten Hand. Manchmal gab der Kopf kleine Zeichen, aber der linke Arm hing immer reglos herunter. Es war, als setze der Mann seinen Stolz darein, mit einem Minimum an Gestikulationen auszukommen, als treibe ihn sein Abscheu vor dem Theatralischen ins Steife. – Als ich ihm bei Beginn der Prüfung den Sallust auf gleiche Weise übersetzen wollte, wie ich es bei Anz mit dem Xenophon gehalten hatte, unterbrach er mich nach den ersten sechs Worten mit seiner kalten, dünnen und hohen Stimme: «Folgten Sie genau dem Text, lassen Sie alle Phrasen und Umschreibungen, erklären Sie mir die Konstruktion.» Und so ging es nun von Satz zu Satz. Am Ende des kleinen Abschnitts standen mir die Tropfen auf der Stirn, und ich fühlte mich fast gedemütigter als am Vormittag bei dem Mathematiker. Dabei hatte ich nicht den Eindruck, einem Pedanten in die Hände gefallen zu sein. Der Professor hatte mir in aller Sachlichkeit klargemacht, wie brüchig mein Wissen war.

Nun konnte mich nur noch der deutsche Aufsatz retten. Anderntags liess mich Neide darüber schreiben, ob Maria mit Recht von ihrem Bruder sage: «Er ist schuldlos, so schuldig er scheint.» Ich setzte mich zwei Stunden lang mit aller Verve für Götzens Unschuld ein und war überzeugt, mein Bestes und wirklich nichts Schlechtes gegeben zu haben. Als ich dann gegen Abend zu Anz ging, um das Ergebnis der Prüfung zu erfahren, war mir aber doch

sehr schlimm zumut. Was sollte werden, wenn ich nun nicht aufgenommen wurde, wie würde man zu Haus meine geistigen Qualitäten beurteilen? Der erste Blick auf Anz gab mir Zuversicht. Doch eigentlich war seine Rede zerknirschend genug. Er sagte: «Wir haben uns nur sehr schwer entschlossen, Sie aufzunehmen, und wir tun es nur bedingungs- und probeweise. Wir behalten uns vor, Sie im Oktober zu entlassen. In der Mathematik müssen Sie Nachhilfestunden haben, im Lateinischen und Griechischen sehr fleissig für sich lernen. Auch im Deutschen fehlt Ihnen noch vieles. Ihre Arbeit ist», er schmunzelte, «ein interessanter Feuillettonversuch, kein logischer Aufsatz. Sie werden übrigens», und hierbei lächelte er geradezu verschmitzt, «im Deutschen und Griechischen Herrn Professor Charitius zum Lehrer haben. Ich selber unterrichte meine Primaner nur im Latein.» Ich hörte aus den noch eine ganze Weile fortgesetzten Ermahnungen nichts anderes heraus, als dass ich eben zugelassen sei, dass Anz selber mir wohlwolle und dass sein «Wir haben beschlossen» in der Hauptsache einem majestätischen «Ich, der Direktor, habe beschlossen» gleichkam. So fuhr ich sehr erleichtert nach Berlin zurück und wurde dort auch mit einer Anerkennung behandelt, die ich, mindestens bei den Brüdern, bisher noch nie gefunden hatte.

Die nächsten vier Wochen bis zum Schulanfang benutzte ich seelenruhig weiter zu dem, was ich meine Verproviantierung nannte. Um die Schule würde ich mich ja die ganzen nächsten zwei Jahre zu kümmern haben. Mit Meyerhof, der Ende März in der Alexandrinenstrasse zum jungen Mann erhoben und entlassen wurde und der nun in ein kleines Braunschweiger Bankhaus kam, verabredete ich einen möglichst intensiven Briefwechsel. Natürlich liess die anfängliche Intensität bald nach, aber wir blieben doch in ständiger Verbindung.

Mitte April erschien ich wieder in Landsberg, diesmal mit einem grossen Koffer, und noch am Nachmittag der Ankunft kaufte ich die weisse Primanermütze. Die ersten Monate brachten eine

Mischung aus Unerfreulichem und Erfreulichem, aber im Ganzen überwog doch wohl das Angenehme.

Zu meiner eignen Überraschung fiel mir die Abgetrenntheit vom Elternhause recht schwer. Ich hatte mich jahrelang fortgesehnt und alle Angehörigen hart abgeurteilt. Ich übte auch jetzt fortwährend Kritik an ihnen. Nicht nur Felix bevorstehende Geldheirat gab mir Anlass dazu; Anfang Mai erfuhr ich Wallys Verlobung; die Ehe war offensichtlich von Georg gestiftet, und beide Geschwister erhielten recht unrühmliche Noten in meinem Tagebuch. Im Punkte Georg machte ich mir deshalb selber Vorwürfe: «Er verdient es nicht um mich, und doch kann ich ein feindseliges Gefühl gegen ihn nicht unterdrücken.» Wenn mich das Alleinsein quälte, sagte ich mir umschichtig: «Zu Haus würdest du dich auch nicht wohl fühlen», und: «Zu Pfingsten bist du schon wieder daheim, auch liegt ja nur eine winzige Entfernung zwischen Landsberg und Berlin.» Mit alledem litt ich doch ziemlich lange an richtigem Heimweh.

Wahrscheinlich hatte dies Leiden nicht ausschliesslich seelische Gründe: Die Verpflegung im Pensionat war gar zu frugal und mir allzu ungewohnt. In der Hauptsache bestand sie aus Brot und Kartoffeln. Morgens zum Kaffee – zu dem, was man bei Emma Scholz Kaffee nannte – gab es eine trockene Semmel, als Frühstückspaket für die Zehnuhrpause erhielt ich zwei grosse Klappbrote mit Schweineschmalz, beim Mittag dominierte die Kartoffelschüssel, nachmittags zum sogenannten Kaffee ass man Brote mit Pflaumenmus und abends Brote mit einem denkbar dünnen Butteraufstrich und einer ebenso dünnen Wurstschnitte in der Mitte jedes Halbbrottes, die dort nicht mehr Platz einnahm als das schwarze Zentrum in einer Schützenscheibe. Da Fräulein Ottilie jeden Morgen eine grosse Menge Frühstückspakete herzurichten hatte, kam es gelegentlich vor, dass sie das Schmalz zwischen zwei Broten vergass. Als ich ihr einmal ein solches Versehen, nicht das erste, meldete, erwiderte sie mit betrübter Würde, sie finde es weder männlich noch idealistisch, auf solche Nichtig-

keiten derartigen Wert zu legen, dass man ein Wort darüber verliere. Ich war übrigens in diesem Punkt gar nicht so unidealistisch; denn nie wanderte ein Groschen meines knappen Taschengeldes zum Konditor Kadoch, sondern alles ging in Reclamheften drauf oder wurde zum Theaterbesuch in den Berliner Ferien aufgespart.

Und wenn auch an meinem Heimweh der Magen mitbeteiligt war, so doch gewiss nicht er allein; auch die Einsamkeit im Pensionat tat das ihre dazu. Die kleinen Jungen bildeten eine Gruppe für sich, ebenso die Kontoristinnen; bei Tisch ging die Unterhaltung zwischen Fräulein Martin und den Damen hin und her. Ich war völlig isoliert. Ganz im Anfang freilich war mir die dicke Oberlehrerin sehr freundlich entgegengekommen. So wie sie mir während der Prüfung den «Götz» geliehen hatte, stellte sie mir auch weiter ihre Klassiker zur Verfügung, und einmal gerieten wir in ein ernsthaftes Gespräch über Ethik und Religion. Wir blieben am Esstisch sitzen, als schon das Gebet gesprochen war und abgeräumt wurde. Was ich suchte, sagte Fräulein Martin, sei am reinsten im Christentum zu finden. Das Sittengesetz wohl, meinte ich, aber das Dogma störe mich. «Auf das Dogma kommt gar nichts an!» entgegnete sie lebhaft, und das fromme Fräulein Emma warf ihr einen entsetzten Blick zu. Anderntags klopfte die energische Ottilie an meine Tür. Fräulein Martin habe sich über mich beschwert, ich nähme ihr zu viel Zeit weg, ich sei etwas aufdringlich. Ich glaubte nur halb an diese Beschwerde, aber ich war doch misstrauisch geworden, und von da an hörten die Gespräche mit der Oberlehrerin auf.

Von der energischen Ottilie kam mir nichts Gutes. Ein paar Wochen später erschien sie wieder mit düsterem Ernst in meinem Zimmer. Sie müsse mich warnen. Herr Reichsbankfilialdirektor Grimm habe erst die Absicht gehabt, mit seiner Klage über mich unmittelbar an Herrn Direktor Doktor Anz zu gehen; er habe es dann aber in seiner Freundlichkeit vorgezogen, erst einmal durch die Pensionsleiterin auf mich einzuwirken, und die gute Emma habe den peinlichen Auftrag an Ottilie weitergegeben. Ich war

verblüfft. Den Herrn Reichsbankfilialdirektor hätte ich nie gesehen und mit seinem Sohn, einem sehr jungen, gutmütigen und begabten Mitschüler, nur ein paarmal in den Pausen geplaudert, ohne jeden Zwischenfall und auch ohne alle Intimität. «Sie sollen Ideen geäußert haben, vor denen Herr Grimm seinen Sohn behütet wissen will und die nicht in ein preussisches Gymnasium gehören. Es hängt mit Ihrem Aufsatzthema zusammen; Herr Grimm sagt, es seien geradezu sozialdemokratische Ideen.» – Wir lasen die «Braut von Messina», und das Thema hiess: «Der Krieg auch hat seine Ehre». Im Schreiben hatte ich seine Ehre und Unehre gegeneinander abzuwägen versucht, aber auf dem Schulhof, wie ich mich jetzt erinnerte, der heroischen Meinung Grimms gegenüber den pazifistischen Gesichtspunkt einseitig und lebhaft betont. Ich versprach, in Zukunft vorsichtiger zu sein, und fühlte mich noch vereinsamer als zuvor.

Eine weitere Verstärkung des Heimwehs ergab sich aus allerhand kleinstädtischer Enge und Kontrolle. Landsberg war wirklich ein sehr winziger Ort. Ein wenig ausgedehntes Netz stiller und nüchterner Wohnstrassen von der Art unserer Böhmerstrasse bildete den reglosen Körper; alles Leben war auf die Fassade beschränkt: Man promenierte in der Richtstrasse, die sich parallel zum Fluss zwischen dem Kirch- oder Marktplatz und dem grösseren Paradeplatz erstreckte. Grössere Läden gab es nur in ihren alten Giebelhäusern. Einige Schritte vom Paradeplatz entfernt, unmittelbar über dem Fluss, erhob sich das Gymnasium; drüben am andern Wartheufer lag eine ganz dorfartige und armselige Vorstadt. Es war unmöglich, auf der Richtstrasse oder den Plätzen eine unbeobachtete Bewegung zu machen. Gleich hiess es: «Sie haben gestern einen Filzhut statt der Mütze getragen.» Das war verboten. Oder: «Ich habe Sie um halb neun abends auf der Richtstrasse gesehn.» Es war verboten, nach acht Uhr allein auf den Strassen zu sein. Es war auch verboten, ohne Begleitung der Angehörigen ein «Lokal» zu betreten. Es war auch verboten, ohne Erlaubnis des Ordinarius, für die Prima also des Direktors, das

manchmal spielende Stadttheater zu besuchen. Einmal riet mir sogar ein alter Vorschullehrer, der die Aufsicht auf dem Schulhof führte, «freundschaftlich» («Wie ich doch noch Ihren Vater gekannt und Ihre Brüder unterrichtet habe»), die rotgetupfte Kravatte gegen eine dunklere zu vertauschen, sie wirke «aufreizend» und könne meinen Ruf gefährden. Wenn ich mich durch alles das bedrückt fühlte, erhielten die Arbeitshäusler, die als Strassenkehrer verwandt wurden und heimlich um Geld für Tabak bettelten, aus einer Art kollegialen Mitgeföhls einen Fünfer.

Aber diese Kollegialität stimmte doch hauptsächlich insofern, als die Leute ihre Anstaltskleidung und Gefangenschaft nicht tragisch zu nehmen schienen. Sie waren keine Schwerverbrecher, sondern meist bejahrte Vagabunden, sie sahen weder unheimlich noch sonderlich unglücklich aus, manchmal sogar eher vergnügt. Es ging die Sage, einer von ihnen habe das «L. A. H.» auf ihren Kitteln aus «Landsberger Arbeitshaus» in «lauter anständige Herren» umgedeutet. Wenn ich mich auch bisweilen mit mehr oder weniger Koketterie als Gefangenen betrachtete, so fühlte ich mich doch im Ganzen gar nicht schlecht.

War es peinlich, unter der Primanermütze ständig kontrolliert zu sein, so war man doch auch durch eben diese Mütze der und jener und glaubte, respektvolle Blicke zu ernten. Und war Landsberg selber ein Nest, so war die Warthe mit ihren Lastkähnen umso schöner, und auch der Blick von der Schwedenschanze im Norden der Stadt, weit über den Ort, die Ebene und das grüne Warthebruch hinweg, war schön, und gar nicht weitab erstreckten sich mächtige Waldungen. Ich hatte mein Rad mitgebracht und machte einige Fahrten, ich wurde einmal von Professor Neumann zu einem Familienausflug eingeladen, ich machte Fusswanderungen mit Schönrock.

Erich Schönrock war der einzige unter meinen Mitschülern, an den ich mich näher anschloss. Es kam zu keiner engen und dauernden Freundschaft, aber ein paar Semester über die Schulzeit hinaus haben wir doch zusammengehalten. Sein Vater war Uhr-

macher und hatte Laden und Werkstatt in der Richtstrasse. Dort sah ich den kleinen dicken Mann mit der wie ein Monokel ins Auge gezwängten Lupe am Arbeitstisch sitzen, wenn ich, fast täglich, die enge Innentreppe zu Schönrocks Mansardenzimmerchen hinaufstieg. Oben sassen wir stundenlang zusammen. Wir besprachen unsere Schularbeiten, wir spielten Schach (beide ziemlich gleich schlecht), wir trieben auch französische Lektüre. Schönrock hatte ein lebhaftes Interesse dafür, und ich merkte erst jetzt mit Freuden, wieviel ich dem Französischen Gymnasium verdankte. Wir lasen nicht nur den «Tartuffe» und Daudets «Contes du Lundi», wir liessen uns sogar den «Aiglon» kommen, der das neueste Pariser Theaterereignis war und über den auch in den deutschen Blättern viel geschrieben wurde.

Dass ich zu alledem Zeit fand, hierzu und weiter noch zu vielen Tagebuchseiten und zu langen Briefen an Hans Meyerhof (in denen ich die Gefangenschaft etwas stärker betonte als die Behaglichkeit), auch zu etlichen Versen, das hängt mit der grössten Annehmlichkeit dieser ersten Monate zusammen: In der Schule selber ging es mir leidlich, ich hatte gewissermassen Schonzeit und konnte mich eingewöhnen. Sorglos, ja mit freudiger Erwartung, denn einige Stunden brachten sicherlich Interessantes, und Böses zu befürchten war noch von keiner, stieg ich jeden Morgen um acht die Treppen hinauf, warf einen Blick auf den Fluss und ging in die Prima, die als einzige Klasse neben Aula, «Singsaal» und den direktorialen Räumen im obersten Stockwerk lag. Sie beschränkte sich auf nur ein Klassenzimmer; denn ausser in der Mathematik empfangen Ober- und Unterprima in allen Fächern gemeinsamen Unterricht. Nur dass die Leistungen der Oberstufe nach strengem Massstab beurteilt wurden. Vorn sass die O I, hinten die UI, und ich als der Neuhinzugekommene war der letzte. Die Rangordnung wurde in den Michaelis-, Weihnachts- und Osterzensuren aufgestellt, Versetzungen gab es nur Ostern; wer sitzenblieb, verlor ein volles Jahr.

Wenn ich nun von den einzelnen Fächern in der Reihenfolge ihrer Bewertung für die Zensur berichte, so entspricht dies zu-

gleich dem wahren Wert, den sie für mich selber gewannen.

Wirklich langweilig war mir nur der Neusprachler, ein junger, überaus liebenswürdiger Mann, der seine Herren Primaner immer um Entschuldigung zu bitten schien, dass er ihre Zeit in Anspruch nehme, und noch weniger von ihnen verlangte, als er es dem bescheidenen Lehrplan nach hätte tun müssen. Er kannte zu genau den Satz: «Des Französischen halber fällt keiner durchs Examen.» Nie ist mir eine Lektüre so veregelt worden wie die des «Horace». Über einem Dutzend furchtbar geradebrechter Alexandriner verging oft eine ganze Stunde. Wer mir damals vorausgesagt hätte, dass ich noch einmal ein Buch über Corneille schreiben würde, der hätte mir ebenso gut eine Mathematikprofessur weissagen können. Auch im fakultativen englischen Unterricht, an dem wir nur zu vierten teilnahmen, machte es uns Dr. Penner zu leicht.

Höhere Ansprüche stellte der Geschichtslehrer Paech, ein eisgraues Eichhörnchen. Er trug sein Pensum bisweilen klar und fesselnd vor. Aber leider war er doppelt behindert. Einmal mussten wir durchaus examensfertig gemacht werden und hierzu die gesamte neuere Geschichte Deutschlands, von der Reformation an, mit vielen Ausblicken auf die europäische Geschichte überfliegen, was denn allzu oft ein allzu enges Zusammenfassen in knappe Paragraphen zur Folge hatte; und zum andern hörte die deutsche Geschichte für uns beim siebenziger Krieg und der Reichsgründung auf. Von den folgenden dreissig Jahren, von der Gegenwart erfuhren wir nichts, da blieben wir den Schlagworten ausgeliefert, die bei festlichen Gelegenheiten in der Aula auftauchten. Freilich nur dort und ausnahmsweise, genauso wie nur dort, in den predigtartigen Ansprachen wechselnder Lehrer, bei den Andachten des Montagmorgens und Sonnabendmittags, bisweilen spezifisch protestantisch-kirchliche Töne der Frömmigkeit zu hören waren. Der Unterricht selber blieb durchweg frei von allem parteipolitisch umgrenzten Nationalismus und aller Kirchlichkeit, er war rein humanistisch und im reinsten Wortsinn liberal. –

Während Penner und Paech mit lässigem Gleichmut – wir sagten «wurstig» – dozierten, war der zischelnde Mathematiker Kuhfahl, dem das aschfarbene, schon ergrauende Haar in Strähnen über die Stirn und manchmal über die grosse Brille fiel, ein leidenschaftlicher und, wie mir zu Recht oder Unrecht schien, wenig glücklicher Mensch. Er hing mit grosser Hingabe an seinem Fach, vielleicht mehr noch an der Physik als der Mathematik; er leuchtete, wenn seine Schüler mitgingen, was aber stets nur bei wenigen der Fall war; er wurde bitter ironisch, wo er auf Stumpfheit stiess. Ich hörte ihm immer wieder mit Interesse zu und verlor immer wieder nach einiger Zeit den Faden. Dann tröstete ich mich, es liege am Mangel der Vorkenntnisse. Erst viele Jahre später habe ich mir Vorwürfe wegen der damals versäumten Gelegenheit gemacht. Hätte ich mich wirklich mit aller Kraft und vorbehaltlos angestrengt, so wäre ich gewiss eingedrungen. Aber immer wirkte in mir ein unsinniger Hochmut, der das Mathematisch-Technische für minder geistig hielt als das Sprachlich-Literarische. Davon bin ich erst zu einer Zeit abgekommen, als es zum Nachholen wirklich zu spät war. In den ersten Monaten liess mir Kuhfahl völlige Ruhe; er schrieb unter meine schriftlichen Arbeiten «ungenügend» und rief mich während der Stunden nicht auf. Er wollte wohl das Ergebnis der Nachhilfe abwarten, die mir einer seiner Kollegen aus den Unterklassen erteilte, ein sehr ruhiger Mann, der während des Unterrichts immer ein Glas Milch neben sich stehen hatte und in vielen kleinen Schlucken leertrank.

Den wertvollsten und den eigentlich entscheidenden Teil der Vormittage endlich bildeten die tägliche lateinische und die über-tägliche deutsche und griechische Stunde, und hierfür sparte ich alles auf, was ich an Energie und Aufnahmefähigkeit besass.

So viel ich nun meinem Direktor auch verdanke und so sehr ich ihn als Menschen heute noch liebe – für einen idealen Lehrer habe ich ihn nie gehalten. Gewiss, er erklärte uns den Cicero, den Tacitus und vor allem den Horaz auf sehr lebendige Weise, er ging

auf philosophische und ästhetische Fragen ein (weniger auf kulturgeschichtliche, gar nicht auf kunsthistorische), er liess sich auch nicht durch seine Vorliebe für schöne Verdeutschungen dazu verleiten, im normalen Unterricht über grammatische Ungenauigkeiten hinwegzusehen. Aber er hatte einen schweren Fehler, der ihn regelmässig um die beste Wirkung brachte: Er war allzu begeistert, so begeistert, dass sein Enthusiasmus selbst auf den Willigsten abkühlend und erheiternd wirkte. «Si fractus illabatur orbis ... Sie müssen die Höhe der Gesinnung erfassen! Si fractus illabatur orbis ... Nehmen Sie die Wucht der Klänge und Rhythmen in sich auf! Si fractus...» Er wiederholte es drei-, viermal, er stürzte zwischen Katheder und Bänken vom Fenster zur Tür, von der Tür zum Fenster. «Wie Ragueneau (notierte ich in meinem Tagebuch), wenn er in der Garküche mit dem Bratspiess das Balladuell Cyranos nachahmt.» Der Vergleich stimmte nur teilweise, denn zum Gestikulieren hatte Anz keine Hand frei: Mit der einen hielt er den baumelnden Kneifer an den Magen gedrückt, die andere hing, den Zeigefinger zwischen den Seiten, mit dem schweren Horazband herab. Übrigens schuf gerade dieser Band eine freundliche Sonderbeziehung zwischen dem Direktor und mir. Ich hatte ein Exemplar, das dem seinen ähnlich sah und sich deutlich von den schwächeren der Mitschüler unterschied. Es fiel Anz in einer der ersten Stunden auf, er nahm es mir aus der Hand: «Was benutzen Sie für eine Ausgabe? Wissen Sie nicht, dass kommentierte Editionen für Schüler verboten sind?» Er blätterte: «Mein Orellius! 1843 gedruckt, wo haben Sie das her?» Vorn klebte ein Firmenzettel: I. Taubeles' Antiquariat in Prag, Bergmannsgasse. In Vaters schon charakteristischer Hieroglyphenschrift stand auf der ersten Seite: «Wilhelm Klemperer, Prag 1855». Darunter eine noch erstaunlich kindliche Hand: «Zweite Generation. Georg Klemperer, Landsberg 1880». Es folgten, mit ihren Daten, Felix und Berthold. Mich selbst wollte ich erst nach erledigter Prima hinzufügen. Anz gab mir das Buch fast bewegt zurück: «Machen Sie dem Erbstück Ehre, ich erlaube Ihnen die

Benutzung.» Bisweilen hatte seine Begeisterungsfähigkeit etwas kindlich Rührendes. Einmal waren wir auf das Verbum praetere gestossen, und er wollte es an einem sinnfälligen Beispiel erläutern. Er stand am Fenster. Über den Hof weg sah man die kahle Mauer, an deren Fuss sich ein Weinspalier in den allerersten dünnen, spärlichen, niedrigen und blattlosen Anfängen lehnte. «Da liegt ja das schönste Beispiel vor unsern Augen», sagte er: «Vinum praetexi muro, ich wob der Mauer ein Kleid aus Weingerank.» – Fataler noch als die positive wirkte die negative Seite dieser ständigen Pathetik. Vom Cicero und Horaz kam er oft auf die deutschen Klassiker, die er reichlich zitierte, den Goethe häufiger als den Schiller, aber nur den Goethe der «Iphigenie» und des «Tasso», den des «Faust» allenfalls noch mit Auswahl, den des «Götz» überhaupt nicht. Und war er einmal an die deutsche Klassik geraten, dann folgte unweigerlich ein langer Zornausbruch gegen die modernen Realisten und Naturalisten. Er nannte sie «Gründeutschland», er schalt ihre Dramen «Spelunkentheater», er verglich ihre Romane mit den «Indianergeschichten, die man in Zehnpfennigheftchen kauft», er konnte uns nicht eindringlich genug warnen vor diesen «Sündern gegen den deutschen Geist». Wir fühlten wohl, dass alles dies, Lob und Tadel, sein heiliger Ernst war, dass er niemals schauspielerte, und so gab es nur wenige, eigentlich nur die beiden «Hemden», die ihn verspotteten; aber ein ganz kleines heimliches Grinsen konnte doch keiner unterdrücken.

Und täglich wurde uns die Schwäche des Direktors durch die gegensätzliche Art des Professors Charitius mit besonders grausamer Deutlichkeit zum Bewusstsein gebracht. Dieser Gegensatz war ein so schroffer, dass kein Romanschreiber ihn konstruieren dürfte, ohne sich dem Vorwurf des kindlichen Schwarzweisszeichnens auszusetzen. Wenn ich mich heute frage, wer von allen Lehrern meines gesamten Studienganges bis zur Privatdozentur mir durch seine Persönlichkeit mehr gegeben hat, als was ich – in vielen Fällen besser, in allen zur Not – auch aus Büchern hätte lernen können, so sind es im allerletzten nur zwei: Franz Charitius

und Karl Vossler; und wenn ich mir die Frage vorlege, nicht nur wem von den beiden ich mehr verdanke, nein, wen ich rein objektiv für den besseren Lehrer halte, dann muss ich den namenlosen Landsberger Schulmeister über den berühmten Münchner Philologen stellen. Für Charitius' eigentümliche Bedeutung besitze ich vor mir selber einen recht merkwürdigen Beweis: Niemals, auch nicht in der bösen Zeit, als ich wirklich unter ihm litt und fast an ihm gescheitert wäre, habe ich ihn einen Pedanten gescholten, obwohl ihn die meisten Primaner so nannten. Einen Tierquäler, einen Eiszapfen manchmal, einen Pedanten nie. Er war in allen Stunden, den deutschen wie den griechischen, derselbe wie bei der Aufnahmeprüfung. Er forderte eine absolute grammatische und logische Exaktheit, er liess kein Wort durch, das nur die geringste Unklarheit, die leiseste Neigung zur Geschwollenheit, zum Ausbiegen oder zum Aufweichen ins Gefühlsmässige verriet. Aber er liess es auch niemals bei einer äusseren und flachen Klarheit bewenden. Wir lasen die Ilias, Demosthenes, Thukydides, Sophokles und Plato, viel Plato, wir lasen die «Hamburgische Dramaturgie», den «Laokoon», den «Wallenstein», wir lasen Abschnitte aus einem «Deutschen Lesebuch für die Prima» von Paul Cauer, das ungemein hohe, vom gegenwärtigen Standpunkt aus unmöglich hohe Ansprüche stellte, so – ausser jener früher erwähnten Katharsisstudie von Bernays – Stücke von Savigny und Jhering über Recht und Gesetz und über das Wesen des römischen Geistes, wir sprachen unsere häusliche Pflichtlektüre «Dichtung und Wahrheit» durch – immer und überall legte Charitius die Einzelheiten bloss, stellte den entscheidenden Punkt ins Zentrum, umriss das Ganze. Immer, bei der «Antigone» nicht weniger als bei der Erklärung der Begriffe Induktion und Deduktion, vermied er jedes affektische Wort, jeden Appell an das Gemüt, und doch trat jeder Gefühlswert der grossen Dichtungen ins Licht, reiner und schärfer als durch den Nebel der Anzischen Enthusiasmen. Ich will gewiss nicht den Lobredner der guten alten Zeit machen. Als ich dreissig Jahre

nach Landsberg zum ersten Mal wieder eine Prima betrat – als Staatskommissar für die Reifeprüfung hospitierte ich bei einigen Unterrichtsstunden –, war ich aufs Angenehmste von der Fülle des Anschauungsmaterials überrascht: Da hing ein Stadtplan des alten Rom, da gab es ein Bild der Akropolis, das Modell eines pompejanischen Hauses. Nichts von alledem, was den Schülern des Vitzthumschen Gymnasiums um 1930 zur Verfügung stand, wurde uns bei Jahrhundertbeginn in Landsberg geboten. Der Unterricht war ein rein abstrakter, und das bedeutete an sich gewiss keinen Vorzug. Aber der abstrakte Unterricht des Professors Charitius war in seiner Art schlechthin vollkommen, und mehr als dieses Einzelfaktum will ich nicht aussagen. Ich freute mich auf jede seiner Stunden, selbst dann noch, als ich vor ihm zu zittern begann.

Ich glaube nicht, dass auch nur einer meiner Mitschüler meine grosse Verehrung für Charitius teilte. Er wurde wesentlich mehr respektiert als Anz und alle anderen Lehrer, man wusste auch, dass er keine Fallen stellte und keine Ungerechtigkeit beging; aber er galt nicht nur als trocken, sondern auch als unerbittlich und gefährlich. Charitius geriet nie in lauten Zorn, wie es dem Direktor häufig begegnete – einmal haute Anz seinen Cicero mit Wucht auf das Katheder, das Buch löste sich aus dem Deckel, Anz besah stillgeworden den Schaden und sagte dann mit einer Art abbittenden Lächelns: «Diese neumodischen Einbände halten gar nichts aus!» –, Charitius wurde auch nie bitterironisch wie Kuhfahl; wenn er mit der Leistung eines Schülers ernsthaft unzufrieden war, liess er ihn mitten im Satz aufhören, schrieb eine Ziffer in sein Notizbuch und wandte sich gleichmütig an den nächsten. Ihn zu reizen war ein unmögliches Unternehmen. Es wurde auch nur gelegentlich von den beiden «Hemden» versucht, und immer vergeblich. Charitius hatte die Gewohnheit, die Stunde genau beim Glockenzeichen zu beenden, mit einem: «Da werden wir morgen fortfahren», und anderntags zuerst ein Resümee zu verlangen. «Hembd O, wovon sprachen wir gestern?» – Schwei-

gen. – «Was sagte ich zuletzt?» – «Da werden wir morgen fortfahren.» Im gleichen Augenblick gähnt dort, wo eben noch das Oberhemd stand (so genannt zum Unterschied vom Unterhemd, seinem mageren Vetter in U I), leerer Raum. Charitius hat nicht einmal den Kopf zur Seite gewandt, sein Auge ist nur blicklos geworden, während er im selben gleichgültigen Tonfall wie vorher «Schulz» sagt. Und erst als der Neuaufgerufene schon spricht, kehrt er sich ihm zu, indessen Hembd eine Sekunde lang in der Luft zu schweben scheint, ehe er in die Bank zurückgleitet.

Schulz, der Primus omnium, erinnerte mich ein wenig teils an Krüger, teils an Djuvara I. Er war der Sohn eines Bäckers, schon zwanzig Jahre alt, Stipendiat und ganz erwachsen, nach Charakter, Betragen und Wissen unbedingt zuverlässig, er wollte Theologie und alte Sprachen studieren, um Gymnasiallehrer zu werden. (Er war übrigens der einzige von uns allen, der dieses Fach wählte. Man musste einen «Antrag auf Zulassung zum Abiturientenexamen» einreichen und darin seinen beabsichtigten Beruf angeben. In unsern zwei Jahrgängen gab es ausser diesem einen Theo-Philologen noch zwei Mediziner, einen Architekten und einen zwischen Mathematik und Musikwissenschaft Schwankenden; das Gros entschied sich für «das Studium der Rechtswissenschaft». Jus war zu allem gut: Die Christen wurden Richter und Verwaltungsbeamte, die Juden Anwälte, und Christen und Juden konnten es als Bankleute und auf gehobenen kaufmännischen Posten gebrauchen. Elektrotechnik und Chemie galten zwar als aussichtsreich, aber für nicht sehr «fein».) Mir selber hat der tüchtige Schulz manchen nützlichen Wink gegeben. Unangenehm, so wie die Erinnerung an die selige erste mit ihrem besseren Können im Kochen und Strümpfestopfen auf der zweiten Gattin lastet, häufig sehr unangenehm sollte er mir erst nach seinem Abgang werden. Wie mit dem Primus stand ich auch mit den meisten andern Schülern in etwas distanzierterem, aber durchaus gutem Einvernehmen. Näheren Umgang hatte ich nur mit Schönrock, völlig zuwider waren mir nur die Vettern Hembd. Der schlimmere, doch

erträglichere der beiden war Hembd O. Breitschultrig, wuchtig, satt gegessen, elegant gekleidet, verband er mit seinem anmasslichen Wesen einen Zynismus, der manchmal als Offenheit mildernd wirkte; es fehlte ihm auch nicht an einer gewissen wegwerfenden und brutalen Gutmütigkeit den Schwächeren und Ärmern gegenüber. Sein Vater war ein reicher Justizrat, dessen Nachfolge er einmal antreten würde. Er war ein interesseloser und mittelmässiger Schüler, er sprach mit Verachtung von der Penne und den Paukern, aber das Abitur würde er natürlich erschlagen: «Man braucht das doch.» Und «Man braucht das doch» sagte er auch von den Hassoborussen, bei denen er eintreten würde, und redete vom Korpsstudententum kaum begeisterter als vom Gymnasium. Man müsse da eben durch um der Laufbahn, um der Konnexionen willen, das richtige Vergnügen am Dasein werde später beginnen. Er war nicht begabt, aber er war ungleich klüger als sein wenig bemittelter Vetter, der sklavisch an ihm hing und ihn in allem nachzuäffen suchte. Für Hembd U gab es nichts Höheres auf der Welt als das Korps, und sein grosser Kummer war, dass er selber nur in eine Burschenschaft würde eintreten können. Ich weiss nicht, ob er auch nur dies mindere Ziel erreicht hat. In Landsberg jedenfalls erhielt er nach zwei Jahren Unterprima den Rat, die Schule zu verlassen.

Eine bedeutendere Rolle als im Gymnasium spielten die Vettern im «Hopfenbruch». Das war eine grosse Gastwirtschaft, eine Viertelstunde vor der Stadt flussabwärts zwischen Warthe und Landstrasse im Grünen gelegen. Dort durfte die Prima jeden Sonnabend kegeln und allmonatlich ihre Kommerse abhalten. (Bei sehr feierlichen Gelegenheiten und sehr ungünstigem Wetter fanden die Kommerse auch im «Gesellschaftsbaus» am Paradeplatz statt.) Das Kegeln machte mir Vergnügen; einmal, ein einziges Mal freilich in zwei Jahren, schob ich sogar «alle neune». Es gab zwei Bahnen Wand an Wand, und nicht selten kam es vor, dass neben uns die Lehrer des Gymnasiums schoben und in den Spielpausen auf ein paar leutselige Worte zu uns traten. Sehr viel

wichtiger aber und sehr viel weniger schön als das Kegeln waren die Kommerse. Über den Paneelen unseres Saals waren zu vielen Dutzenden die Kartengrüsse früherer Primaner angesteckt, alle mit den bunten Wappen, den Federbüschen und Zirkeln der Landsmannschaften, Burschenschaften und Korps, denen die einstigen Mitschüler jetzt angehörten; und diese vielen Karten waren wie Mahnungen, sich hier im «Hopfenbruch» zu üben und ernstlich vorzubereiten, sich ganz so zu verhalten, als wenn man schon eine richtige Studentenverbindung bildete. Präside war der Primus omnium; Mütze, Schläger und Kommersbuch lagen vor ihm. Burschen waren die Ober-, Füchse die Unterprimaner. Aber man wurde nicht etwa durch das blosses Faktum der Versetzung zum Burschen, sondern hatte ein richtiges Examen zu bestehen, in dem das Trinken fast noch höher bewertet wurde als die Beantwortung der Fragen über den Komment. Salamander, Gesang und Zuprosten spielten sich kommentmässig ab. Der ruhige Schulz hielt auf Mass und Ordnung. Aber was er nicht zu verhindern und kaum einzuschränken vermochte, war das «Spinnen», das zwangmässige Straftrinken, das den Füchsen wegen angeblicher oder wirklicher Insubordination von strengen Burschen auferlegt wurde, waren die Bierjungenduelle, wobei die Kontrahenten ihr volles Glas oder auch mehrere Gläser absatzlos herunterzugiesen hatten. Wessen Magen überfüllt war, der suchte die Toilette auf; wer sich nicht ohne Weiteres erleichtern konnte, der steckte den Finger in den Mund. Die Sauberkeit des Ortes war durch einen besonders breiten, mit Seitengriffen versehenen und in bequemer Höhe der Speier angebrachten Ausguss einigermaßen gewährleistet. Die üblichen Kommerse dauerten von vier bis acht Uhr. Es wurde Wert daraufgelegt, dass alle Teilnehmer ohne Lärm und Zwischenfall heimkamen. Schwer Mitgenommene wurden von Kameraden geleitet und hatten zur Rekonvaleszenz den Sonntag für sich. Gab es doch einmal eine kleine Entgleisung, so drückten Schule, Eltern und Publikum nach Möglichkeit die Augen zu: Die jungen Leute hatten ja nur Kameradschaftlichkeit

gepflegt und ein wenig studentische Romantik vorweggenommen.

Ich glaube nicht recht, dass, von den Hembds abgesehen, die eine erstaunliche Leistungsfähigkeit im Trinken und Vonsichgeben besaßen, die Mitschüler eine wirkliche Freude am Kommerzien empfanden. Die meisten dachten wohl ähnlich darüber wie Schönrock. Er formulierte mir seine Meinung so: «Es ist nicht immer sehr hübsch, aber es gehört sich, und man gewöhnt sich daran. Und man ist doch auch stolz darauf, mithalten zu dürfen.» Mit meiner tiefen Abneigung gegen den Komment, in der sittlicher, ästhetischer und physischer Widerwille mit gleicher Stärke zusammenwirkten, stand ich ganz allein. Persönlich zu leiden hatte ich übrigens unter dem Trinkzwang kaum. Ich machte keinerlei Opposition, setzte mich keinem Strafverfahren aus und blieb ungeschoren. Immerhin war ich jedesmal heilfroh, wenn solch ein Kommernachmittag hinter mir lag. –

Alles in allem also liess sich meine Gymnasialzeit leidlich an. Pflingsten zu Haus war eine rechte Auffrischung mit Theater- und Opernbesuch, und dabei dachte ich doch schon mit Vergnügen an die weiteren Stunden bei Charitius. Aber noch vor den grossen Ferien zog sich ein Gewölk zusammen, und gerade bei Charitius begann die Verdüsterung.

All meine Erfolgsrechnungen stützten sich auf eine gute Note im Deutschen, deren ich sicher zu sein glaubte. Doch ich brachte es in den Aufsätzen nicht über ein «Genügend», und unmittelbar vor den Ferien trug einer sogar die Note «Noch genügend». Auch waren die Bemerkungen am Rand des Heftes jedesmal sehr unhöflich: «Das ist unklar.» – «Das ist Zeitungsdeutsch.» – «Wie schön gesagt!» – «Nehmen Sie den Mund nicht zu voll!» Dazu kamen zwei verfehlte schriftliche Arbeiten im Griechischen, und zuletzt hatte mich noch Kuhfahl mit freundlichem Lispeln gefragt, wie ich mir die weitere Teilnahme am mathematischen Unterricht dächte.

Dennoch liess ich mir die Sommerferien nicht sonderlich ver-

kümmern. Zensuren hatte es nicht gegeben, die häusliche Aufmerksamkeit war durch Felix' herannahende Hochzeit von mir abgelenkt. Diese Hochzeit bildet heute in meiner Erinnerung das peinliche Gegenstück zu Mutter Henris harmlosem Schalet mit den Schinkenknochen. Vater segnete das Paar ein. Weil es aber auf Seiten der Braut allerhand fromme Verwandte gab, so wurde die Einsegnung unter dem rituellen Trauhimmel vorgenommen, dessen vier Stangen die nächsten männlichen Angehörigen des Paares zu halten haben. Von uns kamen Georg und Berthold auf keine Weise in Betracht, und so stand ich denn am Trauhimmel und trug dabei zwar einen Frack, den ich von Georg geerbt hatte, aber leider nur einen weichen Filzhut statt des vorschriftsmässigen Zylinders. Für die musikalische Begleitung der Zeremonie sorgte eine mit meiner neuen Schwägerin befreundete Violinistin, die das Bach-Gounodsche «Ave Maria» vortrug; es wurde wohl bei den orthodoxen Gästen, was den Text der rührenden Melodie anging, mit Bestimmtheit Unkenntnis vorausgesetzt.

In Landsberg kam es dann wenige Wochen nach meiner Rückkehr zu einer umwälzenden Katastrophe. Ein sehr einfacher Klausenaufsatz – für eine solche Arbeit hatte man nur zwei Stunden Zeit, und deshalb wurden schlichtere Themen gestellt als für häusliche Aufsätze – «Der Gang der Handlung in Lessings ‚Philotas‘», riss mich ins Verderben.

Wahrscheinlich wirkten in mir zwei satirische Stimmungen zusammen. Noch war ich von der Berliner Hochzeit her zur Gesellschaftskritik aufgelegt (obwohl ich mir doch das grosse Diner im Savoyhotel sehr gut hatte schmecken lassen und mit der bildhübschen jüngeren Schwester meiner Schwägerin eifrig geflirtet hatte), und eben war ich durch die Sedanfeier heftig gereizt worden. Am Vormittag beim Festakt der Schule hatte der Geschichtslehrer der Mittelklassen in seiner Uniform als Reserveoffizier einen ausnehmend phrasenreichen Vortrag gehalten über die «Heldentugenden der Väter» und den «mangelnden Autoritätsglauben» der Gegenwart; selbst das böse Kaiserwort von den «vater-

landslosen Gesellen» fehlte nicht – «und nicht nur ungebildete Arbeiter, sondern selbst Gebildete, ja Studierende gibt es unter ihnen!». Und am Nachmittag hatte die Prima ihren ersten Festkommers im «Gesellschaftsbaus» mit hohen Gästen gehabt. Neben dem Direktor sass der Landrat, ein schöner Mann mit blondem Vollbart. Er hielt eine kurze Ansprache, und es war, als wenn er der Feier in der Aula beigewohnt hätte, denn seine Sätze resümierten genau die Vormittagsrede, teilweise sogar mit den gleichen Schlagworten. Später waren noch der Landgerichtsdirektor und ein Referendar erschienen; die Herren kamen von einem Festessen. Schulz hatte dem Referendar, einem früheren Schüler unseres Gymnasiums, den Vorsitz übergeben. Der sehr blasse junge Mann liess den Schläger auf den Tisch krachen, brüllte «Silentium für ...», und ehe man noch erfahren hatte, wofür, presste er das Taschentuch vor den Mund und eilte hinaus.

Alles dies, anders kann ich mir meine Torheit nicht erklären, muss dunkel auf mich eingewirkt haben. Statt den heroischen Einakter nachzuerzählen und, wie es von uns erwartet wurde, auf das stilistische Moment der epigrammatischen Gedrängtheit einzugehen, liess ich mich zu einer ebenso einseitigen wie unbescheidenen Charakteristik verleiten. Der blutjunge Prinz Philotas ist gefangen und soll gegen den gleichermassen gefangenen Thronfolger des feindlichen Staates ausgetauscht werden. Um seinem Vater, dem König, die volle Freiheit des Handelns zu geben, aus leidenschaftlichem Patriotismus, tötet er sich selber. Ich bestritt den Patriotismus dieses Selbstmords. «Folgen wir dem Gedankengang des Prinzen auf seine eigene Art. Welcher Gott hat den Todesgedanken in ihm gedacht? Der Ehrgeiz. Denn was ist ihm die Ehre? Die Vorbedingung und Basis zum Ruhm. Was sind ihm Schwert und Kampf? Die Mittel zum Ruhm. Was ist ihm sein Vaterland? Die Stätte seines künftigen Ruhms. Was ist also seine Vaterlandsliebe? Liebe zum eigenen Ruhm, Egoismus. Wohl verwendet Philotas seine Logik nicht zu diesen Schlüssen und spiegelt sich stattdessen selber in das schöne Trugbild von der offer-

freudigen, selbstlosen Hingabe an das Vaterland vor, die ihn der Vater gelehrt und die er in den nächsten Auftritten ja auch so dringend, so verdächtig dringend betont – doch Lessing selbst heisst uns in seiner ‚Dramaturgie‘ nach den Gründen jedes Märtyrertums forschen und nur das von würdigsten Gründen bedingte ehren.» Charitius setzte einen dicken roten Längsbalken an den ganzen Abschnitt, auf dessen Stilisierung ich so stolz war, und schrieb daneben: «Sie haben nicht das Recht, dem Lessingschen Stück Ihre Gedanken unterzuschieben.» Gleich darauf muss er sich noch heftiger entrüstet haben, denn hier zum einzigen Mal in all den zwei Jahren entfuhr ihm eine pathetische Bemerkung. Ich behauptete, der Selbstmord des Philotas sei eine unnütze, ja dem Vaterland schädliche Handlung; denn der König werde durch den Tod seines Lieblingssohnes «um alles seelische Gleichgewicht» gebracht werden und entweder «in stumpfe Ruhe versinken» oder, und dem Geist seiner Zeit nach sei dies der wahrscheinlichere Fall, «einen blutigen Rachekrieg führen». Hier fragt die rote Tinte: «Haben Sie kein Verständnis, worin sich Seelengrösse zeigen kann?» Und unter der ganzen Arbeit stand: «Es wäre Ihnen zu raten, erst das Drama, wie es ist, zu lesen, ehe Sie darüber salbadern. Nicht genügend.»

Nun muss ich nach Charitius' vernichtender Kritik etwas Gutes von mir aussagen. Ich war nicht verstockt, es leuchtete mir sofort ein, dass er nicht ganz unrecht und von seinem Standpunkt aus sogar völlig recht habe. Aber meine Reue oder halbe Reue – denn über den Heroismus des Philotas denke ich auch heute noch sehr skeptisch – kam zu spät. Am Tag nach der Rückgabe des Aufsatzes befahl mich der Direktor in sein Amtszimmer und hielt mir eine furchtbare Strafpredigt. Seit Monaten warte er vergeblich auf ein Anzeichen, dass ich mich ehrlich bemühte, die «in allen Hauptfächern klaffenden Lücken» zu schliessen. Und nun noch dieser Aufsatz! Welchen Zweck habe mein Schulbesuch, wenn ich jeder disziplinierten Sachlichkeit widerstrebe? «Um ein verantwortungsloser Feuilletonist zu werden, braucht man

keine Gymnasialbildung!» Ich sei nur zur Probe aufgenommen worden, hiess es am Schluss, und bis jetzt hätte ich die Probe nicht bestanden.

Im Oktober bekam ich zwar nicht den Rat, die Schule zu verlassen, aber ich blieb auf dem letzten Platz. Nicht einmal über Ebers hatte man mich gesetzt, den scheuen und wirren Menschen mit den immer verstört aufgerissenen, starren blauen Augen, von dem ich mich oft fragte, wie er es bis zur Prima gebracht habe und wie er es weiterbringen wolle.

Dieser Ebers bereitete mir um Weihnachten eine starke Erschütterung. Ganz unvermutet – wir hatten nie miteinander verkehrt und, obwohl wir nebeneinander sassen, nur selten ein paar Worte gewechselt – trat er eines Nachmittags in mein Pensionatszimmer. Er wolle mir etwas anvertrauen und mich um Rat fragen, weil ich älter sei als die Klassenkameraden, weil ich in Landsberg allein stünde und weil ich grossstädtische Erfahrungen besässe. «Und dann auch, weil du weniger eng bist als die andern.» Ich sah ihn sehr verwundert an. Er sass eine Weile still, wurde immer röter im Gesicht; schliesslich brachte er abgerissene Sätze heraus: «Es ist erst im letzten Jahr so schlimm geworden ... Ich kann es nicht mehr aushalten ... Es gibt ein Unglück, wenn ich nicht fortkomme ... Immer das Gewimmel der Jungen auf dem Hof ... Die nahe Berührung, all das Intime.» Ich begriff ihn nur allmählich. Vom § 175, wie man damals sagte, hatte ich wiederholt reden hören, aber immer nur so, wie man einen obszönen Witz erzählt oder andeutet. Jetzt sah ich zum erstenmal, und mit Entsetzen, die Qual solch eines anormal veranlagten und vom Gesetz bedrohten Menschen vor mir. «Hast du schon einmal mit deinem Vater darüber gesprochen», fragte ich, «oder mit eurem Arzt?» – Das sei ganz unmöglich. – «Könntest du dich nicht dem Direktor anvertrauen? Ich halte Anz für einen sehr guten Menschen.» – «Ebenso gut könnte ich in die Warthe springen.» – «Aber weswegen bist du denn überhaupt zu mir gekommen?» – «Ich weiss nicht; ich musste mit einem darüber sprechen.» – Er sass noch eine Minute

still, sagte dann: «Du gibst mir dein Ehrenwort, mich nicht zu verraten?» und ging, sobald ich genickt hatte, ohne jedes weitere Wort. Von da an hielt er sich von mir noch ferner als von den andern Mitschülern. Ein, zwei Wochen lang erwartete ich jeden Tag, er werde ausgeblieben, es werde so oder so ein Unglück geschehen sein. Doch geschah gar nichts, und der Eindruck der Konfession verblasste in mir ein wenig. Zu Ostern wurde er nicht versetzt und verliess das Gymnasium; ich weiss nicht, was aus ihm geworden ist.

So unschön das nun auch klingt: Jenes erste mitleidige Entsetzen über seinen Zustand hatte mir einen guten Dienst erwiesen. Ich hatte mich darein verbohrst, der unseligste aller Menschen zu sein, und sah jetzt, dass es bössere Situationen gab als die meine. Schön freilich war sie gewiss nicht. Die Michaelisferien in Berlin waren so abscheulich gewesen, dass ich eine Woche früher als nötig nach Landsberg zurückfuhr. Vater hatte bitterlich geklagt, er müsse als alter Mann mit ansehen, wie einer seiner Söhne entgeise. Berthold hatte mir eine Moralpredigt um die andere gehalten, Georg hatte spöttisch gelächelt. Und ich selber war an mir verzweifelt. Dann, gleich nach der vorzeitigen Rückkehr, hatte ich zu arbeiten begonnen wie noch nie zuvor. Ich tat es anfangs ohne Freude, ohne Hoffnung, eigentlich ohne zu denken, ja gerade um nicht denken zu müssen. Ich arbeitete nicht, ich büffelte. Stundenlang sass ich über den beiden Grammatiken, über dem mathematischen Lehrbuch. Ich liess alle moderne deutsche Lektüre, ich ging nicht zu Schönrock, ich überhörte mich auf einsamen Spaziergängen. Der Unterricht und die laufenden Schularbeiten begannen: Ich erledigte mein Pensum mit dreifach grösserem Zeitaufwand als vordem und hielt dennoch an dem rückgreifenden Büffeln fest, um nur ja nicht zu mir zu kommen. Das energische Fräulein Otilie klopfte wieder an: Fräulein Dreyssig fühle sich durch mein nächtliches Aufundabgehen im Schlaf gestört. Ich verlegte also auf die Zeit nach zehn Uhr die schriftlichen Arbeiten. Den fälligen Aufsatz schrieb ich zweimal, um ganz gewiss

alles Subjektive und Pathetische auszumerzen. Das Urteil lautete: «Sie machen zuviel in schwunghaften allgemeinen Phrasen, und man vermisst oft bestimmtere Angaben. Genügend.» Sehr ermutigend war das nicht, und auch in den andern Fächern fehlten unterschiedene Erfolge. Immerhin wurde ich in der Weihnachtszensur der achte unter fünfzehn. Ich war aber viel zu müde und deprimiert, als dass ich mich der gebesserten Lage ernstlich freuen und zu ihrer Dauer Zutrauen fassen konnte. Wieder wurde der Ferienaufenthalt in Berlin abgekürzt, und das Arbeiten nahm seinen Fortgang mit erbitterter Verbohrtheit. Erneute Beschwerde Fräulein Otilies: «Ihre Lampe hat noch um halb eins gebrannt!» Höfliche Antwort: «Wollen Sie mir die arithmetischen Aufgaben lösen, damit ich früher ins Bett komme?»

Dann gab es einen Lichtblick. Zum erstenmal stand unter einem meiner Aufsätze: «Im Ganzen gut.» Und es schien mir nun auch, als wenn mich Charitius auf eine andere Weise behandelte als zuvor. Nicht freundlicher; er war zu niemandem freundlich, zu niemandem unfreundlich, er war immer unpersönlich. Aber es schien mir, als wenn er auf meine Antworten mit einer von Mal zu Mal steigenden Ausführlichkeit einginge, als wenn er manche Erklärung gerade an mich richtete. Und dann, Ende März beim Schulschluss, gab es einen richtigen Theatercoup.

Die Reihe der Versetzten aller Klassen wurde in der Aula verlesen, die Namen der Nichtversetzten blieben ungenannt. Das sank qualvoll langsam innerhalb jeder Klasse von den Ersten, die nichts zu befürchten hatten, zu den bangenden Letzten. «Wird mein Name noch kommen?» – das stieg qualvoll langsam von der Nona zur Prima. Ich konnte mir vorher hundertmal bewiesen haben, dass meine Versetzung sicher sei; jetzt litt ich doch die schlimmste Angst. Ein zureichender Mathematiker war ich trotz aller Bemühungen nicht geworden; wenn sich Charitius in seiner kalten Unbestechlichkeit nun geweigert hatte, mein mathematisches Minus durch ein entschiedenes Plus im Deutschen auszugleichen? Würde das einzige uneingeschränkte «Gut» unter dem

allerletzten Aufsatz des Jahres all die andern schlechteren Noten auslöschen? Die skeptischen roten Fragezeichen fehlten nicht einmal am Rande dieser jüngsten Arbeit (über «das Wesen des Achilles nach den Reden im neunten Buch der Ilias»). Endlich, nach einer unendlich langen und zermürbenden Wartezeit, war die Obersekunda erledigt. «Von U I nach O I: Klemperer, Szamatolski, Händel, Boas ...» Die weiteren Namen hörte ich nicht mehr, denn jetzt hatte ich begriffen, dass ich der Erste war, der Primus omnium. Auf keine Weise hatte ich mit dieser Auszeichnung rechnen können; es widersprach auch aller Tradition des Gymnasiums, dass jemand bei unzureichender Leistung in einem wesentlichen Fach diesen repräsentativen Platz erhielt. Nach dem momentanen blossen Erschrecken empfand ich eine ungeheure Freude, zum erstenmal in meinem Leben sicheres Selbstvertrauen und befriedigten Stolz. Gleich darauf schrumpfte der Stolz wieder ein: «Du dankst das mehr dem Zufall als deiner Leistung. Weil Szamatolski zu kindlich für den Platz ist, weil Anz ein Faible für dich hat ...» Aber Schrecken, Aufschwellen und Abschwellen, das alles ging in wenigen Sekunden vorüber, und was zurückblieb, war eine namenlose Erleichterung.

Wirklich hatte ich es denn auch im zweiten Landsberger Jahr bedeutend besser als im ersten. Doch will ich gleich, wie ich meinen Studenten gegenüber oft getan habe, auf das negative Element der Komparativformen hinweisen. (Drolligstes Beispiel: der Berlinismus «ein besserer Herr».)

Das ungetrübteste Vergnügen bereitete mir der neue Rang zu Haus in Berlin. Als ich ankam, liess sich Vater gerade vorlesen. Seit Wallys Heirat hatte er einen Theologiestudenten für ein paar Stunden täglich engagiert und war streng bestrebt, die kostbare Zeit auszunutzen; niemand durfte ihn stören. Jetzt griff er sofort zu meiner Zensur, las sie, zeigte sie dem jungen Menschen, der sie bewundern musste. Dann lief er zu Mutter in die Küche, dann schickte er den Vorleser weg und eilte mit der Zensur zu Georg. Nun war er wieder – wie damals, als ich ihm zuerst von meinen

Studienwünschen sprach – und in noch viel höherem Masse meiner grossen Zukunft gewiss. Und wieder hiess es von Seiten der Brüder: «Der Vater hält dich für ein Genie, er verdirbt dich», aber der Spott und die Warnung darin klangen doch ein bisschen gutmütiger als zuvor.

Während sich meine Beziehungen zu Georg und Felix um diese Zeit als freundlich neutrale bezeichnen lassen – bloss «neutral» oder «korrekt» wäre zu wenig gesagt –, begann jetzt das Verhältnis zwischen Berthold und mir eng und herzlich zu werden. Aber ich weiss nicht, ob es bei aller wechselseitigen Herzlichkeit jemals eine wirkliche Freundschaft gewesen ist. Es stand mehr zwischen uns als nur die Altersdistanz von zehn Jahren. Sie hätte sich, da ich mich ja den Zwanzig näherte, bald verringern müssen. Stattdessen ist unser Abstand voneinander nur immer grösser und zuletzt unüberbrückbar geworden.

Berthold war damals schon ein vielbeschäftigter Anwalt. Er galt später als einer der besten Fachleute für Zivilsachen. Das Pathos der Kriminalverteidiger lag ihm gar nicht, er nannte ihre Tätigkeit «juristisch uninteressant». Er wurde der Vertrauensmann grosser Firmen, er brachte es zu bedeutendem Vermögen, er erhielt relativ frühzeitig den Titel Justizrat. Das alles spricht für seine hohe fachliche Begabung und zuverlässige Tüchtigkeit. Und doch bin ich in den vielen schweren Gedanken, die ich mir über ihn und unser Verhältnis gemacht habe, immer wieder zu dem Schluss gekommen, dass die schuldlose Schuld an unserm schliesslichen Bruch bei seiner geistigen Enge und Unfreiheit lag. Mit all seinem Scharfsinn, all seiner Erfahrung wies er unter den Geschwistern dennoch die meiste innere Ähnlichkeit mit Wally auf. Seit meiner Versetzung nach Oberprima bildete sich zwischen uns eine Gepflogenheit, die wir meine ganze Studentenzeit über bestehen liessen. Sooft ich in Berlin war, holte ich ihn um halb drei aus seiner Wohnung ab, und wir gingen zu Hillbrich in der nahen Leipziger Strasse. (Nie wieder, so viel ich herumgesehen und herumprobiert habe, bin ich seither dem beglückenden Vanillegeschmack begegnet, der den Kaffee dort auszeichnete.)

Berthold hatte um diese Stunde die Gerichtstermine des Vormittags erledigt und eine ausgedehnte Sprechstunde vor sich. Er war oft so abgespannt oder so präokkupierrt, dass wir kein Wort miteinander sprachen, sondern jeder unsere Zeitung lasen. Aber er war sehr ungehalten, und mir fehlte den ganzen Tag etwas, wenn ich einmal nicht erschien. Er erzählte mir nie etwas aus seinem Beruf oder von seinen Privatangelegenheiten. Er wollte auch von mir nichts Intimes hören. Er liebte es nicht, dass man «sich ausspreche»; dabei gehe nur die Haltung verloren, das schicke sich so wenig wie eine Umarmung zwischen Brüdern. Wir sprachen von Politik, von einem Theaterstück, von Büchern, von etwas Allgemeinem. Was er sagte, war nie unbegründet, aber er hielt sich immer streng an das, was gerade als angemessen, als «gutbürgerlich», als «gebildet» galt. «Ich gehe Mitte Juli nach Kissingen.» – «Du brauchst doch Ruhe, wäre nicht die Nachsaison passender?» – «Wenn die Hauptsaison in den Juli fällt, so spricht gewiss vieles für den Juli. Warum soll ich von dem abweichen, was allgemein anerkannt ist?» – Einmal, einen Sonntagabend im Herbst, holte ich ihn zu den Eltern ab. Wir gingen durch den Tiergarten, es war dunkel und lastend neblig, man hörte das Brausen des nahen Stadtverkehrs und fühlte die eingeschlossene Stille des eigenen Wegs, es war ein wenig gespenstisch. Wir redeten von einem Unglücksfall, der in der Zeitung gestanden hatte: Ein Gerüsteinsturz, ein vorübergehender kleiner Junge war zu Tode gekommen. Dann, nach einer Pause, erzählte ich unvermittelt, wie es mir gerade durch den Kopf ging: «Ich habe neulich auf dem jüdischen Friedhof in Landsberg das Grab unseres ältesten Bruders gesehen.» (Gestorben im fünften Lebensjahr am n. Oktober 1868.) «Der Vers darunter ist hübsch, ich glaube, ich bringe ihn zusammen: Du kamst, Du gingst mit leiser Spur, / Ein flücht'ger Gast im Erdenland. / Woher? Wohin? Wir wissen nur: / Aus Gottes Hand, in Gottes Hand.» Berthold sagte gereizt: «Wie kann man sich so dumme Traktätchenverse in den Schädel stopfen?» Ich wagte die Antwort, der Glaube daran fehle mir genauso wie ihm,

aber mit dem Materialismus sei doch auch nichts erklärt, und gradesogut wie man annehme, dass mit dem Tode alles zu Ende sei, könnte man auch ein Fortleben unter irgendeiner Form für möglich halten. Er erwiderte heftig, mein Gerede schicke sich nicht für einen wissenschaftlichen Menschen. Ich fühlte deutlich, wie seine Gereiztheit aus der eigenen Unsicherheit kam; er hielt es für unerlaubt, die herrschende wissenschaftliche Meinung anzuzweifeln, und für einen Mangel an Haltung, über den inneren Schauer zu sprechen. Er beschenkte mich reichlich mit Geld für Theaterbesuch, Bücher und Kleidung, wie ich ihm denn auch alle Üppigkeiten meines Studiums und besonders die Auslandsemester verdanke, und konnte mich doch durch Beanstanden einer kleinen, ihn irgendwie extravagant dünkenden Ausgabe peinlich verletzen. «Wozu brauchst du einen Gummimantel? Man hat einen Wintermantel und einen Sommermantel, und wenn es regnet, trägt man einen Schirm.» – Der Gummimantel, der liebe Gott, die Badesaison: Das waren für Berthold alles Fragen der «Haltung».

Ein Geschenk, das er mir mit geteiltem Herzen machte, war die Finanzierung einer Pfingstwanderung durch den Harz mit Hans Meyerhof. Neben seinem zeitlebens beibehaltenen Lieblingsausdruck hatte Berthold ein zweites Wortsteckenpferd, das rührend schlecht zu seiner eigenen inneren Verklemmtheit und seinem unablässigen, jede Erholung verschmähenden Fleiss passte: Man musste «sich das Leben aufgehen lassen». Dazu gehörte für einen (Fast-schon-) Studenten die Ferienwanderung, und so wurde sie mir mit Freuden vergönnt; nur wäre es besser gewesen, wenn ich sie mit einem Schulkameraden und künftigen Kommilitonen unternommen hätte und nicht mit diesem zweifelhaften Freund aus meiner unreputierlichsten Zeit. Aber ich bestand nun einmal auf gerade dieser Reisegemeinschaft und hatte eine Belohnung der guten Zensur verdient.

Ich traf Hans in Braunschweig, und es wurden die hübschesten Tage des ganzen Jahres. Braunschweig und Goslar sind die ersten

alten Städte, die ich zu Gesicht bekam. Glanzpunkte der eigentlichen Wanderung waren das Ilsetal und die Rosstrappe. Auf der Rosstrappe holte ich mir den ersten und einzigen Rausch meines Lebens. Wir waren müde und fröhlich bei sinkender Nacht eben angekommen, hatten lange die vielen Lichter der weitgedehnten Ebene tief unter uns betrachtet, hatten dann zum Essen jeder einen ganzen Liter dunkles bayrisches Bier getrunken. Als ich mich nun im Bett ausstreckte, begann es zu schaukeln und kam rasch in solchen Schwung, dass es die Decke erreichte. Aber mit diesem Schaukeln war keinerlei Empfindung der Angst oder der Seekrankheit verbunden; es war ein romantisches Vergnügen, und ich hätte es gern noch länger genossen, wenn ich nicht so müde gewesen und eingeschlafen wäre. Am nächsten Morgen beim Frühstück sagte ich zu Hans: «Weisst du, was das Schönste war an unserm gestrigen Gelage? Dass wir frei und ohne befohlene Ordnung tranken, ganz so wie es uns behagte.» Er sah mich verständnislos an, und ich erklärte ihm, was es mit dem Kommentar auf sich hätte. Hans lachte mich aus, er konnte sich auf keine Weise vorstellen, wie man solchem Zwang zu gehorchen vermöge. Und dies war nun das Merkwürdigste zwischen uns und machte unsere Wanderung so erfreulich: Wir waren schon weit auseinandergeraten, unser Briefwechsel war spärlich geworden, und wenn Hans etwas aus seiner Bank berichtete, klang es mir ebenso fremd, wie ihm, was ich aus Landsberg erzählte – und dennoch fanden wir uns gleich wieder und gänzlich zusammen. Es war nicht nur das ständige: «Weisst du noch, wie Hanisch ... und wie der Albumausschnitt ... und das Mädels in der Gitschiner Strasse ... und wie du Lotte anhimmeltest ...» Nein, in allem Gegenwärtigen waren wir sofort genauso vertraut miteinander wie vordem.

Aber natürlich konnte es weder diese Pfingstfahrt sein noch das bessere Verhältnis zu den Brüdern noch der sehr ruhige erneute Marienbader Aufenthalt während der grossen Ferien, was meinem zweiten Landsberger Jahr das Gepräge gab, sondern nur Landsberg selber.

Als grösste Wohltat meines Erfolges empfand ich hier, dass ich nun das verbohrt Bueffeln einschränken und mich mit freiem Kopf dem grossartigen Unterricht des Professors Charitius hingeben durfte. Doch hatte ich nach wie vor seine unbarmherzigen mündlichen und schriftlichen Randbemerkungen und Fragezeichen zu fürchten, milder oder gar freundschaftlich gab er sich auch jetzt nicht. Immerhin fiel er mir weit weniger auf die Nerven als mein guter Engel.

Anz war in seinem Verhalten zu mir sehr ungleich. Wenn es eine syntaktische Finesse zu erklären galt, wandte er sich gewohnheitsmässig an den Primus omnium, und wenn ich dann keine oder keine ganz erschöpfende Auskunft zu geben wusste, hiess es jedesmal: «Das ist eines Primus omnium unwürdig, Ihr Vorgänger Schulz hätte mir anders geantwortet», und danach war ich für den Rest der Stunde nicht existent. Doch weitaus drückender als sein Groll war die Liebe des Direktors. Am meisten graute mir vor der Rückgabe der Übersetzungen aus dem Lateinischen. Anz pflegte die missratenste und die gelungenste Arbeit genau durchzusprechen, immer mit einem verbindenden Satz wie: «Und nun ein Unterschied wie zwischen Nacht und Tag» oder: «Und nun die Nachtigall und nicht der Rabe!» Und dann rollten meine Perlen vom Katheder hinab vor die wenig entzückten Augen der Mitschüler. Das bedeutete für mich eine vielfältige Scheusslichkeit. Denn erstens hatte ich ein schlechtes Gewissen, weil ich mir wie ein Fallensteller vorkam. Ich wusste ja immer im Voraus ganz genau, welche Stellen durch ihren besonderen Schwung oder ihre Freiheit im Paraphrasieren oder Modernisieren antiker Ausdrücke und Konstruktionen die Begeisterung des Direktors wecken würden. Und zweitens hatte ich ein schlechtes Gewissen, weil ich im Geist die bissigen Glossen las und anerkannte, die mir Charitius neben diese Leimruten gesetzt hätte. Und drittens brachten mich Anzens Überschwenglichkeiten in die peinlichste Lage vor der Klasse. «Wenn ich so geschwollene Sprüche machen könnte wie

du», sagte Hembd U, der Hembd U geblieben war, «dann wäre ich auch versetzt worden und hätte einen bessern Primus abgeben können als du!» Wahrhaftig, ich hatte keine Freude an meinen Perlen. Sobald ich aber einfacher übersetzte, bekam ich ein «Diesmal waren Sie nicht in Gebelaune!» zu hören und das «Sehr gut» unter der Arbeit war ausgeblieben. Und ich durfte es doch nicht wagen, die Gunst des Direktors zu verscherzen.

Könnte ich nun wenigstens sagen, dass mich in dieser Lage meine Gewissensnöte mehr plagten als das Verhältnis zu den Mitschülern. Aber ich brauche mich auch nicht allzu schlecht zu machen. Denn meine Situation war nach aussen hin eine wirklich verwickelt schwierige. In jeder Schule trägt der Primus, auch auf den Oberstufen, wo es keine Ordner und kein An-die-Tafel-Schreiben mehr gibt, eine gewisse Verantwortung für die Zucht der Klasse. Ohne einige Autorität, die sich allein auf sein Ansehen stützt, ist er übel daran. Und für den Primus omnium eines Kleinstadtgymnasiums galt das (gilt es möglicherweise noch heute) in sehr verstärktem Masse. Er war, mindestens bei gewissen Gelegenheiten, eine offizielle Persönlichkeit. Was die Mitschüler von mir dachten, übertrug sich auf die Eltern, wurde die Meinung «der Stadt». Ich war durchaus nicht der übliche Primus omnium. Einmal war Kuhfahl an mich herangetreten, hatte schweigend eine winzige Ecke von einem Blatt seines Notizbuches abgerissen und es mir feierlich überreicht: «Wollen Sie mir bitte hierauf alles niederschreiben, was Sie aus dem gesamten Gebiet der Mathematik wissen.» Brüllendes Gelächter der ganzen Klasse. Ich musste notwendig ein Gegengewicht haben. Die Hymnen des Direktors waren ein fragwürdiges Gegengewicht, aber sie waren doch eines. Und ich war ja nicht nur durch meine Leistungen im Gymnasium beeinträchtigt, nicht einmal in erster Linie durch sie. Viel bedeutsamer waren der «Hopfenbruch» und das «Gesellschaftsbaus».

Ich habe erzählt, dass der Primus omnium den Kommersen präsidierte. Natürlich war es allgemein bekannt, wie wenig ich das Kommersieren achtete und wie wenig ich dafür taugte. Ich hatte als einziger nicht einmal mein Burschenexamen am Ende



Victor Klemperer (um 1901)

des ersten Primajahres abgelegt. Und nun sollte ich selber Präses sein. Gewiss, ich hätte von vornherein erklären können, und vielleicht wäre das nicht nur der einfachste, sondern auch der reinlichste Ausweg gewesen, das Amt des Präsidienvertrages sich weder mit meinen Fähigkeiten noch mit meinen Ansichten, man möge es einem andern übergeben. War es wirklich nur Eitelkeit oder falsches Ehrgefühl, was mich an diesem vernünftigen Verzicht hinderte? Gerade hier ging es nicht bloss um die Interna der Klasse, sondern um die Repräsentation vor der Stadt. Wenn ich die Kommerse, und nun gar die Festkommerse, nicht leitete, dann hatte die Prima eben keinen richtigen Primus, dann füllte ich meinen Posten nicht aus, dann hatte Anz, als er ihn mir übertrug, sich in seiner Wahl vergriffen. Ich musste präsidieren, man hätte meinen Verzicht nicht als Bescheidenheit oder Treue gegen mich selbst, sondern als mangelndes Pflichtbewusstsein genommen, ja wahrhaftig als Opposition gegen eine nationale und staatsertreuende Einrichtung.

Und das führt mich zum schwierigsten Punkt meiner Lage. In der Oberprima bekam ich es zum erstenmal mit der Judenfrage, deren Vorhandensein ich vorher nur wenig gespürt hatte, ernsthaft zu tun. Von da an hat sie mich nie mehr losgelassen. (Ich prüfe mich, ob ich dies nicht bloss unter dem Druck der Gegenwart schreibe, ob ich nicht in Wahrheit auf sehr langen Wegstrecken meines Lebens von dem Judenproblem gänzlich unberührt geblieben bin. Nein. Die Wahrheit ist, dass ich von ihm nicht berührt sein wollte, dass ich mir vorschrieb: «Es existiert nicht für dich.» Aber dennoch war es auch für mich immer da.) Ich glaube nicht, dass der allgemeine Prozentsatz jüdischer Schüler am Landsberger Gymnasium ein besonders hoher war. Unter den vor mir entlassenen Abiturienten war kein Jude gewesen, und es befand sich auch keiner in der neuen Unterprima. Aber gerade bei uns in der Oberprima sah es wesentlich anders aus. Wir waren jetzt zehn Schüler; von den fünfzehn des Vorjahres waren vier abgegangen, der fünfte, Hembd, führte als sitzengebliebener Bur-

sche das grosse Wort unter den Füchsen. Von den zehn Oberprimanern aber waren vier, und unter ihnen gerade die drei ersten, jüdisch. Neben mir sass Szamatolski, ein sehr fleissiger und sehr guter Junge, der Jüngste der Klasse und in seiner unentwickelten Kindlichkeit und krankhaft überzarten Konstitution von Lehrern und Kameraden schonend behandelt. Mir selber hielt er einmal einen leidenschaftlichen Vortrag über die Freude, die Gefühle der Vergeistigung und Gottnähe, die ihm das Fasten am Versöhnungstag verschaffe. Dann kam als Dritter Händel, ein etwas bäurisch derber Mensch, tüchtig in allen Fächern, auch im Turnen und Trinken, gleichmütig und mit aller Welt in einem mehr selbstverständlichen als herzlichen Einvernehmen. Der blonde Salomon endlich, der weiter zurück sass und nachher seines Leichtsinns halber durchs Examen fiel – «Macht nichts! Vaters Sägemühle übernehme ich deswegen doch» –, vergriff sich manchmal durch Zudringlichkeit im Ton, aber im Allgemeinen kam auch er gut mit den Kameraden aus. Noch hätte nach dem heutigen Gesichtspunkt der Vierte in der Rangordnung, Boas, als «Volljude» gegolten; aber da er die Schule schon als Protestant betreten hatte und am evangelischen Religionsunterricht teilnahm, dachte niemand daran, ihn zu den Juden zu rechnen. Am Tag nach dem Versöhnungsfest erzählte er mir, gestern, als sie nur sechs in der Mathematikstunde gewesen, habe Kuhfahl gesagt: «Heut sind wir unter uns.» Darüber hätten sie alle gelacht. Boas erzählte das ganz unbefangen vergnügt, und sicherlich waren Bemerkung und Lachen auch durchaus harmlos gewesen.

Es gab im Gymnasium keinen Antisemitismus. Offiziell bestimmt nicht und auch inoffiziell kaum. Aber an den jüdischen Feiertagen war man doch «unter sich», und in der Religionsstunde war man es auch. Und mehrmals wöchentlich erschien der Rabbiner Dr. Elsass, um den jüdischen Religionsunterricht am Gymnasium zu erteilen. So machte sich die konfessionelle Abtrennung dennoch deutlich bemerkbar.

Ich selber war von den Stunden bei Dr. Elsass dispensiert wor-

den, um Zeit zu sparen. Dass ich den Rabbiner nie besuchte, dass ich auch nie in die Synagoge ging, hatte doppelten Grund. Einmal fürchtete ich, es könnte ein Wort gegen die Ketzerei meines Vaters fallen, und zum andern war mir alles zuwider, was irgendwie eine Absonderung vom allgemeinen Deutschtum betonen konnte. Ich war Jude, ich hatte an den jüdischen Feiertagen der Schule fernzubleiben, ich durfte nicht, wie ich sehr gern getan hätte, am Religionsunterricht bei Neide teilnehmen – daran war nichts zu ändern, aber daran war es auch genug. Ich verkehrte näher mit Schönrock als mit den jüdischen Mitschülern. Sollte es wirklich einen Unterschied zwischen reindeutsch und jüdisch-deutsch geben, was ich von mir aus bestritt, dann gehörte ich meinem Wollen und Denken nach auf die reindeutsche Seite.

Völlig empfindlich, und nun wohl auch überempfindlich, wurde ich für dies alles erst durch die Präsidienfrage. Ich sagte mir: «Wenn du ablehnst, so heisst es womöglich, du habest als Jude, aus Opposition gegen ein deutsches Herkommen, abgelehnt.» Sicherlich hätte ein anderer Gedankengang ebenso nahe, wenn nicht näher gelegen. Ein Jude konnte nicht Verbindungsstudent, er konnte in Preussen nicht Reserveoffizier werden. Wir hatten an Festtagen Verbindungsstudenten und Reserveoffiziere zu Gästen: Was würden sie sagen, wenn ich bei diesen Gelegenheiten die obligate patriotische Rede, die obligate Weihnachtsansprache hielt? Musste ich nicht gerade als Jude auf den Posten verzichten? Aber so wollte ich um keinen Preis denken. Ich wollte von mir aus keinerlei Absonderung, lieber nahm ich jede Schwierigkeit auf mich. Ich fühlte mich nicht als Jude, nicht einmal als deutscher Jude, sondern als Deutscher schlechthin; ich würde auch in heiklen Situationen den rechten Ton finden.

So legte ich vor meinen Mitschülern, die nun schon Burschen waren, nachträglich mein Burschenexamen ab. Im Punkte des Trinkens liessen sie Nachsicht walten, und eben wegen meiner geringen Trinkfestigkeit beschlossen wir, dass ich jedesmal nach

dem offiziellen Teil der Kneipe – und wenn wir ganz unter uns Primanern wären, bald nach der Eröffnung – den Vorsitz einem Stellvertreter übertragen würde. Danach ging alles über Erwarten glatt. Und weil es glatt ging und weil ich nun selber präsierte, sah ich auch das Kommersieren in einem viel milderem Licht als früher. Meine engeren Kameraden waren verträgliche Leute, die Füchse hatten Respekt – es war doch ein freundlich-geselliges Beisammensein, ich hatte es früher zu schroff beurteilt. Ich schlug gehörig mit dem Hieber auf den Tisch, ich kommandierte den Salamander, ich gab die Lieder an und sang vergnügt mit. Auch die Sedan-Ansprache brachte ich zuwege; man konnte sich patriotisch ausdrücken, ohne von vaterlandslosen Gesellen zu reden. Sogar für Weihnachten fand ich eine unanstössig allgemeine Betrachtung über den Frieden auf Erden. Der einzige, der mir bisweilen Schwierigkeiten bereitete, war Hembd; einmal musste ich ihn sogar, gegen meine Prinzipien und mit beunruhigtem Gewissen, spinnen lassen. Eine offene Auflehnung wagte er nicht.

Da sich nun die Präsidialsache zum Guten gewendet hatte und da man gegen die superlativischen Äusserungen des Direktors allmählich abstumpfte – schliesslich hoben sich die Hymnen über meine schriftlichen Arbeiten und das Vermissen des einstigen Primus gegenseitig auf –, so hätte ich jetzt wohl zufrieden von einem ähnlichen Vorgefühl der herannahenden Freizeit erfüllt sein können wie damals vor dem Einjährigen. Aber gerade dieses Vorgefühl trübte mir manchen Tag. Ich machte häufig Spaziergänge, auch längere Wanderungen mit Schönrock. Unsere Gespräche, wovon sie auch handelten, mündeten alle unweigerlich in Zukunftsbetrachtungen. Für Schönrock war die Sachlage erst ungut, nachher sehr gut, in beiden Phasen jedoch durchaus klar. Er hätte gern Jura studiert, aber da seine Eltern das Geld hierzu nicht auf-treiben konnten, so würde er eben in eine Bank eintreten. Danach, im September, fiel seinem Vater eine unverhoffte kleine Erbschaft zu, und nun konnte Schönrock also doch zur Universität und Richter oder Anwalt werden. Für mich selber dagegen lag al-

les im Ungewissen. Wir hatten uns zu Hause darauf geeinigt, dass ich Germanistik und neuere Sprachen studieren und das Staatsexamen für das höhere Lehramt ablegen würde. Reichte mein Können dann für die Schriftstellerei oder für die Universitätslaufbahn, so brauchte ich nicht in den Schuldienst zu gehen; reichte es nicht, so war ich bürgerlich gesichert. Aber vor dem Lehrerberuf graute mir, und an dem Weiterreichen meiner geistigen Kräfte konnte ich anfallweise bis zur Verzweiflung zweifeln. Aber natürlich gab es auch Stunden, in denen ich mir sehr viel zutraute.

Und es gab auch Nachmittage, an denen wir ohne ernste Meditationen über das Endziel mit leidenschaftlicher Ausführlichkeit und verteilten Rollen erwogen, ob wir das erste Semester genussreicher in Heidelberg oder München verbringen würden.

Von einem ganz ungetrübten und länger vorhaltenden Optimismus war ich nur während der letzten Weihnachtsferien in Berlin beseelt. Den Examensausgang hatte ich nicht mehr zu fürchten; selbst wenn es mir im Mathematischen ganz elend erging, musste ich bestehen. Noch im Januar sollten die schriftlichen Prüfungen beginnen, der eigentliche Schulbetrieb war also so gut wie beendet. Hans Meyerhof verlebte die Feiertage in Berlin, und wir sassen viel in unserm alten Café. Zu Hause galt ich als erholungsbedürftig und wurde verwöhnt. Ich las «Es war» und «Jolanthes Hochzeit». Ich sah im Schauspielhaus «Richard III.» und hörte «Figaros Hochzeit» in der Oper. Ich schrieb eine Erzählung, die ich die ganzen Ferien über für wohl gelungen hielt. Am Sylvesterabend suchte mir Berthold eindringlich zu zeigen, wie man sich das Leben aufgehen lässt. Eine sehr lustige Aufführung des «Lumpazivagabundus» im Residenztheater, mit eingelegten Couplets und allerhand aktuellen Witzen, ein festliches Abendessen im Löwenbräu, ein richtiger Mitternachtsbummel durch die Friedrichstrasse. Geschiebe und Geschrei, zahlreiche, doch nachsichtige Polizisten. Ein besonders dichter und johlender Knäuel an der Taubenstrasse: Programmgemäss war ein Zylinderhut aufgetaucht, programmgemäss war er eingetrieben worden. Zwei

niedliche Ladenmädchen wurden gegen uns gedrängt; wir plauderten ein Weilchen zusammen und wurden wieder getrennt. Aus dem allgemeinen Brausen hoben sich immerfort helle Explosionen wie Schüsse ab. Das war der neueste Scherzartikel, eine Art Papiertüten zum Zerknallen. Die Strassenhändler boten sie überall brüllend aus: «Burenbackpfeifen! Burenbackpfeifen!» Mir fiel ein, mit welcher Leidenschaft ich den Anfang des langen Krieges verfolgt hatte. Seitdem war ich gleichgültiger gegen Engländer und Buren geworden; in Landsberg gab es anderes zu denken. Mir fiel ein, wie unselig ich mich damals gefühlt hatte; Lotte Wertheimers etwas verblasstes Gesicht gewann wieder einigen Glanz. Wenn ich ihr jetzt Rechenschaft ablegen sollte über diese letzten zwei Jahre! Ich empfand einen grossen Stolz. Ich war sehr zukunftsgegewiss ...

In Landsberg liess sich alles beinahe behaglich an. Aber dann gab es einen bösen Zwischenfall, und so kindisch er war, kränkte er mich doch tief und nachhaltig.

Der Kommers zu Kaisers Geburtstag am 27. Januar war in seinem feierlichen Hauptakt beendet; er hatte sich im «Gesellschaftsbaus» genauso abgespielt wie voriges Jahr unter der Leitung meines Vorgängers, und ich wollte eben zufriedenen Gemütes den Vorsitz an den phlegmatischen Andreae neben mir abgeben, als sich Hembd erhob. Man sah seinen starren Augen an, dass er viel getrunken hatte, aber seine Haltung und Sprache waren beherrscht. Er wolle, sagte er, zum Kaiserhoch und den übrigen patriotischen Reden des Nachmittags noch einen Toast auf den Kronprinzen fügen. Alle erhoben sich also, tranken auf den Kronprinzen und setzten sich wieder. Aber Hembd blieb stehen; er habe noch einen Vorschlag zu machen: Die versammelte Prima des Landsberger Gymnasiums möge ein untertäniges Glückwunschtelegramm an Seine Majestät richten. Das war noch nie der Fall gewesen und schien mir gar nicht angebracht. Aber ehe ich etwas sagen konnte, jubelten die Füchse Beifall, und in den Lärm hinein rief Andreae mit seinem friedlichen, doch überall vernehmbaren

Bass: «Das ist Blödsinn!» Hembd schrie ihn an: «Majestätsbeleidigung!» Nun glaubte ich eingreifen zu müssen. Ich schlug also mit dem Hieber auf den Tisch, rief «Silentium!» und sagte dann ruhig und nachdrücklich, auch ich hielt den Vorschlag für verfehlt, ein Telegramm von Schülern könnte unpassend und wichtigtuerisch wirken, und ich wüsste auch gar nicht, ob wir es ohne Erlaubnis des Direktors absenden dürften. Hembd schrie noch einmal: «Majestätsbeleidigung!» und setzte hinzu: «Wer etwas im Zusammenhang mit dem Kaiser Stehendes blödsinnig nennt, beleidigt ihn.» Andreae und Schönrock lachten, aber alle andern blieben ernst. Ich sagte: «Hembd, es hapert sehr mit deiner Logik. Möchtest du dich nicht ausschlafen, bevor du Anträge stellst?» Hembd brüllte: «Abstimmen! Aufstehen, wer für das Telegramm ist!» Sofort sprang fast die gesamte Unterprima auf. «Du bist nicht berechtigt, eine Abstimmung vorzunehmen», rief ich, «ihr setzt euch wieder.» Die meisten setzten sich, aber nun fiel Hembd wütend über mich her: «Du hast gar kein Recht, in solchem Fall zu präsidieren, du bist ja kein richtiger Deutscher. Und wer zu dir hält, ist undeutsch.» – «Jetzt wird es mir zu dumm», sagte Andreae, bevor ich eine Erwiderung fand, und erhob sich bedrohlich. Hembd und ein paar andere liefen von ihren Plätzen weg auf ihn zu, es sah nach ausbrechender Prügelei aus. «Hebe sofort die Tafel auf!» flüsterte Schönrock, der links neben mir sass. Ich rief: «Der Kommers ist geschlossen. Wer vernünftig ist, geht still nach Haus.» Damit eilte ich zur Tür, aber nur Schönrock folgte mir. Ich hörte noch, wie Hembd triumphierte: «Jetzt wollen wir unsern Kommers richtig durchführen und unser Telegramm absenden!» und wie Andreae drohte: «Wenn du nicht augenblicklich widerrufst ...»

Draussen auf dem Paradeplatz sagte ich zu Schönrock verzweifelt: «Es muss etwas geschehen. Wenn sie sich prügeln, wenn das bekannt wird, wenn sie wirklich telegraphieren, Gott weiss in welcher Fassung – ich trage doch die Verantwortung! War ich zu schwach? Was hätte ich tun sollen?» – «Es darf keinen

Skandal geben, so dicht vor. unserm Abitur», erklärte Schönrock; «du solltest dich sofort an Anz wenden.» – «Dann stehe ich als Angeber vor der Klasse, und Anz sieht meine Hilflosigkeit.» – «Es muss aber Ruhe geschaffen werden, höre nur, wie sie toben!»

Ich lief also die paar Schritte bis zum Gymnasium – es war kurz vor acht Uhr – und drückte die Klingel zur Dienstwohnung. Ich wurde gleich vorgelassen und muss wohl recht verstört ausgesehen haben, denn Anz tröstete mich sofort: «Es wird sich um Kindereien handeln, es ist hübsch, dass Sie Vertrauen zu mir haben, erzählen Sie nur ruhig.» Ich berichtete den Vorfall und sagte, wie sehr mich meine Hilflosigkeit kranke. «Sie nehmen das zu tragisch», erwiderte Anz, «gehen Sie jetzt ohne Sorge nach Haus, ich werde drüben rasch Frieden schaffen.»

Eine Stunde später kam Schönrock in mein Pensionszimmer und meldete, was er selber noch auf der Richtstrasse über den Ausgang der Affäre erfahren hatte. Die Prügelei wenigstens sei durch einige Besonnene verhindert worden; aber auseinandergelangen sei man nicht, sondern habe über das Telegramm debattiert, wobei der Vorwurf des mangelnden Patriotismus sehr einschüchternd gewirkt habe. Dann sei der Direktor erschienen und habe sich «wirklich famos» benommen. Kein bisschen tyrannisch und auch gar nicht salbungsvoll, nur gutmütig, väterlich. Über mich habe er in sehr freundlichen Worten gesprochen, den Antisemitismus inhuman und einer deutschen Prima unwürdig genannt. Ich möge beruhigt sein, schloss Schönrock seinen Bericht, morgen werde niemand mehr von dem Zwischenfall sprechen.

Und am nächsten Morgen schien auch alles vergessen zu sein. Zunächst war das wohl nur ein krampfhaftes Totschweigen; aber gleich danach wurden mindestens die Gedanken der Oberprima entschieden auf anderes gelenkt, denn nun begann unsere schriftliche Prüfung, und während der Arbeiten waren wir tagelang auch räumlich von der Unterprima isoliert. Es ging mir bei diesen Arbeiten über Erwarten gut, sogar die Bahn des Kometen Tuttle wusste ich zu berechnen und so die gefürchtete «Fünf» im Mathe-

matischen zu vermeiden. Aber wohl fühlte ich mich nicht: Die innere Sicherheit, um die es bei mir noch nie sehr gut bestellt gewesen, hatte durch den Kommers eine allzu schwere Erschütterung erfahren. Ich wollte mich trösten: «Du wirst bald in anderer Umgebung sein.» Doch der Trost verfing nicht recht, denn wie würde ich mich in anderer Umgebung bewähren?

Endlich kam der n. März, der Tag des «Mündlichen». Wir sassen im Gehrock auf den vordersten Bänken des Singesaals, zur Linken die Fenster, die auf die Warthe gingen, zur Rechten den Flügel, auf dem unsere Prüfungsarbeiten in Mappen lagen und unsere Aufsatzhefte – ich erkannte das meine an seinem blauen Deckel als oberstes. Vor uns an einem für diesen Tag hineingestellten Tisch sassen der Staatskommissar, der Direktor und der jeweils prüfende Lehrer; der alte Kommissar mit ausdruckslosem, fast gelangweiltem Gesicht – er tat während all der fünf Stunden kaum den Mund auf –, der Direktor mit ermutigendem Lächeln, der prüfende Lehrer mit einiger Nervosität. (Nur Charitius blieb gleichmütig wie immer.) An den Fenstern und dem Flügel standen wechselnde Lehrergruppen und hörten zu. Ich wurde gleich als erster zur mathematischen Prüfung aufgerufen, glänzte nicht gerade, gab aber doch einige richtige Antworten. Danach hatte ich die ganzen Stunden über stillzusitzen und zuzuhören. Ich sah, wie ein paar Lehrer in meinem Aufsatzheft blätterten, sich gegenseitig dies und jenes darin zeigten, wohl Charitius' Randbemerkungen, und fast vernehmlich lachten. Schliesslich, nach ein Uhr, wurden wir aus dem Saal in die Prima geschickt, nach einer Viertelstunde rief man uns wieder, und nun leierte der Kommissar die Liste der Durchgekommenen herunter. Wir hatten alle bestanden, und keinem bedeutete das Ergebnis eine Überraschung, denn der einzige Gefährdete war schon eine Woche vorher zurückgewiesen worden. Von den Lehrern trat als erster Kuhfahl an mich heran; er schüttelte mir die Hand, und mit der gleichen Feierlichkeit, mit der er mir im Frühjahr das Eckchen aus seinem Notizbuch überreicht hatte, sagte er: «Es geht also auch ohne Mathe-

Königliches Gymnasium zu Landsberg a. W.

Zeugnis der Reife.

Victor Klemperer,

geboren den 9. October 1881 zu Landsberg a. W., verheirathet
Kempfer, in der Gasse Friedrichs Klemperer
in Berlin. ... 2 Jahre auf dem Gymnasium 2

Jahre in Prima.

I. Betragen und Fleiss.

Seine pfeifliche Einförmigkeit war Lebenswahrheit,
sein verantwortliches Wesen, auch verantwortung
und durch seine fleissige Auffassung war verantwortliche
gewandheit in der pfeiflichen Arbeit.

II. Kenntnisse und Fertigkeiten.

1. Religious-Pre.

2. Deutsch. Die schriftlichen Aufgaben müßte er in geordnetem Geden-
kenfolge und in angemessener Sprache zu bewerkstelligen, demge-
mäß auf sein Vorfingergläubigkeit gut genannt werden konnte
des Letztere unpassend bezeichnen ist er mit wegen Lektüre
und gutem Kopfschmerz geprügelt.

Gut.

3. Lateinisch. Er hat sich, wie auf seine geringere schriftliche Vor-
fingergläubigkeit, das erforderliche Maß grammatisch-kritischer
Wissen und Können ausgezeichnet. Bei der Schriftstellerlektüre zeigte
er speziell und eindringend Kopfschmerz wie besondere Gewand-
heit im Abschreiben. So waren seine Aufsatzleistungen auf jeden ge-
wogen.

Geringerer

4. Griechisch. Er bewies Lektüre und selbstständig grammatisch
wie auf gutem passigen Kopfschmerz bei der Lektüre, die Vor-
fingergläubigkeit kann geringer genannt werden.

Geringerer

5. Französisch. Er hat sich nicht besondere Kenntnisse ausgezeichnet
und hat gute Leistungen erzielt, auf seine Vorfingergläubigkeit
konnte mit, gut bezeichnet werden.

Gut.

6. Englisch. Bei seinem wegen Lektüre für die Sprache ist er auf
gelungen, sich gute Kenntnisse darin zu erwerben.

Gut.

7. Hebräisch.

8. Geschichte und Erdkunde. Er hat und wegen Lektüre haben ihn zu guten
Kenntnissen in den verschiedenen Bezugsarten der Weltge-
schichte gebracht, wobei ihn eine gute erdkenntliche Befähigung unterstüt-
zen zu helfen kann.

Gut.

9. ... genügend

Bestgenügend

10. ... genügend

11. ... genügend

12. ...

13. ...

Die unterzeichnete Prüfungs-Kommission hat ihm demnach, da er jetzt das Gymnasium verlässt, um ...

Das Zeugnis der Reife

zuerkennt und entlässt ihn ...

Landberg d. 12. d. H. März 1862.

Königliche Prüfungs-Kommission.



H. v. ...
Prof. ...
Dr. ...
Dr. ...
...
...
...



matik.» Alle Gratulanten hatten es eilig, zu ihrem Mittagbrot zu kommen.

Am Nachmittag liessen wir Abiturienten das übliche Gruppenbild beim Photographen aufnehmen. Ich sitze steif in der Mitte am ovalen Tisch, die Mütze liegt vor mir, genau zentriert, die andern stehen zu meinen Seiten, die Mütze auf dem Kopf. Danach tranken wir im «Gesellschaftsbaus», ebenfalls der Tradition folgend, ganz unter uns Mulis, die kalte Ente. Es herrschte eine etwas erzwungene Fröhlichkeit. Die andern waren ein bisschen stumpf, weil sie sich das alles zu oft schon vorwegnehmend ausgemalt hatten: «Wenn wir erst bei der Mulus-Ente sitzen ...» – «Mich müsst ihr hinterher nach Hause bringen ...» – «Ich schlafe im ‚Gesellschaftshaus‘ unterm Tisch!» – In Wahrheit betrank sich dann keiner. Ich selber dachte ohne Vertrauen an die Zukunft und kränkte mich über diesen Mangel an Zuversicht.

Gehobener fühlte ich mich bei der eigentlichen Schlussfeier. Ich war inzwischen in Berlin gewesen und hatte zu den Dingen der Schule schon einige Distanz gewonnen. In der Aula hielt der Direktor eine zwar blumenreiche, aber doch sehr warmherzige Entlassungsrede über unsere Verpflichtung, zur «deutschen Elite» zu gehören. (Die Worte «Führer» und «Führerschicht» traten ihre fürchterliche Laufbahn erst nach dem Kriege an.) Ich kann nicht sagen, wieweit wir diese Verpflichtung erfüllt haben. Schönrock und Händel wurden kleine Dutzendanwälte, Szamatolski starb als Student an der Schwindsucht, von den andern habe ich nie wieder etwas gehört. Aber an diesem feierlichen 19. März 1902 hatten wir sicherlich alle die reinsten Absichten. Noch in der Aula verabschiedete ich mich von Charitius, der nie zu einem Kommers kam. Ich dankte ihm ziemlich leidenschaftlich, und er erwiderte: «Fangen Sie mit mittelhochdeutscher Grammatik an.» Die Leitung des Abschiedskommerses trat ich in Erinnerung an Kaisers Geburtstag mit Befangenheit an, die Begrüssung der Gäste las ich vom Blatt. Aber der Abend verlief gut und brachte mir Ehrungen. Derselbe Herr Reichsbankfilialdirektor, der sich

ehedem über mich hatte beschweren wollen, brachte einen Toast auf den Präsiden aus. Und neben mir sass Anz und plauderte mit mir ohne alle direktoriale Würde.

Wir sprachen von Literatur, und ich setzte mich für die Moderne ein, die er so oft verdammt hatte. Im Deutschen Theater hatte ich dieser Tage das neueste Stück, «Es lebe das Leben», gesehen, und während der Bahnfahrt war meine Lektüre der masslose Angriff gewesen, den Harden, an dieses schwächere Drama anknüpfend, gegen Sudermanns Gesamtwerk richtete. «Ich glaube», sagte ich, «ich könnte Harden in den meisten Punkten widerlegen.» Ich dachte, nun würde ich noch einmal eine jener Reden über Gründdeutschland zu hören bekommen, stattdessen sagte Anz mit liebevollem Lächeln: «Ich habe alle Ihre Aufsätze mit Vergnügen gelesen, sogar die verfehlten. Vielleicht gelingt es Ihnen noch einmal, mich zu bekehren.»

Das war der Gipfelpunkt des Festes. Aber ganz los kam ich doch nicht von meinem Angstgefühl.

DRITTES KAPITEL MÜNCHEN – GENÈVE – PARIS

In jener Stanzenfolge, die sich so wenig freundlich über Lotte äussert, nenne ich Landsberg mit Rührung: «Mein Purgatorio Landsberg an der Warthe»; und das ist durchaus zutreffend. Gleich darauf aber heisst es von den anschliessenden Studiensemestern: «Auf meiner Hochzeitsreise mit dem Leben / Wart ihr Etappen: München, Genf, Paris!», und das ist unrichtig. Ja, es steht in einem so krassen Gegensatz zu den immer wiederkehrenden Klagen meiner Tagebücher und zu dem Erinnerungsbild, wie ich es heute deutlich vor mir sehe, dass ich wirkliche Beschämung empfinde. Diese Verse sind 1909 geschrieben. Damals las ich gewiss keine alten Tagebücher nach, aber es waren doch noch keine fünf Jahre seit dem Versickern meines ersten Universitätsstudiums verflossen. Wie konnte sich mir der wahre innere Sachverhalt derart verwischen? Ich habe immer geglaubt, von konventionellem Denken unabhängig zu sein oder höchstens negativ abhängig, insofern es mich in Opposition drängt. Und doch bin ich auf diese «Hochzeitsreise mit dem Leben» offenbar nur deshalb verfallen, weil alle Welt von der «goldenen» Studentenzeit spricht.

Was mir diesen ganzen Lebensabschnitt vergällte, genauer, um nicht in gegenteilige Übertreibung zu geraten: was sich nach allen oft und absichtlich gehäuften Genüssen umso quälender einstellte, das war mein endloses Schwanken zwischen freiem und unfreiem Studium. Und hier muss ich von einer durchweg ver-

breiteten Konvention sprechen, der ich allerdings niemals beige-pflichtet habe, obschon ihr doch niemand zu widersprechen pflegt.

Es ist ein Dogma, dass der deutsche Student in seinem Studium wahrhaft frei sei, im Gegensatz zu den romanischen, englischen und amerikanischen Studenten, die ein Schulzwang fesselt, die in einen bis ins Einzelne vorgeschriebenen Studiengang gepresst und oft gar in Internate zusammengedrängt sind. Was hat es in Wahrheit mit dieser deutschen Studienfreiheit auf sich? Ich lasse die Mediziner, die Naturwissenschaftler, die Techniker ohne Weiteres beiseite. Sie sind an Sezierraum, Klinik, Laboratorium, an Zeichensaal und Maschinenhalle gebunden, sie haben bestimmte Arbeitsplätze, sie haben in genau bestimmter Reihenfolge bestimmte Aufgaben zu erledigen und allerhand Zwischenprüfungen abzulegen, alles läuft in der gleichen prästabilierten Ordnung wie der Schulweg von Nona bis Prima. Und auch den Juristen und den Theologen ist Inhalt und Reihenfolge ihrer Studien genau vorgezeichnet. Wirklich denkt, wer vom freien deutschen Studium spricht, wohl nur an die philosophische Fakultät mit ihrer ungeheuren Mannigfaltigkeit philosophischer, ästhetischer, historischer, sprachlicher, literarischer Darbietungen, unter denen der Student die freie Wahl hat. Aber wieweit besitzt er wirklich die freie Wahl? Von hundert Studierenden streben neunzig dem sicheren Lehrposten zu. Da heisst es von vornherein: Das wird zum Examen gebraucht, und das wird nicht gebraucht; das erste musst du hören, das zweite ist Luxus und gefährliche Zeitvergeudung. Und es heisst auch: Über dieses Thema liest der Privatdozent Müller sehr interessant und der Professor Lehmann todlangweilig; aber Lehmann wird dich im Examen prüfen. Natürlich kommt es auch vor, dass Lehmann der interessante Dozent und Müller der langweilige ist, aber dann hat der Student Glück gehabt und nicht etwa freie Wahl. Ein pflichtbewusster, examenseingedenkender stud. phil. wählt sich weder seinen Lehrer noch seinen Lehrstoff; nein, er besucht eifrig das Kolleg seines späteren Examinators. Und er tritt auch sobald als möglich in dessen

Seminar ein. Dort empfängt er einen richtigen Schulunterricht mit Frage und Antwort; dort hat er Gelegenheit, beizeiten einen guten Eindruck auf seinen Professor zu machen, beizeiten die Steckpferde seines Professors kennenzulernen. Aber liegt nicht, denkt der Aussenstehende, die spezifische Freiheit des deutschen Studenten in seiner Freizügigkeit, in der wahrhaft freien Wahl, in dem beliebigen Wechsel zwischen etlichen zwanzig Hochschulen? Die Frage ist durch das eben Gesagte schon mit beantwortet. Der pflichtgetreue Student unterscheidet zwischen «ersten Semestern» und «Arbeitssemestern»; ob er sich ein erstes Semester oder gar mehrere gönnen kann, hängt vom väterlichen Vermögen ab – sobald er an die eigentliche Vorbereitung seines Berufes geht, in den «Arbeitssemestern», ist er kaum weniger gebunden als der französische oder englische Student.

(Nur in Parenthese will ich noch zwei weitverbreitete Sonderfälle erwähnen. Einmal gehörten für sehr viele Studenten die «ersten Semester» vor allem dem Verbindungsleben, der Kneipe und dem Fechtboden. Das hatte herzlich wenig mit dem Studium zu tun und noch weniger mit der Freiheit; ich bin häufig an Hembd O.s Ausspruch über die Hassoborussen erinnert worden. Und ungleich verbreiteter noch war der zweite Sonderfall. Die Angehörigen der einzelnen Bundesstaaten und Provinzen hatten ihre Prüfungen an vorgeschriebenen Universitäten abzulegen. Wenn man nun dem Münchener Germanisten Hermann Paul auf die Frage: «Wo haben Sie vorher studiert?» – «Bei Roethe in Berlin» antwortete, so wurde man mit kalter Verachtung und vernichtend angesehen, und wenn man auf die gleiche Frage dem Germanisten Gustav Roethe erwiderte: «Bei Paul in München», so erntete man einen ebenso vernichtenden Zornblick.)

Sicherlich, für neunzig von hundert Studenten meiner Fakultät war – ich bleibe bei der höflichen Form der Vergangenheit –, war die Freiheit des Studiums illusorisch. Und zu diesen neunzig Unfreien rechne ich auch diejenigen, die von Anfang an auf die Universitätslaufbahn abzielten, sie schlossen sich frühzeitig und mit

Beharrlichkeit an den Lehrer, der ihnen später die Habilitation ermöglichen sollte, sie legten Wert auf die Vorlesungen derjenigen Professoren, deren Stimmen später für ihre Zulassung nötig sein würden.

Ein freies Studium, frei in der Wahl der Bildungsfächer und Sonderthemen, frei in der Bewegung von Hochschule zu Hochschule, so dass sie verschieden gerichtete Dozenten desselben Gebietes auf sich wirken lassen konnten, ein solches Studium war nur denen vergönnt, die den Mut zum freien Beruf hatten, die es sich zutrauten, als Schriftsteller oder Journalisten oder Dramaturgen oder als Lektoren eines Verlages durchs Leben zu kommen. Und nehme ich den Begriff des freien Studiums in seinem vollen Wert, als ein Studium also, das einzig und allein dem persönlichen inneren Aufbaubedürfnis des Geistes gehorcht, dann muss ich auch noch von dem Zehntel der wagemutigen Studenten mindestens die Hälfte absetzen. Denn mindestens die Hälfte dieser kühnen (oder begüterten) jungen Leute wagte es doch nicht, ihren Weg ohne den Studiennachweis des philosophischen Dokortitels anzutreten. Sobald man aber der Promotion zustrebte, begab man sich in eine ähnliche Abhängigkeit wie der künftige Kandidat des höheren Lehramts und wie der künftige Habilitandus. Man tat dann sehr weise daran, sich das Thema der Dissertation vom Ordinarius des Faches frühzeitig anraten, vielmehr vorschreiben zu lassen und nun den Hauptteil seiner Zeit an Kolleg und Seminar des Doktorvaters und an die Ausarbeitung der Doktorschrift zu setzen.

Das ist die ständige Qual meiner ersten Universitätsphase gewesen, dass ich immerfort zwischen freiem und unfreiem Studium hin und her gerissen wurde und das eine wie das andere mit halbem Herzen und in Gewissensnot betrieb. Zuletzt, als es am Tage war, dass ich das Staatsexamen des Lehramts gewiss nicht ablegen würde, drangen die Meinen in mich, ich sollte wenigstens den Dokortitel erwerben. Ich quälte mich eine Zeitlang damit und scheiterte auf eine Weise, die mir heute tragikomisch erscheint, die mir damals aber gar nicht komisch vorkam und sehr

viel Kränkung bereitete. Und damit war dann meine «Hochzeitsreise» beendet. Nein, hochzeitlich waren diese Studiensemester gar nicht, sondern durchweg unterspült von einer drängenden Unzufriedenheit und Furcht.

Am 18. April holte mich Schönrock in Berlin ab, und am Nachmittag fünf Uhr acht, mit einer gewissen Feierlichkeit von den Eltern, Berthold und Marta geleitet, fuhr ich zum Anhalter Bahnhof hinaus nach München. Der Schnellzug brauchte damals für die Strecke sehr reichliche vierzehn Stunden, das Abteil dritter Klasse war gestopft voll und bald von dickem Zigarrenqualm vernebelt: So kamen wir morgens recht zerschlagen ans Ziel. Aber die neue Situation gab uns frische Spannkraft. Sofort vom Bahnhof fuhren wir zur Universität und lachten uns beglückt an, wenn wir ein Dialektwort des Schaffners oder der Fahrgäste auffingen. Am Schwarzen Brett stellte ich mit aufrichtigster Betrübnis fest, dass die Vorlesungen meiner Fakultät erst am 28. April begannen. Tröstlich wirkte, dass die Immatrikulation, also die wirkliche Studentwerdung, schon auf den 22. angesetzt war. Dann gingen wir auf Wohnungssuche. Beinahe in jedem Haus des Viertels waren Zimmer zu vermieten. Die erste Stunde machte das Besichtigen Vergnügen, danach begannen wir die böse Nacht und das viele Treppensteigen zu verspüren, auch wurde uns klar, dass wir im Grunde immer wieder auf das gleiche primitive Zimmer stiessen, sofern wir unsern Voranschlag – maximal 23 Mark mit Bedienung und Morgenkaffee – nicht überschreiten wollten. Schönrock musste mit jedem Pfennig rechnen; ich selber, im Besitz eines Monatswechsels von 150 Mark und in sicherer Erwartung häuslicher Liebesgaben, hätte mir gewiss etwas Besseres gönnen können, aber ich wollte eine möglichst grosse Summe für Theater und Bücher zur Verfügung behalten. Ich schloss also um 22 Mark mit der Frau Kroschl ab, Kurfürstenstrasse 61/II. Als sie mir den Schlüssel überreichte, sagte sie beinahe hochdeutsch: «Aber ich wünsche, dass meine Herren nachts allein nach Hause kommen.» Doch lächelte sie dabei nachsichtig und verständnisvoll. Dann

half ich Schönrock, sich in der benachbarten Adalbertstrasse einzuquartieren, dann holten wir unsere Koffer von der Bahn, und dann assen wir im nahen «Grünen Eck» zu Mittag. Das «Grüne Eck» wurde unser Stammlokal, dem ich freilich im Verlauf des Semesters nur halbe Treue hielt. Es gab dort auf ungedeckten Tischen eine Suppe, eine überwältigende Fleischportion, deren Ausmasse die Schwestern Scholz mit Entsetzen erfüllt hätte (zumeist Kalbshaxe mit Kartoffelsalat), einen vollen Masskrug – alles das für siebzig Pfennige. Nach dem Essen bewilligten wir uns zwei Stunden zum Auspacken und Ausruhen, und pünktlich um drei weckte mich Schönrock aus dem Schlaf. Mit dumpfem Kopf schwor ich mir, nie wieder Bier zum Mittag zu trinken, und das ist einer der wenigen selbsterzieherischen Eide meines Lebens, die ich im Ganzen und Grossen eingehalten habe; fortan wanderte der obligate Krug im «Grünen Eck» fast so voll zurück, wie er gebracht wurde. In der frischen Luft erholte ich mich, und wir machten einen langen Besichtigungsgang durch die Stadt. Es verstand sich von selbst, dass der Abend dem «Hofbräu» gehörte.

Nun bin ich nicht nur dieses eine kurze Sommersemester in München gewesen, sondern im nächsten Jahrzehnt war es von 1912 bis 1920, wie man amtlich zu sagen pflegt, mein «fester Wohnsitz», und alles zusammengerechnet, habe ich rund vier Jahre dieser langen Zeit dort wirklich verbracht. Aber wenn ich das entscheidende Charakteristikum dessen suche, was sich gemeinhin Münchener Volksleben nennt, dann sehe ich immer wieder zwei Szenen jenes ersten Hofbräuabends vor mir. Dicht neben uns sass ein junges Ehepaar, beide hatten ihr Bier vor sich stehen, auf dem Schoss der Frau hockte ein kleiner Junge von etwa zwei Jahren. Der Vater nahm seinen Krug, hielt ihn dem Kind an den Mund, hob ihn allmählich, wie man behutsam die Milchflasche eines Säuglings hebt, zeigte dann der Frau mit stolzem Gesichtsausdruck, wieviel das Jungchen getrunken hatte, und die Mutter streichelte mit zärtlicher Anerkennung den Kopf des Kleinen.

Eine Weile nachher kam ein alter, dicker, kahlköpfiger Mann herein. Er ging sehr mühselig, schwer auf einen Stock gestützt, mit gelähmten winzigen Schritten, er liess sich steif auf einen Stuhl fallen. Die Kellnerin stellte den Masstopf vor ihn hin. Er griff mit der Rechten nach dem Henkel und konnte das schwere Litergefäss nur wenige Zentimeter heben. Er legte beide Hände um den Krug, brachte ihn mit zitternd gestreckten Armen unendlich langsam an die zitternden Lippen, beugte ebenso langsam den Kopf immer weiter über die Stuhllehne zurück und schüttete – man sah keine Bewegung des Schluckens – das Bier genauso sorgsam in sich hinein, wie es der junge Vater dem kleinen Sohn eingeflösst hatte. Die Prozedur schien mir ganze Minuten zu dauern. Schliesslich stand der Boden des Masskruges völlig parallel der Saaldecke zugekehrt. Der Alte setzte nun den Topf nicht auf den Tisch zurück, sondern behielt ihn in beiden Händen und reichte ihn der vorübereilenden Kellnerin hin, die ihn gefüllt wiederbrachte.

Die nächste Woche verlief ziemlich baedekermässig. Wir waren in den Pinakotheken und im Rathaussaal, wir waren in Nymphenburg und in Grosshesselohe. Dazwischen sassen wir im Café «Karlstor» und spielten zur Erholung lange Partien Schach, wie wir in Landsberg gespielt hatten. Aber dort waren wir viel besser miteinander ausgekommen als jetzt. Dort hatten Kleinstadt und Elternhaus den richtigen Rahmen für Schönrock, dort hatte die Schule unserm Verkehr einen festen Halt und Inhalt gegeben, und, vor allem, wir waren dort nicht den ganzen Tag ausschliesslich aufeinander angewiesen. Jetzt gab es Reibungen um Bagatellen, und die Bagatellen wurden gern prinzipiell aufgebauscht. Schönrock, der vielleicht noch etwas sparsamer war, als er es durchaus hätte sein müssen, fand mich «üppig», worauf ich mit «eng» oder «kleinlich» antwortete. Bot ich ihm von meinem Schokoladen- oder Zigarettenvorrat an, so war das «protzenhaft», wollte ich die Trambahn benutzen, so war es «weichlich». Es gab Debatten über bescheiden und unbescheiden, über bürgerlich, kleinbürgerlich, unbürgerlich. Es hatte uns zuerst ein besonderes

Vergnügen gemacht, um ser Abendessen (Brot, Butter, Wurst, Kakao) gemeinsam einzukaufen und umschichtig auf seinem und meinem Zimmer herzurichten. Nach einem etwas gereizten Disput im Café «Karlstor» erschien Schönrock mit düsterer Miene bei mir und legte ein Päckchen auf den Tisch: «Ich habe unsern Vorrat genau geteilt, hier bringe ich dir deine Hälfte. Wir müssen das gemeinsame Essen aufgeben, wir passen nicht zueinander.» Ich wollte ihn auslachen, ärgerte mich aber über seine Feierlichkeit und fragte ernsthaft: «Hast du die Wurstschnitten auch genau abgezählt?» – «Ja», sagte er ebenso ernst, «für jeden dreiundeinehalbe», und ging, ohne mir die Hand zu reichen. Am nächsten Vormittag stand ich einsam am Kleinhesseloher See und warf den zierlichen bunten Enten Semmelbröckchen zu. Nach einer Weile merkte ich, dass jemand neben mir stand und auch Bröckchen warf – Schönrock. Wir waren beide überrascht, zögerten einen Augenblick, sagten dann gleichzeitig: «Es ist doch zu dumm!» und gaben uns die Hand. Nun assen wir wieder gemeinsam im «Grünen Eck», spielten wieder Schach im Café «Karlstor», bereiteten uns wieder zusammen das Abendbrot und stritten uns wieder. Die Reibungen liessen nach, als wir jeder unser Arbeitsfeld und neue Bekannte fanden.

Neun allzu lange Tage nach der Ankunft begannen endlich meine Vorlesungen. Vorher hatte ich nur einmal eine Stunde bei Lujo Brentano zugehört, demselben, der mich bei der Immatrikulation als Rektor durch Handschlag zum «Kandidaten der Germanistik» erhoben hatte, oder vielmehr nicht zugehört, da ich durch jene Anwesenheit Victor Landaus gänzlich präokkupiert war. Landau ist auch daran schuld, dass ich kein zweites Mal in diese Vorlesung ging: Es kränkte mich zu sehr, ihn wiederzusehen, ohne mit ihm sprechen zu dürfen, und um ihn anzureden, fürchtete ich zu sehr seine Ablehnung.

Mein Verhältnis zu den Fachkollegien des Semesters geht klar aus drei Tagebuchnotizen hervor. Es heisst am 25. April: «Schönrock ist so glücklich, heute schon Kolleg zu haben, während ich

noch drei Tage warten muss»; am 29. April: «Heute habe ich sieben Stunden Kolleg und Übung hinter mir»; am 16. Mai: «Heute habe ich meine sämtlichen Vorlesungen geschwänzt.» Freilich war am 16. Mai Hans Meyerhof in München. Aber er reiste gleich darauf ab, und ich hätte die gleiche Notiz dennoch an manchem späteren Tage wiederholen können. Gewiss nicht in jedem. Mein Munckerheft ist vollgeschrieben, auch das Öhmichenheft hat einigen Umfang, und etliche Seiten habe ich sogar bei von der Leyen notiert.

Unter diesen drei Männern ist Franz Muncker der einzige, der über den Fachkreis hinaus Ansehen erlangt und der auch tatsächlich eine gewisse Allgemeinwirkung auf die deutschen Gebildeten ausgeübt hat. Seine Klopstock-Monographie ist ein fundamentales Werk, seine Ausgaben und Kommentare deutscher Klassiker sind weit verbreitet; und da er etliche vierzig Jahre das grosse Münchener Ordinariat für deutsche Literaturgeschichte innegehabt hat, so sind erstaunlich viele Lehrer und auch sehr viele Hochschullehrer des Deutschen durch seine Schule gegangen. Ich selber trat erst zehn Jahre nach meinem Fuchssemester in engere Beziehung zu ihm, und natürlich ging mir erst da manches von dem auf, was ich jetzt schon berichten will; aber die Antizipation ist verzeihlich, da ich mir über Munckers Natur im Grunde bereits nach wenigen Wochen einigermaßen klar war. Es ging unter seinem engeren Studentenkreis ein Wort unbekannter Herkunft um, ein respektloses und undankbares Wort, aber unmittelbar einleuchtend und durch längeres Überdenken nur immer mehr erhärtet: «Halb Adler, halb Ziege». Das kennzeichnete wahrhaftig den ganzen Mann: Gestalt, Kopf und Bewegung, Geist und Gemüt. Er war lang, hager, schon als Vierziger ein wenig gebückt; Stirn und Nase waren kühn, Mund und Kinn schlaff, altmännerhaft, der Blick seiner dunklen Augen, der gesamte Ausdruck seines donquijotischen Gesichts im Ernst wie im häufigen Lächeln gutmütig – grenzenlos, wehrlos gutmütig. Und dieser Anschein der Gutmütigkeit täuschte nicht. Welch unendliche Mühe gab sich der Mann, auch der verkehrtesten Antwort, der nichtigsten Seminar-

arbeit eine positive Seite abzugewinnen! «Sie wollten offenbar sagen ...», und dann hielt er einen langen Vortrag. Wenn man ihn nach dem Kolleg auf dem Korridor erwischte, wenn man ihn in seiner Wohnung in der Liebigstrasse aufsuchte, immer gab er geduldig auf jede Frage und darüber hinaus die bereiteste Auskunft. Welche Bücher man benutzen solle, wo man sie am bequemsten auftreiben werde, welche Anordnung des Stoffes zu empfehlen sei, welche Irrtümer drohten, wie sie sich vermeiden liessen und so weiter, und so weiter. Seine Stimme, im Gespräch wie auf dem Katheder, war lebhaft, eifrig und klangvoll, aber immer schwirrte unter all ihren wechselnden Tönen ein leises, weinerliches Meckern. Sie war absolut unermüdlich, wie sehr er sie auch in Anspruch nahm. Beim Glockenzeichen erschien er, und während er mit langen Schritten dem Katheder zueilte, begann er schon zu reden. Und dann strömte das unablässig und pausenlos. Kein Manuskript, nicht einmal ein Notizblatt für Daten, kein Suchen nach einem Wort oder Wiederaufnehmen einer entgleisenden Konstruktion. Kein Plätschern – ein volles (nur eben leicht weinerliches) Rauschen durch all die fünfundvierzig Minuten. Dann wieder das Glockenzeichen. Ein paar der mindestens hundertundfünfzig Hörer trampeln voreilig, ein paar Sitze klappen hoch, zwei, drei Studenten hasten auf Zehenspitzen zur Tür. Die Stimme wird klagender: «Einen Augenblick noch, bitte!», und es rauscht weiter. Die Unruhe des Aufbruchs nimmt zu. Ein beschwörendes: «Nur noch eine Minute ... dies ist für heute das letzte!», und redend, wie er es betreten hat, verlässt Muncker das Katheder. Er bringt den letzten Satz zu Ende, während er die Schwelle erreicht, man glaubt ihn noch reden zu hören, wenn er schon verschwunden ist. Er ist kein Wortemacher, er hat wirklich so überaus viel zu sagen. Das Leben der Dichter, den Inhalt, die Form ihrer Werke, ihre Vorbilder und Quellen, ihre Erfolge und Misserfolge. Er beherrscht ein gewaltiges Stoffgebiet. Als er in den achtziger Jahren sein Amt übernahm, war es noch eine allgemeine Professur

für «neuere Literaturgeschichte». Er kennt die Engländer und Franzosen kaum weniger genau als die Deutschen; er beschränkt sich im Deutschen nicht auf die Klassiker. Er ist der Sohn des Bürgermeisters von Bayreuth, «der Meister» hat dem Kleinen einmal den Kopf gestreichelt, und der Professor wird das regelmässig erwähnen, sooft er sein Kolleg über den Dichter Richard Wagner hält. (Den Musiker Wagner überlässt er seiner Frau, und die Verwandtschaft des Dichters mit dem französischen Theatraliker Sardou geht ihm in seiner begeisterten Liebe niemals auf.) Er ist nicht eng, er ist auch viel zu warmherzig, um trocken zu sein, und wiederum ist er viel zu reich an konkreten Einzelheiten, um in seiner Begeisterung verschwommen zu wirken. Wenn ich mir heute ganz und gar vergegenwärtigen will, wie er 1902 war und danach unverändert der gleiche 1912 und 1920, dann spreche ich nur einen Namen vor mich hin: Lotte Hegewisch. Die Silben nehmen von selber klagenden Tonfall an, und wie durch eine Geisterformel beschworen, steigt Franz Muncker aus dem Grabe. Lotte Hegewisch! Vielleicht ist es ein böses Bildungsmanko. Ich weiss nicht mehr und kann es heute nicht feststellen, wer sie war, ob eine schöpferische Persönlichkeit oder nur eine Freundin und Adressatin, allenfalls eine Briefschreiberin, ob sie in Klopstocks oder Wielands Leben oder wo sonst ihre kleine Rolle spielte. Ich weiss nur, dass irgendein Datum oder Faktum ihrer Rolle im Dunkeln lag und dass dieses Dunkel eine dauernde Beunruhigung für Muncker bildete. Im Kolleg, im Seminar, in Privatunterhaltungen beim dünnen Tee am «Jour» der Frau Professor – immer wieder tauchte Lotte Hegewisch auf: «Man müsste feststellen ... Es müsste doch zu finden sein ...» Ich selber besitze seit Langem, was ich mein «Notizbuch für den lieben Gott» nenne, das sich ständig mehrende Verzeichnis der Fragen, die ich ihm einmal vorlegen möchte, wenn ich Gelegenheit dazu finden sollte. Falls etwa Muncker ein ähnliches Notizbuch geführt hat, dann steht dort Lotte Hegewisch bestimmt an erster Stelle. Für mich hat das rätselhafte Geschöpf deshalb eine so beschwörende Gewalt, weil Munckers gesamtes Dozieren und Schaffen aus einer Unsumme

enträtselter Hegewische bestand. Einzelheiten des Biographischen, der Quellenforschung, der dichterischen Technik, gewiss auch Einzelheiten des Seelischen und Geistigen; aber keine Persönlichkeit als Ganzes, kein Gesamtwerk, keine Epoche. Eine liebevoll zusammengetragene, wohlgeordnete, unpedantisch zur Schau gestellte Materialsammlung; aber keine Literaturgeschichte. Natürlich vermochte ich im ersten Semester noch nicht genau zu bestimmen, was mir fehlte, und manchmal liess ich mich auch ganz wohlig von der strömenden Fülle der Einzelheiten überrieseln; aber dass mir etwas fehlte, empfand ich stark.

Dennoch bedeutete mir Muckers Kolleg nicht entfernt eine solche Enttäuschung wie Ohmichens vierstündige Dramaturgie, auf die ich mich besonders gefreut hatte. Der bejahrte Privatdozent las nicht nur mit eintöniger Stimme seinen Text vom Blatt, sondern er diktierte buchstäblich und langsam in die Feder, wobei er genau die Einteilung angab: Kapitel I, § 6b ss. Er unterbrach sich nur, um einen Bühnenraum oder die Stellung der Schauspieler schematisch an die Tafel zu zeichnen. Als er in einer späteren Phase seiner Vorlesung von der Geschichte des Theaters zu der Geschichte des Dramas übergang, wurde seine Dürre erst recht unerträglich. Immerhin hat mir der Mann einen Dienst geleistet, und sogar einen doppelten. Bis dahin hatte ich dem Beruf des Hochschullehrers eine allgemeine und beinahe vergötternde Ehrfurcht entgegengebracht; ich glaubte, Dozent sein, hiesse auserwählt sein. Jetzt sah ich, dass sich auch unter den Auserwählten sehr gottverlassene Schulmeister befinden konnten. Und weiter ging mir bei Ohmichen auf, dass ein Buch oft einem Dozenten vorzuziehen und dass der Lesesaal oft ein ergiebigerer Arbeitsraum sei als der Hörsaal. Und in dieser Ansicht wurde ich auch bei Friedrich von der Leyen bestärkt, der ins Mittelhochdeutsche einführte und die Gedichte Walthers von der Vogelweide erläuterte. Ich las diese Dichtungen bald mit vieler Freude, aber auf dem Lesesaal, Grammatik, Wörterbuch und Kommentar neben mir.

Hatte ich hierbei ein gutes Gewissen, so war es weniger rein, wenn ich mich den Stunden des französischen Lektors gegenüber ähnlich verhielt. Monsieur Simon hatte seinem Unterricht die «Origines de la France contemporaine» zugrunde gelegt. Natürlich wurde nur wenig gelesen, und das Sprechen und Aussprechen war die Hauptsache. Aber mich hatte der Taine selber gepackt, und so siegte denn auch hier der Lesesaal über das Auditorium. Doch mein Gewissen war nicht nur durch diese teilweise Untreue gegen die deutschen und französischen Vorlesungen beschwert. Indem ich für mich den Taine und Walther von der Vogelweide las, dazu noch die Dramaturgie von Bulthaupt, indem ich in den Lyrikern des siebzehnten Jahrhunderts blätterte, von denen Muncker sprach, waren meine Aufnahmefähigkeit und mein Bedürfnis nach Abwechslung völlig gesättigt. Wenn ich dies alles nur einigermaßen vertiefen wollte, brauchte ich das Semester dafür samt den anschliessenden Ferien. Aber da war noch das Englische, Schicks grosser Literaturkolleg und die Sprachübung des englischen Lektors. Wer nach acht Semestern ein Kandidat des höheren Lehramts werden wollte, mit der aussichtsreichen Dreizahl der Fächer, der musste unbedingt von Anfang an alle drei Fächer berücksichtigen – es ging nicht um innere Vertiefung, es gab kein Verweilen bei Lieblingsthemen, man musste mit seiner Zeit haushalten und lernen, was zum Examen gebraucht wurde. Ich sass bei Schick, und es war recht interessant, ich sass beim Lektor Blinkhorn, und es war erträglich; aber immer quälte mich das Gefühl der Zersplitterung und des nur oberflächlichen Aufnehmens. Ich sass im Lesesaal, die eigene Lektüre befriedigte mich, das Muncker-Kolleg gewann nachträglich an Wert; aber die Vernachlässigung des Englischen lastete auf meiner Seele.

Entlastung von dieser Unruhe fand ich weniger auf Wanderungen, wo mich oft mitten im Betrachten und mitten im Gespräch die Skrupel befielen, als im Theater. Noch konnte ich mich einem Drama völlig überlassen, ohne bei währendem Spiel zwischen der

Kunst des Dichters und des Schauspielers zu unterscheiden, ohne Kritik zu üben. Die Leistung eines Schauspielers musste schon sehr hervorragend oder sehr schlecht sein, wenn ich sie von der Dichtung loslösen, ein Drama schon ganz verfehlt sein, wenn ich es als Drama und nicht als abrollende Wirklichkeit empfinden sollte. Mein analytisches und kritisches Bemühen setzte immer erst am nächsten Tage ein, wenn ich Distanz gewonnen hatte und mir mit der Feder Rechenschaft ablegte. Ich habe mich manchmal gefragt, ob nicht dies erst die wahre Katharsis sei; nicht die blossе Transposition des Ichs in die Persönlichkeit des Helden, sondern das gänzliche Aufhören der Ich-Empfindung, das gänzliche Versinken im fremden Lebensstrom, das absolut uninteressierte Interesse. Freilich habe ich diese Gabe oder Einfalt des völligen Untertauchens nur sehr kurze Zeit besessen. Und immer mussten es Stücke aus der unmittelbaren Gegenwart sein, wenn sie mich derart fesseln sollten. Possarts Shylock im grossen klassischen Burgtheater-Pathos war mir keineswegs zuwider, aber ich verlor doch auch keine Sekunde das Bewusstsein, eine Kunstschöpfung zu bewundern. Die befreienden Genüsse fand ich nicht im würdigen Nationaltheater, sondern in dem kleinen, im Jugendstil der Innendekoration und in seinem Programm betont modernen Schauspielhaus. Ibsens «Rosmersholm», Hauptmanns «Einsame Menschen», Sudermanns «Johannisfeuer», Schnitzlers «Liebellei», Halbes «Jugend» – vor allem die «Jugend», die ich zweimal sah –, das waren meine schönsten Münchener Theaterabende. Mehrfach und immer mit grössten Lobeserhebungen steht in meinem Tagebuch der Name einer Schauspielerin, die auf dem Zettel als «Gast aus Hamburg» geführt wurde und von der ich später nichts mehr gehört habe: Centa Bré. Im Ganzen aber trieb ich keinen Schauspielerkult und hielt mich sehr viel mehr bei den Stücken als bei den Darstellern auf.

Dass ich trotz aller Neigung zur Moderne doch noch an klassischen Wertungen festhielt und meinen guten Landsberger Direktor nicht allzu sehr gekränkt hätte, erwies sich bei Hans Meyerhofs Besuch. Er war mir an Lebenskunst noch immer weit voraus.

Er kam von einer Urlaubsfahrt nach Venedig, wir streiften durch die Stadt, waren eine Stunde in der Neuen Pinakothek, und für den Abend schlug ich ein Theater vor. Nein, sagte er, das könne man überall haben; hier in München müsse man zu den «Elf Scharfrichtern». Noch nicht einmal den Namen hatte ich nennen hören. Wir saßen dann in einem kleinen Restaurantsaal, der etwa fünfzig Personen fasste; es wurde gegessen, getrunken, geraucht. Eine kleine Bühne war da, ein Herr trat vor den Vorhang und bat, während der Darbietungen das Rauchen zu unterlassen. Hans belehrte mich, es handle sich hier um etwas für Deutschland noch sehr Neues, um eine Nachbildung der Pariser Künstlerkabarets; der Herr stelle die Verbindung zwischen Künstlern und Publikum her, er heiße der Conférencier. Nun wurden Gedichte und Lieder vorgetragen, lustige und sentimentale, volkstümliche, satirische, balladische, auch der unfreiwillige Humor Friederike Kempners kam zu Wort, und den Mittelpunkt bildeten zwei parodistische Dramenskizzen: «Das momentan Weibliche» und «Das Geheimnis». Ich fand das alles ganz hübsch, wagte aber doch nicht recht, mich dazu zu bekennen, und notierte ernsthaft: «Variété, im glimpflichsten Ausdruck Künstlervariété, nicht Kunst... Am besten gefiel mir, wie Hannes Ruch zur Laute sang. Aber an was für Texte verschwendet der Mann sein Können!» Zum Abschied schenkte mir dann Hans die zierliche Sammlung der «Deutschen Chansons» (mit dem eingeklammerten Untertitel «Brettlieder»), die Bierbaum im Herbst 1900 herausgegeben hatte und die schon im vierzigsten Tausend erschien. In ihrer Einleitung waren die «Elf Scharfrichter» erwähnt. So hatte ich es also doch mit gewissermaßen legitimer Literatur zu tun und durfte mich ihrer ohne Pflichtvergessenheit freuen. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, wieviel Vergnügen mir diese Chansons in den nächsten Jahren bereiteten, wie die bebänderte Gitarre an der Wand meines Wilmersdorfer Arbeitszimmers hing, wie sich immer Gäste fanden, die das Maikaterlied oder «Laridah» vortrugen, und wie

glücklich ungebunden wir uns dabei fühlten – dann wird es mir doch bitterschwer, nicht die gute alte Zeit zu loben. Auch heute höre ich oft genug Lieder zur Gitarre singen, häufig dieselben Melodien wie damals. Aber die Singenden sind uniformierte Hitlejungen und uniformierte deutsche Mädels (beileibe nicht Mädchen, allenfalls Maiden), und die Lieder regeln den Marschtritt der Vorüberziehenden und drücken nicht Freiheit aus, sondern engstirnigen Verzicht auf Persönlichkeit und stumpfe Sklaverei.

(Ich muss mein Vorlesen einen Augenblick unterbrechen, Ev. In meine «Sprache des Dritten Reichs» gehört ein genetisches Kapitel: «Von den Wandervögeln zur Viehherde».)

Merkwürdigerweise war es gerade der Abend der «Elf Scharfrichter», der fast dreissig Jahre später als erste Erinnerung an das Fuchssemester in mir auftauchte und meiner Arbeit fruchtbar wurde. Ich schrieb den Maeterlinck-Abschnitt meiner französischen Literaturgeschichte. Der manierierte Primitivismus dieser Dramen, ihre Stimmungsmalerei mit dem vielen lastenden Stillschweigen, den abgerissenen doppeldeutigen Worten, den sehnsüchtigen Blicken zum Fenster, dem bedeutungsschwangeren Auf- und Zugehen der Türen fiel mir auf die Nerven. Da stand plötzlich das «Geheimnis» der «Elf Scharfrichter» vor mir. Wie die Familie ahnungsvoll beim Essen sitzt, wie die Spannung immer qualvoller steigt, wie dann das Tragische an den Tag tritt: Karlchen, der Quartaner, ist sitzengeblieben. Ich wusste keine einleuchtendere Kritik als einen Hinweis auf diese versunkene namenlose Parodie. –

Wie gut wir uns auch wieder vertragen hatten, am andern Tage begleitete ich Hans doch recht erleichtert zu seinem Zuge. Nicht die Versäumnis der Vorlesungen hatte mir unser Zusammensein getrübt, sondern das Elend der Nacht. Ich hatte ihm nämlich mein Bett eingeräumt und auf dem grässlichen kleinen Sofa gelegen, einer wahren Folterbank, die kein Ausstrecken und kein Umdrehen zuliess. Im nächsten Jahr übrigens, in Frankfurt, wo er jetzt angestellt war und wo ich die Fahrt nach Paris unterbrach, vergalt

mir Hans mein Münchener Opfer nur sehr unvollkommen. Zwar am Abend erklärte er: «Diesmal nimmst du mein Bett, und ich schlafe auf dem Sofa; du hast ja eine Nachtfahrt hinter dir und brauchst Ruhe.» Aber um halb drei rüttelte er mich aus tiefstem Schlaf: «Sei mir nicht böse, ich halt es nicht länger aus. Du kannst ja morgen im Zuge schlafen, und ich muss in meine Bank. Nimm du jetzt das Sofa.» –

Trotz der momentanen Erleichterung aber vermisste ich Hans nach seiner Abreise von München sehr; denn nun spürte ich meine Einsamkeit doppelt. Dabei war ich nicht mehr auf Schönrock allein angewiesen. Zum Schwabinger «Grünen Eck» war die «Neue Börse» in der Nähe des Glaspalastes getreten. Dort gab es um das doppelte Geld halb so grosse Portionen wie im «Grünen Eck», aber dort ging es, was das Gedeck und das Publikum anlangte, ungleich feiner zu. Es wimmelte von bunten Mützen, und auch die nicht farbentragenden Studenten gehörten offensichtlich einer pekuniären Oberschicht an. Bierkutscher, Hausdiener und ähnliche Volksgestalten, wie sie, nur schwach untermischt mit armen oder eingeborenen Akademikern, das «Grüne Eck» füllten, waren in der «Neuen Börse» niemals anzutreffen. Ich geriet ziemlich unfreiwillig in dies mondäne Lokal und zog ihm das «Grüne Eck» vor; aber dringende Mahnungen aus Berlin, mich «im Verkehr mit Sieke abzuschleifen» und ihm jegliche Liebenswürdigkeit zu erweisen, schränkten meine Bewegungsfreiheit ein. Sieke, das war Siegfried Goldschmidt, Jurist und Nationalökonom, der Bruder meiner reichen Schwägerin, derselbe, der neben mir den Trauhimmel gehalten und mich dabei durch seinen glänzenden Zylinder überragt und gedemütigt hatte. Er blieb zeitlebens für mich ein Herr im Zylinder, ein eleganter, korrekter, kühl liebenswürdiger, durchaus fremder Mensch, mit dem ich gar nichts anzufangen wusste, dem ich keinerlei Interesse, keine Sympathie und nicht einmal eine entschiedene Abneigung entgegenbrachte. Dennoch spielt er in meinen Erinnerungen in gewisser Hinsicht eine tröstliche Rolle. Er war erst Mitte Mai nach München ge-

kommen; ein informatorisches Schreiben Bertholds hatte ihn mir angekündigt. In diesem Brief hiess es nicht nur, ich möge eifrig gesellschaftliches Verhalten von ihm lernen, sondern es wurde mir auch auf die Seele gebunden, mich selbst dann aufs Höflichste um Sieke zu kümmern, wenn er mich durch irgendwelch launenhafte Äusserung verletzen sollte. (Was übrigens nie vorgekommen ist.) Ich müsse nämlich immer bedenken – dies sei streng vertraulich gesagt –, dass ich es mit einem Todkranken zu tun habe. Nach dem gleichlautenden Urteil mehrerer Ärzte habe Sieke ein Herzleiden, mit dem er günstigstenfalls bis in die Mitte der Zwanzig gelangen könne, doch genüge schon eine winzige Aufregung, ihn sogleich unter die Erde zu bringet. Diese Diagnose stammt wie gesagt aus dem Jahre 1902, und Sieke Goldschmidt lebt noch heute; er ist ein dicker und reicher Bankier, er ist auch Familienvater geworden; er hat das gegenwärtige Unheil beizeiten gewittert und lebt mit den Seinen so gesund und behaglich im Ausland, ich glaube in Paris, wie er es vordem in Berlin getan hat. Sooft ich seither von hoffnungslosen Fällen gehört habe, ist mir immer seine Todeskandidatur eingefallen. Allerdings ist es nur sehr selten vorgekommen, dass die Ärzte nicht recht behalten hätten.

Die schmerzloseste Art nun, dem mir um zwei Studiensemester überlegenen Sieke meine Aufwartung zu machen, war die Teilnahme an seinem Mittagstisch in der «Neuen Börse». Dort sass immer eine beträchtliche Anzahl, oft ein ganzes Dutzend Studierender zusammen, die meisten Juristen, alle aus Berlin und Söhne wohlhabender jüdischer Eltern. Fach- und politische Gespräche waren fast verpönt, man unterhielt sich in der Hauptsache über Literatur, Kunst und Musik. Sicherlich liess man sich in seinen Urteilen gern von den jüngsten Kritiken des «Berliner Tageblatts» beeinflussen, sicherlich posierte man auch gern ein bisschen in überlegener Kühle, und wenn ich mich gelegentlich etwa für Halbes «Jugend» oder für Centa Brés Spiel enthusiasmierte, so wurde das als kindliche Unerfahrenheit belächelt. Aber im

Ganzen waren es doch gute und anregende Unterhaltungen, die ich hier mehr anhörte als mitführte. Dass es mich dennoch zum «Grünen Eck» zog, lag an einer Bedrücktheit, die ich in dem Berliner Kreis nicht loswerden konnte. Für diese jungen Leute gab es kein Schwanken zwischen freiem und unfreiem Studium; sie steuerten alle mit Selbstverständlichkeit ihrem Referendarexamen oder Physikum zu, würden alle Anwälte oder Ärzte werden und arbeiteten doch mit gleicher Selbstverständlichkeit an ihrer allgemeinen Bildung, hörten philosophische und kunsthistorische Vorlesungen, besuchten Museen, Theater, Konzerte, liessen sich wahrhaftig in gutem Sinn «das Leben aufgehen». Warum war mir ein solcher Ausgleich, eine solche innere Ruhe versagt?

Nur mit dem wenigst heiteren Mitglied dieser Mittagstafel blieb ich durch etliche Jahre einigermassen verbunden, mit Manfred Goldberger. Er liebte es, früh erworbener pessimistischer Weltweisheit und einem ins Ästhetenhafte verfeinerten Schönheitssinn mit gedämpfter Stimme leidenschaftslosen Ausdruck zu geben. Das war aber bei ihm ein wenig mehr als blosses Spiel und Nachahmung der modischen Dekadenz; entsprach einer angeborenen Unjugendlichkeit seines Wesens. Mit dem allzu grossen, fast schon kahlen Kopf und den leidend erweiterten und vortretenden grauen Augen, mit den gemessenen Bewegungen schien er um reichliche zehn Jahre älter, als er wirklich war. Auch ging seine abgeklärte Müdigkeit, was selten der Fall zu sein pflegt, Hand in Hand mit einer ruhigen Bescheidenheit der eigenen Person gegenüber. Er stand ziemlich allein in der Welt und besass etwas Vermögen, von dem er aber auf die Dauer nur zur Hälfte oder zu drei Vierteln leben konnte. So liess er sich für sein Fachstudium Zeit, brachte es jedoch allmählich hinter sich; in Berlin wurde er später beim zweiten Anlauf Referendar, ohne Trauer und Mutlosigkeit des ersten Misserfolgs halber. Ich weiss noch, wie er mir auf dem Noliendorfplatz gleichmütig erzählte, er sei «vorausgesehener- und beinahe geplantermassen» durch das Examen gefallen, er habe sich nur erst Erfahrung für das nächste und eigentliche Mal erwerben wollen. Beim Assessor verhielt er sich

ebenso. Nachher übte er eine Anwaltspraxis aus, ohne sich in ihr zu übernehmen. Seine Heroen und ständigen Begleiter waren Stefan George und Hofmannsthal. An ihnen suchte er das eigene lyrische Talent zu bilden. Seine Verse waren sehr wohlgeformt und auch gewiss nicht inhaltleer; aber sie waren und blieben Nachahmungen. Er gab unter dem Pseudonym Manfred Berger einen Band Gedichte heraus, er verschickte einzelne Poesien in schönen Abschriften und schönen Umschlägen an einen weiteren Bekanntenkreis. Dass der literarische Erfolg ausblieb, kränkte ihn kaum, und nie hielt er sich für ein verkanntes Genie. Bis ich 1912 Berlin endgültig verliess, haben wir uns manchmal gesehen und freundschaftlich unterhalten, immer mit wechselseitiger, ein bisschen gerührter Verwunderung über das völlige Anderssein unserer Naturen und unseres Lebens. Danach habe ich nichts mehr von ihm gehört.

Dagegen brachte es ein anderer meiner Münchener Bekannten – ich weiss nicht mehr, ob ich ihn zuerst in Munckers Kolleg oder in der «Neuen Börse» traf –, ohne an wirklicher Dichtergabe wesentlich mehr zu besitzen als Goldberger, zu lautem Ruhm, heute möchte ich sagen: zu tragikomischem Ruhm. Ernst Lissauer, etwa neunzehn Jahre alt, gleich mir «stud. germ.» im ersten Semester, dick und mit keimendem Doppelkinn, sah aus, wie mein Chef Richard Löwenstein in diesem Alter ausgesehen haben mochte. Er trat mit gebietender Selbstsicherheit auf. Auch für ihn gab es kein Schwanken zwischen freiem und unfreiem Studium. Um seine materielle Zukunft brauchte er sich wohl keine Sorge zu machen, und seiner lyrischen Berufung war er absolut gewiss. Er besass anerkennende Briefe von Ludwig Jacobowski und Hermann Sudermann, erzählte das aber nur nebenbei; er konnte sich auf die innere Stimme und das eigene Urteil verlassen. Die Universität sollte ihm nur ein wenig geistige Nahrung zuführen. Er machte mir bald den Vorschlag eines Arbeitsaustausches: Ich möge ihm zusammenfassend das langweilige Munckerkolleg referieren, dafür werde er mir Vorträge über die moderne deutsche Lyrik hal-

ten. Aus diesem Plan wurde nicht viel. Ihn langweilte der Muncker auch in meinem Kurzbericht, und mir blieben seine Aperçus über die Lyrik meist unverständlich. Er las mir auch aus seinen eigenen Gedichten vor; manches, nicht alles, imponierte mir durch eine gewisse stilistische Wucht. Einmal wagte ich es, ihm etwas von meinen Versuchen zu zeigen; er sagte: «Niedliche Sächelchen.» Nach ein paar Wochen nahm unser Verkehr genau auf der Mitte zwischen Schwabinger Tor und Feldherrnhalle ein brüskes Ende. Lissauer deklamierte mir ein eben entstandenes Gedicht und kam bis zu den Worten «Schmerz / Rast durch die breiten Gassen meines Leibes.» Ob es nun rein ästhetische und rein auf die Zeile selber bezogene Kritik war oder ob die Leibesfülle des Dichters mitspielte oder die Ranküne wegen der niedlichen Sächelchen, jedenfalls warf ich ein: «Das klingt nach Bauchschmerzen.» Da sagte Lissauer: «Ihnen fehlt jeglicher Sinn für Poesie!» und ging ohne Gruss über den Fahrdamm auf die andere Seite der Ludwigstrasse. Von diesem Augenblick an war ich Luft für ihn, wenn wir uns begegneten. Zwölf Jahre danach, als ich ihn längst und völlig vergessen hatte, war er mit einem Schlage ein berühmter Mann. Sein Hassgesang gegen England wurde eines der bekanntesten Kriegsgedichte und trug ihm einen kaiserlichen Orden ein, und wenn der Autor nicht gerade Lissauer hiesse und ganz unarisches Blut wäre, so würde es heute zu neuen Ehren gelangen.

Ich halte nichts von dem, was man heute in Deutschland ehrt; nein, ich hasse das alles sicherlich noch sehr viel brennender, als Ernst Lissauer im Jahre 1914 die Engländer hasste. Aber das soll mich zu keiner Ungerechtigkeit und zu keinem Anachronismus verleiten. Wenn ich in Lissauers späteren Dichtungen mehr gutes Kunsthandwerk nach gediegenen Mustern sah als originelle Dichtung, wenn ich das persönliche Gefühl darin vermisste oder anzweifelte, weil ich die Erinnerung an den überheblichen fetten Jüngling nicht loswurde, so enthielt doch der Hassgesang gegen England eine Entrüstung und eine Leidenschaft, die wir 1914 alle

als echt empfanden und alle gleichermaßen fühlten.

Wir – das ist es, was meine anfängliche Abneigung gegen die «Neue Börse» herabminderte und jener quälenden Bedrücktheit die Waage hielt, so dass meine Tagebuchnotiz: «So oft als möglich ins ‚Grüne Eck‘, und in die ‚Neue Börse‘ nur unfreiwillig», nach einiger Zeit nicht mehr zutraf.

Noch im Mai erschien bei mir ein Couleurstudent, dem die Frau Kroschl ohne Anmeldung meine Zimmertür aufgerissen hatte. Er stellte sich als Chargierter der «Licaria» vor; er sei gekommen, mich für seine schlagende Verbindung zu werben. Ich sagte, ihm sei wohl ein Irrtum unterlaufen, denn so viel mir bekannt, nähmen schlagende Verbindungen keinen Juden auf, und ich sei Jude. – Eben deshalb sei er hier, erklärte er eifrig und lächelnd. Denn die «Licaria» sei eine jüdische Studentenverbindung, die einzige (ich weiss nicht mehr, ob Deutschlands oder Bayerns oder Münchens). Sie sei anerkannt, man müsse ihr Satisfaktion geben, und ihre Fechter hätten bereits einen sehr rühmlichen, ja gefürchteten Namen. Ich bekannte mich als prinzipieller Gegner des studentischen Verbindungswesens, der Mensuren, des Duells überhaupt; ich würde, sagte ich, zu «Licaria» genauso wenig passen wie zu irgendeinem Korps oder einer Burschenschaft. «Ich glaube», erwiderte er mit grossem Ernst, «Sie verkennen Ihre Verpflichtung», und setzte dann mit milderndem Lächeln hinzu, ich möge ihm gestatten, mir ein kleines Privatisimum zu halten. Von antisemitischer Seite werde den Juden Mangel an sportlicher Tüchtigkeit vorgeworfen, Unfähigkeit zum Waffengebrauch und Feigheit. Das müsse widerlegt werden. Korpsstudenten weigerten sich, einem jüdischen Kommilitonen Rechenschaft zu geben, mit den «Licaria»-Leuten aber hätten sie sich der bestehenden Ordnung nach zu schlagen. So verfechte die «Licaria» also die akademische Ehre der Juden. – «Aber ich weigere mich, eine besondere jüdische Ehre anzuerkennen! Ich habe meine Ehre als Mensch und als Deutscher. Und ich weigere mich,

die akademische Ehre mit dem Satisfaktionswesen zu identifizieren!» – «Das klingt beides sehr idealistisch und ist es gewiss auch; aber es geht oder, wenn ich ganz offen reden darf, es drückt sich an den Tatsachen vorbei. Sie sind Jude und gelten überall in erster Linie als Jude; Ihr Deutschtum haben Sie zu beweisen. Deutscher akademischer Brauch ist die Satisfaktion, und nur wer auf der Mensur seinen Mann steht, gilt als echter deutscher Student.» Ich widersprach, und wir debattierten. Er sagte, was mich sehr betroffen machte, da es mit meinen eigenen Landsberger Erwägungen zusammenfiel: «Ihrer Abneigung gegen Couleur und Fechtboden dürften Sie vielleicht folgen, wenn Sie aus christlichem Hause stammten und niemand etwas gegen Ihr Deutschtum einzuwenden vermöchte. Aber als Jude müssen Sie zeigen, dass auch ein Jude den deutschen Schläger führen kann.» Zuletzt bat er mich, im Augenblick nichts zu entscheiden. Übermorgen finde ein Kommers der «Licaria» statt; er lade mich ein, er werde mich selber abholen, der Besuch des Abends verpflichte mich zu nichts.

Ich konnte nicht ablehnen, ich wollte es auch nicht. Mir war grenzenlos unbehaglich zumut. Alles an der «Licaria» widerstrebe mir. Dass sie eine Verbindung war, dass sie sich als spezifisch jüdische Verbindung vom deutschen Studententum distanzierte, dass sie das deutsche Verbindungswesen in seiner schroffsten Form nachäffte. Und doch wieder glaubte ich, die Bestrebungen dieser Leute nicht für ganz sinnlos und unberechtigt und den Vorwurf ihres Chargierten, ich drückte mich an Tatsachen vorbei, nicht für ganz abwegig halten zu dürfen. Ein peinlicher Zufall verhinderte, dass ich an dem Kommers teilnahm. Ich traf am nächsten Abend im Schauspielhaus einen Juristen vom Mittagstisch der «Neuen Börse», Fontheim, und erzählte ihm in gereizter und spöttischer Abbreviatur während der Pause den Ankeilungsversuch der «Licaria». Ich bemerkte zu spät, dass Fontheim etwas verlegen blickte. Ein junger Mensch, der neben ihm gestanden hatte, wandte sich mir zu und sagte, er habe mit Bedauern meine schlechte Meinung über seine Kommilitonen gehört; dann ging er

eilig von uns fort zum Büfett. «Das war ihr zweiter Chargierter», erklärte mir Fontheim lachend, «wahrscheinlich hat er Sie nur deshalb nicht gefordert, weil er das für Bürgerkrieg gehalten hätte.» Danach bekam ich von meinem Werber eine kurze schriftliche Absage, da «der Kommers aus unvorhergesehenen Gründen am Donnerstag nicht stattfindet».

Ich sagte mir: Gut so! Aber ich kam doch nicht los von der Angelegenheit.

Zuerst sprach ich mit Schönrock im «Grünen Eck» darüber. Die Art, wie er meiner ablehnenden Haltung beipflichtete, bedeutete mir keinen Trost. «Was soll diese Nachäffung?» meinte er. «Ihr werdet dadurch nicht deutscher.» – «Deutscher? Bin ich nicht deutsch genug, bin ich irgendetwas anderes als deutsch?» Er zögerte eine Weile mit der Antwort. «Wie dich die ‚Licaria‘, hat mich der ‚Verein deutscher Studentem‘ angegangen; er ist schroff antisemitisch. Du weisst, ich bin es nicht, ich habe mich mit euch in Landsberg vertragen, ich halte für richtig, was uns Anz gepredigt hat; aber vieles, was sie im ‚V.d.St.‘ betonen, ist doch auch berechtigt, und ihr und wir – ganz dasselbe ist es nun einmal nicht.» Gleich darauf fügte er mit einer Mischung aus Reue und Herzlichkeit hinzu, das seien bei ihm prinzipielle Erwägungen, sie dürften unsere persönliche Kameradschaft nicht beeinträchtigen. Wir haben dann auch, von jenen kleinen Reibungen abgesehen, die Münchener Zeit über gut und nah zusammengehalten. Erst einige Semester nachher ist Schönrock dem «V.d.St.» beigetreten, wiederum etwas später aber, in Berlin, hat er sich mir von Neuem genähert, er war sogar unser Trauzeuge auf dem Standesamt in der Genthiner Strasse. Er blieb eine schwankende Natur, nicht leichtfertig, sondern voller Skrupel. Dass wir schliesslich, ohne Bruch und nur ganz allmählich, auseinanderkamen, hat wohl in der Hauptsache an mir gelegen.

Ausführlicher als mit Schönrock sprach ich mit Fontheim über die «Licaria»-Sache. Er war ein kluger und freundlich heiterer

Mensch, etwas älter als ich, und in seinem Studium schon vorgeschritten. Er sagte, ich nähme das alles viel zu schwer, er habe es neulich schon im Theater an meiner Heftigkeit bemerkt; gut, dass das Pausenende uns unterbrochen hätte. – «Aber wie soll ich es nicht schwernehmen? Hier in der ‚Neuen Börse‘ wimmelt es von Couleurstudenten, die alle antisemitisch sind, mein Schulfreund Schönrock hat mir gestern erzählt, dass ihn der ‚V.d.St.‘ anwerbe. Vielleicht hat die ‚Licaria‘ recht, aber sie ist mir noch mehr zuwider als jede andere schlagende Verbindung – aber ich habe bei dieser Antipathie ein schlechtes Gewissen!» Er wiederholte: «Sie nehmen das viel zu tragisch. Alles dies, die ‚Licaria‘ und die Korps und sogar der gesamte Antisemitismus, scheint mir unwichtig. Es sind Anachronismen, die man nicht zu bekämpfen braucht, denen man aus dem Weg geht, die von selber verschwinden werden.» – «Der Chargierte der ‚Licaria‘ warf mir vor, mich an Tatsachen vorbeizudrücken.» – «Aufgebauschte Tatsachen, die man nicht von sich aus weiter aufbauschen soll. Die Verbindungen umfassen nur einen Teil der deutschen Studentenschaft, und die deutsche Wissenschaft repräsentieren sie schon gar nicht. Die Antisemiten sind nur eine kleine Partei im Reichstag, der Antisemitismus ist kein allgemeines und dominierendes deutsches Gefühl. Mit dem eigentlichen Wesen der sechzig deutschen Millionen, mit der eigentlichen deutschen Kultur haben diese Mittelalterlichkeiten nichts zu schaffen. Und wir gehören durch unsere Muttersprache, durch unsere Bildung, durch unser ganzes Denken mit Selbstverständlichkeit zu diesen sechzig Millionen, wir brauchen es nicht erst mit dem Schläger zu beweisen. Sie können gewiss sein, dass keiner an unserm Tisch anders darüber denkt als ich, wenn er überhaupt Gedanken daran verschwendet.»

Ich notierte mir Fontheims Worte, ich liess mich gern durch sie beruhigen. Aber es war keine völlige Beruhigung. Ich tat etwas – von mir aus gesehen – Närrisches, Halbes und Inkonsequentes: Ich nahm Unterricht im studentischen Fechten. (Das Haus in der Türkenstrasse, der Leiberkaserne gegenüber, das aus-

ser dem Fechtboden einen Bräuausschank und ein Marionetten-theater beherbergte, sollte 1919 noch eine romantische, die Franzosen würden sagen: hugoeske Rolle in meinem Leben spielen.) Immer wenn ich in dem schweren Rüstzeug steckte, kam ich mir wie in einer unpassenden Maskerade vor. Ich übte ohne Freude und sportlichen Geist. Sooft meine Aufmerksamkeit nachliess, dröhnte mir der Schläger des Lehrers aufs wattierte Dach, dass mir noch beim anschliessenden Mittagessen der Schädel brummte. Aber schlimmer als die körperliche Pein war das seelische Unbehagen. Ich fragte mich: «Wozu? Es macht dir kein Vergnügen, du wirst nie ein guter Fechter werden.» Ich erwiderte mir: «Aber du musst auf alle Fälle gerüstet sein, du musst die Grundlagen des Fechtens beherrschen.» – Erneuter Einwand: «Wozu? Wirst du jemals eine Forderung aussprechen? Wirst du jemals eine Forderung annehmen? Beides wäre bei deiner Gesinnung gleich lächerlich.» – Erneuter Einwand: «Aber wenn es nun hiesse, du lehntest aus Furcht ab? Und wenn du dir selber nachher Vorwürfe machtest, aus mangelndem Können, aus Angst und nicht um des Prinzips willen abgelehnt zu haben?»

Es war sicherlich dieser letzte Gedanke, der mich bewog, den lästigen Kurs bis zum Ende durchzuhalten. Ich erzählte nichts davon, weder im «Grünen Eck» noch in der «Neuen Börse». Nach dem Abschluss des Kurses aber, etwa um die Mitte Juni, zwang ich mich förmlich dazu, dem ganzen Problemchaos den Rücken zu kehren und den Fontheimschen Standpunkt einzunehmen. Es gab so viel Neues zu sehen und zu erfahren; ich hielt es für eine Sünde, meine Aufnahmefähigkeit zu belasten. –

Einen vollkommen neuen Aspekt deutschen Lebens bedeutete für mich in München der Katholizismus. In Berlin und Landsberg war ich mit ihm kaum oder eigentlich gar nicht in Berührung gekommen; hier färbte er auffallend, und unmittelbar nach dem Bier, das Volksleben. Mönche und Nonnen waren häufig auf der Strasse zu sehen.

Priester im Messgewand und Chorknaben. Ein Glöckchen klingelte, wenn das Sakrament getragen wurde. Bisweilen lief ein

Kind von seinem Spiel auf dem Fahrdamm zum Bürgersteig und küsste einem vorübergehenden Geistlichen die Hand. Der Universität gegenüber lag das Gregorianum, über dessen Mangel an Badezimmern unter den Studenten der Germanistik heimlich gespottet wurde; es sassen verschiedene Gregorianer im mittelhochdeutschen Kolleg. Einen sehr grossen Eindruck machte mir die Fronleichnamsprozession. Ich war schon um sechs Uhr morgens unterwegs und bis neun Uhr trotz der Hitze im dichten Getümmel. An der Mariensäule und an mehreren andern Plätzen waren umkränzte Altäre errichtet, an allen Strassenrändern bildete die Garnison Spalier in Paradeuniform und mit aufgefplanten Bajonetten, dahinter drängte sich überall die Masse. Dann kam der Zug langsam heran, mit Militärmusik und Kirchengesang und psalmodierten Gebeten, hielt vor dem Altar, setzte sich wieder in langsame Bewegung. Da waren Vereine mit Gewerbefahnen, weissgekleidete Mädchen mit Blumenkränzchen im Haar und brennenden Kerzen in der Hand, Klosterfrauen und Ordensleute, hohe Offiziere, hohe Geistliche, Hofwürdenträger in Prunkuniformen und Prunkgewändern, der alte Prinzregent selber unter einem Baldachin zwischen Bischöfen, Krongardisten in leuchtend blauen Röcken mit weissen, silberschnürten Kollern, den bayrischen Löwen auf ihren goldenen Helmen, Fanfarenbläser und Kesselpauker voran. Aber am stärksten und entschieden peinlich berührte mich die Teilnahme der Universität. Brentano im roten Talar des Rektors mit der schweren Amtskette, Professoren in schwarzen Roben, Studenten im Wichs. Mir schien die Wissenschaft entwürdigt und um ihre Freiheit gebracht: ancilla theologiae. Über die gesamte Prozession urteilte ich: «In ihrem theatralischen Wesen ist sie undeutsch; ich dachte, so etwas könnte man nur in Italien oder Spanien, allenfalls in Österreich zu sehen bekommen.»

Nicht dass ich in meinem ersten Semester diese Zeilen schrieb, sondern dass ich im Grunde mein Leben lang den Begriff des Deutschtums so simplistisch verengt und idealisiert habe, trotz al-

ler gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen, erfüllt mich heute mit Scham. Immer blieben mir deutsch und protestantisch gleiche Begriffe, immer nahm ich für protestantisch das Lessingsche Denken, und wo sich der Protestantismus orthodoxer gebärdete, da schien er mir entstellt, und wo der Katholizismus begann mit seinen Dogmen und seinem Gepränge, da begann für mich schon das Ausland. Ich half mir später mit dem Theorem einiger nationalistisch katholischer Franzosen, dem ich beistimmte: Der Protestantismus sei so sehr die eigentliche deutsche Denkform, dass selbst die deutschen Katholiken halbe Protestanten und Ketzer seien. Im Jahre 1933 ist dann mein Glaube an das deutsche Wesen, ja an die feste Bestimmbarkeit nationaler Eigenarten, fast bis zum Zusammenbruch erschüttert worden. Aber noch immer glaube ich: Wenn es ein im Himmel aufbewahrtes platonisches Bild des Deutschen gibt, dem sich Deutschland manchmal genähert hat und von dem es heute so weit entfernt ist wie die Giudecca vom Empyreum, dann ist die dichteste Nähe von Lessing erreicht worden.

Doch wäre es grundfalsch, wollte ich meinem Fuchssemester so ernsthafte Gedanken über dies Thema zuschreiben. München, sagte ich mir, liege in Bayern, und die Bayern seien nun einmal nicht ganz so richtige Deutsche wie die Preussen, und das müsse man hinnehmen. Die grosse Prozession wirkte auf mich wie eine üppige Oper, deren Musik mir zumeist unverständlich geblieben: Die glänzenden Szenen verloren in der Erinnerung rasch ihren Glanz. Auch an die Kutten im Alltagsbild der Strassen und Kollegsäle gewöhnte ich mich schnell. Es war etwas anderes, was mein Gefühl für die besondere Glaubensform des Landes ständig wachhielt.

Wenn man mich damals gefragt hätte, was ich für die auffälligste Eigenschaft des Katholizismus nähme, dann hätte ich ohne Besinnen geantwortet: die Masse der Feiertage. Denn sämtliche Feiertage wurden damals noch von der Universität eingehalten, es gab wenige Wochen, die nicht durchlöchert waren von Heili-

genfesten, und (ich kann es nicht anders ausdrücken) die Löcher hatten eine heftige Tendenz, ineinanderzuschmelzen. Wenn etwa ein Fest auf den Freitag fiel – wer hätte der Versuchung widerstanden, eine Gebirgsfahrt vom Freitagmorgen bis zum Sonntagabend zu unternehmen, zumal ja am Sonnabend nur sehr pflichteifrige Dozenten, und auch sie nur am Sonnabendvormittag, lasen. Und wenn das Fest auf den Dienstag fiel? Gewiss, am Montag wurde den ganzen Tag Kolleg gehalten; aber war man am Montag nicht ohnehin müde von der Sonntagswanderung, und war es nicht allzu verlockend, ganze vier zusammenhängende Tage für das Gebirge zu gewinnen? Natürlich waren es im Wesentlichen die Studierenden der frühen Semester und unter ihnen wiederum die aus Norddeutschland kommenden, die so dachten, aber gerade sie waren sehr zahlreich anwesend und schufen in diesem Punkt eine Art öffentlicher akademischer Meinung, der man sich schwer entziehen konnte. Dieser Meinung nach bedeutete es eine Zeitvergeudung und beinahe eine Pflichtvergessenheit, wenn man die knappen zwölf Wochen des Sommersemesters (denn wer fing vor dem 1. Mai an, und wer hörte später als am 20. Juli auf?) nicht in erster Linie auf das Studium Tirols und Salzburgs verwendet hätte.

Mitgezogen von dieser Strömung, habe auch ich auf Kosten etlicher eingekreister Arbeitstage drei ausgedehntere Gebirgsfahrten gemacht, eine kontemplative, eine sportliche und eine spartanische; ihr Charakter wurde durch meine jeweiligen Begleiter bestimmt.

Die beschauliche erste unternahm ich mit Goldberger und Fontheim zusammen. Wir sahen die Partnachklamm und wanderten gemächlich nach Lermoos und über den Fernpass, wir fuhren dann im Omnibus und mit der Bahn nach Innsbruck. Alles an diesem Ausflug war übrigens nicht pure Bequemlichkeit. Wir kamen abends todmüde zum Innsbrucker Bahnhof und warteten bis halb vier nachts auf den Schnellzug Verona – München. Und früh um sieben in München packte mich das Gewissen, und um acht sass ich im Kolleg. So wie sich auf dieser Fahrt mein Gefühl zu dem

mir vorher unbekanntes Hochgebirge verhielt, so hat es sich nachher immer verhalten. Zwar zuerst, als wir uns Partenkirchen näherten, empfand ich nichts als eine törichte Enttäuschung. Ich hatte so oft von «himmelhohen, starrenden, drohenden Felsriesen» gelesen, und nun fand ich das alles kleiner, harmloser, ja geradezu zierlicher, als ich es mir vorgestellt hatte. Wie wir dann aber dicht vor den Wänden standen, da ragten sie wirklich riesenhoch, und wie wir eindringen und stiegen, da wuchs das immer höher und immer ungeheurer und entfaltete sich in rissigen Ketten und hatte Schlünde und Zähne und hängende Blöcke und Zacken und war wirklich eine starrende Drohung. Aber es beglückte mich nicht so, wie mich das Meer beglückt hatte. Schön war es, von einer gewonnenen Höhe in die weite Tiefe zu sehen, schöner noch, wenn es da unten Wasserläufe und Seen gab, und das Allerschönste musste sein, von solcher Höhe auf das Meer blicken zu können. Bildungswille, allgemeines ästhetisches Interesse und Selbsterziehung tun vieles: Ich habe danach die Schönheit der Berge besser begreifen gelernt; aber es blieb doch meist beim Begreifen und wurde nur selten eine Ergriffenheit. Und häufiger als um ihrer eignen Schönheit willen habe ich die Berge als Rahmen einer Landschaft geschätzt oder als Podium zur Gewährung eines Blickes in die Weite.

Auf ein beträchtlich hohes Podium gelangte ich während des zweiten Ausflugs, der vorzüglich zu den Seen, dem Schlier-, Tegern-, Achen- und Chiemsee führte. Keiner der vier Reisetage war völlig erfreulich, denn ich ärgerte mich viel über meinen Gefährten, den Medizinstudenten Löwenfeld, den ich beim Fechtunterricht kennengelernt hatte. Er war im Gespräch, ganz gleich über welches Thema, genauso kriegerisch wie im Fechtsaal. Am ärgsten gerieten wir in Schloss Herrenchiemsee aneinander, und vor dem Paradebett ging unsere Reisegemeinschaft fast in die Brüche. Ich bemühte mich, die ethische, nationalökonomische und politische Seite des Problems zu vermeiden und das Übermass des Luxus als ästhetische Barbarei zu verurteilen. Löwen

feld aber trieb die Debatte immer wieder über das Ästhetische hinaus in jene andern Gebiete, vertrat einen «weltsozialen» Standpunkt und warf mir überall kleinbürgerliche Beschränktheit vor. Doch wenn mir seine Streitsucht manche Stunde vergällte, so musste ich ihm auch für vieles dankbar sein: Er war ein ausgezeichneter Reisemarschall, der für alles aufs Genaueste und Praktischste sorgte, und er besass, was in diesem Fall buchstäblich zu nehmen ist, Energie für zwei, derart, dass alles vorher Geplante auch wirklich, ohne Rücksicht auf Schwierigkeiten, Regen und Ermüdung, gänzlich durchgeführt wurde. So kam es, dass ich die sämtlichen 2077 Meter des Unnutz bezwang, während ich für mich allein mindestens fünfhundert Meter unter dem Gipfel umgekehrt wäre. Wir gerieten in leichtes Schneetreiben, wir kamen ein paarmal vom Wege ab und glitten einige Male bis über die Hüften in Schnee. Zuletzt hatten wir dann klaren Ausblick. Löwenfeld fragte mich, was mir hier oben am besten gefiele. Ich sagte ziemlich erschöpft: «Unten der Achensee.» Aber es war wohl ein wenig Trotz in meiner Antwort; denn die Grossartigkeit des Gesamtbildes entging mir nicht.

Die spartanische Reise endlich machte ich mit Schönrock. Es kam darauf an, für möglichst wenig Geld möglichst viel zu sehen. Wir waren in Salzburg, in Berchtesgaden, am Königssee, in Reichenhall, in Gastein, in Zell am See. Wir gönnten uns wenig Rast und gar keine Bequemlichkeit: Wenn man schon so viele Kollegstunden versäumte – zwar Dienstag war Sankt-Johannes-Tag, aber die Reise dauerte vom Sonnabend bis zum Donnerstagabend – und wenn man ein so sündhaftes Geld an die Eisenbahn setzte, dann mussten diese Tage auch gründlich ausgefüllt sein und ein wahres Studium, kein blosses Vergnügen enthalten. Mit Ausnahme Gasteins habe ich all diese Orte später wiedergesehen. Wenn dennoch gerade Gastein in besonderer Deutlichkeit vor mir auftaucht, der Giessbach, der mehr aus der Mitte der Hotelfront als aus dem Felsriegel dahinter zu brechen scheint und der mit schäumendem Lärm auf das langgestreckte Tal hinunterstürzt, so

hängt das mit einer Erinnerung zusammen, in die das Brausen des Wasserfalls hineindröhnt. Im Lauf des Semesters war ich mehrmals dem Satz begegnet, die klassische Tragödie handle von Königen und hochgestellten Personen, weil im Schicksal der Grossen mehr Spielraum des Steigens und Stürzens sei als in dem der kleinen Leute und weil es die Allgemeinheit beschäftige. Ich hatte das so hingenommen als eine alte Weisheit, die man in der Gegenwart nicht mehr recht nachfühlen könne. In Gastein nun sah ich an einem Zeitungsstand, dicht neben der Brücke über dem Wasserfall, nachdem ich tagelang kein Blatt in der Hand gehabt, die dickgedruckte und in vielen Einzelheiten ausgeführte Nachricht, Eduards VII. feierliche Königskrönung müsse verschoben werden, da er plötzlich schwer – zwischen den Zeilen stand: tödlich schwer – erkrankt sei. Ich stellte zuerst mit einer gewissen Verwunderung fest, dass mir die Nachricht wirklich grösseren Eindruck machte, als wenn ich von irgendeinem Herrn Müller erführe, er sei vor der Übernahme des väterlichen Geschäfts erkrankt, dass also die Lehre des Aristoteles doch noch lebendigen Sinn habe. Ich fragte mich nachher, wieso mich das Schicksal dieses Mannes beschäftigte, und musste mir antworten: bloss wegen der Mystik der Königswürde; denn als Persönlichkeit war der dicke Edward bisher ja nur eine Witzblattfigur gewesen, ein Elegant, ein Nichtstuer, ein Schlemmer und Spieler, und niemand vermutete besondere Herrscherfähigkeiten in ihm. Und zuletzt merkte ich, dass ich stundenlang unter solchen Reflexionen gewandert war, ohne mehr von der Landschaft zu sehen, als wenn ich dabei in meinem Zimmer auf und ab gegangen wäre. Und es fiel mir auf die Seele, wie sehr mich alles Nachdenken über menschliche Dinge vom Betrachten der Natur ablenkte: Das erste war mir angeboren, zum zweiten musste ich mich erziehen. Immerhin gab es einen mildernden Umstand für mein Abschweifen; die ebenso anstrengende wie schöne Fahrt dauerte nun schon fünf Tage, ich war übersättigt und übermüdet.

Den sehr spärlichen Semesterrest benutzte ich zu intensiver

Arbeit, besuchte die Vorlesungen regelmässiger als zuvor, beherzigte sogar Charitius' Mahnung, die mittelhochdeutsche Grammatik zu beachten. Trotzdem fiel die resümierende Schlussnotiz über meinen Studienbeginn düster und, wie mir heute scheint, ungerecht düster aus. Ich hätte, werfe ich mir am Nachmittag des 21. Juli vor, nur «Kosthäppchen» der Wissenschaft zu mir genommen, ich hätte ein ziemlich leeres Leben geführt, und meine Zukunft liege noch immer dunkel vor mir.

Aber um wieviel düsterer erst hätte das anspruchsvolle Resümee gelautet, wenn es am nächsten Vormittag entstanden wäre! Auf der Rosstrappe habe ich den einzigen Rausch meines Lebens gehabt, und in der vorläufig letzten Münchener Nacht meinen einzigen Kater, einen umso erbitternderen, als er ganz genusslos erworben wurde. Eigentlich durch Schönrocks Verschulden. Die friedlich verlaufene Salzburger Reise hatte unser Verhältnis wieder intimer gestaltet, und wir wollten den letzten Abend mit Bedeutsamkeit feiern. Nicht beim ortsüblichen Bier, sondern mit Wein, mit schwerem süssem Wein. Aber natürlich hätte es Schönrock als kränkend empfunden, wenn wir uns nicht aufs Genaueste in die Kosten teilten, und natürlich mussten die Kosten möglichst geringe sein. Ich weiss nicht mehr, wo das fragwürdige kleine Restaurant lag – irgendwo in der Nähe des Hofbräus. Ich weiss nur noch, dass uns «alter Malaga» empfohlen und dass mir beim Beginn des zweiten Glases übel wurde. Schönrock trank das seine noch pflichtgemäss aus, dann konnte auch er nicht weiter. Draussen begannen sich mir sofort Welt und Magen zu drehen. Schönrock hielt sich besser. Und wenn ihn eine gewisse Schuld am Misslingen des Gelages traf, so sühnte er sie. Er hielt mich fest am Arm, er brachte mich Schritt für Schritt nach Haus, er zog mir die Stiefel aus, nahm mir den Kragen ab, rückte den Eimer ans Bett, auf das ich angekleidet fiel. Die Nacht war voller Grausen. Am Morgen kam Schönrock wieder, ziemlich blass, aber nicht grün wie ich. Er wusste, dass ich den geplanten Frühzug nicht würde nehmen können. Er hatte den traditionellen Hering

mitgebracht und zwang mir ein winziges Stückchen davon auf, er zwang mich auch, mit ihm bis zum Kleinhesseloher See zu schleichen. Am Mittag war ich dann soweit hergestellt, dass ich abreisen konnte.

Ich fuhr nicht direkt nach Berlin; ich hatte von meinen Monatswechseln Ersparnisse gemacht und hielt es für meine Pflicht, sie für eine Bildungsreise zu verwenden. Lindau, Konstanz, Basel, Zürich, Luzern, Bern, Freiburg i. B., Heidelberg – alles in einer Woche und alles mit baedekerhafter Gründlichkeit, und jeden Abend genaue Eintragungen ins Tagebuch! Wirkliches Geniessen und Abspannung, die ich mir als Stumpfheit vorwarf, wechselten von Stunde zu Stunde. In Heidelberg hörte diese Umschichtigkeit auf, und die Abspannung herrschte allein und war nicht mehr zu vertreiben. Ich strich den noch vorgesehenen Aufenthalt in Frankfurt und fuhr nach Hause.

Wenn ich mich frage, was von der allzu gedrängten Fülle dieser Reisetage in mir wach geblieben ist, nicht als Wissen, nicht als vorstellbares Bild, sondern als wirkliche Gefühlserinnerung, so sind es der Böcklin in Basel und der Büchner in Zürich.

An dem Böcklingemälde der Pest entzückte mich nicht nur die ungeheure Phantastik und Farbenpracht – der Tod auf dem züngelnden Fabelwesen, dessen schwarze Schwinge die ganze Breite der Gasse füllt, das tote Mädchen in Weiss und über den Leichnam hingeworfen die Frau im blutroten Kleid –, sondern ich empfand es als eine Erlösung, dass hier ein Gemälde, das Farbe zu mir sprach. In München hatte mich wiederholt mein Mangel an Kunstsinn bekümmert. Als ich mit Hans Meyerhof in der Neuen Pinakothek war, rief er plötzlich: «Da hängt ja Lotte!» Und wirklich, wenn man der Marchesa Florenzi aus Ravenna von Heinrich Maria von Hess die Schmachlocken fortdachte und wenn man sie dann einerseits ein bisschen verjüngte und andererseits ein bisschen entidealisierte, dann mochte sich wohl eine entfernte Ähnlichkeit mit Lotte ergeben. «Aber ich bin doch nicht hier, um Ähnlichkeiten und private Bezüge zu suchen», hatte ich damals zu

Hans gesagt – und danach hatte ich mich bei etlichen Pinakothek-Besuchen doch wesentlich länger und angeregter bei der Marchesa Florenzi als vor anderen Bildern aufgehalten. Und nie hatte mich ein Gemälde in ähnlicher Weise zu fesseln vermocht wie eine Dichtung. So notierte ich in Basel: «Ganz blind bin ich doch nicht!»

Aber schon am nächsten Tag in Zürich warf ich mir wieder blinde Einseitigkeit vor. Ich war den Zürichberg bis zum Rigiblick hinaufgefahren und suchte mir das Stadtbild einzuprägen; mein Programm war gross, und ich musste mit jeder Viertelstunde sorglich haushalten. Da sah ich neben meinem Platz den Denkstein für Georg Büchner mit dem Herweghvers: «Ein unvollendet Lied stiegst du ins Grab, / Der Verse schönsten nahmst du mit hinab.» Ich kannte «Dantons Tod», ich kannte Herweghs Zeilen, die zu Vaters Lieblingszitaten gehörten. Und plötzlich bemerkte ich mit einer wahren Wut gegen mich selber, dass es schon ein Uhr war, dass ich seit einer geschlagenen Stunde überhaupt nichts mehr von dem wundervollen Stadt- und Seebild dort unten gesehen hatte. –

Ich kam sehr gern nach Hause. Ausruhen und verdauen zu können, meine Münchener Studien zu vertiefen, auch wieder einmal eine Novelle zu versuchen: das waren lauter angenehme Pläne. Auch auf das Zusammensein mit den Eltern und Geschwistern freute ich mich aufrichtig. Aber schon nach wenigen Tagen war mein Friede ernstlich bedroht. «Wie denkst du dir dein weiteres Studium? Hast du einen festen Plan, hast du dich schon informiert, was zum Staatsexamen gefordert wird? Im ersten Semester herumzutasten und seine Freiheit auszunutzen ist gewiss gut, aber nun ...» Doch ehe ich mich über solche Mahnungen der Brüder so recht unglücklich fühlen konnte, fand sich, wenn nicht eine Lösung, so doch ein sehr passabler Aufschub.

In der preussischen Prüfungsordnung, die ich mir endlich ansah, hiess es, das Kultusministerium ziehe die Anrechnung zweier Auslandssemester bei Neuphilologen von Fall zu Fall in wohlwollende Erwägung. Dies schien mir mindestens eine vor-

läufige Rettung aus meiner inneren Not. Wenn ich jetzt nach Frankreich ging (auf das ich ungleich besser vorbereitet war als auf England), so konnte ich mich mit bestem Gewissen auf ein in sich geschlossenes Studiengebiet konzentrieren, konnte in mich aufnehmen, was mir sicher zugutekam, falls ich zum freien Beruf gelangte, und war doch noch nicht endgültig vom Weg zum Staatsexamen abgewichen. Mein Wunsch, nach Paris zu gehen, fand anfangs auch Beifall. Danach freilich erhob sich Widerspruch. Paris war vom Glanz der babylonischen Hure unwittert, es galt für ungleich grossstädtischer und verführerischer als Berlin, was damals schon kaum noch der Fall war. «Für Paris bist du noch nicht verdorben genug», sagte Felix, der es als einziger von uns kannte und der eine persönliche Glorie darin fand, es als lockende Hölle ahnen zu lassen. «Du bist noch nicht gefestet genug für Paris», sagten die beiden andern Brüder. Ich sollte vorerst die französische Schweiz aufsuchen und nachher die freie Wahl zwischen Paris und Oxford haben. In der Schweiz wimmelte das kleine Lausanne von deutschen Juristen, es waren dort besondere Vorlesungen für sie eingerichtet, und ein Lausanner Semester wurde ihnen in Preussen regulär auf den Studiengang angerechnet; ich wusste das von Schönrock, der selber für den Winter dorthin ging. Genf war grossstädtischer und intensiver französisch, hatte dabei den Ruf der Sittenstrenge, wie Paris den der Unzucht; der Völkerbund wurde erst siebzehn Jahre später geboren, und die Vorstellung von dem internationalen und revolutionären Leben in der Schweiz knüpfte sich im Wesentlichen an Zürich: Also fiel die Wahl auf Genf.

Ich war arbeitshungrig und hatte eben erst die Schweiz durchstreift; so fuhr ich ohne Unterbrechung Nacht und Tag. Am Mittag in Basel musste ich den Zug wechseln und, wenn ich gleich weiter wollte, eine Zuschlagkarte zur zweiten Klasse lösen. In dem neuen Abteil wurde Französisch gesprochen, zwei Damen unterhielten sich lebhaft über Verpflegung und Preise in den Orten am Genfer See. Ich hörte hinter meinem Buch zu und war entsetzt, wie wenige Brocken ich verstand. Im Unterricht, sogar

im Französischen Gymnasium, war es ein ganz anderes Französisch gewesen, mindestens ein langsamer gesprochenes. Nachher im Hotel dieselbe Enttäuschung: Ich glaubte, mit aller Deutlichkeit ein Kalbsschnitzel bestellt zu haben, und bekam etwas Roast-beefartiges. –

Ich bin von Ende Oktober bis Ende Februar in Genf gewesen. Dass ich in diesen Monaten fleissig gearbeitet und manches gelernt habe, nicht bloss die paar Dutzend Restaurant- und Tram-bahnworte, die sich rasch einprägen, rasch verflüchtigen und bei jedem neuen Auslandsaufenthalt ebenso rasch wieder einstellen, das hat vierfachen Grund.

Einmal verhielt es sich mit Genf wie mit dem möblierten Zimmer, das der Hausmeister der Münchener Universität in den überfluteten Nachkriegssemestern am Schwarzen Brett anbot: «Freundliches Zimmer, Universität im Hause.» So könnte es von Genf heissen: «Montblanc im Hause.» Zwar sah ich ihn mit seinen weissen Zacken und in der scharflinigen Kleinheit, die mich jetzt nicht mehr täuschte, erst zwei Wochen nach meiner Ankunft vom Pont du Montblanc aus (zugleich, wie ich notierte, mit der ersten französischen Offiziersuniform), und auch später war er oft genug im Nebel verschwunden; aber alle Naturschönheiten drängen sich so eng um Genf zusammen, dass jene Münchener Verlockung zu weiteren Fahrten fortfällt. Der kleinste Weg führt zur Rousseauinsel und zum See, ein Spaziergang, der sich variieren lässt, zur Jonction, meinem Lieblingsplatz, wo zwischen Steilufern die blaue Rhone und die grau-grüne Arve Zusammentreffen, ohne ihre Wasser zu mischen; ein Sonntag genügt zur Besteigung des Salève, der noch einen ganz andern Blick auf die ungeheure Montblancgruppe gewährt als unten in der Stadt der Pont du Montblanc; ein Sonntag genügt auch, um den See in seiner vollen Länge zu durchfahren, um Montreux, Territet, Chillon zu sehen. Gewiss, der Winter ist zu Gebirgswanderungen überhaupt ungeeignet. Aber auch als ich mich im Juli und August 1904 noch einmal bei schönstem Sommerwetter in Genf befand, hatte ich und hatten die andern Teilnehmer des Ferienkurses das sesshaft ma-

chende Gefühl: «Montblanc im Hause!» Wir unternahmen einmal einen zweitägigen Gruppenausflug nach Chamonix, der von der Leitung des Cours de Vacances arrangiert war und gewissermaßen zu ihm gehörte, und hatten im Übrigen kein Bedürfnis, in die Ferne zu schweifen, so schön war die Nähe. Wie schön, das kann vielleicht nur der Student und spätere Professor der französischen Literaturgeschichte ermessen, der immer noch mit Liebe und Sehnsucht an den Genfer See zurückdenkt. Denn gerade mit den Herrlichkeiten des Lac Léman ist er derart in seinem Studium überfüttert worden, gerade sie hat er später notgedrungen ermaßen in so vielen stilgeschichtlichen Betrachtungen durchgekaut und wiedergekaut, dass sie ihm eigentlich durchaus verkehrt sein müssten.

Den zweiten Grund für den Erfolg des Wintersemesters lieferte wirklich der Winter. Ich war dicht bei der Universität in der Pension Stella, Rue du Conseil général, untergekommen, aber von der Pensionsinhaberin ein Stockwerk höher bei andern Leuten einquartiert worden. Für meine 105 Francs im Monat erhielt ich die drei Mahlzeiten mit dem Tischwein, das Zimmer, die Bedienung, doch nicht die Heizung. Und für einen zusätzlichen Franken von Fall zu Fall bekam ich auch keine richtige Heizung, da mein Zimmer keinen richtigen Ofen hatte, sondern nur ein wunderhübsch anzusehendes Holzfeuer in einem sehr repräsentativen Kamin. Ich hatte die Wahl, mir Hände und Knie oder den Rücken zu wärmen, aber für die gesamte Persönlichkeit langte es nicht zu. Manchmal, wenn ich in die Nacht hinein arbeiten wollte, liess ich abends das Feuer anzünden und unterstützte die Wärmezufuhr durch häufiges Aufundabgehen und eine Tafel Caillerschokolade; trotzdem kam ich klammgefroren ins Bett. So sass ich denn tagsüber ungleich angenehmer im Lesesaal der Universität mit seiner gleichmässigen Dampfheizung, zumal ich damals noch kein Sklave der Zigarre war und es ohne Ermüdung stundenlang an Orten mit Rauchverbot aushalten konnte.

Der dritte Erfolgsgrund bestand in dem allmählichen Aufhören meines deutschen Verkehrs. Im Anfang war ich in Gefahr, mich

sprachlich und gedanklich nicht entschieden genug von dem loszulösen, was ich in Deutschland selber haben konnte.

Zwar mit Schönrock kam ich während des ganzen Winters nur zweimal zusammen. Einmal besuchte ich ihn in Lausanne, und wir machten einen Ausflug nach Montreux, wo ich den Reiz des Hasardspiels kennenlernte und im Kursaal bei den petits chevaux ein Dutzend Franken verlor; das andere Mal kam er nach Genf, und wir gingen auf den Salève; die Tiefe füllte ein weisses Nebelmeer, und darauf schwamm schimmernd klar das Hochgebirge. Beide Male hielten wir uns sorgsam an die von der Umgebung dargebotenen Themen: Wir fühlten, dass wir im Übrigen auseinanderstrebten.

Aber in den allerersten Tagen hatte es so ausgesehen, als sollte ich ganz in einen engen deutschen Zirkel eingeschlossen werden. Die Pension Stella, von einem alten, stets Französisch sprechenden Fräulein geleitet – dass sie von Geburt Reichsdeutsche war, erfuhr ich erst spät –, lebte wohl hauptsächlich vom sommerlichen Mittagsbetrieb; es mögen während der Reisezeit auch mehr Vollgäste gleich mir in benachbarten Räumen untergebracht worden sein. Jetzt im Winter waren nur die sieben Leute da, die in den wenigen Zimmern der Stella selber wohnten. Ich verzeichnete als Personenstand: «Ein rumänischer Jurist (sehr elegant), zwei italienische Studenten der Chemie (mit schwarzen Vollbärten), ein bulgarischer Mediziner (mit noch grösserem, noch schwärzerem Vollbart), eine bulgarische Philologin (sehr jung, bildhübsch, leuchtend braune Augen), ein deutsch-schweizerischer Apotheker (der sich um niemanden kümmert), ein reichsdeutscher Kaufmann (sehr gesprächig).» Der gesprächige Deutsche, Herr Siegfried, nahm sich meiner sofort mit unausweichlicher Liebenswürdigkeit an. Ich musste ihn in den deutschen Kegelklub begleiten und war ihm in meiner Verlassenheit dankbar dafür. Man empfing mich dort freundlich, aber zu meinem Glück langweilte ich mich. Die Gespräche der meist jungen Angestell-

ten waren bei Bier und Kegeln nicht sonderlich verschieden von den Unterhaltungen bei der Heringsemmel. In Kipsdorf bin ich oft einem alten Dresdener Lehrer begegnet, der in seiner Jugend zwei Jahre an einer deutschen Schule in Lateinamerika unterrichtet hatte. Ich fragte ihn nach dem und jenem und erhielt immer die Antwort: «Das weiss ich nicht.» – «Hatten Sie denn so viel zu tun, dass Sie sich ausserhalb der Schule um nichts bekümmern konnten?» – «Nein, so schlimm war es nicht.» – «Und was taten Sie mit Ihrer freien Zeit?» – Er lächelte beglückt in der Erinnerung: «Wir hatten einen so hübschen Kegelklub. Man musste doch das Deutschtum pflegen» Wirklich, ich betrachtete es als ein Glück, dass mich gleich der erste Abend recht öde anmutete. Herrn Siegfriids nächste Einladung lehnte ich wegen dringender Arbeit ab, und danach erkaltete sein Eifer für mich.

Ich muss aber noch ein Nachspiel jenes einzigen Kegelabends festhalten. Siegfried und drei seiner Kollegen waren hinterher noch unternehmungslustig und führten mich in eine kleine Weinstube. Dort setzte sich ein weisshaariger Herr zu uns und wurde als Landsmann, aber mit einiger Zurückhaltung begrüsst. Ich weiss nicht, ob er in mir eine andere Gesinnung oder andere Bildungsstufe witterte als bei den übrigen oder ob ich ihm nur als neuer Hörer seiner alten Geschichten willkommen war, jedenfalls erzählte er mir zwischen ein und zwei Uhr nachts vieles aus seinem Leben, nannte mir seinen Namen, gab mir seine Adresse und forderte mich auf, ihn zu besuchen, wenn er mir nützlich sein könne. Er erzählte, er habe den gesamten siebziger Krieg mitgemacht und das Eiserne Kreuz erhalten. Er sei nach beendetem Studium lange Zeit höherer Forstbeamter gewesen, habe dann Zwist mit seiner Behörde bekommen und sei wegen radikaler Anschauungen verabschiedet worden. Er habe das Schweizer Bürgerrecht erworben, um seinen Sohn dem deutschen Militärdienst zu entziehen; den Hurrapatriotismus habe er im Krieg verlernt. Dort sei es nicht immer so heroisch zugegangen, wie die offiziellen Berichte das schilderten; wiederholt habe er gesehen, dass man verängstigte Leute mit Schlägen ins Feuer trieb ... Ich gebe das hier wie-

der um meiner daran geknüpften Tagebuchnotiz willen: «Der Mann ist verbittert, vielleicht war er, obschon Stimme und Augen nichts davon merken liessen, ziemlich angetrunken. Gott weiss, wie die Wahrheit aussieht. Bestimmt nicht so, wie Hermes berichtet. Ich werde ihn nicht aufsuchen, ich glaube ihm nicht. Das ist bei uns unmöglich.»

Wie oft in den nachfolgenden Jahren stosse ich auf dieses «Bei uns unmöglich!» Und hinter jedes solcher gläubigen «Unmöglich» muss ich heute ein Fragezeichen setzen. –

Mit Herrn Siegfried also und seinem Kreis war ich sehr rasch fertig; mit Theune hätte ich sicherlich das ganze Semester zusammengehalten, und wahrscheinlich hätte mich ein fortgesetzter Verkehr mit ihm stark beeinflusst. Wir lernten uns gleich anfangs im Sekretariat der Universität kennen, und ich empfang von ihm sofort den bestimmten Eindruck einer durchgängigen Sauberkeit. Er war Neuphilologe im fünften Semester, zwei Dinge erfüllten ihn gänzlich: seine Burschenschaft und sein künftiger Lehrerberuf. Beiden Dingen stand ich durchaus feindlich gegenüber. Aber er sprach davon mit einer so heiteren und natürlichen Herzlichkeit, ohne allen pathetischen Überschwang, ohne jede übliche Phrase, dass ich ihm gern zuhörte, ihn ohne Widerspruch erzählen liess, mich in meinen Meinungen erschüttert fühlte. Zwar gegen das studentische Verbindungswesen blieb ich sehr skeptisch; und mochte ich es auch bisher zu einseitig betrachtet und zu sehr in Bausch und Bogen abgeurteilt haben, so wäre es doch für meine Person gewiss nicht in Betracht gekommen, auch dann nicht, wenn keine konfessionellen Schwierigkeiten vorgelegen hätten. Aber der Beruf des Gymnasiallehrers – warum eigentlich versteifte ich mich darauf, ihn zu verabscheuen? Man musste ja nicht «Pauker» sein, sagte Theune. Und waren nicht wirklich mindestens Anz und Charitius wahrhafte Lehrer gewesen? Und sollte es nicht die Möglichkeit geben, den Überschwang des einen, die Steifheit des andern zu vermeiden? Es war besonders ein Novemberspaziergang nach Ferney, die beschneiten Juraberge zur Seite,

auf dem ich für die zuvor verhasste Laufbahn förmlich geworben wurde. Zum Schloss Ferney selber hatte man im Winter keinen Zutritt; das Standbild davor, ein zierlicher alter Herr mit Perücke und Zopf, in langem Rock und Kniehosen am Stock schreitend, das Lächeln auf seinem magern Gesicht eher gütig als dämonisch oder auch nur spöttisch, das Denkmal gefiel mir sehr gut, aber ich wusste noch zu wenig von Voltaire, als dass es mich innerlich bewegt und von unserm Lehrergespräch abgelenkt hätte. So blieben wir auch auf dem Rückweg beim Thema. «Wenn ich noch lange mit Ihnen zusammen bin», sagte ich schliesslich zu Theune, «so bekehren Sie mich am Ende.»

Drei Tage später bat er aus einer Privatklinik auf diktiertem Karte um meinen Besuch. Er lag dort in verdunkeltem Zimmer. Er hatte plötzlich schweres Augenflimmern bekommen, der Arzt nehme die Sache sehr ernst als die Gefahr oder den Beginn einer Netzhautablösung, an ein weiteres Philologiestudium sei kaum zu denken. Theune erzählte das mit erzwungener Haltung. Ich fand kein Trostwort und war erleichtert, als die Schwester mich nach wenigen Minuten zum Gehen aufforderte. Ich möge, sagte sie draussen, in den nächsten Wochen nicht wiederkommen. Der Patient dürfe nicht durch Gedanken an die Universität aufgeregt werden; man erwarte seine Mutter, die ihn sobald wie möglich nach Hause bringen solle. Theunes Krankheit verlief dann günstig. Ich traf ihn während des Ferienkurses 1904 noch einmal in Genf, da stand er trotz der verlorenen Zeit schon dicht vor seinem Staatsexamen. Mich zu bekehren war es inzwischen zu spät geworden.

Auf eine weniger traurige, aber umso widerwärtigere Weise löste sich meine letzte deutsche Beziehung in diesem Semester. Sehe ich mich mit Theune vorzüglich auf dem beschaulichen Ferneygang, so mit Fräulein Sybel im tobenden Wintersturm auf dem vereisten und übergischteten Hafendamm des gefährlich wogenden Sees. Gut, dass wenigstens durch meinen fortgerissenen und ertrinkenden Hut ein komischer Zug hinzukommt, denn «Aufruhr der Elemente» ist wirklich der allerunpassendste Natur-

rahmen für Else Sybels Bild. Sie war kaum über die Mitte der Zwanzig, eine statöse Blondine, nicht ohne ein gelegentlich durchschimmerndes Atom berlinischen Wesens, dabei aber altjüngferlich wie aus den «Fliegenden Blättern» entsprungen. Sie war Volksschullehrerin, wollte ein Zusatzexamen für das Französische machen und empfand es als hohe Kühnheit, dass sie sich nach Genf getraut hatte. Auch war sie von ihrer Mutter herbegleitet und einquartiert worden. Sie hielt auf streng weibliche Sittsamkeit und tadelte das zu freie Benehmen der fremdländischen Studentinnen, sie war so kirchlich wie das älteste Fräulein Scholz in Landsberg, sie war durch und durch konservativ, sie nannte den interessanten Professor Bouvier «abscheulich kokett». Ihr Vater war, glaube ich, Zahlmeister beim Heer. Sie hielt mich für sehr tugendhaft und schloss sich mir wiederholt an. Ich reizte sie durch ganz zahmen Widerspruch nur soweit, dass sie das Vergnügen, mich zu belehren, voll auskosten konnte. Bis wir dann von Molière sprachen und ich sie auf Fuldas Übersetzungen aufmerksam machte. Sie sagte, Fulda sei ein Judenname. «Der Mann ist auch Jude», erwiderte ich, «was tut das zur Sache?» Sie antwortete in strömender Rede mit leidenschaftlicher Judenfeindschaft. Eine minderwertige Rasse, die niemals deutsch werden könne, die alles entwürdigte, womit sie in Berührung komme, die keinen einzigen wahrhaft guten Menschen hervorbringe, der alles Böse zuzutrauen sei – auch die Ritualmorde seien eine fraglose Realität. Ich dachte nur immer: «Wie ist es möglich? Das wächst mitten in Berlin auf, das hat gute Schulbildung, das ist nicht eigentlich dumm und gewiss nicht schlecht und denkt so!» Ich fragte sie, ob sie persönlichen Umgang mit Juden gehabt, ob sie trübe Erfahrungen gemacht habe. Nein, niemals, das könne auch nie eintreten bei ihrer unüberwindlichen Abneigung gegen alles Jüdische, sie würde den Juden immer wittern und vermeiden. Sie sei auch bisher in ihrer Volksschule in Berlin N noch keinem jüdischen Kind begegnet. Ich war so bestürzt, dass ich ihr nichts entgegnete. Erst anderntags, nachdem ich mir viele Vorwürfe gemacht, trat ich vor

Beginn des Kollegs an sie heran und sagte kurz, ich wollte zur Ergänzung unsres gestrigen Gesprächs nur mitteilen, dass ich selber Jude sei. Nach der Vorlesung ging ich dann rasch fort, ohne mich nach ihr umzusehen. Das nächste Mal aber stellte sie sich mir in den Weg: Wir müssten ein Stück zusammen gehen, sie habe mir durchaus eine Erklärung abzugeben. Sie sagte dann, es tue ihr nicht nur leid, mich persönlich verletzt zu haben, sondern sie sei auch in Anschauungen unsicher geworden, die ihr bisher selbstverständlich gewesen. Ich möge berücksichtigen, dass sie «in schwarzkonservativen Kreisen bei ‚Kreuz‘- und ‚Staatsbürgerzeitung‘» gross geworden. Wenn sie später unter Kolleginnen ein paarmal auf Widerspruch gestossen sei, so habe sie dahinter immer staatsfeindliche und sozialdemokratische Gesinnung vermutet. Ich sollte mich nicht gekränkt von ihr zurückziehen, wir könnten miteinander diskutieren, sie sei nicht unbelehrbar. Sie sprach aufrichtig und mit Wärme; ich fühlte mich ein wenig gerührt und ein wenig geschmeichelt; einen Augenblick schien es mir auch fast, als hätte ich eine Aufgabe vor mir. Aber ein tiefes Unbehagen, ein Angstgefühl überwog: Sollte mich auch hier verfolgen, was mich in Landsberg und München gequält hatte? So antwortete ich, und es klang wohl schroffer als beabsichtigt: «Ich bin nicht nach Genf gekommen, um über die Judenfrage zu debattieren.» Darauf erwiderte sie beleidigt, sie dränge sich nicht auf, und der Versöhnungsgang endete frostig. Fortan fand ich während dieser Monate kaum noch Gelegenheit zum ablenkenden Deutschsprechen.

Dass ich dem Französischen wesentlich näherkam, dafür bin ich viertens und hauptsächlich Bernard Bouvier verpflichtet. Und dies in solchem Masse, dass ich mich eine Weile gefragt habe, ob er in meinem Curriculum nicht *pari loco* neben Charitius und Vossler gehöre. Aber so tüchtig der Mann auch war, dazu langt es doch bei Weitem nicht. Als Wissenschaftler war er, das kann ich heute beurteilen, gediegen, doch nicht eigentlich originell; und als Mensch, das spürte ich damals, war er zwar nicht «abscheulich kokett», wie Else Sybel behauptete, aber immerhin ein bisschen

Poseur. Er war ein schlanker Dreissiger mit etwas gelecktem Scheitel und Gesicht. Die Muskellähmung des rechten Auges gab ihm eine gewisse schmerzliche Starrheit und Unergründlichkeit; die tadellose, gewollt unauffällige Eleganz seiner Kleidung, die betonte Affektlosigkeit seiner gedämpften Stimme schienen die Position seiner Seele maskieren zu sollen. Wenn er das theatrale Zurschaustellen des romantischen Ichs, der romantischen Zerrissenheit ironisierte (Ah! que je suis intéressant), schwang hinter seinen Worten immer die Frage mit: «Bin ich im Panzer meiner geheimnisvollen Korrektheit nicht viel interessanter als die unbeherrschten romantischen Helden?»

Es gab einen Entschuldigungsgrund für Bouviers Eitelkeit: die Menge der zum überwiegenden Teil jugendlichen Studentinnen. Das war für mich das Überraschendste an Genf, überraschender als der Montblanc: die Studentinnen. Hochgebirge hatte ich schliesslich schon in Bayern kennengelernt, aber Studentinnen nicht, wenigstens nicht in solcher Masse und in solcher Jugend. Bei Muncker hatten zwei Lehrerinnen würdigen Alters gehört, bei von der Leyen nur eine der beiden, in Brentanos Kolleg war keine einzige Frau sichtbar gewesen. Die Anrede zu Anfang der Vorlesung lautete natürlich nur: «Meine Herren». Auch nachher, 1904 in Berlin, war das noch nicht sehr viel anders. Höfliche und kühne Professoren sagten jetzt: «Meine Herren und Damen!», was immer das Protestscharren zahlreicher Emanzipationsgegner hervorrief. Häufig begann auch ein Dozent, der Situation entsprechend, halb ernsthaft, halb ironisch: «Meine Herren und meine Dame!» Und noch 1907, als ich meine übelvermerkten «Berliner Gelehrtenköpfe» für den «Zeitgeist» schrieb, konnte Roethe sein deutsches Literaturkolleg für Frauen verbieten. In Genf dagegen war es schon 1902 eine altgewohnte Selbstverständlichkeit, die Anrede «Mesdames et Messieurs» zu gebrauchen. Und speziell bei Bouvier bedeutete diese Reihenfolge der Geschlechter nicht nur eine französische Höflichkeit, sondern auch die Anerkennung der Majorität. Wenigstens 75 Prozent seiner Hörer, die es an Zahl

durchaus mit Munckers Auditorium aufnahmen, waren feminini generis, darunter nur wenige bejahrte Lehrerinnen aus Deutschland, die meisten Anadyomenai, jugendfrisch aus den Gymnasien der Schweiz und des Ostens, vor allem des Ostens, Aufgetauchte.

Bouvier hatte als Hauptkolleg «Voltaire und Rousseau» angekündigt, hielt sich aber während des Winters im Wesentlichen an Voltaire. Sobald ich mich an seine Sprechweise gewöhnt hatte, folgte ich ihm mühelos und mit grösstem Interesse; aber so viel wie David Friedrich Strauss' gedrängte sechs Voltaire-Vorträge, die ich gleichzeitig las, freilich eine der genialsten Monographien, die ich kenne, vermochte mir das Kolleg doch nicht zu bieten. Als persönliche Äusserung des Professors lebt nur noch eine Einzelheit in meinem Gedächtnis, bei der ich zum ersten Mal statt des deutsch-akademischen Beifalltrampelns das auf romanischen Universitäten übliche Händeklatschen hörte. Bouvier hatte die gewohnte Affektlosigkeit des Sprechens aufgegeben, um für den Reichtum der französischen Literatur Zeugnis abzulegen. Es sei falsch, in Voltaires Werk die letzte Höhe und die Quintessenz des französischen Schaffens zu sehen. «Ist denn die französische Literatur so eng und starr, ist sie chinesisch? Hat sie nicht nach Voltaire Chateaubriand aufzuweisen und Victor Hugo und so viele andere Grosse, et enfin Monsieur Zola?» Mit dem nachfolgenden Applaus prägten sich mir diese Sätze ein wie eine kleine Theaterszene und hoben sich von deutscher Kollegart ab. Heute bewegt mich daran, vielleicht ein bisschen sentimentalisch, das Gefühl der ungemeinen Zeitferne; damals lebte Monsieur Zola noch und war so modern und umstritten, dass er in einem Universitätskolleg fast noch nichts zu suchen hatte, und Bouvier sprach einigermassen pro domo, denn er schrieb gerade ein Buch über Zola. Aber entschiedener und weniger weichlich bewegt es mich, dass ich nach vierzigjährigem Studium der französischen Literatur und bei aller Liebe zu ihrem vielfältigen und unerschöpflichen Reichtum ihren allerbesten Beitrag zum Heil der Welt nun doch in Voltaires Werk sehe.

Als Unterrichtender (den ich vom Stoffübermittler trenne) wurde mir Bouvier bedeutsamer in seinem Fremdenseminar. Hier war der Prozentsatz der weiblichen Studierenden wahrscheinlich noch höher als in seinem Kolleg; wir Studenten bildeten nur Inselchen im Meer der Weiblichkeit. Es ging ungemein international zu: Neben wenigen Deutschen, etlichen Engländern, Holländern, Skandinaviern und Italienern gab es sehr viele sprachgewandte und wohlbeschlagene Teilnehmer aus Russland – Polen und den meisten Balkanstaaten. Die Reiferen hielten halbstündige Vorträge über frei gewählte Themen aus der französischen Literaturgeschichte; daran schloss sich dann eine Diskussion, in die Bouvier verbessernd und zusammenhaltend eingriff; zuletzt gab er selber eine Kritik, die sich zum Überblick des Themas rundete. Hier fand ich viel Anregung zu ausgedehnter Lektüre. Sehr bald wagte ich es auch einmal, mich selber an der Debatte zu beteiligen. Eine Polin hatte Hugos Esmeralda über Mignon gestellt, ich opponierte heftig, ein schwedischer Lehrer ergriff die Partei Polens, es ging so heiss her, dass schliesslich gelacht wurde und Bouvier vermittelnde Worte sprach. Eine Woche später forderte er mich auf, selber einen Vortrag zu halten. Ich verschanzte mich hinter zu grosser Unerfahrenheit, aber er machte mir Mut, indem er meine Haltung in der letzten Diskussion rühmte. Da habe ich denn im Januar das erste Mal auf einem Universitätskatheder gestanden und eine kleine Studie über Victor Hugos «Cromwell», allerdings weniger frei als vom Blatt, vorgetragen, und als Bouvier sagte, dass sie Gedanken enthielte, et même des idées nouvelles, feierte ich einen der seltenen und flüchtigen Tage des Selbstvertrauens.

Dass ich nicht, wie beabsichtigt, neben der Literaturgeschichte auch Sprachgeschichte hörte, hat einen törichten Grund. Die erste Stunde bei dem alten, aber gar nicht senilen Professor Wertheimer gefiel mir recht gut. Nun versah der Mann ausser seiner philologischen Professur noch ein anderes Amt; er war Rabbiner, sogar Grandrabbin. Vater hatte einmal in einer Wohltätigkeitssache mit

ihm korrespondiert und mir eine Empfehlung an ihn mitgegeben. Ich stellte mich ihm nach dem Kolleg vor, wurde sehr freundlich begrüsst und zu einem Besuch in seiner Wohnung aufgefordert. Eben wollte ich mich befriedigt verabschieden, da bot er mir an, das Beleggeld seines Kurses selber für mich zu zahlen. Er war offenbar gewohnt, arme Studenten auf solche Weise zu unterstützen, und meinte es mit mir durchaus gut. Ich fühlte mich aber schwer gekränkt, und statt ihm zu danken und ihn über meine günstige Finanzlage aufzuklären, lief ich sehr unhöflich davon und liess mich nie wieder bei ihm sehen. Ich bedaure das noch heute. Zwar die Geschichte der französischen Sprache kennenzulernen, fand ich später wiederholt Gelegenheit, die schönste und für meine Laufbahn entscheidende bei Vossler – aber die Gelegenheit, in eine Genfer Familie hineinsehen zu können, war für immer verpasst.

Bloss Literaturgeschichte hörte und arbeitete ich aber doch nicht: Ich versäumte keine einzige der Vorlesungen, die der Historiker Seitz über den ersten Napoleon hielt. Doch wurde mir hier wieder die eigene Lektüre, zu der sie mich anregten, ungleich wichtiger als das Kolleg selber; wochenlang sass ich im Lesesaal mit immer neuem Eifer über der riesigen Quartausgabe der Napoleonbriefe, die Napoleon III. veröffentlichen liess. Voltaire, Corneille, Racine und was sonst gerade mein literarisches Pensum war, musste auf den Abend warten, wo dann der Kamin und die Cailler-Schokolade in Tätigkeit traten. Das ungeheure Nebeneinander dieser Korrespondenz liess mich nicht los: Wie der Mann aus einem ostpreussischen Nest am gleichen Tage strategische Anordnungen trifft, den Proviantämtern Befehle erteilt, seiner Frau schreibt, seinen Polizeipräfekten in Paris instruiert, den Theatern, den Schulen der Hauptstadt Vorschriften macht. Die Napoleon-Ouverture meiner «Französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts» – ich habe sie eben mit einigem Stolz nachgelesen, aber auch mit Kopfschütteln, ja mit Entsetzen: Welch ahnungslose Begeisterung für einen Diktator, und nicht etwa die Begeisterung eines jungen Menschen – ich habe das ja

mit vierundvierzig Jahren geschrieben! –, dies Kapitel basiert auf überreichlichen Exzerpten des Genfer Semesters.

Eine andere Abschweifung vom Literarischen ins Historische hatte unmittelbaren und lebendigen Bezug zu Genf selber. Das Nationalfest der Eskalade, die ich vorher nie hatte nennen hören, kündigte sich an. Bouvier verschenkte im Fremdenseminar Einlasskarten zu einer Veranstaltung des christlichen Vereins, dessen Vorstand er angehörte. Dort, in einem stattlichen Klubhaus, wurde ein sehr instruktiver und durch Lichtbilder anschaulich gemachter Vortrag gehalten. Wie Genf im siebzehnten Jahrhundert nicht nur Burg, sondern auch vorgeschobener Posten des Protestantismus in katholischen Landen war, wie es gegen den Überfall des Herzogs von Savoyen nicht nur die Privatsache seiner politischen Selbständigkeit, sondern die allgemeine Sache der protestantischen Denkfreiheit verteidigte. Es gab dann noch ausser rahmender Musik eine Teebewirtung, und schliesslich wurde das dicke Heft verteilt, das die Stadt zu einem Jubiläumsdatum der Eskalade herausgegeben hatte. Beim Studium dieser Broschüre kamen mir zum ersten Mal Zweifel an der protestantischen Denkfreiheit. Doch wie ich mich in München mit dem Katholizismus als einer nicht eigentlich deutschen Sache abgefunden hatte, so sagte ich mir hier, Calvinismus sei eben eine Glaubensform der Franzosen, Calvin und die Genfer stünden dem Franzosentum näher als dem freien deutschen Wesen. Während des Festes selber, am 11. und 12. Dezember, war ich viel unterwegs. Beim Gottesdienst in Saint-Pierre machte es mir Eindruck, wie gedrängt voll der grosse Dom war; verstehen liess sich in meiner hallenden Ecke kein Wort. In der Stadt wogte grosses Leben, karneval- und jahrmärktsartig: Kostüme und Masken (meist Pierrots und Bauern), ein Festzug bei Tage, ein abendlicher Fackelzug, Karussells auf der Plaine. Ich schrieb in mein Tagebuch: «Kaum anders als ein Schützenfest in Landsberg.» Ganz so kleinstädtisch wird es wohl doch nicht zugegangen sein, ich war nur verstimmt wegen

meiner Einsamkeit. Von den Genfern kannte ich mit Ausnahme der Professoren keine Seele, die Pflege des Deutschtums hatte ich aufgegeben, und meine Neigung zum Balkan erlitt gerade während der Eskalade eine melancholische Erschütterung. Ich war recht befreundet mit meiner bulgarischen Tischnachbarin Elisabeth Palasow. Sie hatte mir neulich strahlend zugestimmt, als ich das Frauenstudium gegen den spöttischen Rumänen leidenschaftlich in Schutz nahm, und auch ihr schwarzbärtiger medizinischer Landsmann hatte mir freundlich zugelächelt. Und am Vormittag im Gedränge des Festgottesdienstes hatte sie dicht neben mir gestanden. Sie zu einem Abendspaziergang durch das Jahrmarktsgewühl aufzufordern war mir bei ihrer grossen Sittsamkeit nicht eingefallen. Nun stand ich bei den Karussells. Studentinnen, die ich als ernste Gestalten von der Universität her kannte, schaukelten laut vergnügt auf wildbewegten Holzpferden, einige in bestem Einvernehmen mit unverkennbaren, aus Lausanne herübergekommenen deutschen Juristen. Und dann entdeckte ich meine scheue Elisabeth auf einem Schimmel, und neben ihr ritt der medizinische Landsmann. Sie winkten und riefen mir beide im Vorüberdrehen heiter und herzlich zu. Ich will nicht gerade sagen, dass sich mein Herz mit der Bitternis verratener Liebe füllte, aber ich kam mir doch ziemlich dumm und überflüssig vor und entfernte mich, ehe eine neue Umdrehung des Karussells vollendet war. Ein paar Tage später teilten mir die beiden ihre Verlobung samt legitimen Heiratsplänen mit. Unsere literarischen Tischgespräche hörten nicht auf, und später in Berlin erhielt ich sogar eine Photographie Fräulein Palasows, Absender ihr Verlobter in Genf «im Auftrag meiner bereits abgereisten Braut zu freundlicher Erinnerung an das gemeinsame Semester». Aber während der Eskalade und Weihnachten und Sylvester war ich doch recht allein.

Wenn ich mich in München einsam oder verstimmt gefühlt hatte, so war das Theater immer ein sicheres Heilmittel gewesen. In Genf wollte dies Mittel nicht sonderlich wirken, vor allem gewiss deshalb, weil ich mich zu leicht abschrecken liess. Bei mo-

dernen Stücken, und natürlich noch weit mehr in dem Künstlerkabarett «Catacloum», das halbwegs den «Elf Scharfrichtern» entsprach, hatte ich mit den Schwierigkeiten des sprachlichen Verstehens zu kämpfen, und bei klassischen Dramen erkältete mich die ungeheure Fremdartigkeit des Spiels und des Vortrags. Statt mich einzufühlen, notierte ich pathetisch: «O mein deutsches Theater!» Ganz allein an meiner mangelnden Reife lag aber das Aussetzen des Theatertröstes doch wohl nicht. Es gab nur gelegentliche Pariser Gastspiele, die ich nicht versäumte, während das eigentliche Genfer Theater den Nachdruck auf die Oper legte. Die Oper besuchte ich sehr häufig und immer mit Vergnügen, aber am vollen Genuss hinderte mich ein Gewissensbedenken. Ich empfand diese Abende als eine Flucht nicht nur aus dem Bereich meiner Studien, sondern auch meiner wirklichen Verständnismöglichkeiten. Zwar «Manon» und «Louise» waren nicht nur französische Musik, sondern auch französische Dramatik. Und wie französisch war der Text der «Bohème»! Sie habe ich in Genf nicht weniger als viermal gehört und nachher in Paris noch ein fünftes Mal. Und den zugrunde liegenden Murger habe ich gleich anfangs gelesen. Ich muss mir übrigens bescheinigen, dass mich gerade an der «Bohème» die Musik wesentlich mehr fesselte als der Text, dessen Sentimentalität und Oberflächlichkeit mir nicht entgingen. Ein wahrhaft grosses und für immer haftendes Theatererlebnis hatte ich während des Genfer Winters nur ein einziges Mal, und es ging nicht von der Bühne aus, sondern von der Galerie, dem Poulailleur.

Ich muss hier etwas weit und unordentlich ausholen. Als im Jahre 1914 die Ausläufer des schweren Erdbebens in den Abruzzen die Küstenstrassen Neapels sehr spürbar streiften – alle Häuser schwankten, und etliche bekamen Risse –, merkte ich nichts davon, weil ich gerade durch die Innenstadt zur Universität ging und mich in Gedanken schon auf dem Katheder befand. Nachher neckte mich Manacorda damit: Nach italienischem Volksglauben spürten die Innocenti kein Erdbeben. Ein Innocente, das ist im

Italienischen nicht nur ein unschuldiger Mensch, sondern auch ein Trottel. War ich solch ein trottelhafter Innocente auch schon 1903 in Genf, dass ich nichts von den Vorspielen des russischen Erdbebens merkte? Es ist so unendlich viel über das revolutionäre Treiben der russischen Studenten an den Schweizer Universitäten geschrieben worden. Als ich in das Genfer Semester fuhr, war ich vollkommen darauf vorbereitet, etwas von diesem Treiben zu sehen, mindestens einige bombenwerferische Gesichter und Gebärden, wie sie in jedem Feuilleton, in jedem Romankapitel über Schweizer Universitäten auftauchten. Aber ich sah rein gar nichts. War ich so blind, oder war Genf so viel zahmer als Zürich, oder waren meine Philologen friedlichere Leute als die Mediziner, mit denen ich im Allgemeinen nichts zu schaffen hatte und die ich nur am durchdringenden Karbol- und Jodoformgeruch erkannte? Ich glaube das alles nicht und am wenigsten, dass etwa meine russischen und polnischen Philologen politisch uninteressierter waren als ihre medizinischen Landsleute; galt doch ihr Studium weit häufiger literarischen und soziologischen Dingen als der eigentlichen Sprachwissenschaft. Aber Romanautoren und Feuilletonisten pflegen von allem Geschehen die Decke des Alltags abzuheben. Sie tun das notwendigerweise, denn der wirkliche Alltag, und gerade das macht sein Wesen aus, ist farblos wie Wasser, das man färben muss, um es sichtbar zu machen. Ich habe diese östlichen Studenten Tag für Tag bei der Arbeit gesehen, ich habe oft mit ihnen gesprochen, auf den Korridoren der Universität, im Café Landolt, beim Tee, zu dem Bouvier sein Fremdenseminar einlud, auf dem Ball der Polen, die den Krakowiak in Vollendung vorführten; ich habe Stunden und Stunden mit der guten und weisen, nur allzu erdrückend tolstoischen Flora Griniewicz über Gott und Welt philosophiert. Flora Griniewicz war viel älter als wir anderen, sie war sehr blass, sehr kränklich, sehr arm und ungeheuer gelehrt, sie hatte mich in ihr Herz geschlossen und hat mir noch nach Paris erzieherische Briefe geschrieben. Ich fragte sie, ob ich blind sei, und sie lachte mich aus, soweit man bei ihr

von Lachen reden konnte. Sie sagte: «Freiheitlich und wohl auch revolutionär sind wir hier alle. Wir machen grosse nationale Unterschiede zwischen Russen und Polen, und Sie haben mir ja selber erzählt, was Ihnen auf unserm Polenball aufgefallen ist: ‚Moi je suis Polonaise – Moi je suis Polonaise juive.‘ Aber in der politischen Grundhaltung stimmen wir zusammen. Nur müssen Sie deshalb nicht denken, dass all diese Leute hier im Hauptberuf Revolutionäre seien. Das sind die wenigsten unter ihnen, und die es sind, werden es Ihnen nicht auf die Nase binden. Die grosse Menge ist hier, um zu studieren, wie alle andern Studenten auch, und um nachher ein Examen zu machen und einen Posten zu finden. Und davon sind die Alltagsgespräche erfüllter als vom Politischen. Es muss schon etwas Ausserordentliches geschehen, wenn die Alltagsallüren durchbrochen werden sollen.» Ich schrieb mir diese Rede (nicht allzu livianisch) zu meiner Beruhigung ins Tagebuch. Und dann, am Ende des Semesters, erlebte ich solch einen ausserordentlichen Moment.

In einer Tournée des Pariser Théâtre de L'Œuvre wurde der «Volksfeind» gespielt, der reformerische Direktor Ligné-Poë gab selber den Doktor Stockmann. Von dieser Aufführung war tagelang vorher unter den Seminarleuten die Rede; ich wusste, es würde einen grossen östlichen Andrang zum Poulailler geben, und nahm mir selber dort oben einen Platz. Man befand sich in umso drückenderer Enge, als alle Welt die Garderobenkosten sparte: Im Mantel, Hut auf dem Kopf, Gummischeuhe an den Stiefeln, Schirm oder Stock zwischen den Knien, standen und sassen sie dicht bei dicht. Gespielt wurde sehr gut, doch war mir die naturalistische Spielweise von Berlin her vertraut und schien mir in Berlin natürlicher. Hier, wo die Opposition einem strengeren klassischen Stil galt, neigte man zum Übertreiben; so kehrten etwa die Schauspieler öfter als nötig dem Publikum den Rücken. Doch von ästhetischen Erwägungen, ja von der Beobachtung der Bühne überhaupt, wurde ich sehr bald auf meinen Poulailler abgelenkt. Erst herrschte respektlose Unruhe. Man unterhielt sich

von Bank zu Bank, man ass, man warf sich Apfelsinen zu. Dann wurde es ein paar Minuten still, dann wurde die Stille unterbrochen durch vereinzelte Bravorufe mitten in eine Rede hinein oder durch ein höhnisches Auflachen oder einen Faustschlag auf die Brüstung. Ich sah und hörte deutlich, wie die Erregung um mich her anwuchs. Und dann, im dritten Akt, gab es eine ungeheure Explosion. Doktor Stockmann hat die farbige Amtsmütze des Bürgermeisters aufgesetzt, er hat den Stock, den «Kommandostab» des Bürgermeisters, in die Hand genommen. Es war, als würden die Menschen neben mir von ihrem eigenen Gebrüll hochgerissen; sie standen, sie reckten sich, sie sprangen auf die Sitze, sie schrien, sie johlten, sie heulten, sie stampften mit den Füßen, sie schlugen mit den Operngläsern, den Stöcken und Schirmen auf die Lehnen. Weiterspiel war unmöglich. Lugné-Poë nahm lächelnd die Mütze ab, setzte sie auf den Knauf des erhobenen Stocks und liess sie kreiseln. Die Raserei der Galerie steigerte sich noch. Lärm und Bewegung um jeden Preis. Ein Student riss seine Gummischeuhe von den Füßen und klatschte sie, in jeder Hand einen, taktmässig gegen das Geländer, ein paar andere ballten Programme oder Zeitungsblätter zu Kugeln und schleuderten sie gegen die Bühne ins Parkett. Unter den Schleuderern war auch eine sonst sehr ruhige Teilnehmerin des Seminars. Ich fragte sie am nächsten Tage, warum sie das gestern getan habe. Sie antwortete: «Am liebsten wäre ich selber heruntergesprungen.» – «Aber warum, Mademoiselle?» – «Mais j'étais tellement enthousiasmée!» – Erst nach Minuten, als der Poulailier ein wenig ermüdete, wagte sich der Bürgermeister hervor und forderte Stock und Mütze zurück; da schwoll der Lärm noch einmal auf, und jetzt war es ein Zischen und Huhuh und gellendes Pfeifen. Als dann endlich weitergespielt wurde, blieb der Beifall dem Doktor treu, obwohl seine Ablehnung alles Parteidenkens sicherlich nicht ins Programm des Galeriepublikums passte, und Monsieur Jehan Adès, der den Bürgermeister fast charakteristischer darstellte als Lugné-Poë seinen Doktor, wurde immer wieder durch Zischen

und Pfeifen belohnt. An diesem einzigen Abend habe ich slawische Leidenschaft und Suggestionfähigkeit zu spüren bekommen. Ich notierte: «Solch ein Fanatismus wäre bei uns nicht möglich.»

Und das gleiche «Bei uns unmöglich!» schliesst den Bericht über eine Anarchistenversammlung, zu der ich in eben diesen letzten Semestertagen ging. Kurz vor meiner Ankunft in Genf hatte es dort Streik und Streikunruhen gegeben, ich hatte im Oktober noch die Maueranschläge aus den Kampftagen gelesen. Jetzt forderte das französisch-italienische Anarchistenblatt zu einer Versammlung auf, in der die Freigabe eines damals verurteilten Führers verlangt werden sollte. Ich fand die Manifestation wenig mitreissend und eher ein bisschen stumpfsinnig. Im grossen unwirtlichen Saal der Brasserie Handwerck – nackte Tische, der Boden mit Hobelspänen bedeckt – nahm sich das Häufchen der Zuhörer recht gering aus. Die meisten waren offenbar Arbeiter, ein paar junge Leute mochten Studenten sein, Frauen fehlten fast ganz. Erst sprachen zwei Redner sehr scharf, aber immerhin sachlich gegen die Regierung und die Polizei, dann trat ein dritter auf, dem die eigentliche Aufgabe des Begeisterns und Werbens zugeacht schien. Der Mann, dem Aussehen und Akzent nach Italiener, schüttelte die schwarze Mähne, rollte die schwarzen Augen und das harte R, warf die Arme wie ein Jahrmarktsausrufer und reihte Phrase an Phrase: «Le gouvernement, ce sont des assassins – l'anarchie, c'est la justice ...» Nach jeder Verkündigung machte er eine kleine Pause, als warte er auf Beifall. Aber das Publikum schien an seine Art des Redens gewöhnt, es verhielt sich meist ganz still und applaudierte nur selten und spärlich. Den Beschluss machte dann keine dramatische Aufreizung zu irgendwelcher Gewalttat, sondern eine blosser Werbung für das Parteiblatt. Mir wäre der ganze Abend belanglos und schmierenhaft komisch erschienen, hätte nicht der letzte Redner in einem seiner Sätze den Mord an der Kaiserin Elisabeth als einen heroischen Akt der Warnung und der Notwehr hingestellt. Ich hatte das Porträt der Kaiserin in

München, ihr Denkmal in Salzburg, ihr kunstloses Bild in vielen Gasthäusern der österreichischen Alpen gesehen, es war erst wenige Tage her, dass ich vor ihrem Monument am Friedhof in Territet gestanden – und immer hatten mich diese Gestalt und diese Züge ergriffen wie das schönste Gedicht, und immer hatte ich ihre Ermordung als die sinnloseste und grausigste Tat empfunden; so schüttelte mich eine buchstäblich körperliche Übelkeit, als ich die Worte des Scharlatans hörte. Aber schon auf dem Rückweg fand ich einen Trost: Wie könnte bei uns jemand so wahnsinniger Grausamkeit das Wort reden, wie könnte jemand bei uns mit so leeren Phrasen um sich werfen? Und wenn sich wirklich solch ein einzelner Hirnverbrannter fände, wo nähme er bei uns hundert, ach nur ein Dutzend geduldiger Hörer her?

Nein, es stand in Genf doch nicht schlecht um meine Pflege des Deutschtums. Im Gegenteil: Meine bisher mehr selbstverständliche Anhänglichkeit an das Vaterland wuchs hier in der Fremde zu bewusster Liebe, zu gläubigstem Vertrauen und Stolz. Wir, wir Deutschen, waren besser als die andern, freier im Denken, reiner im Fühlen, ruhiger und gerechter im Handeln. Wir, wir Deutschen, waren das wahrhaft auserwählte Volk. Und nachher in Paris und später in Italien ist dieser Glaube in mir nur immer bestärkt worden. Und wenn ich in allen andern Punkten zum Zweifel an mir selber neige, nicht an der Aufrichtigkeit, sondern an der ungespaltenen Einfalt meines Fühlens: Dies war wirklich ein Glaube voller Einfalt, und er hat mich nach Flandern begleitet und mir in allen meinen Schriften die Feder geführt. (Benedetto Croce hat es mir spöttisch genug in seinen «Randbemerkungen eines Philosophen zum Weltkrieg» angekreidet. «Deutscher im verwegenen Sinn des Wortes», sagte er von mir – ich kann nur Julius Schlossers deutsche Ausgabe zitieren –, «das heisst unfähig, die Psychologie und die geistige Verfassung anderer Völker zu verstehen.»)

Aber natürlich ging es mir mit diesen patriotischen Wallungen wie den Russen mit ihren revolutionären Gefühlen: So etwas war

für ausserordentliche Augenblicke da und nicht für den Alltag. Mein Genfer Alltag hat ganz und mit starker Konzentration dem Studium der französischen Literatur gehört. Das politische Interesse tauchte nur intermittierend und selten auf. Und auch die Beschäftigung mit Napoleon, so sehr sie mich fesselte, empfand ich als ein blosses Nebenbei. Ich sagte ja schon, ich habe die Napoleon-Stunden auf dem Lesesaal durch lange Nacharbeit am unbehaglichen Kamin gesüht.

Ins Zentrum dieser Studien hatte sich allmählich immer entschiedener Voltaire gedrängt. Das lag gewiss nicht nur an Bouviers tüchtigem Kolleg und Strauss' genialem Buch. Bouvier und Strauss waren sich einig darin, die «Henriade» langweilig und unpoetisch zu finden, und ich las die «Henriade» von A bis Z mit höchstem Interesse. Bouvier und Strauss lehnten Voltaire ganz als Dichter ab und mäkelten an seinem Charakter; für mich dagegen war er durchaus ein Dichter, und moralische Entrüstung über die Schattenseiten seiner Natur vermochte ich durchaus nicht aufzubringen. Ich liebte den ganzen Mann. Später hat er sich bei mir in diese Liebe mit einer von Jean de Meung an durch acht Jahrhunderte reichenden Kette französischer Autoren teilen müssen. Aber im Grunde liebe ich in ihnen allen den einen Voltaire. Und je verächtlicher sich meine Zeit von dem für Voltaire Entscheidenden, von den Ideen des Liberalismus und der Aufklärung abgewandt hat, mit umso grösserer Liebe habe ich an ihm festgehalten.

Am Schluss des Semesters, an einem sehr schönen Vorfrühlingstag, war ich noch einmal, diesmal allein, in Ferney. Ich bekam nicht mehr zu sehen als damals in Gemeinschaft mit Theune: das Äussere des Schlosses und der Kapelle mit der berühmten Inschrift «Deo erexit Voltaire» (die man keinesfalls ironisch nehmen sollte) und das Denkmal. Aber ich stand sehr lange vor dem Monument, mit einem inneren Anteil, einer Pietät, die ich das erste Mal noch nicht hatte empfinden können. Unter den Studierenden des Seminars hatte es einige Schwärmerei für die Rousseauinsel gegeben; ich für meinen Teil meinte, hier in Ferney auf

heiligem Boden zu stehen. Ich überdachte, was mir das Genfer Semester gegeben hatte; die Ausbeute war nicht gering, aber der Schluss meines Resümees lautete: «Das Beste an Genf ist Ferney.» –

Es stand bei mir mit Selbstverständlichkeit fest, dass ich die Studien dieses Winters in Paris fortsetzen würde, und weil es mir selber solche Selbstverständlichkeit war, so wurde zu Haus die alte Debatte «Paris oder Oxford» erst gar nicht wieder aufgenommen. Ich war also für den Augenblick von aller Zukunftssorge frei und konnte mich unbekümmert dem nächstliegenden Herzenswunsch überlassen. «O mein deutsches Theater!» war mein Genfer Stosseufzer gewesen. Ich war ausgehungert nach unserm Theater, ich würde es in Paris vermissen wie vorher in Genf: Also holte ich mir jetzt einen vorsorglichen Theaterrausch, so wie manche Alkoholiker auf Vorrat trinken, wenn ihnen eine Zeit der Entbehrung bevorsteht. Aber Klischeebilder führen immer in die Irre. «Rausch» ist ganz unzutreffend, denn ich erfuhr ja nicht mehr jenes völlige Ichvergessen vor dem fremden Lebensstrom, ich wollte es auch gar nicht mehr erfahren. Es war ein viel grösserer, nachhaltigerer Genuss, das Kunstwerk klar bewusst als solches in sich aufzunehmen, den Wegen des Dichters und des Schauspielers zu folgen. Ich hatte das Glück, in diesen Wochen eine ganze Fülle des Besten zu sehen, was deutsche Bühnen auf klassischem und modernem Gebiet zu leisten vermochten. Im Deutschen Theater wurden Hauptmanns «Armer Heinrich» und Schnitzlers «Schleier der Beatrice», beide Stücke mit Rittner und Irene Triesch in den Hauptrollen, gegeben, Else Heims spielte die Hedwig in der «Wildente», Kainz gastierte als Fritzchen und als Tartüff. Im Berliner Theater trat Agnes Sorma als Käthchen von Heilbronn auf, im Königlichen Schauspielhaus spielten Matkowsky und Rosa Poppe den Holofernes und die Judith. Hier sah ich auch den «Sommernachtstraum» und die Wallensteintrilogie.

Von ihr hatte ich mir wenig versprochen; ich kannte sie zu einem sehr grossen Teil auswendig, besonders seit ich meinen Abi-

turientenaufsatz darüber geschrieben hatte, sie stand mir allzu gross und deutlich vor Augen, als dass mich die Aufführung nicht hätte enttäuschen sollen. Und dann war es doch keine Enttäuschung gewesen, alles lebte, und einer, der mir früher nur einer unter anderen geschienen, hob sich jetzt auf eine ganz neue Art heraus: Isolani. Alle übrigen Rollen waren stark bewegt und ohne stelzenhafte Deklamation, aber doch mit dem stilisierten Pathos gespielt worden, der zur klassischen Dichtung gehörte und die Art des Schauspielhauses von der des freien Deutschen Theaters unterschied. Der grosse Humorist Vollmer aber hatte seinen Krotatengeneral aus aller Jambenwürde gelöst und ihn zu einer realistisch-komischen Gestalt gemacht. Ich hatte «Wallensteins Tod» am Abend vor meiner Abfahrt nach Paris gesehen und rekapitulierte den Eindruck während der Reise in allen Einzelheiten. Besonders Vollmers Isolani reiste körperhaft mit. Die Haare hingen ihm ins Gesicht, er trug Zöpfe an den Schläfen, der Schnurrbart baumelte ihm rabenschwarz herab, er hatte eine Weinnase und verschmutzte Augen. Im weiten goldverbrämten roten Kittel nahm er sich schwächtlich aus; er ging etwas geduckt, schleichend und lauend. Dabei wirkte er weniger böswillig als spitzbübisch, und dies Spitzbübische verstärkte sich, sobald er den Mund auftat und den Worten leicht ungarischen oder balkanischen, aber nicht operettenhaft karikierten Klang gab. Mit einer solchen Selbstverständlichkeit seines Handelns, mit einem so naiv guten Gewissen liess er sich von Octavio gewinnen, so glatt gekrümmt ging er zur aussichtsreicheren Partei über, nachdem er das kaiserliche Handschreiben durchbuchstabiert hatte, so katzenschmeichelhaft natürlich klang seine Bitte, Octavio möge ihm bei Hof die Stange halten, dass man seinem eingeborenen Halunkentum gar nicht recht böse sein konnte ... Wie gern ich auch sonst nach Frankreich ging – um unser Theater war es mir doch bitter leid, und dafür gab es keinen Ersatz.

Aber dann, beim Grenzübertritt in Herbesthal, kam mir der naheliegende Gedanke, der für reichliche zwei Drittel meiner Pari-

ser Zeit entscheidend wurde. «Ich bin jetzt», sagte ich mir, «intensiver als je auf Dramatik und Schauspielkunst gerichtet, ich besitze einige Kenntnis des deutschen Theaters. Ich will mich mit gleicher Intensität dem französischen Theater hingeben. Ich will nicht danach fragen, ob es mir gefällt oder nicht gefällt. Ich will mich nur fragen, wie es ist, durch welche Eigenart es sich vom deutschen Theater abhebt und worin es sich mit ihm berührt.»

Sobald ich einmal diesen Standpunkt eingenommen hatte, war mein Interesse erregt, und nun liess auch das Vergnügen nicht auf sich warten. Nominell und meinem Zeugnis nach habe ich in den nächsten Monaten an der Sorbonne studiert, in Wahrheit an der Comédie Française und den übrigen Pariser Theatern. Mein Tagebuch ähnelt hier auf weite Strecken einem Kollegheft. Aus der Menge der Notizen will ich nur einige grundlegende Eindrücke und Überlegungen resümieren.

Die härteste Nuss bedeutete mir natürlich die klassische Tragödie, die haute tragédie des siebzehnten Jahrhunderts. Im Landsberger Unterricht hatte mich der «Horace» nur gelangweilt; auf der Bühne der Comédie fand ich ihn scheusslich. Zufällig geriet ich gleich in den ersten Tagen an ihn. In meinem frischen Entsetzen schrieb ich: «Und ich habe den ‚Wallenstein‘ im Schauspielhaus eine etwas klassisch gebundene und stilisierte Aufführung genannt! Was hat das mit Klassik zu tun, wenn ich es mit dem hier Gesehenen vergleiche! Daran gemessen ist es hemmungslose Natürlichkeit. Ganz zu schweigen von Vollmers Isolani. Wie wäre solch ein Spiel in der klassisch französischen Tragödie möglich?» (Ich wusste damals noch nicht, dass die Franzosen selber den «Wallenstein» und die gesamte deutsche Dramatik des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts als ganz unklassische und spezifisch romantische Dichtung aufgefasst haben.) «Was hier geboten wird, ist die reinste Unnatur. Mounet-Sully, den die Presse in den Himmel hebt und das Publikum immerfort beklatscht, knurrt als Horace wie eine Bulldogge, der er auch seiner Statur nach gleichkommt. Er rollt und dehnt die Silben, er schwelgt endlose

Sekunden in gloaaare und honnööör.» Gleich darauf aber machte ich mir selbst Einwände. Was so stark applaudiert wurde, konnte doch kaum Unnatur schlechthin sein, musste irgendwie zur französischen Natur sprechen. Oder doch einmal zu ihr gesprochen haben. Der «Horace» war um mehr als anderthalb Jahrhunderte vor dem «Wallenstein» entstanden, er zählte zu den härtesten Stücken des harten Corneille; man spielte ihn gewiss einigermaßen im Stil seiner Entstehungszeit, und das Publikum, zum grossen Teil Schüler, Studenten, Lehrer, empfand eine Art pflichtschuldiger retrospektiver und historischer Begeisterung. Ich sah dann den weniger starren «Cid», ich sah Tragödien des uns menschlich näheren Racine. Hier gab es überall Rollen und Szenen, die in unserm Sinn natürlicher und schlichter gespielt wurden, aber immer herrschte doch auch hier eine fast kultische Gebundenheit und Feierlichkeit der Bewegung, eine oratorische Deutlichkeit und Betontheit des Vortrags, die wir tadelnd rhetorisch oder deklamatorisch zu nennen pflegen. Einmal fiel mir in einer Nebenrolle eine sehr junge Schauspielerin auf, ich fand ihre Art ergreifender als die der andern. Nachher hiess es in der Zeitungskritik, die sympathische Debütantin sei gewiss talentiert, aber man habe unrecht getan, ihr jetzt schon eine klassische Rolle aufzubürden, dafür sei sie noch nicht reif. Auch fand sich in jedem klassischen Stück irgendwo die Gelegenheit, auf Mounet-Sullys Art den Vers majestätisch zu rollen und die tönende Schlussilbe lang aushalten zu lassen, und immer war gerade dann der Beifall gross.

Hätten sich nun diese Beobachtungen auf die ludovizischen Tragödien und die traditionsumhegte Comédie Française beschränkt, so wäre mir mit der Erklärung «historischer Enthusiasmus» allenfalls gedient gewesen. Aber die Versdramen Victor Hugos, um 1830 und in schroffer Opposition gegen die klassische Tragödie entstanden, das eigentliche romantische Theater der Franzosen, tönten nicht weniger oratorisch als Corneilles Dichtungen. Und ganz ähnlich spielte man die modernen Werke Ro-

stands, der noch unangetastet auf der Höhe seines Ruhmes stand und gerade in diesem Frühling 1903 in die Akademie aufgenommen wurde. Frappant war der Gegensatz, in dem Kainz und Coquelin aîné den Cyrano darstellten. Nach der Aufführung im Porte-Saint-Martin-Theater notierte ich: «Gesetzt, Gott spräche zu Cyrano: Gib deine Dichtkunst hin und nimm Roxane oder verzichte auf die Geliebte und sei Poet – Kainz würde Roxane wählen, Coquelin die Poesie.» Das war sehr jugendlich ausgedrückt, aber es traf den Kern der Sache. Beide Schauspieler zerrten ein wenig an der Dichtung. Kainz verdeutschte, Coquelin hispanisierte. Aber Coquelin war der Landsmann des Dichters und bewegte sich auf der Linie Corneille – Mounet-Sully. Kainz war menschlicher, Coquelin heroischer. Kainz peitschte bisweilen die Worte so erregt vor sich her, dass Einzelnes verlorenging und nur das Ganze ergriff; Coquelin drehte jeden Vers wie einen Ring im Lampenlicht, so dass Reim um Reim auffunkelte. Den «Aiglon» spielte Sarah Bernhardt in ihrem eigenen Theater sehr rührend; man glaubte der alten Frau den jungen Menschen, der durch sein schuldloses Leiden das väterliche Blutvergiessen sühnt. Aber Rolle und Vortrag Flambeaus¹, des napoleonischen Grenadiers, gehörten wieder zur Redekunst Corneille – Mounet-Sullys.

Befremdlicher noch als diese Redekunst selber und der Applaus, den sie fand, war mir jedesmal der Zeitpunkt des Beifalls. In Berlin klatschte man am Ende eines Aktes, und wenn man sehr ergriffen war, blieb es auch wohl nach dem Fallen des Vorhangs noch einen Augenblick still, ehe sich die Hände regten. In Paris wurden klassische Szenen oft vom Beifall durchlöchert. Besonders stark fiel mir das am «Cid»-Abend auf. Nach jeder Tirade wurde geklatscht; die Schauspieler warteten offenbar darauf, sie legten Raum ein für das Publikum. Eine Illusion, die das Bühnengeschehen zur Wirklichkeit macht, konnte unmöglich aufkommen. Aber gerade an dieser Beifallsart, die ich erst entrüstet für Unart nahm, ging mir das Entscheidende auf. Anfangs hatte ich

sie auf Mangel an Kunstrespekt zurückgeführt. Genau das Gegenteil davon war der Grund. Man wollte hier gar nicht die Illusion haben, der Wirklichkeit gegenüberzustehen. Man genoss Absatz um Absatz, Arie um Arie die Werke der Sprachkunst. Unverschleierte erste Aufgabe des Dichters wie des Schauspielers war es, der Sprachkunst zu dienen. War das unnatürlich? Ich sah doch, wie sehr diese geformte und tönende Sprache dem Publikum an die Seele drang. Also musste sie ein Seelenverlangen des Hörers erfüllen, musste seiner Natur gemäss sein. Das Oratorische schlechthin war ein Grundzug und Herzensbedürfnis der französischen Natur. Wäre mir das nicht an ihren Tragödien aus drei Jahrhunderten aufgegangen, niemals hätte ich ihr politisches Leben zu begreifen vermocht.

Wollte ich mich aber darauf zurückziehen, die Franzosen seien eben in ihrem der geformten Rede zugänglichen Wesen unnatürlicher als wir, dann wurde ich in meiner Meinung durch ihr Possenspiel korrigiert. Darin waren sie nun wieder ungleich natürlicher, bedenkenloser, jugenhafter als die Deutschen. Vollmer spielte in Berlin den «Malade imaginaire» gewiss sehr komisch, er kaute Pastillen, er schluckte Tränkchen, aber er hätte doch niemals die Würde des Schauspielhauses und eines trotz seiner Komik klassischen Stückes derart verletzt, dem Doktor, wie Jean Coquelin das tat, mit ausdrucksvoller Gebärde sein Hinterteil hinzustrecken, um nur gleich das versäumte Lavement entgegenzunehmen.

In Posse und Verstragödie war der Abstand der französischen Art von der deutschen nach entgegengesetzten Seiten hin fast gleich gross; im modernen Drama begegnete man sich. Mindestens im Spiel und wohl auch in der Aufnahme der Stücke durch das Publikum, weniger in der literarischen Kritik. Bei uns zu Hause wurden damals Dumas fils und Sardou nur noch selten gespielt, man warf ihnen Effekthascherei vor, und schon erhob sich Einspruch gegen den erfolgreichen Sudermann, er halte sich zu eng an die theatralische Manier der Franzosen. Als ich im folgenden Winter das erste und letzte Mal seit den Kindertagen eine persönliche Unterhaltung mit Julius Bab hatte, im Hörsaal nach

Erich Schmidts Kolleg, gerieten wir sogleich aneinander, weil er verächtlich von Sudermanns «ewigem Schielen nach der Theaterkasse» sprach. In Paris dagegen war so ziemlich alles, was ich in diesem Sommer an modernen Stücken sah, genau in der Weise des jüngeren Dumas gehalten, und die Kritik war damit geradeso einverstanden wie das Publikum. Pflichtgemäss und mit Selbstverständlichkeit wurde jedesmal der theatralische Effekt, die *scène à faire*, herausgearbeitet. Das Theatralische galt nicht wie bei uns als ein Fehler, sondern als eine Notwendigkeit. Man sass im Theater, und also wollte man Theater geniessen, Kunst sehen, nicht Wirklichkeit. Und wenn sich dem französischen Schauspieler die Gelegenheit bot, in tönenden Worten eine Anklage- oder Verteidigungsrede zu halten, vor Gericht, auf der Tribüne des Parlaments oder – der häufigste Fall – im Salon, dann geriet er trotz Kostüm und Prosa der Gegenwart doch wieder in die Linie Corneille – Mounet-Sully, und dann klatschte das Publikum wieder wie beim «Cid» mitten in die Szene hinein. Und dann lag es dem deutschen Betrachter wieder gefährlich nahe, von französischer Unnatur zu reden, während dem französischen Hörer in solchen Fällen nun doch die Grenze zwischen Kunst und Wirklichkeit, eben seiner französischen Wirklichkeit, zu verschwimmen schien.

Gewiss wich man auch schon hier und da von der Tradition des theatergerechten Sittenstücks ab: Im Théâtre de la Renaissance gab man den ganz effektlos schlichten «Crainquebille» von Anatole France, freilich im Gefolge des Dumas-Dreiakters «La Princesse Georges»; im Odéon wurde «Wania», *pièce d'après* Gorki gespielt, freilich lachte das Publikum im tragischen Augenblick.

Natürlich habe ich mit alledem nur das skizziert, was ich 1903 auf den Pariser Theatern vorfand, und natürlich lasse ich hier beiseite, wie sich das französische Drama in den nächsten Jahrzehnten weiterentwickelte und manchmal ein wenig von der Tradition löste. Und schon das wenige Mitgeteilte würde mir als ein allzu fachsimpelnder Exkurs innerhalb einer Vita erscheinen, wenn es

nicht seine Rechtfertigung darin fände, selber eine höchst notwendige Rechtfertigung zu bedeuten.

Ich sagte schon, ich hätte nicht an der Sorbonne, sondern in den Theatern studiert. Das ist fast buchstäblich zu nehmen. In Frankreich ist das akademische Jahr in Trimester geteilt. Ich habe das Trimester April/Juni an der Sorbonne studiert und habe weniger Erinnerungen an sie als an das Bromberger Gymnasium. Ich vermag auch keinerlei Aufzeichnungen und Dokumente zur Nachhilfe für mein Gedächtnis zu finden. Unter den vielen Kollegheften, die ich besitze, gibt es wohl ein dickes Pariser Heft, aber alles darin handelt von dem Julikurs der Alliance française, auf die ich noch zu sprechen komme, und nicht ein Wort von der Sorbonne. Ich weiss bestimmt, dass ich unter meinen Universitätspapieren vor noch gar nicht langer Zeit auch den Pariser Testatschein gesehen habe; doch seit der Haussuchung im letzten November, die ein Chaos in Schreibtisch und Bücherregalen zurückliess, ist dies Papier zusammen mit dem Abiturientenzeugnis und dem Diplom der Alliance verschwunden. Vielleicht taucht das alles noch einmal auf; die Wahrheit zu gestehen, so habe ich mich seitdem zu ernsthaftem Suchen und Ordnen noch nicht aufraffen können. Wozu auch die Mühe? Wo doch jede Stunde eine neue und sehr wohl die endgültige Katastrophe bringen kann. Jetzt gar, im August, während der Niederschrift dieses Kapitels, leben wir unter ständiger Kriegsdrohung, und die Meinung, der Krieg dürfte mit einer «Erledigung der ganzen Judenfrage in einer einzigen Nacht» beginnen, ist mündlich und gedruckt weitverbreitet. Aber gerade um dies alles zu vergessen, schreibe ich ja an meinem Curriculum ...

In meinen Tagebüchern, die den Grünspan-November merkwürdigerweise als geordneter Stapel überstanden haben, heisst es nur in den ersten Pariser Tagen: «Die Kurse an der Sorbonne langweilen mich sehr.» Kurz danach: «Heute brauch ich G. s. D. nicht zur Universität, sie ist zu King Edwards Ehren geschlossen.» Schliesslich am letzten Juni: «Ich habe mein Sorbonne-Zeugnis

abgeholt.» Dies Zeugnis ist ein sicherer Beweis, dass ich in den bescheinigten Vorlesungen zumeist wirklich anwesend war; denn vor dem Hörsaal lag die von einem Diener bewachte Präsenzliste aus, und man musste sich eintragen und wirklich hineingehen; man erhielt sonst (bei mehrmaligem Fehlen) keine Bescheinigung über das Kolleg. Aber ebenso sicher wie meine körperliche Anwesenheit ist auch mein Schlaf oder meine Geistesabwesenheit während dieser Stunden. Alles, was mir von ihnen im Gedächtnis haftet, ist eine unerträglich breite und witzelnde Schneiderbeschreibung der berühmten roten Weste, die Théophile Gautier am Abend der «Hernani»-Premiere trug, um romantisch gegen Philister und Klassikverehrer zu demonstrieren. Den Vortragenden sehe ich undeutlich als ein kleines schwärzliches Männchen vor mir, und ich glaube fast, es war Emile Faguet de l'Académie Française. Aber vielleicht ist das auch eine beleidigende Verwechslung; die Bücher Faguets sind zwar durchweg mehr glitzernd als tief, aber blosser Schneiderarbeit schliesslich doch nicht. Rings um diese rote Weste herrscht völlige Leere; so viel ich auch in meinem Erinnern stöbere, französische Dozenten tauchen nur aus den Juliwochen dieses Sommers und aus dem Jahre 1913 auf.

An Schlaf und Gedankenflucht in der Sorbonne war das Theater schuld, genauer das Theater mit seinem Zubehör, denn mindestens fünf Abende der Woche verbrachte ich dort. Bei den langen Pausen zu gesellschaftlichen Zwecken dauerte die Vorstellung reichlich bis Mitternacht. Danach ging ich in die «Grande Taverne», die, glaube ich, in der Nähe der Comédie lag. Dort gab es Augustinerbräu. In München hatte ich das bayrische Bier mit einiger Feindseligkeit betrachtet, in Paris war es mir ein vaterländisches Getränk. Auch sah ich in der «Taverne» das «Berliner Tageblatt» und die «Vossische Zeitung». Darüber wurde es etwa halb zwei. Dann ging ich zu Fuss nach Hause. Ich hatte ein Zimmer in der Rue des Fossées – Saint Bernard, in der nächsten Nähe der Sorbonne. Der weite nächtliche Heimweg war immer eine Erfrischung und ein besonderer Genuss. Ich sah die langen Reihen

der Gemüsekarren mit ihrem schöngeschichteten weissen, möhrenroten und grünen Inhalt der Markthalle zutrotten; ich sah auf den belebten Boulevards und grossen Strassen die Tische vor den Kaffeehäusern noch immer besetzt; ich kam zur Seine und über die Brücken: Die grossen historischen Bauten wirkten im Dunkel und in der wenig üppigen Beleuchtung noch bedeutsamer als im Tageslicht und -trubel. Ich ging durch stille, fast finstere enge Gassen und über einsame Plätze, nur ein paar alte und schäbige Dirnen flanierten, und manchmal zeigten sich einzelne ebenso schäbige Männergestalten. Unter dem Kragen um den Hals gehängt trug ich in einem Brustbeutelchen mein Vermögen bei mir; am Ersten, wenn ich meinen Berliner Scheck eingelöst hatte, waren es zwölf goldene Zwanzigfrankenstücke. Trotzdem hatte ich nie ein Gefühl der Unsicherheit und ging völlig unbekümmert und auch wirklich ganz unbehelligt, sogar von den Dirnen nicht angesprochen, meines Weges. Später ist mir gesagt worden, ich sei durch berüchtigte Gegend gewandelt, in der man sich des Nachts besser nicht sehen liesse und die auch von den Polizisten gern gemieden würde. Und auf Polizisten und vertrauenerweckende Passanten bin ich dort tatsächlich nie gestossen, aber ebenso wenig auf ein Abenteuer oder nur den Anschein einer gefährlichen Situation. War ich auch hier der gottbehütete und blinde Innocente, oder stimmt auch von nächtlichen Pariser Apachenquartieren, was ich vom Genfer Alltag sagte? – Kam ich dann um halb drei oder drei nach Haus, so war ich oft viel zu munter, um mich gleich hinzulegen, und machte mir sofort meine Theaternotiz. Es lag mir daran, meine eigenen Eindrücke festzuhalten, ehe ich die Rezensionen der Blätter las; auf diese Weise konnte ich genau herausfinden, was ich missverstanden oder anders aufgefasst hatte als die französische Kritik. Ging ich aber gleich zu Bett, dann las ich wenigstens noch eine Stunde vor dem Einschlafen. Wo es irgend zugänglich war, verschaffte ich mir das Stück, das ich gesehen hatte oder zu sehen beabsichtigte; man konnte es oft an der Billettkasse kaufen. Und wenn mir ein Autor zusagte, suchte

ich auch Weiteres von ihm kennenzulernen. So war denn mein Studium ganz und gar durch das Theater bestimmt, und so war es auch höchst natürlich, dass ich weit in den Vormittag hinein schlief und nur sehr unvollkommen wach war, wenn einmal eine Sorbonnestunde vor elf abgesehen werden musste.

Aber bloss vom Theaterstudium waren diese Monate nun doch nicht erfüllt. Nie habe ich eine Stadt so unablässig durchquert wie Paris, nie Museen und Galerien, Denkmäler, Kirchen, Sehenswürdigkeiten aller Art so gewissenhaft durchforscht wie hier. Dabei war ich im Allgemeinen mehr von historischem als von Kunstinteresse geleitet, und meine Kenntnis der französischen Geschichte wurde durch das Betrachten der Gemälde und Monumente entschieden erweitert. Die oberste Stelle nahm der erste Napoleon ein, aber auch das Siècle Louis XIV., das Rokoko und die Revolution traten mir ungeheuer lebendig vor Augen.

Daneben drängten sich gelegentlich Zeitgeschichte und Politik der Gegenwart auf.

Gleich im Anfang meines Aufenthalts, in den ersten Maitagen, war Eduard VII. Gast der Republik. Allgemeine Englandbegeisterung herrschte in Frankreich damals (wenige Jahre nach Fatschoda) gewiss nicht. Am Vortage des Königsbesuches, als die Feststrassen schon ausgeschmückt waren, sah ich ein ganzseitiges Bild an einem Kiosk des Boulevard Saint-Michel hängen und eine sich immer erneuernde Gruppe lachender Menschen davor. John Bull stand gebückt an seinem Inselrand und grüsste Frankreich über den Kanal hin rücklings mit herabgelassener Hose; das entblösste Hinterteil trug die schwammigen Züge des Königs. Am gleichen Tage demonstrierte, ebenfalls viel belacht und sogar applaudiert, ein Stockbetrunkenener in der Rue des Ecoles auf eine Weise, die mich philologisch interessierte. Indem er nämlich auf dem Fahrdamm hin und her torkelte, brüllte er immerfort rhythmisch: «A bas la Hangleterre, à bas la Hangleterre!» Zwischen Artikel und Hauptwort lag eine Pause des Kräftesammelns und Atemspeicherns, und dann explodierte der verhasste Ländername mit dem denkbar vernehmlichsten H im Anlaut. Und uns wurde

beigebracht, die Franzosen könnten kein H aussprechen! Erst nach Dutzenden solcher Rufe erschien ein Schutzmann, und auch als er den Arretierten schon ein langes Stück fortgeschleift hatte, hörte man noch immer das rhythmische Gebrüll, und das inzwischen angewachsene Publikum lachte noch immer. Während der Festtage selber war ich häufig im dichten Gewühl und fing vielerlei Gesprächsfragmente auf; nirgends hörte ich ein Wort der politischen Erregtheit, weder der Freundschaft noch des Hasses, überall nur Ausdrücke kindlichen Vergnügens an Fahnen-schmuck, Girlanden, Soldaten, Illumination und, vor allem, am Gewühl selber. Und wirklich war auch das ungeheure Gedränge das Imposanteste an der ganzen Angelegenheit. Die Place de l'Opéra, in die sich von allen Seiten Menschenströme ergossen, war ein überquellender See, etliche ringsumflossene Omnibusse lagen darin wie verankert, auf ihren Verdecken standen die Leute in Knäueln. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, den König zu sehen, mit dem ich seit Gastein verbunden war; der Wunsch hätte mich wahrhaftig fast das Leben gekostet. Die Eskorte mit den blitzenden Helmen und langen Federbüschen trabte heran, die wartende Menge wogte über den Strassenrand vor, die Schutzmannskette presste sie rücksichtslos zurück, ich stand zwischen Druck und Gegendruck und bekam keine Luft mehr. Indem schwebten zwei schwarzfunkelnde Zylinderhüte vorüber. Hinterher sagte ich mir, der rechte müsse dem König gehört haben; in der feierlichen Sekunde selber dachte ich gar nichts mehr und verspürte es nur als Erlösung, dass sich die grauenvolle Enge um die Brust fast gleichzeitig lockerte. «Nie wieder!» schrieb ich ins Tagebuch, «es hat sich nicht gelohnt.» Aber es hatte sich doch gelohnt. Denn später, als man von Entente cordiale und encerclement redete, und dann gar während des Krieges und in all dem folgenden Geschehen wurde mir Edwards Zylinder immer mehr zum wehmütigen Symbol. Wie oft sagen wir uns vor einem dunklen und umstrittenen historischen Faktum: Du hättest es miterleben, du hättest dabeisein müssen, um wirklich zu wissen, wie es

war. Und wenn wir dabei sind und wenn wir mit gespanntester Aufmerksamkeit hinsehen, dann erfassen wir auch nicht viel mehr davon, als ich an jenem zweiten Mai von Eduard VII. zu Gesicht bekam. «Wir», das ist hier das Gegenteil des Pluralis majestatis, es ist der Plural des Durchschnitts, der Plural der ungezählten Millionen, denen man die Brotkarten in die Hand drückt und die Gewehre. Als Gebildeter, als Weitgereister, als Akademiker, als Professor redet man sich gern und immer wieder ein, über die blinde Masse erhoben zu sein, von seinem erhöhten Standpunkt aus mehr zu sehen als sie, mit seinen geschulten Augen besser zu sehen als sie, mit seinem geschulten Verstand klarer zu werten als sie – und hinterher erkennen wir jedesmal, dass wir genauso blind gewesen sind wie die blinde Masse. –

Die Rücksichtslosigkeit der französischen Polizei, die mir während des Königsbesuches auffiel, wurde mir ein paar Wochen darauf noch wesentlich deutlicher vorgeführt. In einer Nachwahl hatte der Nationalist Syveton über den Regierungskandidaten gesiegt, und seine Anhänger veranstalteten eine Kundgebung. Es war keine allzu grosse Schar, die den Fahrdamm des Boulevards entlangzog. Sehr viel mehr Menschen standen als Zuschauer an den Strassenrändern oder sassen unbeteiligt vor den Kaffeehäusern. Ich selber hatte meinen Platz an einem Tisch dicht vor dem Schaufenster. Plötzlich kam eine Polizeikolonnie im Laufschrift hinter den Demonstranten her und räumte die Strasse in ihrer ganzen Breite. Ich weiss nicht, wohin alles abgedrängt wurde; um mich herum sprang man auf, flüchtete ins Café oder presste sich dicht an die Hauswand. Es war eine Minute des Geheuls und Gewirrs; Demonstranten, Zuschauer, Cafégäste quirlten durcheinander, und in der nächsten Minute war alles leer, und der Lärm verhallte. Ein paar Stöcke und Schirme lagen auf dem Fahrdamm, ein paar umgestürzte Tische und Stühle, ein paar zerbrochene Siphonflaschen, Gläser und Tassen auf dem Trottoir. Gleich darauf erschienen Kellner und räumten auf, die Gäste nahmen wieder Platz, die geflüchteten Passanten kamen aus Haustoren und Lä-

den, und in kürzester Zeit hatte der Boulevard sein übliches Aussehen zurückerhalten. Stärkeren Eindruck noch als der brutale Stoss der Polizei machte mir der Gleichmut, mit dem das Publikum den Vorfall hinnahm und von sich abschüttelte, als wenn es sich um einen kurzen Platzregen gehandelt hätte.

Den Abend nach der Wahl sprach in der «Grande Taverne» ein fremder junger Mensch lebhaft auf mich ein, triumphierte über Syvetons Sieg, schimpfte über das gouvernement corrompu und die sales juifs. Ich hörte ihm ohne sonderliche Erregung zu. Ich wusste (und wusste damit für das Jahr 1903 nichts Falsches), dass der Nationalismus in Frankreich sowohl innerpolitisch wie als Revancheidee keine grosse Rolle spielte. Täglich kaufte und las ich mehrere Blätter verschiedener Richtung. Der Zeitungskauf auf der Strasse, der sich später auch in Deutschland einbürgerte, um dann durch den Rundfunk und die nationalsozialistische Uniformierung der Presse wieder zurückgedrängt zu werden, war mir damals etwas ganz Neues, und ich kam mir sehr französisiert und pariserisch vor, wenn ich dem vorbeistürmenden Ausbrüller mein bereitgehaltenes Sousstück reichte und dann im Restaurant das Blatt zum Lesen während des Essens gegen Weinflasche oder Siphon lehnte, wie das rings um mich üblich war. Andächtig genau pflegte ich zwar nur die Kritiken und literarischen Nachrichten zu studieren, aber auch aus ihnen (und sogar aus einer Sonderausgabe, die den diesjährigen Salon beschrieb) war nach drei Zeilen zu entnehmen, welcher politischen Richtung das Blatt angehörte. Klerikalismus und erst recht Nationalismus waren nicht mehr als die Angelegenheiten oppositioneller Gruppen. Die Hauptströmung des französischen Zeitdenkens bezeichnete ich für mich zusammenfassend als voltairisch, da ja auch die Sozialisten sehr viel mehr der friedlichen Entwicklung als der Revolution zuneigten. Höchst charakteristisch schien mir das Strassburgmonument auf der Place de la Concorde. Es war schwarz umflort und mit allerlei verwelkten Kränzen bedeckt, auch war ein rundes Schild am So-

ckel befestigt mit der Aufschrift: «Qui vive? France. Quand-même!» Aber ich kam dort mindestens ein dutzendmal vorbei, und nie kümmerte sich ein Einheimischer um das Denkmal oder sah auch nur hin – bloss ein paar Leute mit dem roten Baedeker in der Hand standen davor. Ich musste an das Heine-Grabmal auf dem Friedhof Montmartre denken: Da lagen frische Sträusse und einzelne Blumen, wie man sie aus dem Knopfloch nimmt, regenfeuchte Visitenkarten und auch neue, trockene, da sah ich Besuchernamen mit Bleistift auf die Rückwand gekritzelt. Das war gewiss ein geschmackloses und eitles Treiben, aber es bewies doch den lebendigen Bezug des Denkmals zur Gegenwart. Die Strassburgstatue dagegen stand ganz abseits vom Heute, eine versteinerte und tote Allegorie.

Einmal, im Juni, rechnete ich ganz bestimmt mit einer patriotischen Kundgebung im Theater, sie konnte eigentlich gar nicht ausbleiben. Rostand verherrlichte bei der Aufnahme in die Akademie üblicherweise seinen Vorgänger, und die graziöse Rede auf Henri de Bornier, der seinen Ruhm um zwei Jahrzehnte überlebt hatte, stand in allen Blättern zu lesen. Bornier verdankt seinen hauptsächlichsten und wohl auch einzigen Erfolg einer Verzögerung. Er hatte 1868 ein braves, ein bisschen kindliches, stellenweise wirklich schwungvolles Drama in korrekten Alexandrinern geschrieben. «La fille de Roland». Ganelons Sohn erobert Rolands verlorengegangenes Schwert Durendal zurück und verzichtet auf Berthes Hand, als er seine Abstammung erfährt: Der Sohn des Verräters darf nicht vereint werden mit Rolands Tochter. Das Stück kam erst 1875 auf die Bühne, und nun symbolisierte Durendal natürlich die verlorenen Provinzen, Ganelon war Bazaine oder der dritte Napoleon, und Verse wie: «O France, chère France ... Tu trouves ton héros dès qu'il est nécessaire!» wurden leidenschaftlich bejubelt. Jetzt also war man durch Rostands Rede auf das verstaubte Drama wieder aufmerksam geworden, und die Comédie spielte es in einer sehr guten Besetzung vor vollem Haus. Selbstverständlich wurde applaudiert, und die einzelnen

wohlgesprochenen Tiraden erhielten ihren Sonderbeifall in die Szene hinein; aber um zu ermessen, wie lau und bloss pflichtmässig dieser Beifall war, dazu brauchte ich nicht einmal an die Explosion beim «Volksfeind» in Genf zu denken – ein Vergleich mit dem «Horace»- oder «Cid»-Abend genügte. Das Publikum war ganz offenbar frei von jeder politischen oder patriotischen Erregtheit, es war rein literarisch interessiert und klatschte genau so viel Beifall, als einem gut gespielten und in Ehren ergrauten Epigonenstück gebührte.

Starker politischer Ergriffenheit einer imposanten Menge begegnete ich nur einmal. Ich hielt diese Menge gern und wahrscheinlich nicht zu Unrecht für die eigentliche Vertreterin des französischen Volkes, und in dem Redner, der sie hinriss, sah ich den eigentlichen Sprecher der Nation. Es war Jean Jaurès. Seine Gestalt, seine Gesten, seine Sprechweise sind wiederholt geschildert worden, zuletzt wohl haben ihn Roger Martin du Gard und Jules Romains in ihren grossen Zeitromanen künstlerisch und sehr ins Einzelne gehend porträtiert. In meinem Tagebuch heisst es nur – und so, unbestimmt und doch deutlich, ist er in all den Jahren, sooft ich ihn nennen hörte, vor mir aufgetaucht «Ein untersetzter Mann mit rotem Gesicht, rötlichem Vollbart wie ein deutscher Handwerksmeister. Er spricht langsam, sachlich, jedes Wort betonend und absetzend, aber mit dröhnender Stimme, ungeheuer kraftvoll und unter der Sachlichkeit voller Leidenschaft.» In den literarischen Charakteristiken wird immer wieder auf die Mischung aus politischem Volksredner, ethisierendem Prediger und dozierendem Professor in Jaurès hingewiesen. Dazu stimmt wohl auch meine Notiz zu jenem 26. Juni. Es handelte sich in diesem Meeting nicht eigentlich um eine Frage der französischen Innen- oder Aussenpolitik, auch nicht um eine spezifisch sozialdemokratische Stellungnahme. Im Namen des Volkes und der Menschlichkeit wollte man gegen das grässliche Pogrom protestieren, das letzte Ostern in Kischinew gewüetet hatte. Der riesige Saal, Tivoli bei der Place de la République, war gleich nach Öffnung der Türen in einem einzigen Schwall gestürmt, gefüllt und

überfüllt. Elegant gekleidete Damen und Herren, kragenlose Arbeiter, Studenten und Studentinnen knäuelten ineinander. Jaurès wurde jubelnd begrüsst. Während seiner Rede fielen die einzelnen gehämmerten Sätze immer wieder in tiefes Schweigen, und in die Pausen drängte sich immer wieder der Beifall. Jaurès stellte sogleich die Person des Zaren sorglich beiseite. Der Zar sei unschuldig, Mörder und selber todgeweiht sei nur der bürokratische Absolutismus, der die Unzufriedenheit des Volkes auf wehrlose Opfer ablenke. Ein System, das zu solchen Mitteln greifen müsse, werde bestimmt in Kürze fallen. Das rief der Volksredner und Prediger, und der Professor fügte hinzu, die Ideen der Aufklärung seien für Peter und Katharina *coquetterie occidentale* gewesen, für die heute in Russland Regierenden aber seien sie andringende Notwendigkeit. Als er dann einen kurzen, allerschroffsten Protest gegen Kischinew vorschlug, warf alles die Arme in die Luft und schrie: «Jaurès! Jaurès! Jaurès!» Erst nach einer Weile besann man sich auf seine innerpolitische Parteipflicht, und nun hiess es taktmässig: «Hou Hou la calotte! Hou Hou la calotte!» Danach gingen beide Rufe im Gesang unter: «C'est la lutte finale, / Groupons-nous, et demain / L'Internationale / Sera le genre humain!» Damals hörte ich die Internationale zum ersten Mal, und bis heute kenne ich sie nur in französischer Fassung. Schade, dass sie weder als Gedicht noch Melodie den überwältigenden Schwung der Marseillaise besitzt. Singend strömte die Menge ins Freie. Draussen standen lange Schutzmannsreihen, es gab aber keinerlei Misshelligkeiten. Einige Zeit darauf hörte ich Jaurès noch einmal – er hielt einen zweistündigen populären Vortrag über die Anfänge des modernen Sozialismus. War er in dem Protestmeeting Volksredner und Professor gewesen, so war er diesmal Professor und Volksredner, aber doch auch wieder beides, und wieder zeigte es sich, wenn auch gedämpfter, wie sehr seine Hörer an ihm hingen.

Wie stark ich aber auch dazu neigte, Frankreich als ein voltaririsches Land zu betrachten und die Gegenströmungen gering einzuschätzen, so hatte ich doch ein zugleich unscheinbares und ro-

manhaftes kleines Erlebnis, das mich in dieser Meinung einigermaßen unsicher machte und mehr stützen liess als die Syvetonwahl. Es trug sich am letzten Tag meiner eindruckreichen und einsamen Pfingstreise zu.

Erst Mont-Saint-Michel, fast allzu gemäldeschön: der runde Hügel, die Abtei, der mittelalterliche Ort, die Umwallung, das isolierende Wattenmeer, im Dunst und fahlen Sonnenlicht gelbflechtig, schieferfarben, bleifarben, silbern. Dann die Überfahrt nach Jersey bei stillem Nebelwetter; plötzlich liegt der Dampfer unter einer engen undurchsichtigen Glocke, die Maschine stoppt, die Ankerkette rasselt, einen Augenblick herrscht vollkommene Ruhe; nun heult der heisere Bass der Dampfpeife in das Schweigen der Nebelwand, das Signal wiederholt sich in genauen Minutenabständen, ein gleiches Signal antwortet, erst aus weiter Ferne, dann immer näher kommend, und ganz nahe und ungeheuer gross und hoch gleitet ein schattenhaftes Schiff vorüber; und jetzt, so plötzlich wie sie sich geschlossen hat, ist die Sicht wieder offen, und bald zeigt sich die Insel. Danach der zweitägige Aufenthalt auf englischem Boden, die sehr belebte kleine Stadt Saint Helier mit Hafen und Fort und schottischen Soldaten in Ballettröckchen, die Klippen, das hochgelegene Schloss am Meer, die märchenhaft üppige Vegetation; Wiesen und Gemüsepflanzungen, dichte Gärten um Landhäuser, bisweilen ein Wald von roten, weissen und gelben Rosen, bisweilen gar Lorbeerbüsche und Feigenbäume. Zuletzt, besonders wirksam durch den Kontrast mit dem überraschenden Paradies der Kanalinsel: das harte Saint-Malo. Auf Jersey und während der Rückfahrt nach Granville hätte ich nicht einsam zu sein brauchen. Ein deutscher Student näherte sich mir freundlich und schien ein harmlos vergnügter und etwas lauter Mensch; aber ich schämte mich seiner und hielt mich zurück und dachte mir, so einem müsste das Reisen im Ausland verboten sein. Er glich einer Simplicissimus-Karikatur des deutschen Studenten: übermässig dick, das rote gedunsene Gesicht und der

kurzgeschorene Schädel zerhackt – «dreizehn Messuren, darunter zwei Kontrahagen auf Säbel!» sagte er mir selber.

Als ich dann in Saint-Malo aus dem Zug stieg, sprach mich ein sehr zierlicher und sehniger, sehr gut gekleideter junger Mensch an, ganz und gar ein Monsieur, bestimmt kein Fremdenführer, fast sicher kein Student oder Geschäftsreisender. Er habe mich auf dem Schiff «neben dem narbenbedeckten Landsmann» gesehen, es würde ihm Vergnügen machen, mir einiges zu zeigen. Der «narbenbedeckte Landsmann» hatte ein bisschen spöttisch geklungen. Ich sagte: «Es sehen nicht alle deutschen Studenten so aus.» – «Gewiss nicht», erwiderte er sehr höflich und fügte hinzu, er sei in Deutschland gereist. Wir blieben den ganzen Nachmittag zusammen, er führte mich überall herum und ahmte anfangs lustig die Art der Fremdenführer nach. Als er vor Chateaubriands meerumspültem theatralischem Grab mit Geburts- und Todesdatum begann, unterbrach ich ihn, hier sei ich selber vom Fach. Er lachte: «Ein wenig ich auch.» – «Wie das?» fragte ich, «ich halte Sie für keinen Studenten, sind Sie vielleicht Schriftsteller?» – «Nein, aber Chateaubriand ist doch auch einmal Soldat gewesen, und ich bin Offizier.» Er stellte sich mir vor: Artillerieleutnant Alfred Chavanne, Garnison Lyon, nur auf Urlaub in Zivil, nebenberuflich allerdings auch literarisch interessiert. Wir gerieten nun in allerhand ernsthafte Gespräche über Dichtung und Theater. Als wir dann ausruhend vor einem Café sassen, meinte ich, es sei doch eigentlich recht erfreulich, wie wir hier miteinander plauderten und uns in manchem begegneten, ein französischer Leutnant und ein deutscher Student. Mir komme das Gerede vom «Erbfeind» vorsintflutlich vor, ich dünkte, Deutschland und Frankreich könnten sehr gut zusammen auskommen, sie sollten einmal einen richtigen Bund schliessen. Chavanne antwortete kurz, und es klang halb gereizt, halb mitleidig verächtlich: «Petit farceur!» Gleich darauf schlug er Aufbruch vor, und von da an war er wieder ganz Fremdenführer, jetzt aber in einer durchaus ernsthaft sachlichen Weise. Endlich, nach einem langen Küstenmarsch, sagte er, wir

wollten nun auch noch gemeinsam dinieren. Beim Essen waren wir beide ziemlich müde und sprachen kaum. Dann, unmittelbar nach dem letzten Bissen, nahm Chavanne eine straffe und fast feierliche Haltung an. Er müsse mir jetzt eine Erklärung abgeben. Vor zwei Jahren sei er von einem deutschen Herrn sehr liebenswürdig in Berlin herumgeführt worden. Er habe sich damals das Wort gegeben, diese Freundlichkeit irgendeinem deutschen Reisenden in Frankreich zu vergelten. «Das habe ich diesen Nachmittag über getan. Nun bin ich also quitt mit Deutschland.» Und ehe ich mich von meiner Verblüffung frei machen konnte, hatte er das Geld für sein Gedeck auf den Tisch gelegt, dem Kellner zugewinkt und mit kleiner Verbeugung gegen mich, ohne mir die Hand zu reichen, das Restaurant verlassen. Es war eine Donquichotterie, aber sie war und blieb mir unheimlich.

Dass ich mich während dieser Pfingstfahrt trotz aller Interessiertheit besonders einsam gefühlt hatte, daran war wohl die bereits etwas verklärte Erinnerung an die diskussionsreichen Münchener Ausflüge schuld – Gott, wie herrlich hatten wir vor dem Prunkbett in Schloss Herrenchiemsee gestritten! –, denn eigentlich war ich in den Jersey tagen nicht einsamer gewesen als die ganze Zeit über in Paris.

«Ohne weibliche Bekanntschaft wirst du Paris nie richtig kennenlernen», hatte mir Felix zu Hause als vertraulichsten Rat verkündet, «eine petite couturière, weisst du, oder so etwas ist viel wichtiger als Baedeker und Sorbonne.» Die petite couturière zu finden hatte auch nicht die geringste Mühe gemacht, und sicherlich war Juliette ein in jeder Hinsicht gefälliges Geschöpf; aber schon nach einer Woche war sie mir derart langweilig und schien mir eine solche Zeitvergeudung, dass wir uns ebenso mühelos trennten, wie wir uns gefunden hatten, und dass ich diesen Teil meines Pariser Studiums für endgültig absolviert erklärte. Zu ihm hatte unter anderm auch ein Abend bei «Bullier» gehört, dem vielgerühmten Tanzlokal des Quartier latin. Ich schrieb despektierlich: Ein «Tanzstall». Auf die äussere Form des langen schmucklosen Saals mag das zutreffen. Im Übrigen müsste ich

hier eine Variante finden auf den bekannten Satz von der gelegentlichen Schuldlosigkeit des Buches an dem hohlen Klang, der aus seinem Zusammenstoss mit einem Kopf entsteht. Aber wie soll ich diese Variante fassen? Tanzboden und Fuss? Gewiss war der Tanzboden ohne Schuld; aber auch der Fuss war es, denn ein bisschen hatte ich ja bei Meister Mürich immerhin gelernt. Tanzboden und Kopf? Da würde jeder meinen, ich sei gestolpert und gefallen. Das geht also auch nicht; und doch war der Kopf der schuldige Teil, denn er langweilte sich schon nach einer halben Stunde und stellte philologische Betrachtungen an über die grössere Spannweite des analogen französischen Ausdrucks: *ennui* bedeutet ja nicht nur Langeweile, sondern zugleich auch eine unbestimmte Sehnsucht.

Mit dem weiblichen Anschluss war es also nichts. Und zwischen Juliettes Mentalität und der meines einzigen studentischen Bekannten lag kein allzu grosser Abstand. Joseph Wagner war der Sohn eines Pressburger Kaffeehausbesitzers, und ich möchte darauf schwören, dass er sein Studium nicht zu Ende geführt und sich als tüchtiger Erbe des väterlichen Geschäfts bewährt hat. Er war nicht dumm, er war auch weder leichtfertig noch gar ausschweifend, und ebenso wenig konnte man ihn phlegmatisch nennen. Er war nur beherrscht von der bequemsten, jede körperliche, geistige, seelische Anstrengung vermeidenden Genusssucht. Wir bekamen beide von unsern Wirtinnen keinen Morgenkaffee; ich glaube, der gehörte in Paris überhaupt nicht so unweigerlich zum möblierten Zimmer wie bei uns, man trank ihn im Kaffeehaus oder stehend in einem Ausschank. Wagner sagte: «Ich bleibe bis elf Uhr im Bett und sitze um zwölf beim Déjeuner; so spare ich den Frühkaffee und bin für den Abend ausgeruht!» – Nie ging er zu einer Klassikeraufführung – «Wo ich das doch schon lesen muss!» – oder auch nur zu einem ernsten Stück; nie kam er mit in den Louvre, und wenn ich in den Bücherkästen am Seinequai schmökerte, so betrachtete er inzwischen die Passanten und den Schiffsverkehr. Wir besuchten zusammen hochgelegene Über-

blickspunkte wie Montmartre und Buttes Chaumont, wir fuhren ein Stück auf den Seinedampfern, schlenderten in den nahen Ausflugsorten herum und sassen bald in einem Cafégarten; dabei wurde geplaudert, aber völlig inhaltlos. Einmal fuhren wir auf Sonntagskarten nach Dieppe; eine Stunde verwendeten wir auf Schwimmen und den Rest der Zeit auf den Spielsaal. Wagner hatte vorsichtig bestimmt, es solle keiner von uns über einen Verlust von fünfzehn Franken hinaus spielen, und hinterher solle Verlust wie Gewinn geteilt werden. Nach wenigen Pferdchenrunden war er sein Geld los, hörte auf und sah zu, wie ich setzte. Es war das einzige Mal in meinem Leben, dass ich im Spiel gewann; freilich habe ich nur sehr selten und in einer salle de jeu nach meiner Studentenzeit überhaupt nicht mehr gespielt. Als wir nachts in Paris Kasse machten, hatte uns der Ausflug keinen Sou gekostet, und jeder behielt noch einen Reingewinn von vier Franken; für den meinen kaufte ich mir den «Germinal».

Waren wir abends zusammen, so gingen wir zu einer leichten Unterhaltung. Wunderhübsch und elektrisierend neuartig und frisch war das Sousa-Konzert im Théâtre nouveau. Mit der von ihm komponierten «Washington Post» brachte Sousa wohl als einer der ersten und Wirkungsvollsten die amerikanische Tanzmusik in die kontinentale Mode. Neuartig wie die Musik war auch die groteske Komik des Vortrags. Der Kapellmeister dirigierte mit wuchtigem Eifer ein grosses Orchester, das aus vielen leeren Stühlen und einem einzigen Bläser bestand. Nach ein paar Takten stürzten aus den Seitenkulissen, ihre Instrumente schwingend, ein paar Musiker, rannten auf ihre Plätze und fielen ein. Danach erschienen, einzeln und in Grüppchen, allmählich die übrigen; sie traten schon blasend auf, einige mit stürmischem Trompetenschall marschierend, andere träumerisch vor sich hin dudelnd. Auf ganz ähnliche Weise ging das Konzert zu Ende: einer nach dem andern wanderte musizierend hinaus, dann war nur noch der eine Mann des Anfangs da, schliesslich ging auch der, und der Kapellmeister hielt wie erwachend im Taktieren inne. Beteiligte ich mich hier herzlich und aufs Vergnügteste am allgemeinen

Beifall, so blieb ich im «Moulin rouge» nicht nur völlig kalt, sondern auch ohne Verständnis für das Entzücken des Publikums, das keineswegs durchweg oder auch nur zum grossen Teil einer niederen und roh empfindenden Volksschicht angehörte. Mein Tagebuch drückt sich wieder mit jugendlicher Energie aus: «Fleischzirkus!» Wahrscheinlich entging mir die Kunst einiger Tänze und der Witz einiger Bemerkungen. Aber die Grellheit der Beleuchtungseffekte, der Dekorationen und Kostüme war wirklich primitiv, und die massenhafte und monotone Darbietung des nackten Fleisches musste doch eher abstumpfend als aufreizend auf die Sinne wirken. Interessant und neu (denn alle andern Nummern fand man ebenso gut im Berliner Wintergarten) war mir nur der von richtigen Negern getanzte Cakewalk. Nehme ich ihn zu Sousas Konzert hinzu, so kann ich wohl mit dem Stolz des Dabeigewesenseins sagen, dass ich den Auftakt des Amerikanismus in Musik und Tanz miterlebt habe.

Die genussreichsten Abende verbrachte ich mit Wagner in der Oper; aber ich sagte ja schon, dass ich beim Operngenuss meist kein ganz reines Gewissen hatte, weil ich mir bewusst war, nicht tief genug in die Materie einzudringen. Nur einmal glaubte ich auch hier die Bestätigung meiner Theorie zu finden, dass man in Frankreich von der dramatischen Kunst weniger Illusion der Wirklichkeit verlange als in Deutschland. Das war in meiner geliebten «Bohème», in der lustigen Streitszene zwischen dem Maler und Musette. Er malt, und sie neckt und ärgert ihn, bis er – Ah! couleuvre – auf sie zustürzt; sie flieht, und er schleudert ihr, eins nach dem andern, Pinsel und Palette, Hut und Mantel nach. Das Publikum jubelte, und der Dirigent klopfte ab. Nun kommt es gewiss auch in Deutschland vor, dass eine Arie da capo gesungen wird. Hier aber geschah mehr als blosser Gesangswiederholung. Der Maler sammelte sorgfältig die bis in die Kulisse verstreuten Wurfgeschosse auf und nahm vor seinem Gemälde die alte Arbeitsposition ein, Musette kehrte zurück und setzte sich auf dem Schemel in seinem Rücken zurecht; es dauerte eine ganze

Weile, ehe das Anfangsbild der Szene exakt wiederhergestellt war. Und dann wurde sie mit genau den gleichen Bewegungen noch einmal gespielt. Pinsel und Palette, Hut und Mantel flogen abgezirkelt auf die gleichen Flecke wie vorhin. Wagner folgte der Aufführung mit ebenso grossem Anteil wie ich, und wahrscheinlich mit besserem musikalischen Verständnis. Aber es war unmöglich, mit ihm meine ästhetischen oder volkpsychologischen Reflexionen zu besprechen oder auf irgendeines der philosophischen, religiösen, sozialen Probleme zu kommen, die sonst unter Studenten in stundenlangen Diskussionen gewählt und gelöst werden. Vollkommen unmöglich, denn mitten in den tiefstinnigsten Satz hinein hiess es: «Sehen Sie nur den Spazierstock des Herrn, der sich die Stiefel putzen lässt! Merkwürdige Krücke ...»

Und wie ich bei Wagner das Gefühl des Alleinseins nicht loswurde, so erst recht nicht bei den Leuten, an die ich durch Vater gewiesen war. Ich hatte drei Empfehlungsbriefe mit, die mir dreimal freundliche Aufnahme, drei Abendessen und drei sehr matte und nicht befolgte Aufforderungen zu weiteren Besuchen eintrugen. In meinen Talmudsprüchen steht: «Wenn dich Einer Esel heisst, / Leugn' es dreist. / Wenn dich Zweie Esel schelten, / Lass es gelten.» In Paris bin ich hinter meinem Rücken sicher dreimal Esel gescholten worden, und sehr zu Recht. Ich machte mir selber erbitterte Vorwürfe wegen meiner gesellschaftlichen Unfähigkeit und konnte sie doch nicht überwinden.

Zuerst also war ich bei Aschers, einem längst in Frankreich naturalisierten, aber ursprünglich deutschen Ehepaar in der Mitte der Vierzig. Ascher, der früher einmal von Vater unterstützt worden war und sehr an ihm hing, hatte französische Examina abgelegt und war als Deutschlehrer an einem Lyzeum angestellt; auch seine Frau unterrichtete. Die Leute erwiesen mir in ihrer recht bescheidenen Wohnung alle Herzlichkeit, indem sie mir ungeheure Mengen auf den Teller legten und mich immerfort zum Essen nötigten. Dass sie dabei mit mir Französisch sprachen, mochte pädagogisch gemeint sein, kam mir aber wie eine Maskerade vor.

Die Unterhaltung glitt rasch ins Literarische, und beide Aschers rühmten den ungemeinen Reichtum der französischen Literatur. Ich stimmte eifrig zu. Aber nun begaben sich die beiden aufs Vergleichen zwischen deutscher und französischer Dichtung, und dabei schnitt die deutsche immer schlechter ab. Als sich dann Madame zu dem Satz verstieg (den man übrigens, annähernd wenigstens, um diese Zeit auch in Deutschland hören konnte): «Vous m'opposez Schiller?» – sie sagte konsequent Schillèr – «mais c'est un néant!», da wurde ich ganz undiplomatisch heftig, und meine Ausdrucksfähigkeit im Französischen war dank der Pension Stella schon eine beträchtliche. Der ménage Aschèr lenkte halb gütig, halb ironisch nachgiebig ein, aber der Abend war verdorben, und die Hoffnung, mich wiederzusehen, wurde – wie gesagt – ohne Nachdruck ausgesprochen.

Ist meine Ungeschicklichkeit im Fall Ascher noch allenfalls entschuldbar, so ist sie es ganz und gar nicht bei den Falkensteins. Das waren noch junge, sehr wohlhabende und mondäne Leute; Vater hatte sie vor einigen Jahren in Berlin getraut. Der Mann leitete ein Pariser Zweigggeschäft des grossen Familienunternehmens. Bei Tisch – zehn Gäste, fünf Gänge, verschiedene Weine und Liköre – wurde Deutsch und Französisch gesprochen, vielmehr nicht gesprochen, sondern leichthin geplaudert, ein bisschen über Konzerte, Gesellschaften, gemeinsame Bekannte, bevorstehende Sommerreise und sehr ausführlich über Artischocken und über die und jene Spargelbereitung. Ich sass erst befangen und gab auf Fragen einsilbige Antworten; dann fühlte ich sehr deutlich, wie mein Gesicht einen düsteren und abweisenden Ausdruck annahm. Die letzte Stunde war ich ganz isoliert und starrte vor mich hin, kaum anders als zehn Jahre zuvor in der Roonstrasse.

Am dümmsten aber benahm ich mich bei Theodor Wolff, bei dem ich so gern besonders gegläntzt hätte. Er war Pariser Berichterstatter des «Berliner Tageblatts», bevor er sein Chefredakteur wurde. (Ich glaube, die einseitige Schulung hat ihm schlecht ge-

tan: Er hat immer den spezifisch französischen Stil des Journalismus im Deutschen nachzubilden versucht und ist dabei anachronistisch ins Jungdeutsche geraten.) Rudolf Mosse, der Besitzer des «Tageblatts» und, so viel mir bekannt, Wolffs Onkel, sass im Vorstand der jüdischen Reformgemeinde; so war ich zu meiner Empfehlung gekommen. Wolff hatte eine kleine junggesellenhafte, aber sehr elegante Wohnung am Boulevard Haussman; er stand in der Mitte der Dreissig und war jung verheiratet. Bei meinem ersten Besuch machte ich den Fehler, ihn gleich mit einem Manuskript zu überfallen, das er seiner Feuilleton-Redaktion empfehlen sollte. Das war im Mai. Im Juni wurde ich zum Essen eingeladen. Es waren noch zwei ältere Journalisten da und ein knabenhaft junger, baumlanger Mensch, der kaum den Mund aufat, aber mit heiterem Lächeln und beneidenswert zwanglos dasass. Er wurde als «der kleine Hauptmann» vorgestellt, und ich nahm das für irgendeinen Scherz, bis er auf eine Frage antwortete, er glaube, Papa komme diese Woche nach Agnetendorf zurück. Er war der Sohn Gerhart Hauptmanns, als Malschüler in Paris. Er hatte es leicht, unbefangen zu sein. Das Gespräch zwischen Wolff und seinen Kollegen drehte sich lange um Personalfragen des Metiers, um Honorare, Lieferfristen, Druckkorrekturen und ähnliches. Ich dachte: «Wie bei Löwenstein & Hecht», und die Enttäuschung stieg mir wieder ins Gesicht wie neulich bei Falkensteins. Der eine der älteren Herren fragte mich nach meinen Plänen und meinte dann ernsthaft freundlich: «Sie sollten Novelletten von 250 bis 300 Zeilen schreiben, damit kommen Sie am leichtesten an.» Ich sagte bestürzt: «Das ist entsetzlich!» Alle lachten, mir wurde heiss, und von da an sagte ich gar nichts mehr und sass gewiss nicht unbefangen da. Ich löste mich auch nicht aus meiner Dumpfheit, als man später durchaus anregend von neugefundenen Heinebriefen sprach, von der Réjane, von einer Kammersitzung und vom serbischen Königsmord. Ich erhielt keine weitere Einladung und stattdessen Anfang Juli mein Manuskript mit einigen tröstenden Worten zurück. Der Brief war zugleich ein Abschiedsschreiben, Wolff ging in den Sommerurlaub.

Zum Glück fand ich keine Zeit, mich lange zu kränken, denn inzwischen hatte meine zweite Pariser Phase begonnen, und sie war sehr interessant, sehr arbeitsreich und gar nicht einsam.

Ich hatte auf meinen Stadtwegen zufällig das Haus der Alliance Française neben der Kirche Saint Germain des Prés entdeckt und die Ankündigung ihres Julikurses gelesen. Ich hatte mich ohne grosse Zuversicht eingeschrieben, eigentlich nur, um einen Studenausweis für den Rest des deutschen Semesters zu haben, war dann aber gleich von dem Gebotenen so erfüllt, dass ich fleissig arbeitete und sogar den Theaterbesuch erst einschränkte und bald ganz aufgab.

Die Alliance Française war eine staatlich unterstützte Gesellschaft kulturpolitischer Propaganda. Deutscherseits ist oft gesagt worden, sie habe statt wirklicher Bildung nur den Firnis französischer Zivilisation über Russland und den Balkan zu verbreiten gesucht, aber das scheint mir ein feindseliges, ein mindestens überschroffes Urteil. In dem Kursus, den ich besuchte, ging es keineswegs oberflächlich zu. Man wurde einen Monat lang etwa fünf Stunden täglich teils durch Universitätsdozenten, teils durch Gymnasiallehrer auf hochschulmässige Weise unterrichtet. Bestand man danach die schriftliche und mündliche Schlussprüfung, so erhielt man ein Diplom als Auslandlehrer des Französischen. Ich kann für den Ernst dieses Examens ein paar Zahlen angeben; die erste von ihnen beruht auf sorgfältiger Schätzung, die beiden andern notierte ich nach dem ausgehängten Ergebnis. Wir waren mindestens 140 Teilnehmer, davon entschlossen sich nur 104 zur Prüfung, und nur 91 bestanden sie. Und noch etwas spricht für die Gediegenheit der Veranstaltung: Das Diplom hatte in Deutschland gar keinen anerkannten Wert; trotzdem bildeten die Deutschen ein gutes Drittel der Hörschaft; sie wussten eben, dass man hier allerlei lernen konnte.

Die übrigen zwei Drittel waren in der gleichen Zusammensetzung international wie im Genfer Fremdenseminar – ich traf auch

meine Genfer Kontrahentin im Esmeralda-Streit wieder. In einem noch höheren Masse als in Genf überwogen die weiblichen Studierenden, und von politischer Unruhe des Ostens war hier noch weniger zu spüren als dort. «Ces héroïnes des universités russes!» hatte Jaurès gerufen: In der Alliance beschränkte sich der Heroismus der Russinnen wie aller andern darauf, bei glühender Sommerhitze im gestopft vollen Saal aufmerksam auszuharren. Man sass auf Stuhlreihen eng nebeneinander. Es gab keine Tische, man machte seine Notizen auf den Knien, sogar die Prüfungsarbeit wurde derart niedergeschrieben. Die Aufgabe bestand darin, einen längeren Vortrag über den Sprachgebrauch der Romantiker möglichst ausführlich zu rekapitulieren, nachdem man ihn ohne Notiz angehört hatte. Natürlich war der Wert der einzelnen Kollegreihen verschieden. René Doumic, angesehener Universitätsprofessor und Verfasser eines verbreiteten Handbuchs, ein blasser, hohlwangiger Mann, begnügte sich mit ziemlich seichtem Geplauder über Lamartine. Andere weniger namhafte Dozenten leisteten im Interpretieren klassischer Dramen und im Vortrag einiger Kapitel aus der Sprachgeschichte sehr Tüchtiges. Nicht nur lehrreich, sondern oft auch belustigend (und im Jahre 1903 noch sehr neu) waren die «experimentalphonetischen» Übungen des Abbé Rousselet. Der künstliche geschwärzte Gaumen, den ein Russe und ein Deutscher nacheinander in den Mund nahmen – jeder sagte Londres, und der helle Punkt des Zungenanschlags beim L lag an ganz verschiedener Stelle –, der Gaumen wirkte ein bisschen unappetitlich. Aber viel belacht wurde der Kerzenversuch, und ich habe ihn meinen Studenten in München und Dresden oft erzählt, nur leider meist erfolglos. Der freundliche alte Herr in der langen Soutane hielt die brennende Kerze vor die Lippen und sagte «Bordeaux»: Das Licht brannte unbewegt. Er reichte es einer Berlinerin: «Das gleiche Wort, bitte!», und vor ihrem Mund flackerte die Flamme lebhaft. «Jetzt bitte jemand aus Sachsen.» Ein Chemnitzer meldete sich; er sagte energisch «Pordeaux», und das Licht erlosch. Weitaus den schönsten und bedeutsamsten Unterricht

aber erteilte Monsieur Karl im Kunsthistorischen: Er führte uns im Louvre, im Trocadéro, im Luxembourg umher und erläuterte eine Reihe von Skulpturen völlig phrasenlos nach der technischen Seite. Fast einen ganzen Tag verbrachten wir mit ihm auch in Versailles. Seiner allerschönsten Lektion freilich folgte ich nur mit halber Aufmerksamkeit. Das war auf dem Dach von Notre-Dame zwischen den grotesken Wasserspeiern; ich musste zu oft über Paris hinschauen, aus dem mir nun schon mancherlei Vertrautes hervorragte.

Es versteht sich, dass mir auf diesen Kunstexkursen, aber auch im Hause der Alliance selber, reichlich Gelegenheit geboten war, Bekanntschaften zu schliessen und über alles das zu plaudern, worüber sich mit Wagner nicht reden liess. Besonders häufig war ich mit zwei sehr ungleichen Hörerinnen zusammen, die sich gut untereinander vertrugen: einer ältlichen und leidenden Wienerin, deren ethisches Spintisieren mich an Flora Griniewicz erinnerte – aber es fehlte die starke Energie und innere Ausgeglichenheit der Polin –, und einer kaum neunzehnjährigen russischen Studentin, die sich vor Vitalität und Allerweltstalent nicht zu lassen wusste, sich malend und dichtend betätigte, Sprachen, Philosophie und Mathematik studierte. Allmählich spann sich mir eine ganze Geschichte um die beiden.

Das Nationalfest sahen wir uns zu dritt an, vormittags die Truppenrevue in Longchamps, abends den Tanz auf den Strassen zwischen Droschken und Omnibussen. Damals fand ich das abendliche Treiben weitaus interessanter als die Parade; heute lege ich der Parade den grösseren Wert bei, gerade weil sie mir damals ein wirkungsloses Schauspiel schien. Mir fiel sofort auf, wie geringen Anteil das Publikum an den Truppen nahm. Es wurde erst lebhafter, als von Paris her der Brasilianer Santos-Dumont in seinem Dirigible heranflog. Der Ballon senkte sich, bis man deutlich den Mann in der Gondel sah. Er umfuhr langsam den Rennplatz, auf dem die Truppen standen, und feuerte einige Pistolenschüsse als Salut ab. Dann, um sich wieder zu heben, warf er Ballast aus; der Sand schien unmittelbar auf die Köpfe einer in

Staub gehüllten marschierenden Kolonne zu regnen. Das Publikum lachte, wandte sich und verfolgte mit seinen Blicken den nach Paris zurücksteuernden Ballon. Die Parade war vergessen.

Dieser vierzehnte Juli blieb der einzige Tag des Monats, den ich nicht den Angelegenheiten der Alliance und der intensiven Vorbereitung auf das Examen widmete. Als ich dann aber das Diplom mit «Sehr gut» (*mention très honorable*) ausgehändigt bekam, war die angenehme innere Wärme sogleich verschwunden. Vielleicht, sagte ich mir, sehr wahrscheinlich sogar, habe ich nichts anderes bestanden als die Prüfung an einer höheren Töchterschule.

Am Morgen nach dem hübschen Schlussbankett, am 1. August, reiste ich ab. Wieder, wie nach dem Münchener Semester, machte ich vor der Heimkehr eine etwas überhetzte und überladene mehrtägige Reise. Brüssel, Gent, Ostende, Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam: Alte Bauten, Gemälde, Badeleben, Hafenchaos, stille Grachten quirlten vorüber. Den haftendsten Eindruck und zugleich lange Ruhestunden inmitten all der Hast gab mir die Dampferfahrt von Antwerpen nach Rotterdam. Die Breite des mit Wellenschlag und weissen Kämmen strömenden Wassers, der starke, gleichmässige Salzwind, die vorüberfahrenden grossen Schiffe erinnerten an eine Seereise. Dann wieder verengte sich der Strom, und der Blick ging über weite Wiesenlandschaft. Einmal lagen wir lange in einem schmalen Kanal vor einer niedrigen Eisenbahnbrücke; Bauernmädchen in weissen Hauben und weissen Holzpantoffeln, mit schwarzen Strümpfen und armfreien bunten Miedern passierten den Steig neben den Schienen. Später gab es Schiffswerften zu sehen, Windmühlen, weidende Rinder. Viele Bilder, die ich aus den Gemäldegalerien kannte, erneuerten sich als bewegte Wirklichkeit.

Aber ein blosses Ausruhen und erfreutes Betrachten war die Fahrt auf dem «Telegraaf IV» leider doch nicht. Im gleichen Masse, wie ich zu mir kam, stiegen auch die alten Bedenken auf. Ich kehrte sehr gern nach Deutschland zurück. Aber die Gruppe der deutschen Studenten in der Spitze des Schiffes war mir pein-

lich. Frische Jungen, durchaus nicht aufgeschwemmt und überaltert wie das Bierfass auf Jersey, aber doch reichlich mit Schmarren bedeckt. Wo gehörte ich hin? Zu ihnen sicherlich nicht. Und gehörte ich überhaupt auf eine deutsche Universität? Jetzt lagen drei Semester hinter mir. Vergeudet waren sie gewiss nicht, aber für ein preussisches Oberlehrer-Examen von mehr als zweifelhaftem Wert. Dazu bedurfte es solider Kenntnisse im Althochdeutschen und Gotischen, in historischer Grammatik des Französischen und Englischen. Von alledem wusste ich noch rein gar nichts, und vor alledem graute mir; es schien mir ohne jeden Bezug zu meinen eigentlichen Interessen. Trieb ich jetzt mein Studium in Berlin auf die gleiche Art weiter wie bisher, dann landete ich niemals im sicheren Lehramt, sondern im freien Beruf oder nirgends.

Wo gehörte ich hin? Ich wusste mich weniger als je zu entscheiden, und es gab nun keinen Aufschub mehr, in den ich mich flüchten konnte.

VIERTES KAPITEL

ENTGLEISUNG UND GEHEIMFACH

Ein paar Wochen lang sah es so aus, als sollte sich doch noch ein Aufschub finden. Ich musste mich zum Militärdienst stellen. Man durfte während dieses Jahres immatrikuliert bleiben und hatte auch Gelegenheit, ein oder zwei Vorlesungen zu hören, aber von einem konzentrierten Studium konnte natürlich nicht die Rede sein. Da ich sehr schwächlich war und da die Aushebungsbehörden durchweg Überfluss an kräftigen Leuten hatten, so war es ziemlich unwahrscheinlich, dass ich genommen wurde. Aber als ich vor dem untersuchenden Arzt stand, nackt, mit Blaustift auf der linken Brust meine 60 kg Lebendgewicht, auf der rechten meine 166 cm Länge verzeichnet, da erklärte er nach kurzem Zögern (vielleicht, weil er eben meine acht Vordermänner zurückgewiesen hatte): «Sie haben zwar keine Muskeln, aber Sie sind vollkommen gesund, und der Dienst wird Sie kräftigen. Sie täten gut, in den paar Wochen vor Antritt noch fleissig zu turnen.»

So war ich also tauglich erklärt und empfand eine ungemischte und aus mehreren Gründen sehr grosse Freude darüber. Ich habe schon wiederholt gesagt und gezeigt, dass sich mit meiner rebellischen Gesinnung ein gut preussischer Militarismus verband. Diese Liebe zum Heer, die ich bereits in der Albrechtstrasse fühlte, wenn ich die Grenadiere auf dem Kasernenhof exerzieren sah, habe ich bis 1933 bewahrt, ja noch lange darüber hinaus, denn lange noch habe ich gehofft, vom Heer möchte die Erlösung

kommen. Im Reichstag und in der Presse der Linken war manchmal von Soldatenmisshandlungen die Rede, aber das konnten nur vereinzelt und aufgebauschte Ausnahmen sein. Wo immer ich Soldaten sah, und das war doch auf Schritt und Tritt der Fall, da hatten sie gesunde, zufriedene, oft vergnügte Gesichter und benahmen sich keineswegs wie verängstigt und prügeltgewohnt. Und die Einjährigen, mit denen ich gelegentlich sprach, klagten wohl manchmal über erlittene Strapazen, auch hin und wieder über die Schikane eines Feldwebels, aber im Ganzen redeten sie alle mit grosser Genugtuung von ihrer Dienstzeit und erzählten davon sehr viel mehr Heiteres als Bedrückliches. So in meiner nächsten Umgebung Felix, so auch Hans Meyerhof, der es zum Unteroffizier gebracht hatte. Ich fürchtete mich nicht vor den körperlichen Anstrengungen, und vor dem Kasernenleben schon gar nicht. Es würde meine Erfahrungen bereichern – was kannte ich denn bisher vom Volk ausser den Strassenjungen, mit denen ich Murmeln gespielt hatte? Und weiter: Nun war mir also ein Aufschub wider alles Erwarten vergönnt, und endlich und wohl hauptsächlich (denn gerade diese Freude steht in meinem Tagebuch verzeichnet): Ich war doch nicht körperlich minderwertig und gar ein bisschen bucklig, wie es geheissen hatte. Von uns Brüdern waren Georg und Berthold zurückgewiesen worden, und nun konnte man mich gebrauchen! An meinem völligen Triumph fehlte nur ein einziger Zentimeter, denn um so viel blieb ich unter dem Gardemass. Aber auch darin lag etwas Erfreuliches, denn in Berlin standen nur Garderegimenter, und so würde ich das Jahr ausserhalb der Familie verbringen.

Von der Untersuchung fuhr ich sofort zu Berthold. Er war überrascht, aber genau wie ich angenehm überrascht. Sein erstes Wort hiess: «Gut, dass wir vorgesorgt haben; nun ist dir der Weg zum Reserveoffizier frei.»

Die Vorsorge hatte in der vor acht Tagen erfolgten Taufe bestanden. Als mir Berthold bei «Hilbrich» das erste Mal von ihrer Notwendigkeit sprach, antwortete ich ihm und gab damit genau die Stärke meiner Empfindung an:

«Schauderhaft peinliche Sache!» – «Unsinn!» – «Aber es ist doch ein Glaubenswechsel, und ich glaube nicht an das christliche Dogma.» – «Glaubst du etwa an den Jahwe des Alten Testaments?» – «Auch nicht; am liebsten wäre ich Dissident.» – «Muss ich dir die ältesten Witze erzählen? Der Feldwebel fragt den Einjährigen nach seiner Konfession. – Dissident. – Was ist das? Protestantisch, katholisch oder israelitisch? – Nichts, Herr Feldwebel, konfessionslos. – Es ist jetzt neun Uhr. Sie haben drei Stunden Ausgang. Um zwölf melden Sie sich mit einer anständigen Konfession.» Als ich nicht lachte, gab Berthold den scherzenden Ton auf und sagte mir ziemlich wörtlich eben das, was ich mir hundertmal schon selber gesagt hatte: dass wir Deutsche seien und sein wollten und sonst nichts und dass Christentum zum Deutschtum gehöre und ein Kleid sei. Ich warf noch einmal uns beiden ein: «Wenn man sich nur nicht zum Auferstandenen und zum Himmel Gefahrenen bekennen müsste.» Er erwiderte: «Du glaubst doch nicht, dass irgendein Gebildeter das heute ernst und gar buchstäblich nimmt», und für das protestantische Deutschland des Jahres 1903 hatte er damit gewiss ebenso recht wie ich mit meiner Annahme, der Voltairianismus sei die in Frankreich herrschende Denkform.

Dass es eine wechselnde, sich auch den Gebildeten aufzwingende Mode der Weltanschauung und Religion gibt, weiss ich aus persönlicher Erfahrung erst seit dem Weltkrieg. Da habe ich studierte Männer, logisch klare Intellektuelle voll jüdischer Skepsis der Astrologie zugewandt gesehen, als wären sie Wallensteins Zeitgenossen; sie haben auf Heilmethoden geschworen, die auf Besprecherkünste hinausliefen. Und ich verbinde hier mit dem Begriff «Mode» durchaus nicht die Idee der Oberflächlichkeit oder gar der Heuchelei. Suggestion, die von einem Buch, einem Prediger, einem Reklamechef, einem Propagandaminister ausgeht, kann allgewaltig sein und jede Bildungsschranke durchbrechen. Aber freilich: Sie kann es nur dann sein, wenn ihr der Boden bereitet ist, wenn das Buch, wenn der Redner nur das ausspricht, was schon «in der Luft» liegt, das heisst in den Gemütern

der zu Bekehrenden. Wo kommt es her? Wieso taucht es gerade jetzt auf, wieso wird es in einem bestimmten Augenblick von etwas anderem abgelöst? Die Historiker finden später sehr geistvolle Erklärungen, aber ein anderer Zustand, eine andere Entwicklung wäre ebenso gut denkbar und hätte ebenso geistvolle Erklärung gefunden. Ein frommer Mensch könnte wahrhaftig sagen, Gott liebe es, von Zeit zu Zeit neue Formen des Glaubens, des Unglaubens und wieder des Glaubens aufsteigen zu lassen, er sei neuerdings abwechslungsbedürftiger als in früheren Jahrhunderten. Die Sache gehört in mein Notizbuch für den lieben Gott.

Damals also legten fraglos sehr viele gebildete Protestanten gar keinen Wert auf das Dogma – ich erinnerte mich tröstlich des dicken Fräuleins Martin in Landsberg. Sehr peinlich blieb mir der Schritt dennoch, aber seine Richtigkeit leuchtete mir ein. Bei der Vorbesprechung empfand ich Mitleid mit dem Pastor Nessler. Es war ein alter, sehr stattlicher, aber stark gebeugter weisshaariger Mann. Ich meinte ihm sein Unglück anzusehen: Etliche Wochen zuvor hatte die Verurteilung seines Sohnes eines Bankbetrugs halber in den Zeitungen gestanden. Der Pastor sagte, er müsse mich in die christliche Lehre einführen; Berthold erwiderte, wir hätten keine Zeit; ich selber tat nicht den Mund auf. Nessler erklärte, er beabsichtige keinen langen Konfirmationsunterricht, immerhin zwei, drei Stunden über das ... Berthold, wohl durch Nervosität zur Schroffheit getrieben, unterbrach ihn in einem Ton, als führe er eine geschäftliche Unterhandlung: «Das kommt gar nicht in Frage. Mein Bruder weiss in allem Bescheid und hat die ernstliche Absicht, Protestant zu werden.» Der alte Mann schwieg eine Weile, dann gab er nach: «Also ich werde die heilige Handlung morgen um zehn Uhr in meiner Wohnung vornehmen. Wir brauchen zwei Zeugen.» Am nächsten Morgen holte ich Berthold ab: «Was ist mit unsern Zeugen?» – «Der eine bin ich, zu zweit benennen wir unsere Cousine Adele Franke, die im letzten Augenblick am persönlichen Erscheinen verhindert worden

ist. Nessler geht sicher darauf ein; er weiss ja, dass es sich um eine blosser Formalität handelt.» Wieder beschämte mich das kurze Zögern, das bedrückte Zurückweichen des Pastors. Es war mir, als nutzten wir seine innere Unsicherheit ein bisschen erpresserisch aus. Aber dann gelang es ihm, die Zeremonie unanständig, ja würdig zu gestalten. Es war ein Tischchen aufgebaut, genau wie bei Vaters häuslichen Trauungen, nur stand statt der Schale für die Ringe ein kleines Wasserbecken darauf. Die Sittengesetze, führte der Geistliche in wenigen schlichten Sätzen aus, seien in Juden- und Christentum die gleichen; ich solle mit Ja und Handschlag geloben, der evangelischen Kirche Treue zu halten. Er reichte mir die Hand, und ich brachte ein halbwegs hörbares Ja heraus. Darauf tauchte er zwei Finger in die Wasserschale, berührte mir die Stirn und sagte, er nehme mich in die Kirche auf und segne mich im Namen des Heiligen Geistes, des Vaters und des Sohnes. Gleich darauf freilich, bei Überreichung des vorbereiteten Taufscheines, erklärte er im trockensten Geschäftston, die Gebühren betragen 14 Mark, 75 Pfennige.

Noch einmal: Der ganze Vorgang war mir recht widerwärtig, aber tragisch nahm ich ihn durchaus nicht. Im Grunde beherrschte mich nur der eine Gedanke: Nun hast du eine «anständige Konfession», nun brauchst du nicht die aus zahllosen Witzen bekannte Rolle des jüdischen Einjährigen zu spielen, nun bist du wirklich «ins Allgemeine» getaucht.

Ich hatte mich nach Halle zum 36. Infanterieregiment gemeldet, war auf dem Büro angenommen worden, hatte mir dann das Programm der Universität besorgt, noch einen hübschen Spaziergang auf den Giebichenstein gemacht und war am gleichen Tage heimgefahren. Um ein Zimmer hatte ich mich noch nicht zu bemühen brauchen, denn die ersten vier Wochen musste ich in der Kaserne wohnen. Dort trat ich am ersten Oktober um acht Uhr morgens mit guter Zuversicht an. Genau drei Stunden später war meine Dienstzeit beendet.

Mit einem Häufchen Rekruten hatte ich die erste Stunde ir-

gendwo herumgestanden, die zweite auf der Kammer verbracht. Ich hielt eben eine Hose in der Hand, die mir an den ausgestreckten Armen angemessen worden, und über dem Handgelenk hing mir am breiten Gürtel das Seitengewehr, da hiess es: «Zur Untersuchung! Der Herr Oberstabsarzt!» Wieder stand ich nackt unter nackten Leuten. Ein Feldwebel betrachtete mich missbilligend. «Was sind Sie denn?» – «Student.» – «Mediziner?» – «Nein, Philologe.» – «Ganz faul.» – Indem trat der Arzt heran. «So was schickt man uns, Herr Oberstabsarzt!» sagte der Feldwebel. Der Arzt legte mir schweigend das Zentimetermass um die Brust. «Einatmen – ausatmen.» Dann «Unerhört! Wo sind Sie genommen worden?» Der Feldwebel kam meiner Antwort zuvor. «Student der Philologie aus Berlin», sagte er vorwurfsvoll. «Um eins geht ein Schnellzug nach Berlin», erklärte der Arzt, «fahren Sie nur gleich nach Hause.» Und als er meine Bestürzung sah, fügte er freundlich hinzu: «Studieren ist doch auch eine gute Sache; es kann nicht nur Soldaten geben.»

Ich fuhr recht betrübt zurück. Mit der körperlichen Tüchtigkeit, auf die ich so stolz gewesen, war es also nichts. (Im nächsten Jahr bei erneuter Gestellung wurde ich denn sofort zum «Landsturm mit Waffe» überwiesen.) Und auch von jenem Aufschub konnte nun keine Rede mehr sein. In der Bitterkeit dieser Stunde erschien mir die Hoffnung auf den freien Beruf als etwas ganz Törichtes und Aussichtsloses. Ich gab mir das Wort, die Zähne aufeinanderzubeissen, mich an das verhasste Examen so rasch wie möglich heranzuarbeiten und nichts, nicht das geringste andere zu unternehmen, ehe ich es nicht hinter mich gebracht hätte.

Und nun bin ich noch ganze vier Semester in Berlin immatrikulierter Student gewesen und habe mir, mindestens im Anfang, und nachher in wiederholten Anläufen, die ernstlichste Mühe gegeben, mein Wort einzulösen. Aber es war, als hätte sich alles dagegen verschworen.

In irgendwelchen exotischen Ozeangebieten soll es winzige Inselchen geben, die bei einem Seebeben völlig untergehen, um dann, manchmal nach sehr langer Zeit, bei einer neuen Naturkata-

strophe wieder aus dem Meer zu steigen. Etwas Ähnliches hat sich mit meinen damaligen Berliner Studien zugetragen. Im Winter 1905 und in den anschliessenden Jahren schienen sie mir ganz versunken. Nichts von allem haftete in meinem Kopf, ich dachte mit Groll und Verachtung an die verlorenen Semester zurück, und das Bündel der Kolleghefte und sonstigen Aufzeichnungen verstaubte ungeöffnet; ich schalt mich selbst pedantisch und inkonsequent, wenn ich es bei Umzügen mit mir herumschleppte, statt es zu verbrennen. Aber als ich dann 1912 zur Universität zurückkehrte und der Meinung war, nun würde ich ganz von Neuem beginnen müssen, da stieg das versunkene Gut wie blank gewaschen aus der Tiefe und half mir beträchtlich. So will ich hier in Kürze das Inventar der kleinen Insel aufnehmen, ehe ich von dem Beben berichte, das sie verschwinden liess. Dies mag nun wohl ein geschwollenes Bild sein für ein geringfügiges und, äusserlich genommen, ziemlich alltägliches Geschehen. Aber ich schreibe doch hier an meiner Vita, und aus der angekündigten Umwälzung ist für mich der gesamte Wert und das gesamte Glück von bisher fünfunddreissig Jahren hervorgegangen. Also darf ich mir doch wohl einen pathetischen Ausdruck durchgehen lassen.

Ich habe sehr gern bei Erich Schmidt und Richard M. Meyer, den Professoren für neuere deutsche Literaturgeschichte, gehört; immer, auch wenn ich noch so präokkupert zu ihnen kam, war ich von ihnen gefesselt.

Obwohl Schmidt das Ordinariat seines Faches innehatte und später auch einmal das Rektorat, sogar das Jubiläumsrektorat der Universität, obwohl sein «Lessing» allgemein als sehr bedeutendes Werk anerkannt wurde und obwohl er mit allerlei wissenschaftlichen Ehren und Auszeichnungen reich behängt war, galt er im engeren Fachkreis doch nicht als makellose Grösse. Man sagte dem überaus stattlichen und bildschönen Manne nach, er liebe es, den Hörern die Seitenansicht zu zeigen, um durch sein Goetheprofil zu wirken. Man sagte, er lege auf die Kunst der schönen Rede, der schönen Aussprache, der schönen Haltung und

Gestikulation übergrossen Wert. Bevor er nach Berlin kam, hatte er an der Universität Wien doziert, und etwas Burgtheaterhaftes war wirklich an ihm geblieben. Was irgend schon an Damen bei uns studierte und alle, die zum freien Studium neigten, waren in seinem grossen Hörsaal zu Hause; aber natürlich fehlte es dem prüfenden Ordinarius auch nicht an Anwärtern des höheren Lehramts, an den sogenannten «strengen Philologen». Doch eben diese strengen Philologen mäkelten heimlich an dem «Schönredner». Sie taten ihm unrecht. Sicherlich pflegte er sprechend wie schreibend die schöne Form ungleich mehr, als es im Allgemeinen unter deutschen Universitätsprofessoren üblich war. Aber alles blosses Schmuckwerk fehlte bei ihm genauso wie alles nackte Material; er wusste Menschen und Werke eindringlich zu charakterisieren. Ich habe ihn über die deutschen Romantiker, über das deutsche Drama im 19. Jahrhundert, über das Volkslied sprechen hören, nicht in einzelnen Vorträgen, sondern in vielen Kollegstunden: er war immer Orator, aber niemals Rhetor. Und in seinem Seminar gab er sich Mühe wie ein braver Schullehrer. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch, wie er mein Referat über Christian Weises «Tobias und die Schwalbe» ebenso freundlich wie gründlich kritisierte.

Fast noch lieber als zu ihm ging ich zu Richard M. Meyer, der meist in dem Auditorium der akademischen Lesehalle, dem unscheinbaren Ziegelbau hinter der Universität, las. Der Raum fasste mindestens zweihundert Hörer und war immer gesteckt voll; aber es war doch sozusagen nur ein Hinterzimmer und symbolisierte derart die berufliche Tragik in Meyers Leben. Weder als Gelehrter noch als Dozent war er dem ehrenüberhäufteten Ordinarius unterlegen. Trotzdem blieb er zeitlebens nur Titularprofessor, konnte nicht prüfen, nicht eigene Schüler ausbilden. Er war Jude (das M hinter dem Richard stand für Moses) – da brachte man es nur in den allerseltensten Fällen, und als Germanist schon gar nicht, zu einem höheren akademischen Rang. Die imposante Erscheinung und das bedeutende Auftreten Erich

Schmidts fehlten ihm gänzlich. Während des Vortrags sass er völlig unbewegt im Sessel, den er ein wenig vom Katheder abgerückt hatte, und seine krankhaft grossen, feuchtglänzenden dunklen Augen sahen über die vielen Köpfe hinweg ins Leere. Er sprach ohne Manuskript, völlig frei und ohne Stocken, doch auch ohne allen rednerischen Schwung. Es war nicht Munckers eifriges Plätschern, sondern ein ernstes Aus-sich-Herausspinnen. Die grosse Hörerschaft folgte ihm angespannt, es wurde merkwürdig wenig geraschelt, gehustet, geniest und geschneuzt. Besonders sein Herder- und sein Lessingkolleg haben mir vieles gegeben.

Der dritte, bei dem ich neuere deutsche Literatur hörte, war Ludwig Geiger, ebenfalls Jude und Titularprofessor, ein älterer Mann, sehr gelehrt und Autor vieler Bücher. Es tut mir leid, dass ich ihn hier nicht rühmen kann, denn ich erfuhr später manche Freundlichkeit und Förderung von ihm – aber ich bin niemals einem gleich trostlos langweiligen Dozenten begegnet. Selbst Ohmichens Münchener Dramaturgiediktat war, mit Geigers «Goethe» verglichen, eine anregende Unterhaltung. «Wir kommen heute zu Friederike in Sesenheim: Ich gebe Ihnen die Bibliographie ...», und das faltige Gesicht kurzsichtig über dem Manuskript, murmelte er eine endlose Reihe von Bücher- und Studentiteln deutscher, englischer, französischer und italienischer Provenienz. Er hatte nur wenige Hörer, und bei Semesterschluss waren es noch viel weniger.

Habe ich mich bei Geiger tödlich gelangweilt, so hielt mich bei Gustav Roethe, dem Ordinarius für die ältere deutsche Literatur, der Hass in wacher Spannung. Er ist unter allen Lehrern meiner gesamten Schul- und Studienzeit (selbst den ungeschlachten Bremiker einbegriffen, der mich wegen der aufgegangenen Schnürsenkel ungerechterweise verprügelte), der absolut einzige, den ich nicht nur seinerzeit gehasst habe, sondern noch immer verabscheue. Orator, nicht Rhetor, sagte ich von Erich Schmidt; Rhetor, nicht Orator, muss es von Roethe heissen. Burgtheaterhaft nannte ich Schmidts Auftreten; wie der Schmierendirektor einer Witzblatt-Zeichnung wirkte Roethe, wenn er in Radmantel

und Schlapphut odinhaft herangewallt kam, wenn er breitbeinig und breitbrüstig auf dem Katheder perorierte und agierte. Ernsten oder komischen Effekt zu erzielen, waren ihm die rohesten Mittel recht; seine Deutschheit posaunte er allstündlich als Teutschtum heraus, seine Witze, motiviert durch die Derbheit des mittelalterlichen Realismus, waren Zoten. Belohnte ihn johrendes Gelächter, so fügte er gern hinzu, diese Freiheit des Tones verdanke er seiner Weigerung, Frauen im Kollegsaal zu dulden: «Wir sind unter uns, und so ist ein männliches Wort gestattet.» Worauf sich ein neuer Trampelsturm erhob. Auch verging keine einzige Stunde, ohne dass Roethe zur Politik der Gegenwart abschweifte; mit Leichtigkeit gelangte er von einem Dichter des zwölften Jahrhunderts zu einer Reichstagsrede oder einem Zeitungsartikel von gestern. Liberalismus, Parlamentarismus, Aufklärung waren Schimpfworte für ihn und Gelegenheit zu witzigen Exkursen; alles lachte erwartungsvoll, sobald er einen Anlauf in dieser Richtung nahm. Ein Glück für mich, dass ich in meinem ersten Semester ein wenig Mittelhochdeutsch getrieben hatte und dass ich später auf diesem Gebiet an Hermann Paul den bedeutendsten Lehrer fand, sonst wäre es mir durch Roethes Belehrungen für immer veregelt geblieben.

Neben und, der aufgewandten Mühe nach, vor der Germanistik betrieb ich das Romanische. So nannte ich es stolz, da ich zum Französischen viel Italienisch und ein bisschen Spanisch fügte. Bei Schultz-Gora und Ebeling, minderen, aber tüchtigen Gottheiten der Berliner Universität, die es später zu eigenen Ordinariaten und fachlich angesehenen Namen brachten, freilich ohne selbständige Ideen zu entwickeln und allgemeine Bedeutung zu gewinnen, zwang ich mich in die Grammatik des Altfranzösischen und Provenzalischen hinein. Bei dem rundlichen Lektor Hecker lernte ich mit grösstem Genuss Italienisch, beim Lektor Pedro de Mugica y Ortiz de Zarate, der am orientalischen Seminar unterrichtete und im Aussehen und Gehaben seinem klingenden Caballeronamen Ehre machte, mit sehr viel geringerem Genuss Spa-

nisch. Bergsons Lehre von den Entscheidungen des Gefühls, die der Intellekt nur nachhinkend rechtfertigt, hat sich hier in aller Krassheit an mir erwiesen. Ich habe so viel für das italienische Denken übrig und so wenig für die spanische Geistesart; ich habe diese Ansicht objektiv begründet, und ich habe mir immer mit reinstem Gewissen gesagt, dass sie auf Studium und Reflexion zurückgehe. Wenn ich aber jetzt an meine Berliner Anfänge zurückdenke, so weiss ich, dass Neigung und Abneigung sich sofort einstellten, gleich mit den ersten Sätzen, die ich in diesen Sprachen lesen lernte.

Natürlich könnte ich auch sagen, ich sei vom Italienischen deshalb mehr gefesselt worden, weil ich hier neben dem schlichten Lektor den grossen Adolf Tobler zum Lehrer hatte. Aber das wäre nur zur Hälfte richtig und zur anderen Hälfte sogar ausnehmend falsch. Denn während Toblers Interpretation Leopardischer Dialoge mir Freude bereitete, erfüllte mich sein Dantekolleg geradezu mit Erbitterung, und wie unwissenschaftlich dieses Gefühl auch war, so vermag ich es doch selbst heute noch nicht für ganz unberechtigt zu halten. «O Adolf Tobler, Fürst der Philologen! / Nur wer in deinem Seminar gegessen, / Wenn du den Dante Wort um Wort gewogen, / Ihm mit der Elle Vers um Vers gemessen, / Ihm vampirgleich die Seele ausgesogen, / Ihm mottengleich das bunte Kleid zerfressen, / Der ahnt allein die Qualen jener Zeiten, / Als ich gebannt in tote Trockenheiten.» Die Strophe aus meinem schon ein paarmal zitierten Stanzas-Überblick ist kein Meisterwerk, aber sie drückt meine damalige Stimmung aufs Genaueste aus. Ich konnte und kann es dem Mann nicht verzeihen, dass er Dante aufs Programm setzte, und, statt seinen Schülern auch nur eine Ahnung von dem zu übermitteln, worum es bei Dante geht, ihnen mit gehäufter Gelehrtheit an wenigen Terzinen Sprache und Metrik des Altitalienischen dozierte. Ich konnte es ihm auch nicht verzeihen, dass er mit Chrétien de Troyes und den Troubadours ähnlich umsprang. Das war und ist gewiss eine grosse Ketzerei, denn von Toblers berühmten «Vermischten Beiträgen» und ihren grundlegenden Weisheiten spricht jeder echte Romanist nur

mit frommem Augenaufschlag, und ich habe denn auch meine Ketzerei schwer büssen müssen.

Adolf Tobler war im Jahre 1904 ein königlich selbstbewusster und für die Masse der Studierenden unnahbarer Patriarch. Er stand im siebzigsten Jahr, hatte einen langen weissen Bart, eine sehr hohe Stirn und sehr grosse, kühle und strenge graublau Augen. Er war längst der angesehenste Romanist, bestimmt Deutschlands, wahrscheinlich der wissenschaftlichen Welt überhaupt. Er war im Kolleg ohne jede Eitelkeit, die immerhin ein Werben um den Hörer und eine gewisse menschliche Wärme in sich schliesst. Er war ganz eisige Würde und unpersönliche Wissenschaft; seine Lehren fielen wie schwere kalte Tropfen aus Wolkenhöhe. Es hiess, im engeren Kreise seines eigentlichen Seminars sei er zugänglicher; aber nur ein Dutzend Auserwählter und künftiger Apostel wurde in diesen Geheimzirkel aufgenommen, alle übrigen hundert und zweihundert mussten sich mit Vorlesung und Proseminar begnügen. Im ersten Jahr habe ich mich freiwillig damit begnügt und im zweiten unfreiwillig.

Germanistik und Romanistik bildeten jetzt meine wesentlichen Studien. Philosophie bei Dessoir und Lasson, Pädagogik bei dem vorsichtig wägenden Paulsen – «dürfte» war sein Lieblingswort – trieb ich nur nebenher. Ganz zum Privatgenuss und als Belohnung für sonstiges Wohlverhalten besuchte ich Harnacks Publikum «Über die Glaubwürdigkeit der Evangelien». Das prachtvolle Kolleg war ein gesellschaftliches Ereignis. Es wurde im Sommer um sieben Uhr morgens im Auditorium Maximum gelesen, und trotz der zeitigen Stunde war es derart besucht, dass ich meist nur einen Stehplatz fand. Das Englische hatte ich ganz aufgegeben. Ich wollte das Staatsexamen im Deutschen und Französischen ablegen und meine italienischen und spanischen Kenntnisse in die Waagschale werfen.

Wirklich, in den beiden ersten Berliner Semestern behauptete sich dieser Examenswille noch standhaft. In den Ferienkurs nach Genf freilich begleitete er mich nicht mehr. Aber dann gewann

mein Bemühen um die Universität noch einmal Kraft; wie gesagt, wollte ich nun wenigstens den Doktorgrad erreichen.

Ich fing es unendlich (aber nicht unbegreiflich) töricht an. In all der Zeit hatte ich, von den Kollegien abgesehen, wie ausserhalb der Universität gelebt. Zu keinem einzigen Dozenten, zu keinem einzigen älteren und erfahrenen Kommilitonen war ich in persönliche Beziehung getreten, und alle Examensbräuche, alle Besonderheiten der Prüfenden waren mir ganz unbekannt. Ich ging in Toblers Privatsprechstunde und bat ihn um Aufnahme in sein geheiligtes Seminar, da ich nun seit zwei Semestern sein Schüler sei. – «Und vorher?» – «Vorher habe ich klassische französische Literatur in Genf und Paris studiert.» – «Diese Auslandsaufenthalte sind selten fruchtbar», urteilte Tobler und prüfte mich in altfranzösischer Grammatik. Ich schnitt nicht sonderlich gut ab; Tobler sagte, er werde mir Bescheid geben, sobald er die Resultate aller Bewerber vor sich habe. Ich ahnte die Ablehnung, die ich dann in der nächsten Woche erfuhr. Statt es nun bei diesem Misserfolg bewenden zu lassen und eine günstigere Gelegenheit abzuwarten, bat ich sogleich, der Herr Geheimrat möge mir ein literarhistorisches Doktorthema stellen. Tobler öffnete sein Notizbuch, suchte einen Augenblick und las: «Voltaires Ansicht von den Sprachen.» Ich erstarrte. Aus dem Wort «Sprachen» glaubte ich entnehmen zu müssen, dass es sich um eine rein sprachwissenschaftliche Aufgabe handle. Für Tobler wäre es ein leichtes und ein Zeitverlust von drei Minuten gewesen, mir mit ein paar Worten anzudeuten, wie das Thema gemeint und wie es anzufassen sei. Und sicher wäre eine solche Erklärung dem jungen Studenten gegenüber nur menschlich, ja vielleicht Pflicht gewesen. Aber Tobler stand eisig schweigend vor mir und wartete auf meine dankbare Zustimmung. Fünfzehn Jahre später, als ich selber eben Professor geworden, erzählte mir Karl Vossler lachend, wie es ihm mit seiner eignen Dissertation ähnlich und doch ganz anders ergangen sei. Der Freiherr von Waldberg sagte ihm: «Sie haben deutsche Literatur studiert und waren jetzt lange in Italien:

Also schreiben Sie über das Madrigal in Italien und Deutschland.» Vossler dankte dem Professor wärmstens für die schöne Aufgabe und lief dann eilig in das nächste Café, das einen Brockhaus besass, um nachzuschlagen, was ein Madrigal sei. Zu solcher Gewandtheit fehlte mir alles. Nach einer abscheulichen Pause vergeblichen Wartens auf irgendeinen erläuternden Satz sagte ich mit leiser Betonung des Adjektivs, aber mehr hilflos als unehrerbietig: «Ich bitte um ein literarhistorisches Thema.» Tobler entgegnete mit zornigem Blick: «Sie werden über Voltaires Ansicht von den Sprachen arbeiten», und aller Nachdruck lag auf dem «werden». Gleichfalls fünfzehn Jahre später veröffentlichte mein Kollege Eugen Lerch sein ebenso dickes wie schönes Opus über das Futurum und zeigte das despotische Wesen dieser Sprachform. Der Imperativ wendet sich an meinen Willen: Tu dies, unterlass das!, und ich kann mit Ja und Nein antworten. Das Futurum setzt sich über meinen Willen hinweg, versklavt mich: Ich sehe dich schon bei der Arbeit! Lerchs Buch war keine Offenbarung für mich; im Lesen hörte ich immerfort Toblers Stimme: «Sie werden über Voltaires Ansicht von den Sprachen arbeiten.»

Ein paar Tage lief ich trostlos herum. Dann sagte ich mir, der Dokortitel müsse unter allen Umständen erworben werden. Die grosse Voltaire-Ausgabe von Moland besitzt ein Sachregister; ich exzerpierte also in monatelanger Arbeit alle Stellen, die sich auf die Sprache beziehen. Aber dabei kränkte mich ständig, dass ich an alledem vorbeigehen musste, was mich in Genf an Voltaire gefesselt hatte. Und es mag wohl diese Gekränktheit gewesen sein und der innere Widerstand, die mich übersehen liessen, was eigentlich auf der Hand lag: dass nämlich von Voltaires Ansicht über die Sprache viele Wege zu seinen allgemeinen Ideen hinüberführen. Nur die geringste Anleitung, und ich hätte Geschmack an meiner Arbeit gefunden und etwas Passables zustande gebracht. Aber ich war ganz auf mich allein angewiesen und verbohrte mich darein, das Thema zu den «toten Trockenheiten» zu rechnen. So kam nicht viel mehr zuwege als eben eine

Zusammenstellung von Exzerpten. Nun gibt es zahllose Doktor-dissertationen, die im Grunde auch nicht viel anderes sind und dennoch ihrem Autor den ersehnten Titel eintragen; freilich pflegen sie mit zahlreichen Anmerkungen, Literaturnachweisen und Zitaten aus den Werken und Vorlesungen ihres «Doktorvaters» geschmückt zu sein. Aber noch einmal: Ich wusste nichts von diesen akademischen Techniken und Bräuchen.

Und jetzt beging ich eine neue und riesengrosse Dummheit. Ich fürchtete mich vor Tobler und hatte, zu Recht oder Unrecht, zwischen «schwereren» und «leichteren» Universitäten unterscheiden hören. Meine Münchener Bekannten hatten den juristischen Dokortitel der Universität Rostock den «Dr. ross» genannt. So schickte ich meine Arbeit nach Rostock. Wäre ich persönlich hingefahren, hätte ich den dortigen Ordinarius um Rat und Hilfe gebeten, hätte ich ihm irgendwie plausibel gemacht, warum ich ihm ein Thema vorlegte, das mir ein anderer gestellt – vielleicht, ja wahrscheinlich wäre noch alles glimpflich abgelaufen. Aber nein: Ich sandte mein unseliges Werk ohne jede Erklärung «An das Dekanat der philosophischen Fakultät an der Universität Rostock.» Natürlich erhielt ich es nach vierzehn Tagen als unbrauchbar zurück. Noch einmal nahm ich einen Anlauf. Die Voltaire-Arbeit, sagte ich mir, sei misslungen, weil sie mir aufgezwungen worden, weil ich sie widerwillig und verständnislos angefasst hätte; jetzt würde ich mir selber ein Thema wählen. Von Genf und Paris her besass ich einige Molière-Kenntnisse, im letzten Jahr hatten mir Goldonis Komödien Freude bereitet – aus der Vergleichung der beiden Lustspieldichter musste sich doch etwas machen lassen. Wie freilich dieses Etwas zu einer korrekten Dissertation zu gestalten wäre, davon fehlte mir noch jede Ahnung. Aber vorderhand wollte ich mich möglichst tief in den Italiener einlesen; die akademische Erleuchtung würde schon hinterdrein kommen. Stattdessen kam die Katastrophe, die meinem gesamten Studium für lange Zeit ein Ende machte und mein Molière-Goldoni-Unternehmen zu nichts anderem als einem winzigen Journalartikel reifen liess. Dabei hatte es einen Augenblick so ausge-

sehen, als würde die neue Wendung der Dinge gerade dieser Arbeit zugutekommen.

In jeder der zahlreichen Viten, die ich im Lauf meines Lebens zu amtlichen oder Bewerbungszwecken geschrieben habe, steht der Satz: «An meine Berliner Semester schloss sich ein Studienaufenthalt in Rom.» Das ist dem Buchstaben nach wahr, tatsächlich aber eine dicke Lüge. Es kommt vor, dass ein Flüchtling oder ein Abenteurer die Überfahrt nach Amerika in einer Kiste verborgen macht. Würde solch ein blinder Passagier von sich behaupten, er habe auf einer Studienreise den Atlantik kennengelernt, so wäre das gerade so wahr und unwahr wie meine Angabe über den römischen Aufenthalt. Im Herbst 1905 nämlich glaubte ich, dem brüderlichen Druck weichen zu müssen und zu können. Ich war in schroffster Form vor eine Alternative gestellt worden: Entweder sollte ich sofort das mir verderbliche Berlin verlassen, um anderwärts «zur Besinnung zu kommen», oder mir würden alle Existenzmittel gesperrt werden. Das Nachgeben wurde mir erleichtert. Ich konnte meinen Aufenthalt frei wählen; einerlei ob in Paris oder London, Madrid oder Rom, ich brauchte auch nicht mehr zu geloben, mich auf ein Staatsexamen vorzubereiten; ich sollte nur in Ruhe studieren und unabgelenkt und nach Möglichkeit an einer beliebigen Dissertation arbeiten.

Es war nicht oder doch nicht bloss Feigheit, was mich zur Annahme dieses Ultimatums bewog. Davon aber nachher; ich will ja erst das Studieninventar aufnehmen. Ich wählte also Rom, um die Goldoniarbeit fortsetzen zu können. Doch kaum schob sich der Zug zum Anhalter Bahnhof hinaus, so wusste ich bereits mit Bestimmtheit, dass ich mich falsch entschieden hatte. Der Atem war mir wie abgeschnürt. Das war ein physischer und psychischer Zustand, den ich nun schon ein reichliches Jahr allzugut kannte. Aber bisher hatte ich ihm abzuhelfen vermocht, und jetzt sollte ich ihm ausgeliefert bleiben. Ich wusste, ich würde nicht nur unglücklich sein, sondern auch völlig gelähmt, völlig unfähig, das geringste in mich aufzunehmen. Und sehr rasch schlug meine

Verzweiflung in Trotz um und in Hass auf das unschuldige Italien: Ich wollte mich von allem abkehren, was es mir irgend zu bieten hätte; ich würde mich für treulos halten, wenn ich mich irgendwie seiner Schönheit überliesse. Ohne Unterbrechung und ohne einen Blick aus dem Coupéfenster fuhr ich die ganze Strecke bis Rom, kam in sehr schlechtem Zustand an und mietete das erste Zimmer, das sich in der Nähe des Bahnhofs anzeigte. Es war gegen Abend, eine Hängelampe erhellte den Raum nur unvollkommen. Ich legte Jackett und Kragen ab, um mich zu säubern, und prallte zurück. Vor mir stand ein wüster Kerl, ohne Rock, in schmutzigen Hemdärmeln, das Gesicht grünlich hinter dicken schwarzen Bartstoppeln, die Augen rot gerändert, dunkel umringt und gefährlich glühend. Wir starrten uns an, ich gab mir einen Ruck und trat auf ihn zu, er liess sich nicht einschüchtern und näherte sich mir ebenso bedrohlich. Erst nach einer grauenhaft langen Sekunde des Entsetzens merkte ich, dass der Schrank eine Spiegelscheibe hatte und dass mein unheimliches Gegenüber ich selber war, so wie mich die Fahrt und die innere Not zugerichtet hatten. Mein Einzug fand am achten Oktober statt, und bis zum zehnten November habe ich nun in diesem Zimmer gehaust, kaum anders als der blinde Passagier in seiner Kiste. Gewiss, ich ging zur Post, um nach Briefen zu fragen, und zum Bahnhof, um Briefe in den Kasten zu werfen, ich ging zum Essen. Ich machte auch Wege durch die Stadt, über den Petersplatz und die Piazza di Spagna und oben am Forum Romanum vorbei – aber es waren blicklose Gänge. Ich sah nichts und wollte nichts sehen, ich machte mir nur Bewegung. All meine vielen italienischen Erinnerungen stammen aus der übergelücklichen Lektorenzeit, während jenes «Studienaufenthaltes» war ich wahrhaftig und geflissentlich blind. Ich füllte die Tage, indem ich endlose Briefe in Prosa und in Versen schrieb: die Verse entstanden meist auf den blicklosen Gängen. Ich machte von keinem Empfehlungsschreiben Gebrauch, ich suchte weder die Universität noch die Bibliothek auf, ich liess den Baedeker verstauben, ich betrat kein Museum, keine Kirche. Sogar im Theater war ich nur ein einziges

Mal, es widerstrebte mir wie alles andere. «Ich hasse Rom und seine tausend Wunder! / Das Colosseum ist ein dumpf Gemäuer, / All die Madonnen würf ich gern ins Feuer / Und wärmte mich an dem entfachten Plunder. / Ich bin ja fast im Sonnenschein erfroren, / Seit du, mein Lebensfunke, mir verloren.» In dieser Tonart habe ich allerlei Gedichte geschrieben, und sie enthalten keine poetische Übertreibung, sondern beschreiben nur, wie elend und immer elender mir zumute war. Nach einem Monat war ich dann am Ende – sofern es nicht richtiger heissen muss: am Anfang meiner Kräfte. Ich sagte mir, erpresste Versprechen seien nicht bindend, Verträge kündbar, und Lebensnotwendigkeiten stünden über gegebenem Wort. Ich sagte mir, ich hätte nun zur Genüge erfahren, dass es grössere Übel gebe als den grossen Familienbann und die Aussicht auf Hungerleiderei; ich sagte mir noch mancherlei, teils Richtiges, teils Sophistisches. Aber im Grunde waren all diese Reflexionen nebensächlich, und ich folgte eben dem Befehl meiner Natur, dem ich mich nicht länger widersetzen konnte, ohne zugrunde zu gehen. Ich wusste all diese Wochen hindurch genau, dass der Befehl schon im Augenblick meiner Abfahrt vom Anhalter Bahnhof erteilt worden war, und bindend in jener despotischen Form: «Du wirst umkehren!» Ich hatte mich einen Monat lang aus bürgerlicher Furcht, aus verkehrtem oder konventionellem Pflicht- und Tugendgefühl dagegen gesträubt, um nun, ohne besonderen Anlass, nur weil ich des sinnlosen Widerstandes todmüde war, eine kurze Benachrichtigung an meinen jüngsten Bruder zu schreiben und mir ein Billett nach Berlin zu kaufen. Als ich endlich im Zuge sass, fühlte ich mich wie erlöst. Keine Spur von Zukunftsangst, keine Spur von Gewissensbedenken waren mehr in mir, nichts als Aufatmen und Glücksgefühl.

Und damit, Ev, bin ich bei dir, und also bei dem schwierigsten und einzig gefürchteten Punkt dieses Curriculumms angelangt.

Nein. Ganz doch noch nicht. Ich stelle mir vor, ich wollte meinen Studenten, wie ich es oft getan, das Wesen einer mittelalterli-

chen Allegorie oder *Moralité* durch ein modernes Beispiel näherbringen und wählte dafür diese Wende meines Lebens. Dann würde ich die Festung *Université* belagern lassen. Ihre Verteidiger wären: *Devoir, Coutume, Famille, Bourgeoisie, Avenir honnête*; ihre Bedränger: *Jeunesse rebelle, Amitié, Bohème, Poésie, Illusion*. Die Angreifer bemühen sich ernstlich, aber es gelingt ihnen nicht, einen entscheidenden Sieg zu gewinnen. Immerhin, *Université* ist recht erschüttert, und ein frischer starker Gegner könnte sie sturmreif finden. Und nun erst tritt *Amour* ins Spiel. Anfangs ist seine Stellung zweifelhaft, es wäre durchaus möglich, dass er sich zum Verteidiger des Platzes aufwürfe. Aber die Besatzung weist ihn zurück und behandelt ihn aufs Schmähhchste. Da tritt denn *Amour* an die Spitze der Angreifer, und die Festung wird erstürmt. –

Du siehst, Ev, eine Weile kann ich noch bei unverfänglichen Themen bleiben. –

In den Ferienwochen zwischen Schweiz und Frankreich noch mühsam gebändigt, hatte *Jeunesse rebelle* gleich nach meiner Rückkehr aus Paris ihr Haupt erhoben. Mein altes Missverhältnis zu Georg, das scheinbar durch den Landsberger Frieden beglichene, war aus wichtigsten Anlässen wieder aufgetaucht und nun rasch zu einem erbitterten Zwist, ja, einem wahren Familienunheil geworden.

Wer von uns beiden die Schuld oder die grössere Schuld trug, ist schwer zu sagen; es war eine dumme Notwendigkeit im Spiel. Georg ist gewiss sein Leben lang ein ausgezeichnete Arzt und ein sehr guter Mensch gewesen, aber ebenso gewiss ein schlechter Psychologe und Pädagoge. Er stand damals mit achtunddreissig Jahren in der letzten und höchsten Blüte der Jugendlichkeit, noch ein klein wenig entfernt von der ausgeglichenen Ruhe des Schwabenalters. Er hatte eine hohe Position erreicht und war sicher, noch sehr viel höher zu steigen. Er war es gewohnt, überall auf respektvolle Zuvorkommenheit zu stossen, und innerhalb der Familie nahm er einen Tropfen Demut in der ihm erwiesenen Liebe als natürlichste Ingrediens hin. Er war ein durchweg gütiger und immer hilfsbereiter Fürst, aber er legte auch

Wert auf die ihm gebührende Huldigung. Gerade jetzt war er zu einem neuen Vasallen gekommen. Über Wallys von ihm gestiftete Ehe hatte ich in meiner Landsberger Zeit bittere Betrachtungen angestellt. Nachher war ich durch meinen Schwager Martin Sussmann sehr angenehm enttäuscht worden. Und bis heute, wo er verwitwet und vertrieben in Stockholm lebt, unterhalte ich freundschaftliche Beziehungen zu ihm. Er ist ein tüchtiger, ausgesprochen ethisch und religiös gerichteter Mensch mit vielen Interessen. Gleich als ich ihn näher kennenlernte – in dem kleinen Wriezen, wo er anfangs praktizierte –, gefiel er mir sehr gut. Aber eben jetzt war er nach Berlin übergesiedelt, und nun war seine Existenz in hohem Masse von Georg abhängig, der ihm Patienten aus dem eigenen Überschuss zuwies, ihm auch an seiner Privatklinik zu tun gab. Dazu kam die hohe Verehrung, die der bescheidene Sussmann (ein «blosser praktischer Arzt», wie Vater sagte) dem Forscher, wissenschaftlichen Autor und Professor entgegenbrachte. Kurzum, das Haus Sussmann, wofür übrigens schon Wally allein gesorgt hätte, wurde beinahe ein meinem ältesten Bruder geweihter Tempel. Dieser allgemeine Kult, dessen Weihrauchduft ich mir wahrscheinlich noch übertrieb, bedeutete mir eine ständige Reizung. Immer hatte ich mich von Georg eingeschüchtert und bedrückt gefühlt. Jetzt nach dem monatelangen Aufenthalt und Studium in der Fremde fühlte ich mich verpflichtet, meine Selbständigkeit und – wenigstens innere – Unabhängigkeit zu betonen. Und gerade weil ich immer wieder am Mangel des Selbstvertrauens litt und weil es in den früheren Jahren von keinem Menschen stärker angetastet worden war als von Georg, vermochte ich ihm bis zur Anmasslichkeit schroff entgegenzutreten. «Unbewiesene geistige Qualitäten», hatte er damals gesagt, und jeder seiner Blicke schien mir auszudrücken, dass er noch immer nicht anders von mir dachte, dass er mein Studium geringschätzte; des idées nouvelles hatte es in Genf geheissen. Ich musste mich zwingen, grösseres Gewicht auf Bouviers Urteil zu legen als auf das meines Bruders. Eine mehr tendenziöse als

wahrhaft künstlerische Schriftstellerin, aber eine ehrliche Frau und lebhaft Erzählerin, Gabriele Reuter, machte damals viel von sich reden. Ihr Roman «Aus guter Familie» trat für die Freiheit des Mädchens aus den gehobenen und konventionell umschränkten Kreisen ein. Mutter hatte einen Novellenband der Reuter aus der Nicolaischen Leihbibliothek auf dem Nähtisch liegen; Georg machte eine wegwerfende Bemerkung, das verlohne nicht der Lektüre, die Frau spekuliere auf niedrige Reize. Ich widersprach, Georg sagte, auf unreife Gemüter möge so etwas wirken, ich entgegnete, jeder habe sein Fach, er sei Arzt, und ich studierte Literaturgeschichte. «Was du so Studium nennst», gab Georg zurück, und ich brauste auf: «Du bist eben allwissend wie der liebe Gott, und alle andern sind Idioten!» Jetzt fuhr mich Vater an: «Ich dulde nicht ...», aber ehe er den Satz beenden konnte, war ich von der Suppe fortgelaufen und hatte mich in mein Zimmer eingeriegelt. Doch indem ich solch eine Szene mit literarischem Untergrund herausgreife, bin ich schon selber in den Fehler verfallen, den ich vorher einmal den Romanautoren vorwarf: Ich habe den Alltag gefärbt. Das Nichtigste genügte, einen ähnlichen Auftritt hervorzurufen. Auf einen blossen achtlosen Blick hin konnte ich zustossen: «Du willst wohl wie vor zehn Jahren feststellen, ob ich mir die Hände gewaschen habe?» Wo immer wir zusammentrafen, bei den Eltern, bei Berthold, bei Sussmanns, gleich herrschte Spannung, und meist war auch gleich der Streit da. Ich widersprach ihm, auch wenn er sich gar nicht an mich wandte, auch wenn mich das Gesprächsthema gar nichts anging; ich widersprach aus Prinzip, ich glaubte mir das schuldig zu sein. «Du bist wahrhaftig psychisch gestört», sagte Georg. «Ich werde mich vor dir hüten müssen», antwortete ich, «du könntest mich sonst ins Irrenhaus sperren lassen.» Unter heftigen Zusammenstößen mit Vater und Berthold (den ich aber doch täglich zu «Hilbrich» begleiten musste, wo wir dann wortlos hinter unsern Zeitungen grollten), unter vielen Tränen der Mutter kam es in vierzehn Tagen so weit, dass ich überall beim ersten Anzeichen von Georgs

Annäherung flüchtete und dass über die eigentliche Wundstelle hinaus alle meine Beziehungen zu den Angehörigen in entzündetem Zustand waren. Ich fühlte mich bisweilen zu jeder Arbeit, Studium wie Schreiben, unfähig, ich notierte verzweifelt in meinem Tagebuch: «Vielleicht hat Georg recht, und ich bin wirklich psychisch gestört.»

Diese Verbitterung hatte weitgehende Folgen. Ich sah in Georg das eigentliche Familienoberhaupt, ich sah in ihm die Begriffe Familie, Bourgeoisie und Strebertum verkörpert, und so erweiterte sich meine Abneigung gegen ihn ins Prinzipielle. Das aber führte sofort zur Verstärkung der immer in mir vorhandenen Zweifel an der Richtigkeit meines Verhaltens. Weshalb bemühte ich mich um ein reguläres Universitätsstudium und ein sicherndes Staatsexamen? Weshalb war ich zur «anständigen Konfession» übergetreten? Natürlich liessen sich sehr triftige Gründe für beides aufbringen, und hundertmal schon hatte ich sie mir vor Augen gestellt. Jetzt aber in meiner Verstörtheit machte ich mir heftige Vorwürfe und schalt mich einen gesinnungslosen Schwächling. Erstrebte ich nicht mit alledem genau das, was ich an Georg verabscheute?

Blieb dies vorderhand konsequenzlose Selbstquälerei, so lag das sofortige konkrete Ergebnis des Zerfalls mit den Meinen eben darin, dass ich ihnen so viel als möglich aus dem Wege ging. Und eine allerschönste Gelegenheit dazu bot sich Abend für Abend. Es hat wesentlich an meinem Schicksal mitgewirkt, dass ich nach vierjähriger Pause wieder einmal für längere Zeit mit Hans Meyerhof in derselben Stadt zusammenlebte. Er war frisch und kräftig vom Militärdienst in München heimgekehrt und hatte einen Posten in der Deutschen Bank gefunden. Er war innerlich unverändert, und sogleich stellte sich auch unverändert die alte Beziehung zwischen uns her. Immer strömte von Hans, seiner Anteilnahme, seinem Zuspruch, ein Gefühl der Unabhängigkeit und des eigenen Wertes in mich, dazu Lust und Mut zum Produzieren. In der Folgezeit habe ich noch mit etlichen Menschen Freundschaft, zeitweise sogar enge Freundschaft geschlossen, aber im tiefsten Sinn

ist doch Hans Meyerhof in meinem ganzen Leben mein einziger Freund gewesen. Was ich in Rom von meiner Fähigkeit zu lieben schrieb, gilt wohl auch von meiner Fähigkeit zur Freundschaft: «Mein Herz ist eng und hat nur Raum für Eines.» Im Herbst und Winter 1903 zu 1904 bedeutete mir der Umgang mit Hans das siegreiche Gegengift wider die von Georg ausgehende Lähmung.

Der kleine Roman, den ich in Paris um die beiden ungleichen Freundinnen zusammengefabelt hatte, begann sich zu gestalten. Und kaum hatte ich den Anfang vom «Glück» zu Papier gebracht, da tauchte die Idee zum «Schwesterchen» auf und drängte sich in den Vordergrund. Es ist das eine halb lyrische Skizzenfolge, die auf Landsberger Schulerinnerungen zurückgeht. Ohne Hans wären die sechzehn Novelletten niemals fertig geworden. In meinem Tagebuch aus diesen Monaten heisst es einmal: «Ich leide an literarischem Verfolgungswahn.» Ein Gedicht, eine Erzählung konnten noch so leidenschaftlich konzipiert, noch so ehrlich aus mir herausgesponnen sein, immer musste ich misstrauisch grübeln, was mich beeinflusst haben könnte, immer quälte mich die Furcht vor Unselbständigkeit, vor Anlehnung oder Kopie. So bildete ich mir beim «Schwesterchen» ein, Andersens «Bilderbuch ohne Bilder» nachzuahmen, obwohl ich wahrhaftig aus mir selber schöpfte. Nein, ohne Hans wäre ich gewiss nicht bei der Stange geblieben. Von ihm angetrieben, führte ich das Skizzenbuch im Lauf des Winters durch, und danach kam ich auch mit der grösseren Erzählung zu Rande.

Dass ich hierüber ausführlicher berichtet habe als über meine andern dichterischen Versuche, hat mehrfachen Grund. Einmal hatte ich während der vorangegangenen Semester das Schreiben fast ganz unterlassen und war mit aller Hingabe Student gewesen; jetzt aber beschäftigten mich meine Geschichten oft mitten im Kolleg, und es kam vor, dass ich zwischen die Notizen zur altfranzösischen Lautlehre einen Satz oder Einfall zum «Schwesterchen» oder «Glück» kritzelte. So rannte *Poésie* nun wirklich gegen *Université* an. Und weiter brachte diese Produktion mir

gleich im Entstehen einen gewissen Erfolg; einen nur geringfügigen und ganz privaten, aber ich war im Punkte der literarischen Ermutigung noch ganz unverwöhnt, und so stieg sie mir berauschend zu Kopf, und also griff *Illusion* in den Kampf ein. Und weiter liegen diese Erzählungen nicht gleich den andern im Schreibtisch vergraben, sondern sind 1906 als Bücher erschienen. Und endlich und vor allem: So skeptisch ich meiner dichterischen Begabung gegenüberstehe – mich dieser zwei Bücher zu schämen, ist eigentlich kein Anlass. Ich habe die mir ganz entfallenen Sachen in den letzten Wochen wiedergelesen, mit aller Distanz und kritischen Strenge, ja mit allem Misstrauen: Sie sind nicht sonderlich bedeutend, sie sind auch vielfach im mittleren literarischen Stil ihrer Zeit gehalten und klingen also nach etlichen dreissig Jahren bisweilen veraltet und befremdlich; aber manches darin ist doch nicht ganz gottverlassen. Und vielleicht bin ich sogar überempfindlich, was das Veralten des Stils anbetrifft. Denn als der Verlag Eckstein Nachfolger ein paar Jahre nach dem Weltkrieg in andere Hände übergang, bot mir der neue Besitzer einen Wiederdruck des «Schwesterchens» an. Ich lehnte damals ab, weil ich eben erst Professor geworden war und meinen noch ungefestigten Ruf durch die Jugendsünde zu belasten fürchtete; ich konnte mich nicht einmal entschliessen, das Buch zur Hand zu nehmen. Aber heute erinnere ich mich gern dieser nachträglichen Anerkennung.

Dass ich gleich 1903 mit den ersten Skizzen ein wenig Beifall erntete, hatte ich wiederum Hans Meyerhof zu danken. Er spornte mich nicht nur an und tröstete an mir herum, sondern er brachte mich auch mit allerhand kunstbeflissenen Leuten in Verbindung. Wie er selber zu solchen Verbindungen kam, blieb sein Geheimnis; 1904: Berliner Bohème, 1919: Münchener Räterepublik – Hans stand immer mitteninne, wo es am interessantesten war, mitteninne und doch auch kühl abseits und lächelnd darüber. (1919 freilich kaum eine Handbreit abseits von der Kugel.)

Doch darf ich im Punkte der Bohème nicht von Hans allein,

sondern muss von den Meyerhöfen sprechen. Sie erinnern mich an das Sousa-Orchester; wie dessen Musiker treten sie einer nach dem andern auf. Jetzt griff Erich, der zweitälteste und etwa zwanzigjährige, mit ziemlichem Getöse ins Konzert ein. Er war dem Aussehen und dem Wesen nach derbknöchiger als Hans; stark sinnlicher Natur, markierte er gern eine gewisse Roheit, war aber im Grunde gutmütig. Mutter Henri sagte halb zärtlich bewundernd, halb seufzend, er sei von jeher das unartigste ihrer Kinder gewesen und sei es noch. Literarische Interessen fehlten ihm gänzlich. Wir sind uns nie sonderlich nahegekommen, haben uns aber immer gut vertragen, und damals wurde er mir bedeutungsvoll. Nach beendeter Lehrzeit war es ihm eingefallen, er müsse Maler werden, und als sich Vater Meyerhof dem widersetzte, hatte es eine heftige Szene gegeben. Erich war davongelaufen und im Atelier seines viel älteren Freundes und Lehrers Zeper einquartiert worden. Zeper hatte sich bereits einen kleinen Namen als Landschaftler gemacht, und so viel ich weiss, ist es ihm gelungen, sich in seiner Kunst, wenn auch ohne grossen Ruhm, zu behaupten. Nach wenigen Tagen des Grolls hatte Vater Meyerhof die gewohnte philosophische Ruhe wiedergefunden. Er kannte seinen Jungen und wusste, dass dieser Exkurs zur Kunst in der Hauptsache nur ein Abschweifen zur vermeintlichen Freiheit war und umso eher zu Ende sein würde, je geringerem Widerstand er begegnete. Erich erhielt also nicht nur die Erlaubnis, ins Elternhaus zurückzukehren und bei der Malerei zu bleiben, sondern er wurde auch aufgefordert, seine neuen Freunde in der Nassauischen Strasse einzuführen. Tatsächlich dauerte es danach nicht lange, bis er die kaufmännische Tätigkeit wieder aufnahm. Er hatte das Glück, einen Posten in Shanghai zu finden, und das weitere Glück, dort unruhige Zustände anzutreffen. In einem seiner ersten Chinabriefe hiess es: «Wir haben Aufruhr, und ich helfe die Niederlassung verteidigen. Wer uns anrührt, wird getötet.» Die heroische Phase ging so schnell vorüber wie die künstlerische, und dann bewährte er sich in seiner Stellung, die ein we-

nig Exotismus und Herrtentum verschönten, und sass lange Jahre und sässe ohne den Weltkrieg gewiss noch heute drüben.

Im Herbst 1903 also stand das Haus Meyerhof im Zeichen der jungen Kunst. Malschüler, Kunstgewerbler, Musiker beiderlei Geschlechts kamen häufig nach dem Abendbrot zum Tee hin. Vater Meyerhof fand an ihnen meist nachsichtiges und ironisches, zuweilen aber auch wirkliches Gefallen. Ich lernte ihn von einer neuen Seite kennen. Er hatte als junger Mensch Flöte gespielt, er hatte selber ein Weihnachtslied gedichtet und komponiert. Jetzt holte er sein altes Instrument hervor, blies sein eigenes Stück, blies auch andere Stücke, nicht sehr klangvoll, aber mit hübscher Hingabe. Mutter Henri lauschte gerührt, und die jungen Leute hörten respektvoll zu. Sie benahmen sich auch sonst gesittet und hielten mit allzu radikalen Ansichten zurück. Sie gingen mehr aus sich heraus, wenn der zweite Teil des Abends von elf Uhr ab ausserhalb des Familienkreises im Kaffeehaus, mit Vorliebe im «Café des Westens», verbracht wurde.

Vielleicht habe ich Murgers «Bohème»-Szenen mit der absprechenden Bemerkung im vorigen Kapitel doch Unrecht getan. Mich ärgert an ihnen die Verherrlichung des Flitterhaften, die Aufbauschung des Nebensächlichen zum Wesentlichen. Sieht man von diesem Grundfehler ab und zugleich von dem Vorzug des anmutigen Zeit- und Lokalkolorits, so bleibt eine klassische Typisierung dessen, was in allen Epochen und Ländern den Charakter der Bohème ausmacht. Überall ist ihr Prinzip weder die Kunst an sich noch die Regellosigkeit an sich, sondern die Auflehnung gegen die jeweilige bürgerliche Regel. Man ist nicht Künstler um der Kunst willen, sondern um nicht Bourgeois zu sein; man ist innerhalb der Kunst Anhänger der neuesten Richtung, weil man andernfalls ein Bourgeois der Kunst wäre; man ist Anhänger der neuesten Philosophie, weil sie noch nicht die Philosophie der herrschenden Generation ist; man ist Anhänger der politischen Opposition, weil sie die Opposition ist. Bedeutende Kunstleistungen sind in der Bohème ebenso selten wie tragische

Entgleisungen. Die wenigen ganz Unbegabten und die zahllosen Viertel- und Achtelkönnner retten sich zum überwiegenden Teil auf bürgerlich nährenden Boden. Sie brauchen dazu ihre Seelen durchaus nicht (wie es in Künstlerromanen gern geschieht) zu verkaufen, brauchen nicht eine dicke Witwe und Ladeninhaberin zu heiraten oder vergrämte Buchhalter zu werden; reicht es nicht zum Malen, so ist etwa das Zeichnen für Modekataloge oder wissenschaftliche Bücher ein tröstlicher Erwerbszweig. Die wahrhaft Berufenen wiederum werden über kurz oder lang von ihrem eigenen Werk in Zucht genommen und gegen die Gefahren des Bohèmetreibens immunisiert. Nur die wenigsten Grossen bleiben Bohemiens, während sie Grosses schaffen, nur die wenigsten Kleinen ertrinken im Bohèmesumpf. Und noch eines ist zu bedenken, was den traditionellen Glanz der Bohème weniger dämonisch leuchten lässt: eine peinliche Verwandtschaft mit dem so gegensätzlichen Verbindungswesen der deutschen Studenten. Es gibt zahlreiche unehrliche Bohemiens, wie es zahlreiche unehrliche Couleurstudenten gibt. Sie halten nicht aus Freude an der Sache mit, an Atelierfest, Kaffeehausdebatte, betonter Disziplinlosigkeit die einen, an Kommers, Fechtboden, betonter Korrektheit die andern, sondern um der Konnexionen willen. Es gibt in jeder Grossstadt einzelne Bohèmegruppen und in jeder Gruppe einzelne Arrivierte, die den Nachdrängenden behilflich sein können. Es gibt dort auch neben den eigentlichen Künstlern oder denen, die sich dafür halten, Leute in geschäftlicher Stellung, von denen es abhängt, ob man als Künstler sich einen Namen erwerben und sein Auskommen finden wird.

Ich schreibe das nicht ganz ohne ein leises Schuldgefühl. Die winzige Gruppe, in die ich hineingeriet, gefiel mir nur sehr kurze Zeit; weder ihr Kunstideal noch ihr Philosophieren noch ihr Freiheitsbegriff sagten mir völlig zu, und von sich aus hätte sie mich bestimmt nicht vom Studium abgedrängt. Auch Hans zuckte die Achseln über Erichs neue Freunde und einige ähnliche Bekannte seines eigenen Umgangs. «Aber bewege dich nur unter ihnen»,

predigte er mir wiederholt, «du musst an den Doktor Manz herankommen.»

Alles ist relativ, und Gustav Manz war in noch weit höherem Masse als der Maler Zeper die führende Persönlichkeit des Kreises. Er hatte nichts Bohèmehaftes an sich, nicht einmal etwas Journalistisches, obwohl er Feuilletonredakteur war. Freilich bekleidete er dies Amt an der zahmen «Täglichen Rundschau», der konservativen und entschieden evangelischen Zeitung, dem Leibblatt der Pastoren und Gymnasiallehrer, auch der höheren Beamten, soweit diese nicht auf die streitbar reaktionäre «Kreuzzeitung» eingeschworen waren. Er stand in der Mitte der Dreissig und wirkte trotz jugendlichen Aussehens durch seine grosse Ruhe wie ein Vierziger. Bisweilen trat er als Rezipitator hervor, aber auch in dieser künstlerischen Betätigung kennzeichnete ihn ein vollkommener Mangel an Künstlerallüren. Seine schönste öffentliche Leistung habe ich erst 1911 angehört, kurz bevor ich ihn endgültig aus den Augen verlor. Damals war gerade die eben entdeckte Jugendfassung des «Wilhelm Meister» bei Cotta erschienen, und Manz erzählte die beiden ersten Kapitel der «Theatralischen Sendung»; wirklich, er erzählte sie, statt sie zu deklamieren. Er war ein schlichter und bescheidener Mensch und hat nie eine grosse Rolle gespielt; aber den jungen Leuten konnte er natürlich grosse Dienste erweisen, ihnen Kritiken verschaffen, sie an Bilderhändler oder Konzertdirektionen empfehlen, an Verleger und Redakteure. Dass er sich der Gruppe annahm, ging offenbar auf die zwischen seiner Frau und Zeper bestehende Freundschaft zurück und spricht wohl auch für die Harmlosigkeit dieser Freundschaft. Wenn man freilich Erich Meyerhof zuhörte, so war Frau Manz eine Messalina, die nicht nur mit dem Meister, sondern auch mit einem Dutzend kindlicher Bohemiens Buhlschaft trieb. Aber Erich hatte immer eine derb ausschweifende Phantasie. Frau Manz, eine blühend üppige, für ärztliche Augen sicherlich schon damals bedenklich blühende Erscheinung, verband ausgebreitete und leidenschaftliche Kunstinteressen mit einer ebenso leiden-

schaftlichen Mütterlichkeit, die sich an der Pflege ihres zehnjährigen Sohnes nicht genug tat. Sie umsorgte die Kunstanfänger mit unermüdlichem Überschwang. Ihre ständigen Emotionen bildeten einen vollkommenen Gegensatz zu der ständigen Ruhe ihres Mannes, mit dem sie sich gut vertrug. Ich war im Grunde kaum überrascht, als sie schon wenige Jahre, nachdem ich sie kennengelernt, zusammenbrach: Eine plötzlich hervortretende Tuberkulose brachte sie in ein paar Wochen ins Grab. –

Kaum war ich nun dem Ehepaar Manz vorgestellt, da hatte Hans auch schon der Frau Doktor einige meiner Manuskripte zugesteckt, und im November erlebte ich meinen ersten Triumph: Manz las «Danae» und «Pro Fano» bei der Zaremska in der Bülowstrasse vor. Wanda de Zaremska, polnische Pianistin – mir ist, als charakterisiere sie ihr Name so ausreichend wie den spanischen Lektor der seine. Und ich brauche auch wohl nichts über das ziemlich kahle Zimmer zu sagen mit dem grossen Flügel und der ärmlichen Herrichtung auf künstlerische Eigenart und nichts über die Bewirtung mit Tee und abgezählten vorsichtig belegten Brötchen und über die zwei Dutzend Menschen, die sich zusammendrängten: Es war der Bohèmetee КОСТ' èƒoxf|V, wie er sich immer wieder abspielt und immer wieder beschrieben wird. Ein junges Mädchen mit kurzen braunen Haaren und braunen Augen hinter dem Kneifer, sehr schlank, genauer: hundsmaager, gefiel mir, und wir wechselten ein Dutzend Worte. Aber Eindruck als Individuum machte sie mir eigentlich ebenso wenig wie die übrigen Anwesenden. Alle waren für mich nur Glieder einer bewegten Gruppe, die zur Ruhe kam, als Manz meine Verse und meine Geschichte vorlas. Das balladenartige Gedicht, das ich heute in seiner aufgeregten Erotik ziemlich abgeschmackt und schwülstig finde, wurde stark applaudiert, aber auch «Pro Fano», das schlichtere «Schwesterchen»-Kapitel, fand Beifall. Und Doktor Manz beglückwünschte mich. Zwar die schöne «Danae», sagte er, sei für sein frommes Blatt ungeeignet; aber «Pro Fano» werde er abdrucken, und sobald ich ihm das fertige «Schwester-

chen» brächte, wolle er sich nach einem Verleger dafür umsehen. Von diesem seligen Tage an wurde *Bohème* nun doch eine ernstlichere Feindin meiner Studien. Aber die Leute um Erich Meyerhof sah ich nach wie vor nur als Gruppe.

Dagegen fand ich eine innerlich fördernde persönliche Beziehung zu der Malerin Vikky Sievert. An dieser ablenkenden Bekanntschaft sind die Meyerhöfe unschuldig, und *Université* selber trägt die Schuld. Unter den Teilnehmern an Heckers italienischem Kurs war vom Italienischen Klub die Rede gewesen, und ich suchte ihn im Januar auf. Er enttäuschte mich, und mehr als fünf-, sechsmal bin ich bestimmt nicht dagewesen. Ich weiss auch nicht mehr, wo das Restaurant lag, in dessen Hinterzimmer die wöchentlichen Abendsitzungen stattfanden. Ein junger Conte Calandini (oder so ähnlich), Konsulatsbeamter, wenn ich nicht irre, führte den Vorsitz, ein halbes Dutzend junger italienischer Kaufleute gehörten ihm an und ausserdem etwa zwanzig Deutsche, die meisten Lehrer, Lehrerinnen und Studierende der Kunstgeschichte. (Deutsche Kaufleute, die ihre Sprachkenntnisse über das Englische und Französische hinaus erweitern wollten, trieben Spanisch.) Das Programm bestand aus Vorträgen, Diskussionen und Konversation. Die vortragenden Italiener hatten den Ehrgeiz der grossen literarischen Themen – Dante, Petrarca, Renaissance –, verfügten aber nicht über das nötige Wissen und gaben schwungvolle Gemeinplätze zum Besten. Die diskutierenden und konversierenden Deutschen wiederum radebrechten ein scheussliches Italienisch oder verfielen untereinander ins Deutsche. So kam denn bei dem ganzen Unternehmen wenig heraus.

Aber hier lernte ich Vikky Sievert kennen, und wir verabredeten einen Austausch, der auch bis in den Sommer hinein ernsthaft durchgeführt wurde. Wir betrachteten zusammen im Kupferstichkabinett Botticellis Illustrationen zum Dante, und dabei hatte sie die Führung; wir übersetzten in ihrem Wilmersdorfer Atelier das «Inferno», und dabei konnte ich glänzen. Doch um zu Vikky Sie-

vert hinauszukommen, musste ich mich, das erste Mal wenigstens, von den Brüdern Meyerhof führen lassen. «Durlacher Strasse 14?» sagte Erich. «Kenne ich genau. Nebenan wohnt eine Pianistin, der du wahrscheinlich auch schon begegnet bist, bei uns oder bei der Zaremska. Sehr schlank, braune kurze Haare, Kneifer. Aber sie sieht gut. Malen tut sie auch. Und sie wirft Messer. Einmal hat sie einem Menschen, der ihren Freund angriff, ein Messer in die rechte Wade geworfen.» Ich kannte, wie gesagt, Erichs Phantasiestärke; trotzdem machte mir seine Bemerkung Eindruck. Es ist übrigens bis heute nicht aufgeklärt worden und wird ewig geheim bleiben, wie er auf diese Messertat verfallen ist. Der Weg zur Durlacher Strasse steht mir noch lebhaft in Erinnerung. Nach einem kurzen Stückchen Motzstrasse hörte Berlin völlig auf. Eine lange, schnurgerade Allee mit wenigen, in Gärten geduckten Villen, die Prinzregentenstrasse, erschien mir wie ein Bahndamm, der an verschneiten Feldern vorbei in die Einsamkeit führte. Erst nach längerer Zeit tauchte quer vor uns die geschlossene Häuserreihe der Durlacher Strasse auf als deutliche Randlinie einer andern, für sich bestehenden Stadt. Eine Gruppe stattlicher Pappeln, unmittelbar unter der erhöhten Strasse am Anfang der Felder zusammengedrängt, stand wie auf Vorposten gegen das kahle Land.

Das Atelier lag weiträumig unter dem Dach; an allen Wänden hingen, in allen Ecken standen Gemälde und Zeichnungen. Ein Fachurteil in Dingen der Kunst traue ich mir nur auf literarischem Gebiet zu; aber ich glaube, dass sich aus all diesen zahlreichen Werken viel Bemühung und einiges Talent bei geringer Originalität herauslesen liess. Drei Bilder haben sich mir eingepägt; zusammen ergeben sie die Gesamtcharakteristik der Persönlichkeit. Das erste, künstlerisch wohl das beste, war ein Selbstporträt der Malerin. Vikky Sievert, von zierlicher Gestalt, hatte ein kleines, mageres, sehr fein geschnittenes Gesicht, mit kleinen, durchdringenden hellblauen Augen. Wenn sie lächelte, gab man ihr höchstens dreissig Jahre, wenn sie streng und bitter aussah, was sehr

viel öfter der Fall war, schätzte man sie auf mindestens vierzig. Auf ihrem Selbstporträt hatte sie diese Strenge und Verbitterung mit Ausschliesslichkeit betont und überbetont, wie etwas, auf das sie stolz war und das den Kern ihres Wesens enthielt. Neben diesem Selbstbildnis hing eine Spruchtafel, die der literarischen Zeitströmung entsprach. Der verdeutschte Maeterlinck-Spruch lautete: «Trage deine zerbrochenen Freuden nicht wie eine Last toten Holzes. Lass sie auflodern in Flammen!» Zur Linken der Worte schritt eine Holzsammlerin tiefgebückt unter ihrem schweren Tragkorb; zur Rechten stand ein nacktes Mädchen, den hager dürrtigen Körper krampfhaft gestrafft, den Kopf ins Genick zurückgeworfen, in den hochgereckten Händen entzündete Fackeln, deren Flammen seitwärts schlugen und über dem Spruch selber eine Art brennender Dornenkrone bildeten. Und endlich, viel grösser im Format als die beiden andern Arbeiten, leuchtender in den Farben und den ganzen Raum beherrschend, stand auf einer Staffelei das Brustbild eines jungen Mannes, das mich ein bisschen stutzig machte: Es war gar zu sehr der übliche verführerisch dämonische Typ mit blauschwarzem Haar, feurigen Kohlenaugen und seidenem Schnurrbart über sehr roten Lippen. Übrigens tauchte das gleiche Gesicht noch in mehreren Kompositionen auf.

Natürlich blieb es zwischen Vikky Sievert und mir nicht lange beim blossen Dante-Austausch. Ich las ihr Abschnitte aus dem «Glück» vor und Verse «Auf das Vorstadt-Atelier», von dessen Fenster der sehnsüchtige Blick durch Nebel und über kahles Feld nach den fernen Lichtern der Weltstadt langt, und sie machte eine Steinzeichnung von mir, auf der ich entschieden schmerzlich interessant aussehe. Ich lernte ihre etwas jüngere und viel weniger vergräme Schwester Elisabeth kennen, die sich schriftstellerisch betätigte und weiche, auch wohl weichliche Geschichten von Naturnähe und schuldlosem Landleben schrieb. Und dann wurde ich auch in Vikkys Herzensgeschichte eingeweiht. Ihre im selben Haus lebenden Eltern hatten vor einigen Jahren das verschuldete

Familiengut aufgeben müssen, ein Bruder Offizier hielt sich nach Fortfall des väterlichen Zuschusses nur mühsam im Dienst. Sie selber litt nicht eigentlich unter der Erfolglosigkeit und Halbheit ihres Könnens; sie war nicht immer unzufrieden mit ihren Leistungen und verkaufte auch manchmal ein Bild. Ihr Unglück war der vielgemalte schöne Mann, vielmehr das, was sie für ihre heroisch zu erfüllende Familienpflicht hielt. «Wir können uns nicht heiraten, und seine Geliebte kann ich nicht sein; ich bin keine Bohémienne, und meine Eltern sind konservative Leute, und mein Bruder ist Offizier.» Ich kann nicht sagen, dass ich ihr Verhalten durchaus bewunderte; es schien mir eher eng als tugendhaft. Bestimmt empfing ich von ihr und ihrem Atelier mehr Anregung als von dem Bohèmekreis. Aber es war doch immer etwas Muffiges und Eingemottetes an ihr, das mich zu innerem Widerspruch reizte. Trotzdem blieben wir längere Zeit gute Freunde – solange nämlich, als ich der weltschmerzlichen Lithographie ähnelte, die sie von mir ausgeführt hatte. Als ich dann aber aus der tastenden Schwärmerei kopfüber in die Wirklichkeit stürzte, in das grösste Glück und eine beträchtliche Menge von Bitterkeit, da sagte mir Vikky Sievert abschliessend: «Sie sind doch auch bloss ein Bourgeois und Materialist», und ich beleidigte sie tödlich durch eine lange Versepistel, deren Strophen wieder und wieder in die Frage mündeten: «Was wissen denn Sie von Liebe?» –

Und nun, Ev, gibt es kein Ausweichen mehr, und ich muss mich entschliessen, entweder von dir zu sprechen oder dich hinter ein paar allgemeinen Worten zu verbergen.

Warum wird mir beides gleich schwer? Wenn ich dich «zuscharre», wie du mir rätst, bin ich nicht nur grenzenlos undankbar, sondern auch unverzeihlich dumm. Denn dann beraube ich mein Curriculum des einzigen, das es über die Mittelmässigkeit hinaushebt und ihm eine Besonderheit verleiht, des einzigen, worauf ich ungemischt stolz bin. Es gibt sicherlich nur recht wenige Menschen, deren ganzes langes Leben von einer einzigen Liebe und Treue beherrscht wird. Aber soll ich unser Intimstes aufde-

cken, unsere innigsten und zugleich auch unsere schwersten Erinnerungen? Gewiss, ich schreibe nur für uns beide. Doch wozu mich betrügen? Wie du dich in allem von allen Menschen unterscheidest, denen ich je begegnet bin (und nun gar von mir selber), so auch darin, dass du seelenruhig deine Bilder in deinem Zimmer aufhängst, seelenruhig deine Kompositionen, Lieder wie Sonaten, Kammermusik wie Orgel, im Notenschrank aufbewahrst und nicht den leisesten Wunsch nach Anerkennung und Publizität kennst. Jeder andere (und nun gar ich), der irgendein Eigenes geschaffen, mag sich tausend- und tausendmal das Vanitas vanitatum wie eine beschwichtigende Coué-Formel wiederholen: Er möchte doch gar zu gern mit seinem Werk nach aussen wirken und in ihm weiterleben. Wie oft hat mich im Japanischen Palais vor den Katalogbänden der Staatsbibliothek dieses Vanitatum vanitas förmlich geschüttelt: Autoren über Autoren, die keine Seele mehr kennt, obwohl ihre Werke hier sorglich aufgezählt sind und griffbereit nebenan stehen und sogar alle paar Monate entstaubt werden, Autoren, so gänzlich tot, als lägen ihre Bücher vermodert in der unten vorbeiströmenden Elbe, als wären ihre Bücher nie geschrieben – und doch immer der dumme und peinigende Wunsch, noch ein Werk, nur noch dies eine, an dem ich gerade arbeite und das sicher mein bestes wird, meiner Katalogseite hinzugefügt zu sehen! Und so hält mich auch jetzt dieser Wunsch immer wieder am Schreibtisch fest, lässt mich geduldig das unleserliche Manuskript Seite um Seite in die Schreibmaschine hämmern, lässt mich Stilfehlern und vergessenen Interpunktionen so eifervoll nachjagen wie den Läusen, wenn ich im flandrischen Unterstand mein Hemd durchstöberte: dass sich noch einmal, irgendwann nach meinem Tode, im vierten oder fünften Reich, ein Herausgeber und ein paar hundert Leser meines Curriculumums fänden. Aber selbst wenn ich die Vorstellung des einstigen Editors auf einige Stunden aus meinem Gedanken verdränge und mich an das mindestens vorläufig unumstössliche Faktum halte, dass ich nur für uns beide schreibe, dass kein anderer Mensch diese Le-

bensgeschichte kennenlernen wird – auch dann empfinde ich die peinlichste Hemmung. Ist es nicht halb lächerlich, halb schamlos, wenn ich, den Sechzig so nahe, dem Ende so nahe, zu dir und von dir spreche, wie nur ein junger Mensch zu sprechen berechtigt ist? Und ist es nicht über die Massen töricht, jetzt, wo wir in so grosser Bitterkeit der Gegenwart leben, die grössten Bitterkeiten der Vergangenheit aufzuwühlen?

Was tun?

Ich will mich, wie beinahe immer in meinem Leben, für eine Halbheit entscheiden. Ich werde mich in meinem Bericht so sachlich und unpathetisch fassen, dass ich ihn gerade noch ohne allzu viel Scham über die Lippen bringe. Und ich will es meinem etwaigen Herausgeber ausdrücklich anheimstellen, den Inhalt dieses kleinen Geheimfaches zu veröffentlichen oder zu beseitigen.

In unsern Eheringen, die sich jetzt in Jerusalem befinden, steht der Peter-und-Pauls-Tag, der 29. Juni 1904. Wir trafen uns wieder bei der Zaremska, eigentlich war es das erste Mal, und sofort war das Gefühl der Zusammengehörigkeit da. Ich weiss nicht, wovon wir den Abend über sprachen, von deiner Musik oder vom «Schwesterchen» oder vom Messerwerfen – ich weiss nur, wir fühlten uns zusammengehörig. Später wollte die gesamte Gesellschaft ins «Café des Westens» ziehen; wir blieben instinktiv zurück, schlugen instinktiv die entgegengesetzte Richtung ein. Das Gespräch stockte, und an einer dunklen und menschenleeren Stelle der Steglitzer Strasse küssten wir uns im Gehen. Zu einer Liebeserklärung kam es nicht – wozu Worte machen über eine Selbstverständlichkeit und eine altvertraute Sache? Wir wussten ja seit Stunden, was wir da besiegelten.

Relativität des Zeitbegriffs! Wie oft geht mir das Schnitzlerwort durch den Kopf: «Das Leben ist die Fülle, nicht die Zeit», und immer denke ich dann an jene erste gemeinsame Phase unseres Lebens. Sie hat genau dreizehn Tage gedauert, denn an deinem Geburtstag, dem zwölften Juli, schriebst du schon aus Kö-

nigsberg, auf der Fahrt nach Jodlauken, dem weltverlassenen Gut im tiefsten Ostpreussen, und gleich darauf reiste ich in meinen Genfer Ferienkurs. Ich muss es mir an den Fingern abzählen und muss es mir dokumentarisch bestätigen, dass es nur dreizehn Tage waren, denn in meiner Erinnerung nehmen sie sich aus wie ein jahrelanger Lebensabschnitt. Und wiederum und zugleich erscheinen sie mir auch wie eine einzige Stunde, eine sehr kurze, aber lückenlos gedrängte Seligkeit.

Ein Rausch? Nein und zweimal nein. Einen übergrossen Teil dieser Tage führte ich ja mein normales Leben, nahm die Mahlzeiten zu Haus, war im Kolleg, sass um drei bei «Hilbrich», und nur eine Handvoll Nachmittage, nur wenige Abende und Nächte gehörten uns. Aber das brauchte nicht gegen den Rausch zu sprechen. Es kommt öfter vor, dass jemand in einer Verzauberung lebt und sich doch ganz so beträgt, wie es der Alltag von ihm fordert, und völlig exakt alles tut, was von ihm erwartet wird. Doch wir waren in keinem Rauschzustand, wir waren uns unseres Handelns klar bewusst, legten uns immer wieder skeptische Rechenschaft davon ab. Wenn man uns später unsittliches Verhalten vorwarf, lehnten wir es ab, uns mit hemmungsloser Leidenschaft zu entschuldigen. Wir hatten vom ersten Augenblick an den Willen, nach Menschenmöglichkeit wahr gegeneinander und vor uns selber zu sein. Ich sage nach Menschenmöglichkeit; denn im Grunde war ja all unser Reden und Reflektieren über die Freiheit unseres gegenwärtigen Tuns und unserer Zukunft nur eine Komödie des Verstandes, und darunter lag die ruhige Gewissheit und der Zwang der Herzen. Es war unser wirkliches Herzenerlebnis, und wir setzten unsern Stolz darein, ihm keine bürgerlichen Fesseln anzulegen noch uns von ihm fesseln zu lassen. Es sollte weder ein unerfülltes Verlangen noch eine Bindung auf uns lasten. Vielleicht, wahrscheinlich war dies Glück eine Episode, das mit unserer schon feststehenden Abreise ein Ende nehmen würde. Wir waren beide sehr jung und fühlten uns am Anfang unserer Entwicklung. Solange wir die Gemeinsamkeit unseres Weges empfanden, wollten wir Zusammenhalten, und keinen Augenblick länger. Das

allein schien uns sittlich. Warten auf die Zustimmung der Familie und des Staates nannten wir Feigheit, und von der Ehe dachten wir beide aus sehr nahen Erfahrungen sehr gering. Ein Kind? Wir brauchten kein Kind. Es war menschlich unwahr, und es war eine Kaninchenmoral, dass nur das Kind die physische Gemeinschaft rechtfertige und heilige. Wir waren zusammen, um glücklich zu sein und in der Wärme dieses Glücks alles zu entfalten, was in uns gelegt war. Und niemand hatte das Recht, uns deshalb Egoisten zu nennen. Wenn wir das geringste leisteten, ein bisschen Musik, ein bisschen Poesie, nein gar nichts so hochtrabend Schöpferisches, nur irgendetwas in der kleinsten, banalsten Tätigkeit, dann kam es der Allgemeinheit genauso zugute wie uns selber.

Gewiss war das meiste an diesen Anschauungen zeitbedingte und gar nicht originelle Rebellion – man hatte eben «Ruth» gelesen und «Aus guter Familie» und «Heimat» und allerhand Renaissancedramen und ein wenig Nietzsche –, und gewiss war vieles so unreif und einseitig gedacht, wie man eben mit zweiundzwanzig Jahren denkt (obwohl ich im Punkte des Kindes heute noch der gleichen Meinung bin wie damals, und heute, wo man aus der Ehe eine staatliche Tierzucht macht, erst recht). Aber ebenso gewiss stand hinter diesen Ideen unser heiligster Ernst, und wir wären uns wie Verräter vorgekommen, wenn wir sie verleugnet hätten. Doch noch einmal: All das war Theorie und Philosophie und hinkte unterhaltsam hinterdrein und war eigentlich durchaus nebensächlich. Ich hatte, und mit dir dürfte es nicht anders gewesen sein, doch dies ist ja mein Rechenschaftsbericht, und du bist fürs Zuscharren, ich hatte die geistige Freiheit, mir zuzusehen, staunend, skeptisch, auch warnend, aber die Freiheit bestand in eben diesem Zusehen. Was handelte, war einzig meine Liebe.

Nun muss ich wohl eine Analyse versuchen, wie sie mir in meinen literarhistorischen Arbeiten so oft gelungen ist. Was liebte ich denn damals an dir, wo wir noch so wenig voneinander wussten und uns eben erst kennenlernten? War es ein physischer Reiz? War es das Handgelenk, die Schläfe, die Sattelung von der

Stirn zur Nase? Aber Ev, wir sind nun geschlagene fünfunddreissig Jahre zusammen, und in dieser unausdenkbar langen Zeit hast du dich mehrfach verändert: von mager zu rund und von rund wieder zu mager; deine Augengläser sind dicker geworden; dafür verblichen, als die Brille an die Stelle des Kneifers trat, die blutroten Striemen an der gepeinigten Nase. (Ich war am 29. Juni gar nicht verblendet: Ich konstatierte diese Striemen.) Von deinem braunen Haar ist nur noch ein drolliger Untergrund vorhanden, darüber liegt eine graue Schabracke, man könnte meinen: eine zu kurz geratene gepuderte Perücke. Manchmal – ich mache dir keine Komplimente –, manchmal, und in letzter Zeit sehr oft, ist dein Gesicht faltig und alt, auch fehlt seit Jahren ein Vorderzahn und lässt sich nicht ersetzen. Nun habe ich schon in der Tertia (sehr passenderweise) auswendig lernen müssen: «Die Leidenschaft flieht, die Liebe muss bleiben.» Aber Ev, bei mir stimmt das nicht. Ob du nun dünn oder dick warst, ob du deine gute oder deine unvorteilhafte Stunde hattest, ob es jener allererste 29. Juni war oder irgendeiner der nächsten dreizehntausend Tage: Ich habe dich immer mit der gleichen Leidenschaft geliebt, immer war mir nur wohl, wenn du ganz nah bei mir warst, wenn ich dir von Zeit zu Zeit die Hand auf den Arm legen konnte. Noch vergangenes Jahr war es mir grausam peinlich, und ich glaube wahrhaftig, ich bin rot geworden, als mich Grete gekränkt zur Ordnung rief: «Wenn ihr bei mir zu Besuch seid, könntest du mich auch einmal ansehen; stattdessen siehst du andauernd zu deiner Frau hinüber!» Ja, wenn ich dich nun all diese endlose Zeit mit immer gleicher Leidenschaft geliebt habe und auch jetzt kein Ende dieses Zustands abzusehen vermag: Muss ich daraus nicht schliessen, dass es vom ersten Augenblick an nicht die äussere Form an sich, nicht das bloss Physische war, was mich an dich band? Nein, sondern ich hatte damals gleich bei den ersten Worten, die wir miteinander wechselten, auf eine unerklärliche Weise die Ahnung, vielmehr die Gewissheit unserer Übereinstimmung und Ergänzung. Alles das, wonach ich suchte, seit ich zum Be-

wusstsein meiner selbst gelangt war, und wovon ich ein paarmal das eine oder andre gefunden oder zu finden gemeint hatte, bei Victor Landau und bei Hans Meyerhof, bei Lotte und bei den älteren Mädchen, denen ich während des Studiums begegnet war, aber immer war es nur ein kleiner Teil des Ersehnten gewesen und hatte mich das viele Mangelnde umso heftiger vermissen lassen; alles war in dir vorhanden und zur natürlichen Einheit eines Charakters verschmolzen.

In letzter Zeit haben wir wiederholt für die Kartothek verschiedener Organisationen eine Aufstellung unserer «besonderen Kenntnisse» geben müssen («Welche Sprachen beherrschen Sie? – Können Sie reiten? – Können Sie Auto fahren? – Können Sie kochen? – Können Sie landwirtschaftliche Arbeiten machen?» und so weiter, und so weiter). Nach wenigen Tagen hätte ich damals schon eine sehr lange Liste der Fähigkeiten und Eigenschaften aufstellen können, die mir an dir wertvoll waren. Ich konnte dir selig zuhören, wenn du Beethoven spieltest, ich vermochte sogar Bach aufzunehmen, wenn du ihn spieltest. Ich konnte mich an der Ballade erfreuen, die du selber komponiert hattest. Die Landschaftsbilder sprachen zu mir, die du bei Leistikow versucht hattest, ehe du zur Musik übergingst. Ich konnte dir Verse vorlesen, und dein Zuhören und dein Beifall bereiteten mir keine größere Freude als deine ruhige Kritik. Ich konnte mit dir über meine Studien sprechen: Im Italienischen wusstest du besser Bescheid als ich, und im Französischen gleich gut; für ältere Sprachformen hattest du Interesse und Witterung, und der Klang des Englischen war uns beiden gleich greulich. Doch du besahest noch ganz andere Kenntnisse als die künstlerischen und literarischen; solche, von denen ich keine Ahnung und nie geahnt hatte, dass ich sie jemals schätzen würde. Du warst als halbes Landkind aufgewachsen. Du konntest Getreidearten unterscheiden, du kanntest Bäume und Sträucher, du orientierdest dich im Walde, auch wenn kein Wegweiser dastand, du hattest Pferde gepflegt und geritten, du hattest bei deinem Onkel Schweine gemästet. Du konntest einen

Kartoffelsack schultern, du konntest mit Hammer und Axt, mit Spaten und Hacke umgehen. Und alles das war dir ebenso lieb und gehörte ebenso zu dir wie das Künstlerische und Literarische, ja gab ihm erst die Kraft und die richtige Grundlage. – Hier muss ich über mich selber lachen, dass ich mich so sehr in Widerspruch verwickle. Meine Abneigung gegen Bauertum und Erdgebundenheit und wie die Schlagworte der Naturnähe sonst lauten, ist schon mehrmals aufgeklungen und wird sich noch ganz anders Luft machen, wenn mir Zeit bleibt, dies Curriculum bis zum Dritten Reich durchzuführen. Aber Ev, wie ich jetzt objektiv über dich nachdenke, wie ich dich für die Kartothek zurechtmache, da bin ich einigermassen überzeugt davon, dass du deinen «landschen» Eigenschaften dein Allerbestes verdankst, das, was ich manchmal deine Ausgeglichenheit, manchmal deinen Stoizismus nenne und manchmal dein Indianerblut. (Du kennst noch immer grosse Stücke von Karl May auswendig, du sprichst noch immer mit grosser Achtung von ihm als einem Erzieher.) Du warst in viel breiteren und üppigeren Verhältnissen aufgewachsen als ich, hattest Privatunterricht gehabt, statt eine Schule zu besuchen, warst an Bedienung durch eine Mehrzahl von Mädchen gewöhnt, und der in Handschuhn servierende Derkow hätte dich bestimmt nicht eingeschüchtert. Und du warst dann mit zwanzig sehr rasch in drückende Armut geglitten, und als wir uns kennenlernten, sahst du beinah verhungert aus. Aber nichts an dir war durch den schroffen Wechsel aus dem Gleichgewicht geraten: Du warst nicht hochmütig und nicht gedrückt, nicht geziert und nicht verschämt. Erste Klasse oder vierte Klasse, das war etwas Äusserliches, das hatte nichts mit deinem Wesen zu tun. Was ich überall am meisten bewundere, ist innere Freiheit. Ich schätzte sie schon an Hans Meyerhof und seinem Vater; aber da hatte sie, mir sehr wohl spürbar, etwas Dilettantisches an sich, etwas Negatives, bisweilen sogar etwas Pflichtscheues und Schmarotzerhaftes. Und bei dir war sie positiv, eine wirkende und schützende Kraft. Die Bohème mit ihren Fragwürdigkeiten vermochte dir so wenig an-

zuhaben wie die Armut. Das waren Lebenskreise, in die du gestellt warst, das waren Wellen, die an dich heranspülten, das hatte mit deinem Selbst nichts zu schaffen.

Doch was gewinne ich mit diesem Versuch eines Steckbriefs, auch wenn ich ihn fortsetze? Klein wenig oder gar nichts – bloss Einzelheiten, und weder tritt das Gesamtbild heraus, das ich in mir trage, noch ist die Frage geklärt, warum ich sofort und vor allem Wissen an dich gebunden war und mit welchen Banden. Ich hätte mich einfacher ausdrücken sollen. Gusti Wieghardt hat uns einmal erzählt, wie ein Wiener Professor ihrer Freundin seine entscheidende Erklärung machte. Die beiden passten gut zusammen, es stand fest, dass sie sich heiraten würden, er musste es ihr nur noch sagen. Er war ungeschickt und zögerte immer wieder. Schliesslich machten sie einen langen Spaziergang, philosophierten, sprachen von gemeinsamen Neigungen, analysierten psychologisch aneinander herum. Sie kamen zum Hause des jungen Mädchens zurück, noch immer war das entscheidende Wort nicht gefallen, sie wollte sich schon verzweifelt verabschieden. Da gab er sich einen Ruck, holte Atem und sagte: «Aldann, ich liebe Sie.» Ich hätte mich auf den Wiener Kollegen besinnen und mir die Zeit und Mühe der letzten Stunden sparen sollen. Jemanden lieben, das bedeutet: ein ungeteilt ganzes Empfinden auf eine ungeteilt ganze Persönlichkeit richten. Alles Analysieren und Aufteilen des eignen Gefühls, alles Zerlegen der geliebten Persönlichkeit in Einzelheiten des Charakters oder der Gestalt oder der Fähigkeiten oder der Kenntnisse ist Verfälschung und Herabminderung der Wahrheit. Wirklicher Liebe steht nichts anderes zu Gebot als das ganz dumme und unliterarische: «Ich liebe dich», keine Zergliederung und keine Begründung, kein Gedanken- und kein Wortschmuck. Aldann also, Ev ...

Aber wenn ich an diesen Zergliederungen scheitere, so muss sich doch immerhin erzählen lassen, wie wir diese ersten zwei Wochen verbrachten. In deinem Garderobenschrank hängt seltsamerweise noch heute ein unscheinbarer, fast schäbiger grauer

Mantel. Wenn ich romantischen Gemüts wäre oder hundertfünfzig Jahre früher im Zeitalter der Empfindsamkeit schriebe, so würde ich bestimmen, man solle diesen Mantel einmal im Sarg über meine Leiche decken. Du trugst ihn, als wir gegen Mitternacht von der Linkstrasse aus mit dem letzten Wagen der Elektrischen zum Roseneck fuhren. Wir lagerten uns dicht über dem nahen Grunewaldsee auf dem ausgebreiteten Mantel. Wir sahen das Wasser, das Schilf, die Kiefern im vollen Mondschein, alles um uns war völlig still und reglos, und als in der Ferne ein paar Be-trunkene grölten, wurde die Stille greifbar wie ein dunkelsilbernes Tuch. Nachher kam das Morgenrot, und mit dem Morgenrot kamen fünf Rehe; und dann war die weisse Sonne da. Danach gingen wir in den Ort zurück, und aus einer Backstube drang der Geruch der frischen Ware, und der Geselle verkaufte uns ein paar Schrippen durch das Kellerfenster. Sie schmeckten herrlich. Und dann fuhren wir wieder mit der Trambahn zurück, und um sieben sass ich zu Haus beim Kaffee und um acht im Kolleg, und um neun gabst du deine erste Klavierstunde. Es ging nicht jeden Abend gleich kitschig-poetisch zu und doch eigentlich jeden gemeinsamen Abend gleich schön. Manchmal war ich bei dir in dem Gartenhaus an der Potsdamer Strasse, wohin ihr von Wil-mersdorf gezogen wart. Du spieltest, oder ich las vor, oder wir disputierten. Manchmal kam deine Mutter mit ihrer ewigen Näh-arbeit und ihrer weissen Terrierhündin Lotte aus ihrem Zimmer und hörte dir und mir zu und beteiligte sich lebhaft an unsern Ge-sprächen. Zwei-, dreimal erschien auch Sascha Meyrowitsch, der unendlich gutmütige und unendlich russische alte Student. Es kam aber auch vor, dass deine Mutter Misstrauen gegen mich und gegen deinen Lebenswandel äusserte. Wo dann hin mit uns? Im «Café des Westens» hätten wir sicher Bekannte getroffen, an denen uns nichts lag, in kleineren, stilleren Kaffeehäusern wären wir sicher als «Pärchen» aufgefallen, woran uns ebenso wenig lag. In der Nähe der Bülowstrasse aber gab es ein grosses, nicht sehr fein beleumundetes Lokal, das Café «Imperial». Dort konn-

ten wir nicht als Pärchen auffallen, weil man dort nichts anderes fand als Pärchen, keine gute oder künstlerische Gesellschaft, sondern meist Kommiss mit ihren Mädchen und auch wohl Strassenmädchen. In diesem Gewimmel voll lauter Musik von der Tribüne herunter über dem Stimmenlärm des langgestreckten, zigarettenverqualmten Saals war man geborgen. So wunderbar die Nacht im Grünewald gewesen und so reich die Abende bei dir zu Haus an deinem Flügel, im Grunde waren die Stunden in dem unzweideutig gemeinen «Imperial» genauso schön. Es kam nicht darauf an, in welcher Umgebung wir uns befanden, es kam auch nicht darauf an, worüber wir sprachen, welchen Teil unserer Lebensgeschichte wir uns erzählten, was wir voneinander kennenlernten – es kam einzig darauf an, dass wir zusammen waren. Und so scheitert der Versuch eines Berichtes über die dreizehn Tage kaum weniger als der Versuch der Zustandsanalyse. Ich weiss nur, wir verbrachten einen Bruchteil der Zeit gemeinsam, und diese Stunden waren eine kurze und endlose Einheit, und was um sie herum lag, war nichts als Erwartung.

In unsern Gesprächen aber kehrte immer und immer das eine wieder: die gegenseitige Versicherung unserer Freiheit, die Betonung der «Episode». Das glaubten wir uns schuldig zu sein.

Und dann sassen wir also in gehöriger Distanz, beinahe durch die ganze mitteleuropäische Diagonale getrennt, du in Jodlauken und ich in Genf. Aber den Hauptinhalt meiner Tage bildete es, deine langen Briefe zu lesen und dir noch sehr viel längere zu schreiben. Dennoch nahm ich es mit dem Wieder-für-mich-Leben ernst genug, und sogar nicht nur im Kolleg. Einmal beteiligte ich mich an einer Ruderpartie. Wir sassen zu acht im grossen Boot, und mir war das Steuer anvertraut. Einige der Insassen kannte ich nicht einmal vom Ansehen: Der quicke kleine Holländer Hoegst-*raa* hatte drei Damen mitgebracht, die nicht zur Feriengruppe gehörten. Natürlich war die Gesellschaft international, und natürlich wurde Französisch, ein teilweise sehr fragwürdiges Französisch,

gesprachen. Ein stattlicher Dampfer kam uns bedenklich nah entgegengerauscht, wir mussten stark ins Schaukeln geraten. Da klang es von der Spitze des Bootes ins Französische hinein breit Ostpreussisch herüber: «Ain kläin bisschen wäiter nach rechts, bitte!» Das war dein Heimatidiom, von dir hatte ich es zuerst gehört, und so berührte es mich heimatlich. «Sind Sie aus Königsberg, gnädiges Fräulein?» – «Näin, aber aus Tilsit.» So begann die Freundschaft mit Ella Doehring, dem letzten in der Reihe der älteren Mädchen, die Eindruck auf mich gemacht haben. Diese Freundschaft hat sechzehn Jahre, bis zu Ellas Tod, gedauert, und im Anfang schien es fast einen Augenblick, als sollte mehr als Freundschaft daraus werden. Wir waren viel zusammen, und Ella Doehring erzählte mir ihre einfache Geschichte. Verwaist und anhanglos, hatte sie mit dem einzigen Bruder, ich glaube: Zwillingbruder, zusammen das gemeinsam ererbte Gut bei Tilsit bewirtschaftet. Dann war der Bruder vor einem Jahr gestorben, sie hatte nicht allein auf dem Lande leben wollen, hatte das Gut verkauft, reiste nun, unschlüssig über ihre Zukunft, in der Welt umher und erwo, ob ihre Geduld und Begabung zu einem Studium ausreichen würden. Sie interessierte sich für Medizin, hatte aber Furcht, mit achtundzwanzig Jahren noch einmal zur Schule zu gehen. Ich redete ihr zu, erzählte ihr von meinem verspäteten Abitur, und so kamen wir uns näher. Während eines Nachmittagsausflugs mit den Bootsbekannten tanzten wir hitzig auf offener Estrade am Seeufer. Wir hatten schönes, sehr warmes Wetter, mein Kragen war bald durchweicht, und nicht nur der Kragen, sondern auch das Herz. «Wir sollten sehr gute und dauernde Freundschaft halten», sagte ich ihr, und da ihre gerührt schimmernden hellen Augen noch zärtlicher beistimmten als ihre Worte, war ich im besten Zuge fortzufahren: «– und mehr als Freundschaft.» Da hörte ich mich zu meinem eigenen Erstaunen sagen: «– und es könnte noch mehr sein, wenn ich nicht seit einem Monat so völlig verloren wäre.» Und nun quoll mein ganzes Erlebnis aus mir heraus, und Ella Doehring fand sich sogleich in die Rolle der Beichtigerin und

hilfreichen Freundin. Sie müsste dich kennenlernen, erklärte sie, ohnedies erwäge sie ja schon seit einiger Zeit die Übersiedlung nach Berlin. Du weißt, Ev, ich habe dir das alles in meinem nächsten Brief mit zwiespältig schlechtem Gewissen erzählt: teils wegen der mangelnden inneren Freiheit, wegen des vergeblichen Versuches der Untreue, teils wegen des Spiels mit der Untreue. Von da an wusste ich, wie töricht und aussichtslos dieses Spiel war, und zählte die Stunden, die uns noch trennten.

Wir bauten ein kunstvolles Alibi, um ein paar Tage miteinander verleben zu können, ehe die Angehörigen von unserer Rückkehr wussten. In Frankfurt bei Hans, der inzwischen wieder den Ort gewechselt hatte, fand ich dein Telegramm vor, das die Verabredung zum Abschluss brachte, und am nächsten Morgen trafen wir uns auf dem Stettiner Bahnhof. Ich sehe dich noch am Tisch in der Ecke des Wartesaals: schmal und zusammengesunken in deinem grauen Mantel, die weiche runde Mütze tief in der Stirn, abgespannt nach der durchfahrenen Nacht und der unruhigen Erwartung. Auch ich hatte eine durchfahrene Nacht und angstvolles Erwarten hinter mir. Wollte ich jetzt aber von leidenschaftlicher Freude des Wiedersehens reden, so wäre das ganz verkehrt. Wir reichten uns die Hand, als wären wir nur wenige Stunden voneinander fort gewesen, und im gleichen Augenblick war ich vollkommen ruhig, und all die törichten Gedanken von notwendiger Distanz, von Episode, von beabsichtigter oder befürchteter Untreue waren verschwunden, der ganze Genfer Aufenthalt existierte nicht mehr. Auch dass wir uns vordem nur erst dreizehn Tage gekannt und nur Bruchstücke dieser Tage gemeinsam verlebt hatten, war nicht mehr in meinem Bewusstsein. Nein, immer waren wir vorher zusammen gewesen, und immer würden wir von nun an zusammen sein, es gab gar kein Zweifel daran, es war uralte Selbstverständlichkeit wie zwischen Eheleuten, die ihre Silberhochzeit hinter sich haben. Wir tranken friedlich und ohne viel Worte unsern Kaffee. Danach hielten wir Generalrat, und dann machten wir einen wichtigen Einkauf: Eheringe, das Stück zu ei-

ner Mark. Wir besitzen sie heute noch, und sie sehen noch immer leidlich aus – freilich haben sie nur kurzen Dienst getan und dabei bleischwarz auf den Fingern abgefärbt. Und nun hatten wir zum ersten und auf sehr lange Zeit zum letzten Mal drei Tage ganz für uns, vom Morgen bis zum Abend, vom Abend zum Morgen.

Wir fuhren nach Heringsdorf und suchten ein so biederer Familienhotel auf und benahmen uns so gesittet, dass niemand an unserer Legitimität zweifelte. Wir lagen am Strand, wir machten Spaziergänge im Küstenwald, wir fuhren mit dem Dampfer nach Swinemünde und nach Misdroy, wir liessen uns am stillen Jordansee geduldig von Mücken zerstechen. Das war alles wunderschön, aber das allerschönste war, dass wir immerfort so ganz ungestört und ungehetzt zusammen sein durften. Wir waren nicht immer gleicher Meinung, und einmal, auf dem haltlos schaukelnden schwarzen «Moltke», hatten wir einen ernsten Zwist. Es ging um den langen, schlaksigen Kurt Dittrich, der mir verhasst war und den du in Schutz nahmst. Ich sagte, der Mensch vernachlässige Frau und Kind, hure mit einem Modell und werfe mit unverdauten Nietzschebrocken um sich. Du erwidertest, er sei ein tüchtiger Musiker, du hättest manches von ihm gelernt und würdest es für undankbar und abgeschmackt halten, ihm unfreundlich zu begegnen. Schon ereiferte ich mich gegen den Bohèmekreis überhaupt, der eine Versuchung und eine Entwürdigung bedeute. Du nanntest es ein Zeichen innerer Unsicherheit, sich vor einer Versuchung zu fürchten. Es dauerte kein Jahr, da gehörten Kurt Dittrich und die Bohème für uns der Vergangenheit an, weil wir inzwischen gemeinsam weitergekommen waren. Aber damals blieb der Streit unentschieden. Ich musste deine Gründe und deine Selbstgewissheit respektieren. Auch mit dir zu streiten war schön. Ich will mich allen Lyrismen fernhalten, sie kommen mir allzu komisch vor zwischen uns alten Leuten. Ich will nur sagen, dass ich in diesen wenigen Tagen einen Vorrat an Glück und Widerstandskraft aufspeicherte, der mir über die anschliessenden Monate hinweghalf. Als wir aus Heringsdorf zurückkehrten, wusste

ich erst, wie vieles, wie alles für mich auf dem Spiel stand, wenn ich mich von dir abdrängen liesse.

Dass es schlimm kommen würde, ahnte ich schon, aber die ganze zermürbende Scheusslichkeit, der wir entgegengingen, hatte sich doch nicht voraussehen lassen. Und ich glaube, all diese Scheusslichkeit traf mich noch härter als dich, weil ich weniger gefestigt und äusserlich abhängiger war als du. Du warst einige Monate jünger als ich, aber du standest bei aller Armut auf eigenen Füßen und hattest von niemandem Parole zu nehmen. Ich hingegen war ein unfertiger und schon halb entgleister Student, ich hatte immer am Gängelband der Familie gelebt, immer neben und fast über der väterlichen Gewalt die brüderliche Autorität über mir gespürt und sie trotz aller Auflehnung auch immer wieder anerkannt. Ja und Berthold, dem jüngsten Bruder, gegenüber hatte ich bisher noch niemals rebelliert, an ihm hing ich mit grosser Liebe und Dankbarkeit. Es hat sehr lange, es hat Jahrzehnte lang gedauert und ist ein furchtbar schmerzhafter Prozess gewesen, bis dies Kapital an Liebe und Dankbarkeit aufgezehrt war.

Von zwei Seiten wurde an mir gezerrt. Du weisst, wie sehr ich deine Mutter schätzte. Sie hatte dir die gediegenste Erziehung zuteil werden lassen, und das zu einer Zeit, da es mit der geistigen Ausbildung der Mädchen noch stark haperte und die fürchterliche «Höhere Töchterschule» im Allgemeinen als genügend betrachtet wurde. Ihre eigene Bildung, ihr eigener Interessenkreis waren sehr bedeutend, und manche Stunde haben wir zu dritt im freundschaftlichsten und angeregtesten Gespräch verbracht. Aber sie war doch, als ich sie kennenlernte, schon schwer zerrüttet, und nur aus kindlicher Anhänglichkeit hieltest du bei ihr aus und weil du wusstest, wie schuldlos sie in ihr Elend hineingeraten war. Die unglückliche Ehe deiner Eltern war früh getrennt worden, aber bis in die letzten Jahre hinein hatte dein Vater seinen geldlichen Verpflichtungen durchaus nachkommen können, und ihr hattet ein behäbiges und sorgloses Leben geführt. Und dann, in sehr ra-

schem Absinken, war die nackte Armut gekommen. Es imponierte mir immer wieder, wie deine Mutter mit unermüdlicher Nüchternheit, einer jämmerlich bezahlten, buchstäblich Tag und Nacht währenden Arbeit, ihren Unterhalt verdiente, ohne dabei zur geistigen Enge einer Heimarbeiterin zu verkümmern. Aber sie war der Anstrengung nicht gewachsen. Sie hatte noch in ihren guten Tagen während einer Krankheit den Gebrauch des Morphiums kennengelernt. Es war unheimlich, mit welcher immer gesteigerten Giftquanten sie sich jetzt aufrecht hielt. Schwager Sussmann, der einzige aus meiner Familie, der uns ein paarmal freundlich beistand – und das will ich ihm nie vergessen –, Martin Sussmann hat mir einmal gesagt, es sei ihm in seiner langen Praxis niemals ein Mensch begegnet, der solche Giftmengen vertrug und zur blossen Existenz nötig hatte wie diese winzige und zarte Frau. Sie muss trotz ihrer Zartheit eine ungeheure Lebenskraft besessen haben, denn sie hat der ständigen Vergiftung bis 1920, bis zu ihrem fünfundsiebzehnten Jahr, standgehalten. Niemals haben wir deine Mutter in einem Zustand des Morphinrausches oder hilfloser Apathie gesehen, aber natürlich zeigten viele quälerische Einzelheiten ihres Wesens und ihrer Lebensführung, dass sie eine Kranke war. Ihr Verhalten gegen mich war ein Stimmungshaft wechselndes; bald war es freundschaftlich und vertrauensvoll, bald von Misstrauen und Abneigung erfüllt. Dann bekam ich zu hören, dass ich der Verführer ihres Kindes sei, oder mindestens, falls redliche Absichten anzunehmen, ein sehr fragwürdiger, unebenbürtiger und unerwünschter Bewerber. Schlimmer als sie war ihr Bruder, mit dem ich glücklicherweise meist nur in indirekte Berührung kam, die üble Romanfigur Onkel Hermann. Er hatte die Gestalt und das Auftreten eines gewichtigen ostelbischen Grundbesitzers und preussischen Reserveoffiziers. Gutsherr war er gewesen, und Reserveoffizier war er noch, dazu aber ein ziemlich verkommenes Subjekt. Für ihn durfte sich ein Jude nicht erkönnen, nach der Hand eines Mädchens zu trachten, zu deren väterlicher Verwandtschaft Adelsfamilien und etliche hohe Beamte,

ein Forstrat, ein Oberbürgermeister und so weiter gehörten. Er stand mit seiner Ansicht nicht allein: Deine Cousine und vertraute Kindheitsfreundin Frida kehrte dir um meinetwillen den Rücken. Dies alles kränkte mich mehr als dich, die immer ihren Gleichmut bewahrte.

Aber auch für mich waren es nur Belanglosigkeiten im Vergleich zu dem, was ich von meinen Angehörigen auszustehen hatte. Hier sang man das entgegengesetzte Lied. Du warst die Verführerin, die Bohémienne, die Abenteurerin, das alte Mädchen (von zweiundzwanzig Jahren), das nach einem wohlhabenden Mann angete. Ich wohlhabend! Noch sah ich keine Möglichkeit, meinen Unterhalt zu verdienen, und ein Erbteil von meinem Vater (weder hochbetagten noch hinfälligen) war kaum zu erwarten, da seine geringen Ersparnisse zum grössten Teil an die Mitgift der Töchter gesetzt worden waren. Wenn ich auswärts studierte, erhielt ich meinen Monatswechsel; wenn ich in Berlin lebte, war ich auf ein winziges Taschengeld und auf Geschenke meines jüngsten Bruders angewiesen. Und gerade Berthold stellte sich dir mit einer verbohrten Feindseligkeit entgegen, die er wohl für seine Pflicht hielt, denn an seiner Liebe zu mir habe ich nie zweifeln können. Es kam schliesslich zu einer Hintertreppenszene der schlimmsten Art; er scheint die «Traviata» gehört und geglaubt zu haben, die Rolle des Vaters kopieren zu müssen. Greulicher aber als die dramatischen Auftritte und heftigen Zusammenstösse peinigte mich der Alltagszwang. Berthold ausgenommen, der sich nun einmal besonders verantwortlich für mich fühlte, zu dem ich auch ein besonderes Vertrauen hegte (wie denn die «Hilbrich»-Institution noch immer fortbestand) und der beinahe allein mein Studium finanzierte, ausser ihm also vermieden es alle Angehörigen nach Möglichkeit, dich unmittelbar vor mir anzugreifen. Aber ein Thema war allen gemeinsam: mein Studium, und dabei kam es immer zu kaum versteckten Vorwürfen gegen dich, die mich von aller Arbeit abhielte. Nun hat es sich später hundertmal erwiesen, dass ich aufs Konzentrierteste arbeiten (und sogar zu einem Examen büffeln) konnte, wenn ich dich

in meiner Nähe, sozusagen in Rufweite wusste; aber noch heute, wo wir doch so lange schon in sicherer Gemeinsamkeit leben, ist es mit all meiner Sammlung zu Ende, wenn du nicht im Hause oder allenfalls im Garten bist. Und damals war ich in ständiger Sorge um dich: die kranke Mutter, das unwirtliche Zuhause, der Mangel an Pflege, der Mangel an Geld, wenn bisweilen die Klavierstunden unpünktlich oder auch gar nicht bezahlt wurden – wenigstens einmal am Tage wollte ich mich davon überzeugen, dass du leidlich, ohne Migräne, ohne allzu grosse Ermüdung und mit einer warmen Mahlzeit (nicht bloss den ewigen Schrippen mit Schmierwurst zu ungezählten Tassen Tee und Zigaretten!) über den Tag gekommen seist und dass, nun ja, dass wir noch immer zusammengehörten. Und jetzt fühlte ich mich dauernd beobachtet und beargwöhnt. Alle predigten mir Hingabe an mein Studium. Und dahinter stand immer in Andeutung und ausgespinnener Stichelei oder auch unausgesprochen in Tonfall und Blick die Anklage gegen die Verführerin.

Das böseste waren die Abende. Ging ich zeitig fort, so gab es Fragen oder peinliche Bemerkungen. Also wartete ich, ob ich nicht heimlich entkommen könnte. Vater legte sich schon um neun zu Bett, aber Mutter blieb oft bis gegen zehn bei ihrer Lektüre. Um zehn wurden die Häuser geschlossen, ich hatte keinen Schlüssel zum euren, der Weg von der Gossowstrasse bis fast zum Karlsbad war nicht klein, die Trambahn nur teilweise zu benutzen und nicht immer zur Stelle. Manchmal sagte ich dir, morgen würde ich keineswegs kommen können. Aber war es dann neun Uhr vorbei, so packte mich eine Würgehand an der Kehle. Das ist beinahe buchstäblich zu nehmen und war etwas Grässliches. Es war nicht etwa die romantische Ahnung eines Unheils oder eine Herzenssehnsucht oder ein erotischer Zwang oder irgendeine bestimmte Vorstellung – nein, ich konnte einfach nicht mehr atmen, mir blieb die Luft aus, so wie man einen asthmatischen Anfall oder einen Schüttelfrost bekommt. Drei-, viermal setzte ich an: «Mutter, ich muss noch fort», immer fürchtete ich ihre klagende

Antwort, immer dachte ich: «Noch ein paar Minuten Geduld!» Es wurde dreiviertel und zehn vor voll. Ich glaubte zu ersticken. Endlich war das Kapitel beendet, Mutter stand auf, gab mir einen Gutenachtkuss, mahnte mich, nicht zu lang in meinem Zimmer zu sitzen, der Schlaf vor Mitternacht sei mir notwendig. Noch eine halbe Minute, dann hörte ich sie die Tür des elterlichen Schlafzimmers schliessen. Und dann stürzte ich fort. Ich habe immer das gehabt, was man euphemistisch «ein nervöses Herz» nennt, und bin nie ein guter Läufer gewesen. Aber immer gelang es mir, im letzten Augenblick euer Haustor zu passieren. Wie es gelang, das weiss Gott allein. So wie damals bin ich später nur noch in einer einzigen Epoche gelaufen: im Winter 1915, wenn ich als Ordonnanz auf der ungedeckten Strasse zwischen Aubers und Fromelles in den englischen Feuerüberfall, den Morgen- oder Abendsegen, geriet. Es war bei Fromelles und in der Potsdamer Strasse im Grunde dasselbe: Ich lief ganz animalisch um mein Leben. Nachher gab es gar keine grosse Liebesszene und keine pathetischen Worte. «Wie ist es dir heute ergangen? Hat dir Lotte Ruh gelassen?» Lotte war kein Unhold, ein bisschen pervers, sie frass Zigarettenstummel und trank dazu Kaffee aus einer Untertasse, sonst ganz freundlich. Aber deine Mutter liebte das Tier mehr als dich, und du musstest es nachts auf die Strasse führen. So habe ich eine hasserfüllte Novelle über Lotte geschrieben. – Dann erzählten wir uns unsern Tageslauf, ich blieb eine Stunde bei dir, und alles war gut. Gut bis zum nächsten Tag.

Eine andere Qual bildete das Theater. Berthold wusste um meine frühere Theaterleidenschaft. Er schien jetzt der Ansicht, dass Theaterbesuch zu meiner Studienpflicht gehöre, wohl auch, dass ich dadurch von meiner, wie er sagte, «Hörigkeit» abgelenkt würde. Ich war jetzt sehr knapp im Geld gehalten, zu Billetten für uns beide langte es nicht. Konnte ich einmal ein paar Groschen erübrigen, von denen ich keine Rechenschaft abzulegen brauchte, dann brachte ich dir keine Blumen mit oder Konfekt in schöner Bonbonniere, sondern eine Mandel Eier oder sonst etwas Nahr-

haftes. Ich ging also um des Friedens willen ein paarmal allein ins Theater. Aber es waren trostlose Abende, mir fehlte jede Aufnahmefähigkeit. Ich erinnere mich besonders eines Duse-Gastspiels. In diesem Fall hatte auch ich den Theaterbesuch für meine Romanistenpflicht gehalten. Ich kämpfte ehrlich um Aufmerksamkeit. Doch Worte und Bewegungen, alles rauschte an mir vorüber. Ich hatte nur immer den Gedanken: «Wenn wir das zusammen sehen könnten!» Aber so, allein, sah und hörte ich gar nichts. Von da an gab ich es auf. Denn im Grunde war ja die Lüge: «Ich bin dagewesen» die gleiche, ob ich nun im Theater gesessen hatte oder nicht; war doch von wirklicher Anwesenheit auch im ersten Fall nicht die Rede.

Sicherlich haben Liebende schon anderes Leid erfahren als solch kleine Jämmerlichkeiten, aber was am meisten zermürbt, ist fraglos immer der kleine Alltagsjammer.

Und dann kam auch die grosse Not, die Trennung durch das Ultimatum. Wirklich, ich bin ihm nicht bloss aus Feigheit gefolgt. Wenn ich den völligen Bruch mit meiner Familie vermied, wenn es mir doch noch gelang, den umhüllenden Dokortitel zu erwerben und mit seiner Hilfe einen beruflichen Unterschlupf zu finden, so war es für uns beide ein Glück, und um unser beider willen glaubte ich deshalb, mich fügen zu müssen.

Aber nun zeigte sich die Halbheit meiner Natur. Ich wusste im Augenblick der Abfahrt mit physischer Gewissheit, dass der Versuch missglückt war, und fand doch weder die heroische Geste, aus dem Zug zu springen, noch die Kraft, auf der nächsten Station auszusteigen. Es bedurfte eines ganzen trostlosen und vergeude-ten Monats, ehe ich den Entschluss zur Rückkehr fasste. Jetzt freilich bewies ich Mut, wenn auch nur den Mut der Verzweiflung. Es war sehr möglich, dass ich der nackten Not entgegenging; ich durfte glücklich sein, wenn ich irgendeinen kleinen Broterwerb fand, vielleicht als Reporter, vielleicht durch Stundengeben. Denn kaufmännische Begabung besass ich sicherlich nicht.

Doch noch einmal wurde ich durch meine Halbheit bestimmt.

Es kam zu keinem völligen Bruch mit den Angehörigen. Sei es, dass man die Verantwortung scheute, sei es, und dies ist wahrscheinlicher, dass man mich durch veränderte Taktik von dir abzubringen hoffte, indem man den Reiz des Widerstandes beseitigte – jedenfalls lautete Bertholds Angebot, als er mich sehr kühl und mit gespielter Ironie empfing: Da ich mich zurzeit als unreif und vernunftlos erwiesen hätte, so solle zugewartet werden, ob ich nicht doch noch zur Vernunft käme; er und die Brüder seien wohlhabende Leute, ich könnte meinen studentischen Monatswechsel weiter erhalten, solange ich ihn nötig hätte, und abseits für mich leben; ob ich nun weiterstudieren oder mir einen Posten suchen wolle, stehe in meinem Belieben. Ganz offenbar lag in diesem Anerbieten ebenso viel Verachtung wie Güte, ebenso viel Besorgnis um das Ansehen der Familie wie um mein Wohlergehen. Ich spürte die Demütigung, ich spürte, dass man auf meine Umkehr hoffte, dass man mich an lockerer Leine über Wasser halten wollte. Und ich nahm dennoch an. Bis heute vermag ich mir die Frage nicht zu beantworten – vielmehr ich beantworte sie nach wechselnder Stimmung bald so, bald so –, ob ich mit der Annahme dieser Unterstützung richtig oder wenigstens verzeihlich oder eben ganz würdelos gehandelt habe. Nur zweierlei weiss ich genau: einmal, dass sie auf die Gestaltung meines Lebens entscheidenden Einfluss gehabt, und weiter, dass sie mich oft mit der grössten Bitterkeit erfüllt hat. Wenn ich mich in dieser Sache wirklich ganz würdelos verhalten habe, so habe ich auch schwer und jahrelang dafür gebüsst: Nie in meinem Leben bin ich durch irgendwelch feindselige Akte derart gekränkt worden wie durch die hingeworfenen Wohltaten meines jüngsten Bruders. Ich weiss, das lag kaum in seiner Absicht; aber es war doch so. Er hasste dich, weil er mich liebte, und liess mich diesen Hass immerfort fühlen. Jedes seiner Worte, jede seiner Bewegungen war davon durchtränkt. Er spürte auch wohl selber, dass er den rechten Ton mir gegenüber durchaus verfehlte, und wurde dadurch nur immer befangener, gereizter, schroffer und höhnischer.

Aber im Augenblick der Rückkehr überwog in mir das Glück der Erlösung und der, wenigstens provisorischen, Freiheit alle Unlustgefühle. Der Druck war von mir genommen, ich konnte wieder atmen, sehen, denken und sogar sehr fleissig arbeiten. (Was ich in dieser Zeit gearbeitet habe, davon kann ich nachher berichten und brauche es nicht in das Geheimfach zu stopfen.) Es war wahrhaftig nicht so, dass ich «hörig» an deinem Rockzipfel hing; sobald ich nur die Gewissheit unseres Zusammenseins besass, war ich auch im vollen Besitz meiner selbst.

Ich hatte ein Zimmer in der Dennewitzstrasse gefunden. Das Haus war recht proletarisch und wenig hygienisch. Unten befand sich ein Fischladen, der nur dann gut roch, wenn man sehr hungrig war. Die Wirtsleute, ein blasses junges Ehepaar mit zwei ebenso blassen kleinen Mädchen, waren eine kranke Familie, teils schwindsüchtig, teils Schwindsuchtskandidaten – das Husten und Spucken nahm kein Ende. Aber mein Zimmer war nicht nur gross und hell und geräumig, sondern es war auch sehr billig, und es besass noch andere Vorzüge. Die Fenster gingen auf den nahen Bahndamm; hier entfaltete sich schon das Gleisnetz des Anhalter und Potsdamer Bahnhofs, Tag und Nacht waren die Bilder, die verschiedenfarbigen wechselnden Lichter, das Rollen und Pfeifen, die Rufe und Hornsignale des gewaltigen Fernverkehrs um mich. Das berührte mich immer von Neuem wie eine wundervolle Verheissung. Allein zu reisen war mir oft ein fragwürdiges Vergnügen, zuletzt eine Verzweiflung gewesen; mit dir gemeinsam würde es herrlich sein, die Entdeckung der Welt. (Und es ist auch herrlich geworden.) Und ausserdem und vor allem: Es war nur ein Katzensprung von mir zu dir.

Du hattest es inzwischen aufgeben müssen, bei deiner Mutter zu wohnen. Sie selber neigte immer mehr einer exzentrischen Isoliertheit zu, ihr hattet euch reibungslos getrennt und saht euch häufig. Und jetzt haustest du Zimmer an Zimmer mit Ella Doehring, die sich auf der Fischer-Pressé für die Prima eines süddeutschen Gymnasiums vorbereitete. Was sind wir in diesem Winter dort

oben unterm Dach in der Bernburger Strasse, gleich neben der Philharmonie, zu dritt vergnügt gewesen! Die Wirte waren behäbige und freundliche Leute. Dem Mann ging es gut, er war wohl Malermeister, fühlte und betätigte sich aber auch als Kunstmaler – daher die Atelierwohnung. Du hast oft über seine steifen Riezenschinken gelacht, aber sie machten ihn tausendmal glücklicher als Vikky Sievert ihr quälerisches Ringen, und er bekam auch reichlicheres Geld dafür; die wohlgenährte und zutunliche Frau war stolz auf ihren Künstler und auch stolz auf ihre nicht alltäglichen Mieterinnen, da sie sich doch im Allgemeinen mit Büroangestellten und Verkäuferinnen begnügen musste. Manchmal spieltest du, manchmal las ich vor, manchmal erzählte Ella Drolliges von der Fischer-Presse, auf die ich ja vor noch gar nicht so langer Zeit beinahe selber geraten wäre. Wir machten auch hübsche Zukunftspläne: Ella Doehring würde Ärztin werden, und du solltest es bald nicht mehr nötig haben, Stunden zu geben und auf langweiligen Konzerttourneen in Provinznestern und bei Vereinsfeierlichkeiten zu spielen, denn ich würde «es schaffen», und dann könntest du ganz für dich musizieren und komponieren und malen – es lag dir ja nichts an öffentlicher Anerkennung. Abends gegen acht und nach zehn gab es unten ein grosses Fahren wegen des nahen Konzertsaaes. Es war fast wie in meiner Kinderzeit zu Haus in der Albrechtstrasse, nur dass sich jetzt schon schwere Autos unter die leichten Droschken mischten; du unterschiedest nach dem Anblick aus der Vogelperspektive, wenn sie um die Ecke bogen, zwischen Wanzen und Wespen. Jetzt war ich hier zu Hause. Den ganzen Tag, wenn ich auf der Königlichen Bibliothek oder in der Dennewitzstrasse arbeitete, konnte ich mich auf dies allabendliche Glück freuen, und es lenkte mich nicht ein bisschen von der Arbeit ab, im Gegenteil! Und dann war auch noch das gemeinsame Mittagessen da in der kleinen Speisehalle am Potsdamer Platz, die eigentlich eine Kutscherkneipe war, aber doch ein unvergleichlich schönes Lokal. Wir hüteten unsere Abgeschlossenheit, hatten gar kein Verlangen nach dem Bohèmekreis,

und selbst Meyerhofs vernachlässigte ich in dieser Zeit. Hans war, wie gesagt, schon wieder in Frankfurt, und als wir Erich einmal auf der Strasse in die Arme liefen, wussten wir ihn geschickt von unserer Fährte abzulenken.

Als aber der Winter zu Ende ging, war ich doch nicht mehr ganz zufrieden. Du warst in meiner Nähe und warst mir doch nicht nah genug. Wie viele Stunden gingen durch das dumme Getrenntsein verloren! Bei meinen Wirten wurde eine schmale Kammer nach dem Hof zu frei. Ich mietete den Raum, und du zogst in das grosse Vorderzimmer. Der Polizei war Genüge getan, und jetzt waren wir ganz zusammen. Wenn ich an diesen März denke, fällt mir immer die Seligkeit des Morgenfrühstücks ein. Das hatten wir vor dem nur in Heringsdorf gemeinsam gehabt, und da war es in einem Hotelsaal gewesen. Hier waren wir bei uns. Du brühtest den Tee, und ich holte frische Knüppel vom Bäcker und ein Viertelfund Lachsschnitzel für fünfzehn Pfennige aus dem Fischladen im Haus. Wir sahen am Schreibtisch vorbei, auf dem jetzt schon manchmal ein Korrekturstreifen lag, auf den Bahndamm hinaus, hörten die Signalschilder klappen und wussten bereits, welcher Zug passieren würde; wir warteten auf ein lautes, fröhliches Geplauder, das von der Strasse her täglich auf die Minute vorübereilte: vier junge Postboten auf gelben Dreirädern, immer die gleichen, immer in gleicher Gruppierung und immer vergnügt.

Aber diesmal hielt die wunschlose Seligkeit nur wenige Wochen an. Es setzte peinliche Blicke auf der Treppe, es setzte peinliche Bemerkungen, mehr ängstlicher als gereizter Natur, unserer Wirte. Sie waren nicht engherzig und nicht bösartig und schon gar nicht erpresserisch, aber sie deuteten doch das Risiko des Kuppel-Paragrafen an. Erst lachten wir darüber, dann ärgerten wir uns – vielmehr ich ärgerte mich, denn du hast dich ja niemals vom Gerede der Leute antasten lassen –, und schliesslich fragte ich mich, wozu ich diese offenbare Gefahr noch weiter auf mich nehmen sollte. Dass es sich für uns um keine Episode handelte, dass wir für

immer zusammengehörten, war uns längst eine absolute Gewissheit. Aber der Gedanke der Eheschliessung hatte uns fernelegen. Ehe: Das war eine ziemlich verächtliche Zwangseinrichtung und freier Menschen durchaus unwürdig. Und Ehe: Das war eine bürgerliche Angelegenheit, zu der eine wohleingerichtete Wohnung und ein solides Auskommen gehörten. Jetzt empfand ich die Torheit beider Hemmungen. Der Mangel einer bürgerlichen Wohnung und bürgerlichen Finanzkraft hatte uns nicht daran gehindert, in Wahrheit zu einer sehr heilig gehaltenen Ehe zu gelangen, und der Trauschein würde für uns keinen Zwang bedeuten, wohl aber eine Sicherung nach aussen hin. Sicherung nicht nur gegen die Sticheleien der Nachbarn und Wirtsleute. Man fand in Berlin und anderwärts tausend Möglichkeiten des Unterschlüpfens und ungezählte Liebesleute, um die sich die Polizei nicht kümmerte; aber in allem Glück fürchtete ich immer eine neue Sinnesänderung meiner Familie und irgendeinen Gewaltstreich, insbesondere von Seiten meines jüngsten Bruders. Es gab keine lettres de cachet mehr, aber es gab manche ähnlichen Druckmittel, und wenn sich Jura und Medizin verbanden, war vieles möglich. Seit der Verbannung nach Rom war ich die Angst um mein Glück niemals losgeworden, und jetzt befahl sie mich mit heftigen Schreck- und Zerrbildern. Es war so leicht, etwas gegen ein Liebesbündnis zu unternehmen. Aber es war sehr viel schwerer und wahrscheinlich unmöglich, eine rechtskräftig geschlossene Ehe anzufechten. So machten wir den kurzen Weg zur Genthiner Strasse, wo sich das Standesamt befand. Du warst sehr ruhig und eigentlich gleichgültig; mich quälte bis zum Augenblick der Trauung abscheuliche Angst. Unsere Namen hingen ja während des Aufgebots öffentlich aus; was konnte nicht geschehen, wenn meine Absicht den Meinigen bekannt würde?

Aber alles blieb geheim, und am 16. Mai 1906, vormittags halb elf Uhr, wurden wir sehr legitim vereinigt. Trauzeugen waren die Rentiere Ella Doehring und der Student der Rechte Erich Schönrock. Ausserdem hatten wir noch Ferdi Stern, einen Vetter Hans Meyerhofs, ins Vertrauen gezogen, weil wir nicht wussten, ob eine

Frau als Trauzeugen unterschreiben durfte. Von Ferdi will ich im Augenblick nur sagen, dass er als einziger von uns drei Männern einen Zylinderhut besaß und auf diesem feierlichen Gang trug.

Doch es sollte ausdrücklich kein feierlicher Gang sein, und während ich den Schritt ins Bürgerliche tat, protestierte ich gleichzeitig auf dreifache Weise gegen das bürgerlich Gehörige. Erstens war, wie schon erwähnt, in die Eheringe, jetzt echte, wenn auch billige, das Datum des 29. Juni 1904 graviert worden. Sodann hatten wir mit unsern Zeugen und uns selber ausgemacht, die Angelegenheit als etwas innerlich Belangloses so kalt und nebensächlich wie möglich zu behandeln; keinerlei Glückwünsche sollten gewechselt werden, keine Feier sollte stattfinden. Und endlich, und das war ungleich wichtiger als das Übrige, dazu auch zweifellos, ohne dass ich mir Rechenschaft darüber ablegte, ein juristisch greifbares Vergehen, eine wissentlich falsche Angabe oder Urkundenfälschung oder -Unterschlagung: Auf unserm Trauschein ist nur die Pianistin Hedwig Elisabeth Eva Schlemmer evangelischer, der Schriftsteller Victor Klemperer aber «mosaischer» Konfession. Ich sah in diesem Augenblick meinen Übertritt als blosses Strebertum an, als gesinnungslose Nachahmung meiner Brüder, und glaubte, ihn durch blosses Verschweigen von mir aus annullieren zu können. So hatte ich dem Standesamt nur mein Geburtsattest und nicht das Taufzeugnis vorgelegt. Von da an habe ich mein ganzes Leben in einer Art konfessioneller Bigamie zugebracht und sehr viel mehr unter diesem Zustand gelitten, als Vorteile aus ihm gezogen. Doch das soll nicht auf mein Geheimfach beschränkt bleiben; ich werde noch wiederholt und sehr offen davon sprechen. –

Aber ganz geglückt war es uns doch nicht, unsere Trauung geheimzuhalten. Wir hatten nicht mit den Möbel- und Wäschehändlern gerechnet, die sich um die aushängenden Aufgebote kümmern und den Brauteltern Offerten schicken. So war deine Mutter durch eine Flut von Katalogen benachrichtigt worden. Sie hatte sich uns gegenüber nichts anmerken lassen und erschien nun

am Mittag des Sechzehnten überraschend als Gratulantin in der Dennewitzstrasse. Da kam denn doch noch eine Feier zustande, richtiger: eine Hochzeitsreise in Begleitung der Schwiegermutter. Wir studierten die «Morgenpost» und fanden unter den Vergnügensanzeigen, dass ein Dampfer «mit Musik» um drei von der Jannowitzbrücke in die Märkische Schweiz nach Zwiebusch fahre und vor Mitternacht zurück sei. Das Schiffchen war dicht besetzt mit kleinbürgerlichem Publikum, und Menschen und Musik vollführten einen grossen Lärm. Dennoch wurde es eine wunderhübsche, nein: eine romantisch schöne Fahrt. Dieses aufregend unentwirrbare Labyrinth aus Spree und Kanal und Seen und Seezipfeln, von schweren Oderkähnen und Schleppdampfern belebt und flitzenden Sportbooten, mit Laub- und Nadelwald an den Ufern, mit Ausblicken auf Höhenzüge, mit lustigen, leicht gebauten Restaurants und strengen Fabriken – man kann nie genug Gutes von der Berliner Umgebung sagen, auch wenn man sie nicht mit den Augen eines Hochzeitsreisenden betrachtet.

Übrigens befand ich mich in gar keiner gehobenen Stimmung. Nach den Schreckphantasien der letzten Wochen hatte ich am Vormittag die bindenden Worte des Standesbeamten wie eine Erlösung und einen Triumph empfunden. Nun stellten sich als Reaktion der Zweifel an mir selber und die Sorge um die ganz dunkle Zukunft ein. Es war gut, dass du wie sonst deinen Gleichmut wahrtest und dass deine Mutter – im Freien blühte sie immer auf – ihren besten Tag hatte. Sicherlich war sie damals der einzige Mensch auf Erden, der unsern Schritt billigte.

Als ich bald nachher meine Angehörigen unterrichtete, beugten sie sich wohl der vollzogenen Tatsache, ja drangen mir sofortige Hilfe auf, damit wenigstens der äussere Schein der Bohèmewirtschaft ausgelöscht und eine anständige Behausung ermöglicht werde; aber es war doch überdeutlich zu merken, wie randvoll sie von düstersten Ahnungen steckten. Und selbst Vater und Mutter Meyerhof, so herzlich sie uns auch aufnahmen, schüttelten

die Köpfe. An die Haltbarkeit unserer Ehe glaubte keiner, und sicherlich war es Bertholds einziger Trost, dass er mit unserer baldigen Scheidung rechnete. (Er hatte schon damals einen besonderen Ruf als Spezialist in Scheidungssachen.)

Sie haben sich alle getäuscht. Und damit könnte ich wohl das Geheimfach schliessen. Aber ich möchte dir gern noch ausdrücken, wie ganz und gar sich alle getäuscht haben. Vielleicht wird das am deutlichsten, wenn ich hier die Zeilen wiederhole, die ich zwanzig Jahre später vor meine «Romanische Sonderart» setzte. Es heisst dort, diese Widmung meiner gesammelten Studien sei nicht eigentlich ein Geschenk: «Der ehrliche Philologe quittiert die kleinste stoffliche Bereicherung, die kleinste Anregung durch eine hinweisende Fussnote. Da scheint er mir denn erst recht gehalten, das wesentliche Faktum einer geistigen Gütergemeinschaft auszusprechen, und nicht für sich allein in Anspruch zu nehmen, was im innersten Zweien gehört.» Aber wie mir nun beim Vorlesen diese Worte ins Ohr fallen, finde ich sie ein bisschen geschwollen und sehr unzulänglich. Ich hätte noch so vieles hinzuzusetzen. Doch ich will nicht wieder in den Fehler gleiten, den ich vorhin schon beging, und lieber noch einmal den unbekannteren Wiener Kollegen zitieren: «Aldann, ich liebe Sie.»

Ach ja, und nun ist noch der Fingerzeig für den etwaigen Herausgeber nötig: Falls Sie Bedenken haben sollten, Herr Doktor, so setzen Sie bitte hinter meine Frage auf Seite 382, ob es nicht töricht sei, «die grössten Bitterkeiten der Vergangenheit aufzuwühlen», eine Reihe Punkte, und schreiben Sie dann: «Auf den nächsten Seiten erzählt der Verfasser die bewegte Vorgeschichte seiner Ehe. Da dieser Abschnitt einigermaßen aus dem ruhigen Stil des übrigen Werkes fällt, da er kaum etwas von allgemeinem Interesse enthält und da er vom Verfasser selber als Geheimfach bezeichnet wird, so haben wir ihn ungedruckt gelassen.»

FÜNFTES KAPITEL DER HALBE BERUF

1.

Eben hatte ich in meinem Tagebuch notiert: «Es sollte als Höchstes nicht heissen: ‚Getreu bis in den Tod‘, sondern ‚Getreu bis in den Hungen«, und glaubte mich zu diesem Satz durch meine Erfahrungen vollauf berechtigt. Da bekam ich zum ersten Mal auf meine zahlreichen Bewerbungen um die Stellenangebote der «Literarischen Praxis», des von mir abonnierten Fachblatts der Journalisten, Antwort und sogar Rohrpostantwort auf ein erst gestern abgesandtes Schreiben. Das literarische Büro von Herrn Leutnant a. D. Schoenfeldt erbat meinen sofortigen Besuch. Ich eilte hin, ich glaube nach der Ritterstrasse. Das Büro war in einem ziemlich kleinen und schäbigen Parterrezimmer untergebracht; sein Personal bestand aus einer Typistin und dem dicken, freundlichen Leutnant, dessen Dienstzeit schon viele Jahre zurückliegen musste. «Es handelt sich um Schulaufsätze», sagte er, «die meisten Kunden sind Sekundaner und Primaner, manchmal kommen auch Tertianer. Ich allein kann nicht alles schaffen, zumal ich auch Tischreden verfasse und in Versicherungen tätig bin. Ihr Vorgänger hat mich plötzlich im Stich gelassen. Sie diktieren die Arbeiten in die Maschine und erhalten fünfzehn Pfennige für die Seite. Es ist nicht schwer, die Oberlehrer haben wenig Phantasie in der Themenstellung. Hat man erst einmal heraus, den Jungen abzufragen, was gefordert wird – Schwung? Sachlichkeit? Politik? Moral? und so weiter –, und hat man ein bisschen Übung,

dann geht es mühelos. Eine kleine Handbibliothek steht hier, die Schüler bringen auch Bücher und Notizen mit. In drei bis vier Wochen werden Sie es bei achtstündiger Arbeitszeit sicher auf einen Tagesverdienst von durchschnittlich sieben Mark fünfzig bringen.» Der Mann war sehr verwundert, ja beleidigt, als ich ablehnte.

Zu Haus, da ich gerade meinen pathetischen Tag hatte, schrieb ich: «Ich sollte eigentlich darüber lachen, ich habe aber ein grausiges Gefühl; das sind so die Abgründe meiner Zukunft.»

Rücke ich jetzt diesen Eintrag neben die dicht davor stehende Hungersentenz, so ergibt sich mit Bestimmtheit, dass meine materielle Not nicht gar so schlimm gewesen sein kann, da ich doch sonst dem Herrn Leutnant mit Freuden zugesagt hätte. Meine Frau – denn nun, Ev, scheint mir die affektische Anrede nicht mehr passend, und so werde ich mich fortan der dritten Person bedienen –, meine Frau bewahrt aus ihrer schlimmsten Notzeit die Erinnerung an die Bratkartoffeln. Die hatte sie sich zum Abendbrot gemacht und vor dem Konzert fast ganz aufgegessen. Nachher bekam sie noch einmal Hunger und freute sich während des Heimwegs auf das übriggebliebene Restchen. Aber es war nicht mehr da, wohl von der Mutter an Lotte verfüttert, und irgendetwas anderes Essbares gab es auch nicht, selbst kein kleinstes Stückchen Brot ... Fände sich unter meinen eigenen Erlebnissen solch eine Kartoffeltragödie, dann hätte sich meine ganze Entwicklung anders gestaltet; ich hätte tief unten im Zeitungsdienst angefangen, vielleicht als Lokalreporter, vielleicht mit mechanischer Tätigkeit, ich hätte mich wohl allmählich heraufgearbeitet und wäre ein richtiger Zeitungsmensch geworden. Aber ich besass den brüderlichen Zuschuss. Er war mir von Mal zu Mal nicht sicher, er war mit Demütigung und Gewissensqual verbunden, er war für meine eigene Person knapp genug – denn der Studentenwechsel ist nicht auf Ausgaben für die Garderobe bemessen, die ergänzt man zu Hause während der Ferien auf Vaters Rechnung –, er reichte ganz und gar nicht für zwei Leute; aber immerhin

war er da, und wenn er nicht zum bürgerlichen Leben langte, so schützte er doch vor dem Elend der nackten Bohème oder des Proletariats. Den eigentlichen Hunger lernte ich nur als Schreckgespenst kennen und behielt also eine gewisse Freiheit der Arbeitswahl.

Nicht nur dem Leutnant Schoenfeldt sagte ich nein, sondern trennte mich auch, freilich erst nach einem Monat und sehr schweren Herzens, von dem literarisch bedeutsameren, menschlich allerdings hundertmal widerwärtigeren Herrn Kirchhoff. Über ihn war ich anfangs beglückt gewesen; denn nicht ich hatte mich um ihn, sondern er sich um mich bemüht. Im «Berliner Tageblatt» war mein Gedicht «Bohème» erschienen; auf dem Weg über die Redaktion schrieb mir Herr Kirchhoff einen schwungvollen Brief: Ich sei der geeignete Mann für sein Unternehmen, ich möge ihn aufsuchen, wir würden uns verstehen. Diesmal lag das Büro im Westen, dicht an Kurfürstendamm und Gedächtniskirche, und war sehr viel prächtiger als das des Leutnants. In einem grossen Raum sassen ein eifrig tippendes Maschinenfräulein und ein über Kunstblätter gebeugter junger Mann; das anstossende Zimmer, in das mich ein Botenjunge führte, war kleiner, aber durch Schreibtisch und Klubsessel als Privatgemach des Chefs gekennzeichnet. Herr Kirchhoff empfing mich liebenswürdig, genauer: majestätisch-leutselig, machte aber sofort einen peinlichen Eindruck auf mich. Manches in seiner Haltung und Sprechweise erinnerte mich an Roethe, nicht den scherzenden, denn nie habe ich meinen Chefredakteur anders als tiefernt gesehen, sondern den moralisierenden und predigenden. Ohne mich irgendetwas zu fragen, hielt er mir sofort eine zusammenhängende Rede. An meinen «Bohème»-Versen habe ihn die Frische der Lebensbejahung erfreulich angemetet, und Lebensbejahung sei das, worauf seine eben entstehende Zeitschrift abziele, sie werde «Das Leben» heissen. Er gedenke (das prägte sich mir wörtlich ein), die innersten Fäden des Lebensetriebes aufzudecken und zu entwirren, er gedenke, die Sinnenfreudigkeit und Natürlichkeit des Publikums, wirklich des Volkes und nicht nur der

Gebildeten, zu steigern, er wolle es zu besserem Geschmack emporläutern, so dass es sich angewidert von der trostlosen Dürre der Seherischen «Woche» abwenden werde. Natürlich lasse sich ein tiefdringender Einfluss nur erreichen, wenn man durch künstlerische Fassung auch der gewagtesten Themen jeden Zusammenstoss mit dem engen Pressegesetz und auch das Verbot des Vertriebes auf Bahnhöfen, wie es zum Beispiel für den «Simpli- cissimus» bestehe, durchaus vermeide. Hier kam ich endlich zu Wort und fragte, wie er sich meine Mitarbeit denke. Ich möge ihn, sagte Herr Kirchhoff, täglich von neun bis zwei unterstützen. Wenn ich ihm gelegentlich Verse lieferte, vom Treiben der Bohème oder ein Trinklied oder etwas von Sinnenfreude, so sei ihm das willkommen und werde besonders honoriert werden. Meine eigentliche Tätigkeit aber solle, ausser in üblichen redaktionellen Arbeiten, in populärwissenschaftlichen Aufsätzen bestehen. Man habe ihm beim «Berliner Tageblatt» gesagt, dass ich frisch vom Studium der neueren Sprachen und der Literaturgeschichte herkäme. Es handle sich darum, einen Vorrat für die ersten Monate seiner Wochenschrift aufzuhäufen. Er selber werde mir die Themen stellen und mit mir durchsprechen; ich könnte viel dabei lernen, und ausserdem zahle er mir für den ersten und Probemonat einhundertfünfzig Mark. Bewährte ich mich, so werde er mir einen langfristigen Vertrag machen. Im Arbeitsmaterial sei ich nicht nur auf die Königliche Bibliothek angewiesen, ich könnte auch nach Belieben bei Nikolai Bücher entleihen. Ich war von dem Gehörten mehr verwirrt und beunruhigt als zufriedengestellt, aber da Herr Kirchhoff die Briefftasche zog und drei Fünfzigmarkscheine auf den Tisch legte, so nahm ich an und fühlte mich also zum ersten Mal im Besitz eines besoldeten Redaktionspostens. Während der ersten Tage war ich auch in ziemlich gehobener Stimmung. Zwar unterschied sich die «übliche redaktionelle Tätigkeit» nicht sonderlich von den Kontorarbeiten eines Stifts bei Löwenstein & Hecht, aber drei von den sechs Bürostunden sass ich doch über dem mir gestellten Thema. Es hiess:

«Der Krieg». Darüber hatte ich in der Prima bei Charitius einen Aufsatz geschrieben und glaubte mich jetzt bedeutsamer zur Sache äussern zu können. Am vierten Tage mahnte Herr Kirchhoff: «Sie sollen keine Doktordissertation schreiben, ein Journalist muss flink und geschmeidig sein.» Als ich ihm dann den Aufsatz überreichte, rief er mich zur Kritik in sein Privatzimmer: Das sei zu dickflüssig, es fehle das pikante Moment, er könne die Arbeit nur als Material benutzen. Ich hätte entschiedener auf die Grausamkeiten des Krieges eingehen sollen. «Schreiben Sie einmal, aber beispielhafter und sozusagen handgreiflich, über die Grausamkeit, sprechen Sie vom Sadismus, beachten Sie die Bezüge zur Physiologie der Liebe.» An dieser Aufgabe arbeitete ich mit grossem Widerwillen, und Herrn Kirchhoffs Kritik fiel noch ungnädiger aus als das erste Mal. Schwerfällige Stoffhäufung bei altjüngferlicher Zimmerlichkeit; nun würde es Zeit, dass ich mich abschleife. Mit grosser Mühe schluckte ich eine schroffe Erwiderung herunter. Die nächste Woche war ganz mit mechanischer Tätigkeit ausgefüllt: Ich hatte Briefe aus Mappen herauszusuchen und in Mappen einzuordnen, Prospekte zu verschicken, in denen der Satz von der Entwirrung des Lebensgetriebes zentral stand, Bücher von der Bibliothek und von Nikolai heranzuschaffen. Es war mir nicht recht klar, warum man dies alles nicht dem Botenjungen überliess. In dieser Zeit erfuhr ich manches von meinem Redaktionskollegen, während die Typistin Diktate im Chefzimmer aufnahm. Er war als Zeichner ausgebildet und hatte für das Bildmaterial und den kunstästhetischen Teil zu sorgen. Kirchhoffs Sinnenfreudigkeit, erzählte er mir vergnügt, gelte nicht nur dem Femininen; an seinem Unternehmen seien etliche grosse Brauereien beteiligt, und er werde den Überschwang der Alkoholgegner bekämpfen. (Mir fiel sein Trinklieder-Vorschlag ein.) Sehr lange dürfte die Herrlichkeit bestimmt nicht dauern, höchstens ein Jahr, der Chef habe schon etliche solcher Versuche hinter sich. Aber warum sollten wir den leichten Verdienst nicht mitnehmen, solange er flösse?

Dann erhielt ich mein drittes Thema: «Vom Nimbus der Jungfräulichkeit bei den verschiedenen Völkern der Erde und im Wandel der Zeiten», und hierüber kam es zum offenen Zwist. Herr Kirchoff hatte sich in mir getäuscht, ich war nicht nur unbelehrbar, sondern auch widerspenstig und engherzig, er war froh, dass sich der Probemonat seinem Ende näherte! Ich hatte gewiss aus einem Bedürfnis nach Reinlichkeit gehandelt – aber hätte ich diesem Bedürfnis auch nachgegeben, wenn mich ernstlicher Hunger bedrängte? «Das Leben» trat einen Monat nach meinem Fortgang ins Dasein und erlosch nach sechs Monaten. Hätte ich mich nicht mit einiger Geschmeidigkeit an meinem Platz behaupten sollen, bis ich einen besseren fand? Ich war nicht unbedingt stolz auf meine Haltung. Ich musste durchaus nach allem greifen, was sich mir bot – aber ich griff nicht nach allem: Die vielen Bewerbungen, die ich schrieb, galten immer nur den gehobenen Posten des Feuilletonredakteurs oder Korrespondenten; nie erklärte ich mich ausdrücklich zu jeder Zeitungs- und Büroarbeit bereit, und so kam ich nirgends unter.

Dennoch war ich weder untätig noch auch völlig erfolglos. Bisweilen konnte ich ein paar Verse oder eine kleine Novelle veröffentlichen, aber darauf war kein Verlass. «Schwesterchen» und «Glück» ruhten vorläufig im Schrank des Verlegers, bei ihrem Erscheinen sollte ich für das «Schwesterchen» gar nichts, für das «Glück» zweihundert Mark erhalten. Etwas besser ging es mir mit meinen Talmudversen. Im Sommer 1905 hatte Vater jenen Spruch, der ihm vor Jahren so gut gefallen, wieder einmal zitiert. «Du solltest mehr davon machen», sagte er, und brachte mir aus der Königlichen Bibliothek den Quartband des Grandrabbin Moïse Schuhl: «Sentences et Proverbes du Talmud et du Midrasch», worin unter jedem Stück die wörtliche Übersetzung ins Französische stand. In einer knappen Woche hatte ich das erste Hundert in Reime gebracht, und vor der Abreise nach Rom waren es mehr als vierhundert. Für diese Sprüche gab es mancherlei Abnehmer, eine kleine Handvoll als Füllsel war vielen Zeitungen

willkommen. Je nach der Richtung des Blattes lautete die Überschrift: «Talmudsentenzen» oder «Orientalische Sprüche» oder auch nur «Alte Spruchweisheit». Später fand sich sogar ein Verleger, der eine Auswahl als Bändchen veröffentlichte. Ich lese noch heute mit Vergnügen darin, mit einem uneingeschränkteren als in den meisten meiner eigenen Gedichte und Erzählungen. Aber natürlich war die Bezahlung dieser Bagatellen eine ganz geringfügige. So bemühte ich mich, als Rezensent und Feuilletonist zu Geld zu kommen. Schon während der Arbeit an meiner unseligen Voltaire-Dissertation fing ich damit an, aber erst nach der Rückkehr aus Rom betrachtete ich es als meine eigentliche Berufstätigkeit.

Das Jahrzehnt vor dem Weltkrieg war eine gute und die letzte gute Zeit für den literarischen Journalisten. Ich glaube, der heutige Zeitungsleser vermag sich kein richtiges Bild von den Blättern der Vorkriegszeit zu machen. Zwar das Schema der einzelnen literarischen Sparten ist das gleiche geblieben; auch jetzt noch gibt es Theater- und Buchkritiken, wissenschaftliche Nachrichten, allgemeine Plaudereien, Jubiläumsartikel; es gibt einen täglich erscheinenden Roman und Sonntags- und Pfingst- und Weihnachtsbeilagen. Aber wie sehr ist bei übernommenem Rahmen der Raum für alles spezifisch Literarische verkürzt worden! (Ich rede hier natürlich nur von den Jahren 1914 bis 1933; die Presse des Dritten Reichs ist ein Ding oder Unding für sich und gehört in ein anderes Kapitel.) Mir scheint der Unterschied zwischen der damaligen und der späteren Ausdehnung des literarischen Zeitungsinhaltes kaum geringer als der zwischen der Länge moderner und mittelalterlicher Dramen. Ein modernes Stück dauert selbst bei fünf Akten, nur etwa drei Stunden, ein altes Passionsspiel gliederte sich in Journées und dauerte wirklich mehrere Tage. Ich habe die zusammenwirkenden, teils gleichzeitig, teils nacheinander aufgetauchten Faktoren dieser Verknappung durch all die Jahre beobachtet, mit all der Anteilnahme, aber auch all der Objektivität dessen, der einmal sehr am Zeitungsberuf geangen hat und dann ganz von ihm abgekommen ist.

Der erste Bedränger des literarischen Raums war der Sport. Nach ihm kam der Bildbericht. Porträts berühmter Persönlichkeiten, Zeichnungen und photographische Aufnahmen feierlicher oder katastrophaler Begebenheiten gab es schon lange vor dem Weltkrieg; aber bis dahin waren die Bilder Inseln im Zeitungstext, und nachher wurden sie zu Kontinenten. Dann kam die gewaltige Ausdehnung des Wirtschaftlichen und Politischen. Vor dem Kriege hatte man, ausser über Deutschland, über die angrenzenden Länder geschrieben. Man hatte natürlich über den russisch-japanischen Krieg, den Tripoliskrieg, die Balkankriege berichtet, man hatte Betrachtungen über den Handel der Vereinigten Staaten angestellt. Aber solche Berichte und Erwägungen waren doch nicht das Alltägliche gewesen, der «ferne Osten» lag wirklich fern, und es gab noch sehr viele andere Fernen. Nach dem Weltkrieg jedoch gab es gar keine Fernen mehr. Es gab keine isolierte deutsche Politik und Wirtschaft mehr, kaum noch eine europäische – nur Weltpolitik und Weltwirtschaft, und davon waren alle Zeitungen so übervoll, dass ihr literarischer Raum immer mehr einschrumpfte. Und endlich kam noch einmal der Sport in veränderter Gestalt, und nun wurde er fürchterlich. Vordem war er der Sport an sich gewesen, eine ehrliche, eindeutige Sache. Ringer und Boxer, Läufer, Fahrer und Springer waren Ringer und Boxer, Läufer, Fahrer und Springer gewesen und sonst nichts. Jetzt aber waren sie mehr: die Bewahrer, die Förderer und Vorkämpfer der nationalen Kraft. Jetzt war der Sport: «Ertüchtigung» der Jugend, Ersatz der allgemeinen Wehrpflicht, heimliche Vorbereitung des Befreiungskrieges, völkischste Angelegenheit. Nun war er innerhalb der Zeitung nicht mehr auf die noch so erweiterte Sportbeilage angewiesen, Leitartikel und Feuilleton priesen die Meister im Brustschwimmen und Schwergewicht. Welcher tote oder lebende Dichter nahm es mit Schmeling auf? –

Von all diesen Verengungen also war das literarische Feuilleton vor dem Weltkrieg noch so gut wie frei. Die «Literarische Praxis» brachte regelmässig einen weit voraus schauenden Kalender

der Jubiläen. Ein lebender Dichter oder Künstler oder mäzenatischer Staatsmann wird, 50, 60, 70, 75, 80 Jahre alt. Lauter Gelegenheiten zu Gedenkartikeln von zwei bis acht Spalten unter dem Strich. Man musste sich nur beizeiten als erster um den Auftrag bemühen, ehe man bekannt genug war, ihn auf alle Fälle zu erhalten. (Als es auf einer Redaktion einmal hiess: «Zum sechzigsten Geburtstag bringen wir nichts mehr, Würdigungen zum fünfzigsten und siebzigsten genügen», war ich über diesen Rückgang des literarischen Interesses entsetzt wie über ein Symptom geistigen Verfalls.) War der siebzigste Geburtstag eines Namhaften vorüber, so durfte man auch diskret anfragen, ob ein Nekrolog auf Vorrat erwünscht sei. Der «Lokalanzeiger» übrigens pflegte schon lange vor dem Siebzigsten Nekrologe für sein Archiv schriftlich anzufordern. Aber zu der Ehre solcher bestellten Mitarbeit kam ich erst zwei, drei Jahre nach meinen kümmerlichen Anfängen. Neben den Lebenden und frisch Verstorbenen zeigten sich auch die grossen Toten der Vergangenheit ergiebig. Je grösser sie waren, umso länger durften sie tot sein. Bei den Leuten mittlerer Statur liess sich der hundertste Geburts- oder Sterbetag verwerten; im Jahre 1906 aber bot der dreihundertste Geburtstag des grand Corneille eine schöne Schreibgelegenheit. Natürlich durfte auch die Besprechung eines neu erschienenen oder durch irgendeinen Umstand neu ins Licht gerückten schöngestigen Buches ungleich öfter als heute ganze Spalten beanspruchen.

Noch jetzt bringe ich jedem Stadtreisenden, dem ich in den Läden begegne, Mitgefühl und das Empfinden ehemaliger Berufsverbundenheit entgegen, denn solch ein Stadtreisender bin ich jahrelang eigentlich auch gewesen: Immer wieder durchstreifte ich das Zeitungsquartier um den Spittelmarkt, fuhr ich zu den über ganz Berlin und die Vororte verstreuten Redaktionen der Zeitschriften und bot Themen an oder liess sie mir stellen, froh, wenn ich mit einigen Aufträgen, verbittert, wenn ich erfolglos heimkam. Und wie oft wurde ich anfangs abgewiesen: Der Herr

Doktor lasse bedauern, er müsse eben zur Redaktionssitzung, oder seine Sprechstunde sei heute überhäuft von vorgemeldeten Besuchern. Und wie oft, wenn man mich vorliess, wurde ich mit einem «Gelegentlich einmal» abgespeist oder mit dem gefürchteten Satz: «Sie können den Artikel zur Probe einsenden, wir verpflichten uns natürlich nicht im Voraus.» Das war für mich jedesmal eine peinlichere Antwort als das glatte Nein. Denn damit hatte ich die Wahl zwischen dem feigen Verzicht auf eine Chance und der Möglichkeit, vielleicht einen Tag, vielleicht eine Woche ohne Bezahlung zu arbeiten; handelte es sich doch durchweg um Artikel, die an aktuelle Daten gebunden und als altbackene Ware entwertet waren.

Aber der allerersten Zeit gehörten diese Anfangsnöte nicht an; denn sie zu erdulden, musste man ja schon eine gewisse abgebrühte Vertrautheit mit dem Metier haben. Ganz zu Beginn bewegte ich mich in einem engen und halbwegs familiären Zirkel. Manz nahm sich meiner an, und vom Vater hatte ich Empfehlungen an den angesehenen Dr. Osborn, den Kunstkritiker der «National-Zeitung», und an den für mich ungleich bedeutungsvollen Leiter des «Börsen-Couriers», Isidor Landau. Der schwarzgraustopplige, dicke, behäbige Mann, der bei aller Arbeitsfülle nie ins Hasten geriet, erwies sich nicht nur als liebenswürdig und gutmütig, sondern als wahrhaft gütig. Immer hatte er ein paar Minuten für mich übrig, und wenn er mir nicht jedesmal einen Auftrag erteilen konnte, so wusste er doch regelmässig einen nützlichen Rat und herzlichen Zuspruch.

Der damalige «Börsen-Courier» war ein sehr merkwürdiges Blatt. Ohne an Verbreitung mit den ganz grossen hauptstädtischen Zeitungen wetteifern zu können, war er doch recht geachtet und viel gelesen. Dennoch bin ich nie einem schäbigeren Redaktionslokal begegnet als dem seinen. Landau hatte in dem engen alten Hause im Zentrum ein winziges Zimmer für sich, genauer: eine vollgestopfte Höhle. Sein grosser Schreibtisch war mit Büchern und Papieren beladen, Akten und Zeitungsbände und -map-

pen häuften sich überall auf Regalen. Ausser für den Schreibtisch und den dicken Mann davor gab es noch gerade für einen Besucher Platz, der den Stuhl neben dem Schreibtisch benutzen konnte. Die ständig eintretenden Redaktionsangestellten oder Boten aus der Druckerei zwängten sich mühselig herein und hinaus. Natürlich galt, dem Titel der Zeitung entsprechend, die Mehrzahl ihrer Seiten der Börse und dem Handel. Politisch trat sie bei sanftem Liberalismus wenig hervor. Sensationsmeldungen und die Menge der Lokalnachrichten überliess sie dem «Lokalanzeiger» und der «Morgenpost». Aber während alle andern Blätter das eigentliche Feuilleton nur unter dem Strich ansiedelten, füllte der «Börsen-Courier» die ganze Länge vieler Spalten mit literarischen Dingen, und die Auswahl seiner Themen war oft sehr respektabel.

Meine Mitarbeit begann mit einer Vergleichung des «Figaro» als ursprünglicher Komödie und als Mozartoper. Ich schrieb über Corneille. Ich berichtete von den Ödipusdramen der Weltliteratur. Ich zeigte eine deutsche Ausgabe des wenig bekannten Alexej Tolstoi ausführlich an. Gewiss war noch alles Literarhistorische aus zweiter und dritter Hand genommen, aber ich referierte doch ernsthaft. Ich schilderte jene Aufführung des «Volksfeindes» in Genf. Ich liess mir nachträglich die Komik meines einzigen römischen Theaterabends aufgehen und schrieb über Wildes «Salome» in Berlin und Rom. In Berlin der feierliche Prunk des Corinthischen Bühnenbildes, die stilisierte Perversität der Sprache und Bewegungen, die vielleicht etwas snobistische, aber vollkommene Andacht eines intellektuellen Publikums aus dem Westen der Stadt. Im Teatro Costanzi dagegen bildet das ganz zusammengestrichene Stück das Anhängsel einer Goldoni-Komödie und kommt erst am späten Abend auf die Bühne. Salome tanzt im Trikot und Stil des alten Balletts, sie wird nicht unter den Schilden der Soldaten begraben, sondern erhält einen einzelnen Schild um die Ohren geschlagen und fällt gleich mausetot hin. Währenddessen spielen ein paar Kinder zwischen den obersten Bänken der Galerie, ihre Mütter unterhalten sich laut, und eine

Frau knöpft ihr Kleid auf und reicht ihrem Säugling die umfangreiche Brust. –

Geringeren Spielraum hatte ich, so sehr mir Manz geneigt war, in der «Täglichen Rundschau». Sie war nun einmal das Blatt der Pastoren und Oberlehrer, und so sah ich mich im Wesentlichen auf Referate über klassische und gelehrte Werke beschränkt. Eines dieser Bücher machte mir besonderes Vergnügen, sowohl durch seinen Inhalt als auch des Verfassers halber. Es war eine reich dokumentierte Monographie über die lateinischen Magierspiele, die den Auftakt der neueren Dramatik bilden, von Dr. Heinrich Anz. Der Autor war also, wie ich annehmen musste, mein Landsberger Direktor, mit dem ich seit dem Abiturientenkommers keinerlei Verbindung mehr gehabt hatte. Ich begann meine sehr sorgfältige Anzeige mit ein paar warmen Worten über den «ausgezeichneten Pädagogen» (die zwar nur zur Hälfte der Wahrheit entsprachen, aber aus warmem Herzen kamen) und schickte das Blatt nach Landsberg. Sehr rasch erhielt ich Antwort aus Nordhausen, wohin Anz inzwischen versetzt worden war. Er schrieb, ich hätte ihn mit seinem gleichnamigen Vetter verwechselt, aber er freue sich über meine Anhänglichkeit und mein Auftauchen in einem angesehenen Blatt; ich möge ihn bald einmal über meine Laufbahn unterrichten. Das wollte ich auch tun, aber erst wenn ich bessere Erfolge zu melden hätte. Der Vorsatz blieb unausgeführt, denn Anz starb noch im gleichen Jahr, er hatte es wenig über sechzig gebracht. Sein Tod ging mir sehr nahe, mit einer Art mystischen Schauders: Die Generation vor mir begann abzutreten – ich fühlte mich plötzlich älter geworden.

Hatte ich über die Magierspiele durchaus als dankbarer Schüler berichtet, so empfand ich mich bei einem Artikel für die «National-Zeitung» mit Stolz als Ruhmverteiler: Ich äusserte mich wohlwollend und ein bisschen herablassend über die idyllischen Geschichten der ziemlich unbekanntenen Elisabeth Sievert.

Aber im Allgemeinen litt ich sehr viel weniger an Eitelkeit als an Kleinmut. Mit der Novellistik ging es nicht voran, und auch

der Schritt vom Zeitungsartikel zum Zeitschriftenessay war noch kaum geglückt. Zwar an einer Zeitschrift arbeitete ich regelmäßig schon seit 1905 mit, aber in wie bescheidenem Mass und wie jämmerlich bezahlt! Die Halbmonatsschrift «Aus fremden Zungen», die seit dem Anfang der neunziger Jahre erschien, brachte Übersetzungen ausländischer Romane und Novellen, auch ausländischer Lyrik, dazu einschlägige Aufsätze und eine Menge kurzer Buchanzeigen. Ich hatte mich ihrem Redakteur Richard Schott als Student der Neuphilologie vorgestellt und von ihm ein paar französische Romane zur probeweisen Besprechung erhalten. Die Probe war zu meinen Gunsten ausgefallen, und seitdem durfte ich ständig für den «Büchermarkt» der «Fremden Zungen» schreiben. Ich tat das sehr gern und auch mit aller Gewissenhaftigkeit. Aber ich erhielt für die Zeile fünf Pfennig, und im Allgemeinen sollte solch eine Anzeige zehn bis höchstens fünfzig Zeilen umfassen. So arbeitete ich oft mehrere Tage für wenige Groschen. Zufällig fand ich unter alten Papieren meinen Kontoauszug der «Fremden Zungen» für die Jahre 1905 und 1906: «Büchermarkt» Nr. 10: 0,75 M., Nr. 13: 1,05 M., Nr. 16: 1,40 M., et cetera, et cetera. Dabei ist zu bedenken, dass ich in den einzelnen Heften oft zwei oder drei Romane anzeigte und dass ich die Bücher nicht etwa behalten und antiquarisch verkaufen konnte, sondern sie der Redaktion zurückgeben musste. Im Jahre 1906 wurde mein Zeilenhonorar auf sechs Pfennige erhöht, und jetzt nahm man mir auch Miniaturaufsätze ab. Hier lautet die stolzeste Zeile des Kontoauszugs: Nr. 12: Molière und Ibsen, 18,35 Doch dieser Artikel hat seine Sondergeschichte, und sie führt von der trockenen Misere meiner publizistischen Anfänge zur privaten Seite des Curriculums zurück.

Ich sagte schon, dass mir am Tage unserer Trauung «weilerweis», wie es im Ostpreussischen meiner Frau heisst, recht bedrücklich zumute war. Ich hatte mich in den vorangehenden Monaten leidenschaftlich um Verdienst bemüht, ich hatte über meine Einnahmen genau Buch geführt und ein paarmal fast so viel zu-

sammengeschrieben, als mir Herr Kirchhoff gezahlt hatte. Aber im April waren nur 29,50 M zu buchen gewesen. Grund genug zur Sorge, und es war nur ein Glück, dass ich zu keinerlei Ahnungen neigte. Sooft ich in Romanen von ahnungsvollen Leuten las, habe ich sie immer für Romanfiguren gehalten. Wir sind 1910 durch Dresden gekommen, und nicht das geringste Vorgefühl hat mir gesagt, welche Rolle Dresden noch für mich spielen werde. Wir haben auf derselben Reise von Aspern her zum ersten Mal im Leben das Tacken übender Maschinengewehre gehört; es gab wohl Anlass zu Gesprächen über Napoleon und den Aiglon, aber nicht die leiseste Ahnung sagte mir, dass ich in wenigen Jahren die Nase in den nassen flandrischen Boden pressen würde, wenn die Garbe der englischen Maschinengewehre mir zischelnd über die Mütze strich. Und so ahnte ich auch auf der Fahrt nach Zwiebusch nichts vom Elend der allernächsten Wochen. Schon am nächsten Tag fühlte sich meine Frau, die nie zu Wehleidigkeit neigte, sehr ungut. Der unbehagliche Zustand blieb eine Weile stationär, verschlimmerte sich dann rasch, und schliesslich erwachte sie mit erhitztem und rotfleckigem Gesicht, und an Aufstehen war nicht zu denken. In der Lützowstrasse wohnte eine der ganz wenigen Ärztinnen, die damals in Berlin praktizierten, und sie holte ich. Das Fräulein war sicher nicht untüchtiger oder weniger gewissenhaft als ihre männlichen Kollegen, aber wahrscheinlich meinte sie durch betont rauhes Auftreten dem Verdacht allzu zarter Weiblichkeit entgehen zu müssen. «Masern», sagte sie mir auf dem Treppenflur nach der Untersuchung, «meist recht schwer, wenn der Patient sie als Erwachsener zum ersten Mal bekommt, und Ihre Frau hat wenig zuzusetzen. Aber vielleicht kommt sie auch durch!» Nun schwebt mir warnend der alte Witz von der christlichen und der jüdischen Krankenschwester vor. Die erste berichtet: «Der Patient hatte eine sehr schlechte Nacht. Um ein Uhr musste ich ihm eine Spritze geben, deren Wirkung nur zwei Stunden vorhielt. Um drei Uhr ...» und so weiter. Die entsprechende Aussage der anderen Pflegerin lautet: «Herr Doktor, ich hatte eine fürchterliche Nacht. Um ein Uhr musste ich ihm...»

und so weiter. Wiederum ist dies doch mein Curriculum, und so muss ich schon von mir sprechen. Ich hatte wirklich ein paar abscheuliche Nächte, als das Fieber der Patientin über die Vierzig kletterte und sie von Kopf- und Augenschmerzen gepeinigt wurde. Ich wusste noch nichts von Krankenpflege, und meine Ungeschicklichkeit und Ungeübtheit in allen notwendigen Handreichungen steigerten sich durch das Gefühl der Verantwortung und die Furcht vor Fehlern. Was tut man, wenn die Anweisung lautet: «Geben Sie ein zweites Pulver, falls die Unruhe sehr gross wird.» Wann ist sie «sehr» gross? Bin ich hartherzig, wenn ich mit dem zweiten Pulver warte? Bin ich leichtfertig, handle ich vielleicht aus eigener Bequemlichkeit, wenn ich es jetzt schon gebe? Soll ich die verwühlten Kissen aufschütteln? Aber vielleicht mache ich alles nur schlimmer, wenn ich den Kopf der Kranken auf verkehrte Weise stütze ... Es gibt hundert solcher «Soll ich – soll ich nicht?» Und auf jede Entscheidung folgt der Gedanke: «Du hättest es anders halten sollen.» Aber schlimmer als diese Zweifel, schlimmer als meine Unfähigkeit zu helfen empfand ich meine Stumpfheit und Leere. Ich warf mir vor, gar nicht mitzuleiden, gar keine Angst zu spüren, stundenlang völlig apathisch dazusitzen. Und noch widerwärtiger als diese Apathie empfand ich, dass mir gegen meinen Willen ständig Dinge durch den Kopf gingen, an die jetzt zu denken mir niedrig und herzlos schien. Wie hoch würden die Dokorkosten werden? – Würde ich Zeit finden, den Artikel «Molière und Ibsen» zu schreiben, der mir bei Ibsens Tod als erste Studie für die «Fremden Zungen» anvertraut worden war, oder würde ich den Auftrag verfallen lassen müssen? – Ich verachtete mich deswegen solcher Gedanken – war dies die grosse Liebe, von der ich mich erfüllt glaubte? – und verfiel doch immer wieder darauf. In andern Stunden, wenn meine Frau zur Ruhe gekommen und eingeschlafen war, fragte ich mich, warum ich nicht an die Arbeit ging. Das Bett war durch einen Vorhang einigermaßen vor Licht geschützt worden, und wenn ich den grünen Schirm der Petrole-

umlampe auf dem Schreibtisch gegen die Innenseite des Zimmers richtete, so war nichts zu befürchten. Aber mein Kopf war so gelähmt wie mein Herz, ich döste weiter in meiner Sofaecke und starrte auf die Helle der vorbeifahrenden Züge. Dabei hätte ich nicht sagen können, dass sich die Nächte übermässig dehnten; sie waren ebenso unendlich kurz wie unendlich lang, sie waren in ihrer Scheusslichkeit geradeso zeitlos, wie es Stunden des Glückes sind. Die Tage verliefen nicht ganz so schlimm. Da war der Besuch der Ärztin, die mir wenigstens das Gefühl der Verantwortung abnahm und die, wenn sie auch keine Zeit auf tröstlichen Zuspruch verwandte, so doch der ersten törichten Rede keine ähnliche folgen liess. Auch kam für etliche Stunden die Schwiegermutter, die viel Erfahrung und Gewandtheit besass und den Fall mit ruhiger Zuversicht ansah. Aber spätestens um sieben Uhr ging sie unweigerlich: Lotte war schon bei Jahren, neigte zu asthmatischen Anfällen und durfte über Nacht nicht allein gelassen werden. Frau Hornig, die Wirtin, liess sich nicht sehen; ihre beiden kleinen Mädchen lagen ebenfalls an den Masern. Von einer anderen Kleinen übrigens, einer Klavierschülerin meiner Frau, war das Unheil ausgegangen.

Endlich, nach fünf ganz üblen Tagen, sank das Fieber. Ich war die Zeit über nicht aus den Kleidern gekommen, hatte nur bei Tag während des schwiegermütterlichen Besuches ein paar Stunden auf meinem Bett in der Hofkammer gelegen. Jetzt bettete ich mich auf das Sofa, legte eine Bindfadenschlinge um meine rechte grosse Zehe und gab meiner Frau das andere Ende der Schnur in die Hand; sie konnte schon über diese Klingelanlage lachen, und das war ein gutes Zeichen, sie klingelte auch während der ganzen Nacht nur ein einziges Mal. Am andern Morgen war sie sehr schwach, aber schmerzfrei und fast ohne Fieber. Meine Freude wurde nur durch einen Brief der «Fremden Zungen» gedämpft: Die Bitte um Aufschub für den Molière-Ibsen wurde abgelehnt, man dürfe den Ibsen-Nekrologen der Zeitungen nicht allzu sehr nachhinken. Also setzte ich mich an den Schreibtisch, und in

sechs, sieben Stunden war der Artikel fertig. Nicht schön, aber doch fertig. Eben, nach dreiunddreissig Jahren, habe ich ihn wiedergelesen. Er ist weder lang noch inhaltsreich noch sehr originell, er stützt sich in der Hauptsache auf eine Studie Paul Schlenthers, die den «Volksfeind» mit dem «Misanthrope» vergleicht; aber wenn ich bedenke, wie er zustande kam, so bin ich noch heute beinahe stolz auf ihn. Am Nachmittag sagte meine Frau, ich sollte ihn ihr vorlesen, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, obwohl sie doch Ruhe brauchte.

Gerade war ich damit zu Ende, als sich etwas Fürchterliches ereignete. Die Schwiegermutter erschien zu ungewohnter Zeit, wir merkten sofort, dass etwas Ausserordentliches geschehen sein müsse. Sie warf sich mit starren Augen auf den Stuhl am Bett und begann dann unter verzweifelten Tränen in allen Einzelheiten zu schildern, wie ihre Lotte heute Vormittag überfahren worden und gestorben sei. Ich sah, welchen Eindruck das auf meine Frau machte, wenn sie auch ihre volle Selbstbeherrschung wahrte. In diesem Augenblick war mir das tote Tier verhasst, und beinahe den gleichen Hass empfand ich gegen seine Herrin, die über dem Hund alle Rücksicht auf die eigene Tochter vergass. Dabei wusste ich gar nichts zu tun, um der Szene ein Ende zu machen, und konnte nur den tröstenden Worten meiner Frau beistimmen. Schliesslich ging die Schwiegermutter. Erst jetzt zeigte sich die grosse Abspannung meiner Frau. Sie schlief aber rasch ein, und ich hoffte schon, die erschütterten Nerven würden sich im Schlaf erholen. Doch am späten Abend erwachte sie mit einer zitternden Unruhe, die sich immer mehr steigerte. Sie war nicht im Bett zu halten; von mir gestützt, kam sie bis zum Sofa. Und dann verwandelte sich die zuckende Unrast plötzlich in äusserste Schwäche, in ein völliges Erschlaffen aller Muskeln, in eine Art Lähmung, die schlimmer anzusehen war als Bewusstlosigkeit. Ich dachte, dies sei das Ende. Wie es mir gelang, ein bisschen Malaga aus der Flasche ins Glas und das Glas an den Mund der Kranken zu bringen, ist mir nie klar geworden. Ich weiss nur, dass sie nach einer

Weile einen Schluck trinken konnte und wieder ein wenig Farbe bekam. Dieser Schwächeanfall war der böseste Augenblick der Krankheit.

Damit war für diesmal die Tücke des Schicksals erschöpft. Die Hundeszene wiederholte sich nicht, meine Schwiegermutter blieb fort, bis sie ihre Fassung zurückgewonnen hatte. Inzwischen durchlebten wir die Freuden der Rekonvaleszenz. Ich kaufte Spielkarten, liess mir von meiner Frau Sechsendsechzig beibringen – weiter und bis zum Skat hat mein Kartentalent nie gereicht –, und im vorschriftsmässigen Halbdunkel des Bettvorhangs spielten wir viele riesige Serienpartien bis zu tausend Points. Ich war aber auch sonst sehr beschäftigt. Meine Frau hatte immerfort Hunger, die Wirtin musste für ihre Kinder sorgen, Ella Doehring war ganz durch ihre Presse in Anspruch genommen: So kochte ich nach den Direktiven, die hinter dem Vorhang gegeben wurden. Es war nur ein Wirtschaften mit Spirituskocher, Bratpfännchen und Konservenöffner. Aber es war immerhin meine Einführung in die Küchenkunst, so wie das Vorangegangene mein erster Kursus in der Krankenpflege. In beiden Tätigkeiten habe ich später noch oft Gelegenheit gehabt, mich weiterzubilden. Hierauf gab es die Feier des ersten Ins-Freie-Kommens. Das ist die einzige Spazierfahrt, die ich je in einer Droschke gemacht habe. Langsam, als wären wir besichtigende Fremde, zuckelten wir an sämtlichen weissen Markgrafen, Kurfürsten und Königen der Siegesallee, vom Roland bis zur goldenen Viktoria vorbei, und dann ging es noch, auch nicht viel schneller, bis zum Schloss Bellevue. «Die Fahrt war deshalb so besonders hübsch (heisst es mit etwas kühner Konstruktion in meinem Tagebuch), weil wir sie schliesslich auch nie mehr hätten machen können.» Und als auch die Rekonvaleszenz hinter uns lag und das Leben wieder aus einem Geschenk zur Selbstverständlichkeit geworden war, blieben wir noch immer und bis in den Herbst hinein in einer Sphäre jenseits des Alltags.

Ich habe berichtet, wie mir gleich nach dem Bekanntwerden unserer Heirat die Mittel zu einer weniger kompromittierlichen

Wohnung förmlich aufgedrängt wurden. Ende Juni begaben wir uns auf die Suche und fanden bald in Wilmersdorf, dicht am Kaiserplatz, in der Weimarischen Strasse drei Zimmer, die uns sehr zusagten und im Vergleich zu unserer Berliner Behausung höchst komfortabel wirkten. Auch war die Strasse erst einseitig bebaut, und der Blick ging, ähnlich wie von der vertrauten Durlacher Strasse, ins Freie. Der einzige Nachteil der Wohnung bestand darin, dass sie im Augenblick besetzt war und erst zum Oktober frei wurde. (Unter den vielen Neubauten der Gegend war das Haus Nr. 6 a fast schon alt zu nennen; es war in allen Stockwerken vermietet und seit mindestens einem Jahr «trocken gewohnt».) Wir liessen die Frage des Zugreifens offen, aber noch auf der Treppe begannen wir den scheinbaren Nachteil als einen Vorzug und Schicksalswink zu betrachten. Wir waren beide von der Masernzeit mitgenommen; warum sollten wir die Sommermonate nicht in irgendeinem grünen Vorort verbringen? So liess sich eine Erholung ohne Kostenzuwachs ermöglichen, und zum Auftragesammeln konnte ich wöchentlich einmal in die Stadt fahren. Also unterzeichnete ich noch am gleichen Tage den Wilmersdorfer Mietsvertrag. Auch mit der Wahl der Sommerfrische glückte es uns im Nu. Um möglichst weit hinauszukommen, fuhren wir bis zum nördlichen Schlusspunkt des Vorortsverkehrs, dem dreissig Kilometer entfernten Oranienburg. Nach der Karte dehnten sich meilenweite Wälder um die kleine Stadt. Und mit einem Koloniefliigel zog sie sich dicht an das waldvergrabene Nest Lehnitz und den Lehnitzsee heran. Ein Nachmittag genügte, um die passendste Unterkunft zu finden, noch auf Stadtgebiet und somit ausserhalb des eigentlichen Ausflugverkehrs und der Bäderpreise und doch nur wenige Minuten vom Lehnitzsee entfernt. Frau, oder wie sie sich lieber nennen hörte: Signora von Alten bot uns in dem von ihr allein bewohnten Häuschen für dreissig Mark im Monat ein sehr geräumiges und helles Schlafzimmer und als eigentlichen Tagesaufenthalt eine gedeckte Veranda an; auch versprach sie, uns für geringes Geld zu beköstigen. Die Frau gefiel

uns sofort und erwiderte offenbar unsere Sympathie; in einer halben Stunde waren wir einig und haben nachher unsere Wahl keinen Tag zu bereuen gehabt.

Die drei nun folgenden Monate verliefen sehr glücklich. Frau von Alten, eine Witwe in mittleren Jahren, dunkelhaarig, klein, zierlich, gehörte zu der berühmten Tänzerfamilie der Taglioni und war lange beim Ballett gewesen. Sie konnte von ihren vielen Gastreisen und besonders von ihrem Engagement in Petersburg sehr interessant erzählen, aber sie konnte uns auch ebenso gut aus selber überlassen, und ausserdem konnte sie auch ebenso gut kochen. Ihr Hündchen Ingo, braun-samtene Mischung aus Terrier und Windspiel, glich ihr in mancher Hinsicht: Er war geradeso zierlich und wendig, geradeso zutunlich und geradeso wenig aufdringlich wie sie. Wenn er irgendetwas begangen hatte und Strafe von ihr befürchtete, kauerte er sich unter die Mitte unseres grossen Doppelbettes und wartete dort still, bis wir seine Begnadigung erreicht hatten. Dann bedankte er sich stumm und ausdrucksvoll, erst bei uns und danach bei der Signora. Er söhnte mich mit der Hundewelt aus, mit der ich mich durch das Leben und Sterben der unseligen Lotte für immer zerfallen geglaubt hatte.

Besuch aus Berlin erhielten wir nur wenige Male. Die Eltern kamen und erkannten durch ihren Besuch die jüngste Schwiegertochter an. (Vorher hatten anfangs die Masern eine Scheidewand aufgerichtet: Jede Übertragungsgefahr auf die Enkelkinder sollte vermieden werden. Als dann Ansteckung nicht mehr zu befürchten war, hatten die Eltern ihre Badereise angetreten.) Mutter fand nicht gleich den richtigen Ton, obwohl sie sich herzliche Mühe gab, dagegen war zwischen Vater und meiner Frau rasch ein freundschaftliches und ernsthaftes Gespräch im Gange. Ich glaube, von allen Angehörigen war er am wenigsten über meine Ehe befremdet; er sah mich nun einmal in romantischem Licht. Auch Grete benutzte einen mehrtägigen Berliner Aufenthalt zur Fahrt nach Oranienburg, auch sie romantisierte uns wohl ein bisschen, und wir vertrugen uns sehr gut. Zu den andern Geschwis-

tern stellte sich keine Verbindung her. Gelegentlich liess sich auch ein oder das andere Mitglied der Meyerhöfe oder die fleissig büffelnde Ella Doehring sehen. Im Allgemeinen aber waren wir ganz auf uns allein angewiesen, und das war und blieb uns zeitlebens der angenehmste Zustand.

Wir machten weite Waldwege, wir ruderten auf dem See und der Havel, doch am liebsten sassen wir auf unserer Veranda bei der Arbeit. Auf der andern Seite der Strasse lag ein Restaurant, das ein automatisches Klavier besass. Das Instrument spielte nur ein Stück, aber ein sehr schönes: die Ouvertüre zu Rossinis «Teil». Mit dem «Teil» sind wir oft morgens aufgewacht und abends eingeschlafen, und dazwischen haben wir ihn an Wochentagen ein dutzend- und sonntags wohl drei dutzendmal gehört. Zuerst machte er uns Freude, später lachten wir über ihn, und schliesslich gehörte er zu unserm Oranienburger Aufenthalt wie das Rollen der Züge zu unserm Leben in der Dennewitzstrasse. Aber gestört hat er uns nie, im Gegenteil, er wirkte fördernd wie ein Arbeits- oder Marschlied.

Meine Frau zeichnete Möbel für die neue Wohnung. Wir hatten in Berlin einen jungen und anstelligen Tischler entdeckt. Meister Weick sah aus wie ein langes Gerippe und wie die Schwindsucht in Person, war aber kräftig und zäh – er lebt heute noch in guter Gesundheit –, dazu eifrig und nicht ohne Kunstsinn. In jeder Familie gibt es einen privaten Schatz sprichwörtlicher Redensarten, deren Sinn und Komik dem Aussenstehenden ohne nähere Erklärung verschlossen bleibt. Den ersten Spruch für unsere eigene Sammlung lieferte Meister Weick, als wir die Anfertigung eines Tisches mit ihm besprachen. Er sagte mitten in sein ruppiges Alltagsberlinisch hinein: «Mir schweben gedrehte Beine vor.» Für ihn also zeichnete meine Frau unter «Tell»-Begleitung unser Mobiliar. Da er die Entwürfe auch anderweitig benutzen durfte und da alles in Kiefernholz ausgeführt wurde, so kamen wir billig zu unserer Einrichtung. In späteren Jahren konnte dann manches ersetzt oder hinzugefügt werden, aber die grosse Simplizität des Anfangs schimmert doch bis heute durch, der Schreib-

tisch ist immer noch das damals gezimmerte Möbel, und ebenso das Bett, das nur mehrfach, von meiner Frau gestrichen, die Farbe wechselte, ehe es sein endgültiges tiefes Schwarz erhielt. Als die Entwürfe fertig waren, wurden Strohzöpfe für hochlehnlige Stühle geflochten. Danach kamen neue Zeichnungen an die Reihe, für später zu bestellende Möbel. Und dann ging es an Baupläne für ein einstiges eigenes Haus. Erblich vom Vater belastet und durch seine verwandte Ingenieur Tätigkeit angeregt, hatte meine Frau schon als halbes Kind solche Pläne gezeichnet, nicht nur für die äusseren Formen, sondern sehr genau mit allen Leitungsanlagen und sonstigen technischen Einzelheiten, Häuser für eine Familie und vielstöckige Häuser, Stadt- und Landhäuser, Häuser mit Büro- oder Arztträumen und so weiter in infinitum. Nun begann sie die lange Reihe der Planungen für unser eigenes Heim, die im Lauf der Jahre zu einer dicken Mappe anwuchs. Es sollte fast ein volles Menschenalter vergehen, ehe der Bau wirklich zustande kam, und als wir endlich das Richtfest feierten, da schwankte der Boden schon unter dem Fundament des kleinen Hauses: Der Schlund des Dritten Reiches hatte sich aufgetan, und es gab für uns kein Recht mehr und keine Sicherheit.

Aber damals in Oranienburg waren wir voller Zuversicht, denn der Zeichnenden gegenüber sass ich an einer Aufgabe, die mich beglückte und von der ich mir viel versprach. Im letzten Augenblick war mir in Berlin ein Auftrag zugefallen, der weit über den Rahmen eines Zeitungsartikels und selbst eines Zeitschriftenessays hinausging: Für die Buchserie «Moderne Geister» sollte ich eine monographische Abhandlung von etwa hundert Druckseiten über Paul Heyse schreiben. Ich machte mir keine unbescheidenen Illusionen darüber, wie ich trotz meiner Unerprobtheit zu diesem Kontrakt gelangt war. Gewiss, Isidor Landaus Empfehlung und meine paar Artikel im «Börsen-Courier» und der «Täglichen Rundschau» hatten mitgeholfen. Und jener kleinen Studie über Heyses Verdeutschungen italienischer Lyrik, die mir Birnbaum

im «Boten vom Gardasee» abgedruckt hatte, gab ein Brief Relief, mit dem ich paradierte und den ich stolz als Anfang einer Autogrammsammlung betrachtete. Während des Winters in Gardone ansässig und somit Leser des «Boten», hatte mir Heyse in einem freundlich plaudernden Schreiben gedankt. Er beklagte sich darin über «die tiefe Gleichgültigkeit des Publikums gegen alle italienische Lyrik». Nur 73 Exemplare seines fünften Bandes seien verkauft worden; «man darf es Übelnehmen, wenn ein Gast, dem man seine eigene Lieblingsspeise vorsetzt, die Nase rümpft und den Teller zurückschiebt». Er lud mich ein, ihn gelegentlich zu besuchen, wir würden uns über «Cose d'Italie» unterhalten. Aber der Hauptgrund für meine Beauftragung hatte offenbar in dem Mangel an hervorragenderen Bewerbern bestanden. Weder der Herausgeber der Serie, der vielschreibende Literat Hans Landsberg, noch der Panverlag, der sie veröffentlichte, hatte einen wahrhaft angesehenen Namen, auch wurde äusserst schlecht gezahlt. «Hundert Mark für hundert Seiten und für eine Auflage von tausend Exemplaren ist freilich nicht viel», waren Landsbergs Worte gewesen; «aber Sie sind Anfänger und können Ihre Arbeit ja hinterher ausschlachten.» Hier hörte ich zum ersten Mal den üblen Fachausdruck für eine üble Sache, die mir in den nächsten Jahren noch manche Stunde vergällen sollte.

Meine Aufgabe war durchaus nicht einfach. Wollte ich auf dem vorgesehenen Raum ein wirklich vollständiges Bild des Dichters geben, so musste ich aus der ungemeinen Fülle seiner Novellen, Romane, Gedichte und Dramen jeweils das charakteristischste Beispiel auswählen. Und ich war dabei ganz auf mein eigenes Urteil angewiesen, denn Heyse gehörte damals noch nicht zu den endgültig Abgestempelten und Eingereihten. In den sechziger bis achtziger Jahren hatte man ihn zu den Meistern gerechnet, ihn zuletzt fast als einen Klassiker geehrt, als einen kaum epigonenhaften Erben Goethes. Es hatte auch nicht an einigen Angriffen auf seine Unmoral gefehlt. Dann, seit dem Einbruch des Naturalismus, war er oft genug als Schönredner und Schönfärber und Salonpoet für Damen behandelt worden. Was mir eine

so grosse und ganz neue Freude bereitete, war das Gefühl meiner inneren Sicherheit. Ich liess mich durch die vorhandenen Kritiken, die ich nach Möglichkeit las, gar nicht anfechten. Bei der Lektüre des Dichters war ich ganz allein mit ihm und zweifelte keinen Augenblick an den eigenen Werturteilen, die sich mir zuerst gefühlsmässig aufdrängten und die ich dann nach bestem Wissen verstandesmässig erwog, wobei ich oft zu Modifikationen, nur in Ausnahmefällen zu gänzlichem Verwerfen meiner ersten Meinung gelangte. (Und im Grunde ist es mir mit all meinen späteren kritischen und literarhistorischen Arbeiten genauso ergangen.) Nach vielem Lesen und Anhäufen von Notizen, nach tagelangem Brüten über der Anordnung des Stoffes – auch diese besondere Schwierigkeit des Brütens über der besten Disposition, ich kann schon sagen: dieser elende Zustand zwischen dem Genuss des Vorbereitens und dem Genuss des Schreibens, hat sich bei mir von Opus zu Opus wiederholt –, danach also schrieb ich den Essay in ganz kurzer Zeit ohne Stocken und mit sehr wenigen Nachbesserungen nieder. Und immer hatte ich das beglückende Gefühl des Gelingens. Den Abend des Schlussstrichs feierten wir alkoholisch bei «Eilers», dem vornehmsten Restaurant und Hotel der Stadt, wo die Herren vom Gericht zu essen pflegten. Ich will gleich vorwegnehmen, dass mir das kleine Buch wirklich einen bescheidenen Erfolg eintrug: Es erhielt einige freundliche Besprechungen und verschaffte mir Zutritt zu etlichen Redaktionen. Paul Heyse selber freilich, dem ich es zuschickte, bereicherte meine Autogrammsammlung mit keiner einzigen Zeile; er mochte erwartet haben, dass ich von all seinen Werken so enthusiastisch berichten würde wie von seinen Verdeutschungen der Italiener. Doch an jenem frohen «Eilers»-Abend dachte ich kaum an das äussere Schicksal meiner Studie. Ich war einfach glücklich darüber, dass sie vor meinem eignen Urteil Stich hielt, dass ich mir nun den Beweis eines Könnens erbracht hatte und mich nicht mehr als entgleisten Studenten zu betrachten brauchte.

Freilich wurde meine Selbstgewissheit gleich darauf gedämpft. Ich benutzte die letzten Wochen in Oranienburg zur Ausführung einiger längst geplanter Novellen. Und hierbei empfand ich gar nicht das Gefühl der Selbstsicherheit und Zufriedenheit, das mich während der Arbeit am «Heyse» erfüllt hatte. Nichts wollte sich ganz so formen, wie ich es gewünscht hätte, nichts schien mir völlig natürlich und lebendig; ich kam, obschon ich die Geschichten zu Ende schrieb, aus dem Zweifel an meinem Erzählertalent nicht heraus. Und noch etwas lag anders als beim «Heyse». Weder der Essay noch die Erzählungen bedeuteten mir mehr als eine Durchgangsstufe. Es gab damals zwei Bücher, zu denen ich ein besonderes Verhältnis hatte, die mir als höchste Vorbilder galten. Das eine war Hermann Hettners Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, die ich vom Vater schon hatte rühmen hören, als ich noch im Friedrich-Werderschen Gymnasium sass, und die ich während der Berliner Semester zur Hand genommen hatte, das andere Spielhagens Lassalleroman «In Reih und Glied». In sonst allem andren gänzlich voneinander verschieden, sahen sich diese Werke in einem Punkte gleich: Sie waren nicht monographisch, es ging bei ihnen um mehr als Einzelschicksale, sie umfassten das Ganze einer Zeit. Hettner wich durchaus von der üblichen Art der Literarhistoriker ab; er behandelte neben den Dichtungen die Philosophie, die Kunst, die politischen Strömungen der Epoche; er gab nicht Literaturgeschichte, sondern Geistesgeschichte. Diese Bezeichnung war mir damals noch nicht geläufig, und die Sache selber hätte ich noch kaum exakt zu definieren vermocht, aber ich fühlte ihre Besonderheit, und sie entzückte mich. Und etwas Ähnliches gab mir Spielhagens Dichtung: Sie war mehr als ein Roman, als die bisweilen allzu romanhafte Erzählung einiger Lebensläufe, sie enthielt die Ideengeschichte einer Zeitphase. Bei beiden Büchern dachte ich: «Wenn du so etwas einmal zustande brächtest!» Aber bei Hettner sagte ich mir: «Nur weiterarbeiten – einmal glückt es», und beim Spielhagen: «Das wirst du niemals können.»

Doch ganz überzeugt war ich von diesem «Niemals» noch nicht, und das Oranienburger Intermezzo ging bei hoffnungsfreudiger Stimmung zu Ende. Als sich der Herbst fühlbar machte, wurden die Spaziergänge nur noch schöner, der Wald wirkte bei Nebel und Regen noch bedeutsamer als im Sonnenschein, und vor uns lag nun ein eigenes Zuhause.

Am letzten September zogen wir dort ein. Das Gros der Möbel brachte Weick in wiederholten Fuhren seines Handwagens. Aus der Dennewitzstrasse kamen zwei Koffer. Die Eltern stifteten das Patentsofa, auf dem ich ein Dutzend Jahre geschlafen hatte und das noch heute neben meinem Schreibtisch steht, dazu einen Schrank, in dessen Tür mein Stundenplan aus der Sexta klebte und noch heute klebt. Die Schwiegermutter steuerte einige zierliche Polsterstühle bei und einen dicken Teppich – alles von hohem Kunstwert, aber altersschwach, sehr schön, aber im Widerspruch zum einfachen Stil der angefertigten Stücke.

Drei Jahre haben wir in der Weimarischen Strasse gewohnt. Die ganze Zeit über blieb uns die Freiheit des Blicks über Laubengelände und Felder unverbaut. Reichhaltigen Ersatz für den Oranienburger «Teil» lieferte den halben Sonntag hindurch und an zwei Wochenabenden das nahe Schramm'sche Gartenrestaurant. Es war weithin bei Dienstmädchen und Arbeitern als Tanzlokal berühmt, auch in der Studentenschaft hochangesehen. Wir lasen oft das Plakat an seinem Eingang: «Tanzen für Damen frei, für Herren einmal herum zehn Pfennige. Herren ohne Kragen ist der Zutritt zum Ballsaal untersagt.» Einmal sind wir auch drin gewesen, und ich habe mit Ella Doehring und meiner Frau je «einmal herum» getanzt. Während des Sommers sahen wir von unserm kleinen Balkon jeden Sonntag die Raketen des Feuerwerks bei «Schramm». Gerade vor unsern Fenstern lag ein freies Stück Land, das Abwechslung und Belehrung bot. Ganz im Anfang erschienen dort eines Morgens Arbeiter mit einem hochbeladenen Wagen. Sie luden Hölzer ab und errichteten einen grossen Scheiterhaufen, wie ich ihn vorher nur aus Bildern kannte, dann gossen

sie Teer darüber und in die Fugen, und dann frühstückten sie. Nachdem wir stundenlang über dem Bau gerätselt hatten, kam in drei Autos eine Gruppe Herren angefahren und nahm Aufstellung. Einer von ihnen trat vor und hielt eine Ansprache, die wir oben in unserm dritten Stock natürlich nicht verstehen konnten und die unsere Neugier weiter spannte. Während der Rede sammelte sich eine Menge Passanten und Strassenjungen um die Gruppe, auch zwei Schutzleute stellten sich ein. Nun wurde eine Fackel entzündet und an die vier Ecken des Scheiterhaufens gehalten. Sofort schlugen starke Flammen auf, und dicker schwarzer Qualm rollte zwischen und über ihnen. Jetzt ergriff der Redner eine Art spitzer roter Tüte, streckte sie gegen den Scheiterhaufen vor und umschritt ihn mit langsamer Feierlichkeit wie ein Priester oder Beschwörer. Etwas schien hineinzuspritzen, es gab ein lautes Zischen, der schwarze Qualm wurde weiss, die Flammen sanken in sich zusammen. In ganz wenigen Minuten waren sie erloschen, der Beschwörer trat noch einmal vor die Gruppe und hielt ihr die Tüte gleich einem Zauberstab hin. Dann stiegen die Herren wieder in ihre Autos, die Zuschauer zerstreuten sich, die Schutzleute warfen noch prüfende Blicke auf den erloschenen Scheiterhaufen und gingen als letzte. Am Abend erfuhren wir aus der Zeitung, dass wir der ersten Berliner Vorführung des Feuerlöschers «Minimax» beigewohnt hatten. Im ersten Sommer wuchs auf dem merkwürdigen Fleck etwas Fremdartiges; meine Frau erkannte es bald als Mais. Auf den Mais folgte das Jahr darauf Roggen, und der dritte Sommer brachte Kartoffeln. Ganz zuletzt genossen wir noch den prachtvollen Geruch des verbrannten Kartoffelkrauts.

Waren wir mit der Welt vor unsern Fenstern dauernd zufrieden, so blieben wir mit der Wohnung selber nicht lange völlig einverstanden. Die Häuser der Weimarischen Strasse waren meist billig hergestellte Spekulationsobjekte und kleine Mietskasernen. Als wir einzogen, stand dicht neben uns ein fertiger Neubau, nur das Haustor fehlte noch, und der Eingang war mit einem Bretter-

verschlag zugenagelt. Als wir 1909 auszogen, war der Bretterverschlag immer noch da; man erzählte vom Konkurs des Erbauers, von mehrfachem Besitzerwechsel und endlosem Prozess. In den ersten Wochen klingelte es einmal heftig bei uns, ein Junge erschien atemlos: «Vom Verwalter – ich soll die Ofenvorsetzer holen, sie sind gleich wieder da», und schon war er mit den Blechen verschwunden. Fünf Minuten später brachte er sie zurück und erklärte: «Kontrolle – paar Wohnungen haben keine.» Gleich darauf kam der Verwalter mit zwei inspizierenden Beamten der Baupolizei. Diesem Verwalter Zimmermann verdanken wir den zweiten Satz unseres privaten Spruchschatzes. Wir beschwerten uns, als wir an acht aufeinanderfolgenden Abenden das Treppenhaus völlig dunkel angetroffen hatten. Er erwiderte gleichmütig: «Der Elektrische is kaputt, und der Jas jeht nich.» Er schrieb mir auch vier Briefe, genauer: Bleistiftzettel, die er selber durch den Türschlitz steckte und die mit der Dünne der Wände und Decke zusammenhingen. Der erste Zettel kam im November 1906 und lautete: «Meine Frau kriegt ein Kind, bitte zwei Tage nicht Klavier spielen.» Der zweite Zettel kam schon im nächsten September: «Meine Frau kriegt wieder ein Kind, bitte zwei Tage nicht Klavier spielen», und in dieser Fassung erhielten wir den Brief dann noch zweimal in den physiologisch bedingten Mindestabständen. Im Winter pfiff der Wind durch die deckungslosen Vorderzimmer, und die Öfen taugten nichts. Bei normalen Temperaturen machte uns das wenig aus, aber einmal hatten wir wochenlang bis zu zwanzig Grad Frost. Die Fenster wurden verhängt und die breiten Ritzen mit Zeitungspapier verklebt; es half nicht, und schliesslich mussten wir einen Tisch in das geschütztere Schlafzimmer stellen und die beiden Vorderräume für die ganze schlimme Zeit aufgeben. Was uns aber ziemlich bald schon und dann dauernd beschwerte, das hatte nichts mit den Mängeln des Hauses zu schaffen, sondern war das Fehlen eines vierten Zimmers.

Dies mag nun für unsere damalige Situation komisch-unbescheiden klingen, und ich warf es mir auch oft als unbescheiden

vor. Aber Tugend und Hybris im grossen Ausmass sind grossen Menschen vorbehalten; die kleinen überlassen sich gedankenlos der Alltagshybris, und die Leute mittleren Schlages überlassen sich ihr auch, nur mit der peinlichen Beigabe der Bewusstheit und des schlechten Gewissens. Übrigens gab es einen triftigen Grund für unser Verlangen nach vergrössertem Wohnraum. Ein Ess- und Musikzimmer und ein Bücherzimmer neben der Schlafstube waren für zwei Menschen, besonders wenn sie eben noch in der jämmerlichen Enge der Dennewitzstrasse gehaust hatten, gewiss nicht die «kleinste Hütte». Aber wir hatten nicht mit den Gästen gerechnet, die sich erstaunlich oft und zahlreich bei uns einstellten. Ein und der andere kam zum Abendessen, und mehrere wollten «möglichst zeitig» zum Tee erscheinen. Das war wunderhübsch, aber es hatte ein ständiges Ab- und Umdecken zur Folge, und zwischendurch musste man, um der Hausfrau nicht im Weg zu stehen, in mein Arbeitszimmer hinüber, wo ich überall aufgeschlagene Bücher, Manuskriptblätter und Korrekturstreifen liegen hatte, die nun rasch zusammengerafft wurden und am nächsten Tage unauffindbar waren. Nie wieder im Leben haben wir so viele Gäste bei uns gesehen wie in der Weimarischen Strasse.

Den Kern bildeten natürlich die Meyerhöfe. Zwar Hans war in Frankfurt, wo er sich eben verheiratet hatte. (Wir sollten seine Frau kennenlernen, wenn er demnächst wieder einmal nach Braunschweig übersiedelte, und sahen ihr nicht ohne Besorgnis entgegen; denn Hans, der polygam veranlagte, hatte uns geschrieben: «Ich heirate Käthe, weil sie eine Natur ist und die Mutter meiner Kinder werden soll.») Und Erich war in China. Aber nun waren die beiden nächsten, Albert und Lissy, herangewachsen. Albert kehrte schon aus jenem Penang heim, von dem ich als Sekundaner geträumt hatte. Er war sehr jung, noch als Lehrling, herausgekommen, hatte nach einem Jahr dem Klima weichen müssen und jetzt in einem Berliner Exporthaus Anstellung gefunden. Er hatte dunkle, etwas melancholische Augen und noch flammend röttere Haare als Hans. Er war sehr mager und ewig hungrig,

aber wenn er nur ein Brot ums andere essen durfte, war er zufrieden. Er war auch sonst der bescheidenste Mensch. Nur reichte er oft im Gespräch die leere Teetasse über die Schulter hinter sich und rief nachlässig: «Boy!» Wenn wir ihn dann, anfangs verblüfft und nachher lachend, ansahen, kehrte er in die europäische Wirklichkeit zurück und bat beschämt um Verzeihung. Mit seinen exotischen Erlebnissen schnitt er niemals auf. Die Geschichte von dem Tiger, den er im Wald gesehen, endete unweigerlich mit den Worten: «Vielleicht hat er nicht weniger Angst gehabt als ich, und vielleicht war er auch gar nicht so gross; aber mir kam er vor wie ein wanderndes Haus, und hinterher waren meine Knie merkwürdig müde.» Unter den Geschwistern war Albert (und blieb es zeitlebens) der Weichmütigste und der ärgste Pechvogel. Dagegen zeichnete sich die unschöne Lissy durch den härtesten Dick Schädel aus. Sie hatte einen verbissenen Drang zur Selbständigkeit und vertrug sich besser mit uns als mit ihren Angehörigen. Sie wurde Krankenschwester und interessierte sich besonders für die Pflege zurückgebliebener Kinder. Später trat sie in den städtischen Dienst, und ihr Beruf als Schulpflegerin im Berliner Norden füllte sie aus und beglückte sie.

Der Sammelbegriff «die Meyerhöfe» umfasste für uns auch mit doppeltem Recht die drei Sterns, die eine Zeitlang alle drei in Berlin tätig waren. Ihr verstorbener Vater war ein Bruder Mutter Henris gewesen, ihre in Frankfurt lebende Mutter war Vater Meyerhofs älteste Schwester. Ferdi, dessen Zylinder bei unserer Trauung gegläntzt hatte und der eben nach bestandener Diplomprüfung bei der AEG untergekommen war, schien ein Philister zu sein, ein schon in jungen Jahren vollendeter Pedant, und war es in mancher Hinsicht auch wirklich. Er sprach langsam und fast schläfrig, nie habe ich ein impulsives Wort von ihm gehört; er war durch nichts aus der Ruhe zu bringen, er war so sehr auf Ordnung und Korrektheit bedacht, als wäre er ein preussischer Subalternbeamter. Wirklich nahm er auch wenige Jahre später einen Beamtenposten

bei einem Schweizer Elektrizitätswerk an, der ihm Sicherheit, aber keine Möglichkeit des Aufstiegs gab, und bekleidet diese Stellung noch heute. Einmal lud er uns in die kleine Charlottenburger Wohnung, die er mit seiner Schwester Caroli teilte, zu «Tee und Krabbensalat». Es waren noch mehrere andere Gäste dort, man unterhielt sich eifrig. Mitten im Gespräch verschwand er; ich dachte, er sei einmal hinausgegangen und werde gleich wiederkommen. Es vergingen, zehn, fünfzehn, zwanzig Minuten – er kam nicht. Wir waren verwundert, aber da weder Caroli noch sonst einer der Anwesenden Unruhe zeigte, so sagten wir nichts. Nach einer reichlichen halben Stunde erschien Ferdi wieder, etwas rosig angehaucht, setzte sich an seinen Platz und nahm so selbstverständlich am Gespräch teil, als wäre er wirklich nur einen Augenblick draussen gewesen. «Wo warst du denn, Ferdi?» fragte ihn meine Frau. «Heute ist doch Mittwoch», antwortete er, fast ein bisschen beleidigt über die unnötige Frage. «Ja, und?» – «Am Mittwoch bade ich.» Niemand lachte; es war ein allen bekanntes Faktum, und jeder wusste, dass Ferdi an seinen Gewohnheiten unter allen Umständen festhielt. Ein andermal, als wir Kleinigkeiten als Weihnachtsgeschenke austauschten, bekam er von uns eine fein gemusterte kleine Zelluloiddose. Er betrachtete sie wohlgefällig, wurde dann aber ernst und fragte bekümmert: «Wozu dient sie?» Meine hierauf vorbereitete Frau erwiderte ebenso ernst: «Da musst du abends deine Manschetten- und Kragenknöpfe hineintun.» Ferdi strahlte. «Das ist eine sehr gute Idee. Bisher habe ich sie bloss so neben die Uhr auf den Nachttisch gelegt, und manchmal ist mir einer unters Bett gerollt.» Aber bei all seiner Pedanterie besass Ferdi Humor und starken Sinn für Literatur und Musik, auch bewies er nachher in seiner Sache mit Körnchen, die durchaus keine «gutbürgerliche Partie» war, dass er ganz unkonventionell vom Herzen Ordre zu nehmen wusste. Von seinen beiden Schwestern war die dunkle und geschmeidige Hanna die weitaus hübschere, und ihrer schweigsamen Zurückhaltung verdankte sie, zu Unrecht übrigens, den Ruf, auch die Begabtere zu sein. Sie war

als Kunstgewerblerin ausgebildet und entwarf Tapeten für eine Papierfabrik, tat sich auch in allerhand Exlibris hervor. Die etwas ältere Caroli, allgemein «das Carolinchen» genannt, ein wenig plump geformt, rötlich, fett, gutmütig und gesprächig, immer verliebt und immer nur auf Freundschaft, nie auf Gegenliebe stossend, wurde innerhalb der Familie nicht recht ernst genommen und eher als grosses Kind behandelt, litt aber gar nicht darunter. In Wahrheit war sie der stilleren Hanna nicht nur an Herzenswärme, sondern auch geistig überlegen. Neben ihrer Tätigkeit als Bankbuchhalterin verwandte sie erstaunlich viel Zeit und Frische auf zwei Lieblingsbeschäftigungen. Sie war eine eifrige Sängerin in dem angesehenen Ochsschen Chor, und sie setzte sich fast noch eifriger und mit gediegener Fachbildung für die Sache der Freisinnigen Volkspartei ein. Immer umgab sie ein Schwarm von Studenten und Referendaren, mit denen sie diskutierte, Versammlungen besuchte und irgendwelche Dienste für die Partei verabredete.

Und dies ist es nun, was uns das vierte Zimmer ersehen liess. Carolinchen sagte: «Um halb zehn werden mich Cassel und Dr. Hein abholen» (und die Abholung dauerte dann bis eins). Hanna sagte: «Ich bringe eine Kollegin mit, die Schaufenster dekoriert.» Lissy kündigte den Besuch einer Medizinerin an. Ferdi sagte gar nichts und brachte einfach zwei Ingenieure mit. Und in Alberts Begleitung erschien der alte Bildhauer Baechhoff, Mutter Henris Schützling, der auch einmal hatte sehen wollen, wie es bei uns zugeht.

Waren all diese mehr oder minder fluktuierenden neuen Gäste von den einzelnen Gliedern der Meyerhofgruppe eingeführt, so bedeutete Körnchen die gemeinsame Freundin aller Meyerhöfe und Sterne insgesamt. Mit ihrem richtigen Namen hiess sie Maria Haberkorn, und das Diminutiv verdankte sie nicht nur ihrem geringen Körpergewicht, sondern vor allem ihrer unbeschreiblichen Quecksilbrigkeit. Sie bestand eigentlich nur aus feingliedrig dünnen Knochen und ewig vibrierenden Nerven, alles an ihr war in

dauernder Bewegung, oft in Aufruhr, besonders die grossen grauen Augen im schmalen Gesicht und die kurz gehaltenen blonden Haare. Sie stammte aus einer sächsischen kleinbürgerlichen Familie, die wir später noch sehr genau kennenlernen sollten, und vieles an ihr ging wohl auf Opposition gegen diese Herkunft zurück. Sie war ein wenig älter als wir andern, die wir alle etwa in der Mitte der Zwanzig standen, hatte mancherlei gelernt, war Erzieherin in England gewesen und bereitete sich eben auf einen neuen Beruf vor. Gerade damals begann man das Photographieren als Porträtierkunst zu betreiben, und Körnchen wurde eine der ersten, die darin Tüchtiges leisteten. In unserm Kreis wirkte sie sehr erfrischend und oft vermittelnd durch ihre grosse Begabung für den Gesangsvortrag zur Gitarre. Ein bisschen Gitarre zupfen und Brettli-Lieder singen war um diese Zeit sehr verbreitet, auch Caroli und Ferdi verstanden sich darauf, aber Körnchen nahm es nach Spiel und Vortrag mit manchem Kabarettisten auf; erzgebirgische Lieder vor allem waren ihre Stärke.

Als der Besucherstrom uns gar zu sehr überschwemmte, suchten wir ihn (freilich nur mit halbem Erfolg) durch die Einrichtung unsres Freitagabends einzudämmen, der es einmal auf einundzwanzig, häufig auf ein reichliches Dutzend Gäste brachte. Für ihn bildete sich eine feste Ordnung heraus: An den Tee schloss sich ernste Musik, in der meine Frau die Führung hatte; dann wurde debattiert, über Literatur und Kunst, über Politik, auch über Technik, von der ich nichts verstand, aber sehr gern und längst nicht mehr mit jener einstigen Verachtung reden hörte; den Beschluss machte die Gitarre. Sie war aber oft auch schon um die Mitte des Abends willkommen, wenn die Diskussionen zu erregt wurden oder zur Fachsimpelei eintrockneten.

Den Gipfelpunkt dieser Geselligkeit bildete unser Kostümfest, von dem wir noch einige kaum vergilbte Blitzlichtaufnahmen bewahren. Das heisst, eigentlich war es gar nicht «unser» Kostümfest. Von Ferdi kam am Montag ein Brief: «Liebe Klemperers, Caroli und ich haben allerlei gesellschaftliche Verpflichtungen

und nur zwei möblierte Zimmer, während Ihr eine grosse eigene Wohnung besitzt.» (Gross! – So relativ sind alle Werte.) «Also haben wir auf Freitagabend unsere Bekannten zu einem Kostümfest nach der Weimarischen Strasse eingeladen. Gebäck, Zigaretten und Pralinés bringen wir mit, Ihr braucht nur für Tee und Beleuchtung zu sorgen und dürft dafür auch Eure Freunde auffordern.» Als wir dann am Freitag beim sehr zeitigen und eiligen Abendbrot sassen, klingelte es, und draussen stand ein Maurer im bespritzten Arbeitskittel, Mörteleimer und Kelle in der Hand: der Verwalter schicke ihn, in der Küche sei etwas nachzubessern. Einen Augenblick waren wir wirklich entsetzt, denn das mit der Küche stimmte, und wir protestierten heftig gegen die unmögliche Arbeitsstunde. Dann stellte sich der junge Mensch als erster, uns gänzlich unbekannter Gast vor. Sein Kostüm war echt, er studierte Architektur, machte gerade sein praktisches Jahr durch und kam unmittelbar vom Bau. Sein Gesicht war durch eine völlig plattgedrückte und wie knochenlose Nase grausam entstellt, aber grosse schwarzstrahlende Augen gaben ihm Bedeutung und trogen nicht. Wir sind in den nächsten Jahren noch oft mit ihm zusammen gewesen. Dann stellten sich die übrigen Gäste ein, viele uns ebenso unbekannt wie Friedel Krakauer und ebenso naturgetreu kostümiert wie er. Uns selber hatte meine Frau biedermeierisch ausgestattet, wobei Erbstücke von ihren Grosseltern her für Echtheit sorgten. Kein Vergleich mit der Trivialität des einstigen Pensionsfestes, weder was die Buntheit des Bildes noch was die Gelöstheit der Stimmung anlangte. Körnchen, der Kobold, und Ferdi, der bedächtige, gaben zum ersten Mal deutliche Zeichen einer wechselseitigen ernsten Neigung. Die würdige Ella Doehring sass als kleines Mädchen mit offenem Haar und kurzen Kinderröckchen beharrlich auf den spitzen Knien des bescheidenen Albert Meyerhof. Meine sittsame Cousine Adele Franke liess sich von dem Zigeunerkostüm inspirieren, das meine Frau ihr im letzten Augenblick aus einigen buntgeränderten Küchentüchern zusammengeheftet hatte, und betätigte sich als Wahrsagerin mit stark erotischer Phantasie ...

Aber so hübsch dieses Fest auch verlief: Die schmucklosen Freitagabende stehen in meiner Erinnerung dennoch auf weitaus höherem Platz. Wie viele Anregungen verdanke ich ihnen, wie viele Themen der mannigfaltigsten Gebiete kamen zur Sprache, mit welcher Vielseitigkeit und welchem Ernst wurden sie erörtert! Von den dreissig, vierzig Menschen, die sich in diesen Jahren bei uns sehen liessen, hat es, so viel mir bekannt, keiner im späteren Leben zu ausserordentlichen Leistungen und einem berühmten Namen gebracht. Auch konnte wohl keiner unter ihnen als ungewöhnlich hoch talentiert oder gar genial bezeichnet werden. Es waren tüchtige und begabte junge Menschen, zumeist Studierende oder beginnende Ärzte, Juristen, Ingenieure und so weiter. Sie stammten aus den verschiedensten Teilen Deutschlands, es waren Protestanten, Katholiken, Juden (die Juden nicht in der Überzahl). Politisch gehörten viele dem Liberalismus an, einige neigten mehr nach rechts, einige zur Sozialdemokratie. Nicht wenige hatten gar kein politisches Interesse, ein neuer Lyriker, ein neues philosophisches Werk, ein neuer Lokomotiven- oder Lenkballontyp, ein neues Serum beschäftigten sie sehr viel mehr als der Kampf um das preussische Wahlrecht und die jüngste Kaiserrede. Alles in allem repräsentierten sie durchaus die Jugendschicht und den Durchschnitt, die man damals «die Gebildeten» und später mit wachsender Feindseligkeit «die Intelligenz» nannte. Aber wie gut war dieser Durchschnitt. Ich empfand das damals mit Freuden, doch immerhin als etwas Selbstverständliches. Und so selbstverständlich erschien es mir, dass ich nach dem Aufhören der Freitagabende ihre Besucher als Gruppe, als Ganzes für lange Zeit vollkommen vergass. Nur die paar Einzelnen, mit denen ich im Verkehr blieb, beschäftigten mich noch. Aber genau zehn Jahre später, 1919, als ich im Kriegsnotsemester mein Lehramt aufnahm, stand plötzlich der Kreis jener Freitagabende, eben in seiner Eigenschaft als Repräsentant des einstigen Durchschnitts, vor meinen Augen. Und von da an verging kein Semester, in dem die Gruppe nicht wiederholt in meiner Erinne-

rung auftauchte. Die Anlässe dazu häuften sich von Jahr zu Jahr: bei Besuchen, die ich empfing, im Seminarunterricht, in der Berufsberatung, bei Senatsdebatten, bei Prüfungen – überall, wo ich nicht bloss vom Katheder herunter sprach, sondern es unmittelbar mit den Studierenden oder mit Einzelfällen zu tun hatte. Unser Freitag zwang sich mir als erlebtes Vergleichsobjekt auf; an ihm konnte ich den geistigen Wandel messen, der sich vollzog. Das Resultat dieses Messens war ein so bedrückliches, dass ich mir immer wieder misstraute. Ich spürte allen Fehlerquellen nach, ich schaltete sie sorgfältig aus, ich setzte trotzdem eine mögliche Voreingenommenheit in Rechnung – nichts half: Das Ergebnis wurde dem neuen Zustand immer ungünstiger, und schliesslich zeigten dann die nach aussen tretenden Ereignisse und der grosse Gang der Geschichte, wie gänzlich mein Beobachten und Veranschlagen der kleinen internen Einzelzüge gestimmt hatte. Doch davon werde ich seinerzeit noch übergenuz zu berichten haben.

Einen Menschen freilich, den wir zuerst an unserm Freitag kennenlernten, der dann ein paar Monate fast täglich zu uns kam und dem wir bis auf den heutigen Tag fest verbunden blieben, obwohl wir uns bald nur noch in langen Abständen sahen und beiderseits lässige Briefschreiber waren: Julius Sebba darf ich wohl doch nicht zum Durchschnitt rechnen. Vielmehr muss ich ihn zu den merkwürdigsten Persönlichkeiten zählen, mit denen ich im Leben zusammengetroffen bin. Dabei gehe ich nicht nach seinen äusseren Erfolgen, die vor dem Hereinbrechen des Dritten Reichs beträchtlich, doch nicht überragend waren. Sein Kommentar zum deutschen Seerecht, seine juristische Dozentur an der Handelshochschule in Königsberg schufen ihm einen fachwissenschaftlich umgrenzten Namen; sein Cellospiel war in manchem Kirchenkonzert willkommen, aber doch immer nur als das Spiel eines ausgezeichneten Dilettanten, der im Hauptberuf Rechtsanwalt und nicht Musiker war. Sein Bändchen grotesker Gedichte, «Das Prisma», erschien als Privatdruck und wandte sich nicht an die allgemeine Öffentlichkeit. Ich denke bei meiner Wertung nur an

seinen eigenartigen unrubrizierbaren Charakter, der damals schon fest ausgeprägt war. Fast romanhafte Zufälle bewirkten, dass ich später mehrmals gerade in solchen Augenblicken mit Sebba wieder zusammentraf, die für ihn aussergewöhnlichen und entscheidenden Inhalt besaßen: Immer war er der gleiche rätselhafte Mensch, voll unvereinbarer Widersprüche und dennoch ausgeglichen, abstrakter und verstiegener Denker und dennoch nüchtern praktisch, von einem trostlos absoluten Pessimismus erfüllt, der ihn durchaus hätte lähmen müssen, und dennoch mit dem zähesten Lebenswillen begabt. Bezeichnend für den ganzen Menschen fand ich stets sein Verhältnis zum Meer. Er liebte die See, und es war nicht etwa eine unwissende und unfruchtbare Schwärmerei. Er machte sich mit allen Fragen des Schiffbaus und der Schifffahrt derart vertraut, dass er eine Autorität auf dem Gebiet des Seerechts wurde. Zugleich war es eine tiefe ästhetische Neigung; er besaß eine ganze Sammlung von Schiffs- und Seebildern. Und es war auch ein Verlangen nach wirklicher Verbundenheit mit dem Meer; seine Ferien verbrachte er wieder und wieder auf See-reisen. Dabei wurde ihm übel, sobald der Dampfer den Hafen verliess und nur im Geringsten schwankte. Nun sollte man annehmen, er habe seine Seekrankheit heroisch bekämpft oder er habe sie resigniert in Kauf genommen, um nur die Schönheit des Meeres betrachten zu können, oder er habe sich nach den ersten traurigen Erfahrungen beschieden, die See vom Strand aus zu bewundern und die Schiffe im Hafen zu studieren. Nichts von alledem. «Wenn ich ganz still in meiner Kojen auf dem Rücken liege», sagte er, «wenn ich weder Wasser noch Himmel sehe, bleibt mein Magen ruhig.» Also machte er Fahrt auf Fahrt, ohne aus seiner Kabine aufzutauchen, ohne zwischen Hafen und Hafen das Geringste zu sehen.

Ella Doehring, die Tilsiter Schulfreundin seiner Schwester, führte ihn uns zu. Er war nach Berlin gekommen, um das Assessorexamen abzulegen, hatte sein Cello, seine «Frau», wie er sagte, mitgebracht und Ella gefragt, ob sie einen passenden Klavierpartner für ihn wüsste. Nur am allerersten Abend unserer Be-

kanntschaft kam er ohne das Cello zu uns. Von da an war sein Erscheinen immer das gleiche: Ein wenig zusammengesunken, das bartlose Gesicht müde und etwas faltig, beinahe mürrisch vor Abspannung, sah er neben dem breiten, schweren Instrument in seinem Arm ziemlich schwächling und elend aus. Beim Essen oder Tee blieb er einsilbig; ja, er habe tagsüber schwer mit seiner Examensarbeit gekämpft, es sei unrecht, dass er uns jetzt zur Last falle, heute sei kaum noch etwas mit ihm anzufangen. Danach machten sich meine Frau und er an die Musik; meist wurde Beethoven, Brahms oder Grieg gespielt, meist war ich der einzige Zuhörer. Sebba hatte die ausgegangene Zigarre im Munde, er schien gleichgültig eine mechanische Tätigkeit auszuüben; aber bei näherem Hinsehen wäre seine gänzliche Hingabe an die Musik auch einem Tauben deutlich geworden. War das lange Konzertieren zu Ende, dann hatte ich einen ganz andern Menschen vor mir: Die Abspannung des Anfangs, die Musik-Versunkenheit bei anscheinender Indifferenz waren gleicherweise verschwunden. Es tut mir in diesem Augenblick beinahe leid, dass ich von manchen Unterhaltungen an unsern Freitagen oder bei früheren Gelegenheiten bisweilen wohl den Ausdruck gebraucht habe: «Wir philosophierten». Denn das alles war nur oberflächliches Geplauder, verglichen mit den Gesprächen zwischen Sebba und uns, wobei er die Führung hatte. Ich kam mir ihm gegenüber unwissend und unklar vor. Er besass eine erstaunliche Kenntnis der verschiedenen philosophischen Systeme, sie erstreckte sich ebenso erstaunlich weit in die Gebiete der Religionswissenschaft wie der exakten Psychologie. Und regelmässig traf er bohrend auf die brüchige Stelle, den Fehler oder die subjektive Einseitigkeit der jeweiligen Doktrin. Am Ende seines «Prismas» steht ein kleines Gedicht: «Begriffe unter sich». Da rühmt sich der Positiv, er sei der Richtige, er sage nur das Wirkliche aus, er dulde keine Übertreibung und keine verfälschende Tendenz, er sei «die freiwillige Feuerwehr». Ja, sagt der Superlativ, das bist du, aber das ist gar nicht das Richtige, dieses Auslöschen aller Brände: «Ich

bin die Jugend, ich bin die Kraft, / Ich bin die schaffende Leidenschaft. / Ich kenne nicht Mass, ich kenne nicht Grenze: / Ich bin der Verein der Firlefänze.» Hierauf drückt der Komparativ beiden Vorrednern seine Verachtung aus: er sei der reine wägende Denker – «Ich sitze richtend auf einem Thron / Als richtungsbestimmende Relation.» Wonach der Autor selber den Komparativ aburteilt: «Also Firlefanz minus Feuerwehr». Eine Verneinung aller Positionen: Darauf lief bei Sebba alles Philosophieren hinaus. Aber was in seinen Versen – die an Morgensterns Grotesken anklingen, nur sind sie grübelnder und formal nachlässiger, von einer gewollten Nachlässigkeit in Wort und Rhythmus –, was dort Spiel mit Sinn und Unsinn ist, das war in seinen Gesprächen, wenigstens sooft wir zu dritt beisammensassen und er sich ganz offen gab, tiefer Ernst und streng logisches wohldokumentiertes Plädoyer eines Staatsanwalts. Plädoyer gegen wen? Nur gegen Oberflächlichkeit oder Sentimentalität oder Subjektivität der andern? Manchmal glaubte ich, er fühle sich rational verpflichtet, die eigne Seele zu bekämpfen. Er selber sagte nicht «Seele», sondern «psychische Funktionen» und schrieb sein tollstes Gedicht über das Stückchen Willen des verstorbenen Rechnungsrats Aedbar, das «bei Räumung der psychischen Zone» versehentlich in Ganglie 307 zurückbleibt. Ein Mensch von so starker Musikalität wie Sebba konnte unmöglich an das «Nichts-als-psychische-Funktionen» wirklich glauben, er konnte sich höchstens zu diesem Glauben zwingen wollen. Es kommt zwar vor, dass die Gefühlsbedürfnisse eines Künstlers auf seine Kunst beschränkt bleiben, und in allem übrigen ist er ein kaltherziger Verstandesmensch. Auf Sebba traf das aber durchaus nicht zu. Vielfach bewies er eine grosse Liebe zu seinen Angehörigen. Seine Eltern waren aus Russland eingewanderte, in Deutschland nationalisierte fromme Juden. Er selber hatte auf Gymnasium und Universität deutsche, zu Haus hebräische und Talmudbildung erhalten (weswegen denn im «Prisma» Jargon und ostjüdisches Denken eine wesentliche Rolle spielen). Ohne allen Gottglauben zersetzte

er die jüdische Religion nicht anders als jeden andern Kult. Er war auch nicht Nationaljude, jede Art von Stammesstolz, Nationalismus und Patriotismus hielt er für Lebensäusserungen einer primitiven Menschheit. Dennoch hielt er fest zum Judentum, weil er sich den Eltern verknüpft fühlte und sie nicht kränken mochte. Er hing auch sehr an den Geschwistern. Sein älterer Bruder, musikalisch wie er und ein tüchtiger Arzt, aber ein wenig haltlos und zu erotischen Verstrickungen neigend, wurde von ihm mit schonender und taktvoller Nachsicht geradezu behütet; dem Jüngsten, den es zur Malerei zog und der sein Ziel auch erreichte, stand er auf jede Weise bei, ohne ihn seine Überlegenheit fühlen zu lassen; mit seinen schwächer begabten Schwestern lebte er im besten Einvernehmen. Und wie verlässlich er als Freund war, das sollte ich noch an mir selber in einem sehr trüben Moment erfahren.

So liegt es natürlich als sehr bequeme Formel für diesen Charakter nahe: Der scharfsinnige Kopf befiehlt das zärtliche Gemüt und sucht es in Schranken zu halten. Aber nichts, rein gar nichts von solchem inneren Kampf war bei Sebba zu spüren. Kopf und Herz liessen sich gegenseitig alle Freiheit, auch hinderte ihn weder sein spintisierendes Denken noch sein warmes Gefühl im Geringsten daran, ein sehr kühler Anwalt und geschäftstüchtiger Geldverdiener zu werden.

Und noch etwas anderes blieb mir an Sebba immer rätselhaft. Nach allen Regeln der Psychologie hätte er ein ernster Mensch sein müssen. Oder wenn er Witz hatte, so musste es ein bitterer Witz, und wenn er Humor besass, so musste es ein galliger Humor sein. Denn es ist ja keineswegs der Fall, was man gemeinhin annimmt, dass ein Humorist eine versöhnlich optimistische Natur besitzen müsse. Der Satiriker ist immer Optimist, denn er will bessern und glaubt also bessern zu können; der Humorist hingegen kann sehr wohl das Unverbesserliche mit einiger Verachtung belächeln. Sebba konnte sehr verächtlich spotten, besonders wenn er auf Wortprunk und auf vorgetäushtes oder sentimentales Füh-

len stiess. Aber er konnte sich auch dem Scherz und dem blühenden Unsinn in einer Weise überlassen, die meinen Neid fast noch mehr erregten als sein Wissen und seine Denkschärfe. Beim Alkohol war er ein unvergleichlicher Gesellschafter, und hübschere Zechereien als mit ihm bei «Dalbelli», ein paarmal zu dritt, ein paarmal in grösserem Kreis, haben wir nie wieder kennengelernt. Wenn wir später irgendwo in sehr vergnügte Stimmung gerieten, dann hiess unsere höchste Anerkennung immer: «Es ist wie damals bei ‚Dalbelli‘.»

Diese Weinstube in der Potsdamer Strasse betonte ihre *italianità* nicht nur durch den Chianti in umflochtenen Flaschen, sondern auch durch einen Tenor, einen fast unförmig dicken, aber *graziös* beweglichen Mann, der seine Lieder, das übliche Repertoire der italienischen Strassensänger, mit sehr passabler Stimme zur Gitarre vortrug und mit lebhaften Tanzschritten, Gebärden und Gestikulationen begleitete. Zwei Szenen, die erste ungewöhnlich für Berlin, die zweite ungewöhnlich für mich, stehen noch mit besonderer Bildschärfe vor mir. Zu fünfen in einer Droschke zusammengeknäuel, der Überrest eines bewegten Freitagabends, sind wir spätnachts bei «Dalbelli» angekommen: Sebba, Caroli, die ihn anschwärmt, Körnchen und wir beide. Nach dem zweiten Glas ist Körnchen nicht mehr am Tisch zu halten; sie nimmt dem verblüfften, aber sogleich ritterlich gefassten Tenor das Instrument aus der Hand und singt ihr erzgebirgisches Lied von dem Hähnchen, das «die ganzen Zetscherln munter macht». Der Beifall ist laut, sie lässt das Bierbaumsche Lied «Laridah» folgen. Und nun wirft sich ein angeheiterter Jüngling vor ihr mit feurigen Worten auf die Knie, und ein spitzbärtiger Herr, ebenfalls nicht mehr nüchtern und ebenfalls mit schmachtenden Blicken, nimmt sich Körnchens gleichermassen feurig an und weist den Knienden so energisch zurecht, dass ein handgreiflicher Streit zu entstehen scheint. Alles ist sehr rasch gekommen, und ich sehe hilflos zu. Aber schon ist Sebba aufgestanden und ruhig lächelnd auf die Gruppe zugeschritten. Mit einigen scherzhaften Worten bringt er die Rivalen auseinander, und dann führt er das

erschrockene Körnchen gleichmütig an unsern Tisch zurück. Und die andere Szene. Wir sind mit Sebba allein bei «Dalbelli». Er hat sein Assessorexamen bestanden und uns zur Feier, die zugleich eine Abschiedsfeier ist, eingeladen. Es wird herzlicher gesprochen als sonst, es wird auch mehr getrunken als sonst: Auf den biedereren Chianti folgt der gefährliche Moscato. Endlich fühlen wir zwei Männer, dass es Zeit ist zum Aufhören, und im Aufstehen merken wir, dass es einige Mühe kosten wird, in vollkommener Haltung hinauszukommen. Wir helfen uns gegenseitig in die Mäntel, wir geben uns den Arm und schreiten aufrecht und geradlinig, nur ein bisschen steif, durchs Lokal. An der Tür hören wir eine Stimme von weit her: «Wollt ihr mich nicht mitnehmen?» Dies ist das einzige Mal in funfunddreissig Jahren, dass ich meine Frau ganz vergessen habe. –

Aber ich schwelge in solchen gesellschaftlichen Erinnerungen, als seien sie das Wesentliche dieser Jahre. Und doch waren sie nur das Nebenbei einer sehr arbeitsreichen Zeit. Wie ich jetzt den verstaubten Stapel der damals veröffentlichten Dinge ansehe, kann ich mir mindestens das Zeugnis eines angespannten Fleisses ausstellen.

Wir waren eben in der Weimarischen Strasse eingezogen, und ich sass an meinem neuen Schreibtisch in der noch ziemlich chaotischen Wohnung über den ersten Heyse-Korrekturen, da lockte mich eine grosse Aufgabe. Ich las, wahrscheinlich in der Jubiläumsrubrik der «Literarischen Praxis», dass Adolf Wilbrandt im nächsten August siebzig Jahre werde. Wilbrandt war damals noch ein vielgenannter Mann. Man schätzte ihn vor allem als den ehemaligen Direktor des Burgtheaters, man spielte noch einige seiner Dramen, man las seine zahlreichen Romane, die freilich oft als veraltet bezeichnet und seinen Bühnenwerken hintangesetzt wurden. Ich kannte manches von ihm, und er interessierte mich überall lebhaft, eigentlich sehr viel mehr als Paul Heyse. Sicherlich war Heyse der reinere Künstler, aber Wilbrandt dachte tiefer und umfassender, er setzte sich als Romandichter mit den Problemen der Zeit oder der nahen Vergangenheit auseinander. Ich empfand

für ihn nicht die gleiche Begeisterung wie für Spielhagen, mich reizte bei ihm bisweilen ein chauvinistischer Ausbruch, eine Überheblichkeit seines Germanentums, mich störte manchmal seine übermässige Lehrhaftigkeit, aber immer wieder wusste er durch wahrhafte Humanität und durch liebenswürdig humoristische Schulmeisterei zu versöhnen. Es gab noch keine Gesamtdarstellung seines Schaffens, insbesondere noch keinen Überblick seiner Romane. Hier konnte ich mich ausgreifender betätigen als an dem Thema Heyse, aber freilich brauchte ich auch mehr Druckraum dazu und mehr Zeit. So richtete ich an Wilbrandts Verleger Cotta die Anfrage, ob er mir eine Monographie seines Mannes anvertrauen wolle.

Hierbei leitete mich noch eine andere Erwägung. Wenn der berühmte Cotta ein Buch von mir herausbrachte, so würde es bestimmt überall ernsthafte Kritik finden, und wenn es etwas taugte, war ich über die schlimmste Dunkelheit hinaus. Cottas Antwort brachte mir etliche verzweifelte Tage. Er schrieb, ich sei ihm völlig unbekannt, auch würde das Buch keinen grossen Käuferkreis finden. Wenn ich ihm jedoch die ersten Kapitel zur Ansicht vorlegen und keinen Anspruch auf Honorar erheben wolle, so sei er zu wohlwollender Prüfung geneigt. Aber man schreibt doch keine ersten Kapitel einer solchen Studie, ehe man nicht die wesentlichen Vorarbeiten zu dem gesamten Opus erledigt hat. Ich musste also, wollte ich die Monographie auch nur beginnen, mehrere Monate daran setzen, mit der einzigen Gewissheit, unbezahlt zu bleiben, und ohne jede Sicherheit eines sonstigen, indirekten oder ideellen Erfolges. Aber während ich noch in meinem Gewissen schwankte, ob ich zu diesem Wagnis berechtigt sei, hatte mich das Thema bereits derart gepackt, dass ich nicht mehr davon loszukommen vermochte. Im Januar legte ich Cotta einige Stücke vor, im Sommer erschien das Buch.

Doch wenn ich vorhin meinen Fleiss gerühmt habe, so wird er nicht durch den «Wilbrandt» allein, sondern in höherem Masse durch jene vergilbten Stösse bezeugt. Wagte ich es, unbezahlte Arbeit zu tun, so musste eben ausserdem und gleichzeitig bezahl-

te Arbeit gefunden und verrichtet werden. Ich setzte die Fahrten des Stadtreisenden fort, ich studierte immer wieder die Jubiläumsdaten der «Literarischen Praxis», ich tat noch ein Drittes zur Vermehrung meiner Aufträge.

Unter meine – nein, hier muss ich sagen: unsere Arbeitszeit in diesen Jahren sind auch die täglichen fünfundvierzig Minuten im Café «Austria» an der Potsdamer Brücke zu rechnen. Das «Austria» war kein Lokal der Vergnügung oder der lauten Debatten oder auch nur des behaglich dilettantischen Zeitungslesens. Man las dort stillschweigend und verbissen, man las von Berufs wegen. Es war da ausser wenigen gut geschulten Piccolos ein alter Oberkellner und Geschäftsführer tätig, durch ein inneres Leiden etwas gebückt und von gelber Gesichtsfarbe, der für seine Stammgäste (und eigentlich waren alle Besucher Stammgäste) väterliche und verständnisvolle Freundschaft hegte. Der Mann, der um ein Uhr nachts so eifrig auf seinem Posten stand wie am Vormittag und der den üblichen Groschen Trinkgeld mit so selbstverständlicher Würde einsteckte wie ein Arzt sein Honorar, hatte es im Grunde gar nicht mehr nötig, sich derart zu schinden: Er besass ein Häuschen in Pankow, seine Tochter hatte einen Marineingenieur geheiratet, sein Sohn war Arzt und wünschte, dass der Vater sich zur Ruhe setze. Das alles hat er uns nach und nach ausführlich erzählt, aber seinen Namen erfuhren wir nie; er hiess eben «Herr Ober». Es war die reine Berufsfreude, die ihn im Dienst festhielt, und ich glaube, er fasste seinen Beruf als einen literarischen auf. Er wusste aufs Genaueste, was für Blätter und Zeitschriften die einzelnen Gäste beanspruchten, er kannte die Reihenfolge ihrer Lektüre und sorgte für einen flüssigen Tauschverkehr von Tisch zu Tisch. Im «Austria» also gingen wir regelmässig die Berliner und die grossen Provinzzeitungen durch, dazu die neuesten Zeitschriften, ein jedes die Hälfte des Stapels, auf Suche nach verwendbaren, irgendwie aktuellen Themen. Unsere Unterhaltung beschränkte sich auf knappe Bemerkungen wie etwa: «Richard Deh-

mel liest übermorgen aus seinen Gedichten vor», oder: «Die Huch schreibt über Garibaldi». Es war auch nicht bloss Eitelkeit, wenn wir nach Rezensionen meiner Schriften suchten – nach dem Erscheinen des «Wilbrandt» waren es nun schon fünf, und in einer wohlwollenden Anzeige hiess ich «ein noch junger, aber regsam produktiver Schriftsteller» –, denn solche Kritiken ergaben die Möglichkeit neuer Anknüpfungen. Mein Absatzgebiet erweiterte sich jetzt rasch und beträchtlich, und als der Wilbrandt einiger-massen hielt, was ich mir von ihm versprochen hatte, da brauchte ich den Stadtreisenden seltener zu spielen: Ich bekam mancherlei schriftliche Aufträge, es wurden mir neuerschienene Bücher von Redaktionen und Verlegern übersandt und manchmal sogar von Autoren. Aber die orientierenden täglichen fünfundvierzig «Austria»-Minuten behielten wir ständig bei, und als wir uns nach mehrjähriger Abwesenheit auf der Durchreise dort wieder einmal sehen liessen und noch in der Drehtür standen, da rief der Ober schon: «Zwei Schale braun –, ‚Vossische‘, ‚Frankfurter‘, ‚Königsberger Hartungsched‘», und dann erst kam er zu herzlicher Begrüssung auf uns zu.

Habe ich diese Kaffeehausbesuche mit vollem Recht als einen Teil meiner Arbeit bezeichnet, so waren sie doch ihr leichtester Teil und ein Stückchen Erholung dazu. Der Markt wollte ja nicht nur erworben, sondern auch beliefert sein, und oft genug bin ich weder mit der acht- noch der zehnstündigen Arbeitszeit am Schreibtisch ausgekommen. Ich sass bis ein und zwei Uhr nachts, es machte mir damals auch wenig aus, gelegentlich die ganze Nacht durchzuschreiben. Erst nach der Mitte der Dreissig habe ich solche Ausschweifungen mit schweren Kopfschmerzen bezahlen müssen. Die Gewohnheit, während der Arbeit an umfangreichen Studien kleinere Artikel nebenher zu schreiben, behielt ich während aller Jahre meiner publizistischen Tätigkeit bei.

Dabei ist «kleinere» und «grössere» Studie nicht ohne Weiteres gleichzusetzen mit Zeitungsartikel und Zeitschriftenaufsatz. Manches Feuilleton, das ich in der «Vossischen» oder «Frankfurter Zeitung» veröffentlichte, nahm es nach daran gewandter Mü-

he und Umfang mit meinen häufigen Beiträgen zu «Bühne und Welt» auf, der ersten Zeitschrift, für die ich unter besseren Bedingungen schreiben durfte als für die «Fremden Zungen».

«Bühne und Welt» war eine geachtete Halbmonatsschrift besonderer Art: kein blosses Familien- und Unterhaltungsjournal, durchaus fachlich auf das gesamte Gebiet der Dramaturgie gerichtet, wobei Gegenwart und Vergangenheit gleicherweise zu ihrem Recht kamen, gründlich bis zur philologischen Strenge, aber dennoch populär im Ton und mehr noch durch seine guten Illustrationen. Den Herausgeber Heinrich Stümcke, einen Deutschbalten, besuchte ich oft in seiner Wohnung in der Augsburger Strasse, und immer einigten wir uns rasch über meine Beiträge und plauderten jedesmal eine ganze Weile von Privatem und Beruflichem. Er war ein übermässig dicker, bartloser Vierziger etwas eunuchenhaften Aussehens, ein Junggeselle voller Zärtlichkeit für seine weisse Angorakatze und seinen weissen hochbetagten Pinscher, die immer in seinem Arbeitszimmer hausten und ihn auf die jährliche Reise ins Herz- oder Gichtbad begleiteten. Er hatte mehrere Schriften zur Theatergeschichte, auch einen Sammelband eigener Rezensionen veröffentlicht, berichtete der «Kölnischen Zeitung» über Berliner Aufführungen, die er gleichzeitig in seinem Journal besprach, und gehörte mehreren Fachgesellschaften an. Alles, was ich von ihm gelesen habe, ist brav und verständig, nichts zeichnet sich durch irgendwelche Tiefe oder Eigenart aus, und heute dürfte diese gesamte bieder-durchschnittliche Produktion des zu Anfang des Weltkrieges oder kurz vorher Verstorbenen vollkommen vergessen sein. Was mir den freundlichen Mann unvergesslich macht und was mich damals immer wieder teils mit Neid erfüllte, teils belustigte, war seine ungeheure, in ihrer Naivität mehr rührende als verletzende Eitelkeit. Wiederholt sagte er im Gespräch allen Ernstes und mit ganz unpathetischer Selbstverständlichkeit: «Ich, der berühmte Doktor Heinrich Stümcke.» Von einem Fachkollegen, der ihn an selb-

ständigem Gepräge wie an Bedeutung der Position weit überragt hatte, von Fedor Mamroth, dem verstorbenen Feuilletonredakteur und Theaterkritiker der «Frankfurter Zeitung», meinte er: «Alles ganz hübsche Sachen, aber doch alles Provinz.» Als ich 1910 nach Wien fuhr, trug er mir auf: «Vergessen Sie nicht, meine Grüsse an Arthur Schnitzler auszurichten; wir verkehrten intim miteinander, als wir noch beide unberühmte Leute waren.» Aber vielleicht ist es gar nicht zutreffend, wenn ich ihn eitel nenne. Eitle Menschen setzen sich immer auf verlogene Weise ins Licht, und Stümcke war ohne alle Verlogenheit. Er zeigte mir das Bändchen irgendeines Balkanordens und sagte: «Das hat mir in Frankreich gute Dienste getan, man hielt es für das Bändchen der Ehrenlegion.» Er sagte mir auch: «Sie sollten sich um Verkehr in reichen Häusern bemühen. Was glauben Sie wohl, wie viele Exemplare meiner Bücher verkauft worden sind, weil ich so oft in wohlhabenden Häusern eingeladen werde!» Ich bin einer so unschuldigen Selbstzufriedenheit nie wieder begegnet.

Es hat seinen bestimmten Grund, dass von den vielen Menschen, mit denen ich damals beruflich verkehrte, gerade Stümckes Persönlichkeit so besonders deutlich vor mir steht: Wohl keinen Satz aus jener Sammlung der Familiensprüche habe ich so oft in aller Stille für mich selber zitiert als das von Stümcke beigesteuerte Warnungswort. Häufig, wenn ich in diesen Jahren an den Zeitungsständen der Strasse oder der Untergrundbahn vorbeiging, hatte ich das erfreuliche Gefühl: «Heute wirst du wieder viel gelesen werden.» Und stand mein Name auf dem Umschlag einer Zeitschrift, so schwoll mein Behagen mächtig an. War ich aber gar unter den Auserwählten, die auf der Leibbinde des Hefes genannt wurden, dann glaubte ich, auf dem Wege zum Ruhm schon ein beträchtliches Stück hinter mich gebracht zu haben. Und in diese Beglücktheit hinein klang es jedesmal unweigerlich: «Ich, der berühmte Doktor Heinrich Stümcke!» Und etliche zwanzig Jahre später, als ich zum ersten Mal meinen Namen im Brockhaus las und als der Direktor des pädagogischen Instituts,

ein gewesener Minister, zu mir, dem übergeordneten Abteilungsdekan, feierlich sagte: «Gestatten Sie, dass ich Ihnen meine Herren vorstelle», da hörte ich wieder die altvertraute Stimme: «Ich, der berühmte Doktor Heinrich Stümcke!»

Regelmässiger und eifriger Mitarbeiter wie für «Bühne und Welt» wurde ich auch bald für die «Gegenwart», später ebenso für die «Grenzboten»; einiges veröffentlichte ich in der «Hilfe», und meine Liliencronstudie erschien in den «Preussischen Jahrbüchern». Das Gemeinsame dieser vier Zeitschriften bestand darin, dass ihr Hauptakzent auf der Politik lag. «Gegenwart» und «Grenzboten», die ein wenig von ihrem alten Ruhm zehrten, aber noch immer Ansehen besaßen, nahmen eine mittlere Stellung ein, die «Preussischen Jahrbücher» waren ausgesprochen konservativ, und in der «Hilfe» bestrebte sich Pfarrer Naumann, zwischen den Ideen des Freisinns und des Sozialismus zu vermitteln. Da ich mich auf rein literarische Themen beschränkte, so konnte ich sehr wohl hier überall publizieren, ohne deshalb «nach rechts und nach links» zu schreiben. Ziemlich häufig kam ich in der «Frau» zu Wort, die unter der Leitung Helene Langes, in der Hauptsache aber von der jugendlichen Gertrud Bäumer redigiert, massvoll die Frauenrechte und -interessen vertrat. Ein paar meiner längeren Aufsätze stehen auch in «Westermanns Monatsheften», die immer neben Roman und Novelle den Essay pflegten, und einiges wurde in neuen, kurzlebigen Zeitschriften jener Zeit gedruckt, wie der «Deutschen Kultur», der «Lichtung», dem «Deutschen Frühling». Sehr vollständig ist diese Aufzählung nicht.

Meine Themen wählte ich fast immer aus der deutschen Literatur der Gegenwart und des neunzehnten Jahrhunderts; nur selten griff ich auf mein romanisches Studiengebiet zurück, direkt etwa in einem Aufsatz über Ada Negri, indirekt in einer Arbeit über Gutzkows «Urbild des Tartüffe». Immer war ich darauf aus, grössere Zusammenhänge zu umfassen. Hatte ich über Liliencron geschrieben, so betrachtete ich andere Balladiker der Gegenwart, und Borries von Münchhausen suchte ich an Strachwitz zu messen.

Oder ich veröffentlichte eine ganze Aufsatzreihe über Schriftstellerinnen und sah im Geist ein Buch vor mir unter dem Titel: Die moderne deutsche Frauendichtung. In gleicher Absicht schrieb ich später eine Studienserie über österreichische Dichter. Aber ich fühlte sehr wohl, dass ich mit solchen Serien nur ein Nebeneinander herstellte, das auch innerhalb desselben Buchdeckels noch kein einheitliches Buch abgegeben hätte.

Seit Oranienburg war ich einigermaßen klar über mein Können und Nichtkönnen. Ich finde in meinen Tagebüchern manche Eintragung wie diese: «Man kann ein Werk auf drei Arten kritisieren. Entweder misst man es an einer allgemeingültigen Regel. (Ein Drama muss so aussehen, ein Roman derart gebaut sein et cetera.) Das mag ich nicht. Oder man spricht sich subjektiv darüber aus. Solch Impressionismus macht mir Vergnügen, und wenn mir etwas Gutes einfällt, werde ich es nicht unterdrücken. Aber das kann immer nur Zutat sein. Hauptsache ist, das immanente Gesetz einer Dichtung herauszufinden und sie danach zu beurteilen. Doch das immanente Gesetz einer einzelnen Dichtung finde ich mit Sicherheit nur, wenn ich den ganzen Dichter in allen seinen Werken studiere, und dem ganzen Dichter kann ich nur gerecht werden, wenn ich ihn in seine Zeit stelle und wenn ich weiss, wie er geworden ist. Aber damit bin ich von der rein kritischen zur literarhistorischen Arbeit hinübergeglitten. Und wenn ich als Literarhistoriker etwas Ordentliches schaffen will, brauche ich – der alte Jammer – mehr Wissen, als ich besitze, mehr Zeit, mehr Druckraum.»

Nun lag es so, dass eine Studie sich fast genau in dem gleichen Masse weniger bezahlt machte, als sie ausführlicher und fachlicher gearbeitet und damit auf weniger populäre und weniger verbreitete Zeitschriften angewiesen war. Wollte ich mich jetzt aber als verhinderten Literarhistoriker oder Wissenschaftler drapieren, der seine kleinen und eiligen Zeitungsartikel nur um des Broterwerbs willen zwischen die ernsthaften Studien schob, so wäre das eine glatte Unwahrheit. Jahrelang hat mir die flüchtige journalisti-

sche Arbeit sehr grosses Vergnügen bereitet, ja sie war mir eine fast notwendige Abwechslung, und ich bemühte mich gern, sie möglichst vielfältig auszugestalten.

Das einfachste Mittel dazu war das vorhin erwähnte «Ausschlachten», das im Wesentlichen in der Kunst des Paraphrasierens besteht. Ich kann den gleichen Artikel in zehn verschiedenen Blättern durchweg als Originalarbeit (und also nicht neunmal nur als schlechter honorierten «Zweitdruck») veröffentlichen, indem ich seinen sich gleichbleibenden Inhalt jedesmal in andere Worte kleide oder allenfalls seine unveränderten Gedanken an andern Beispielen erläutere. Habe ich ein Buch geschrieben, so kann ich die Tätigkeit des Ausschlachtens potenzieren, indem ich das Buch in seine einzelnen Kapitel zerlege und jedes Kapitel für sich beliebig oft paraphasiere – (Heyse als Dramatiker, Heyse als Lyriker, Wilbrandts Novellen, Wilbrandts Anfänge – o meine verstaubten Mappen!). Solange diese rein formale Arbeit noch der Übung bedurfte, fand ich sie ganz unterhaltend und erholsam; dann wurde sie mir lästig und schliesslich im hohen Grade zuwider: Es schien mir eine mechanische, eine entwürdigende, ja nicht einmal eine ganz ehrliche Tätigkeit, ich betrieb sie nicht als Schriftsteller, sondern als Schreiber.

Doch im Grunde waren weder meine primären Zeitungsartikel noch meine Ausschlachtungen etwas ganz und gar Journalistisches, sondern gehörten durchweg unter die Rubrik einer fachlichen Produktion. Was ist denn die Besonderheit des eigentlichen Journalisten? Einen leichten und raschen, für den Tag und nicht für die Dauer berechneten Artikel zu schreiben, das bringt auch wohl der Fachschriftsteller fertig. Aber er bewegt sich dabei immer auf seinem Fachgebiet, er verharrt innerhalb einer bestimmten Materie, er schreibt nur über das, was er weiss. Der echte Journalist hingegen schreibt von Berufs wegen über alles, und so in vielen Fällen auch über das, was er nicht weiss. Mit dieser Feststellung ist durchaus kein Vorwurf verbunden. Der Journalist braucht kein Spezialwissen zu haben, ja er wird dadurch nur von seiner eigentlichen Aufgabe abgelenkt. Denn sie besteht darin,

den äusseren Aspekt der Dinge und Menschen wiederzugeben, den allgemeinen Eindruck festzuhalten, der der Allgemeinheit verständlich und interessant ist. Im Mai 1907 schickte mich das «Berliner Tageblatt» zur Antrittsvorlesung des zweiten Roosevelt- oder Austauschprofessors, des Chemikers Theodore Richards. Ich verstehe buchstäblich nichts von Chemie, die zu meiner Schulzeit kein Gymnasialfach war, und nun las der Gelehrte gar seinen Vortrag in raschem Tempo und mit leiser gleichförmiger Stimme in englischer Sprache vom Manuskript ab. Nicht ein Wort vermochte ich aufzufassen. Aber ich beobachtete das entsetzte Staunen vieler Zuhörer (denn der erste Gastprofessor hatte Deutsch gesprochen), ich beobachtete, wie sie den Hinterausgang der Aula leise zu erreichen suchten und gerade durch ihr Bemühen um Lautlosigkeit geräuschvoll wurden, wie sie «leise» die Tür aufklinken wollten, sie verschlossen fanden und «leise» auf ihre Plätze zurückschlichen. Der kurze Bericht über diese Vorlesung ist meine journalistische Arbeit.

Die ganz wenigen Stücke, die ich als solch absoluter Journalist geschrieben habe, stehen alle im «Berliner Tageblatt». Wenn ich mich heute an meine Tätigkeit für diese Zeitung mit höchst peinlichen Gefühlen erinnere, so geschieht es nicht deshalb, weil ich dort etwa schlecht behandelt worden wäre oder weil ich mich nachträglich jenes absoluten Journalismus schämte – ich habe nur erkannt, dass mir die für ihn nötige spezifische Begabung fehlte –, sondern um einen Vorwurf meines Gewissens willen. Ich habe da immer eine unerfreuliche Rolle vor mir selber gespielt, denn von Anfang an war mir das «Tageblatt» unsympathisch, allmählich wurde es mir geradezu verhasst, und doch bin ich in den reichlichen sieben Jahren meiner Publizistik ständig bemüht geblieben, sein Mitarbeiter zu sein. Der Grund für dies Bestreben liegt auf der Hand: Es gab nur zwei deutsche Zeitungen, die wirkliche Weltblätter waren, die «Frankfurter» und das «Berliner Tageblatt»; von ihnen war die «Frankfurter» die ungleich gediegenere, das «Tageblatt» aber die weitaus häufiger gelesene. Welch

eine Wonne, sich sagen zu können: «Du wirst Leser in New York und San Franzisko finden, in Kairo und Kapstadt!»

Meine Aversion gegen das «Tageblatt» muss ich genauer erklären. In rein politischer Hinsicht war es mir zumeist durchaus recht; es vertrat die Ideen des Freisinns sehr entschieden und wahrte seine Selbständigkeit der Rechten wie der Linken gegenüber, es hat auch seinen Standpunkt mit aller Ehrlichkeit bis zuletzt behauptet. Nur die Tonart der zum grossen Teil von Theodor Wolff geschriebenen, wohl immer von ihm kontrollierten Artikel missfiel mir. Ich sagte schon, dass Wolff unter seiner ausschliesslich französischen Schulung litt und bei dem Versuch, den Pariser Esprit aufs Deutsche zu übertragen, ins allzu Geistreiche und Witzelnde entgleiste. Doch wegen dieser, freilich kontinuierlichen, Geschmacklosigkeit hätte ich das «Tageblatt» noch nicht zu hasen brauchen. Nein, aber während es im rein Politischen unter dem schlechten Stil eine anständige Gesinnung bewahrte, war es in jeder andern Hinsicht vollkommen gesinnungslos. In Fragen der Literatur, der Kunst, der Philosophie, in allem Kulturellen horchte es auf die jeweils neuesten Tendenzen des Kurfürstendamms, witterte sie im Entstehen und erhob sie lobpreisend zur Mode, witterte ihr Abklingen und verwarf sie heute mit dem gleichen Aufwand an geistreichen Argumenten, mit dem es ihnen gestern beigestimmt hatte. Der üppige Bau des «Tageblatts» stand in der Jerusalemer Strasse, und es wurde von der «Staatsbürgerzeitung» als das «Jerusalemer Strassenblatt» bezeichnet. Kaum ein Tag verging, ohne dass ich es selber so nannte, wenn ich im «Austria» sein Feuilleton studierte.

Mit grösster Erbitterung aber und am ausführlichsten wütete ich in meinem Tagebuch gegen das «Berliner Tageblatt» nicht wegen einer feuilletonistisch-literarischen Sünde, sondern wegen der Zeppelinaffäre im Juli 1908. Wie alle Welt nahm ich trotz meiner Laienhaftigkeit leidenschaftlichen Anteil am Flugwesen. Einmal waren wir beim Zahnarzt; meine Frau sass mit aufgeklimmertem Mund im Lehnstuhl, ich sollte nach ihr herankommen

und befand mich deshalb auch schon im Behandlungszimmer. Plötzlich springt der Zahnarzt, den Bohrer in der Hand, ans Fenster: «Der Parseval!» Ich laufe auch hin, meine Frau reckt sich vor, soweit es das um den Stuhl befestigte Serviettenband irgend erlaubt: keines von uns dreien, nicht einmal sie, findet diese Unterbrechung ungehörig – man muss doch den «Halbstarren» sehen. Wir standen auch in der Menge, über deren sich manchmal ängstlich duckenden Köpfen der Wrightsche Aeroplan das Tempelhofer Feld bedrohlich tief und schwankend umkreiste. Dann wieder sahen wir stundenlang zu, wie bei der Friedenauer Gasanstalt die vielen gelben Riesenkugeln aufgefüllt wurden, wie sie sich darauf zum Gordon-Bennet-Rennen erhoben; einer sank gleich wieder, und sein Korb blieb auf dem Dach einer Mietskaserne stehen, die andern schwebten langsam davon, und einige schienen unbeweglich am Himmel zu haften. Aber so sehr wir die Wrights und den Major Parseval und die Luftschiffer der Freibalons bewunderten: Sie waren doch all für unser Empfinden nur bedeutende Konstrukteure oder kühne Sportsleute. Den Grafen Zeppelin dagegen umstrahlte für uns die doppelte Gloriole des Märchenhaften und des Heroischen. In jenem Juli nun sollte sein Luftschiff, dem eine zwölfstündige Fahrt geglückt war, in Reichsbesitz übergehen, sofern ihm die «grosse Probefahrt», die vierundzwanzigstündige, gelinge. Das «Berliner Tageblatt», nicht anders als alle andern Zeitungen, trat schwungvoll für den Grafen ein, und als es zu Misshelligkeiten zwischen Zeppelin und Kriegsminister von Einem kam, konnte es sich gar nicht genug tun in seiner Parteinahme, und kein Lob war enthusiastisch genug, um die Grösse des Erfinders und seines Werkes zu preisen. Ein Sonderberichterstatteur wurde an den Bodensee geschickt und schrieb pathetische Artikel über das bevorstehende ungeheure Ereignis. Als der erste Aufstieg misslang, hiess es noch immer, man solle nicht ungeduldig sein wie Herr von Einem. Aber am nächsten Tag erleidet das Schiff noch vor Beginn der eigentlichen Fahrt eine schwere Havarie. Und nun ändert das «Berliner Tageblatt»

seinen Ton. Wir haben es immer gesagt: der Graf ist zwar ein Gelehrter und ein Genie, aber nur ein Vorläufer und nicht auf dem rechten Wege; wir haben es immer gesagt: die Zukunft gehört dem System «Schwerer als die Luft».

Ich betrachtete das damals als den Gipfel der Treulosigkeit und erging mich in antisemitischen Schmähungen. Seitdem habe ich hinzugelernt, dass man journalistische Treulosigkeit noch sehr viel weitertreiben kann und dass sie keine spezifisch jüdische Eigenschaft bedeutet. 1933 wurde unsere gesamte Presse «entjudet». Das «Berliner Tageblatt» erschien noch eine Zeitlang unter nationalsozialistischer Leitung, dann liess man es eingehen. Zufällig las ich einen Schweizer Nachruf auf die einstmals mondanste deutsche Zeitung. Alles, was sie im Dritten Reich von ihrer einstigen Weltverbundenheit bewahrt habe, hiess es in diesem Nekrolog, sei die allgemeinverständliche lateinische Druckschrift gewesen, während alle andern deutschen Blätter sich der gotischen Buchstaben bedienten. Nun war also der allerletzte Rest unvölkischen Zeitungswesens ausgelöscht. – Ich sehe von meinem Manuskript auf. Wir haben die Verdunklung an einigen Fenstern mit Zeitungspapier bewerkstelligt. Da kleben Artikel aus dem Frühling 39. Die Schlagzeilen sind auf Abstand lesbar. «Der jüdischbolschewistische Weltfeind. – Stalin, der asiatische Blutsäuerer. Seine jüdische Schwiegermutter, seine jüdischen Minister. – Wir schützen Europa vor dem jüdischen Bolschewismus! – Hungerleichen im bolschewistischen Paradies ...» Wir sind jetzt im Herbst desselben Jahres 39. Die Zeitung bringt täglich Nachrichten über die deutschrussische Zusammenarbeit für den Weltfrieden, über die ungeheuren Nahrungsmengen, die uns Russlands unerschöpflicher Reichtum zufließen lässt, sie bringt das Bild des sympathischen Präsidenten Stalin, der lachend die Hand des lächelnden deutschen Aussenministers schüttelt. – Gute alte Zeit, da mir der Snobismus und der Wankelmuth des «Berliner Tageblatts» als Todsünden erschienen!

Meine Mitarbeit, die mir ständig das Gewissen belastete, glie-

dert sich in zwei Phasen. Theodor Wolffs Verhalten mir gegenüber während meines Pariser Semesters hatte ich als eine Demütigung empfunden. Ihn in Berlin wieder aufzusuchen, konnte ich mich umso weniger entschliessen, als er ja nun im rein politischen Bezirk des «Tageblatts» und auf dem Thron des Chefredakteurs sass. So schickte ich zuerst ein paar Verse unter einem Pseudonym ein. Sie wurden sogleich veröffentlicht, und nun stellte sich «Fritz Victor» dem Feuilletonredakteur persönlich vor. Paul Block, grauhaarig und mit dunkler Brille, scheinbar ein alter Herr, in Wahrheit ein Vierziger, hatte das Steckenpferd, neue Lyriker zu entdecken, und glaubte in mir einen gefunden zu haben. So druckte mir das «Tageblatt» in der nächsten Zeit etliche Gedichte. Erst im Winter 1906 bat ich um journalistische Beschäftigung. Inzwischen hatte der jugendlichere und beweglichere Fritz Engel das Feuilleton übernommen. Er schlug mir vor, im «Zeitgeist», der literarischen Monatsbeilage, Porträtskizzen der Berliner Universitätsprofessoren zu veröffentlichen, und ich begann mit Erich Schmidt und Adolf Tobler. Hier konnte ich noch aus Fachwissen und semesterlanger Erfahrung schöpfen. Nachher begab ich mich auf das Feld der bewussten journalistischen Ignoranz und schilderte unter anderem den Geographen Penck und den Chirurgen Bier. Die «Berliner Gelehrtenköpfe» fanden Beifall, mindestens bei der Redaktion – übrigens hat sie sogar ein Verleger im Jahre 1910 als kleine Sammlung herausgegeben; es war eine lange Serie geplant, ich sollte mich auch an die Technische Hochschule in Charlottenburg wagen und getraute mich einmal ins Kolleg des Photochemikers Mieth. Aber innerlich ganz wohl fühlte ich mich doch immer nur da, wo ich nicht gänzlich vom Fachwissen entblösst war. Der absolute journalistische Elan fehlte mir eben; ich hatte aber die feste Absicht, ihn mir anzueignen. Dass die Serie dann schon beim siebenten Stück und zehnten «Kopf» ihren Abschluss fand, hat nichts mit diesem mangelnden Elan zu tun. Ich schrieb aus guter Sachkenntnis und leidenschaftlichem Herzen über Roethe. Ich drückte mich ein wenig vorsichtiger über

seine Persönlichkeit aus, als ich es hier im Curriculum getan habe, aber doch eindeutig genug. Nach dem Erscheinen dieser Skizze richtete das Rektorat der Universität an die Leitung des «Berliner Tageblatts» das Ersuchen, die Artikelreihe zu sistieren, widrigenfalls Klage erhoben werden sollte «wegen unbefugter Berichte aus geschlossenen Versammlungen». Man war auf der Redaktion nicht überzeugt von der juristischen Unanfechtbarkeit des gegnerischen Standpunktes, wollte es aber nicht zum Zwist mit der Universität kommen lassen. So musste ich die Reihe abbrechen.

Inzwischen war ich auch gelegentlich als Berichterstatter zu Vorträgen geschickt und einmal – ein völliges Novum für mich und vielleicht eine sehr wesentliche Ausweitung meiner Journalistik – mit einer Art Interview betraut worden. Als Verfasser des Wilbrandtbuches sollte ich den Jubiläumsartikel über Wilbrandt schreiben, nachdem ich ihn in Rostock besucht hätte; ich sollte Neues und Persönliches über ihn in Erfahrung bringen, ihn womöglich auch dazu bewegen, selber etwas aus seinem Leben im «Berliner Tageblatt» zu veröffentlichen. Ich unternahm die kleine Reise, die nur ein Tagesausflug war, und in gewisser Hinsicht konnte ich mit ihrem Erfolg sehr zufrieden sein. Wilbrandt, dem mein Buch gefallen und der mich schon vor dem Zeitungsauftrag von sich aus eingeladen hatte, nahm mich mit grosser Herzlichkeit auf und widmete sich mir stundenlang beim Mittagessen, beim Kaffee und in seiner Bibliothek, aus der er mir vieles zeigte. Er plauderte unermüdlich vom Burgtheater, von seiner Frau, der Burgschauspielerin Auguste Baudius («Wir haben uns schmerzlos und freundschaftlich getrennt»), von seinem Sohn, dem Nationalökonom, seinem «Drachen», der Nichte, die ihn hier im alten Vaterhause bewache, so dass er ungestört ein, zwei Bände im Jahr zu schreiben vermöge. Er bewies mir auch ein offenes persönliches Vertrauen. Als ich ihm nämlich die Bitte der Redaktion um einen Beitrag aussprach, erwiderte er rundheraus in ziemlich schroffem Ton: «Nein; das Judenblatt passt mir nicht.» Er fügte sofort hinzu, ich solle ihn nicht für einen prinzipiellen An-

tisemiten halten, er schätze zum Beispiel den jüdischen Feuilletonredakteur der «Vossischen Zeitung», Alfred Klaar, als eine besonders lautere Persönlichkeit, ihm sei nur die Manier des «Berliner Tageblattes» zuwider. Und dann sagte er noch mit dem freundlichsten Lächeln: «Natürlich müssen Sie meine Absage so diplomatisch wie möglich übermitteln. Und übrigens, wenn sie einen Roman von mir haben wollten – ja, einen ausgewachsenen Roman würde ich den Leuten selbstverständlich verkaufen.» Er konnte nicht ahnen, wie tröstlich mir seine Worte eingingen. Wenn der berühmte Wilbrandt mit dem peinlichen Weltblatt zu paktieren geneigt war, was brauchte dann ich armer Teufel und Anfänger mir Vorwürfe wegen meiner Mitarbeit zu machen!

Aber bei alledem empfand ich dennoch, als ich auf der Rückfahrt im Schnellzug das Fazit zog, meinen Besuch als einen Misserfolg, und als einen doppelten. Einmal nämlich hatte ich mich als Interviewer nicht im Geringsten bewährt. «Ich habe nur immer stumm und schüchtern dagesessen und den alten Herrn reden lassen. Und weiter: So viel Vergnügen mir Wilbrandts Plaudern bereitet – welch neues Ergebnis hat es mir eingetragen? Und was hätte es mir selbst dann eintragen können, wenn ich ein wirklicher Fragensteller gewesen wäre? Das Bild des Mannes, das Bild des Autors, auf den es mir ankam, habe ich mir aus seinen Werken herausgelesen: Was konnte ein flüchtiges Beisammensein daran ergänzen oder ändern? Ja, würde für meine Art zu arbeiten nicht selbst ein längerer persönlicher Verkehr im günstigsten Fall überflüssig, im weniger günstigen sogar störend sein, indem er das geistige Porträt des Dichters durch Physisches und Äusserliches, durch Alltägliches und Vergängliches beeinträchtigte?» Ich schalt mich einen Pedanten, ich nannte meine Skrupel unjournalistisch, ich schrieb auch brav ein Feuilleton: «Zu Gast bei Adolf Wilbrandt», aber mein Unbehagen blieb. Und es verliess mich auch nicht in den wenigen ähnlichen Fällen, die diesem ersten Interview folgten.

Als ich für Westermann einen Essay über Gabriele Reuter ar-

beitete (dieselbe, um die ich als Student so heftig mit Georg zusammengeraten war), besuchte ich sie vier Treppen hoch in der Ludwigskirchstrasse. «Eine schöne und feine alte Dame», heisst es in meinem Tagebuch, das ihr genaues Signalement enthält, «aber Wesentliches hat mir die Unterhaltung mit ihr nicht gegeben, das Wesentliche steht in ihren Romanen.» Und wie ich zehn Jahre zuvor in Marienbad von dem chauffierenden Baron Rothschild erklärte: «Man sieht ihm die Millionen nicht an», so notiere ich hier: «Von ihrem entscheidenden Erlebnis, dem unehelichen Kind, war natürlich nicht die Rede.» Ich schrieb für die «Lichtung» über Clara Viebig, und sie lud mich nach Zehlendorf in ihre Villa ein. (Sie hatte ihren Verleger Cohn, den Inhaber der grossen Firma Egon Fleischel, geheiratet und war eine reiche Frau.) Der Eintrag im Tagebuch lautet: «Sie ist eine pompöse Erscheinung und gibt sich etwas theatralisch. Vielleicht posiert sie nur vor dem Literaten, der ein Photograph sein könnte. Aber wenn sie auch in ihrem Alltag posieren sollte – ich muss mich doch an ihr dichterisches Wesen halten, und dessen Bestes besteht im Fehlen jeder Pose.»

Wertete ich diese Besuche als unergiebig, so brachten mich die mit der Uhr zugemessenen dreissig Minuten bei Adolf L'Arronge teils zur Wut und teils zum Lachen. Er wurde siebzig; seine hübschen, gefällig-rührenden, versöhnlich-rosigen Volksstücke erschienen zum ersten Mal als lexikondicke Sammlung. «Schreiben Sie recht persönlich über ihn, besuchen Sie ihn», mahnte mich Stümcke. Auf meine Anfrage schickte mir L'Arronge sein Bild auf einer Postkarte und bemerkte darunter, er habe täglich von halb sechs bis halb sieben Sprechstunde. Am Kronprinzenufer fragte mich das Dienstmädchen, wen sie «dem Herrn Direktor» melden dürfe, und führte mich in einen überladenen Salon mit vielen Plüschmöbeln, Portieren, grossen Porzellanvasen, Gemälden in allzu breiten Goldrahmen. Gleich darauf erschien L'Arronge und redete schon im Hereinkommen, eilig, geschäftsmässig, aber nicht ohne eine gewisse trocken-ruppige Freundlichkeit.

«Wir wollen in mein Arbeitszimmer gehen, Fritz Wolf zeichnet mich dort gerade für den ‚Lokalanzeiger‘, es kommen jetzt so viele Leute, er kann weiterzeichnen, während wir sprechen.» Das Arbeitszimmer war fast ebenso überladen wie der Salon, es wies allerhand Trophäen auf und nicht überviele Bücher. «Hier haben Sie Papier und Bleistift, also fragen Sie. – Sehr ähnlich wird das nicht, Herr Wolf. – Also bitte, fragen Sie doch!» Ich sagte verblüfft, auf ein regelrechtes Interview sei ich nicht vorbereitet. «Dann soll ich etwas erzählen? Ja, also mein erstes bisschen Geld habe ich am Lobetheater verloren, dann hatte ich in Berlin mit ‚Hasemanns Töchtern‘ Erfolg ... Das Deutsche Theater verpachtete ich an Brahm mit Ausnahme der Kaiserloge, und die wurde nach der ‚Weber‘-Aufführung gekündigt ... Aber Prinz Wilhelm hat immer etwas für mich übriggehabt, hier ist seine Photographie in der Tracht des Prinzen von Homburg ... Hauptmann habe ich gross gemacht – was hätte ihm die Freie Bühne nützen können? Hier an diesem Schreibtisch hat er die ‚Weber‘ vorgelesen: Ich nahm sie an, Brahm führte sie auf. Und ich habe die ‚Einsamen Menschen‘ gebracht und den ‚Biberpelz‘ und den Kollegen Cramptom ... Sind Sie fertig, Herr Wolf? Na, vielleicht bessern Sie zu Haus an den Augen nach, Sie haben ja Photographien zur Hand. – Wollen Sie noch etwas hören? Wissen Sie, in fünf Minuten wird der nächste kommen!» Und schon war ich mit dem Zeichner zusammen hinausbefördert. Unten sagte ich mir zuerst: «Er muss dich für einen Idioten halten, wenn er überhaupt noch an dich denkt.» Und dann: «Was gibt dir alles das für deine Studie über den Dramatiker L’Arronge? – Gar nichts.»

Und wie mit den Besuchen, die ich machte, erging es mir zu meist auch mit den Autorenbriefen, die ich empfang: Selten stand etwas darin, was mein aus den Büchern der Dichter gewonnenes Bild bereicherte oder korrigierte. Eine erfreuliche und eine peinliche Ausnahme hiervon finde ich freilich in meiner Autogrammsammlung aus diesen Jahren.

Die erfreuliche wird von zwei Briefen Ricarda Huchs gebildet. Darin schrieb sie mir über ihr Garibaldiwerk und seine besonde-

ren Schwierigkeiten. Sie nennt es schwer, ein historisches Epos für ein Publikum zu dichten, dem der Stoff nicht von vornherein vertraut ist, und ebenso schwer, die richtige Prosaform für ein Geschehen zu finden, das in sich schon poetisch sei.

Die peinliche Ausnahme ist wesentlich umfangreicher. Sie besteht in einem Briefbündel Borries von Münchhausens, das im April 1908 sehr freundlich beginnt und im Februar 1911 immer noch beinahe höflich, aber ziemlich bitter endet: «Also Schluss, Herr Doktor, ich denke, wir haben uns nichts mehr zu sagen, und es ist besser, mit einer höflichen Verbeugung auseinanderzugehen, als zankend beieinander stehen zu bleiben.» Kopien meiner eignen Briefe besitze ich nicht, doch hat ihre Tonart sicherlich die gleiche Kurve durchlaufen. Ich habe im Sommer 1908 bei Westermann eine Studie über Münchhausens Balladen veröffentlicht; er ist in einem «Gespräch» in den «Grenzboten» darauf eingegangen, das ich wiederum durch einen «Offenen Brief» in der «Gegenwart» beantwortete. Einige Rezensionen oder Erwähnungen, die ich dann noch in Zeitungsartikeln folgen liess, sagen kaum anderes aus, als was in Studie und offenem Brief enthalten ist. Auf diese Publikationen beziehen sich Münchhausens Schreiben. Gleich beim Empfang des ersten war ich froh, dass mein Essay im Wesentlichen schon abgeschlossen vor mir lag. Ich habe Münchhausen darin als einen sehr bedeutenden Balladiker gerühmt und dieses Lob nur mit zwei Einschränkungen belastet, die keine allzu bösen Widerhaken enthalten: Münchhausen schien mir in seinem überbetonten Adelsstolz bisweilen etwas eng, und er schien mir eine Neigung zum Schmuckhaften zu haben, der ich die grössere Schlichtheit des Grafen Strachwitz vorzog. Der erste Brief nun, die Antwort auf meine Bitte um biographische Notizen, liess mich an Stelle des stolzen Dichters, den ich aus seinen Versen kennengelernt hatte, zu Recht oder Unrecht einen eitlen Menschen sehen. Schon der Briefbogen, Büttenpapier in über-grossem Format, das freiherrliche Wappen in erhabenem Gold-druck, sagte mir wenig zu. Und der Inhalt kam mir ein bisschen

renommistisch vor. Die erbetenen Notizen, schrieb Münchhausen, hingen ihm «zum Halse raus», ich möge ihm diese Ungeduld verzeihen: «die Gerste-Bestellung drängt, ich muss Schweine verladen lassen, mein Landesherr will von mir wissen, wie er seine Bücher aufstellen soll» – Münchhausen war Kammerherr des ganz unsouveränen Herzogs von Sachsen-Altenburg –, «meine Ziegelei arbeitet seit zwei Tagen wieder, in der Brennerei soll eine neue Pumpe probiert werden – und ich muss Literatur machen, was mir die elendeste Beschäftigung scheint.» Aber so ganz unwichtig konnte ihm diese Beschäftigung doch nicht sein, denn im nächsten Satz fragte er, ob ich meinen Essay nicht zu einem Buch ausdehnen wollte, erst neulich habe ein Verleger nach einer Münchhausen-Monographie verlangt. Zuletzt hiess es: «Macht's Ihnen Spass zu sehen, wie mein Haus aussieht?» und drei Ansichtskarten von Schloss Windischleuba, «Nordostecke», «Gegen Südost» und «Schlosshof», lagen bei. Ich schaltete den Eindruck dieses Briefes aus, während ich meine Studie zu Ende führte. Münchhausen blieb nach dem Erscheinen der Arbeit lange Zeit liebenswürdig und bis zuletzt, ich möchte sagen: leutselig, aber er setzte sich immer energischer gegen jene Einschränkungen meines Lobes zur Wehr. (Um mich nicht als sanfte Unschuld aufzuspielen, so bin ich, wie es in solchen Disputen zu gehen pflegt, allmählich auch zu schärferen Formulierungen meiner Einwände gekommen.) Ich hätte, schrieb Münchhausen, eine seiner schwachen Strophen mit einer besonders hervorragenden Strachwitzstelle verglichen; würde ich das gesamte «Mittelgut» des älteren Dichters mit seinem eigenen «Mittelgut» vergleichen, so ergäbe das bestimmt seine, Münchhausens, poetische Überlegenheit. Er liebe das Schmuck- und Flitterhafte durchaus nicht, er hasse alles Ästhetentum, und, vor die Alternative gestellt, wolle er lieber Friederike Kempner sein als Stefan George. Vor allem aber bestritt er den Vorwurf des engen Adelsstolzes, bog ihn so um, als hätte ich ihm eine enge Lebensführung nachgesagt, und schrieb einen Erguss, den er gewiss für gutmütig humorvoll hielt

und der mir recht protzenhaft erschien. Er stellte nämlich dem traurigen Dasein des «auf der Berliner Etage in Literatur lebenden Kritikus» seine eigene grosse Welt gegenüber: «Wir Landleute – du lieber Gott, uns lässt das Leben leider nur zu wenig zur persönlichen Abschliessung kommen! Eine landwirtschaftliche Feier mit lauter Kapazitäten und schönen Reden, eine Hundeausstellung in Dresden (vier Preise, bitte sehr!), ein Wohltätigkeitsfest, in Altenburg der grosse Tag der Parsevalfahrt und Landung, Schulprüfung meines Ältesten, Staatsanwalt, Medizinalräte und andere Herren zur Untersuchung eines Kriminalfalles auf dem Hofe, Sektion einer stark abgelagerten Leiche in der Scheune, dazwischen Hausbesuch und Gesellschaften mit Hofgesellschaft, dem Offizierskorps eines Kavallerieregiments, Philologen und Landwirten, der tägliche Umgang mit Inspektor, Förster und Rechnungsführer – verehrter Herr Klemperer, lebten Sie in diesen letzten drei Aprilwochen nicht doch vielleicht in engeren Schranken als ich? Verzeihen Sie die uninteressanten Einzelheiten aus dem Leben eines Alltagsmenschen ...» Es wird wohl meine Antwort auf dieses Schreiben gewesen sein, die er als «souponös» bezeichnete. Später meinte er dann, dass ich nach ausserästhetischen Gesichtspunkten urteilte, und zuletzt, dass ich von fundamentalen Irrtümern ausginge und mich für allweise hielt. Zugleich nahm er für sich ziemlich unverblümt das Verdienst in Anspruch, das Haupt der gegenwärtigen Balladiker, vielfach auch ihr Entdecker, Berater und Beschützer zu sein. In diesem Sinn war von Agnes Miegel, Leo Sternberg, Lulu von Strauss und Torney die Rede.

Mein wachsendes Unbehagen bei diesem Briefwechsel, der sich wie gesagt über einen grossen Teil meiner Publizistenzeit ausdehnte, ging weit über den Ärger am Einzelfall hinaus. Mich quälte das Bewusstsein der Ungeschicklichkeit, das mich auch bei meinen Autorenbesuchen nicht verliess. Nie war ich in mir sicher, den rechten Ton zu treffen, bald glaubte ich zu bescheiden zu sein, bald zu schroff. Und immer fragte ich mich, wozu überhaupt ich

mich diesem Gefühl der Unzulänglichkeit aussetzte. Ich gewann ja nichts für meine eigene Leistung.

Und eine ähnliche Hemmung endlich empfand ich jeder kollektionalen Gruppe gegenüber. Mit dem einzelnen Redakteur zu verhandeln oder mit dem einzelnen Berufsgenossen zu diskutieren war mir weder beschwerlich noch unangenehm. Aber jede Art von Jour oder Zirkel oder Klub oder Verein machte mich geradezu elend, indem sie in mir ein Gefühl der Leere, der Einsamkeit, des Nicht-dazu-Gehörens hervorriefen. Wie oft hiess es: «Geh da und dort hin, du schaffst dir Verbindungen, du zeigst dich» – und fast immer schrak ich zurück. Ein Weilchen ausgehalten habe ich nur zweimal.

Ganz im Anfang liess ich mich ein paarmal auf dem gewiss nicht bedeutenden, aber einem Neuling immerhin nützlichen Kappsteinschen Jour in einem Gartenhaus der Kleiststrasse sehen. Theodor Kappstein, ein Dutzend Jahre älter als ich, war mir schon bekannt, als ich noch zur Schule ging. Er besuchte damals, wie ich erwähnt habe, wiederholt meinen Vater, der ihn schätzte und wohl auch Rudolf Mosse auf ihn hinwies. Kappstein war in seiner Laufbahn als protestantischer Theologe an zu grossem Liberalismus gescheitert und wechselte nun zu einer Art Fachjournalismus hinüber. Um 1906 hatte er bereits ein gewisses Ansehen gewonnen. Er redigierte jetzt die theologische Wochenbeilage der «National-Zeitung», war Dozent der Humboldt-Akademie und trat mit allerhand Broschüren und Monographien zu aktuellen kirchlichen Fragen und zu Grenzthemen der Theologie und der schönen Literatur hervor. Sein Liberalismus war von jedem *Ecrasez l'infâme!* weit entfernt. Auch seine Frau, Anna Behnisch-Kappstein, schriftstellerte: Ihre sanft lyrischen Skizzen und Betrachtungen fielen bei milder Fortschrittlichkeit auf femininem Gebiet nicht aus dem Rahmen der Familienjournale. Es versteht sich, dass bei Kappsteins zum ästhetischen Tee weder Bohemiens noch die Grössen der Literatur erschienen, vielmehr der Mittelstand und die Kleinbürger des Gewerbes. Nur einmal hörte ich

dort ein interessantes Gespräch. Man hechelte Bewerber um einen Pastorposten an der mondänen Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche durch. Von dem einen hiess es, seiner Frau fehle «das gesellschaftliche Format», von einem andern, er sei ohne modernsoziale Bildung, er habe «den Mund weit aufgemacht, als von Clara Viebig gesprochen wurde». Zumeist aber war vom Literaturbetrieb die Rede. Wenn ich die «Literarische Praxis» studierte, und wenn ich im «Austria» die Mitte zwischen den Rezensionen der «Täglichen Rundschau» und des «Berliner Tageblatts» errechnete, dann hatte ich in kürzester Zeit und mit weniger Langeweile alles beisammen, was mir der Jour der Kappsteins zu bieten vermochte. «Aber ohne die lebendigen Menschen», warf ich mir tadelnd ein. «Aber ich sehe sie ja dort gar nicht in ihrer lebendigen Menschlichkeit», verteidigte ich mich, «sondern jeder spielt mechanisch eine abgegriffene Rolle.»

Drei Jahre später, als ich es selber etwa bis zur bescheidenen Höhe der tausend Berliner Kappsteine gebracht hatte, geriet ich in den fraglos bedeutenderen und lebhafteren Kreis der «Gegenwärtigen». Es gab dort einige sehr tüchtige Leute; ich erinnere mich an das Philistergesicht Heinrich Zilles, dessen komisch-pathetische Zeichnungen aus den Berliner Elendsvierteln ihren Ruhm behalten haben. Die «Gegenwart» und ihr Herausgeber Adolf Heilborn waren eben von dem reichen Verleger Hermann Hillger aufgekauft worden, und wohl in dem Bestreben, seine Mitarbeiter zusammenzuhalten, hatte Heilborn den «Klub der Gegenwartigen» gegründet. Man kam an zwei Sonnabenden des Monats zum Bier im Restaurant «Grosser Kurfürst» an der Potsdamer Brücke zusammen, man hatte ein schön gebundenes Klubbuch mit dem Gründungsdatum 1909. Es ging frisch und heiter zu, manchmal sogar recht ausgelassen; aber ich konnte nicht warm werden, ich kam nun einmal nicht über jenes Leeregefühl hinaus. Man erzählte Anekdoten von der literarischen Einbildung und kaufmännischen Skrupellosigkeit des neuen Verlegers, des «Idioten mit Orden», wie Heilborn ihn nannte, man erzählte Anekdoten von anderen Verlegern, man plauderte und klatschte

über Dichter, Maler und Schauspieler; es war wirklich sehr hübsch und weder philiströs noch ästhetenhaft. Aber nach einer Stunde hatte ich reichlich genug, und drei Stunden waren mir zuviel, und zwei solcher Stammtischsitzungen im Monat – nein, es ging mir wider die Natur.

Wohl fühlte ich mich, wenn ich mit meinen Büchern und Manuskripten am Schreibtisch sass, und ganz in meinem Esse war ich trotz des Vergnügens an den Zeitungsartikeln doch nur, wenn ich an einer ausgedehnten Studie arbeiten konnte. Sehr bald nach dem «Wilbrandt» schien sich wieder die Möglichkeit dazu zu bieten, und eine mir besonders wertvolle; sie endete mit schwerer Enttäuschung, und ich konnte damals keineswegs annehmen, dass es nur eine vorläufige Enttäuschung sein sollte.

Am schwersten beim Schreiben dieses Curriculumms fällt mir die Anordnung des Stoffes. Alles steht mit allem in Verbindung, und jedes Einzelne möchte ich dorthin rücken, wo es mir am wesentlichsten war. Bei keiner Sache aber habe ich bisher so lange geschwankt wie bei der Spielhagen-Affäre. Spielhagen ist meine erste Liebe unter den Romanautoren gewesen, noch eine ganze Weile vor «Ruth», und meine bleibende Neigung zum Zeitroman geht bestimmt auf ihn zurück. Wirklich klar über den Mann wurde ich mir erst, als ich mich 1912 mit seinen Vorgängern befassen konnte und musste, als ich ihm also literarhistorisch beikommen durfte, und da ich gerade an ihm zum Literarhistoriker wurde, so sollte ich vielleicht erst unter diesem Datum von ihm handeln. Entscheide ich mich aber weder für jene ganz frühe noch für diese ganz späte Anknüpfung – worunter rubriziere ich die Angelegenheit hier? Unter meine Bücher, unter das Journalistische, unter die Briefe, unter die Besuche? Unter das Berufliche oder das Private? Sie gehört überall hin, sie ist mir in mehr als einer Hinsicht überaus nahegegangen.

Friedrich Düsel, der Leiter der Westermannhefte, dem persönlichen Arbeitsgebiet und auch wohl dem eigentlichen Können nach dicht neben Stümcke stehend, aber als Mensch viel schlich-

ter und ohne alle Einbildung, schlug mir zuerst das Spielhagenthema vor. Im Februar 1909 würde der Vergessene achtzig Jahre werden – wofern er nicht vorher stürbe; in beiden Fällen würde er eine kurze Aktualität zurückerlangen, und es wäre dann Ehrenpflicht, mit einer eingehenden Würdigung zur Hand zu sein. Ich könnte mir, sagte Düsel, sicherlich von Spielhagen selber allerlei verschollenes Material beschaffen, vielmehr von seiner Tochter Toni, denn der Alte sei seit Jahren schwer nervenkrank, von einer ewigen Rastlosigkeit geplagt, unfähig, sich auf einen Gedanken zu konzentrieren, unfähig, den Körper ruhig zu halten.

Ich war für diese Arbeit sofort lichterloh entbrannt. Als ich in der Sekunda Spielhagen für mich entdeckt hatte, war er schon unmodern und von den Naturalisten verdrängt gewesen, aber bei uns zu Haus hing man mit grosser Liebe an ihm. Die Brüder hatten ihn als junge Menschen mit Begeisterung gelesen; die Eltern, in deren Jugend Gutzkow fiel, hatten Spielhagens Anfänge miterlebt, für sie war er noch immer ein ganz moderner Schriftsteller; und Eltern und Geschwister verehrten ihn nicht nur als grossen Erzähler, sondern auch als den stärksten dichterischen Repräsentanten des politischen Liberalismus. So vielfach ich mich sonst im Gegensatz zu den Meinen fühlte, im Punkte Spielhagens waren wir uns immer einig, es kam vor, dass Berthold und ich uns gegenseitig an Gestalten oder Aussprüche seiner Romane erinnerten. Es war auch bekannt, dass die heftigsten Angriffe der Neuen gerade ihm gegolten hatten. Sogleich schwebte mir ein grosses Opus über ihn vor, kein kleiner Geburtstagsartikel, auch keine einseitige «Rettung», ich wollte das ganze Lebenswerk des Mannes in seine Zeit einreihen.

Auf meine schriftliche Bitte, ihn aufsuchen zu dürfen, erhielt ich sehr höfliche Zeilen in einer Frauenhandschrift; das «Friedrich Spielhagen» darunter war zugleich so zittrig gebrochen und so dick hingemalt, als sei die Feder mit ohnmächtiger voller Faust geführt worden. So ging ich recht ängstlich hin. Spielhagen hatte

eine altmodisch elegante Wohnung in der Kantstrasse, die damals noch ein klein wenig abseits vom lebhaftesten Stadtverkehr lag. Der erste Besuch überraschte mich insofern angenehm, als ich durchaus nicht den hilflos gebrochenen Kranken antraf, auf den ich gefasst war. Gewiss sah man dem Weissbärtigen das sehr hohe Alter an, seine blassblauen Augen blickten ein wenig starr, seine Finger waren gichtverkrümmt. Aber von Ruhelosigkeit war in seiner Haltung nichts zu entdecken, eher wirkte sie steif. Er sprach viel, doch ohne Hast, mit kaum verhüllter Bitterkeit, aber voll selbstbewusster Würde. Man sage ihn zu Unrecht tot, der ständige hohe Absatz seiner Bücher spreche dagegen; freilich werde jetzt das meiste nach Österreich und Russland verkauft, weniger innerhalb Deutschlands. Er verwarfte sich gegen den Vorwurf, unverarbeitete Wirklichkeit in seine Romane übernommen zu haben; nur den einen Windhorst habe er in der «Sturmflut» unmittelbar nach dem Leben porträtiert. Er sagte ohne Erregung und Emphase, ich sollte mich nicht durch modische Kritiken und noch weniger durch Totschweiger beirren lassen. Wenn mich bei diesem Besuch etwas stutzig machte, so war es das wechselseitige Verhalten von Vater und Tochter. Toni Spielhagen, ein ältliches, feines blondes Geschöpf mit stark umrandeten blauen Augen und müdem Mund, war ganz offenbar seine Pflegerin, fast seine Wärterin. In freundlichstem Ton, aber unablässig, nahm er ihre Dienste in Anspruch: «Tonerle, schliess die Jalousie – Liebling, das Heft auf dem Schreibtisch – Tonerle, so ist es doch ein bisschen zu dunkel ...» Und sie wiederum liess den Blick keine Sekunde von ihm, als wenn sie ihn bewachte. Meine späteren Besuche verliefen peinlicher. Der Alte sass jetzt viertelstundenlang, ohne den Mund aufzutun, und folgte mit deutlichem Misstrauen dem Gespräch zwischen der Tochter und mir, und sie wog ihre Worte mit Befangenheit. Es gab auch gereizte Unterbrechungen von seiner Seite: «Was willst du am Schreibtisch? Das intrigiert mich!» Ebenso zeigte sich in den Briefen eine Wendung zum Schlimmeren. Erst schrieb sie nach Diktat, und er unterzeichnete.

Dann hiess es: «Vater ist unwohl und lässt Ihnen sagen ...» Und schliesslich schrieb sie: «Wenn Sie um drei kommen wollten, dann schläft Vater, und wir können ungestört sprechen.»

Es ging in diesen Besuchen und Korrespondenzen, die sich bis Anfang 1910 hinzogen, nacheinander um ein Doppeltes. Anfangs wurde ich in ausgiebigster Weise mit Broschüren, alten Zeitungen, mündlichen und schriftlichen Auskünften für meine Westermannstudie unterstützt. So eitel es klingen mag: Ich hatte wahrhaftig den Eindruck, als klammere man sich an mich, als sei ich nach sehr langer Zeit der erste, der sich literarisch, und zwar ohne polemische Absicht, wieder um Spielhagen kümmere. Der letzte Lichtblick schien für den vorher so Gefeierten sein siebzigster Geburtstag gewesen zu sein, und ich erhielt viele Festartikel aus diesem fernen Jahre 1899. Dabei hatte mir Clara Viebig, an deren literarischen Anfängen er um jene Zeit Anteil nahm, einen tragikomischen Vorfall beim damaligen Festbankett erzählt. Erich Schmidt brachte einen Toast aus, in dem die rühmende Anerkennung bereits durch viele kritische Einschränkung abgeschwächt war. Darauf habe Spielhagen in seinem Dank erwidert, er fühle sich in seine glückliche Primanerzeit zurückversetzt, er sei an die Zensur unter einem seiner Klassenaufsätze erinnert worden: «Im Ganzen genügend».

Noch eine andere Förderung ausser der erwähnten erfuhr ich von Spielhagen. Er liess mir von seinem Verleger Staackmann eine grosse Kiste voller Bücher schicken, die sechsunddreissig Bände seiner Romane, dazu seine Gedichte und Dramen und die Studien zur Technik des Romans. Als ich diesen Bücherschatz erhielt, standen wir schon beim zweiten Punkt unserer Unterhaltungen. Ich hatte berichtet, dass ich über die Westermannstudie hinaus eine Monographie plante, wenn ich nur einen Verleger dafür fände. Bei dem geringen Publikumsinteresse konnte kein anderer als eben Staackmann dafür in Betracht kommen. Beide Spielhagen waren mit meiner Absicht sehr einverstanden. Aber es gab eine Schwierigkeit dabei. 1899 hatte ein junger Literat,

Hans Henning, über Spielhagen geschrieben. Henning war danach mit ihm in Verbindung geblieben und besass seit Jahren einen Vertrag der Firma Staackmann über ein Spielhagenbuch. Inzwischen jedoch hatte er halbwegs umgesattelt, erst einen Lehrerposten in Livland angenommen, danach das deutsche Oberlehrerexamen angestrebt, und nun war es durchaus ungewiss, ob er das verabredete Werk wirklich noch ausführen würde. Tat er es, so konnte der Verleger unmöglich die Kosten noch einer zweiten Spielhagen-Monographie tragen. Vater und Tochter erklärten mir wiederholt, sie würden die Arbeit lieber in meinen als in Hennings Händen sehen, sie glaubten auch beide, dass er den alten Plan endgültig aufgegeben habe. Aber nachdem ich lange in Hoffnung geschwelgt und mich schon sehr tief in die Bücherkiste eingewühlt hatte, hiess es schliesslich mit vielen bedauernden Worten, nun habe Dr. Henning doch noch die baldige Ablieferung seines fast fertigen Manuskriptes angekündigt. Ich war sehr niedergeschlagen: So lief nun alles Bemühen auf Teilskizzen und blosser Feuilletonistik hinaus. Es verschaffte mir auch nur geringen Trost, als ich später in Hennings Buch gar nichts von dem vorweggenommen fand was ich selber beabsichtigt hatte; er gab eine Lebensgeschichte und zitierte viele vorhandene Urteile über Spielhagens Einzelwerke; das innere Gesamtbild fehlte. Was half mir's? Ich würde ja nie mehr Gelegenheit finden, es selber zu zeichnen.

Wieder hatten der persönliche Verkehr und der Briefwechsel zu meinem Verständnis des Dichters nichts beigetragen; aber sie hatten mich sozusagen ausserberuflich sehr ergriffen; ich empfand viel Mitleid mit dem kranken Mann, der seinen einstigen Ruhm so lange überlebt hatte. Und das Mitleid steigerte sich zu heftiger Erschütterung, als ich im Herbst 1910 auf einer westfälischen Vortragsreise die Nachricht vom Tode seiner Pflegerin Antonie las; er hatte noch Kinder ausser ihr, aber sie war recht eigentlich seine Antigone gewesen. Auf meine Kondolenz antwortete er mit einem diktierten Brief, den er selber «kläglich» nannte. Toni Spielhagen hatte sich mehrmals als Novellistin betätigt. Ihr

Vater schrieb, er wolle eine Neuausgabe dieser Erzählungen veranstalten und rechne dabei auf meine Unterstützung. Ich nahm das für einen momentanen Einfall und ein höfliches Wort; ich traute mich wahrhaftig nicht mehr in das Unglückshaus. Und es schien mir eine Erlösung, nur eine allzu späte, als einige Monate danach der Tod des Einundachtzigjährigen angezeigt wurde. Durch einen merkwürdigen Zufall lernte ich auf jener selben Reise meinen begünstigten Konkurrenten Hans Henning kennen. Er amtierte seit wenigen Wochen als Oberlehrer in Hamm, kam in meinen Vortrag und stellte sich mir dann vor. Wir plauderten an diesem Abend lange über die Spielhagens. Er war ein blonder, breitschultriger, etwas fetter Mann, zutunlich und gutmütig-heitler; alles verlor seine Tiefe und Tragik, wenn er davon sprach. –

Hat mich unter allen Arbeiten meiner Publizistenzeit das Spielhagenthema am ernstlichsten beschäftigt und am tiefsten berührt, so ist mir kein Buch rascher von der Hand gegangen und seelisch gleichgültiger geblieben als die Schrift über Paul Lindau. Fast im gleichen Augenblick, in dem ich die Hoffnung auf die Spielhagen-Monographie aufgeben musste, bot sich mir diese neue Aufgabe. Wirklich, sie bot sich, denn Alfred Klar trug sie mir im Namen eines Komitees an, und schon war auch ein Verleger bereit, und sogar ein zahlender. Als einzigen Nachteil empfand ich den kurzfristigen Liefertermin, aber ich nahm ihn hin und half mir zuletzt durch intensive Nacharbeit. Das Ganze betrachtete ich als amüsante Episode meines Berufs.

Natürlich gab wieder ein Jubiläum den Anlass. Paul Lindau wurde im Juni 1909 siebzig Jahre. Als Direktor des Königlichen Schauspielhauses stand er noch mitten im aktiven Leben, aber als Schriftsteller gehörte er zu der gleichen, nicht mehr modernen und noch nicht historischen Generation wie Heyse, Wilbrandt und Spielhagen. Doch es bestand ein grosser Unterschied zwischen jenen dreien und ihm. Sie waren, und auch unter den Gegnern bestritt es ihnen niemand, wirkliche Dichter, und Lindau war ein Journalist. Er hatte wohl zahlreiche Dramen, Romane und kriti-

sche Studien verfasst, aber im Grunde hatte er alles das als Journalist geschrieben. Die Dramen waren theatralisch geschickt in der Sardoumanier gebaut, die Romane flössen leicht hin und langweilten nirgends, die Kritiken waren witzig und geistreich – aber immer führte ein Journalist die Feder, immer haftete alles an der Oberfläche und am Tage. Noch ehe ich die Arbeit übernahm, wusste ich dies ganz genau aus dem Wenigen, das ich vorher von Lindau gelesen hatte; und wahrscheinlich hätte ich sie nicht übernommen, wenn ich mir die Ablehnung des Angebots hätte leisten können. Aber im Ausführen hatte ich doch mein Vergnügen und wirklichen Gewinn. Ich habe in späteren Jahren wieder und wieder betont, wie notwendig es für den Literaturhistoriker ist, die durchschnittliche und alltägliche Produktion einer Zeit zu beachten, wenn er die Leistung ihrer Grossen ermessen und ihren Gesamtspekt erfassen will.

Amüsant wie die gehetzte Arbeit selber war mir auch der Vormittag bei Lindau. Es galt damals noch für beinahe leichtfertig und jedenfalls für gewollt jugendlich, wenn ein reifer und nun gar ein alter Herr die Zigarette der Zigarre vorzog. Lindau rauchte eine Zigarette um die andere und legte den Stummel achtlos beiseite: Sein Schreibtisch trug viele Brandspuren. Mager, zierlich, quecksilbern, das gelichtete graue Haar kunstvoll gelockt, einen grossen Kneifer vor den Augen, in sehr hellem Anzug, sehr hellen Seidenstrümpfen, sehr hellen weichledernen Hausschuhen, glich das Männchen halb einem Tanzlehrer, halb einem auf Damenpublikum abgestellten französischen Professor. Aber er sprach mit tonlos heiserer Stimme so stark Berlinisch und so ungeniert, dass ich anfangs glaubte, er affektiere dieses Übermass an Burschikosität und den Zynismus streifender Offenheit. Doch nach drei Stunden, denn so lange währte die Audienz, und Lindau führte die ganze Zeit über fast allein das Wort, war ich von seiner Unafektiertheit durchaus überzeugt. Es bestand kein sonderlicher Unterschied zwischen dem Autor und dem Privatmenschen. Ludwig Fulda, der auch zum Festkomitee gehörte, hatte mir erzählt, er sei

dabei gewesen, wie Lindau in einem Nachtcafé der zweifelhaftesten Gesellschaft die intimsten Privatdinge berichtet habe. Von Fulda hinterher getadelt, habe er den Tadel als sehr berechtigt anerkannt und Besserung versprochen. Das nächste Mal aber sei sein Verhalten genau das gleiche gewesen. Mir gegenüber begann Lindau mit der zutunlichen Bitte, ich möge in meiner Schrift das Biographische so kurz als möglich fassen. «Kritisieren Sie, wenn es Ihnen Spass macht, meine Werke in Grund und Boden, aber lassen Sie mein Privatleben aus dem Spiel. Wissen Sie, ich bin geschieden, es hat auch sonst allerhand Skandal gegeben ... wozu aufwärmen? Ich bin jetzt in grosser offizieller Stellung, und auch für meinen älteren Bruder Rudolf, den Diplomaten und Dichter, wäre es doch peinlich ...» Als ich ihm sagte, dass mir diese Skandalaffären unbekannt und auch für meine Arbeit ohne alles Interesse seien, wurde er offensichtlich vergnügt – aber für ein grosses Licht dürfte er mich nicht gehalten haben. Er wollte mir dann für mein Buch «ein bisschen Atmosphäre geben». Und nun erzählte er, immerfort rauchend, hunderterlei: von Paris unter Napoleon III, von Stoecker, vom alten Kaiser Wilhelm, von Karl Hau, dem wegen Mordes an seiner Schwiegermutter auf Indizienbeweis zum Tode verurteilten Rechtsanwalt. Er, Lindau, hatte den Mann in seiner Zelle besucht und eine Broschüre über ihn geschrieben; er hielt ihn für unschuldig. (Übrigens sind Lindaus Kriminalstudien seine schriftstellerisch besten Leistungen: ein wenig Sensationslust, aber viel Logik und ein ehrliches Bemühen um Gerechtigkeit.) Ich glaube, ich habe nie wieder so wunderhübsch plaudern hören, weder in persönlicher Unterhaltung noch vom Vortragstisch aus. Natürlich war es eine Privatvorstellung, die Lindau mir gab, aber er spielte keine Rolle, sondern sich selber.

Ich bin nur dies eine Mal mit ihm zusammen gewesen. Zu dem grossen Jubiläumsbankett wurde ich zu meiner ärgerlichen Erleichterung nicht eingeladen. Am Tage nach dem Fest erhielt ich ein leidenschaftliches Entschuldigungsschreiben: Die Einla-

dungskarte sei versehentlich an meinen annähernden Namensvetter, den Dr. jur. Victor von Klemperer gegangen. Das war die erste der vielen Verwechslungen mit diesem Bankmann, die mir, bald drolliger-, bald peinlicherweise, widerfahren sind.

Ich sage, ich war durch die entgangene Einladung ärgerlich erleichtert, und das stimmt genau; denn ich hatte mich vor dem Bankett, vielmehr vor meiner dort bestimmt wieder zutage tretenden Ungeschicklichkeit gefürchtet und hatte doch gleichzeitig Hoffnungen daran geknüpft. Die gleichen Hoffnungen, die mich im letzten bewogen hatten, das Lindaubuch zu schreiben.

Nach drei, vier Jahren publizistischer Tätigkeit ging es mir wirtschaftlich noch immer recht unerfreulich. Gewiss verdiente ich einiges Geld, aber so wenig und so unregelmässig, dass sich keine weltliche oder geistliche Steuerbehörde um mich kümmerte und dass meine Erklärung, ein Einkommen unterhalb der Steuergrenze zu erwerben, der Wahrheit zumeist bedauerlich nahe kam. Wohl hatten der «Wilbrandt» und die Veröffentlichungen in angesehenen Blättern und Zeitschriften mir einen gewissen Namen gemacht; aber schon bekam ich gelegentlich zu hören: «Das ist uns zu schwer, das würde sich besser für eine wissenschaftliche Publikation eignen.» Wollte ich reichlicher verdienen und die Unsicherheit meiner Lage beseitigen, so musste ich dichter an die eigentliche Journalistik heran- und womöglich in einer Redaktion unterkommen. Nun war meine Lindauschrift entschieden leichtere Ware als die beiden früheren Monographien: Sie handelte von keinem reinen Künstler und keinem vorwiegend lehrhaften Dichter, sondern eben von einer durch und durch journalistischen und ein klein wenig anrühigen Persönlichkeit. Vielleicht half mir das zum Eintritt in eine Zeitung; an Bewerbungen um ausgeschriebene Posten liess ich es nach wie vor nicht fehlen.

Aber dieser Erfolg des Lindaubuches blieb aus; ja, ich setzte mich mit ihm genau zwischen zwei Stühle. Ein paar Rezensionen bestätigten mir, wie vorher beim «Heyse» und «Wilbrandt», dass ich wieder eine ernsthafte Studie verfasst hätte, was ich ja auch

wirklich getan hatte unter Fortlassung aller biographischen und anekdotischen Pikanterien und unter völligem Verzicht auf alles jubiläumsübliche Schönfärben. Und während ich derart für die Zeitungswelt ein nicht ganz zu ihr Gehöriger, ein Stückchen Wissenschaftler blieb, erfuhr ich von den gewichtigen «Preussischen Jahrbüchern» eine kränkende Ablehnung. Ich war so stolz darauf gewesen, dass ich dort meinen Aufsatz über Liliencron hatte veröffentlichen dürfen und dass man mir eben jetzt ein ständiges Bücherreferat zugesagt hatte. Und nun wurde diese Zusage zurückgenommen: Wer einem so fragwürdigen Autor wie Paul Lindau eine Monographie widme, sei kein geeigneter Mitarbeiter für die «Preussischen Jahrbücher».

Ich habe mich oft, und nicht erst im späteren Rückbesinnen, sondern schon damals gefragt, warum ich das ersehnte festere Verhältnis zur Presse nicht dadurch anstrebte, dass ich mir auch über dem Strich, im Politischen, Raum zu schaffen suchte. Einmal wurde ich ja ganz unmittelbar darauf gelenkt. Als nämlich die Universität den Abbruch meiner Professorenserie forderte, liess mich Theodor Wolff rufen, empfing mich schmeichelhaft als alten Bekannten von Paris her und bewährten Feuilletonisten und versprach mir eine neue Aufgabe zum Ersatz für die «Gelehrtenköpfe»: Ich sollte «demnächst» für das «Berliner Tageblatt» die Redner des Reichstags porträtieren. Aus diesem Demnächst wurde freilich nichts, denn kurz darauf bekam ich Zwist mit einem subalternen Redakteur der Zeitung, und die Folge davon war, wenn auch nicht das völlige Ende, so doch ein wesentliches Erkalten meiner Beziehungen zum «Tageblatt». Aber immerhin, die Anregung war gegeben, und es wäre mir ein leichtes gewesen, Parlamentarierskizzen etwa im «Börsen-Courier» oder auch im «Prager Tagblatt» unterzubringen. Warum habe ich es nicht versucht, warum bin ich überhaupt niemals im Reichsoder Landtag gewesen?

An politischem Interesse hat es mir, mindestens seit meinen Auslandsemestern, nicht gefehlt. Bei immerfort angespannter Tä-

tigkeit habe ich in meinen Tagebüchern wirklich nur das festgehalten, was mich ernstlich beschäftigte; und doch sind sie überall mit politischen Notizen und Erwägungen durchsetzt. Gleich im Oktober 1903 stosse ich auf lange Reflexionen über einen schlechten, damals Aufsehen erregenden Roman, F. A. Beyersleins «Jena oder Sedan?» Steht unser Heer wahrhaftig vor einem neuen Jena, wie der Mann in schroffer Tendenz und ganz einseitiger Gestaltung behauptet? Und was soll sein Hass gegen England, und was soll sein Verlangen, Deutschland in einen Bauernstaat zurückzuverwandeln? – Im nächsten Februar richte ich eine heftige Warnung an mich selber: «Das Extrablatt vom Ausbruch des russisch-japanischen Krieges hat mich trotz allen Widerstrebens der Vernunft in grosse Aufregung versetzt. Ich erinnere mich, wie ich als Tertianer ein paar Wochen vom griechisch-türkischen Krieg gepackt wurde und für die Griechen schwärmte; zu Haus nannten sie mich den ‚Griechengeneral‘. Will ich mich jetzt als Japanergeneral auftun? Nein, jetzt wird Philologie studiert und an das Examen gedacht und an nichts anderes!» Natürlich hilft die Mahnung nicht das geringste, meine leidenschaftliche Sympathie für die Japaner, in meinen Augen eine Art Freiheitskämpfer, wächst ständig. – Im Juni desselben Jahres verzeichne ich mit aller Ausführlichkeit eine Sitzung des Frauen-Weltbundes im Beethovensaal. «Die alte Bertha von Suttner, ganz in Schwarz mit nonnenhafter Kopfbedeckung, spricht über Schiedsgericht und Friedem. Eine grosse Frauenmenge, ganz wenige Männer dazwischen, bildet ihr Publikum. ‚Saalordnerinnen‘, durch Armbinden gekennzeichnet, mühen sich vergeblich, in den überfüllten Saal Ordnung zu bringen. Am Tisch des Komitees wirkt die junge Gertrud Bäumer in ihrem majestätischen Reformkleid (blaugrau mit Silberbrokat) wie eine klassische Schönheit. Aber ich schreibe, als wäre ich der alte Pietsch, und berichtete in der Tante Voss von einem Hofball.» Und nun folgen ernste und skeptische Erwägungen über die Möglichkeiten des Schiedsgerichtes und über die gutherzige Kindlichkeit des absoluten Pazifismus. – Meine eigne

Friedensliebe hat ihre Grenzen: Friede ist gut, aber Krieg gegen Unterdrücker jeder Art ist mindestens ebenso gut. Noch überschwenglicher als dem Fernostkrieg folge ich den Ereignissen der russischen Revolution. Hier fehlt es nicht an wilden Versen auf den «roten Sonntag» und gegen «Väterchen Zar». Sie bleiben ungedruckt, aber über den Hauptmann von Köpenick veröffentliche ich im «Berliner Tageblatt» ein langes Gedicht und lasse ihn ausser der Rathauskasse «Bürgerstolz und Bürgerehre» entwenden.

Doch bei alledem handelt es sich um mehr oder minder theatralische Begebenheiten. Ich bringe auch den nüchternen Dingen der Innenpolitik hohes Interesse entgegen. Mit Selbstverständlichkeit bin ich freisinnig, bin mir aber wieder und wieder eines inneren Zwiespalts bewusst, aus dem mich die selbstsicheren Liberalen um Caroli Stern nicht retten können. Im Oktober 1907 wähle ich das erste Mal zum Reichstag (man muss dazu fünfundzwanzig Jahre alt sein). Meine Frau begleitet mich zum Wahllokal; wir sind bis zum letzten Augenblick nicht gewiss, für wen ich stimmen werde. Vor dem kleinen Restaurant in der Hildegard-Strasse stehen drei Zettelverteiler. Zwei haben mächtige Pappschilder mit dem Namen ihres konservativen und liberalen Kandidaten umgehängt und schwenken jedem mutmasslichen Wähler schon mehrere Schritte vor dem Eingang ihren Zettel entgegen. Der dritte Mann trägt kein Plakat und lehnt gleichgültig am Türrahmen. «Der selbstverständliche Sozialdemokrat», sagt meine Frau. Der Wahlkreis gehört seit 1893 den Roten, sie erhalten bestimmt zehnmal mehr Stimmen als die übrigen Parteien zusammen genommen. «Ich habe Genossen Zubeil gewählt», erklärte ich nachher, ein bisschen trotzig, ein bisschen beschämt. Und im Tagebuch verteidige ich mich: «Ich bin nicht kolonialfeindlich, aber es geht ja nicht bloss um die Kolonialfrage. Ich bin freisinnig, aber die Freisinnigen sind so zersplittert und so machtlos. Ich bin nicht Sozialist, aber sie sind die stärkste Oppositionspartei, und wenn sie zur Macht kommen, werden sie unter der Verant-

wortung des Regierens das Übermass an Radikalismus aufgeben.» Also genau das gleiche vitiöse Denken, das mich fünfundzwanzig Jahre später bei den zahllosen Mitläufern der Nationalsozialisten zur Verzweiflung bringt. Ich selber verharre nicht in diesem Mitläufertum. Im Juni 1908 – es geht um das preussische Wahlrecht – stimme ich, freilich ohne Zuversicht, für den Sozialliberalen. «Das ist eine kaum vier Wochen alte Parteibildung, sie wird kein Glück haben. Die Leute, die von Freisinn und Sozialdemokratie das Beste nehmen und zur selbständigen Einheit machen wollen, werden immer wieder zu einer der grossen Parteien zurückgezwungen. Aber es muss doch immer wieder versucht werden, denn gerade hierin scheint mir alle Vernunft und alles Zukunftsheil zu liegen.» Einen Tag später: «Mein Sozialliberaler ist natürlich jämmerlich durchgefallen.» Aus dem Schwanken zwischen den Parteien komme ich nicht heraus. Zur Zeit dieser Landtagswahl findet eine Protestversammlung des Goethebundes statt. Das Zentrum will die Moral der Kunst durch Strafgesetz sichern, der liberale Goethebund setzt sich für freies Kunstschaffen ein. Von den Rednern gefällt mir nur Friedrich Naumann, den ich von der «Hilfe» her persönlich kenne: Im Allgemeinen jovial-satirisch, wirkt er doch bisweilen kraftvoll, während Ludwig Fulda nur mit übermässigem Stimmaufwand Witze herausschreit und Pausen zwischen die einzelnen Geistreichigkeiten legt, um dem Applaus Raum zu lassen, und der allzu dicke Otto Ernst einigermaßen salbadert. Und die ganze Veranstaltung mit ihrer Schlussresolution «gegen die Vergewaltigung der Kunst» scheint mir lahm. (Im Tagebuch steht für das Adjektiv ein kerniges Partizip.) – Aus einem andern Grunde ärgere ich mich im Sommer während der Flottenausstellung über die Liberalen. Ich bin entzückt von diesen Schiffsmodellen und Geschützen, entzückt von unserer Flotte, ich finde das Herummäkeln am Marineetat unverzeihlich.

–

Dies sind nur wenige Proben aus den Tagebüchern; die politischen Schlagworte der Zeit wie «Revisionismus», «konservativ-liberale Paarung» und «Blockbrüder» tauchen häufig auf und

werden kommentiert. Nein, an politischer Teilnahme hat es mir nicht gefehlt. Was hinderte mich also an journalistischer Betätigung auf diesem Gebiet?

Die mangelnde völlige Kongruenz meiner Ansichten mit denen einer bestimmten Partei war es kaum. Denn im Ganzen sympathisierte ich stark mit der Richtung Friedrich Naumanns, auch liegt es ja im Wesen des Freisinns, dem einzelnen Spielraum zu lassen. Was mich hemmte, war wohl eher mein wissenschaftliches Gewissen. Ich fühlte mich nicht als Fachmann. Sicherlich hätte ich einen üblichen politischen Artikel geradesogut zustande gebracht wie tausend andere Durchschnittsjournalisten; vielleicht dass ich mich anfangs beim Spezialisten des jeweiligen Themas informiert hätte, dann wären Handwerkssicherheit und Routine rasch erworben worden. Aber innerlich wäre ich mir immer meiner Ignoranz bewusst geblieben. Ich sagte mir, das politische Wissen beruhe auf drei Grundlagen: auf historischen, auf staatsrechtlichen und auf nationalökonomischen Kenntnissen. Von der Historie wusste ich ein wenig, vom Staatsrecht so gut als nichts und vom Wirtschaftlichen rein gar nichts. Und gerade das Wirtschaftliche schien mir in der Gegenwart das wichtigste der drei Elemente.

Aber warum, wenn ich wirklich politisches Interesse besass, warum half ich dann dieser Unwissenheit nicht ab? Ich habe doch später, als es um meinen «Montesquieu» ging, mancherlei Fragen des Staatsrechts und der Wirtschaftslehre mit allem Eifer studiert.

Ja, als es um den «Montesquieu» ging, und eben nicht um die unmittelbare Politik der Gegenwart! Es ist mir erst lange nachher klar geworden, was mich in der Publizistenzeit im letzten als ein unbestimmtes, aber unüberwindliches Gefühl unterm Strich festgehalten hat. An der Politik schlechthin war ich gar nicht so sonderlich heiss interessiert, und mich aktiv an ihr zu beteiligen – denn der Journalist ist ja nicht nur Beobachter, sondern Mitspieler –, das lockte mich durchaus nicht. Was mich fesselte, war vielmehr die Politik als Element eines Zeitbildes, war das Ergebnis

des Zeitbildes selber, und zwar am liebsten dort, wo es zugleich verhüllt und entschleiert, nackter als in der Realität, zutage tritt: in der Dichtung. Mein wesentliches Interesse war historischer, geistesgeschichtlicher und ästhetischer Natur. Die Studie, die mir in jenen Jahren das meiste Kopfzerbrechen bereitet hat und das grösste Vergnügen, heisst: «Das Wiedererwachen der historischen Dichtung». Darin frage ich mich nach den Gründen, die der vom Naturalismus verpönten Geschichtsdichtung zu neuem Blühen verhelfen, und nach ihren Möglichkeiten, das Wesen der Gegenwart am Bild einer vergangenen Epoche zu klären. Der Essay, dessen Thema ich ein Dutzend Jahre später noch einmal und ernstlicher behandelte (in den «Arten der historischen Dichtung», einem Kapitel meiner «Romanischen Sonderart»), erschien zwar erst Anfang 1913 im «Türmer», als bereits die erste Etappe des neuen Lebensweges hinter mir lag, aber schon lange vorher hatte er mir als Vortrag gedient. –

Meine Vorträge sind wohl das, was mir in meiner damaligen Tätigkeit, lange Zeit wenigstens, den ungemischtesten Genuss verschaffte. Bei allem andern gab es immer einen dunklen Punkt; die Bücher brachten nichts ein, die Essays konnten ihr Thema nicht ausschöpfen, die Journalistik zersplitterte und führte ins leidige Ausschlachten – am Vortrag aber und dem ganzen Zubehör der Vortragsreise hatte ich eine komplexe und ungetrübte Freude. Freilich nahmen diese Reisen fast genau im gleichen Moment ihr Ende, als sich die Freude nun doch zu trüben begann.

Im Anfang hatte es so ausgesehen, als würde ich nie ein Redner werden. Ich war im Sommer 1907 von Raphael Löwenfeld, dem Direktor des Schiller-Theaters, aufgefordert worden, bei einer Morgenfeier über Wilbrandt zu sprechen, hatte voller Stolz zugesagt und das Konzept der Ansprache in wenigen Stunden fertiggestellt. Am Tage vor der Veranstaltung aber packte mich eine so würgende Angst, dass ich «wegen heftiger Erkältung» abschrieb. Kaum war der Brief fort, so machte ich mir die schlimmsten Vorwürfe und nannte mich im Tagebuch einen un-

fähigen Feigling. Vater, selbst enttäuscht durch mein Versagen, suchte mich zu trösten, indem er mir von dem berühmten, jedenfalls von den jüdischen Theologen mit Ehrfurcht betrachteten Grätz erzählte. Dessen vielbändige «Geschichte der Juden» nahm weiten Raum in Vaters Bibliothek ein; oft habe ich im Einschlafen Wally daraus vorlesen, oft habe ich Vater die Gelehrtheit und Weisheit des Verfassers preisen hören. Grätz also, armer Leute Kind und hochbegabt, war selbstverständlich Theologe geworden und hatte auch sofort ein Rabbinat erhalten. Er bereitete seine Predigt vor, stieg auf die Kanzel und blieb, von Angst befallen, wortlos dort oben stehen. Er stand minutenlang stumm vor der entsetzten Gemeinde. Schliesslich stiegen zwei Vorsteher zu ihm hinauf und führten den Erstarrten an den Armen hinunter. «Du siehst, Kind», sagte Vater, «man kann ein grosser Gelehrter und Autor werden, auch ohne Rednergabe zu besitzen.» Nach einer Weile aber fügte er seufzend hinzu, der grosse Grätz sei freilich sein Leben lang arm geblieben, und ob ich nicht doch einmal einen Versuch machen wollte. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass einem seiner Söhne das Talent zum Reden fehlen sollte.

Und wirklich hatte ich alle drei Brüder schon öffentlich sprechen hören, Berthold in einem Plädoyer (Armensache: Messerstecherei; der Mann bekam mildernde Umstände), Georg und Felix im Hörsaal. Berthold sprach ein bisschen zu schnell und aufgeregt, aber doch sehr eindringlich und klar; Georg und Felix redeten mit vollkommener Ruhe, bald ernst, bald witzig, bald dozierend, bald plaudernd, und immer wirkungssicher. Ich war erbittert über mich und nahm mir wirklich vor, einen Versuch durchzuführen. Was hatte ich auch zu fürchten? Ich konnte ja mein Manuskript aufs Katheder mitnehmen – wie viele Redner, von den Geistlichen abgesehen, sprachen denn frei? Aber wo würde sich die Möglichkeit eines zweiten Versuchs bieten? Vater riet mir, Ludwig Geiger zu besuchen: «Du warst auf der Universität sein Schüler, er hat deine Bücher freundlich besprochen, und er ist bei den jüdischen Literaturvereinen sehr angesehen.»

Dieser Besuch wurde für meine ganze Vortragstätigkeit entscheidend. Geiger nahm mich wahrhaft väterlich auf. Er lud mich sofort ein, an dem von ihm herausgegebenen «Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur» mitzuarbeiten. Hier habe ich 1909 einen Aufsatz über Ludwig Jacobowski und 1911 eine sehr ausführliche Studie über Arthur Schnitzler veröffentlicht. Das Jahrbuch war das Organ eines über ganz Deutschland gespannten Verbandes. Geiger gab mir genaue Auskünfte und Ratschläge. Der Verband umfasste 219 Vereine, die kleinsten darunter hatten 12 bis 15, die hervorragenden etliche hundert, die meisten 50 bis 60 Mitglieder. Berlin nahm mit 1'300 Zugehörigen eine Sonderstellung ein. In jedem dieser «Vereine für jüdische Geschichte und Literatur» wurden allwinterlich Vorträge gehalten. Der Verband gab im Frühsommer eine Liste der Redner und ihrer Themen heraus. Dann schlossen sich mehrere kleine Vereine in ihrer Wahl untereinander zusammen und nach Möglichkeit einem in der Nähe befindlichen grossen und zahlungskräftigen Verein an; so kamen für die Redner Tournéen zustande. Die Nester zahlten 50, auch wohl nur 30, die stattlicheren Orte 75, auch 100 Mark und darüber; die Reihenfolge der Vorträge wurde so geordnet, dass dem Redner keine übermässigen Fahrkosten erwachsen. Im Thema herrschte ziemliche Freiheit. Orthodoxie war unnötig, Theologisches und Biblisches kaum erwünscht, denn das erhielt man ja allwöchentlich vom eigenen Rabbiner vorge setzt. Man wollte Literarisches hören, es musste nur irgendeinen Bezug zum Judentum haben, etwa von einem jüdischen Autor handeln oder von solchen Dichtungen, in denen ein spezifisch jüdisches Problem zur Sprache kam oder die Gestalt eines Juden gezeichnet wurde. Ich könnte meinem bisherigen Arbeitsgebiet bequem einige passende Vorträge abgewinnen, meinte Geiger; ich würde als Wanderredner einen bescheidenen Nebenverdienst und mancherlei Anregung finden. Die Liste für diesen Winter sieben zu acht sei zwar schon im Umlauf, er wolle aber sehen, mich noch irgendwo zu Wort kommen zu lassen.

So bin ich durch Geigers Warmherzigkeit an dies Spezialpublikum geraten. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, wie dem Berliner Lessingmuseum, dem Bremer Künstlerverein, einer «Literarischen Gesellschaft» in Aachen, habe ich in den folgenden fünf Wintern durchweg in jüdischen Literaturvereinen gesprochen. Irgendwelche Gewissensbedenken empfand ich dabei durchaus nicht. Ich war wie gesagt der festen Meinung, meinen Übertritt zum Protestantismus rückgängig gemacht zu haben. Und niemals, weder im Vortrag noch im privaten Gespräch, verleugnete ich meinen nationaldeutschen Standpunkt, niemals auch meinen völligen Liberalismus in religiösen Dingen. Ich sprach vor den jüdischen Literaturvereinen mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der ich gelegentlich ein paar Talmudsprüche oder sonstige kleine Beiträge der von Gustav Karpeles freisinnig redigierten «Allgemeinen Zeitung des Judentums» gab. (Auch für ein andres jüdisches Blatt habe ich kurze Zeit geschrieben: Der Herausgeber von «Ost und West» hatte mich um die Nachbildung eines Jargongedichtes angegangen. Als ich dann aber sah, wie hier der Osten ungleich liebevoller behandelt wurde als der Westen, gab ich die Mitarbeit auf.)

Im ersten Winter erhielt ich vom Verband die einzige Aufforderung, in Braunschweig über Ludwig Fulda zu sprechen. Der Ort war mir höchst erfreulich; Hans Meyerhof lud uns beide zu sich ein, wir sollten ihn als Hausherrn und Familienvater kennenlernen. Wir waren mit seiner Frau nur erst einige Stunden in Berlin beisammen gewesen; inzwischen hatte sich vor wenigen Monaten ein Sohn eingestellt. Ich nahm die Einladung sehr gern an; mein Rednerdebüt sollte gefeiert werden und in Gegenwart meiner Frau stattfinden. Auch wollte ich den ganzen Tag nur an die Besuchsfahrt und nicht an den Vortrag denken: So würde ich dem lähmenden Vorgefühl entgehen, das mir die schmähliche Absage ans Schiller-Theater diktiert hatte. Wir kamen am Mittag nach Braunschweig, und ich wurde wirklich sehr entschieden von aller Vortragsangst abgelenkt, denn Meyerhofs Familienleben war von

einer leise bedrohlichen Komik erfüllt. Das Kind schien Hans bereits oder vorläufig ziemlich gleichgültig, wenn nicht lästig: «Weisst du, bisher ist Gussi ja nur ein schreiendes Tierchen; später werde ich etwas mit ihm anfangen können, aber jetzt ist er ein bisschen langweilig.» Und auch seine Frau, die er vordem «eine Natur» genannt hatte, schien ihm im blossen Naturzustand langweilig geworden. So bemühte er sich, sie zu erziehen. Die derbknochige Käthe mit dem bäuerischen Gesicht war anschmiegsam und oberflächlich bildungsfähig, sie sprach gelehrig nach, was Hans ihr eintrichterte. Er hatte sie auf Porzellan und modernes Kunstgewerbe gedrillt und war nun dabei, sie für Frauenrechte zu interessieren. Seit vierzehn Tagen gehörte sie dem Klub «Frauenwohl» an, der wöchentlich im Café Lück tagte. Es gab bei Tisch einige Szenen, die auf der Bühne als unwirkliche Übertreibungen gewirkt hätten. Wenn Käthe aber nicht gerade ihre Rolle zu spielen hatte (und sie war froh, wenn sie es nicht tun musste), dann widmete sie sich uns mit grosser Herzlichkeit. Und dass Hans mir alte Freundschaft erwies und über unser Kommen hocherfreut war, verstand sich von selbst. «Wenn du auf längere Vortragsfahrten gehst», sagte er, «muss Eva inzwischen bei uns sein, und sooft es sich machen lässt, bringst du sie her und holst sie ab.» So haben wir es wirklich mehrmals gehalten und dabei Gelegenheit gehabt, Käthes Entwicklung zu beobachten.

An diesem Abend freilich glaubte ich nicht, dass mir längere Vortragsreisen beschieden sein würden, denn aus dem Sieg, den ich erringen gewollt, wurde nach aussen hin eine Remispartie und vor mir selbst eine Niederlage. Ich beherrschte mein Thema vollkommen und hatte mir zugeschworen, es frei abzuhandeln. Es gelang mir auch, nach Überwindung des schweren Herzklopfens bei den ersten Worten, eindringlich von meinem Podium hinab in das aufmerksame und ziemlich zahlreiche Publikum hineinzusprechen. Aber als ich die Hälfte meiner Rede hinter mir hatte und mich schon ganz ausser Gefahr glaubte, da musste ein unseliger alter Herr heftig niesen und sich umständlich schneuzen. Sofort

gerieten eine ganze Reihe Taschentücher in Bewegung, es wurde auch gehustet, und eine Dame verliess sogar den Saal. Ich war erschrocken, verlor einen Augenblick den Faden, und statt mich ruhig zu besinnen, sah ich in mein Manuskript, das mich nun nicht wieder freigab. So endete als Vorlesung, was als Vortrag begonnen hatte. Der Beifall, wenn auch kein stürmischer, blieb trotzdem nicht aus, aber ich kehrte doch sehr niedergeschlagen heim.

Vier Wochen später erlebte ich einen erlösenden Triumph. Den zwei Dutzend Leuten aus Schrimm werde ich mein Leben lang dankbar bleiben, denn unter ihnen kam der Geist des Redens über mich. Ein bescheidener Mann hatte mich besucht, Vorsitzender des «Vereins der Schrimmer in Berlin». Sie seien nur siebenundzwanzig, und mehr als fünfundzwanzig Mark könnten sie nicht zahlen; aber es handle sich um ihren Jubiläumsabend, da hätten sie gern einen literarischen Vortrag gehört, und Professor Geiger habe sie auf mich hingewiesen. Ich dachte: Warum soll ich ihnen den Fulda nicht vorlesen? Als ich aber in das kleine Restaurant in meinem alten Löwenstein & Hecht-Viertel trat, gab es dort gar kein Rednerpodium, nicht einmal ein Pult, auf das ich mein Manuskript hätte legen können, sondern nur eine Bier- und Kaffeetafel, an der ich neben dem Vorsitzenden Platz erhielt. Man begrüßte mich wie einen alten Bekannten; ich hatte den Eindruck, in eine Familienfestlichkeit geraten zu sein, ich fand dies Schrimmer Inselchen im Berliner Ozean halb drollig, halb rührend, ich war so wenig befangen, dass ich gar nicht daran dachte, das Manuskript hervorzuziehen, sondern einfach drauflos erzählte. Ich merkte, wie die Leute mir mit Vergnügen folgten, ich wurde selbst immer vergnügter und wärmer, und am Schluss jubelte ich innerlich: «Ich kann frei sprechen! Ich kann es gerade-sogut wie Vater und die Brüder, ich brauche mich nicht mehr vor einer Rede in der Öffentlichkeit zu ängstigen.» Und von da an ist es mir auch immer geglückt und hat mir immer Freude bereitet,

und unter den vielen Widerwärtigkeiten des Heute empfinde ich das verbundene Maul nicht als das kleinste Übel.

In den folgenden Wintern kamen die ersehnten Tournées zustande, und 1910 zu 11 brachte ich es auf 27 Vorträge. Ich sprach in Westfalen, im Rheinland, in Oldenburg, wiederholt auch in den Ostprovinzen.

Das Reisen selber mochte ich sehr gern. Immer fand sich Gelegenheit, eine Weile an Stadt und Landschaft zu setzen. Ich wanderte in den kleinen alten Weserstädten Höxter und Hameln herum, ich griff den Katholizismus in Paderborn mit Händen (noch ganz anders als in München, ganz unvermischt). Ich sah das ungeheure industrielle Leben der Rheinprovinz, überall Flammen aus den hohen Schloten in die Nacht steigend, bisweilen Glutströme an dunklen Schlackenhügeln herabrinnend, und überall Städte, eine in die andere gewachsen, die ganze Provinz eine einzige Stadt, nicht bloss vom dichtesten Eisenbahnnetz übersponnen, sondern durch Strassenbahnen von Ort zu Ort verschwistert. In Mühlheim sah ich das Getriebe des Fluss- und Umschlaghafens; ich sah auch, wie sich auf dem Bahnhof polnische Arbeiter umarmten und auf beide Backen küssten. Und dann wieder – einmal habe ich mit nur achtundvierzig Stunden dazwischen in Aachen und in Tilsit gesprochen – die Leere im Posenschen, in West- und Ostpreussen, die endlosen Felder, der weite Abstand zwischen den Stationen, die winzigen Orte. Hier schien die Kleinstadt ein stilles Dorf; in Rheinland-Westfalen war sie eine Fabrik, ein Bergwerk, weniger ein Gebilde für sich als Bezirk oder Winkel oder Vorort der einen Giganten- und Ameisenstadt. Dafür machte mir die Weichsel, die gerade getürmte Eisschollen führte, einen gewaltigeren Eindruck als der Rhein. Aber als schönstes Reisebild von damals habe ich Wilhelmshaven im Gedächtnis behalten. Ich hatte dort zwischen Vorträgen in Oldenburg und Bremen ein paar Stunden Aufenthalt. Der Kreuzer «Gneisenau», ich glaube mit irgendwelchem Prinzen an Bord, lief eben zu einer Ostasienfahrt aus, ein halbes Dutzend Torpedoboote gab ihm das Ehrengelicht, und auf dem Panzerschiff «Westfalen» paradierten

die Matrosen. Man kann nicht flottenbegeisterter sein, als ich es damals war.

Im Coupé und in den Hotels war es mir vergnüglich, die Geschäftsreisenden zu beobachten, und ich fühlte mich ihnen so kollegial nahe wie in Berlin auf meinen Redaktionswegen den Stadtreisenden. In den Nestern fand ich oft Gasthäuser, in denen es familiär zugeht: Wirt und Wirtin bedienen selber, und die Zimmer gleichen in ihrer Möblierung Familienräumen.

Aber auf alles dies konnte ich doch nur wenig Zeit verwenden, denn ich war immer stark in Anspruch genommen.

Am wenigsten freilich durch die Vorträge selber. Nur im Anfang pflegte ich sie in der Bahn noch einmal durchzulesen oder zu überdenken; später befasste ich mich mit ihnen keinen Augenblick vor Beginn der Rede. Ich sprach über jüdische Gestalten bei Spielhagen und bei Heyse, über Schnitzler, über Ludwig Jacobowski, über Franzos, ich stellte meine Talmudsprüche zu einem Vortrag zusammen. Wie es mir Geiger vorausgesagt hatte, wurden sie am wenigsten begehrt. Den stärksten Anklang dagegen fand der Franzos, ihn haben an die zwanzig Vereine gewählt, und immer wenn ich ein paar Seiten aus dem «Pojaz» vorlas, gab es lauten Beifall; als ich endlich vor dem grossen Berliner Verein sprechen durfte, entschied man sich auch hier für Franzos.

Was mich unterwegs in Atem hielt, war ein Dreifaches. Einmal schrieb ich regelmässig lange Briefe nach Haus, sodann hatte ich immer reichliche Lektüre bei mir zur Vorbereitung der gerade laufenden Arbeit, und endlich war ich vom Verlassen bis zum Wiederbetreten des Bahnhofs eigentlich dauernd in Gesellschaft.

Die Vorsitzenden der Vereine, in den kleinen Orten meist der Lehrer, sonst am häufigsten der Rabbiner, bisweilen auch ein Kaufmann, ein Arzt, ein Anwalt, nahmen sich derart meiner an, dass ich nur ganz wenige Stunden allein blieb. Sehr oft fand sich auch noch ein Sohn ein, Primaner oder Lehrling, der mich herum-

führen musste, während der Vater beschäftigt war. Diese Bemühung um die Person des Redners war überall die gleiche, gleich eifervoll und gleich freundschaftlich. In den grösseren Städten, wo ich vom Podium herunter sprechen musste, wie etwa in Krefeld, Kassel, Offenbach, schloss sie mich von dem übrigen Publikum förmlich ab; unmittelbar nach dem Vortrag wurde ich vom Vorsitzenden wieder mit Beschlag belegt, allenfalls gesellten sich bei ihm zu Haus oder in einem Café, das wir aufsuchten, noch drei, vier Honoratioren mit ihren Frauen hinzu. In den Nestern, wie Gütersloh, Unna, Lage im Westen oder Pieschen und Schildberg im Osten, ging es weniger exklusiv zu. Ich wurde stets an meinen Glücksabend bei den Schrimmern erinnert und fühlte mich ganz besonders wohl. Dieselbe Behaglichkeit der gemeinsamen Tafel, dieselbe andächtige Aufmerksamkeit. Diese Leute kannten keinen Husten oder sonstige störende Bedürfnisse. Höchstens dass einmal ein Jungchen von dreizehn Jahren unter tadelnden Blicken hinausschlich. Es schlich aber wirklich, kehrte ebenso leise zurück und starrte mir dann auf die Lippen, als wollte es noch das Versäumte von ihnen ablesen. Und hinterher entwickelte sich ein allgemeines Gespräch, erst über das Thema des Abends, bald über Literatur im Allgemeinen. Was ich an neuer Lektüre empfehlen könnte, ob ich in Berlin den neuesten Hauptmann, den neuesten Sudermann gesehen hätte und so weiter und so weiter.

Ein besonders eigenartiges Publikum hatte ich in Jever. Der rotbäckig derbe Vorsitzende sagte mir: «Wir freuen uns sehr auf Ihren Vortrag, obwohl wir zumeist sehr müde sind. Wir hatten heute einen anstrengenden Tag. Es war Brüllmarkt. So heisst unser grosser Viehmarkt, und mit dem Viehhandel hat fast die ganze Gemeinde zu tun. Ich selber bin Viehhändler, mein Junge hilft schon im Geschäft, meine Tochter heiratet den Sohn und Kompagnon eines Viehhändlers.» Mir wurde ein bisschen bange, aber dann fand ich für den unwiderstehlichen Franzos ein noch hingehenderes Publikum als sonst. Nachher – das war mir noch nie und ist mir nie wieder vorgekommen – bat mich die Viehhändlerstoch-

ter und -braut um ein Autogramm für ihre «schon reichhaltige Sammlung». Und als mir schliesslich ihr Vater das Honorar Schein um Schein hinlegte (während es überall anderwärts diskret im geschlossenen Kuvert überreicht zu werden pflegte), da waren es statt der vereinbarten 60 Mark 65 mit der Begründung: «Weil es uns so gut gefallen und weil doch niemand Zeit gefunden hat, Sie zum Essen einzuladen.» Ein andermal, in Lippstadt, es war schauerhaftes Schnee- und Regenwetter, trat nach dem Vortrag eine alte Dame an mich heran: «Sie dürfen stolz sein auf mich als Hörerin.» – «Gewiss», sagte ich, «aber wieso?» – «Raten Sie mein Alter.» Ich hielt sie bei ihrer grossen Rüstigkeit für eine Sechzigerin, merkte aber natürlich, dass sie mit ihrem Alter glänzen wollte, und sagte hochgreifend: «Vierundsiebzig?» – «Zweiundneunzig», erwiderte sie. Auf eben dieser Tournee half mir ein eifriger Herr in Iserlohn (oder war es Warburg?) allzu energisch aus dem Mantel. Ich hatte mir kurz zuvor einen Furunkel am Unterarm öffnen lassen, trug einen Verband unter dem Ärmel und konnte bei dem Ruck ein leises Jammern nicht unterdrücken. «Was haben Sie?» – «Nichts Schlimmes weiter, ich muss nur den verbundenen Arm stillhalten.» – «Um Gottes willen! da werden Sie doch nicht reden können.» Ich beruhigte den Erschrockenen lachend; ich war sehr darauf bedacht, alles Gestikulieren zu vermeiden, und glaubte meiner ruhigen Haltung vollkommen sicher zu sein.

Aber im nächsten Monat wurde ich an diese westfälische Episode im Osten mit einiger Beschämung erinnert. Es hatte in Schildberg beim Apotheker prachtvollen Wein zum Abendbrot gegeben, und dies und die Gemütlichkeit des kleinen Saals liessen meinen Franzos wohl besonders leidenschaftlich ausfallen. Die Doktorsgattin, eine üppige Ghettoschönheit, strahlte: «Nein, wie Sie reden können! Bei Ihnen spricht nicht nur der Mund, der ganze Mensch redet!» Und der Rabbiner setzte lobend hinzu: «Recht so; im Talmud steht: ‚Du sollst mit dem ganzen Körper beten.‘» Von diesem Rabbiner, dessen freundliches Wesen mich

sogleich für ihn einnahm, hatte mir der Apotheker vorher erzählt. Es war ein armer ungarischer Talmudjude, ebenso orthodox für seine Person wie andern gegenüber tolerant. Er hatte spät in der Schweiz den Dokortitel erworben, mit fünfzig Jahren den kleinen, schlechtbezahlten Schildberger Posten gefunden und fühlte sich nun geborgen und zufrieden. Als er hörte, dass ich der Sohn des ketzerischen Berliner Kollegen sei, betrachtete er mich mit fast mitleidigem Interesse, verharrte aber in seiner herzlichen Liebenswürdigkeit.

Orthodoxen Juden bin ich auf meinen Fahrten wiederholt begegnet, nicht nur im Osten und nicht nur so sympathischen wie dem bescheidenen Dr. Krauss in Schildberg. In Westfalen war ich einmal der Gast des Lehrers, zugleich Predigers und Schächters seiner winzigen Gemeinde, der sich mir gegenüber sehr liberal gab. Er hatte mancherlei Interessen; in seiner Bibliothek, die mit der Ärmlichkeit des Mobiliars und dem Wachstum auf dem Esstisch kontrastierte, standen französische und italienische Bücher. Er lebte in kinderloser Ehe, die Frau sah etwas demütig zu ihm auf. «Meine Studienreisen nach Frankreich und Italien mache ich natürlich allein», sagte er, «eines von uns ist doch hier ständig unabhkömmlich.» Das bezog sich auf die fünf Pensionäre, Jungen und Mädchen, die sich ganz wohl zu fühlen schienen und zu den Lehrersleuten Onkel und Tante sagten. Vor Tisch wurde lange gebetet, den Hut auf dem Kopf; nach dem Essen las eins der Kinder ein Stück aus der Schrift in hebräischer Sprache vor. Als ich dort eingeladen war, traf die Reihe gerade ein kleines Mädchen, das stolz und nicht ohne Koketterie seine Gelehrsamkeit zeigte. Während des Vorlesens herrschte sehr spürbare Unaufmerksamkeit: Der Lehrer sah nach der Uhr, die Kinder wetzten auf ihren Stühlen und warfen sich Blicke zu. Im Zimmer der Pensionäre stand eine Laubhütte, von ihrer Decke hingen bunter Schmuck und Süßigkeiten, es war eine Art horizontalen Weihnachtsbaums. «Wenn ich auch aufgeklärt bin», sagte mir der Lehrer, «so sollen die Kleinen doch in der Tradition aufwachsen und schöne

Erinnerungen ins Leben mitnehmen.» Ich hatte den Eindruck eines peinlichen Komödienspiels, das nicht einmal von den Zwölfjährigen ernst genommen wurde. Noch unangenehmer empfand ich das Wesen eines wohlhabenden Rabbiners in Oldenburg, der sich, nicht ohne Begabung, aber mit vieler Eitelkeit, als eine Art Universalgenie darstellte: Er las mir eigene Gedichte und Dramenszenen vor, er zeigte mir Bilder, die er gemalt hatte, er zog Rosen in seinem Garten und hatte einen Preis als Geflügelzüchter bekommen. Er philosophierte und diskutierte über jedes System und liess jede Meinung gelten. Aber er nannte es für seine Person «gesinnungslos», am Sonnabend mit einem Regenschirm auszugehen oder gar eine Trambahn zu benutzen, und seine im Übrigen ganz europäische Frau musste einen Scheitel tragen. Er kokettierte mit seiner Traditionstreue wie die kleine Pensionärin mit ihrem Hebräischlesen.

Der Mann war eine Ausnahmegestalt und wollte als Ausnahme glänzen. Gar nichts Aussergewöhnliches dagegen war es, wenn ich im Osten sagen hörte: «Wir sind nicht orthodox – aber die Speisegesetze muss man doch halten.» Oder auch: «Wie könnte man von jüdischem Gottesdienst sprechen, wenn unsere Synagoge eine Orgel besässe?» Mir fiel dann ein, wie unglücklich sich Vater in Bromberg gefühlt hatte.

Dennoch wurde ich nie den Eindruck des überwiegenden Liberalismus los. All diese Leute zog es zum Deutschtum, manchmal mehr, als sie wahrhaben wollten. War es nicht charakteristisch, dass überall gerade mein Franzos so grossen Beifall fand? In diesem Pojaz, der als tragischer Held aus der Ghettoenge zum Deutschtum strebt, sahen sie ihre Idealgestalt und ein klein wenig sich selber. In Ostrowo erzählte mir der Arzt: «Wir sind hier 16'000 Einwohner; 9'000 Polen, 6'000 Deutsche, 1'000 Juden. Die Polen sind so deutschfeindlich, dass sie die deutschen Konzerte überwachen; jeder Pole, der sich hineinwagt, wird boykottiert.» – «Und die Juden?» – «Halten sich natürlich zu den Deutschen, deren Bildung sie teilen oder sich aneignen wollen. Aber

natürlich auch sind sie Partei für sich. Die Deutschen hier wählen konservativ und also antisemitisch, und wir wählen liberal.» Eine scheinbar andere politische Gesinnung hörte ich in Aachen aussprechen. «Ich habe das ‚Berliner Tageblatt‘ aufgegeben», sagte mir ein Rechtsanwalt, «es hetzt zu sehr gegen das Zentrum. Wir hier halten zu den Katholiken, sie sind weniger antisemitisch als die Protestanten; das ist wohl ein Überbleibsel aus der Zeit des Kulturkampfes, wo sich die Katholiken als die Verfolgten fühlten.» Aber war diese Gesinnung wirklich sehr verschieden von der des Mannes in Ostrowo? Beide wandten sich eben der Partei zu, die ihnen unstarrer die Annäherung an das Deutschtum ermöglichte. Gewiss, die meisten erstrebten nur die Annäherung, nicht das völlige Aufgehen im Deutschtum, sie betrachteten sich als eine Gruppe mit besonderem Zusammenhalt. Derselbe Rechtsanwalt Franken sagte mir, er habe Nachteile durch seinen christlich klingenden Namen: «Die auswärtigen jüdischen Verteidiger schicken ihre Aachener Sachen alle an Kollegen Löwental; da sind sie sicher, einen Glaubensgenossen vor sich zu haben.» Aber noch einmal – ich kann es mir heute gar nicht entschieden genug betonen –, diese Gruppe, ob sie sich nun durch ihren Kult mehr oder weniger streng absonderte, ob sie den Liberalen oder den Zentrumsman wählte, diese Gruppe wollte doch überall nichts anderes sein als ein Teil der deutschen Gesamtheit. Keinem unter ihnen, auch nicht dem Orthodoxesten, wäre es eingefallen, auf die Frage nach seiner Volkszugehörigkeit etwas anderes zu antworten, als dass er Deutscher sei.

Zionismus, ich meine wirklichen Zionismus und will das «Wirklich» sogleich erläutern, gab es damals bei uns bestimmt nicht. Rechtsanwalt Franken erzählte mir, wie kürzlich im jüdischen Literaturverein Borries von Münchhausen vorgetragen habe. «Juda», seine Sammlung biblischer Balladen, war mit prunkvoll hebraisierendem Buchschmuck und mit Zeichnungen von Lilien erschienen und konnte so als eine Huldigung für den Zionismus gelten. Der ahnenstolze germanische Freiherr grüßte gewissermassen die heroischen Ahnen der Juden. Franken sprach

von Münchhausen mit leisem Spott. Er sei sehr liebenswürdig gewesen, man hätte ihm auch seiner kindlichen Eitelkeit halber nicht böse sein können. Er habe Zigaretten aus einer kostbaren, mit Brillanten und goldenem Wappen geschmückten Dose angeboten und das Gespräch auf dies irgendwie historische Etui gelenkt. Ich fragte, wie denn seine Verse gefallen hätten. Sehr gut natürlich, er sei eben ein grosser Balladendichter. «Hat man seinen Judazyklus zionistisch aufgefasst?» – «Aber nein. Es sind eben Balladen wie andere Balladen auch, höchstens dass sie uns durch den vertrauten Stoff nahestehen. Aber was sollen denn wir mit dem Zionismus?»

Ich habe mich oft und an den verschiedensten Orten über das Thema unterhalten, und eigentlich immer stiess ich auf dies: «Was sollen denn wir mit dem Zionismus?» Damit verband sich keineswegs durchweg eine völlige Ablehnung. Einigen bedeutete er eine poetische, wirklichkeitsferne Angelegenheit, für die man in träumerischen Minuten schwärmen konnte wie für ein Märchen oder eine Ballade. Andere wiederum nahmen ihn durchaus ernst, warben für ihn, unterstützten ihn durch Geldbeiträge, arrangierten ein Konzert zu seinen Gunsten, hielten sich für echte und aktive Zionisten. Nur eben, dass ihr Zionismus nicht für ihre eigene Person in Betracht kam. Sie waren Deutsche – Palästina mochte Siedlungsgebiet und Rettung für unglückliche Ghettojuden Polens und Russlands werden.

Dem eigentlichen Zionismus, der mich immer abgestossen hat wie eine üble Maskerade, bis er mich in den letzten Jahren mit Verzweiflung erfüllte (sind doch die Zionisten die vollkommenen Bejaher des Hitlerismus in seiner innersten Verlogenheit), ihm bin ich erst 1910 während des doppelten österreichischen Intermezzos, der Werbereise im Frühling und des Prager Vortrags im Herbst begegnet. Vorher hat er mir niemals die Freude an meinen Vorträgen in jüdischen Vereinen gestört.

Für diese Freude gab es ausser den angeführten Gründen noch einen weiteren, der mir immer fühlbarer wurde: Die Vorträge be-

reiteten Vater noch viel mehr Vergnügen als mir selber, sie knüpften zwischen uns beiden ein besonderes Band. Sehr eigenartig ist unser Verhältnis in seinen letzten Lebensjahren gewesen. Für Mutter habe ich allezeit die gleiche Zuneigung empfunden, eine so selbstverständliche, dass sie oft gedankenlos war und mir kaum ins Bewusstsein trat. Um Vater habe ich mir immer Gedanken gemacht, und nicht immer freundliche: Ich habe ihn nacheinander einen Tyrannen, einen Heuchler, einen wankelmütigen Menschen gescholten. Erst jetzt ging mir auf, dass seine Mängel herkunftbedingte Schwächen waren und keine Sünden, erst jetzt fühlte ich seine grosse Liebe zu mir und erwiderte sie. Zwei kleine Szenen stehen mir immer wieder vor Augen. Die eine: Vater, schon ein klein wenig gebückt und sichtbar ermüdet von den drei hohen Treppen, trägt unter jedem Arm ungeschickt einen dicken Bücherpacken. «Die Freixemplare vom ‚Glück‘, ich wusste nicht, wann du zu uns kommen würdest; sie sind irrtümlich an unsere Adresse gesandt worden.» Die andere Szene spielt etwa drei Jahre später in der Wohnung der Eltern. Ich verabschiedete mich vor einer mehrtägigen Westfalenfahrt. «Bist du auch warm angezogen, Kleiner?» – «Gewiss, Vater.» – «Wollene Unterjacke?» – «Aber ja.» – «Zeig her!» Er streift mir den Ärmel über das Handgelenk zurück und fühlt nach, ob ich ihn nicht beschwindelt habe. «Du bist doch ein so unvorsichtiges Kind.» Zugleich aber ist das bald dreissigjährige Kind eine Art Kollege. Vater verfolgt mit dem innigsten Anteil jede Zeile, die ich veröffentlichte. Doch meine Vorträge gehen ihm womöglich noch näher, von ihnen kann ich gar nicht genug erzählen, ich muss sie ihm auch aus dem Manuskript vorlesen, und er gibt mir technische Ratschläge. Ganz glücklich ist er, wenn ich ihm manchmal aus grösseren Städten anerkennende Zeitungskritiken mitbringen kann. Zweimal hat er sich auch in Berlin selber unter meinen Zuhörern befunden, hat mir nachher ernsthafte Einwendungen gemacht und dabei vor Beseligung gestrahlt. Aber das Glückstrahlen blieb doch immer ein wehmütiges: «Du könntest ein Univer-

sitätskathedern haben wie die Grossen (er meinte Georg und Felix) und gesichert und angesehen sein wie sie – stattdessen diese Plackerei, diese Unsicherheit, dies Hausieren!»

Und wie sich in seinen Stolz auf mich immer wieder die Angst um meine Zukunft mischte, so vermochte auch ich der neuen Freundschaft mit ihm nicht völlig froh zu werden. In seiner Bibliothek standen die Bücher seiner Söhne, die medizinischen und die literarischen, an auffallender Stelle griffbereit nebeneinander. Eines Tages fand ich meine beiden Novellenbände auf dem Tisch liegen; er hatte sie wohl einem Besucher gezeigt. «Schwesterchen» trug die Widmung: «Meinen lieben Eltern», vor dem «Glück» stand: «Meiner lieben Eva». Ich blätterte, während ich auf Vater wartete, im «Glück», da fehlte die Widmungsseite. In meiner Erbitterung riss ich die Widmung des «Schwesterchens» heraus und stellte dann beide Bücher wieder in das Regal. Hinterher tat mir mein Vergeltungsakt leid, und ich möchte fast hoffen, dass ihn die Eltern nie bemerkt haben – jedenfalls haben sie nie davon gesprochen. Ich sagte mir, dass sie ja bestimmt nicht aus Feindseligkeit gegen meine Frau gehandelt hatten, sondern nur um die hämischen Bemerkungen zu vermeiden, die meine Geschwister gewiss an das Widmungsblatt geknüpft hätten.

Denn mit ihnen vertrug ich mich dauernd so schlecht als möglich. Mit Georg hatte ich seit dem Zwist nach meiner Rückkehr aus Paris kein Wort mehr gewechselt, mit Felix geriet ich aneinander, sooft wir uns sahen, und die Tortur meiner Beziehungen zu Berthold blieb sich immer gleich. Dass Wallychen zu Georg hielt, verstand sich von selber, und Marta wiederum schien eher mit Berthold als mit ihrem eignen Mann verheiratet. Wir beide waren also der Familie gegenüber völlig isoliert. Die Eltern besuchten uns alle paar Wochen und luden uns alle paar Wochen zum Mittagessen ein. Aber dies Mittagessen vollzog sich bei sorglich geschlossenen Türen, und ich empfand es als Kränkung (als solche nichtpräsentablen Geheimgäste lud Georg seine Eltern ein). Einmal kam zufällig Wally, während wir noch bei den Eltern

sassen; wir gingen sofort und ohne ein Wort mit ihr zu wechseln. Natürlich hiess es danach, wir seien die Hochmütigen und Unverträglichen.

Einige Freundschaft erwies uns nur Grete. Soeben verwitwet, doch von ihrer Witwenschaft wenig bedrückt, war sie Ende 1907 von Zabrze nach Berlin übergesiedelt. Ihren büffelhaften Edu habe ich nach dem Hochzeitstage nur noch einmal gesehen: wenige Monate vor seinem Tode im Garten eines Zehlendorfer Sanatoriums; er war da noch immer ein schwerer, bäurischer Mann, ging aber mühselig und vornübergebeugt, den Handrücken ins Kreuz gepresst, und sein grobes Gesicht schien mir wie geadelt durch eine tiefe Resignation – er gab sich wohl keiner Täuschung hin, weder über sein Leiden noch über die Trauer seiner Frau. Während die zwei erwachsenen Töchter aus erster Ehe zu ihren Grosseltern kamen, zog Grete mit den beiden eigenen Kindern, der schon backfischhaften unscheinbar-zarten, geistvoll-hässlichen Hedwig und dem zehnjährigen robusten Eberhard, in eine kleine Charlottenburger Wohnung. Sie würde es heute gewiss leidenschaftlich und aus voller Überzeugung bestreiten, dass sie uns damals nur «einige» Freundschaft entgegengebracht habe, sie würde auf die Herzlichkeit hinweisen, mit der sie uns im Jahr zuvor bei Signora von Alten aufgesucht hatte, und auf die grosse Herzlichkeit der Beziehungen, die sich nach dem Kriege zwischen uns entwickelten. Wahrscheinlich ist sie sich auch ihrer zeitweiligen Zurückhaltung gar nicht bewusst gewesen. Aber ich war sehr empfindlich dagegen, weil ich die Gründe durchschaute. Grete, die sich mit den Eltern nie vertragen hatte, war jetzt fast vollkommen abhängig von Georg, der ihr ein lebenslängliches Jahrgeld sicherstellte. Ungleich stärker noch als diese finanzielle Bindung wirkte auf sie ein, was ich ihren damaligen Europäisierungsdrang nennen möchte. Sie war der wasserpolackischen und ostjüdischen Enge, in der ihr Mann sein Leben verbracht hatte, unsäglich überdrüssig, sie stimmte im Augenblick Georgs Haltung und gesellschaftlichen Zielen aus vollster Seele bei. Sofort liess sie, und sogar mit einigem Eklat, ihre Kinder taufen. Dabei

stiess sie, während Hedel sich spöttisch-gleichgültig fügte, merkwürdigerweise bei dem kindlichen Eberhard auf ernsten Widerstand, den sie nur durch schroffen Befehl zu brechen vermochte. Weniger merkwürdig war, dass ihr längst schon kühles Verhältnis zu den unbedeutenden, aber gutartigen Stieftöchtern hierüber noch mehr erkaltete. Doch wurde ein Bruch vermieden, da die Mädchen mit sehr grosser Liebe an den Halbgeschwistern hingen. Dass Grete bei solcher Richtung auf gesellschaftlichen Anstieg – schon träumte sie von einer Offizierslaufbahn für ihren Eberhard, der ein bildhübscher Junge war, kräftig, beherzt und körperlich gewandt bei geringem geistigem Interesse (und in Georgs christlichem Verwandtenkreis gab es allerhand gut aussehende Offiziere) –, dass Grete sich da ein wenig von mir distanzierte, war nur natürlich. Galt ich den Brüdern doch als Entgleister, nicht nur meiner titellosen Pfennigschreiberei halber, sondern weit mehr noch wegen meiner Rückwendung zum Jüdischen. Als Berthold mein Bändchen Talmudsprüche beim Vater zu Gesicht bekam, sagte er mir: «Dass du soweit herunterkommen würdest, hätte ich nun doch nicht geglaubt.»

«Heute sind wir wieder die heimlichen Gäste der Eltern gewesen; nie kommt mir das Demütigende meiner Lage stärker zu Bewusstsein als bei diesen Besuchen. Aber vielleicht ist das ‚Nie‘ auch falsch; denn ich kann ja keinen Stadtweg machen, ohne ein Zusammentreffen mit den Geschwistern zu befürchten.» Das ist nur eine fast aufs Geratewohl herausgegriffene Tagebuchstelle unter Dutzenden ähnlicher.

Wir suchten wirklich der Stadt zu entkommen, wann immer sich Gelegenheit dazu bot. Wir waren ausdauernde Fussgänger, und kaum eine Woche verging ohne Wanderung. Roseneck und Grunewaldsee blieben unsere Lieblingsspaziergänge, wurden aber nur als Spaziergänge bewertet. Eine richtige Wanderung musste sich über den ganzen Tag erstrecken, und wenn es die Zeit und das Geld erlaubten, auch über zwei Tage. In allen Richtungen haben wir die Mark durchstreift. Eigentlich war es immer wieder

das gleiche, Heide, Wald und Seen, aber doch immer wieder anders und immer wieder auf neue Weise entzückend. Und zu den landschaftlichen Eindrücken traten oft hübsche kleine Erlebnisse in den Dorfgasthäusern und auf den Chausseen. Einmal hatten wir die Entfernung unterschätzt und schon die Hoffnung auf unsern Zug aufgegeben, da nahm uns ein Bierkutscher auf dem Bock seines Rollwagens mehrere Kilometer weit nach Eberswalde mit und erzählte die ganze Zeit über von seinen Berufsfahrten durch die Dörfer. Ein andermal kamen wir sehr müde und schon zu nächtlicher Zeit ins Dorf Prenden. Im Gasthof feierte ein Männergesangverein sein Stiftungsfest, es gab keine Unterkunft für uns, und der nächste Ort lag weitab. Wir sagten dem Wirt, wir seien mit jedem Winkel zufrieden, wenn wir uns nur ausstrecken könnten. Er überlegte und fand Rat: Auf die von Waldkulissen umstellte Bühne des Festsaals wurden zwei Matratzen gelegt, neben jeder stand eine Kerze in einer Bierflasche. Der Bühnenvorhang reichte nicht ganz bis auf den Boden; durch den Spalt sahen wir in den vollen qualmigen Saal, in dem bald gesungen, bald getoastet, bald hundertstimmig durcheinandergesprochen und jedenfalls unablässig gelärmt wurde. Nach wenigen Minuten schliefen wir herrlich. Am andern Morgen machten wir an der Pumpe im Hof Toilette. Der Wirt erzählte, der Festlärm habe noch bis gegen vier Uhr gedauert. Und einmal lernte ich unterwegs das Gruseln. Das war erst hinterher hübsch, und auch da wurde die Freude über das kleine Abenteuer durch einige Beschämung gedämpft. An einem Winternachmittag nach Sonnenuntergang holte uns auf sehr düsterem und engem Waldpfad in der Nähe von Köpenick ein grosser bärtiger Mann ein und knüpfte ein Gespräch an, das sogleich verdächtige Wendung nahm. Der Weg sei verrufen, hier treibe sich, besonders bei Dunkelheit, Gesindel aus Berlin herum, es habe schon Überfälle gegeben, einmal sogar einen Mord. Er selber, Streckenwärter in gottverlassener Gegend, trage immer eine Waffe bei sich – ob ich auch bewaffnet sei? Ich log: «Ja», und wusste nicht, ob das Ja überzeugend herauskam.

«Stichwaffe, Schlagring oder Revolver?» – «Revolver natürlich.» – «Ist auch das einzig Wahre. Sehen Sie, ich habe einen guten Browning, sechs Schuss im Magazin», und dabei zog er ihn aus der Tasche und zeigte ihn, die Mündung nach unten. Das war alles, und der kritische Augenblick dauerte wenig Sekunden. Aber in diesen Sekunden hatte ich erbärmliche Angst. Ich dachte: «Will er auf geschickte Weise zur Erpressung oder gar zum Schuss kommen? Wir sehen nicht wohlhabend aus, er wird ganze acht Mark bei mir finden, aber es sind schon Raubmorde um acht Groschen geschehen.» Der Mann war ganz harmlos; er steckte seine Pistole wieder ein und verliess uns mit freundlichem Gruss, als wir kurz darauf aus dem Wald traten. «Hattest du auch so böses Herzklopfen?» fragte ich meine Frau, «ich fühlte mich gänzlich in der Gewalt des Kerls.» – «Nein. Ich stand halb hinter ihm; wenn er anlegte, schlug ich ihm die Hand zur Seite, und dann waren wir ja zu zweit.» Ich bin überzeugt, dass das Gefühl meiner Mutlosigkeit und der Wille, sie zu überwinden, sechs Jahre später ebenso viel zu meiner freiwilligen Meldung ins Feld beigetragen haben wie die Vaterlandsliebe.

Waren unsere Wanderungen jedesmal erholsam, so genügten sie doch nicht als Gegengewicht der anstrengenden Tätigkeit. Die viele Nacharbeit griff mir sehr an die Nerven; drei, vier Wochen Sommerferien, am besten an der See, taten jedesmal not. Auch meine Frau hatte ein schweres Leben. Sie half mir viel mit Exzerpten und Kopien, sie führte nicht nur die Wirtschaft ohne Dienstmädchen, sondern trug, mit Ausnahme der Stiefel, buchstäblich kein Stück am Leibe, das sie nicht selber hergestellt hatte, betätigte sich auch als Wäschenäherin für mich und als Waschfrau für uns beide und vernachlässigte über alledem keineswegs die Musik. So pflegten wir sehnsüchtig auf die Sommerreise zu warten und sie ganz auszukosten: keine Bücher, kein Schreiben, keine Redaktionslauferei, kein Schneidern, keine Wirtschaftssorgen, keine Angst vor dem Zusammentreffen mit den Angehörigen – wir beide ganz allein für uns oder unter frem-

den und neuen Menschen, und das nicht für ein oder zwei Tage, sondern für eine selige Endlosigkeit. Endlos freilich erschien mir dies Glück immer nur während der ersten Ferienhälfte, und erkaufte wurde es jedesmal durch die Pein des Vorher und Nachher. Vorher quälten mich regelmässig Gewissensbedenken, ob ich recht daran täte, uns solche Erholung zu gönnen. Wohl war nur die erste dieser Reisen ein Geschenk meines Vaters, und alle folgenden vermochte ich aus selbsterworbenem Geld zu bestreiten. Aber ich nahm doch immerfort die so verächtlich gebotene brüderliche Unterstützung an. Konnte ich nicht rascher von ihr freierwerden, wenn ich auf den Luxus der Ferienreise verzichtete? Ich mochte mir hundertmal sagen, dass wir sie nicht luxuriös, vielmehr so sparsam als möglich gestalteten, und hundertmal, dass sich die Ausspannung in verstärkte Arbeitskraft umsetzte, so blieb doch ständig die Selbstanklage der Halbheit, des mangelnden Willens zur Unabhängigkeit. Und dann die Qual der ersten Woche nach den Ferien. Jahr für Jahr heisst es im Tagebuch: «Wären wir nur nicht fortgewesen! dann brauchte ich mich jetzt nicht von Neuem einzugewöhnen.»

Aber zwischen Abfahrt und Rückkunft lag viel Genuss. Denke ich daran, so fällt mir immer zuerst Bornholm ein und beschäftigt mich am nachhaltigsten. Es erfüllt mich mit den meisten und schärfstgeschnittenen Bildern, birgt das meiste Erleben in sich, schleppt die schönsten Abenteuer hinter sich her. Gewiss war es auch wunderhübsch, wie wir 1908 in Ilseburg hausten und von dort aus den Brocken bestiegen und den Harz kreuz und quer durchwanderten, wie wir einmal ganz unabsichtlich, nur weil der Wald und das Wetter so verlockend waren und weil wir in Treseburg das zur Rückfahrt vorgesehene Postauto verpassten, vier Tage unterwegs blieben, als einziges Gepäck die am ersten Abend gekauften Zahnbürsten bei uns. Und auch die Wiener Reise des Jahres 1910 war ja nicht ausschliesslich geschäftlicher Natur, und an sie schlossen sich reine Ferientage in Berchtesgaden. Aber was bedeuteten mir die Alpen gegen Bornholms Balladenschönheit! Viermal sind wir vor dem Krieg dagewesen, und kaum war nach

der Inflation an eine Auslandsreise zu denken, so führen wir wieder hin, und später noch einmal, wenigstens zu einem kurzen Überblick, und immer noch war es die gleiche unzerstörbare Balladenwelt, unzerstörbar, trotzdem sie doch jetzt von Berliner Ausflüglern wimmelte und von dänischen Autos. Es stimmte uns nicht ein bisschen wehmütig, als wir auf fussbreitem Klippenpfad unterhalb des Hammerspitz-Leuchtturms die Papptafel eines Spassvogels lasen: «Für Automobile verboten.» Denn was konnte schon das grossstädtische Getriebe dieser lebendigen und so gar nicht museumshaften oder künstlichen Balladenpracht anhaben. Balladisch die Burgruine Hammershuus auf dem höchsten Küstentpunkt, um deren viereckigen Turm wahrhaftig zu jeder Zeit die schwarzen Rabenschwärme kreisen; balladisch die Brandung am Fuss der grotesken Felsen und in den engen Kaminen, der schmale Weg am Rand des Steilsturzes hoch über der See und dicht unter den Graskuppen mit den Steinblöcken dazwischen und den breiten Heidekrautflecken, der stille winzige Waldteich Ankermyre mit den Kaddicks, die Zypressen gleichen, und den hochstieligen rosa Clarkias und der grauen Felsplatte; balladisch die dickwandigen Rundkirchen, Burgen und Gotteshäuser in einem, die kleinen Häfen mit den schweren Fischerbooten und richtigen Segelschiffen; balladisch das ferne einsame Inselchen Frederiksö, für dessen Handvoll Bewohner Bornholm fast schon das Festland bedeutet; balladisch das nächtliche Blinken des Leuchtturms von Schweden herüber und der Maulbeerbaum inmitten der nordischen Landschaft, unten in Sandvig in Klos Hotelgarten. Ein bisschen nüchterner ist das Innere der Insel und mit seinen Feldern und Bauernhöfen mehr das, was der Berliner im Gegensatz zur Landschaft als «Jejend» bezeichnet. Hier haben wir einmal einen dänischen Herrn unabsichtlich gekränkt, und er hat uns zum Entgelt dafür einen Beitrag zur Sammlung der Familiensprüche geliefert, den wir noch heute anwenden, so oft ein anderer unansehnlich findet, was uns selber bedeutend erscheint. Es gibt nämlich im Zentrum Bornholms einen kleinen Wald, und das ist der

grösste Forst im ganzen waldarmen Dänemark. «Sind Sie auch in Almindingen gewesen?» fragte der dänische Herr. «Sie meinen, in dem hübschen Wäldchen?» erwiderte ich in Gedanken an unsere Berliner Umgebung. Darauf er, vielleicht weniger entrüstet als fassungslos erstaunt: «Das nennen Sie ein Wäldchen?!» Aber selbst diese Gegend noch hat ihre Balladenmomente; denn von Bodenwelle zu Bodenwelle fragt man sich, wo jetzt das Meer aufblitzen wird, und wenn es unsichtbar bleibt, ist es doch gegenwärtig im feuchten Wind und Salzgeruch.

Unsere erste Fahrt, die eigentliche Entdeckungsreise, begann mit einem literarischen Ereignis. Im Wartesaal des Stettiner Bahnhofs lasen wir das Preisausschreiben des «Lokalanzeigers» für einen Vierzeiler («höchstens acht Zeilen») auf den neuen Eisenbahntarif, der eben, zu Beginn der Reisezeit, mit gehörigem Verteuern in Kraft trat. Inspiriert schrieb ich auf eine Postkarte: «Liebespaar und Jungeselle / Zahlten lächelnd: ‚Bagatelle!‘ Doch am Schalter, wortberaubt, / Lehnte ein Familienhaupt.» Und meine Frau fixierte die Bleistiftschrift mit einem Tropfen Selterwasser. Danach vergass ich meine Dichtung über dem Andrang der Erlebnisse.

Wir hatten gar nicht die Absicht, ins ferne ausländische Bornholm zu fahren, das damals in Berlin noch wenig bekannt war. Wir hatten nur früher einmal in Bohèmekreisen einige Maler schwärmerisch davon sprechen hören. Unser bescheidenes Ziel war das uns als billig empfohlene Dievenow. Als wir aber von Stettin aus auf einem kleinen Haffdampfer dorthin kamen, fanden wir es nichtssagend, auch lagen alle Hotels und Villen weitab vom Meer am Bodden, und vor allem: Im Augenblick war überhaupt keine Unterkunft zu haben. Wir mussten im Schulhaus auf Bänken übernachten, und das war längst nicht so erfreulich wie auf der Bühne in Prennden. So wollten wir am nächsten Nachmittag nach Swinemünde und von da aus weitersehen. Der «Prinz Heinrich» kam und blieb im Abstand von der unwirtlichen Küste liegen, die keinen Landungssteg für grössere Dampfer besass. Am Strand wartete ein beträchtliches Häufchen Passagiere, und

es war nur ein Boot da. Der Bootsmann sagte, er werde zwei Fahrten machen. Er hatte, als er absties, unsern Koffer und die beiden halbwüchsigen Töchter eines dicken Ehepaars im Kahn. Wir sahen ihn zum «Prinz Heinrich» hinübereudern und zurückkommen, wir sahen aber auch, wie sich der Dampfer in Bewegung setzte und rasch entfernte. Der dicke Herr schrie: «Meine Kinder!», die Frau: «Sie sind noch nie allein gereist, sie haben auch kein Geld bei sich!» und ich: «Unser Koffer!» Der Bootsmann beschwor noch vor dem Landen seine Unschuld: Der Kapitän lasse sagen, er habe keine Lust, sich jedesmal in Dievenow Verspätung zu holen und dafür den Rüffel seiner Reederei einzustecken, die Kurverwaltung möge endlich für rascheres An- und Ausbooten sorgen. Jetzt sprach meine Frau das erste Wort: «Wir bleiben nicht hier.» Ich fragte den Mann, ob er uns nach Swinemünde segeln wolle; er sagte: Ja, für zwanzig Mark, aber es würde eine etwas bewegte Fahrt werden, da der Wind zunehme, und vor ein Uhr nachts könnten wir nicht dort sein. Ich fragte noch, ob Gefahr dabei sei. – Keineswegs, er gebe uns seine beiden Söhne mit. Darauf wandte ich mich an das dicke Ehepaar, ob es mitkommen wolle. Der Herr presste mit theatralischer Geste die Hand auf den Magen und rief: «Ich bin Familienvater!» Nun bedeuteten mir zwanzig Mark für die Bootsfahrt eine schwere Belastung unseres Reisebudgets, und Angst hatte ich auch, nicht um mein Leben, aber vor der Seekrankheit, doch andererseits lockte das Abenteuer gar zu sehr, auch sah ich mich in die Heldenrolle gedrängt. Wir fuhren um acht vor grossem Publikum ab, es war eine Sensation für Dievenow; einige alte Damen hatten uns mütterlich gewarnt, dann hatte man meiner Frau leihweise einen dicken Mantel angeboten, und schliesslich rief man uns gute Wünsche nach und winkte noch lange. Es wurde eine wunderbare Fahrt, ganz voll von einer animalischen und absoluten Freude. Nichts Besonderes fesselte die Aufmerksamkeit, kein prunkvoller Sonnenuntergang und farbiger Abendhimmel, kein dunkles Sturmgewölk. Alles schleierte sich in gleichmässiges Grau, nur

ganz weit fort wetterleuchtete es ein Weilchen. Es gab auch keinen interessanten Sturm. Doch da war ein beständiges, gleichmässiges Rauschen und Brausen, und in ihm jagte das Boot hin, unter voll herausgedrückten Segeln stark auf die Seite geneigt, dabei aber in so ruhig gleitender Fahrt, dass wir auf der tiefer liegenden Längsbank die Zigarette am nicht flackernden Streichholz anzünden konnten. Dies stille Fliegen durch die lauten Wellen und die laute Luft hatte zugleich etwas Betäubendes und etwas Berausches. Kein Wort wurde gesprochen, die beiden Jungen waren mit Steuer und Segel beschäftigt, und uns selbst war nicht nach Unterhaltung zumute, auch kaum nach Denken und Sehen. Ich entsinne mich der wenigsten Einzelheiten, nur eben des grossen Glückempfindens. Nach langer Zeit – aber eigentlich fehlte alles Zeitgefühl – tauchte eine schwache Lichterreihe zur Linken auf und verschwand allmählich wieder: Misdroy. Dann war der Strahl des Swinemünder Leuchtturms da. Er kam aus unendlicher Ferne, die immer gleich fern zu bleiben schien, er drohte kein Ende des seligen Fliegens an. Bis unter dem hohen Licht, dicht am Wasser selber, ein zuckender Schein zu flattern begann. Das war das Feuer am Molenkopf, und nun war es doch aus mit unserm friedlichen Jagen, und unter herumschwingenden und knallenden Segeln wurde bei heftigem Schaukeln gekreuzt, bis wir schliesslich an den blendenden Mühlenflügeln vorüber die Einfahrt gewannen. Das beschwingte Gefühl aber hielt noch an, als wir lange nach eins in einer ganz stillen kleinen Hafenkneipe bei Schinkenbrot und Korn sassen. Wir erzählten dem Wirt unser Erlebnis, und er beschrieb uns den Liegeplatz des «Prinz Heinrich»: «Zwei Minuten von hier, gleich vor dem grossen Raddampfer, der ‚Freya‘, die um sechs Uhr nach Bornholm fährt.» In diesem Augenblick wussten wir, dass Bornholm unser Ziel war, und das bedeutete damals für uns einen geradeso kühnen Aufschwung wie zwanzig Jahre später der ebenfalls nächtliche und plötzliche Entschluss zur Reise nach Südamerika.

Der Wachhabende auf der «Freya» liess uns im kümmerlichen

Salon des bejahrten Schiffes ausruhen, um fünf schaffte ich unsern Koffer vom «Prinz Heinrich» herüber, und am Nachmittag standen wir in Sandvig in Groenbechs Hotel, das nicht sehr hotelmässig aussah, aber durch Inschrift versicherte, es werde hier Deutsch gesprochen. In Wahrheit konnten dort nur ein paar deutsche Gäste deutsch, und sie waren am Strand, die alte Frau Groenbech malte mit Kreide ein Bett und einen Teller auf den Tisch, schlug um beides einen Kreis und schrieb daneben: «3 Kronen». Auch Robert, der ländliche Kellner, war auf Zeichensprache und Erraten angewiesen. Einmal führte er mitten in der Nacht eine sehr laute Unterhaltung vor unserm Fenster, die uns viel mehr störte als das regelmässige Katzenkonzert in dem benachbarten Feldstück. Ich bat kräftig um Ruhe, da brachte mir Robert ein Glas Wasser. Die Eisenbetten in unserm Zimmer waren so schief geneigt, dass man immer Gefahr lief, im Schlaf herauszurollen, und das Waschwasser mussten wir durchs Fenster schütten; doch dafür standen Tag und Nacht zur freien Benutzung ein riesiger rotkrustiger runder Käse und eine Flasche Aquavit auf dem allgemeinen Esstisch. Sie gehörten mit in den Kreis der drei Kronen. Die Primitivität des Hotelbetriebes belustigte uns nur, und die geringen Kosten verführten uns, länger zu bleiben, als mit dem Geldgeschenk meines Vaters zu bestreiten war. So kamen wir abgebrannt nach Hause und überlegten eben, wie wir uns in den nächsten Wochen einschränken könnten, als die Post einen Einschreibebrief von Scherl brachte: Er freue sich, mir mitteilen zu können, dass ich unter etlichen tausend Bewerbern den ersten Preis für meinen Spruch über den Eisenbahntarif erhalten hätte; er wünsche mir zu diesem schönen Erfolg Glück und übersende anbei einhundert Mark. Das blieb das einzige Mal in meinem Leben, dass ich mit vier Reimzeilen so viel Geld verdiente. Übrigens haben mir Scherls Preisausschreiben wiederholt Glück gebracht: Ich stehe in seiner «Jugendwoche» und in seinem «Balladenschatz». Ein etwas beschämender Ruhm; aber damals hatte ich doch grosses Vergnügen daran. –

Als wir 1909 wieder nach Bornholm und zu Groenbech kamen, ging es dort schon ein wenig zivilisierter zu: Der Aquavit und der Käse standen nicht mehr zur freien Benutzung da. Die Betten freilich standen noch so schief wie vor zwei Jahren, und das Waschwasser schwappte man immer noch durchs Fenster. Deutsche Gäste besuchten jetzt in grösserer Anzahl die Insel, und nach ihren Berichten lebte man in den kostspieligeren Hotels schon beinahe komfortabel. Trotzdem erinnerte noch manches an den Naturzustand. Das wurde uns höchst eindringlich ad oculos, genauer: ad dentes demonstriert und trug uns das Haupterlebnis dieser Ferien ein. Meine Frau bekam eine Wurzelhautentzündung, und es gab weder in Sandvig noch in dem grösseren Allinge einen Zahnarzt, es gab überhaupt nur einen einzigen Arzt für diese beiden Orte, ja, diese ganze Küste, den alten Doktor Borch, den wir oft auf seinem Fahrrad gesehen hatten. Wir gingen zu ihm nach Allinge; im Sprechzimmer lagen Schraubenschlüssel, Laterne und Luftpumpe für das Rad zwischen ärztlichen Instrumenten auf dem gleichen Tisch. Er sagte nach kurzer Untersuchung in gebrochenem Deutsch, es müsse mancherlei «ausgerottet» werden und möglichst bald; er selber möchte lieber nicht eingreifen und schlage Rønne (die in vielstündiger Wagenfahrt zu erreichende Hauptstadt Bornholms), besser noch Kopenhagen vor. Die täglichen Postdampfer dorthin liefen von Rønne aus, aber zufällig fuhr an diesem Abend gleichzeitig die kleine «Bornholm» von Allinge hinüber und nahm ausser Vieh und sonstiger Fracht auch Passagiere mit. Wir benutzten also die «Bornholm». Auf dieser Fahrt habe ich den schwersten Seesturm und die schwerste Seekrankheit meines Lebens kennengelernt, es ist auch das einzige Mal, dass ich Leute der Besatzung auf den Knien gesehen und laut beten gehört habe – die Passagiere waren nicht mehr imstande zu beten. Gleich nach dem Verlassen des Hafens fing das wilde Schaukeln an. Wir sassen an Deck, wurden von einer Überschlagenden Welle durchnässt, wollten in die Kajüte und hatten plötzlich keinen Boden mehr unter den Füßen.

Wir fanden uns im Heck wieder, atemlos an eine Taurolle geklammert. Erst nach langen Minuten, in denen ich alle Sprossen meines Abendbrots wiedersah, wagten wir es, auf allen vieren zur Kajütentür zu kriechen und in den Speiseraum hinunterzuraschen. Dort lagen Menschen, wo sie gerade hingefallen waren, überall zeigten sich Spuren der Seekrankheit. Wir kauerten mit dem Rücken gegen die Wand. Neben mir lag ausgestreckt eine Dame, mit dem Kopf auf ihren gelben Stiefeln ein Herr. Vor mir stand ein schöner schweinslederner Koffer; ich wollte ihn so gern schonen und konnte es nicht. Die Türen zu den wenigen Kabinen waren aufgerissen und schwankten hin und her, innen rollten die Leute vor den Betten am Boden in ihrem Erbrochenen. Der Lärm war ebenso erschütternd wie das Stossen und Schwanken: Zum Brausen und Heulen der Wellen und des Sturms kam das Würgen und Jammern der Kranken, das Gebrüll des Viehs und, vor allem, das Kreischen der aus dem Wasser gehobenen Schiffsschraube. Auf dem gleichen notwendigen Kriechgang, der mich an den offenen Kabinen vorbeiführte, sah ich die betenden Matrosen; da fiel mir ein, dass wir uns dicht an der schwedischen Küste und in ernster Gefahr des Strandens befinden müssten. Furcht empfand ich gar keine, aber die Furchtlosigkeit war nicht auf den Heroismus der Seele gegründet, sondern auf die Qualen des Magens. Seekrankheit ist immer eine widerwärtige Sache, doch zur Tortur wird sie erst, wenn man nichts mehr von sich zu geben hat und die Magenkrämpfe kommen. Meine Frau behauptet, ich hätte wiederholt geäußert: «Wenn der Kasten nur endlich sinken wollte, dass man zur Ruhe käme!» Ihr selber ging es besser; ihr nasser Schal wirkte wie eine schmerzstillende Kompresse, und von der Seekrankheit blieb sie verschont. Gegen Morgen liess der Sturm nach, und als wir dicht vorm Ziel ruhigeres Wasser erreichten, schlich alles an Deck und sonnte sich. Vor der Landung gab es noch einen tragikomischen Augenblick. Ich sah, wie weit entfernt von mir ein Kind an die Reling lief und sich zum Speien hinüberbeugte. Sofort folgten die neben ihm sitzende Mutter dem

Beispiel, darauf erhob sich der Vater, dann das angrenzende junge Mädchen, und so zog die Bewegung die lange Reihe durch auf mich zu. Erst lachte ich, dann wurde mir peinlich zumut, und dann zwang es mich genauso an die Reling wie all die andern vor mir. An Land waren die ersten Stunden unerfreulich; es musste wirklich manches «ausgerottet» werden, und danach schief meine Frau ihren Ätherrausch im Hotel aus. Aber am späten Nachmittag und den zwei folgenden Tagen machten wir ausgiebige Bekanntschaft mit Kopenhagen. Ich glaube nicht, dass hier verklärendes Erinnern im Spiel ist: Es schwebte Heiterkeit über dem ganzen Stadtbild, und sie rührte zu gleichen Teilen von der zierlichen Anmut der Bauten und der leichtfüssigen Eleganz der Passanten her, unter denen uns ganze Schwärme jugendlicher Radler und Radlerinnen auffielen. Die nächtliche Rückfahrt auf dem grossen schwarzen «Thor» nach Rønne verlief dann so sanft, wie die Hinfahrt stürmisch gewesen war.

Ob es 1911 schon einen Zahnarzt im Bornholmer Bäderbezirk gab, vermag ich nicht zu sagen; aber ein winziges Kaffeehaus mit Gitarrenmusik hatte sich in Sandvig aufgetan. Und 1913 war die Angleichung an den Kontinent im Wesentlichen vollzogen.

Aber habe ich mit alledem nun wirklich meine hauptsächlichen Reiseerinnerungen festgehalten? Ich meine jetzt nicht das, was mir bei absichtlichem Rückbesinnen einfällt, oder das, was ich aus den Tagebüchern auffrische, sondern jene Bilder, die von selber und ungerufen vor dem Einschlafen auftauchen oder beim Erwachen oder in einem müden Augenblick auf der Strassenbahn. Das sind ja gar nicht die bedeutenden balladischen Landschaften und die gewichtigen Szenen, es sind belanglose Dinge, von denen ich nicht weiss, warum gerade sie sich eingepägt haben und an denen dennoch das eigentliche Nachleben dieser Ferientage haftet. Ich sehe uns in der miniaturkleinen Kapitänskabine des Frachters, der im Hammerhafen Steine für Danzig lädt; der Kapitän hat bei Groenbech einen Aquavit getrunken und Freundschaft mit uns geschlossen, er hat uns sein Schiff gezeigt, er bietet uns jetzt

schwedischen Punsch an und sagt zu meiner Frau, ich weiss nicht, ob als Kompliment: «Für ein litauisches Bauernweib möchte man Sie halten mit Ihrem Kopftuch.» Ich sehe uns rauchend auf der Hafenummauer in Hasle sitzen, todmüde und so satt, dass wir eben ganz stillsitzen und rauchen und rauchen müssen. Wir sind den langen Tag gewandert und dann ausgehungert zum Abendessen gekommen, jedem von uns ist ein ganzer Aal vorgesetzt worden, gebraten und einen Haufen Bratkartoffeln umkränzend, und beide haben wir die mörderische Portion bewältigt. Ich sehe die graue Riesendogge im Gasthof zu Kerkegard, sie schnuppert an unsern Kaffeetassen und niest so gewaltig, dass das Geschirr klirrt. Ich sehe das altjüngferliche, gouvernementhaft strenge Gesicht der Dame, mit der wir in Allinge am gleichen Tisch speisen; wenn sich jetzt meine Frau nach dem Essen eine Zigarette anzündet, wird es sicher einen tadelnden Blick geben. Aber nein: Die strenge Dame zieht selber aus der Tasche ihres eng anliegenden grauen Jacketts ein grosses Etui und steckt die dickste und schwärzeste Brasilzigarre in den Mund. Ich sehe ... Doch alles das wird so nichtig und kindisch, wenn ich es hier ausbreite. Und dennoch ist es wohl die wirklich lebendige Erinnerung.

Man kommt aus dem Zweifeln nicht heraus, wenn man sein wahrhaftes Curriculum schreiben will. Genau wie ich zwischen den spontanen und ganz lebendigen und den mehr künstlich belebten Erinnerungen schwanke, genauso schwanke ich auch, wenn ich eine Stimmung des Damals oder das Hauptmotiv einer Entscheidung ehrlich feststellen will. War ich so glücklich und so zukunftsicher, wie es die eine, so unglücklich und hoffnungslos, wie es die nächste Tagebuchseite behauptet? Ich kann immer nur nacheinander fixieren, was mich beflügelte und was mich zu Boden drückte, aber ich vermag nicht das ständige Ineinander der beiden Gefühle wiederzugeben. Mitten in die widerwärtigste Szene mit Berthold hinein durchfuhr es mich: «Du kannst mir gar nichts anhaben, mein Bestes ist mir ja sicher!» Und mitten in dem

schönsten Gang nach Finnedalen waren Meer und Felsen und Heide plötzlich verschwunden, ich sass verbittert neben dem Schreibtisch meines Bruders, bis meine Frau mich anrief, warum ich vor mich hin starrte und keinen Blick für all die Schönheit übrig hätte.

Und was bewog mich im Frühjahr 1909 zur Flucht aus Berlin nach Oranienburg, in das, was uns als Abgeschiedenheit vorschwebte? War mir die ständige Reibung mit den Angehörigen gar zu unerträglich geworden? Empfanden wir unsere drei Zimmer in der Weimarischen Strasse als gar zu eng? Aber es hatte sich ja nichts anderes ereignet, als was uns nun schon seit Jahren quälte. War es der blosse Zufall, dass wir auf einem unserer Ausflüge eine geräumige und billige Wohnung am Rande des Ortes und dicht am Wald zur Vermietung angezeigt fanden? Aber ich war doch sonst nicht der Mensch übereilter und fragwürdiger Entschlüsse, ich musste mich doch beruflich auf Berlin angewiesen fühlen und die Schwierigkeit des entfernten Wohnens aus Erfahrung in Betracht ziehen.

Wahrscheinlich flösste mir die Freude über einen im Augenblick zu hoch veranschlagten Doppelerfolg ungewohnte Leichtfertigkeit ein. Adolf Heilborn hatte mir soeben zwei Verträge mit seinem neuen Verleger der «Gegenwart» vermittelt. Hillger gab in sozusagen paraphrasierender Konkurrenz zu Reclam allerhand Serien billiger Lektüre heraus. Er verstand sich bereits auf die amerikanische Art der Reklame. «Sie verderben sich die Augen, wenn Sie Bücher mit zu kleinem Druck lesen! Sie verderben sich den Geschmack, wenn Sie Bücher mit schlechtem Inhalt lesen!» hiess es in den Prospekten zu «Kürschners Bücherschatz», der damals schon in etlichen siebenhundert Nummern weit verbreitet war. Jedes Bändchen enthielt einen Roman oder Novellen (meist Zweitdrucke) moderner Autoren mit dem Bild und dem faksimilierten Vorwort des Verfassers. Eine andere Serie bildeten die populärwissenschaftlichen und illustrierten «Bücher des Wissens». Ich durfte ein Dutzend in Zeitungen und Zeitschriften verstreuter Geschichten zu einem Heft des «Bücherschatzes» zusammenstel-

len und den «Büchern des Wissens» eine Studie und eine Anthologie: «Deutsche Zeitdichtung von den Freiheitskriegen bis zur Reichsgründung» beisteuern. Als die beiden kleinen Bücher etwa ein Jahr später vor mir lagen, taten sie eine unvorhergesehene Wirkung auf mich. Von den Erzählungen «Aus härtern und weichern Tagen» war ich derart enttäuscht, dass ich alles weitere Geschichtschreiben abschwor. Das war eigentlich ein ganz braver Entschluss, denn Pläne zu solchen Novellen hatte ich in Menge liegen, und irgendeine Möglichkeit des Publizierens fand sich schon immer. Auch mit der «Zeitdichtung» war ich wenig zufrieden. Eine ganz hübsche Studie und eine ganz hübsche Auswahl – aber wieviel besser hätten sie sein können, wenn ich mich eingehender mit ihnen hätte beschäftigen dürfen! Doch damals an dem schönen Märztag, als ich nur eben erst die Verträge in Händen hielt, sah ich die Dinge natürlich ganz anders an. Jetzt gehörte ich mit zu den «ersten Autoren», deren Schöpfungen der «Bücherschatz» mit Bild und Faksimile brachte, jetzt war mir eine ausgedehnte literarhistorische Arbeit übertragen, nicht nur die Monographie eines lebenden und aktuellen Dichters.

Und gerade in diesem Augenblick mussten wir die schönste, die ideale Wohnung sehen. Fünf helle Zimmer in einer Reihe gelegen und der Wald in nächster Nähe und ein Stückchen Garten zur Mitbenutzung und freundliche Wirtsleute und die Möglichkeit, einen Hund zu halten, und Berlin mit der Verwandtschaft und dem unvermeidlichen Ärger in weitester Entfernung! Und welche Ruhe zur Arbeit! Wenn ich mehr solcher Aufträge erhielt wie die «Zeitdichtung», brauchte ich höchstens alle vier Wochen in die Stadt zu fahren. Und die ganze Herrlichkeit kostete nur 600 Mark im Jahr, hundert weniger als unsere drei Wilmersdorfer Löcher, und die Kosten des Umzugs waren durch das Kürschnerbändchen allein gedeckt. So griffen wir auf der Stelle zu – «nach reiflicher Überlegung», behauptet mein Tagebuch.

Die nächsten zweieinhalb Jahre verlebten wir also in Oranienburg, und eigentlich zu bereuen hatten wir unsere rasche Wahl nicht. Aber gerade das, was wir von dem Ortswechsel erwartet hatten, die ruhige Abgeschlossenheit, vermochte er uns doch nur in geringerem Masse zu geben, und einen für sich bestehenden Lebensabschnitt bedeutet mir diese Zeit nicht. Berlin hielt mich fest, alle meine Gedanken, Hoffnungen und Befürchtungen waren ständig auf Berlin konzentriert, zwei-, auch dreimal wöchentlich musste ich doch hinüberfahren, bald zur Bibliothek, bald zu Redaktionen, bald zu den Eltern, und die Gehetztheit dieser Tage war ein sehr hoher Preis für die ländliche Ruhe der übrigen.

Und auch die «ländliche Ruhe» selber war durchaus nicht uneingeschränkt. Wohl staken wir jetzt mitten in unsrer geliebten Mark, und an die Stelle der Wochenendwanderungen traten regelmässige ausgedehnte Spaziergänge und stundenlanges Rudern. Auch hieraus, wie aus den Bornholmer Tagen, tauchen ungerufen nur Einzelbilder auf. Die Krähenversammlung auf einsamem, breitästigem Baum, ein wahres Parlament. Der schwarze tote Vogel am Waldrand, eine Unzahl blutroter Käfer wimmelt in seinem aufgebrochenen Leib. Das rote Eisengerippe der Brücke bei Lehnitz, auf das die Niethämmer dröhnen; es spannt sich über den noch leeren Kanal, dessen Bau wir in diesen Jahren vom ersten in den Sumpfboden getriebenen Pfahlrost an bis zur Fertigstellung beobachtet haben. Mein komisches Missgeschick beim Rudern: Ich will das Boot unter einer Holzbrücke durchdrücken und stosse mich von dem dicken Brückenbalken ab; das Boot gleitet unter mir fort, ich hänge zappelnd, ich plumpse bis über die Hüften in das morastige Wasser, und meine Frau und Ella Doehring lachen herzlose Tränen.

Aber Spaziergänge und Bootsfahrten wurden mit überreichlicher Abend- und Nachtarbeit bezahlt. Und an Besuchern fehlte es uns auch nicht. Waren sie jetzt weniger zahlreich und kamen sie

seltener als in Wilmersdorf, so blieben sie dafür umso länger, und auch dieser Zeitverlust musste irgendwie ausgeglichen werden.

Zwar über ganze Wochen kam nur Ella Doehring. Sie hatte nach dem Verlassen der Fischerpresse am Gymnasium in Lahr die Oberprima und das Abitur hinter sich gebracht, stand nun im Anfang ihres medizinischen Studiums und war leidenschaftlich erfüllt davon. Einmal beim Frühstück holte sie ein paar Gallensteine aus ihrem Portemonnaie hervor und legte sie neben ihre Tasse auf den Tisch: «Seht mal die wunderschönen Exemplare!» Unsere Freundschaft war noch so ungetrübt wie in den früheren Jahren, aber diese Julitage 1909 sollten unser letztes ungetrübtcs Zusammensein bleiben. Im folgenden Winter erkrankte sie an Tuberkulose und musste München mit Davos vertauschen. Sie wurde halbwegs geheilt und konnte ihr Studium allmählich zu Ende führen, aber ihr Wesen hatte eine traurige Veränderung erfahren. Die übrigen Gäste pflegten Oranienburg als Sonntags- oder Weekendziel zu betrachten. Es kamen die Sterne; Ferdi war jetzt offiziell mit Körnchen verlobt, sobald er einen tragfähigen Posten gefunden, sollte geheiratet werden; inzwischen hatte sich Körnchen als Photographin in ihrem heimatlichen Rochlitz aufgetan, das uns nachher bedeutsam wurde. Von den eigentlichen Meyerhöfen war nun auch Berthold, der Lehrling, freundschaftsfähig geworden, der besinnlichste und seinem Wesen nach reifste, obwohl doch der alleijüngste der Geschwister. Er war allwöchentlich bei uns, da ihm meine Frau Klavierunterricht erteilte. Einmal erschien ein junges Mädchen, das einen etwas kleinbürgerlichen, aber sympathisch gediegenen Eindruck machte. Sie überreichte mir einen lakonischen Brief Erichs. «Lieber Klemperer, dies ist Berta Weirauch, die Tochter des Maschinenschlossers Weirauch, mit der ich in Berlin befreundet war und von hier aus in Korrespondenz geblieben bin. Wir wollen jetzt heiraten, sie wird nach Shanghai kommen, und wir werden vom deutschen Konsul an Bord des Schiffes getraut werden. Hans ist in Braunschweig, also sollst Du die Rolle meines ältesten Bruders übernehmen und Berta bei mei-

nen Eltern einführen.» Der Stil des Briefes und die Braut gefielen uns gleichermassen, und wir erfüllten den nicht ganz leichten Auftrag mit gutem Gelingen. Es wurde eine glückliche Ehe; Berta verstand es, ihren zu Abenteuern geneigten Mann mit leichter und doch sicherer Hand zu lenken. Heute ist die vielköpfige Familie in alle Welt zerstreut. Nur der jüngste Sohn hat als wehrpflichtiger Halbjude in Deutschland bleiben müssen; sofern er nicht bereits in Polen begraben liegt, darf er die Regierung, die seinen Vater vertrieben und seine Geschwister brotlos gemacht hat, im Westen weiter verteidigen, und wenn er sich auszeichnet, kann er sogar Gefreiter werden – jeder höhere militärische Rang allerdings bleibt ihm unerreichbar. Ein andermal hatten wir eine Berühmtheit zu Gast: Leo Hildeck war von der hochangesehenen Anselma Heine begleitet. Es wurde ein sehr vergnügter Nachmittag. Tante Leo erinnerte mich an den unschuldigen Satz meiner ersten Novelle, die ihr Hans zur Begutachtung übersandt hatte: «Irene hatte ihren Vater nie gekannt; er lag schon über ein Jahr im Grab, als sie geboren wurde.» Und Anselma Heine glänzte weniger durch literarische Aperçus als durch die Kunst, wie ein richtiges Huhn zu gackern. Auch Sebba, der nun in Tilsit als Rechtsanwalt tätig war, kam gleich anfangs für mehrere Tage und brachte sein Cello mit. Es wurde so hingebend musiziert wie in Wilmersdorf, aber mitten im Spiel musste er plötzlich das schwere Instrument lüpfen und den Dorn wie einen Spiess dem wütenden Ansturm Bummchens entgegenhalten.

Bummchen – den onomatopoetischen Namen verdankte er dem dumpfen Prall seines mächtigen Schädels gegen harte Widerstände, das Diminutiv seinen Herzeigenschaften – bedeutet mir das eigentliche Charakteristikum und unterscheidende Merkmal der Oranienburger Zeit. Seine Mutter Nora, die Boxerhündin eines Kneipenbesitzers in der Weimarischen Strasse, hatte die schönsten und beseeltesten braunen Augen, die ich je bei Tieren und Menschen gesehen habe, und er gehörte uns schon, noch ehe er geboren war. Als wir ihn gleich nach dem Umzug zu uns nah-

men, war er ein drolliges Tierchen, goldbraun mit schwarzem Maul, so winzig, dass er auf einer Hand Platz hatte. Aber sehr bald wuchs er gewaltig, nicht so sehr in die Höhe als an Gedrungenheit und an furchterregendem Aussehen einer elementaren Kraft des Nackens und der Zähne. Dem entsprachen seine Gemütsanlagen nur teilweise: Bloss Tieren gegenüber (und Sebbas Cello hielt er eben für ein fremdartiges Tier mit aufreizender Stimme) war er wild und angriffslustig, während er für Menschen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, durchaus freundschaftliche Gefühle hegte. Leider gehörten zu diesen Ausnahmen der Schlächtergeselle, der so temperamentvoll klingelte, und der Postbote, der einen Stock trug, und ein paarmal machte er ihnen den Eintritt ins Haus so siegreich streitig, dass wir dadurch vielen Ärger hatten. Bummchens Kräfte will ich nur mit der Geschichte aus der Chrysanthemengärtnerei belegen. Da er die übliche Hundeleine wiederholt gesprengt hatte, pfl egten wir ihn an einer Kuhkette zu führen. Am Eingang der Gärtnerei stand eine schwere eiserne Gartenbank; dort machten wir ihn fest und gingen dann die gerade Strasse zu den entfernten Gewächshäusern entlang. Nach einer Weile hörten wir dumpfes Poltern: Der Hund kam uns nach und schleppte die Bank an der Kette hinter sich her. Wenn wir Bummchen auf unsern Waldgängen bei uns hatten, waren wir sicherer als damals der Köpenicker Streckenwärter mit seinem Browning. Einmal gab es eine lustige Szene. Ein Betrunkener, dessen unsicherer Schritt Bummchens Missfallen erregt hatte, blieb stehen und zeterte weinerlich im reinsten Berlinisch: «Nehmense den Hund wech, er beisst mir!» Ich hielt Bummchen am Halsband, meine Frau schlang sich die Kette ums Handgelenk, und beide redeten wir dem Mann zu, ruhig an uns vorüberzugehen. Aber er stand und jammerte immerfort: «Det Aas trau ick nich, er beisst mir!» Schliesslich musste ich mit dem Hund ein ganzes Stück vom Weg fort in den Wald treten. Ich war dem guten Bummchen sehr zugetan. Aber so wie heute meinen Kater Mucius habe ich ihn doch nicht geliebt. Als er in seiner frühen

Kindheit unsere Nachtruhe störte, brachte ich ihm durch Prügel bessere Manieren bei; wenn heute der Kater um drei Uhr nachts auf mein Kopfkissen springt und seinen Schädel an meinem Gesicht reibt, stehe ich auf und füttere ihn. Den jugendlichen Hund in sogenannte «gute Hände» fortzugeben, als wir Oranienburg verliessen, hat mich höchstens einen Tag ernstlich betrübt; dass für unsern betagten Mucius nur die erlösende Spritze bleibt, wenn man uns jetzt das Häuschen raubt, erbittert mich mehr als der Hausraub selber. Sentimentalität des Alters? Oder bin ich den Tieren nähergekommen, seit der Mensch, nein: «der deutsche Mensch», so tief unter sie gesunken ist? Etwa wie Crébillon, der in seinen dunklen Tagen eine ganze Anzahl herrenloser Hunde und Katzen um sich versammelte? (Der «schreckliche» Crébillon, der grausamste unter den französischen Dramatikern – wie werden meine Fachkollegen lästern, wenn er in meinem Dix-huitième unter den rousseau-istischen Vorläufern Rousseaus erscheint!)

Da bin ich in Fachsimpelei abgeglitten. Aber sogleich führt eben sie mich auch wieder auf den rechten Weg zurück, denn aus der langen Schattenreihe all der Aufwartefrauen, die uns das Dienstmädchen in mageren Zeiten ersetzten, in fetten entlasteten, hebt sie gerade die Oranienburger Scheuerfrau ins Licht. Wie oft hat mir Frau Oestreichs aus Platt und Bildungsbrocken gemischte Sprache im Kolleg geholfen! Wenn ich das italienische *malinconia* verdeutlichen wollte, erinnerte ich an Frau Oestreichs Bericht über eine «Klemmtomanin», von der sie in der Zeitung gelesen hatte – «klemmen» sagt der Berliner für «stehlen» –, und wenn ich von Kontaminationen redete, dann zitierte ich ihre Klage über Bummchen: «Das Ungestüm ist wieder auf Feskes Köter losgegangen.» Sie hatte viel Anlass, über Bummchen zu klagen, mit dem sie sich dennoch aus einer gewissen Verwandtschaft des Wesens und der gedrungenen Körperlichkeit heraus aufs Beste vertrat. Denn der Hund war während der zahlreichen Reisen, die unsern Oranienburger Aufenthalt durchlöcherten, ihr schwieriger Pensionär.

Sie waren wirklich zahlreich. Im Sommer 1906 hatten wir uns in Oranienburg erholt; im Sommer 1909, nachdem wir erst ein Vierteljahr dort gewohnt, tat uns Bornholm schon sehr not. Dann brachte der Winter für mich allerhand Vortragsfahrten und währenddessen für meine Frau Besuche in Braunschweig, wo Käthe bereits zur Vorsitzenden des Vereins «Frauenwohl» aufgestiegen war, und hierauf folgte im Frühjahr 1910 die wichtige, schon längst geplante Reise nach Österreich. Ich besass einige Beziehungen zu dortigen Schriftstellern und Redaktionen, ich brütete über Arbeiten zur österreichischen Literatur, ich hoffte durch persönliches Vorsprechen manches zu erreichen, zumal ich ein paar gute Empfehlungen, vor allem von Wilbrandt und Alfred Klaar, erhalten hatte.

Die beiden grossen, ja überwältigenden Eindrücke, die ich von Prag empfang, waren das Ghetto und die räumlich unbegrenzte, überall spürbare ungeheure Spannung zwischen Deutschen und Tschechen. Vom Ghetto war schon vieles weggerissen, doch wirkte das Gewimmel der Gassen, Durchlässe, galerieumgebenen Innenhöfe und kleinen Plätze mit ihrem Menschen- und Warengedränge noch schmutzig-malerisch genug. Was mich hier aber besonders erregte, waren die Firmenschilder: zwischen den Jeitelles, Wedeies, Beermans, Cohns und Teweles stiess ich wiederholt auf unsern Familiennamen, bald auf einen Sally, bald auf einen Loewy Klemperer. In Berlin waren wir eine deutsche Familie mit einem deutschen Namen – hier haftete dem Namen sein Judentum an; in Berlin waren wir angesehene Leute – hier gehörten die Klemperers zum Ameisenhaufen der armseligen Ghettohändler. «Memento» steht hinter der Namenreihe in meinem Tagebuch. Ich habe dem nichts weiter hinzugefügt, denn die Doppelbedeutung dieses Memento war mir selbstverständlich: Ich wollte unsre Herkunft nicht verscharren, wie es meine Brüder taten, aber ich wollte mich doch mit jedem Gedanken und aller Herzenswärme zum Deutschtum bekennen. Und gerade in Prag wuchs diese Wärme zur Leidenschaft. Denn während ich mich in den romani-

schen Ländern nur eben im Ausland gefühlt hatte, bekam ich hier zum ersten Mal feindliches Ausland zu spüren. Nach den Erzählungen der Eltern hatte ich Prag immer für eine deutsche Stadt gehalten; es sollte dort wohl auch viele Tschechen (aber nur in der unteren Bevölkerung), es sollte auch gelegentliche Reibungen zwischen Deutschen und Tschechen geben, aber das eigentliche Leben der Stadt würde davon kaum berührt, und dies Leben sei eben durchaus deutsch. Und nun fanden wir an allen Strassen-ecken und Trambahnen weder deutsche noch zweisprachige, sondern bloss tschechische Schilder, auch der Stadtplan, den wir kauften, war rein tschechisch beschriftet, und ein Schutzmann, den ich um Auskunft bat, zuckte die Achseln, statt zu antworten. Wir gingen in ein Restaurant. Der Piccolo, von dem ich die Speisekarte verlangte, starrte mich an und lief zum nächsten Tisch. Dann kam ein Kellner, und ich sagte, er solle uns ein Mittagessen bringen. Er zuckte stumm die Achseln, genau wie vorhin der Schutzmann, und entfernte sich. Nun standen wir auf und waren schon an der Drehtür, als der Wirt uns einholte. Seine himmelblauen Augen lächelten so innig, und unter seinem grauen Schnurrbart sprudelte eine solche Fülle liebenswürdiger Worte im trauesten österreichischen Dialekt hervor, dass wir ihn anhören mussten. Ein Irrtum, bittschön, wir seien gewiss Fremde, Deutsche aus dem Reich oder der Schweiz; für solche Ausländer spreche man natürlich deutsch, wie man für sie auch Französisch oder Englisch spreche. Gleich würden wir aufs Beste bedient werden. Aber schau'n S', wir seien halt in Böhmen, und in Böhmen, nüt wahr, spreche man böhmisch. Inzwischen stand schon die Suppe auf dem Tisch, der Wirt wies uns mit Geste und Verbeugung dorthin zurück, wir mochten kein Aufsehen erregen und blieben. Aber abends suchten wir ein Lokal auf, das sich als «Deutsches Haus» bezeichnete. Da klebte auf der Rechnung eine Marke des «Deutschen Volksrats für Böhmen», und auf der Rückseite stand eine erklärende Aufforderung, diese Marken auf jedem Brief und sonstigem Schriftstück anzubringen: Kaufe jeder Deutsche in Böhmen wöchentlich nur eine einzige, so ergebe das

für «nationale Zwecke» jährlich zweieinhalb Millionen Kronen. «Das wird uns Deutschen mehr helfen als die besten Reden, schneidigsten Entschliessungen und stimmungsvollsten Versammlungen. Geld, viel Geld und immer wieder recht viel Geld ...»

Tagsüber auf den Redaktionen war nur von Literatur die Rede gewesen. Am nächsten Morgen, nachdem ich in einem Papierladen den deutschen Inhaber von den Tschechen wie von höllischen Teufeln hatte sprechen hören, liess ich mich von Friedrich Adler über den politischen Zustand der Stadt unterrichten. Adler, ein stämmiger, etwas mulattenhafter Fünfziger, war damals neben dem um zehn Jahre jüngeren Hugo Salus der angesehenste deutsch-böhmische Dichter. Im Reich spielte man seine Nachdichtungen klassischer spanischer Dramen, während Salus als feiner, vielleicht ein bisschen weicher Lyriker bekannt war. Beide Männer, einander übrigens spinnefeind – Salus sagte: «Adler ist ein Spiesser und kein Dichter», Adler sagte: «Salus ist der undankbarste Mensch; ich habe ihn in die Literatur eingeführt, und er sucht, mich lächerlich zu machen»; aber das erfuhr ich erst bei meinem nächsten Prager Aufenthalt, als ich auch Salus kennenlernte –, beide waren Juden, betrachteten sich aber als rein deutsche Dichter und wurden auch durchaus als solche betrachtet. Hatte ich doch mit August Sauer, dem Germanisten der deutschen Universität in Prag, für die von ihm redigierte betont nationale «Deutsche Arbeit» Studien über die zwei verabredet. Als ich Adler erzählte, wie ich bisher Prag mit Vaters Augen als deutsche Stadt gesehen, sagte er: «Das war einmal. Jetzt sind die Deutschen hier kämpfende Minorität in einer tschechischen Hauptstadt.» – «Aber die Juden fühlen sich doch als Deutsche?» Er antwortete sehr abwägend und zögernd: «Ich für meinen Teil gewiss, und die ältere Generation wohl in der Mehrzahl. Aber unter den Deutschen gibt es starken Antisemitismus, und die junge jüdische Generation wendet sich von ihnen ab.» – «Den Tschechen zu?» Er sah mich ganz verwundert an: «Nein, sie sind Zionisten.» – «Ich

kann den Zionismus nicht ernst nehmen.» – «Dann sind Sie nie bei uns in Österreich gewesen. Er gewinnt immer mehr Anhänger. Auch Schnitzler in Wien zahlt den Zionisten regelmässig seinen Beitrag.» – «Dann will er die armen galizischen Auswanderer unterstützen. Aber er selber – wie kann ein deutscher Dichter Zionist sein?» Adler lachte: «Sie müssen es einmal Beer-Hofmann fragen.»

Das tat ich wenige Tage später.

Aber hier muss ich erst mein Gewissen beruhigen. Ich fürchte immer, meinen Bericht aus dem Jahre 1910 zu verfälschen, indem ich darin unter dem Einfluss der heutigen Lage das jüdische Element überbetone. Als wir uns in Berchtesgaden von der gehetzten Wiener Woche erholten und, durch den unaufhörlichen Regen eingeschlossen, Stunden um Stunden im Hotel sassen, schrieb ich die Wiener Erlebnisse aus frischer Erinnerung sehr ausführlich nieder. Dort heisst es klipp und klar: «Ich bin in Prag und Wien in erster Linie als Geschäftsreisender gewesen, und meine meisten Wege galten Redakteuren und Herausgebern. Ich will über österreichische Dichter der Gegenwart schreiben, wenn irgend möglich nicht nur Einzelartikel, sondern ein zusammenfassendes Buch. Die Dichter selber habe ich in zweiter Linie aufgesucht und nur insoweit, als mir die Redaktionswege dazu Zeit liessen. Einzig was ich aus seinen Dichtungen herauszulesen vermag, ist mir an einem Dichter wirklich wesentlich.» In dieser Erklärung ist doch nirgends von jüdischen Autoren oder von österreichischen Dichtern jüdischer Herkunft die Rede. Wer in deutscher Bildung aufgewachsen war und in deutscher Sprache schrieb, war damals für mich mit Selbstverständlichkeit ein deutscher Schriftsteller und ist es noch heute, wo ich so viele Einwände dagegen gehört habe. Ich ging zu Beer-Hofmann und Schnitzler, wie ich zur Ebner-Eschenbach, zu Chiavacci und Pötzl ging. Aber ganz ohne meine Absicht wurde ich dennoch wiederholt und besonders nachdrücklich auf jüdische Dinge gelenkt, und alles, was ich hier berichte, Tatsachen wie Stimmungen, ist nichts als Kopie oder Zusammenfassung der Berchtesgadener Blätter.

Nie hat mich ein fraglos bedeutender Mensch derart befremdet und geradezu abgestossen, obwohl er mir freundlich entgegenkam und ohne Hochmut oder kränkende Leutseligkeit mit mir debattierte, wie Richard Beer-Hofmann. Er war fünf Jahre zuvor durch seinen «Grafen von Charolais» mit einem Schlage berühmt geworden und hatte seither noch nichts weiter veröffentlicht. Ich erinnerte mich der ausgezeichneten, viele Male wiederholten Aufführung im Deutschen Theater umso genauer, als es an jenem Abend einen komischen Zwischenfall gegeben hatte. Alle Welt pries die ergreifende Wirkung der stummen Schlusszene: Der Held geht schweigend aus dem Haus, in dem er Glück und Unglück durchlebt hat, die Tür fällt hinter ihm ins Schloss, das Zimmer liegt verlassen; dann senkt sich langsam der Vorhang. An jenem Abend also hörte man in das Schweigen der Szene hinein ganz deutlich, wie jemand gegen einen Niesreiz ankämpfte. Dreimal, in kurzen Abständen, klang es wie ein Seufzen oder Aufschluchzen, jedesmal verzweifelter, und dann dröhnte doch ein elementares Niesen. Schon beim dritten Seufzer war gekichert worden, jetzt lachten viele, andere zischten entrüstet, und der Vorhang senkte sich nicht langsam, sondern fiel sehr rasch. Es gibt in dieser Tragödie einen jüdischen Gläubiger, dessen Härte mit der von vielen Vorfahren ererbten Bitterkeit begründet wird. Aber der motivierte Shylock ist eine Nebengestalt und variiert nur episodisch das an den Hauptpersonen entwickelte Thema. Der «Charolais» ist weder seinem Stoff noch seinen Ideen nach ein jüdisches Stück. Viel eher könnte man ihn ein europäisches Drama nennen; dekadente Stimmungen, wie sie um die gleiche Zeit in der französischen, englischen, italienischen Literatur anzutreffen sind, die Themen der willenslosen Gebundenheit des Menschen an die ererbte Physis und der grausamen Sinnlosigkeit alles Geschehens werden aus einer elisabethanischen Vorlage entwickelt. Aber diesem allgemeineuropäischen Gehalt wird hier mit grosser, fast allzu grosser Sprachkunst die reinste deutsche Form gegeben.

Doch über dem Eingang zu Beer-Hofmanns Villa an der Türkenschanze glänzte ein Davidstern, die grosse Vorhalle beherrschte ein mächtiger Moses, über dessen Sockel eine schwere dunkle Decke mit golden eingewirkter hebräischer Inschrift hing, und das Arbeitszimmer war mit Kunstgegenständen des Tempeldienstes ausgestattet. In der anstossenden Bibliothek freilich mit ihren weissen in die Wand gefügten Glasschränken stand als einziger Schmuck in der Mitte des tisch- und stuhllosen Raums auf hoher Säule die Bronze einer nackten Frau. Soweit das reiche Haus mehr einer Kunstausstellung glich als einer behaglichen Villa, schien es mir zum Dichter des «Charolais» zu passen. Aber wie vertrug sich die Zurschaustellung eines nationalen und rückwärts gewandten Judentums mit dem europäisch eklektischen Wesen und dem deutschen Sprachkleid der Dichtung? Wir stritten darüber, und im Gespräch rollte Beer-Hofmann die grossen schwarzweissen Augen, und sein dunkelbärtiges Gesicht verzerrte sich fast vor Leidenschaft. Ich hatte ihn anfangs für blasiert oder für affektiert gleichmütig gehalten, denn auf meine Frage, was er seit dem «Charolais» gearbeitet, war die lächelnde Antwort gewesen: «Ich habe gelebt; für meine Frau, für meinen Garten, für mich selber.» Da überraschte mich seine Heftigkeit umso mehr. Der überkommene Blutstrom bedeute alles, das ganze Schicksal, dagegen es keine Auflehnung gebe. Er wolle sich jetzt wieder der Dichtung zuwenden, und nun plane er einen Dramenzyklus «König David». Er betrachtete seine Abstammung als «Chance» – wer habe eine bessere Ahnenreihe? Als er im Heer diente und der Leutnant beim Aufnehmen des Personale über das mehrfache «mosaisch» und «israelitisch» spöttelte, habe er selber in trotzigem Stolz «Jud!» geantwortet und sei ausser sich gewesen, weil der Leutnant den Trotz gar nicht gespürt, sondern freundlich erklärt habe: «Na, es gibt ja auch ganz anständige Juden.» Und auf den Vorschlag eines Freundes, ihn in die Messe zu begleiten, habe er erwidert: «Wozu? Das können Sie alles bei uns viel origineller und schöner haben.» Nein! Er sei Jude und gar

nichts anderes, das Bemühen mancher Juden, im Deutschtum aufzugehen, könne er nicht begreifen, und das Allerunbegreiflichste sei ihm, wie ein Künstler so etwas versuchen sollte, denn ein Künstler müsse «sich wohl fühlen im eignen Haus». – «Aber Ihr Haus innerhalb der Dichtung ist doch die deutsche Sprache», hielt ich ihm entgegen. Er lehnte diesen Einwand und alle andern als unwesentlich ab, er behauptete, sein ganzes Sein ausschliesslich dem Judentum zu verdanken. Natürlich gab es keine Einigung zwischen uns, und ich ging einigermassen fassungslos fort.

Ungleich wohler fühlte ich mich bei Arthur Schnitzler, dem alle fanatische Enge fehlte. Im ersten Augenblick freilich störte mich sein Aussehen. In all seinen Werken ein gütiger Skeptiker, auf allen Bildern ein schlanker Weltmann, hatte er faktisch die Physiognomie eines brutalen, wahrscheinlich zum Jähzorn neigenden Menschen: Die blaugrünen Augen blickten kalt, die Stirn unter dem zum Scheitel verklebten rötlichen Haar schien niedrig, der rötliche Vollbart und die untersetzte Gestalt gaben ihm eine fast plumpe Gedrungenheit. Seltsamerweise waren es gerade die abweisend kühlen Empfangsworte, die mich für ihn einnahmen. «Weshalb wollen Sie zu mir?» fragte er. «Wenn Sie über mich zu schreiben gedenken, müssen Sie mich aus meinen Büchern kennen, und persönlich kann ich Ihnen doch bei so einem vereinzeltten Besuch nicht näherkommen.» Das war ja genau das gleiche, was ich mir selber so oft zum Thema der Dichterbesuche und Interviews vorgehalten hatte. Ich sagte das auch und motivierte mein Kommen durch ein alogisches Interesse an seiner persönlichen Gegenwart. Danach fragte er mich halb ironisch, halb bitter, ob ich denn auch wie so viele andere den Dichter des süßen Mädels und der leichten Wiener Erotik in ihm sähe. Als ich ihm wahrheitsgetreu antwortete, dass ich hinter all seiner Erotik immer das Ringen mit dem Todesgedanken spürte, war er gewonnen. Er ging stark aus sich heraus, und jener erste Eindruck der Härte oder gar Brutalität schwand vollkommen. Er erzählte von einer Änderung in seiner Schaffensart. Anfangs sei er von Prob-

lemstellungen ausgegangen: Was geschieht in dem oder jenem Fall? Jetzt seien ihm Charaktere Beginn und Mittelpunkt jeder dichterischen Arbeit. Er sei immer um reine Objektivität bemüht, hege aber natürlich persönliche Zu- und Abneigungen. Im «Weg ins Freie» (seinem vor Kurzem erschienenen Judenroman) stünde er mit voller Sympathie bei den Bekennern und Zionisten. So stiess ich am Ende auf eine stärkere Gefühlsverwandtschaft zwischen Schnitzler und Beer-Hofmann, als ich für möglich gehalten hätte.

Doch es lag, wie gesagt, nicht in meiner Absicht, speziell jüdischen Stimmungen nachzugehen. Die dritte Berühmtheit, die ich aufsuchte, war die fast achtzigjährige Marie von Ebner-Eschenbach. Dieser Besuch erfreute mich umso mehr, als er sich doppelt bedrohlich anliess und dann zur angenehmsten Enttäuschung wurde. Auf meine Bitte, empfangen zu werden, worin ich mich auf Wilbrandt berief, erhielt ich sofort eine Visitenkarte, «Baronin Ebner-Eschenbach, geb. Gräfin Dubski» erwarte mich am nächsten Nachmittag um fünf Uhr. Die Handschrift war so klar und ruhig, dass ich an ein Diktat glaubte. In der Spiegelgasse meinte die Portiersfrau, die mich im Fahrstuhl in ein ziemlich hohes Stockwerk des grossen, schönen Hauses brachte, ich bemühte mich sicherlich umsonst, die Baronin empfangen zu lassen. Ein Diener öffnete, blickte auf die entgegengehaltene Visitenkarte, liess mich vor der Tür stehen, entfernte sich wortlos, kam mit einer silbernen Schale zurück, nahm die Karte, legte sie darauf und entfernte sich wieder wortlos – ich stand noch immer draussen. Dann erschien er zum dritten Mal, sagte, die Baronin lasse bitten, verfiel wieder in tiefes Schweigen, nahm mir aber Hut und Mantel ab und dirigierte mich mit Handbewegungen in ein sehr grosses Zimmer. Gleich darauf trat ein uraltes Mütterchen ein, den Oberkörper buchstäblich im rechten Winkel vorgebeugt, aber eilig und ohne Stock trippelnd. Sie hatte ein rundliches, glattes gelbes Gesicht mit riesengrossen grauen Augen, sie trug ein schwarzes Kleid mit weissen Manschetten, weissem Kragen und Vorhemdchen und als einzigen Schmuck ein schmales goldenes Armband

am rechten Handgelenk. Schon im Hereinkommen und während sie mir mit der Hand einen Fauteuil anbot, redete sie rasch mit kaum verständlich leiser Stimme und kicherte dazwischen, so dass ich sie im ersten Augenblick für verblödet hielt und vor den nächsten Minuten zitterte. Aber als sie sass, wurde ihre Stimme kräftiger, und sie sprach ebenso deutlich wie lebhaft und freundlich auf mich ein. Also über österreichische Dichtung wolle ich schreiben – ja, einen allerletzten Novellenband redigiere sie eben auch noch, obwohl ihre Augen nachliessen und sie meist auf Diktieren angewiesen sei – aber ein kurzes Billett, wie das gestern an mich, bringe sie doch selber zustande. Über die Kritik habe sie im Allgemeinen nicht zu klagen gehabt, nur im Anfang sei ihr übel mitgespielt worden; «mein Mann sagte: ‚Du darfst unsern Namen nicht so herabzerren lassend « – Aber da seien andere, denen ich zu Hilfe kommen müsste: «Die Handel-Mazzetti vor allem, die kann doch viel mehr als ich! – Und dann der Albrecht von Wickenburg, Sie kennen ihn natürlich nicht, man schweigt ihn ja tot, und er ist doch ein so feiner Dichter – wie oft habe ich seine Werke schon verschenkt, ich werde sie Ihnen auch zuschicken – das Beste, ich lese Ihnen gleich etwas vor.» Hier kam die allererste Pause in ihrem Redestrom; erstaunlich, wo dieser verkrümmte Körper die Atemkraft und Frische hernahm. Sie erhob sich, trippelte zu einem Eckschränkchen, war gleich wieder mit dem gesuchten Buch da und rezitierte ein langes Gedicht: «Im wilden Prater» in gemässigtem Tempo und sehr ausdrucksvoll. (Sie hat mir nachher wirklich die Gedichte des Grafen Wickenburg nach Berlin geschickt; doch vermochte ich ihre patriotische, lokal- und adelpatriotische Begeisterung für ihn nicht ganz zu teilen.) Zum Schluss wollte sie mir eine persönliche Freundlichkeit erweisen: Mein Wilbrandtbuch interessiere sie, sie werde es lesen. – Ob ich es ihr zusenden dürfe? – Nein, sie wolle es kaufen: «Ich habe immer gefunden, dass eine Nachfrage im Laden den Handel anregt.»

Viel fremder als bei dieser grossen Dichterin und, mit all ihrer Greisenhaftigkeit und Zutunlichkeit, grossen Dame, ja fast eben-

so fremd wie bei Beer-Hofmann fühlte ich mich bei Vincens Chiavacci, obwohl ich mit überströmender Jovialität und Herzlichkeit aufgenommen wurde und obschon mir das Ehepaar beim Abschied mindestens fünfmal die Hand schüttelte. «Sie müssen den Wiener Lokalhumor berücksichtigen», hatte mir Anton Bettelheim gesagt, und von ihm hatte ich den Namen Chiavacci zum ersten Mal im Leben gehört. (Den andern Lokalhumoristen, Eduard Pötzl, kannte ich schon als einen Redakteur des «Wiener Tagblattes», und bei ihm gab sich das Wienertum ein wenig europäisiert und modernisiert.) Es war gerade das Übermass an dialektgetragener Herzlichkeit, mit dem ich nichts anzufangen wusste. Ich will nicht sagen, dass es mir wie Heuchelei vorkam, aber ein bisschen Theater und ein bisschen Gedankenlosigkeit mochten doch wohl dabei sein. Vielleicht war es auch nur eine Wienerische Ausdrucksform betonter Leutseligkeit, denn während Chiavacci ausserhalb Wiens kaum bekannt war, spielten er und sein Haus in der Stadt offenbar eine bedeutende Rolle. «Heut Abend veranstalten wir eine kleine Abschiedsfeier für Paul Schlenther.» (Er hatte gerade die Direktion des Burgtheaters aufgegeben.) «Der Schönherr hat Ihnen geschrieben, er könne Sie nicht empfangen, weil er krank sei? Leidend ist er wirklich, aber vor allem ist er ein Sonderling und lässt niemanden vor. Bleiben Sie noch eine halbe Stunde bei uns, er wollte herkommen, dann können Sie ihn sehen. – Zum Glossy wollen S’? Das können wir gleich ordnen.» Schon war Frau Chiavacci am Telefon: «Du Karl, da ist ein Herr aus Berlin ...» Und dann zu mir: «Er lässt Ihnen sagen, er habe eben jetzt Zeit für Sie.»

Da mir das Redaktionelle pflichtgemässer erschien, verzichtete ich auf den Schönherr und fuhr zum Karl, einem feinen alten Hofrat mit in den Nacken gekämmtem weissem Seidenhaar, der die «Österreichische Rundschau» und das «Grillparzer-Jahrbuch» herausgab. In diesem Jahrbuch habe ich dann auch meine Ebner-Eschenbach-Studie veröffentlicht.

Von den vielen Metierwegen will ich nur zwei erwähnen, die

beide meinem Selbstgefühl einen bösen Stoss versetzten.

Bei Anton Bettelheim ging es mir bis zum letzten Augenblick sehr gut. In seiner angeheirateten Villa Gabillon herrschte ein Hauch jenes Chiavaccitons, aber nur gerade so viel, dass er sich angenehm bemerkbar machte. Bettelheim, den ich später als tüchtigen Autor einer Beaumarchaisbiographie schätzen lernte, war mir damals als Herausgeber wichtig. Er leitete das seit 1896 erscheinende wichtige Sammelwerk «Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog», wie auf dem Titelblatt stand: «unter ständiger Mitwirkung von ...», und nun folgten sechs Zeilen hochangesehener Namen der Wissenschaft, worauf ein «U. A.» den Beschluss machte. Es gelang mir, in das bescheidene «Und Andere» mit einzuschlüpfen, und in den nächsten Jahrgängen stehen ein paar Beiträge von mir. Es wären aber sicher mehr geworden, hätte ich nicht auf dem Treppenabsatz, nachdem wir uns schon die Hand gereicht, einen so grausigen Fehltritt begangen. «Ach ja, Herr Doktor», sagte ich, «überlassen Sie mir doch bitte auch Spielhagen, den ich ganz besonders verehere.» Ich brauche hier nicht zu wiederholen, wie aufrichtig diese Verehrung und Liebe war; aber im Augenblick sprach ich ganz sachlich von einem Thema, das fraglos in Kürze fällig werden musste. In Berlin hätte kein Mensch meine Bitte als roh empfunden, der Spielhagen-Nachruf für den «Lokalanzeiger» war mir längst in Auftrag gegeben. Bettelheim jedoch erstarrte, als hätte ich mich in Ovidischer Metamorphose plötzlich in einen Aasgeier verwandelt; sein eben noch lächelndes Gesicht drückte Entsetzen aus, er flüsterte: «Aber er lebt doch noch!», dann trat er zurück und knallte die Tür zu. Ich machte mir schwere Vorwürfe: Ich hätte wissen müssen, dass das Berliner Geradezu in Wien verpönt sei.

Die zweite und quälendere Kränkung erlitt ich bei der «Neuen Freien Presse», zu der ich mit guten Empfehlungen kam. Nie bin ich in einer Redaktion einem solchen Hochmut und einer solchen Tyrannei begegnet wie hier. Meine Briefe lauteten an mehrere an-

gesehene Feuilletonredakteure; durchweg wurde mir gesagt: «Wir sind hilflos, alle Entscheidung liegt bei dem Chefredakteur Benedikt, ihm sind Sie nicht persönlich empfohlen, also lässt er Sie auch nicht vor.» Ich beharrte, ich könnte mich doch bereits auf manche Arbeit berufen und immerhin sei mein Name nicht mehr ganz unbekannt. Man zuckte mitleidig die Achseln: «Wenn Sie wüssten, wie sich die grössten Tiere bemühen, bei uns gedruckt zu werden, wie sie demütig hinnehmen, wenn wir ihr Manuskript monatelang liegen lassen, wenn wir es schliesslich gekürzt veröffentlichen!»

Eine Weile war ich von diesem Misserfolg verbittert; ich sagte mir: Lieber die Abhängigkeit eines Schulmeisters als solch Hausiererschicksal des sogenannten freien Schriftstellers. Nachher tröstete ich mich: Im Ganzen hatte mir ja die Reise durchaus gehalten, was ich mir von ihr versprochen hatte.

Noch einmal: Sie sollte vor allem Geschäftsreise sein. Dennoch bot sie auch ausserberuflich mancherlei. Meine Frau begleitete mich auf den meisten Gängen; während meiner Besuche erwartete sie mich in einem Café, und zu Mittag und Abend assen wir, wo gerade ein verlockendes Restaurant am Wege lag. So sahen wir dies und das vom Leben der Stadt. Was uns dabei mehr auffiel als jenes überall geschilderte Wienertum, war die ungeweinte Stärke des jüdischen Elementes. Damit meine ich nicht die Fülle der galizischen Gestalten. Gewiss, es gab die Judengasse, in der an jeder Hausfront vor dem Laden oder der Verkaufsstelle im Torweg Kleider, Hüte und Schuhe hingen, in der die Verkäufer anpreisend bis zur Strassenmitte ausschwärmten; und es kamen auch in fast jedes Lokal in dichter Folge Hausierer mit Süsigkeiten, Ansichtskarten, Schnürsenkeln, Taschenkämmen und -spiegeln, mit hunderterlei Kleinigkeiten, kein Kellner wies sie fort, kein Gast beanstandete sie, manchmal verkauften sie sogar etwas, und die meisten dieser Händler waren Ostjuden. Aber Berlin hatte ja seinen Mühlendamm, und galizische Hausierer gab es auch bei uns in allen Stadtvierteln. Nein, was uns in Erstaunen versetzte, war die Überfülle der spezifisch jüdischen, meist (aber

nicht immer) durch die hebräische Inschrift gekennzeichneten Restaurants und Kaffeehäuser. Es waren gerade die letzten Passatage, und wiederholt fanden wir in scheinbar neutralen Cafés statt der Kuchen Mazzes auf den Tischen. Einmal assen wir ahnungslos in einem grossen Restaurant zu Mittag, tranken unmittelbar hinterher Kaffee und wunderten uns, dass er ohne Milchkännchen serviert wurde. Wir baten darum, der Kellner sah uns fast bestürzt an und sagte dann, die Herrschaften seien offenbar Fremde, er dürfe doch zum Mittagessen nach dem Kalbsbraten keine Milch auf den Tisch bringen. Es mag sehr ungeistig sein, aber diese Esserlebnisse machten mir entschiedeneren Eindruck als der Stephansdom und die kaiserliche Burg, und sooft ich später Wien erwähnt fand, reagierte mein Erinnern mit dem Satz: «Es ist eine jüdische Stadt.»

Zu Museumsbesuchen fehlte die Zeit, aber zweimal kamen wir ins Theater. Im Burgtheater sahen wir eine sehr hübsche Aufführung des «George Dandin» und der «Schule der Frauen»; es wurde sehr gut gespielt, und an Auguste Baudius als an Wilbrandts geschiedener Frau nahm ich eine Art Familienanteil, doch konnte ich keinen fundamentalen Unterschied von ähnlichen Aufführungen im Berliner Schauspielhaus herausfinden. Dagegen hatte ich im Carl-Theater nun doch sehr stark die Empfindung, in eben dem Wien zu sein, von dem der Norddeutsche träumt. Nicht so sehr wegen der Aufführung – Operetten wurden ja bei uns zu Hause meist aus Wien bezogen und im Wiener Stil gespielt –, sondern des Publikums halber. Dieser Enthusiasmus, als der Ballettanz in einen richtigen, freilich auch entzückend gespielten und getanzten Walzer übergang! Und welche Illusionsfähigkeit! Man gab die «Zigeunerliebe» von Lehár. Die Heldin träumt in der Johannisnacht, und Glühkäfer umschwärmen die Schlafende. Da sah man, sogar von unserm weit entfernten Rangplatz, die dicken Fäden, an denen die einzelnen Käfer herabbaumelten, und niemand liess sich dadurch in seiner Begeisterung stören.

Das Festhalten an meinem Entschluss, die Landschaftseindrü-

cke der Tagebücher unbarmherzig zusammenzustreichen, fällt mir im Punkte Wien nicht allzu schwer. Wir sahen von der Umgebung, was sich irgend in diese überfüllte Woche hineinstopfen liess, drangen weit über den Prater hinaus in die Donauniederung vor, erstiegen den Leopolds- und den Kahlenberg, fuhren nach Baden: All das war schön, aber wirklich an die Seele, wie das kleinste Stückchen Mark oder Ostsee, griff mir nichts von alledem. Vielleicht lag das daran, dass ich zu viele süsslich verhimmelnde Schilderungen davon kannte; immerhin habe ich doch später unter der gleichen und stärkeren Belastung der italienischen Landschaft gegenübergestanden, und sie hat über alle Voreingenommenheit triumphiert. Wirklich ergriffen war ich nur von Pressburg, der Fahrt dorthin auf der gelben Donau, in die das schwarze Wasser der March einströmt, ohne sich mit ihr zu mischen, dem Blick vom Burgberg in die ungarische Weite. Aber so sehr auch die Donau der Elbe an Macht überlegen sein mag, ich habe seitdem allzu viel ähnliche Szenerien in Sachsen gesehen: Das Pressburger Bild hat sich verwischt, und die lebendigste Erinnerung gilt dem goldenen Öl des Tokayers, der alles in Seligkeit tauchte. Natürlich konnte dieses Glücksgefühl der ständigen Übermüdung nur sehr kurze Zeit standhalten.

Wir kamen abgekämpft nach Berchtesgaden und wollten uns hier vierzehn Tage lang gründlich erholen. Doch während wir vorher Wetterglück gehabt hatten, regnete es nun Tag für Tag, manchmal mit kurzen Unterbrechungen, häufiger pausenlos vom Morgen bis zum Abend und die ganze Nacht hindurch. Am ersten Tage beim Mieten riss der Hotelwirt das Fenster auf und sagte mit grosser Geste: «Hier sehen Sie den Watzmann!», wir sahen aber nur eine Nebelwand. Am letzten Tag unseres Aufenthalts lautete der am Kurhaus hängende Wetterbericht: «Neuerdings wieder schlechter.» Unter allen Sprüchen unserer Sammlung wurde und wird keiner so häufig angewandt wie dieser. Wir machten tapfere Spaziergänge, mussten aber doch meistens im Hotel sitzen und sehnten uns nach Hause.

Ich malte mir aus, wie ich nun den Sommer über still am

Schreibtisch in ruhiger Konzentration meine österreichischen Studien ausarbeiten würde. Doch auf der Rückreise erkrankte meine Frau, die sich schon vorher schlecht gefühlt hatte, und statt in Oranienburg endete die Fahrt für sie in einer Privatklinik der Potsdamer Strasse und für mich dicht dabei in einem möblierten Zimmer der Alvenslebenstrasse. Es handelte sich um eine gefährlich komplizierte Blinddarmoperation, und ich wollte in der Nähe sein. Die folgenden Tage waren noch um vieles greulicher als die Masernepisode. Doch damit käme ich ins Triviale; so etwas darf nur ein Dichter schildern, dem uraltes und allgemeines Leid in eine neue Form oder Melodie fließt, und der empfindet es weniger qualvoll, weil er ja die Ablenkung und Freude des Formens erfährt. Aber hatte denn ich das richtige Mitgefühl? Wieder einmal machte ich mir den Vorwurf der Herzlosigkeit. Mein Zimmer, dem ich beim Mieten nichts Schlimmes angemerkt hatte, erwies sich als grausames Wanzennest; nicht die Läuse im flandrischen Unterstand, nicht die Flöhe in Santander, und das war eine Legion wahrer Bluthunde, haben später die Wanzen der Alvenslebenstrasse auszustechen vermocht. Ich flüchtete aus dem Bett auf zwei Stühle, bis mich Müdigkeit und Zerschlagenheit wieder ins Bett trieben. Ich sagte mir wiederholt: «Wenn sie so leiden muss, ist es ganz recht, wenn es dir auch nicht gut geht»; aber ich ertappte mich dabei, gar nicht an «sie», sondern bloss an die Wanzen zu denken, ja es ging mir sogar manchmal durch den Kopf, sie liege wenigstens in einem anständigen Bett, während ich ... Dann kam ich mir wie ein Sünder vor und fragte mich, wie mir zumut sein würde, wenn ich sie am nächsten Tage schlechter fände. Bis die Wanzen wieder alles Mitgefühl vertrieben. Das ging so eine ganze Höllenwoche lang, mit schwerer Sorge um meine Frau, mit Gewissensqualen und Zerstoehenheit. Auch die zweite Woche verlief noch übel genug, aber da waren wenigstens die Gefahr und die schlimmsten Schmerzen für meine Frau vorbei, und vielleicht war ich auch ein bisschen immun gegen die Wanzen geworden oder die Mittel der Wirtsleute hatten einige

Wirkung getan. Am Ende der dritten Woche wurde meine Frau aus der Klinik entlassen und siedelte zu den Eltern Meyerhof über, wo sie in bester Pflege war und nur unter Vater Meyerhofs Witzüberfällen zu leiden hatte. Ich blieb noch bis zum Monatsende in der Alvenslebenstrasse, ging allabendlich auf vorsorgliche Wanzenjagd und konnte tagsüber schon ein wenig arbeiten, soweit ich mich nicht bei Meyerhofs aufhielt. Meine Frau war sehr mitgenommen und ausserstande zur Wirtschaftsführung.

Jetzt tauchte der Rochlitzer Plan auf und wurde sehr schnell verwirklicht: Körnchens Eltern wollten uns für billigstes Geld in Pension nehmen. Ich übernachtete ein einziges Mal in Oranienburg, wohin ich zum Auswechseln des Gepäcks gefahren war, und sonst habe ich in diesem ganzen Sommerhalbjahr mit unserer dortigen Ruhestätte nichts zu tun gehabt.

Nach Rochlitz ging der Weg über Leipzig. Der prachtvolle Zentralbahnhof war noch nicht im Betrieb, wir trotteten in einer Droschke vom Berliner zum Bayrischen Bahnhof, und dabei machte die Stadt auf uns den Eindruck einer zwar grossen und belebten, aber so trostlos nüchternen Häuseransammlung, dass ich sechs Jahre später meiner Frau die an sich erfreulichste Nachricht mit den Worten überbrachte: «Erschrick nicht, wir müssen nach Leipzig.»

Dagegen gefiel uns das kleine Rochlitz sofort ungemein. Es liegt mitten im Waldgebirge; holprige Strassen fallen aus dem alttümlichen Stadtkern steil zur Mulde hinab. Eine Eisenbahnbrücke und ein hoch in Drahtseilen aufgehängter schwankender Steg für Fussgänger führen über den Fluss. Unter der Eisenbahnbrücke zieht sich ein Wehr hin und zweigt ein breiter Mühlgraben ab; hier steht die etwas düster gewaltige Schlobachmühle, von deren Besitzer als dem reichsten Bewohner des Orts mit Ehrfurcht gesprochen wurde. Ein paar Schritte weiter flussabwärts, von seinem Hügel herab die Stadt und die grüne Landschaft beherrschend, steht das Schloss mit seinen dicken eckigen Türmen, eher eine alte Burg, aber gar nicht ruinenhaft und vielfach als Verwaltungsgebäude, Gericht und Gefängnis in das Leben der Gegen-

wart einbezogen. Wir sind später in Sachsen manchem ähnlichen Städtchen und Schloss begegnet; aber Rochlitz war unser erstes derartiges Erlebnis, und ein unvermutetes dazu. Meine frühere sehr ungerechte, doch weitverbreitete Vorstellung von Sachsen war die gewesen, dass hier alles, aber auch alles Sehenswerte auf Dresden und die Kulissenschönheit der Sächsischen Schweiz beschränkt sei. Erst der Wintersport und wohl auch die Begrenzung des deutschen Reiseverkehrs auf das Inland, für alle während des Krieges, für die meisten der Entwertung der Mark halber noch lange darüber hinaus, erst das hat zur Entdeckung der sächsischen Landschaft geführt und ihr den verdienten Platz neben Harz und Thüringen verschafft. Wir haben diese Entwicklung nachher Grad um Grad in Kipsdorf beobachten können.

Mehr noch als Stadt und Landschaftsbild, zumal ja an grössere gemeinsame Spaziergänge nicht zu denken war, trugen die Menschen zu unserm Behagen bei. Wir gerieten in eine kleine Gruppe, die durch ihre ausgesprochene Dreischichtigkeit interessant war. In einer neueren Strasse, dicht am Bahnhof, hatte Körnchen ihr Atelier. Sie vertrat Berlin, die grosse Welt, den Fortschritt; sie war nicht Photographin, sondern moderne Lichtbildnerin, ihr Schaukasten war eine weithin wirkende Sensation; hatte doch sogar Borries von Münchhausen auf Schloss Windischleuba ganze sechsenddreissig Porträts bei ihr bestellt. Ihr war es erlaubt, freie Ansichten über Kunst und Leben zu äussern und Brettlieder zur Gitarre zu singen, ja es wurde von ihr erwartet und stützte ihr Unternehmen. Selbst die feinste Dame der Rochlitzer Gesellschaft, die junge Frau des grossen Mühlenbesitzers, kam zu ihr zum Tee (nicht etwa zum Kaffee). Wie modern Körnchen war, das zeigte am deutlichsten die Konkurrenz im Hause gegenüber; nicht nur die Strassenbreite – eine Welt lag zwischen den beiden Schaukästen. Bei dem alten Rochlitzer Photographen hingen die steifen «Bitte recht freundlich!»-Bilder kleinbürgerlicher Braut- und Silberpaare, todernster Konfirmanden, junger Mütter mit puppen-

haften Erstgeborenen und uniformierter Urlauber. Wir verplauderten manche Stunde in Körnchens Atelier über Berliner Erinnerungen oder über eine Pose oder einen Faltenwurf auf ihrem letzten Bild oder über den geistigen Horizont der Rochlitzer. Aber wir fühlten uns ebenso wohl bei den alten Haberkorns, deren Photographie unter die Silberpaare der Konkurrenz gehört hätte. Wir hatten bei ihnen ein grosses Zimmer im Oberstock. Das alte Haus im alten Stadtkern war nur an der Aussenfront durch spätere Neuerungen ein wenig in seinem ursprünglichen Charakter geschädigt, im Innern hatte es ihn völlig bewahrt. Vater Haberkorn zeigte es mit Stolz als Familienbesitz, er erzählte auch, dass der Porphyrbruch «am Berge» (dem Rochlitzer Berg im Rücken der Stadt) beglaubigtermassen den Haberkorns seit dreihundert Jahren gehöre. Freilich berichtete uns Körnchen, dass der Vater in den letzten Jahren grosse Verluste erlitten habe, dass er jetzt nur noch ein kleiner Angestellter des Unternehmens und auch nicht viel mehr als der nominelle Besitzer des Hauses sei. Aber ihm selbst genügte offenbar die Illusion des einstigen Zustandes, er lebte in behaglicher Würde. Er war ein sehr dicker und sehr ruhiger Mann in der Mitte der sechziger Jahre, mit weissem Schnauzbart und freundlichen, nicht sehr intelligenten vorstehenden blauen Augen. Er hatte zwei Steckenpferde, mit denen er sich und uns unterhielt: eine in vielen selbstgefertigten Kästen wohlgeordnete Sammlung von Landschaftsaufnahmen auf kleinen Glasplatten, wie sie für eine Laterna magica gebraucht werden, und seine militärischen Erinnerungen. Von den Bildern, die er in seiner sächsischen Heimat, aber auch in Süddeutschland und den Alpen aufgenommen hatte, konnte er an einem Abend Hunderte zeigen und in allen Einzelheiten lebendig erklären. Es mochte eintöniger sein, war mir aber wertvoller, wenn er vom sechsendsechziger Krieg sprach, in dem er auf österreichischer Seite bei Gitschin und Königgrätz mitgekämpft hatte. Immer wieder frappte es mich, wieviel weniger sich der einfache Soldat für die grossen Kriegsereignisse interessierte als für Essen und Trinken, für drückende und bequeme Stiefel, für das Quartier und das Wetter.

Mutter Haberkorn, die zweite Frau des Alten, war ihm in Temperament und Erscheinung ganz unähnlich; sie war so mager und so überlebhaft wie unser Körnchen, nur erstreckte sich ihre Lebhaftigkeit allein auf die häuslichen Sorgen und die Vorgänge der Kleinstadt. Seines furchtbaren, das ganze Haus durchdröhnenden Schnarchens halber musste Vater Haberkorn ein eigenes Schlafzimmer dicht unterm Dach haben, sonst aber vertrug sich das Ehepaar sehr gut. Waren wir abends zu viert allein und weder die Diapositive noch die Kriegsmärsche an der Reihe, so beteiligten wir uns am Sechsendsechzig-Spiel der beiden. Für hundert Verlustpunkte wurde ein Pfennig gezahlt; Herr Haberkorn spielte mit gleichmütiger Ruhe, Frau Haberkorn mit zitternder Leidenschaft. Von den zahlreichen Kindern aus beiden Ehen wohnte keines mehr im Hause, aber ausser Körnchen kam auch die Jüngste oft zu Besuch, sie war im benachbarten Penig als Lehrerin angestellt. Und weiter liess sich der Kantor und Lehrer Schreiber häufig sehen, sowohl im Atelier wie im alten Hause. Das war die dritte und mittlere Schicht unsres Umgangs. Volksschullehrer sind ein sehr eigentümlicher Menschenschlag und ein Kapitel für sich. Mein petrefakter Kollege an der Dresdener Hochschule, der Historiker Gess, nannte sie immer mit unendlicher Verachtung «die Halbwillenen», und ich habe in der Dresdener Amtszeit so viel mit ihnen zu tun gehabt, dass ich mir alle Betrachtungen zu diesem heiklen Thema aufsparen will. Aber wie Rochlitz die erste male- rische Kleinstadt Sachsens war, die in meinen Gesichtskreis trat, so waren Suse Haberkorn und Schreiber die ersten Volksschul- lehrer für mich, und besonders Kantor Schreiber gab mir viel An- lass zum Nachdenken. Er hatte ein ungeheures Bildungsstreben, er diskutierte mit uns allen über Kunst, mit meiner Frau über Mu- sik, mit mir über Literarisches, er spielte uns in seiner Petrikerche Bachsche Fugen und führte die Orgel in den technischen Einzel- heiten des Instruments vor; er war bei allem Bildungshunger ein bisschen von seiner Allwissenheit überzeugt, bei allem Welt- und

Freiheitsverlangen ein bisschen kleinbürgerlich und kleinstädtisch, er hielt sich für einen sehr liberalen Christen und war im letzten doch wohl mehr Christ als Freidenker.

Wir verlebten eine wunderhübsche Zeit. Der Verkehr unterhaltsam, oft anregend, niemals belastend, jeder kleinste Spazierschlich schön; meine Frau kräftigte sich, und die mitgenommenen Arbeiten, Schnitzler und Ebner, gediehen. Wir waren oft so ausgelassen, wie es sich für unsere Jahre und unsere Erfahrungen eigentlich gar nicht mehr schickte. Als wir im Herbst 1938 auf einer unsrer letzten Autofahrten wieder einmal durch Rochlitz kamen und vor dem einstigen Haus der Haberkorns standen, wurde gegenüber gerade eine Jalousie hochgezogen. Im selben Augenblick sagten wir beide: «Weisst du noch, die Kirschkerne?» Wir hatten uns damals Kirschen vom abendlichen Nachttisch auf unser Zimmer mitgenommen, assen sie im Dunkeln am offenen Fenster und spuckten die Kerne unartig auf die Strasse. Einer flog, ohne dass ich's beabsichtigt hatte, gegen die Jalousie des Fensters drüben. Daraus entspann sich ein Wettstreit, wer von uns öfter hinüber-treffen würde. Leise, aber in der Nachtstille deutlich genug, klickten die Kerne gegen das Holz. Nach einer Weile wurde die Jalousie aufgezogen, das Fenster öffnete sich, eine richtige Nachtmütze, von inner her beleuchtet, beugte sich heraus, eine Altmännerstimme fragte: «Ist jemand da?» und dann in grübelndem Selbstgespräch: «Ich kann doch nicht geträumt haben, es klang ja so deutlich.» Wir sassen auf unsern Betten und lachten wie die Strassenjungen.

Erst im Herbst kehrten wir nach Oranienburg zurück. Aber nun folgte jener Rekord der siebenundzwanzig Vorträge von Aachen bis Tilsit, von Bremen bis Prag. Ich hatte einen Kompert ausgearbeitet und schrieb meiner Frau in Erinnerung daran: «Ich bin wie ein Dorfgeher der Ghettogesichten: nur über Schabbes zu Hause.» Sie selber verbrachte diesmal den grössten Teil des Winters wirklich in Oranienburg, statt während meiner Reisen in Braunschweig zu sein. Das hing mit dem tragikomischen Nachspiel der Rochlitzer Episode zusammen.

Gleich nach unserer Abreise waren die Verhältnisse der Haberkorns gänzlich andere geworden. Während Körnchen zur Heirat und zur Verlegung ihres Ateliers nach Baden bei Zürich rüstete, wo Ferdi einen guten Posten bei Brown-Boweri gefunden hatte – die Glücklichen leben noch heute dort und sind kein «jüdischer Haushalt» und keine Sklaven, und ihre Söhne sind keine entrechteten «Mischlinge», sondern freie Schweizer Staatsbürger –, währenddessen war Vater Haberkorn eines Nachts im Schlafe so friedlich gestorben, wie er gelebt hatte. Das Haus konnte nach seinem Tode nicht behauptet werden, und Frau Haberkorn sollte zu einer ihrer verheirateten Töchter übersiedeln. Aber das Unglück hatte sie schwer erschüttert, und Körnchen, die in Berlin zu tun hatte, kam mit der Anfrage zu uns, ob wir ihre Mutter nicht eine Weile zu uns nehmen wollten: Sie würde meiner noch immer behinderten Frau den Haushalt führen und eine mütterliche Stütze sein und würde selber in den ihr neuen Verhältnissen tröstliche Ablenkung finden. Wir waren mit diesem Vorschlag durchaus einverstanden. Doch noch ehe er zur Sprache kam, gab es eine kleine Szene, die sich mir für immer einprägte. An ihr wurde mir die völlige Amoral aller Komik bewusst. Bis dahin hatte ich geglaubt, nur Kinder vermöchten über etwas an sich Trauriges, einen Buckel zum Beispiel oder einen Sprachfehler, zu lachen, und sie vermöchten es eben deshalb, weil ihnen das Traurige unter dem lächerlichen Anblick oder Vorgang verborgen bleibe. Körnchen in ihrer impulsiven Art stürzte noch auf dem Treppenflur tränenüberströmt in die Arme meiner Frau und rief schluchzend: «Der Vater – der Vater als Postpaket! Auf der Begleitadresse stand: Anbei Herr Karl Haberkorn.» (Es wurde uns erst ein Weilchen später klar, dass es sich um die taktlose Heimsendung der Aschenurne aus dem Leipziger Krematorium handelte.) Wir nahmen an Körnchens Schmerz umso ehrlicheren Anteil, als uns ja der Verstorbene sehr sympathisch gewesen war, aber im Augenblick überwältigte uns die Vorstellung des dicken Mannes als Postpaket. Meine Frau wurde dunkelrot im Gesicht vor Anstren-

gung, das Lachen zu unterdrücken, und ich selber trat rasch hinter die Korridor tür, bis ich meines ernstesten Gesichtsausdrucks wieder sicher war. Doch geschieht es natürlich nicht um dieser Szene willen, dass ich das Rochlitzer Nachspiel tragikomisch nenne, sondern obschon wir uns mit Frau Haberkorn in Rochlitz aufs Beste vertragen hatten und obwohl auch jetzt zwischen ihr und uns die besten Absichten guten Einvernehmens bestanden, gab es doch von Anfang an der winzigsten Dinge wegen Reibungen, die allmählich sehr störend wurden. In ihrem eignen Hause hatte der alten Frau – was wir so damals alt nannten, sie war höchstens Ende der Fünfzig – das kleinbürgerliche Wesen sehr wohl ange standen; jetzt brachte es uns erst zum Lachen und allmählich zur Verzweiflung. Meist ging das Unheil von unsrer guten Frau Ostreich aus. Wir verkehrten mit ihr ganz kameradschaftlich, ihre Derbheiten bereiteten uns grosses Vergnügen, und nie fiel es ihr ein, den Respekt zu verletzen. Mutter Haberkorn aber biss die Vorgesetzte und die sozial Höhergestellte heraus, beschwerte sich bei uns über angebliche, später auch wohl wirkliche Ausfälle der in die Verteidigung gedrängten Scheuerfrau und war gekränkt, wenn wir zum Guten redeten, statt massregelnd einzuschreiten. Frau Ostreich war gewohnt, sich das Brot zum Kaffee selbst zu streichen, Mutter Haberkorn bestand darauf, ihr Brot und Butter zuzuteilen. Es kam über Dutzenden solcher Jämmerlichkeiten so weit, dass sich Frau Haberkorn an ihren jüngsten Schwiegersohn wandte und dass wir von Ferdi und Körnchen in einem feierlichen Brief beschworen wurden, die Würde ihrer alten Mutter zu schonen. So waren wir recht erleichtert, als sie uns gegen Ende des Winters verliess.

Auf meine grosse Vortragskampagne sah ich mit etwas zwiespältigem Gefühl zurück. Gewiss überwog noch immer die Freude, und diesmal war es auch Freude am finanziellen Erfolg, den ich für gesichert und steigerungsfähig hielt. Aber das frühere Vergnügen an diesen Reisen hatte doch nachgelassen. Einmal begann mich die Monotonie der Sache zu stören. Was half mir der

schönste Kompert, wenn man immer wieder den Franzos hören wollte? Und weiter fing ich an, die notwendige Bindung der Themen an etwas Jüdisches, so bequem ich es mir auch damit machen durfte, als lästig zu empfinden. Literatur schlechthin, nicht jüdische Literatur interessierte mich, und meine Wertungen basierten auf deutscher, nicht auf jüdischer Bildung. Sehr schlecht hatte mir der Besuch bei Beer-Hofmann getan, denn seitdem war meine Unbefangenheit (mag sein: das Mass an Unbefangenheit, das ich mir meiner Zwitterstellung gegenüber suggeriert hatte) ernstlich erschüttert. Und zur Beer-Hofmann-Affäre war dann hinzugekommen, was ich im Anfang des Winters in Prag erlebte.

Der Vortrag, den ich dort am 27. November im Zentralverein der böhmischen Juden bei einer Jubiläumsfeier hielt, bedeutet mit allem Ernst und aller Komik seines Drum und Dran den Gipfelpunkt meiner gesamten damaligen Vortragsfahrten.

Gleich die Ankunft gestaltete sich ganz anders, als ich es von Deutschland her gewohnt war. Sonst pflegte ich mein Kofferchen zu nehmen und in das mir bezeichnete Hotel, meist unmittelbar am Bahnhof, zu gehen, wo sich dann einer der Vereinsherren einfand. In Prag warteten am Zuge zwei Zylinderträger. Mir war geschrieben worden, dass man mich abholen würde, und als sich die Menge entfernt hatte und nur noch die beiden feierlichen Gestalten zurückgeblieben waren, trat ich zu ihnen. Sie erstarrten, wie im Frühjahr Anton Bettelheim erstarrt war. «Sie sind der Doktor Klemperer?» Ich sagte: «Ja – bis auf den Doktor.» – «Aber Sie sind doch so furchtbar jung.» – «Ich bin neunundzwanzig.» – «Sie sehen noch sechs Jahre jünger aus, und wir haben einen älteren Herrn erwartet.» Dann fassten sie sich, stellten sich vor – Advokat Dr. Brandeis (sehr europäisch), Advokat Dr. Welsch (sehr ghettohaft – und baten ihres Erschreckens halber um Entschuldigung. Es sei eine so grosse Veranstaltung, zweimal habe man wegen des Andrangs den Saal wechseln müssen, selbst im Rudolfinum werde es noch übertoll werden, der Verein möchte an seinem Ehrenabend möglichst repräsentativ vor die Öffentlichkeit treten –

aber ein auffallend jugendliches Gesicht tue ja auch eigenartige Wirkung, dazu gehe mir ein guter Ruf voraus, die Presse habe in den letzten Tagen mit mehreren Notizen auf meine bisherigen Arbeiten hingewiesen. Im Wagen (nicht etwa einer Droschke) gab es einen neuen Schreck. «Nicht wahr, Sie sprechen doch im Frack?» – «Im Gehrock, aber mit weisser Weste und Binde.» – «Trägt man das heuer im Reich?» Ich log, ich hätte es letzthin bei ganz grossen Gelegenheiten häufiger gesehen als den Frack. Wir fuhren zum «Blauen Stern» am Graben, und ich erhielt ein Zimmer, das ein Gemach war und in dessen den ganzen Boden füllenden Teppich ich tief einsank.

Am Abend hatte ich wirklich eine so zahlreiche Hörschaft wie nie zuvor und nie wieder danach im Leben. Das Rudolfinum war ein Konzerthaus mit Orgel und mächtigem Orchesterraum und mit Rängen über dem Parkett. Ein dicker Saaldiener sagte mir: «Wir haben 1'500 Sitzplätze, haben noch hundert Stühle dazu gestellt, und eine Menge Menschen steht.» Mein Schnitzler-Vortrag war von Liedern und Rezitationen umsäumt; ein Schauspieler kam ins Künstlerzimmer, trocknete sich mit pathetischer Gebärde die Stirn und flüsterte erschöpft: «Man muss das Organ überanstrengen. Sie werden es schwer haben, Herr Doktor.» Die halbe Stunde des Wartens, bis die Reihe an mich kam, war eine Tortur; als ich dann aber draussen stand, empfand ich nach momentaner Beklemmung das Menschenmeer als etwas Tragendes und Berauschesendes und führte einen kräftigen Donnerkeil im Munde. Der Beifall war gross und die Zeitungskritik am andern Morgen schmeichelhaft. Nach der Feier sass ich im Restaurant des «Blauen Sterns» mit den beiden Advokaten, dem Schauspieler und etlichen andern zusammen und schlürfte ihr Lob. Der Schauspieler machte den Vorschlag, wir sollten eine gemeinsame böhmische Tournee veranstalten, er würde Gedichte einheimischer Lyriker vortragen, und ich hätte für den literarhistorischen Rahmen zu sorgen. Sogleich sagte einer der Herren: «Mein Sohn könnte Sie in seinen Studentenbund einführen, er sitzt im Vor-

stand, und dort liesse sich gewiss etwas für Sie arrangieren.» Ich hatte ohnehin die Absicht, erst am nächsten Abend abzureisen, denn ich musste noch zur Redaktion des «Prager Tagblattes», wollte den Professor Sauer aufsuchen und war bei Hugo Salus zu Tisch geladen. Es wurde verabredet, dass mich der Studiosus Hermann um vier vor Sauers Kollegsaal erwarten sollte.

Das üppige Essen bei Salus verlief sehr angenehm unter Literaturgesprächen und endete mit einer traurigen Szene. Wir sassen zu dritt beim Kaffee in seinem Arbeitszimmer, als das Telefon klingelte. Salus, ein hagerer Mann mit etwas starren farblos grauen Augen und farblos blonden, sehr langen Haaren, war Frauenarzt. In einer Ecke des Zimmers stand ein Tisch mit Instrumenten, und darüber hing ein Lorbeerkrantz, dessen lange Schleifenbänder die Sonden streiften. (Ich wurde an den Instrumententisch des alten Doktors Borch in Sandvig erinnert.) Während Salus draussen im Vorraum telefonierte, erzählte mir seine sehr jugendliche Frau, ihr Mann sehne sich danach, allein seiner Dichtung zu leben, aber gerade in letzter Zeit hätten sie Vermögensverluste erlitten und seien mehr als je auf seine Praxis angewiesen. Dazwischen hörte ich einzelne seiner ins Telefon gesprochenen Worte: «Operation – also morgen pünktlich halb neun.» Das dauerte keine zwei Minuten, dann trat er wieder herein, ging mit fremdem Blick auf mich zu, verbeugte sich und reichte mir die Hand: «Habe die Ehre ... Doktor Salus – mit wem habe ich die Ehre?» Ich sah ihn verblüfft an und erhob mich halb. Indem sprang seine Frau auf, rief entsetzt: «Aber Mann!», fasste ihn am Arm und führte ihn hinaus. Nach einer Weile kam sie wieder und sagte unter Tränen: «Er ist so überarbeitet ... Er wird sich gleich erholt haben ... Das pfllegt immer rasch vorüberzugehen ... Ich bitte Sie dringend, nichts davon zu erzählen, er muss doch im Beruf bleiben.» Sie war ganz verstört, und ich ging nach ein paar unbeholfenen Trostworten, ohne sein Wiedererscheinen abzuwarten. Der Vorfall hatte mich ergriffen, ich malte mir unterwegs aus, welche Folgen entstehen könnten, wenn den Mann solche Störung wäh-

rend einer ärztlichen Tätigkeit befiel, und diese Bedrücktheit trug wohl dazu bei, dass ich mich nachher ungeschickter benahm, als ich es in besserer Stimmung getan hätte.

Nach dem Gespräch mit Sauer suchte ich den jungen Hermann auf; er wartete schon an der verabredeten Stelle und kam mir sehr beflissen, aber mit deutlicher Befangenheit entgegen. «Meine Kommilitonen treffen wir in unserm Stammcafé», sagte er, «ich muss Sie aber auf eine Schwierigkeit aufmerksam machen, die mein Vater nicht recht bedacht hat: Wir sind nicht liberal!» – «Sie meinen, im religiösen Sinn?» – «Nein, im nationalen. Wir sind Zionisten. Sie müssen das verstehen. Während der letzten Jahre im Gymnasium hat keiner der deutschen Mitschüler mit mir und meinen beiden jüdischen Kameraden verkehrt oder auch nur ein Dutzend Worte gesprochen. Wir waren ganz auf uns angewiesen, ganz isoliert. Und meinen Kommilitonen ist es ähnlich ergangen. Wie sollen wir uns da als Deutsche fühlen?» – «Wäre es dann nicht besser, wenn ich mich gar nicht sehen liesse?» – Nein, ich sei ihnen doch gemeldet, ich sollte nur ein wenig Rücksicht nehmen. Ich traf ein paar junge Menschen, die mir weniger sympathisch schienen als mein Begleiter, und ich glaubte, von Vornherein auf Feindseligkeit zu stossen. Das Gespräch ging eine Zeitlang um Literatur, und hier fühlte ich zum ersten Mal im Leben den Generationsabstand von den Jungen. Bisher hatte ich ihn immer nur den Alten gegenüber empfunden, war ja auch gestern erst von meinen beiden Advokaten wegen allzu grosser Jugendlichkeit beanstandet worden. Aber diese Zwanzigjährigen hier trieben Lokalkult mit dem aufstrebenden Max Brod, dessen stilistisches Gehabe mir nicht nur zuwider, sondern oft geradezu unverständlich war, und für sie wiederum war Salus ganz vergeistert.

Wir kamen uns nicht näher. Dann nahm der erste Vorsitzende halb feierlich, halb geschäftsmässig das Wort: Nach meinem grossen gestrigen Erfolg wolle der Bund mich gern in einer seiner Veranstaltungen sprechen lassen, lege aber Wert darauf, dass ich

den jüdischen, um es zu präzisieren: den jüdisch-nationalen und nicht den deutschen Standpunkt verträte. Nun hätte es gewiss genügt, wenn ich ruhig abgelehnt und mich verabschiedet hätte. Stattdessen sagte ich mit einiger Erregtheit: «Haben Sie einmal von Fedor Mamroth gehört, dem verstorbenen Redakteur der ‚Frankfurter Zeitung‘, dessen Theaterkritiken und Feuilletons als Sammlungen bei Fleischel erschienen sind? Ich weiss von Frankfurter Freunden, dass er, ein geborener Jude, testamentarisch angeordnet hat, seine Asche in den Rhein zu streuen. Ich finde, das ist eine theatralische Geste, und ich habe sie auch in meiner Studie über den Mann verschwiegen. Aber immerhin ist sie mir sehr verständlich und scheint mir weniger theaterhaft als der Zionismus; denn wir – Sie wie ich – sind in deutscher Sprache und Kultur aufgewachsen, unsere Geistigkeit ist deutsch und nicht palästinensisch.» Darauf erwiderte der Vorsitzende, er kenne wohl Fälle, in denen jemand sich weggeworfen habe, aber dass einer gar noch testamentarisch für das Wegwerfen seiner Asche Sorge, dies sei ihm neu, und, um genau so deutlich zu sprechen wie ich eben, so sehe er das nicht als theaterhaft, sondern als durchaus verächtlich an. Danach gingen wir mit sehr förmlichen Verbeugungen auseinander, und der Prager Triumph war mir gründlich und nachhaltig vergällt.

Neben Prag steht nur eine, zeitlich fast die letzte der vielen Stationen dieses Winters mit besonderer Deutlichkeit vor meinen Augen: Tilsit, wo ich Sebbas Gast sein sollte. Ich hatte mich sehr auf unser Beisammensein gefreut, und fast wäre meine Frau mitgekommen. Wir phantasierten brieflich von einer Fortsetzung der Wilmersdorfer und Oranienburger Abende. Aber der Vortrag war an eine Posener Tournee angeschlossen, und so musste ich allein fahren. Wie in Prag ragten unter den Hüten der Wartenden zwei Zylinder hervor, und ich glaubte mich wieder feierlich eingeholt. Zu meiner Überraschung erkannte ich als ihre Träger die Brüder Sebba, wo doch unser Freund solche Feierlichkeit wenig liebte und sein Bruder in Danzig ansässig war. Und dann traten sie gar

nicht auf mich zu, sondern halfen einem alten Herrn, der nun gar im Zylinder gereist war, über das hohe Trittbrett hinunter. Ich ging verdutzt auf die Gruppe zu. Jetzt erst schien sich Sebba unserer Verabredung zu entsinnen. Ich müsse verzeihen, sagte er ziemlich atemlos zu mir, sein Vater sei gestern gestorben – nur zwei Tage krank, Lungenentzündung, Herzschwäche, erst dreiundsechzig. «Darf ich vorstellen: mein Onkel – noch einmal Verzeihung, es ist so sehr viel anzuordnen.» – «Dann möchte ich lieber nicht bei dir wohnen.» – «Wenn es dir wirklich nichts ausmacht? Am Markt liegt ein gutes Hotel, ich komme nach dem Vortrag zu dir.»

So unternahm ich am Nachmittag einen einsamen Spaziergang über trübselig verschneites Land unter trübseligen Gedanken. Merkwürdig, dass keiner dieser Gedanken zu meinem eigenen Vater hinüberlangte. Er war jetzt über siebzig, er war vor ein paar Monaten, während ich ihm den Kompert vorlas, plötzlich eingeschlafen, wo ich doch sonst keinen aufmerksameren Zuhörer hatte als ihn, er ging auf der Strasse mit langsamen, winzigen Schritten, als koste es ihn schwere Mühe, die Beine vorzuschieben. Aber ich nahm das alles sorglos hin. Solange ich ihn kannte, hatte er über viele tödliche Leiden geklagt und ihre Symptome mit Bestimmtheit festgestellt, und immer hatte Georg ihn ausgelacht, und immer hatte Vater, zugleich gekränkt und froh beruhigt, erwidert: «Die Sektion wird's ergeben!» und war zum nächsten Leiden genesen. Nein, an ihn dachte ich keinen Augenblick, er hatte ja sicher noch zwanzig Jahre vor sich.

Von dem Vortrag selber weiss ich gar nichts mehr, nicht einmal, ob es der ewige Franzos oder etwas anderes war. Hinterher kam Sebba auf mein Zimmer, und wir sassen bei einer Flasche Wein bis in die tiefe Nacht. Er erzählte mit straffer Sachlichkeit von dem Verstorbenen, von der plötzlichen Erkrankung, von den notwendigen Formalitäten, von Erbschaftsfragen und Zukunftsplänen, aber es war ihm immerfort anzumerken, mit welchem Kraftaufwand er sich straffte. Er glitt dennoch in «die Banalität der ewigen Fragen». Er führte, wie es auch sonst seine Art war,

jede Illusion des Gemüts mit kältester Logik ad absurdum, aber dies eine Mal war es keinen Augenblick zu verkennen, dass er das eigene Gefühl bekämpfte und nicht siegreich blieb. Diese Nacht hatte für mich einen Wortbruch zur Folge: Aus ihren inneren Vorgängen machte ich eine Geschichte, die in der «Frau» veröffentlichte Novelle «Fiduzit». Als ich sie dann gedruckt las, befriedigte sie mich wenig, und so ist sie mein wirklich allerletzter epischer Versuch geblieben.

Nun war ein ganzes Jahr vergangen, ohne dass ich in Oranienburg stillgesessen hatte. Im kommenden Sommer wollten wir dort endlich sesshafte Bürger sein. Wir waren es auch, vom April bis zum August –, aber schon vom April an erwogen wir die Rückkehr nach Berlin, und bald darauf wurde sie beschlossen und vorbereitet.

Den Anstoss dazu gab ein Ultimatum des Hauswirts, der auf Bummchens Abschaffung bestand. Die Sünden des Hundes waren aber nicht viel mehr als ein Vorwand, auch wurde das Ultimatum nicht sehr eindrucksvoll gestellt. Vati Neumann, Prokurist einer grossen Holzhandlung, war ein gutmütiger Mann, auch seine Frau hatte, von grosser, an Hysterie grenzender Nervosität abgesehen, ein freundliches Wesen. Im Anfang waren wir mit den unter uns wohnenden Leuten gut ausgekommen, ja wir waren sogar von ihnen eingeladen worden, als Herr Neumann sein Geschäftsjubiläum feierte.

Diese Feier wurde für mich recht lehrreich, denn als Ehrengast war ein Polizeiassessor anwesend, der ein politisches Ressort im Berliner Polizeipräsidium verwaltete. Ich hatte mir einen solchen Herrn immer einigermaßen so vorgestellt, wie er nach den «Simplicissimus»-Karikaturen hätte sein müssen, und die Wirklichkeit stimmte nicht ganz damit überein. Gewiss, der Herr Polizeiassessor trug einen wohlpomadisierten in den Nacken durchgezogenen Scheitel, er toastete auch auf «den biedereren Mann und treuen Deutschen, der dem gleichen Hause fünfundzwanzig Jahre in Ehr und Treue gedient». Aber was er von der Ausweisung «lästiger Ausländer» (meist russischer Revolutionäre) und von der Überwachung politischer Versammlungen erzählte, nahm sich in

seinen ruhigen und einfachen Berichten doch sehr viel weniger sinnlos und brutal aus, als es in der Linkspresse dargestellt zu werden pflegte. Und weiter war mir eine Bemerkung des Mannes interessant und nicht ganz unsympathisch gewesen. Er hatte von den Sozialdemokraten als von politischen Gegnern, aber nicht ohne Achtung gesprochen und den «Vorwärts» – «ein in seiner Art anständiges Blatt» genannt, das «Berliner Tageblatt» dagegen mit wahrhaftem Abscheu für «unsere giftigste Zeitung» erklärt.

Jetzt aber lag die Zeit, da wir zum Familienfest eingeladen wurden, in weiter Ferne, und auch auf der Treppe und im Garten beschränkte sich unser Verkehr auf das Notwendigste. Schuld daran trug weniger das Bummchen als die immer krankhaftere Nervosität der Frau Neumann, die sich in eine peinlich komische Eifersucht auf meine Frau verbohrte hatte. Meine Frau, sagte sie, habe es leicht, damenhaft auszusehen, da sie nicht für zwei kränkliche Stiefkinder zu sorgen brauche, und da sie damenhaft aussehe, werde sie von Vati Neumann höflicher behandelt als eine arme abgearbeitete Hausfrau, verdächtig höflich ... Es bedurfte einer kurzen Unterredung zwischen mir und Vati Neumann, dem nichts am Freistehen einer Wohnung lag, und das Ultimatum wurde zurückgezogen, nachdem wir besonders sorgfältige Überwachung des Hundes zugesichert hatten. «Sie wissen ja, wie meine Frau ist; ich musste Ihnen einmal drohen, um sie zu beruhigen.» Ja, aber gerade weil wir wussten, wie es um seine Frau stand, konnte uns dieser momentane Friedensschluss keine Sicherung schenken.

Doch es gab ja noch andere Wohnungen in Oranienburg, und es gab auch noch andere stille und entfernte Vororte Berlins. Was mich nach Berlin zurücktrieb, war der alte Wunsch nach wirtschaftlicher Selbständigkeit, der mich nie verließ und gerade jetzt mit erneuter Heftigkeit überfiel. Eben hatten mich die guten Einnahmen der Vortragskampagne ermutigt, als ich in einer selbst für unsere Übllichkeit besonders schweren Weise mit Bert-

hold zusammenstiess. Sollte es sich nicht ermöglichen lassen, endgültig auf seine Unterstützung zu verzichten? Stärker noch als dieser Zwist mit Berthold wirkte ein Friedensangebot Georgs auf mich. Nach sieben Jahren absoluter Entzweiung liess er mir wiederholt durch die Eltern andeuten, dass ihm an diesem Kriegszustand nichts mehr liege. Er werde des Öftern von Patienten gefragt, ob er mit mir verwandt sei, das Zerwürfnis zwischen uns sei ungehörig, Brüder hätten eine Gemeinschaft zu bilden und so weiter. Welch ein Triumph für mich, dass er «nach mir gefragt wurde», dass er mich nicht mehr als zu verheimlichende Familienschande empfand. Wir führten richtige diplomatische Vorverhandlungen über die vermittelnde neutrale Macht der Eltern, danach einen genau verabredeten Briefwechsel. Ich schrieb einen Glückwunsch zu Georgs Geburtstag im Mai: Da ich von seinem Wunsch nach Versöhnung gehört hätte und da ich annehmen könnte, dass er mich in Zukunft ästimieren würde, so täte ich hiermit als der weitaus jüngere den ersten Friedensschritt. Sogleich kam Antwort, er sei herzlich erfreut und schlage vor, das Vergangene ruhen zu lassen und uns im Elternhaus brüderlich zu treffen. Die Begegnung fand denn auch wenige Tage später statt; wir tauschten nur einige Worte, die Unterhaltung wurde fast ganz von Vater bestritten, der über neue Leidenssymptome klagte, aber frischer und heiterer war als seit Langem. Mir fiel auf, wie stark Georg in diesen Jahren gealtert war: Seine Schläfen und auch der Schnurrbart waren fast ergraut, und das jugendliche Leuchten des Blickes, in dem ich früher zu Recht oder Unrecht eine gewisse Anmassung zu finden geglaubt hatte (das, was der Italiener prepotente nennt) fehlte durchaus. Auch diese Versöhnung bestärkte mich in dem Wunsch nach Selbständigkeit. Denn wie lange würde Georgs «Ästimation» vorhalten, wenn ich weiter auf der Tasche meines jüngsten Bruders lag? Noch einmal, noch entschiedener als zuvor musste ich versuchen, aus meinem halben Beruf einen ganzen und wahrhaft tragfähigen zu machen. Ich wollte endlich den Zugang zur gesamten Journalistik forcieren,

ich wollte mein Arbeitsgebiet auf alles ausdehnen, was die Hauptstadt an journalistischen Möglichkeiten besass, ich wollte nun doch auch ins Politische hinüberstreben.

Gerade jetzt war hierfür günstigste Gelegenheit: Für den Winter standen Reichstagswahlen bevor, die mit ungeheurer Spannung erwartet wurden. Neulich hatte es schon in unserm stillen Oranienburg eine Demonstration gegeben, die mich geradezu revolutionär anmutete. Etwa fünfzig Arbeiter marschierten auf dem Fahrdamm, auf beiden Bürgersteigen von je zwei Polizisten begleitet; ein paar Stimmen im Zuge riefen: «Hoch die Sozialdemokratie!», eine verstieg sich sogar (mit etwas piepsigem Ton) zum «Nieder mit Bethmann Hollweg!» Über meine eigene Stellungnahme war ich mir freilich nach wie vor im Unklaren. So heisst es zum Beispiel im Juli in meinem Tagebuch: «In der Marokkosache siegte wieder mal mein Chauvinismus über meine sozialen Instinkte, und ich war kriegerisch gestimmt. Heute, nach der friedlichen Erklärung Englands, scheint ja der ruhige Ausgang sicher. Aber welcher Gegenstand für einen grossen Staatsmann: freies Wahlrecht in Preussen, liberaler Kurs im Reich, und dann die Dinge so gelenkt, dass wir die Angegriffenen sind, und in einem siegreichen Krieg ein grosses Kolonialreich gewonnen!» Aber warum sollte ich nicht die Wahlbewegung als unparteiischer Beobachter studieren? Ich würde die Versammlungen besuchen, ich würde die Redner der einzelnen Parteien zeichnen.

Meine Frau – vier Augen sehen mehr als zwei – würde mich überallhin begleiten, sie würde mir bei allen Arbeiten helfen. Ich hatte mich vor etlicher Zeit durch eine Furunkulose am Gebrauch der Schreibhand behindert gesehen und darüber ans Diktieren gewöhnt; kleinere Arbeiten erledigte ich auf solche Weise rascher, als wenn ich selber schrieb. Damit meine Frau ganz frei sei für unsre gemeinsamen Unternehmungen, wollten wir vorläufig, bis es zu einem Dienstmädchen reichte, hinter bürgerlicher Fassade eine Art gehobenen Bohèmelebens führen; das heisst, wir wollten uns mit einer winzigen, aber gut ausgestatteten Junggesellenwoh-

nung begnügen und unsere Hauptmahlzeiten auswärts einnehmen. Bei «Hoppe» in der Marburger Strasse gab es einen anständigen Mittagstisch, den wir 1905 besucht hatten und der noch existierte: «Herren 60, Damen 55 Pf.» Sehr satt war man nicht geworden, aber doch annähernd satt. Wir rechneten Posten für Posten unsern Jahresverbrauch durch, Rasieren, Fahrgelder, Porto, sogar «Unvorhergesehenes», und kamen auf eine Summe von 3'290 Mark.

Wenn ich heute diese Summenaufstellung und den ganzen Lebensplan überlese, so sehe ich natürlich die Bedenklichkeit und das Schiefe des Projekts. Wo war die Gewissheit, dass es mir diesmal glücken würde, einen festen Zeitungsposten zu gewinnen? Wo die Gewissheit, dass ich, Artikel um Artikel und Vortrag um Vortrag, die Summe erreichen würde? Was sollte aus meinen grösseren Arbeiten werden, wenn ich von Artikel zu Artikel gehetzt war? Was wurde bei solcher Gehetztheit aus der Rolle des «Gutbürgerlichen», die ich spielen musste, wenn der Friede mit meinen Angehörigen Bestand haben sollte? Aber man macht sich eben mit dreissig Jahren mehr Illusionen als mit beinahe sechzig. Wahrscheinlich trug zu diesen Illusionen auch bei, dass ich nun längere Zeit das Hauptgewicht auf grössere Studien gelegt hatte und deshalb die Aussicht auf rein journalistische Tätigkeit und das damit verbundene intensiv grossstädtische Leben als eine Lockung empfand. Zumal ich ja nun in Berlin nicht mehr das Zusammentreffen mit den Geschwistern zu fürchten brauchte.

Denn fraglos würden alle Georgs Beispiel folgen, sogar Berthold, dessen Verhalten mich am meisten quälte. Vorderhand nahm er meine Absicht, die Unterstützung zurückzuweisen, als eine Beleidigung seiner Person. Ich würde, sagte er, niemals aus der Welt schaffen, dass er mir jahrelang geholfen habe, ich würde ihm dadurch nur beweisen, dass mir am endgültigen Bruch mit ihm gelegen sei. Wenn ich zu wirklicher Selbständigkeit gelangen wollte, so müsste ich mein unterbrochenes Studium zu Ende führen, denn es hätte sich zur Genüge gezeigt, dass ich als freier Schriftsteller mich nicht zu behaupten wüsste. Ich erwiderte ihm,

von völliger Erfolglosigkeit sei nicht die Rede, und einen letzten Versuch wollte ich durchaus wagen.

Im Juni fanden und mieteten wir die erwünschte garçonnère in einem sehr ansehnlichen Gartenhaus der Holsteinischen Strasse. Man legte in diesem neuen Viertel Wert darauf, wohl ausgestattete Garten-, und nicht etwa armselige Hinterhäuser zu haben. Es war derjenige Teil Wilmersdorfs, der unmittelbar an das ganz moderne bayrische Viertel Berlins grenzte. Wir würden hier nicht abseits leben wie vordem in der Weimarischen Strasse jenseits vom Kaiserplatz. Die Eltern wohnten jetzt in der Luitpoldstrasse, Sussmanns am Wittenbergplatz, Felix und Grete in der Nähe des Zoologischen Gartens. Georg besass eine Villa am Nollendorfplatz, und Bertholds Büro und Wohnung lagen dicht bei der Potsdamer Brücke. Wie sehr sind meine Heimatserinnerungen an Berlin mit diesem alten und neueren Westen verknüpft! Die weitere Entwicklung der Stadt nach Westen habe ich nicht mehr als Einwohner Berlins erlebt; in den letzten Jahren bin ich dort oft in die Irre gelaufen und gefahren wie in einem fremden Ort. Und so vieles mich auch mit allen übrigen Stadtgebieten verknüpft, mein eigentliches Berliner Heimatgefühl weist immer nach diesem alten Westbezirk.

Unser Umzug wurde auf den fünfzehnten September festgesetzt, und weil also der letzte Oranienburger Sommer vor uns lag, nutzten wir ihn in Arbeit und Erholung so fleissig, wie es die aussergewöhnlich glühende und anhaltende Hitze dieser Monate irgend zuliess. Wiederholt machten wir unsere Lieblingswege nach Lehnitz, Schmachtenhagen und Birkenwerder. Lesend und diktierend brachte ich ein paar ausgedehnte Studien unter Dach, und schon bedauerte ich ein wenig, dass ich in nächster Zukunft auf umfassende Arbeiten verzichten müsste.

Ein Thema besonders liess mich dies Bedauern verspüren: Ferdinand Kürnberger. Die besten Werke des Halbversunkenen erschienen gerade in einer Neuausgabe, und Glossy hatte mir mehrere Druckbogen des Grillparzer-Jahrbuches für einen Essay darüber zur Verfügung gestellt.

Ich war aber von dem Mann derart fasziniert, dass ich mir im Vorbereiten gar nicht genug tun konnte; ich musste wirklich «alles» von ihm und über ihn lesen, speicherte immer mehr Material auf, betrachtete ihn unter immer neuen Gesichtspunkten, wollte eine erschöpfende Monographie zustande bringen und vermochte mich nicht zum Schreiben zu entschliessen. Später fand ich dann nicht einmal mehr zu der Studie für das Jahrbuch *Zeit*, veröffentlichte nur einen kurzen Artikel in «*Bühne und Welt*» und hielt einen skizzenhaften Vortrag im Lessingmuseum. Dann nahm ich nach München ein dickes verschnürtes Paket «*Kürnbergernotizen und -exzerpte*» mit; vorige Woche habe ich den Bindfaden zum ersten und wahrscheinlich letzten Mal geöffnet und einen Blick in die verstaubten und mir ganz fremd gewordenen Papiere geworfen.

Gäste hatten wir wieder in Fülle; zwei von ihnen machten auf mich einen trüben, ja fast erschütternden Eindruck.

Vor allem Ella Doehring. Sie war aus Davos als geheilt oder fast geheilt entlassen und wollte nun ihr Studium fortsetzen; ganz hatte sie es nicht einmal in der Heilstätte zu unterbrechen brauchen, wo sie bald im Laboratorium beschäftigt worden war. Sie sah nicht leidend aus, auch kaum gealtert, aber sie schien mir geistig und seelisch eingeschrumpft. Sie betrachtete die Dinge mit glückloser Gleichgültigkeit. Wie hatte sie vor zwei Jahren an ihrem Studium gehangen, von ihren Präparaten geschwärmt – jetzt sprach sie von solchen Sachen, wie ein Dienstmädchen vom Kartoffelschälen redet. Und immer kehrte der Satz wieder: «Das braucht man nicht zum Examen, das interessiert nur den Forscher.» Ganz ebenso wenig wie die Forschung interessierte sie die soziale oder Samariterseite ihres Berufs. Sie lernte nur noch ein Handwerk. Mit der gleichen Stumpfheit erzählte sie von Davos. Dort war Schwindsucht ein normaler und selbstverständlicher Zustand. Nicht nur die Patienten, auch die Ärzte, die Schwestern, der Hotelwirt, und Kellner, der Kaufmann, die Köchin, alle waren sie tuberkulös. Man konnte dabei neunzig Jahre werden, man konnte

auch morgen daran sterben – genau wie andere Menschen auch. Nach ihrem Bericht gab es dort weder ein besonderes Todesgrauen noch eine besonders wilde Lebenslust, nur eine stumpfe Behaglichkeit, die bei der herrschenden Langeweile leicht ins Alberne überging. Ella zeigte uns Photographien von Davoser Karnevalsmaskeraden und hatte offenbar nicht das leiseste Empfinden für die vorhandenen Anklänge an einen Totentanz. Sie selber war in der für «Minderbemittelte» als halbe Wohltätigkeitsanstalt eingerichteten «Deutschen Heilstätte» untergekommen. Da hatte strenge Disziplin geherrscht, und gerade in dieser Gebundenheit war ihr wohl gewesen. Mir fiel auf, wie sehr sie ein Wir-Mensch war. Sie sagte ungerne «Ich», sie fühlte sich am zufriedensten, wenn sie zu einer Gruppe zählte und unter fester Leitung ein genau vorgeschriebenes Tagewerk abhaspelte. Ob die Gruppe aus fragwürdigen Klienten der Berliner Abiturpresse bestand oder aus jungen Studenten oder aus Davoser Lungenkranken: Sie war jedesmal froh, miteinbezogen zu sein, einerlei, ob es sich um lateinische Grammatik, um Anatomie oder eine Liegekur handelte. Meist waren es recht unreife Jungen, mit denen sie im Mechanischen ihrer Tätigkeit Kameradschaft hielt und die der so viel Älteren – sie war nun sechsunddreissig – ihre Herzensgeschichten beichteten. Sie hatte nur noch ein leidenschaftliches Interesse: die Politik, aber auch darin war sie eng und ohne Bildungswillen. Mit zähem Fanatismus hielt sie an ihrer Liebe zu Preussen (kaum zu Deutschland) fest und am Hass gegen alles, was ihr preussenfeindlich schien, vor allem am Hass gegen die Sozialdemokraten. Sie sagte mir mit Tränen in den Augen, sie würde sofort jede Verbindung mit mir aufgeben, wenn sie mich im Verdacht sozialistischer Gesinnung haben müsste. Rückblickend fand ich jetzt manches in ihrem früheren Betragen, was all diese Charakterzüge schon angedeutet hatte. Aber es waren doch nur Andeutungen gewesen, immer wieder überdeckt und verdrängt durch jugendlichen Aufschwung, durch Bildungswillen, durch Sehnsucht und Hoffen. Und nun war gar nichts Überdeckendes mehr vorhanden.

Bisweilen erschien sie mir wie eine eingetrocknete alte Jungfer aus den «Fliegenden Blättern», woran das Fehlen des Mopses und das Medizinstudium nichts änderten, bisweilen wie ein ichloses Geschöpf, ein Gruppenatom. Ich widmete ihr eine lange Betrachtung in meinem Tagebuch, fast einen Nekrolog, denn ich wusste, dass ich innerlich gar kein Verhältnis mehr zu ihr hatte. Wir sind in der Folgezeit noch manchmal zusammengekommen, und unsere Freundschaft hat noch neun Jahre, bis zu Ellas Tode, gedauert. Aber im eigentlichen Sinn endete diese Freundschaft doch damals im letzten Oranienburger Sommer.

Kurz nach Ella quartierte sich Käthe Meyerhof bei uns ein; ihr Mann machte eine Landwehrübung in Celle mit, und sie teilte ihre Freizeit zwischen den Schwiegereltern, zu denen sie das Kind mitgenommen hatte, und uns. Erst glaubten wir, nach der tragischen die komische Person im Hause zu haben, und lachten viel, ohne übrigens dadurch Käthes Zorn zu erregen. Die Vorsitzende des Klubs «Frauenwohl» war jetzt recht Suffragettenhaft kriegerisch. Sie schwelgte in allgemeinen Sentenzen, die sie ziemlich unvermittelt in harmlose Gespräche warf, wie: «Die Frauenbewegung muss radikalisiert werden», oder: «Die Frau muss endlich voll und ganz zu ihrem Recht kommen», oder: «Gnadengeschenke und Abspeisungen tun es nicht.» Sobald es aber um konkret Einzelnes, um Begründungen, um Möglichkeiten und Schwierigkeiten des Ausführens ging, war sie durchaus hilf- und ahnungslos. Und wenn wir dann lachten, lachte sie eben halb verwirrt, halb gutmütig mit. Nach einer Weile fragten wir sie, warum sie eigentlich so schroffe Töne anschlage, ob es nur am bevorstehenden Wahlkampf liege oder auch private Gründe habe. Sie erwiderte, sie stosse bei den allzu rückständigen Schwiegereltern auf Widerstand und Spott. Wenn wir lachten, so sei das etwas anderes, denn unserer fortschrittlichen Gesinnung sei sie sicher. Darin habe sie recht, sagte ich ihr; aber die Eltern Meyerhof seien doch auch keine verkalkten Bourgeois, und wahrscheinlich komme es ihnen nur ebenso komisch vor wie uns, wenn volksrednerische Schlagworte in eine private Unterhaltung

gestreut würden. Da brach es plötzlich aus ihr heraus, sie sei vielleicht zu dumm, sie habe zu wenig gelernt, sie könne sich nicht besser ausdrücken, aber Hans ..., und dann gab es Tränen. «Sprich dich nur aus», redete ich ihr zu, obwohl ich wusste, was kommen würde, «ich gehöre ja zur Familie.» Und nun erzählte sie von ihrer Furcht, Hans zu langweilen und zu enttäuschen, und wie er sie in eine Sache dränge, an der ihr im Grunde wenig gelegen sei. Aber ein paar Stunden später widerrief sie ihr Geständnis: Nein, er brauche sie gar nicht zu drängen; im Gegenteil, es sei ihr ernster darum zu tun als ihm, sie habe den «heiligen Willen, über sich hinauszuwachsen», und damit klammerte sie sich wieder an die hilfreichen Schlagworte. Wir erlebten im Lauf dieser Besuchswoche noch mehrere solcher Szenen und Stimmungsumschläge, und nun lachten wir nicht mehr über Käthe, weil sie uns leid tat.

Heute ist es uns klar, wieviel Verwandtschaft zwischen ihrem und Ella Doehring's Verhalten bestand und wie typisch beider Schicksale waren. Beide waren sie unselig zwischenzeitliche Geschöpfe, ohne Rückhalt in sich selbst, ohne Kraft zu dauernder Entscheidung und ohne geistigen Genuss am bewussten Schwanken.

Es bedeutete für uns eine Erholung, als nach ihnen und als Schlussgast in Oranienburg Sebba eintraf, erfrischt von einer seiner merkwürdigen Nordlandfahrten, erfüllt von seiner neuen Tätigkeit am Königsberger Oberlandesgericht und mit grösserem Genuss am skeptischen Analysieren der Welt und seiner Gefühle als je zuvor. Danach suchten wir mit dem üblichen schlechten Gewissen auf Bornholm eine letzte Stärkung für den bevorstehenden Berliner Entscheidungsfeldzug.

3.

Nach der Rückkehr blieben uns noch ein Dutzend Tage zur Vorbereitung des Umzugs. Sie erhielten ihr Gepräge durch ein mächtiges von Sebba geschicktes Gastgeschenk. Es war eine wuchtige

Schreibmaschine, schon damals fast ein Museumsstück: «Remington, Nr. III». Er habe gesehen, schrieb Sebba, wie ich meiner Frau in die Feder diktierte. Wir sollten die Maschine ruhig annehmen, für seinen Bürobetrieb sei sie zu altherwürdig, uns aber vermöchte sie noch gute Dienste zu leisten. Das hat sie denn auch getan, während der Berliner Anfänge übrigens auf eine ganz besondere Weise. Vorerst bemächtigte sich meine Frau des damals ausserhalb der Büros und sozusagen im Haushalt noch kaum verbreiteten Apparats mit einer gewissen Leidenschaft, als wäre es ein Musikinstrument, und ihre Pianistenfinger fanden geringe Schwierigkeiten: So viel es für sie auch mit Packen zu tun gab, hätte sie es doch schon bei unserer Ankunft in Berlin mit jedem Tippfräulein einigermassen aufnehmen können.

Noch aber stand dort die verpackte Maschine eine reichliche und fürchterliche Woche als Kiste unter zweiunddreissig getürmten Kisten herum, und dazwischen lagen auf dem Fussboden die Matratzen, auf denen wir schliefen. Meine Bibliothek und der Hausrat hatten sich in Oranienburg stattlich vermehrt, die neue Wohnung war enger, selbst als es die Wilmersdorfer drei Zimmer gewesen waren, vieles musste in die Bodenkammer geschafft werden, und die Anordnung und Verstauung des übrigen bereitete schwere Mühe.

Als endlich die letzte Kiste verschwunden und der bisherige Speicher in eine wirkliche Wohnung verwandelt war, erschienen nacheinander meine Geschwister zu feierlicher Begrüssung. (Die Eltern waren natürlich vom ersten Tage an ein und aus gegangen, auch Grete und ihre Kinder hatten sich gleich sehen lassen.) Mir sind Formalitäten zwischen Angehörigen oder zwischen nahen Bekannten und Kollegen zeitlebens ziemlich peinlich gewesen und lächerlich erschienen; ich habe nie das Gefühl loswerden können, einer gestellten Szene beizuwohnen oder in ihr mitzuwirken; ich habe bei allem, was die andern sprachen und was ich selber sagen musste, immer sehr deutlich in mir die mehr oder minder abweichenden Worte gehört, die ohne den Zwang der Formalität gewechselt worden wären. Dennoch empfand ich es als Ge-

nugtung, dass wir jetzt mit einigem Aufwand an Zeremonie begrüsst wurden. Bei diesen Staatsvisiten nun erwies sich die wie gesagt noch etwas unübliche Schreibmaschine als segensreich, sie gab nämlich jedesmal den schönsten neutralen Gesprächsstoff. Alle Verfänglichkeiten und persönlichen Themen wurden vermieden: «Du kannst also wirklich schon darauf schreiben, Eva? ... Geht es schneller als mit der Feder? ... Wirst du es auch lernen, Victor? ... Stört das Klappern beim Diktat? ... Wie viele Durchschläge?» – Und schon war die Viertelstunde abgessen, und: «Wir hoffen, euch bald bei uns zu sehen», und «Alles Gute im neuen Heim!» So kamen und sprachen und gingen Georg und seine Frau, Felix und seine Frau, Jelskis und Sussmanns, und schliesslich fand sich auch Berthold ein. Er hatte den Vorteil, über Erfahrungen mit der Schreibmaschine im eigenen Büro reden zu können, sein Besuch war freilich auch der schwierigste.

Aber obwohl ich wirkliche brüderliche Liebe immer nur für ihn gehegt und so durch das Zerwürfnis mit ihm am tiefsten gelitten habe, war mir doch Georgs Besuch das wichtigste Ereignis dieser Tage. Denn seit meiner Lehrlingszeit, ja noch viel weiter zurück, empfand ich ja mein Leben als eine Art Zweikampf mit ihm. Immer war er der Herrscher über die Familie und ich ihr wenigst geschätztes Mitglied gewesen, immer hatte er Erfolge geerntet, und ich war erfolglos geblieben, und doch glaubte ich mich ihm an Begabung ebenbürtig und war überzeugt, dass alles dauernde Ansehen der Familie einmal auf ihm und mir beruhen würde. (Mit Felix und Berthold zu wetteifern, sah ich keinen Grund, denn ihnen gestand ich nicht mehr als durchschnittliche Fähigkeiten zu.)

Wie sehr mich dies Gefühl des noch auszutragenden Zweikampfes mit Georg beherrschte, das wurde mir an einem Begebnis der nächsten Zeit auf eine höchst jämmerliche Weise klar. Georg war damals der Direktor des Preussischen Instituts für Krebsforschung, und ich wusste, dass er seit Langem gemeinsam mit dem berühmten Chemiker Fischer experimentierte. Nun las



Henriette Klemperer mit Tochter Wally

ich mit tiefem Erschrecken die dickgedruckte Schlagzeile der «Morgenzeitung»: «Entscheidender Fortschritt der Krebsforschung; Krebsgeschwulst an einer Maus hervorgerufen.» Mir ging in derselben Sekunde durch den Kopf, dass unser Zweikampf zu Ende sei: war Georg ein genialer Entdecker, ein Mann wie Virchow und Koch, dann stand ich ihm gegenüber immer im Schatten. Und im selben Augenblick las ich mit ungeheurer Erleichterung, und schämte mich ihrer, ohne sie wegleugnen zu können, dass das Experiment einem andern, dem Geheimrat Wassermann, geglückt sei. Am gleichen Nachmittag, als ich über Schrecken, Freude und Scham des Morgens schon hinaus war, wurde alles in mir bei den Eltern noch einmal und jetzt erst recht aufgewühlt. Ich traf Felix dort, und er sprach über die Angelegenheit noch sprunghafter, geistreicher und widerspruchsvoller, als es sonst seine Art zu sein pflegte. (Erst viel später ist mir aufgegangen, dass auch ihn ein ähnliches Empfindungsgemisch bewegt haben könnte wie mich.) Wassermann sei eben ein Glückskind – nein, ein Genie, was beides wohl auf das gleiche hinauslaufe –, Georg war dem rechten Weg so nah, hat ihn um einen Zentimeter verfehlt – um den Zentimeter, der uns zur wahren Genialität mangelt –, wir können Tüchtiges leisten, sehr Tüchtiges, aber nichts Grosses – man muss sich bescheiden: Mitstreben ist auch ein Glück –, vielleicht aber sind nur die Lumpe bescheiden und resigniert – besser als Mitstreben und Unterliegen wäre ein Zusehen von ganz unten her, aus absoluter Ferne, wie das Grosse gelingt – kleinlich von Georg, so gebrochen zu sein, – nein, wenn er nicht das Zeug zu ähnlicher Leistung in sich hätte, würde ihn der Erfolg des Rivalen nicht so hart anfassen ... Derart irrlichterte Felix noch lange weiter. Ich fühlte einen schäbigen Trost. Ich dachte, wenn auch Georg jener Zentimeter fehle, dann brauchte ich die Hoffnung nicht aufzugeben, mich einmal neben ihm zu behaupten.

Wie seltsam Neid und Ehrgeiz gerichtet sind. Damals begann schon mein Vetter Otto Klemperer, der Musiker, dessen Vater wir Geschwister als einen armseligen Kaufmann und ungebildeten

Grosssprecher verachteten, seinen Aufstieg, der uns alle in wenigen Jahren überflügeln sollte. An ihm, dem ich persönlich keine dreimal im Leben begegnet bin, habe ich mich nie gekränkt. Ich kann wohl sagen, dass ich ernstliche Eifersucht nur meinem ältesten Bruder gegenüber kennengelernt habe. Das innerliche Duell mit ihm freilich hat nie ein Ende genommen. Kein Altern, kein Philosophieren, kein eigener Erfolg, keine Scham und keine Dankbarkeit hat es je beenden können. Voriges Jahr schrieb er mir aus Boston, er habe mit dem Aufzeichnen seiner Lebenserinnerungen begonnen. Ich erhielt seinen Brief, als ich gerade das erste Kapitel meines Curriculum fertiggestellt hatte. Da war das Duellgefühl in mir wieder ganz genau so brennend lebendig wie dreissig und vierzig Jahre zuvor. –

Doch im Winter 1911 zu 1912 war ich ungemein erfüllt von andern Dingen, anfangs vom Beruflichen, nachher immer eindringlicher und qualvoller von Vaters langsamem Sterben, und so blieb, jene beiden Tage der Staatsvisite und der Krebsnachricht ausgenommen, die Zweikampf-Spannung eine heimliche und kaum bewusste. Ich war des Öftern mit Georg in Berührung, ohne dass es zu besonderen Herzlichkeiten oder Feindseligkeiten kam.

Ein bisschen geschwollen, aber der Wahrheit entsprechend, notierte ich anfangs einmal: «Je mehr wir miterleben, umso intensiver arbeiten wir auch; es drängt sich hier in einen Tag, was in Oranienburg fast die Woche füllte. Die rasende Schreibmaschine ist Symbol, Wohltat und Notwendigkeit dieser vita nova.» Einfacher heisst es häufig: «Wieder erst um drei zu Bett, obwohl wir uns doch ausschlafen wollten.» Jeden Morgen beim mühseligen Aufstehen fragte ich mich, wie lange ich dieses Tempo aushalten und ob es mich zum Ziel führen würde, jeden Abend war ich glücklich und vom Gelingen unsres Planes überzeugt.

Einen sehr grossen Teil unsrer Zeit verwandten wir auf die Politik, indem wir in zahlreiche Versammlungen gingen. Den in- nignsten, aber auch zwiespältigsten Anteil nahm ich natürlich an

den Liberalen. Mochte ich immerhin in Einzelheiten von ihnen abweichen, so war und ist ihre Denkart doch die einzige, der mein Verstand und mein Herz zuzustimmen vermögen, die einzige, die ich für wahrhaft menschenwürdig halte, da sie als einzige jeder Verstümmelung des Menschlichen widerstrebt. Aber ich sagte mir oft, dass der Liberalismus eigentlich nur in stiller und langsamer Bildungsarbeit wirken und den unmittelbaren Wahlkampf vermeiden sollte. Agitatorische Versammlungen bedürfen skrupellos einseitiger Parolen und Redner; der Liberalismus steht hier immer vor der unausweichlichen Alternative, sich selbst zu verfälschen oder wirkungslos zu bleiben.

Einmal glaubte ich von einer freisinnigen Veranstaltung, sie würde zugkräftig sein und die Masse mitreißen. Zum ersten Mal hatte es im liberalen Wahlauf Ruf «Bürgerinnen heraus!» geheissen, und Gertrud Bäumer sollte die Hauptrednerin des Abends sein. Wirklich fanden wir die Kammersäle in der Belle-Alliance-Strasse schon um acht Uhr, wie ein ausgehängtes Schild besagte, «wegen Überfüllung polizeilich geschlossen». Wir: Das waren dies eine Mal ausser uns beiden die Cousinen Adele und Olga Franke. Ich wollte mich vor ihnen der Situation gewachsen zeigen, eilte die paar Freistufen hinauf und sagte dem riesigen Schutzmann kurz: «Presse.» Er antwortete aus seiner Höhe ebenso knapp: «Karte.» Ich zog die Brieftasche und lüpfte den einzigen Ausweis, den ich besass, die Eintrittskarte für die königliche Bibliothek. Der Schutzmann sah nicht weiter hin und öffnete einen Spalt der schweren Tür. Ich ergriff die Hand meiner Frau, sagte: «Meine Frau muss mit» und zog sie nach. Gleich darauf hörte ich hinter mir brüllen: «Zum Donnerwetter, wieviel Frauen hat er denn?», und dann krachte die Tür zu. Cousine Olga war noch durchgeschlüpft, Adele abgeschnitten worden. Wir fanden Stehplätze auf der Galerie, alles war wirklich gesteckt voll, es war sehr heiss und summte im Saal. Dann sprach Gertrud Bäumer, nicht sehr laut, nicht sehr pathetisch, aber sehr deutlich, sehr klar und sehr fein. Einer ihrer Sätze prägte sich mir ein: «Die So-

zialdemokratie bietet uns Frauen mehr, doch man muss sich nicht dem Höherbietenden verkaufen.» Sie wurde am Schluss ihrer Rede applaudiert, aber «stürmischen Beifall» konnte man dies höfliche Klatschen bestimmt nicht nennen. Und denselben Beifall fand der Versammlungsleiter, der in gemessenen Worten den Takt der Rednerin rühmte – «alles Trennende hat sie beiseitegelassen!» – und «Revision der Freisinnstellung zur Frauenfrage» gelobte. Das alles war wunderhübsch liberal, nur fehlte eben die Werbekraft, ohne die eine Wahlversammlung ein sinnloses Unternehmen ist.

Wie sollte man den «Höherbietenden» gegenüber bestehen? Am letzten Tage vor der Wahl hörte ich in Schmargendorf den dortigen gemeinsamen Kandidaten der Freisinnigen und Nationalliberalen: Spiegel, ich glaube: Professor Spiegel. Auch er sprach durchaus sachlich und wägend. Nur als ihn ein konservativer Zwischenruf ärgerte, rief er gereizt: «Ihr Konservativen werdet bestimmt nicht gewählt.» Da kam aus dem Hintergrund eine laute, aber gar nicht fanatische, eher gemütliche Arbeiterstimme: «Sie ooch nich, Herr Spiegel, Sie ooch nich!» Und die ganze Versammlung, die doch zu neun Zehnteln aus Liberalen bestand, brach in Lachen aus: Jeder der Anwesenden wusste, wie recht der Mann hatte. Natürlich gab es auch freisinnige Redner, die geübte Parlamentarier waren und sich auf das Agitatorische verstanden. Der Reichstagsabgeordnete Dove, ein weissbärtiger Kahlkopf mit grauen Glotzaugen im runden Schädel und überdickem Bauch, spielte im Sprechen mit dem Bleistift und reihte mit rascher, gleichgültiger Stimme unter starker Benutzung des Berliner Dialekts Witz an Witz, immer drei gegen die Regierung und einen gegen die Roten; das nannte er mit dem kursierenden Schlagwort «Zweifrontenkampf». Man lachte viel und war keinen Augenblick gelangweilt, aber auch keinen Augenblick ergriffen. Etwas würdiger verhielt sich sein Landtagskollege Cassel, ein kleines, sehr jüdisch aussehendes Männchen. Er redete im Hansabund, wo sonst ein wohlabgemessener Ton herrschte, voll starker Erregung.

Wenn er die Hände nicht in den Taschen verbarg, fuchtelte er mit ihnen herum, schlug auch mit der geballten Faust auf den Tisch. Wie Dove Witz an Witz, so reihte er Forderung an Forderung und Schlagsatz an Schlagsatz. Aber er machte sich den Zweifrontenkampf allzu bequem: «Wir sind Anhänger einer freien Weltanschauung, wir können nicht Freunde der Sozialdemokraten sein, doch den Kampf mit ihr mag die Rechte ausfechten, die an ihrem Hochkommen schuld ist – wir schlagen gegen rechts!» Was hatten die Witzeleien des einen, der grobe Simplismus des andern mit dem wahren Wesen des Freisinns zu tun? Es waren unliberale und eigentlich unwürdige Zugeständnisse an die Notwendigkeiten des Wahlkampfes. Am besten von den freisinnigen Rednern gefiel mir noch der Süddeutsche Conrad Hausmann. Der aber war gar kein Redner: Er stammelte, er fiel aus der Konstruktion, er suchte nach Worten; man hatte den Eindruck, als suche er nicht nur nach Worten, sondern ringe um innere Klarheit. Ein rührendes Schauspiel; aber passte es in eine Wahlversammlung?

Wieviel wirkungsvoller ging es bei den Sozialdemokraten zu, wieviel einfacher freilich hatten sie es auch! Ihre Sprecher und das Mitgehen ihrer Hörer machten mir immer Vergnügen; aber es war ein Vergnügen, das ich noch in den letzten Jahren auf kleinstädtischen Jahrmärkten vorm Kasperletheater empfunden habe, wenn Kasperle mit einem Schlag seines Knittels die unliebsame Puppe vom Bühnenrand fegt. Da gab es an einem Oktoberabend achtundsiebzig Teuerungsversammlungen in Grossberlin. In Wilhelmsaue sprach der dicke Genosse Haenisch vom bordeauxroten Podium. Der Kaiser habe gesagt, die Teuerung komme von der Dürre, als müsse sie als Himmelschickung ertragen werden. «Aber hat der liebe Gott die Streichholzsteuer gemacht, hat der liebe Gott die Fleischpreise heraufgesetzt? Nein, die Junker sind es, die Gloirepolitik ist es, der Kapitalismus ist es! Seht euch die Statistik der Sterblichkeit an: Bei den Arbeitern liegt die mittlere Sterblichkeitsziffer unter vierzig, bei vielen andern Berufen über

sechzig Jahren, und das höchste Alter erreichen die Herren Geistlichen. Bedenkt die Ausfuhrprämien für die Agrarier und betrachtet die Hungergesichter so vieler Arbeiterkinder. Frauen, das geht euch an, die Politik langt nach euren Kochtöpfen, sorgt ihr dafür, dass eure Männer am Tage der Abrechnung ihre Schuldigkeit tun!» – Das war doch eine richtige Wahlversammlung mit Jubel und Pfuirufen, da konnten freilich die Liberalen nicht mit. Es gab auch weniger aufreizende Sprecher unter den Roten. Genosse Molkenbuhr war wie ein milder alter Schullehrer, und er hielt eine Unterrichtsstunde über das Wesen der Volkswirtschaft ab, nur war es eben eine Schulstunde für Kinder. Ich konnte den Sozialdemokraten nicht böse sein, aber wählen konnte ich sie auch nicht mehr. Ich musste mich schon an meinen «Sie-ooch-nich-Spiegel» halten. Kam er nicht durch, so legte doch eine Stimme mehr Zeugnis ab für den Liberalismus.

Mit wahrer Erbitterung erfüllten mich die Konservativen. Zwar das, was der konservative Redner selber sagte, stiess mich gar nicht sonderlich ab, und einigem stimmte ich sogar zu. Gewiss, die Sozialdemokraten trieben in den Städten Wahlterror (genau wie die Konservativen in ländlichen Bezirken), gewiss, die Liberalen knauserten beim Heeresbudget (genau wie die Konservativen bei sozialen Forderungen). Man konnte Herrn Haseloff vieles entgegenhalten, doch bot er mir keinen Anlass zur Empörung. Aber nach diesem eigentlichen Parteivertreter erhielt ein schwächlicher, blasser, dunkelhaariger Mensch mit verbohrtem Gesicht das Wort, brüllte sofort los und mischte Schmierenpathos mit Unflätereien der Strasse: «Ich rede euch nicht als Parteigenossen an, sondern als deutsche Männer. Deutsche Männer! Reisst den Giftstachel aus unserm Volk, die Juden! Keile müssen sie kriegen! Sie säen Unfrieden zwischen Mann und Frau, Eltern und Kinder, Bräutigam und Braut, Volk und liebem Landesvater. Feste müssen sie verkeilt werden, wie in Russland, dann wird es uns besser gehen. Und für Steuern weiss ich auch einen Rat: Besteuert die Mazze und den Knoblauch! ...» Hier gab es ein jubeln-

des Durcheinander und Klatschen, Bravorufen und Gelächter, und auch am Vorstandstisch wurde genickt und freudig gelacht. Selber waren die Konservativen auf diesen Ton nicht gestimmt, wenigstens offiziell nicht; aber wenn ihn andere anschlügen, war er ihnen recht, und sie glaubten, er werde ihren Zwecken dienen. Wie oft habe ich an diese unscheinbare und schlechtbesuchte Versammlung von Januar 1912 im Anfang des Dritten Reiches zurückdenken müssen, als die Deutschnationalen mit den Nationalsozialisten zusammengingen und dann von ihnen gefressen wurden. —

All unsere politischen und sonstigen Unternehmungen dieses Winters fanden ihr regelmässiges Nachspiel im «Sezessionscafé» am Kurfürstendamm. Jeder Phase meiner Berliner Jugendzeit ist ein besonderes Kaffeehaus zugehörig und wesentlich: Der männliche Backfisch hatte im bescheidenen «Café am Wittenbergplatz» geplätschert, verfolgte Liebe war ins lärmende «Imperial» geflüchtet, erster Berufseifer im würdigen «Austria» befriedigt worden. Im «Austria» informierten wir uns auch jetzt wieder fast täglich, aber das eigentliche und charakteristische Kaffeehaus dieser letzten Berliner Phase ist doch das «Sezessionscafé». Es war mit Zeitungen leidlich versehen, man traf dort auch allerhand Literaten und Künstler, aber es wetteiferte ebenso wenig mit dem «Café des Westens» oder dem «Austria» wie mit dem dröhnenden Massenbetrieb des «Imperial». Es war ein eleganter und anheimelnder gesellschaftlicher Ort für Leute, die miteinander plaudern und zwischendurch gute Musik hören wollten. Wirklich gute Musik; das kleine Orchester, nur Streichinstrumente und Flöte, tat sich besonders hervor, wenn es in später Nachtstunde vor wenigen sesshaften Stammgästen spielte: «Tosca» und die «Ungarische Rhapsodie» um zwei Uhr nachts als Abschluss eines übervollen Tages und einer langen Debatte, das ist meine Haupterinnerung an das «Sezessionscafé». Es fehlte uns jetzt an Raum und Zeit, die Freitagabende der Weimarschen Strasse im vollen Umfang aufzunehmen, so trafen wir uns eben hier mit unserm alten

Kreis. Am häufigsten begegneten wir Caroli Stern und ihren Freunden vom studentischen «Freibund». Sie nahmen leidenschaftlicheren Anteil am Wahlkampf als wir, und manchmal stiess ich mit Roehl, dem langen Pastorensohn, zusammen, der ein Fanatiker des Liberalismus war. Ich sagte ihm, niemand könne freisinniger denken als ich, und er erwiderte, mir sei das Politische nicht Herzenssache, sondern ein Objekt der Beobachtung und des Berufs: «Sie gehen zu den Wahlversammlungen, wie Sie zu Rezipitoren und ins Kino gehen.» Ich widersprach und wies darauf hin, dass ich bestimmt den Liberalen wählen würde; aber ich wusste, dass er kaum unrecht hatte. Vor dem Weltkrieg hat mir Politik nicht wahrhaft ans Herz gegriffen, danach umso schmerzhafter.

Eine erschütternde politische Erregung verspürte ich während dieser ganzen Monate nur einen einzigen Augenblick. Die Reichstagswahl hatte am ersten Tage keine Entscheidung gebracht, der Ausgang hing von der Stichwahl ab. In der auf sie folgenden Nacht fuhr ich von Vorträgen im Rheinland heim. Im Coupé plauderte eine Gruppe junger Geschäftsleute über die Wahl. Es war ihren Worten leicht zu entnehmen, dass sie selber für den Liberalen gestimmt hatten. Da stieg kurz vor Frankfurt ein Herr ein und rief noch vom Trittbrett aus: «Der hundertste Sozialdemokrat ist gewählt! Sie werden die stärkste Partei, sie werden den Präsidenten stellen.» Alles strahlte auf, und ich wohl auch. Ich glaube nicht, dass es nur das Vergnügen an der Sensation, und ich weiss, dass es nicht die Freude der Parteizugehörigen war. Sondern sicher hoffte jeder das gleiche: Nun war die Opposition so stark geworden, dass freiheitlicher regiert werden musste, und nun würde der Liberalismus als Mitte zwischen Rechts und Rot trotz seiner zahlenmässigen Schwäche zu entscheidender Bedeutung gelangen. Aber dieser Moment der vollkommenen Hingegebenheit an die Sache stand doch in meinem Empfinden ganz allein.

Wenn ich mich ernstlich prüfte: Was war es denn, was mein Hauptinteresse in all diesen Wahlversammlungen erregt hatte? Nicht einmal das sachliche Studium der politischen Lage und

Stimmungen. Sondern viel mehr die Art und Form der jeweiligen Rede. Im letzten sammelte ich Eindrücke für ein Kapitel des Buches «De Oratore». Ein früheres, noch längst nicht ausgesponnenes Stück dieses mir vorschwebenden Buches waren die «Gelehrtenköpfe» gewesen, ein weiterer Abschnitt sollte den Rezipienten gelten, und sie waren mir mindestens ebenso interessant wie die Politiker.

Natürlich habe ich allerlei Vortragskünstler schon vor und auch nach diesem Winter gehört; aber nur damals habe ich ihre Veranstaltungen systematisch besucht und geradeso serienweise wie die politischen Versammlungen. Rein praktisches Erwägen hatte den Anstoss gegeben: Ich wollte doch das Feld meiner Journalistik erweitern; alle Theaterkritik lag in festen Händen, über den Rezipienten aber kam auch wohl einmal der unbestallte Publizist zu Wort. Nur dass ich mir eben auch anhörte, worüber zu berichten ich keinen unmittelbaren Auftrag hatte.

Den für mein Empfinden besten Mann auf diesem Gebiet habe ich schon früher genannt. Gustav Manz. Ihm zunächst stand Emil Milan, der einen klangvolleren Namen und ein grösseres (kein grosses) Publikum besass. Er war Lektor der Redekunst an der Berliner Universität. Das war ein werbender Titel, das bedeutete aber ausserhalb des Hörsaals eine Gefahr für ihn, denn man merkte ihm bisweilen den Lehrer des guten Sprechens an, und bisweilen übertrieb er auch in pädagogischer Absicht die Schlichtheit des Ausdrucks, was eine besonders fühlbare Art der Affektation ist.

Den äussersten Gegensatz zu Manz' und Milans gewollt einfacher Tongebung fand ich in Possarts edelpathetischem «Enoch Arden». Fast genau zehn Jahre zuvor hatte ich Possart in grosser Shakespearerolle im Münchener Hoftheater gesehen; seine Kunst war mir altfränkisch vorgekommen, aber ich hatte sie doch zu würdigen vermocht. Jetzt hingegen fiel sie mir aufreizend auf die Nerven und berührte mich komisch, wo sie ihre ergreifendsten Wirkungen anstrebte. Zum Teil lag dies wohl daran, dass ich nun

zehn Jahre weiter von meiner klassisch gerichteten Schulzeit entfernt war. (Possart selber schien mir ungealtert, weil er für mich schon in München ein würdestrahrender Greis gewesen war.) Zum andern und wahrscheinlich grossem Teil aber rührte die unselige Wirkung wohl daher, dass der Tragöde so wenig in den Vortragssaal passte wie eine Posaune in ein geschlossenes Zimmer.

Den ungemeinen Unterschied zwischen Sprechkunst der Bühne und des Vortragssaals konnte ich auch an zwei der damals modernsten und angesehensten Schauspieler, an den Reinhardt-leuten Moissi und Gertrud Eysoldt beobachten. Moissi sprach die «Kraniche des Ibykus» und verfiel an den dramatischen Stellen in den gleichen Posaunenfehler wie der alte Possart; er las aus der Bibel und der Odyssee, wollte rein episch einherkommen und magisch-feierlich und wirkte im monotonen Heben und Senken seiner schönen Stimme mehr einschläfernd als beschwörend. Eine fast ebenso grosse Enttäuschung bereitete mir seine Kollegin: In allen ernsten Stücken, Versen wie Prosa, gab sie sich viel zu theatralisch. Nachher freilich entschädigte sie überraschend, indem sie die Komik der «frommen Helene» aufs Drolligste traf.

Nach den Schauspielern hörte ich den Dichter: Richard Dehmel trug seine eignen Verse vor. Das war der peinlichste Abend meiner Serie. Natürlich braucht ein Dichter nicht auch Vortragskünstler zu sein, und niemand wird es ihm verargen, wenn er seine Gedichte kunstlos, vielleicht sogar holpernd vorliest. Dehmel aber war offenbar der Überzeugung, die Musikalität seiner Schöpfungen nicht nur stimmlich, sondern mit seiner ganzen Person ausdrücken zu können. Während er die Verse von der ins Meer geworfenen, von den Wellen gewiegten roten Rose mit verzücktem Sopran mehr psalmodierte als sprach, hüpfte er auf die Zehenspitzen gereckt, mit dem weit vorgeworfenen Arm und der offenen Hand die Rose verfolgend, dem Rand des Podiums immer bedrohlicher näher, der schwarze Spitzbart und der blinkende Kneifer hüpfen zappelnd mit – es war ein rührend tragikomischer Anblick.

Dann wieder kam ich zu den berufsmässigen Rezipitoren. Einer, der heute wahrscheinlich vergessen ist, machte jahrelang volle Häuser (während Dehmels Verzückung keine drei Dutzend Hörer gefunden hatte). Das kleine und mittlere Bürgertum schwor auf Marcell Salzer. Er war ein puppenhaft schöner Mann mit grossen, ein bisschen gläsernen blauen Augen, mit blondem Vollbart, breiten Schultern und beruhigender Leibesfülle. Er deklamierte alles Heroische mit kraftvoller Deutlichkeit, alles Tragische bieder gerührt, ohne Übertreibung, ohne Fehler, ohne jede Eigenart. Seine Hauptfolge hatte er auf dem Gebiet des Lustigen, mit den «Heiteren Abenden», die er Winter für Winter in reichlicher Zahl veranstaltete. Hier streifte er in Ton und Bewegung ans Clownartige, ohne doch die Würde seiner schönen Männlichkeit ganz preiszugeben, im Inhalt ans Unanständige, aber immer mit einiger Rücksicht auf die jungen Mädchen aus guter Familie. Ein viertel-dutzendmal habe ich an diesen Familienabenden teilgenommen, und immer war der Jubel des Publikums gleich gross. Solche Salzners gibt es zu allen Zeiten: Das Durchschnittliche, das physiognomielos Tüchtige ist ihr zeitloses Charakteristikum.

Dagegen war eine Erscheinung wie Maria Holgers an die Mode ihrer Zeit gebunden. Die Frau hatte kein Publikum, sondern eine Gemeinde, sie gab sich als Priesterin einer Chapelle littéraire. Sie rezitierte Blutiges, Mystisches und Erotisches, mit Vorliebe Maeterlinck und Wilde, bisweilen mit stärkstem Pathos, bisweilen unvermittelt ins Vulgäre fallend. Dabei stand sie in ihrem sackähnlichen Reformgewand an einem schmalen Tischchen mit starker elektrischer Stehlampe. Das Licht traf nur sie und ein paar Blattpflanzen zu ihren Seiten und im Hintergrund, der ganze Hörraum lag während des Vortrags in tiefer Dunkelheit. In meinem Tagebuch notierte ich: «Dann schon lieber Salzer.»

Ich zog auch solche Leute in meine Serie, die zwischen Sprechen und Singen die Mitte hielten und der Brett-Kunst nahestanden. Yvette Guilbert, die mich einige Jahre zuvor ergriffen hatte,

schien mir jetzt, um es Berlinisch auszudrücken, ein bisschen abgelscht, auch hatte sie ihr altes Programm, auf dem ihr Ruhm basierte, nicht sonderlich erweitert. Doch tat sie als Mutter des hingerichteten Mörders noch immer Wirkung. In ihre Kerbe schlug das Paar Marc Henri und Maria Delvard und hatte den Reiz der Jugendlichkeit für sich. Nie vergessen werde ich, wie sie die Marseillaise vortrugen; im bretonischen Bauernkostüm kamen sie auf Holzschuhen anmutig plump hereingelaufen und sangen das Lied ohne alles Pathos, eigentlich ohne alles Verständnis, aber mit einer beglückten Frische und Heiterkeit – es klang wie eine instinktive Äusserung, wie ein Naturausdruck der Freiheit.

Doch das weitaus Bedeutendste, was ich damals auf diesem Gebiet antraf, bot Sven Scholander. Auch er hatte eine Partnerin, seine Tochter Lisa, und was den eigentlichen Gesang dieser mannigfachen «Lieder zur Laute» anlangt, war sie ihrem bejahrten Vater gewiss überlegen. Ihm kam es nicht darauf an, ganze Stücke mehr zu sprechen als zu singen, und manchmal ging er auch um der Charakteristik willen in versoffenes Grölen über. Aber er leistete im Charakterisieren durch Sprache, Mienenspiel und Bewegung umso Erstaunlicheres, als er (im Gegensatz zur Guilbert und dem Paar Henri-Delvard) auf jedes Kostüm und jede kleinste Szenerie verzichtete. Den ganzen Abend stand er als eleganter alter Herr, weisshaarig und befrackt, auf dem Podium, und zwischen die einzelnen Lieder fügte er schlichte und sachliche Erklärungen, bisweilen auch knappe Inhaltsangaben fremdsprachiger Texte. Aber im Vortrag selber erreichte er immer wieder mit den einfachsten Mitteln vollkommene Illusion. Er strich die Haare ins plump verzogene Gesicht und war ein Bauer, der lieber seine Frau sterben sähe als den kostbaren Ochsen; er pflanzte sich breitspurig hin und war der lustige Student, der ein Mädchen neckt; er trat eine Stufe herunter und war mit zurückgebogenem Kopf der schmachtende Liebhaber unterm Fenster; er stellte den Kragen des zugeknöpften Frackes hoch und war der verkommene Sänger der Sérénade du

pavé – l’amour, vois-tu, je m’en fiche, ça se trouve dans les chansons. – Was mir an diesem Scholanderabend neben der Kunstleistung selber so ungemein zusagte, das war die Freiheit im Punkte des Nationalen. Der Mann kam nicht als Vertreter Schwedens, so wie die Guilbert als Repräsentantin Frankreichs auftrat; er nahm seine Lieder überall her, er vermittelte die Stimmen der Völker, so wie es die Romantiker gelehrt hatten.

Wir haben zweierlei Romantik in Deutschland gehabt, eine deutsche und eine teutsche. Die deutsche hat ins Weite geführt, ins Allgemeinmenschliche, ins Geistige und Göttliche, die teutsche ins Enge und Dumpfe, ins Animalische und zuletzt ins viehisch Barbarische.

Auch die teutsche Richtung war in den Vortragssälen dieses reichen Winters vertreten, aber auf eine erfreuliche Weise, der man die spätere Entartung noch nicht anzumerken vermochte. Robert Kothe, der ebenfalls «Lieder zur Laute» ankündigte, stellte sich in betonten Gegensatz zu Scholander. Statt des Frackanzugs trug er ein derbes Jackett, Kniehosen und Gamaschen, statt sich in wechselnden Rollen als Schauspieler zu bekennen, spielte er ständig den bald verträumt-frommen, bald derb-lustigen naturhaften Wanderburschen, wobei er seine Themen ausschliesslich der deutschen Volksdichtung entnahm. Erst sang er mit allzu weicher und verschleierter Stimme Marienlieder, nachher kraftvoller Weltliches und auch sehr Profanes. All das war gewiss gelungene Kunstleistung, nur litt es ein wenig unter der affektierten Natürlichkeit. Am Schluss brachte eine im Saal anwesende Gruppe der Wandervögel dem Meister eine Ovation. Sie drängte zum Rand des Podiums vor und sang zur Begleitung der umgehängten bänderreichen Gitarren ein Lied im Chor. Kothe stand lächelnd über der Schar, zu ihr hingeneigt wie ein väterlicher Lehrer. Ich war herangetreten und sah mir sein Gesicht aus der Nähe an; es trug die Züge eines alternden und etwas verlebten Charakterschauspielers. Wieder, wie schon einmal, würde ich fürchten, die Gefühle des Jetzt in das Damals hineingetragen zu

haben, wären nicht alle markanten Worte meines Berichtes buchstäblich aus meinem Tagebuch vom November 1911 übernommen. Irgendeine Abneigung gegen die Wandervögel empfand ich damals durchaus nicht, sie schienen mir freiheitlicher Natur zu sein und waren es wohl auch; der Weg führt von ihnen zur Hitlerjugend, aber es ist ein weiter Weg. –

Die dritte Reihe meiner planmässigen Studienfahrten galt dem Kino, und hierbei kam ich mir wie ein Entdecker vor. Und in gewissem Sinn war ich das auch. Meine Studie: «Das Lichtspiel», die im April 1912 in «Velhagen und Klasings Monatsheften» erschien, ist sicherlich eine der frühesten, die in Deutschland unter ästhetischem Gesichtspunkt über das Kino als Kunstinstitut, als gleichberechtigtes Schauspielhaus neben dem Theater geschrieben wurden. Gerade damals trat das Kino, innerhalb Deutschlands jedenfalls, in seine zweite Phase. Es existierte bereits seit reichlichen fünfundzwanzig Jahren, über seine Technik, seine Verwendungsmöglichkeiten, seine Verbreitung war eine grosse Literatur vorhanden, es gehörte auch längst schon in Berlin und den andern Grossstädten zur Volksbelustigung, wie etwa die Schaubuden auf den Jahrmärkten und Rummelplätzen. Aber eben jetzt war es in auffälliger Häutung begriffen. Es befand sich nun in genau der gleichen Situation, in der sich das Warenhaus zehn Jahre zuvor befunden hatte: Die «besseren Leute» begannen es aufzusuchen, aber noch mit dem Gefühl des Wagnisses – die einen gingen heimlich hin, die andern mit einer Art trotzigem Stolz auf ihren fortschrittlichen und vorurteilslosen Demokratismus. Und das Kino kam ihnen buchstäblich und räumlich entgegen, indem es sich auch in den vornehmeren Strassen anzusiedeln begann. Der Name «Kino» übrigens war um diese Zeit in Berlin noch kaum verbreitet; sprach man nicht gebildet vom Kinematographen, so sagte man allgemein «Kintopp». Dabei trugen die Kintöpfe des Ostens und Nordens gelehrt klingende Namen wie «Vitaskop», «Bioskop», «Biophontheater», die populärwissenschaftliche «Urania» führte «Bewegungsbilder» vor, und im Westen hatte man jetzt «Lichtspiele» im eleganten Mozartsaal.

Wir grasten die verschiedenen Stadtviertel ab und konnten die Entwicklung von der primitiven zur derzeit höchsten Kinokunst im Nebeneinander studieren. Im Osten trafen wir noch auf den Erklärer, der die Szenen wie Bilder einer Jahrmarktsmoritat in Worten ausdeutete: «Ha Verräter! Du hast mein Weib geraubt! ... Und nun sinkt die schluchzende Tochter in des gebrochenen Vaters Arme ...» Manche unserer Wege waren umsonst, denn es kam häufig vor, dass eine Vorstellung «wegen durchgebrannter Sicherung» ausfiel oder dass ein kleines Kino plötzlich eingegangen war oder seinen Betrieb in eine andere Strasse verlegt hatte.

Zu den Filmstudien rechnete ich auch einen Besuch im Zirkus Busch, wo ausser den üblichen Zirkusnummern ein vielbesprochenes Schaustück: «U 20, sein Untergang und seine Rettung» gegeben wurde. Es war in geistiger und technischer Hinsicht eine merkwürdige, halb raffinierte, halb unbeholfen kindliche Mischung heterogener Elemente. Man wollte offenbar in dieser Wahlzeit Propaganda für die Bewilligung des Militärbudgets machen, man wollte ernstlich belehren, und man wollte doch auch die bisher gebotenen Zirkussensationen durch eine allerneueste und stärkste überbieten. In der Arena gab es ein richtiges Wasserbecken in einer riesigen Wanne aus Segelleinen, den Aufbau eines Kriegsschiffes, Hafentreiben, ein Bordfest, Tänze, auch das phantastische Ballett der Seesterne. Auf einer zweiten, kleineren und erhöhten Bühne aber sah man den Querschnitt eines Tauchbootes, dessen Konstruktion ein Sprecher erklärte; und hier griff nun als ganz Neues im Zirkus der Kinematograph ein: Über dem Tauchboot flimmerte das Meer, See und Fahrzeug bewegten sich, ein Wasserstrahl brach ein, das Boot sank auf den Grund, oben erschien ein Hebeschiff, rettende Seile langten in die Tiefe. Aber das Boot unten war doch bei alledem ein offener Querschnitt, so dass also die Illusion der Wirklichkeit gleichzeitig gegeben und zerstört wurde. Man nahm es damit nicht so genau, denn dies alles wurde ja von den bunten und lauten Vorgängen in der Arena gerahmt und überprunkt. –

Politik, Rezitationsabende und Kino: merkwürdige Verkopplung dieses Winters. Später hatten die drei Dinge die längste Zeit ihre Sonderplätze in meinem Leben und jedes einen ganz anderen als damals. Rezitatoren und Brettl-Künstler hörte ich nur noch gelegentlich; die Politik wurde mir aus einem zeitweiligen Studium zum Bewusstseinsinhalt und Herzensdruck aller Tage und das Kino zu einem grösseren, anregenderen und unentbehrlicheren Genuss, als es vordem das Theater gewesen – bis dann die Politik in ihrer giftigsten Form in das Kino eindrang und mir seinen Besuch verkelte, lange bevor er mir staatlich verboten wurde. In diesem letzten Berliner Winter aber nannte ich die drei nebeneinander, so wie ein Schüler sagt: «Heute hab ich von zehn bis elf Geschichte, von elf bis zwölf Latein, von zwölf bis eins Turnen.» Sie waren mir pflichtgemässe Beschäftigungen, Teile der gleichen Berufsarbeit.

Ins Theater, das für den Augenblick ausserhalb der Berufspflicht lag, kam ich nur selten, aber die beiden grössten Ereignisse der Spielzeit und grössten Leistungen Reinhardts liess ich mir doch nicht entgehen: im Oktober sahen wir den zweiten Teil des «Faust» im Deutschen Theater und kurz vor Weihnachten «Jedermann» im Zirkus Schumann.

Die «Faust»-Aufführung, die um halb sieben begann und gegen Mitternacht endete, habe ich als grosses Kunstwerk bewundert, aber erschüttert hat sie mich nicht oder doch nur in Einzelszenen. Es war mir ungefähr so zumute wie in einer Bildergalerie, wo meine Aufnahmefähigkeit nach einer Stunde erschöpft ist. Oder um es respektloser, aber noch zutreffender zu sagen: wie in der farbigsten und wechsellvollsten Opernrevue, die mich mit aller Pracht und allem Reichtum des Wechsels nach einiger Zeit ermüdet. Und so bedeutend auch Bassermann den Mephisto und so tüchtig Kayssler den Faust spielte und so grossartig Reinhardts Regie Szene um Szene gestaltete: Das alles war doch nicht der «Faust» selber und war auch kein in sich geschlossenes Ganzes, sondern bloss die allzu üppige und allzu körperhafte Bilderfolge

zu einer Gedankendichtung, die sich völlig nur der langsamen und wägenden Lektüre erschliesst.

Unter den Notizen, die ich mir zu diesem Abend machte, fesselt mich heute eine Zeile durch ihre nachträgliche bittere Komik: «Für Reinhardts Hauptleistung halte ich weniger die einzelnen Bühnenbilder als die gesprochenen Chöre.» Soweit mir bekannt, hatte es vordem solche Sprechchöre auf der modernen Bühne nicht gegeben. In der Oper sang der Chor, und im Drama machte der Chorführer den Sprecher der Gruppe. Dass sie selber gemeinsam ganze Sätze und Strophen psalmodierte, war eine neue Art der Feierlichkeit und Pathetik. Später wurde der Sprechchor wohl noch einigemal auf der Bühne verwendet, aber ins allgemeine deutsche Bewusstsein drang er erst, als ihn die Nationalsozialisten in den Dienst ihrer Strassenpropaganda stellten. Nun glaube ich natürlich nicht, dass sie wesentlich auf Reinhardt zurückgegriffen haben, denn einmal fehlt es ihnen an literarischer Bildung, und zum andern haben sie all ihre Formen den italienischen Faschisten nachgeäfft, die selber wiederum Nachahmer der Bolschewisten sind. Wenn man aber bedenkt, wie viele künftige Führer der russischen Revolution vor dem Weltkrieg in Berlin studierten (manch einer von ihnen hat in Georgs Kolleg gegessen), dann geht doch wohl eine ununterbrochene Linie von Goebbels auf den Juden Reinhardt zurück. —

Ganz anders als die Aufführung des «Faust» ergriff mich der «Jedermann». Hier deckten sich Dichtung und Bühnenwerk durchaus, und in beiden schmolzen Mittelalter und Gegenwart, Primitivität und moderne Kunst ganz ineinander. Mittelalter die juxtaponierten Bühnenorte der Strasse, des Festhauses und des kirchlichen Raums, Mittelalter die gebundenen Bewegungen und das marionettenhafte Sprechen der allegorischen Gestalten, die lustige Person des Teufels, der der Kirche das Hinterteil wies und mit dem überlangen Schwanz den Takt zum Glockenläuten wedelte. Höchste moderne Regiekunst das Fest mit seinen Lichtern und Farben, mit dem Kontrast des jubelnden Schlemmens und der grausigen Jenseitsstimmen; höchste Kunst des modernen Nach-

dichters, des modernen Schauspielers die Belebung und Verinnerlichung des allegorischen Spiels an den entscheidenden Stellen. Als Jedermann während des Festmahls von Verwirrung und Todesangst befallen wurde, als er mitten unter seinen Gästen vereinsamte, mitten im freudigen Lärmen den Ruf des Gerichts vernahm, da wog ich nicht Hofmannsthals und Reinhardts und Moisis Leistung ab; ich war kein kritischer Beobachter mehr, sondern nichts als ein mitgerissener und im Tiefsten erschütterter Zuschauer. Hätte ich das Stück eine Woche später gesehen, so würde ich heute meine Erschütterung einer schon ins Theater mitgebrachten Disposition des Gemütes zuschreiben. Aber an diesem Tage vor Weihnachten lagen mir Todesgedanken ferner als je, so sehr stand ich im tätigsten Leben.

Es geht bisher aus meinen Berichten noch nicht zur Genüge hervor, wie angespannt und atemlos ich damals lebte.

Ich habe die drei Serien meiner abendlichen Studien Berufsarbeit genannt. Waren sie das wirklich? Oder mindestens: Inwiefern waren sie es? In den peinlichen Minuten des unausgeschlafenen Erwachens legte ich mir diese Fragen sehr häufig vor, und die Antwort darauf befriedigte mich nur halbwegs. Ich war nach Berlin gekommen mit der festen Absicht, mein journalistisches Gebiet auszudehnen. Dazu waren diese Studien sicherlich höchst geeignet. Ich frass ja das alles nicht bloss in mich hinein, sondern legte mir eine Sammlung ausgearbeiteten Materials an. Doch wie stand es um die sofortige journalistische Verwertung, um das dichtere Herankommen an die Zeitungen, um das Geldverdienen? Über die Rezipitoren veröffentlichte ich ein paar Kleinigkeiten, aber das meiste sparte ich zu einer künftigen Gesamtstudie auf. Über die politischen Redner sollte ich einen Essay für «Nord und Süd» liefern, und Referate für Tageszeitungen ergaben sich mir gar keine. Über das Kino hatte ich einmal einen kurzen Artikel im «Börsen-Courier», danach vergrub ich mich ins ästhetische Rätseln und arbeitete den Aufsatz für Velhagen und Klasing aus. (Als er erschien, war ich schon in München; die beiden Kapitel «De

Oratore» sind so wenig fertig geworden wie der «Kürnberger».) Immer wieder die Richtung auf die vertiefte Studie, auf das Buch, immer wieder das Verpassen des eigentlich Journalistischen!

Weil es nun damit noch nicht recht glückte, so musste ich eben meinen Unterhalt auf genau die gleiche Weise gewinnen wie vorher: durch literarische Publizistik neben den Vorträgen. Aber in Oranienburg hatte ich während des Sommers hauptsächlich an den Aufsätzen gearbeitet, im Winter die meiste Zeit an die Vorträge gesetzt und die Journalistik weder sommers noch winters allzu eifrig betrieben. Und jetzt war alles zusammengedrängt und ineinandergeschoben, die Politik, das Kino, die Rezitatoren, die Vorträge und die Publizistik. Wie oft hatte ich in den ersten Wilmersdorfer, wie oft in den Oranienburger Jahren über Zeitnot und mangelnde Möglichkeit zur Konzentration geklagt; jetzt schien mir mein früheres Arbeiten ein behagliches Schlendern gewesen. Und was die verlockende Intensität des grossstädtischen Lebens anlangte, da ging mir manchmal durch den Kopf, was ich von den Konditorlehrlingen gehört hatte: Sie dürfen sich nach Belieben mit Süssigkeiten vollstopfen; sobald sie sich ernstlich den Magen verdorben haben, sind sie von aller Naschhaftigkeit geheilt.

Wenn ich an das Arbeitstempo dieses Winters denke, fällt mir immer der Jensen ein. Ich hatte eine mehrtägige Vortragsreise anzutreten, als die «Frankfurter Zeitung» telegraphierte, ob ich ihr eine Studie über den Verstorbenen schreiben wolle. Abzuliefern in spätestens fünf Tagen. Ich hatte von dem Mann Vorjahre einmal einen einzigen Roman gelesen, sonst nichts, und für die «Frankfurter Zeitung» konnte man nicht leichtfertig einen oberflächlichen Artikel hinwerfen. Sie verlangte ernsthafte Aufsätze. Aber es war auch eine Ehre, für sie zu schreiben, und eine einträgliche dazu. Ich sagte telegraphisch zu, holte mir von der Königlichen Bibliothek einen ganzen Stapel Jensen und nahm ihn mit auf die Reise. Ich las ihn buchstäblich Tag und Nacht, in jeder freien Minute zwischen den Vorträgen, beim Essen, im Bett, im

Coupé. In der Nacht der Rückreise protestierte ein Herr, die Nacht sei zum Schlafen da, die Lampe müsse verdunkelt werden. Ich erwiderte verbissen, auch mir wäre Schlafen lieber, aber ich müsste den Band auslesen, um morgen darüber schreiben zu können. Das schien ihm zu imponieren, die Lampe blieb unverhüllt. Morgens zu Haus wollte ich mich ans Ordnen meiner Bleistiftnotizen begeben. Da erschien Vater und verlangte genauen Reisebericht. Gleich nach ihm klingelte Hedel Riesenfeld. Sie war jetzt in voller Backfischglut, ganz und gar dem Theater verfallen. Sie musste erzählen, wie sie gestern in der Garderobe der Dietrich gewesen. «Nebenan war Moissi, ich hörte ihn nur husten – aber so melodisch!» Ich brachte es nicht über mich, sie gleich abzuschreiben. Es wurde Nachmittag, ehe ich mit dem Diktat beginnen konnte. Ich sagte meiner Frau, ich sei hundemüde, sie möge gut aufpassen und jeden Fehler sogleich monieren. Die erste Stunde ging alles glatt; dann kamen die Monita, erst in Abständen, nachher immer häufiger. «Konstruktion entgleist – Verbum wechseln, ‚nehmen‘ steht schon im vorigen und vorvorigen Satz – das muss näher erklärt werden – das hast du schon gesagt – Vorsicht mit Superlativen ...» So arbeiteten wir an die acht Stunden, das Abendbrot wurde überschlagen, der Ofen ging aus, zuletzt froren wir vor Hunger, Kälte und Abspannung, aber der Aufsatz war fertig und durfte sich sehen lassen. Es gab noch einen Nachtzug nach Frankfurt, und das Postamt beim Potsdamer Bahnhof nahm zu jeder Zeit Expressbriefe an. Dort gaben wir das Manuskript gegen ein Uhr auf, dann restaurierten wir uns im «Austria», zerschlagen, aber glücklich über unsere Leistungsfähigkeit und Gemeinsamkeit des Arbeitens.

Ganz so gehetzt wie in diesem Fall war ich natürlich nicht immer, aber in einer annähernd ähnlichen Lage des Öftern. Solange meine Frische anhielt, war ich erfreut und zuversichtlich, doch in den Momenten der Ermüdung kamen die Zweifel. Noch war der Ausgang meines neuen Anlaufs ungewiss, gute und bedenkliche Ergebnisse hielten sich die Waage. Die Vortragsziffer war dies-

mal nicht ganz so hoch wie im vorigen Jahr; aber dafür hatte ich auch in einigen nichtjüdischen Vereinen zu sprechen, und so bestand Aussicht, aus der konfessionellen Enge herauszukommen. An grösseren publizistischen Aufträgen war kein Mangel, nur leider an Zeit, sie alle auszuführen. Die eigentliche Journalistik, auf die ich mich in erster Linie hatte stützen wollen, trug mir gewiss erst spärliche Früchte, doch war ich auch erst ein Vierteljahr bei der neuen Tätigkeit und hatte schon vieles vorbereitet und gespeichert. Nein, noch fehlte es an triftigen Gründen, den Mut zu verlieren. Nur, wenn sich nun der ersehnte Erfolg einstellte, wenn ich als Kritiker oder Korrespondent oder Redakteur eines angesehenen Blattes Boden unter den Füßen bekam – würde ich dann glücklich sein?

Ich dachte in dieser Zeit manchmal an Fedor Mamroth und verglich mich mit ihm. Es war schon ziemlich lange her, dass ich in der «Vossischen Zeitung» und in Bettelheims «Nekrolog» über ihn geschrieben hatte, aber später war ich auf aussergewöhnliche Weise an ihn erinnert worden. Ein Schreiben vom Frankfurter Amtsgericht war gekommen: Mamroths Witwe (die ich aber übrigens ebenso wenig persönlich gekannt habe wie ihn selber) hinterliess mir das Verlagsrecht an seinem Novellenband «Unter der Schellenkappe». Eine ganz scheinhafte Testamentsbestimmung; denn es war völlig ausgeschlossen, dieses Buch, das es bei seinem Erscheinen vor zwanzig Jahren nicht über die erste Auflage hinausgebracht und das auch längst aus dem Handel verschwunden war, noch einmal zu veröffentlichen. Weil ich aber der Erbe war, las ich die Geschichten aufs Neue, um mein früheres Urteil über sie nachzuprüfen. Es änderte sich nicht, es nahm nur eine persönlichere Färbung an. Ich sagte mir, es liege bei ihnen so ähnlich wie bei meinen eigenen Novellen: allerhand Einfälle, Ansätze, bestimmt nicht ohne künstlerisches Talent, aber keine wirklich lebendigen Erzählungen, keine ganze Epik. Fedor Mamroth, das hatte ich in meinen beiden Studien über ihn ausgesagt, war ein ganzer Künstler nur da gewesen, wo er auf das rein dichterische

Schaffen verzichtet und, was ihm an Kunst gegeben war, in den Dienst des Feuilletons und der Theaterkritik gestellt hatte. Würde ich auf dem gleichen Wege wie er aus der Halbheit herauskommen? Selbst wenn ich einen so bedeutenden Posten fand, wie er ihn innegehabt: würde mir damit wahrhaft geholfen sein? Das war die eigentlich quälende Frage. Wirkliche Befriedigung und das Gefühl, etwas in sich Ganzes und Tüchtiges gefertigt zu haben, hatte ich doch immer nur bei meinen ernstlicheren und ausgedehnteren Arbeiten empfunden, das Feuilletonistische und die Einzelkritik waren mir nie mehr als ein Nebenbei und eine provisorische Leistung gewesen. Wie oft in den letzten Jahren hatte ich Vaters Warnung und Wunsch gehört: «Du wirst dich zersplittern, gäbe es für dich nur die Möglichkeit eines Universitätskatheders!» Ich hatte ihm widersprochen und den «freien» Schriftsteller herausgekehrt; aber häufig war mir doch der Gedanke aufgetaucht, dass mir beruflich eine ganz andere Freiheit not täte als die des Publizisten.

Immerhin: Bis Weihnachten behauptete sich alles in allem meine hoffnungsvolle Stimmung. Das stürmische Vielerlei des Erlebens und Produzierens war ein grosser Genuss; wurde er mit vieler Nervenkraft bezahlt, so war ich ja jung und mochte mich im Sommer auf Bornholm ausruhen.

Dann brachte Weihnachten die grosse Verdüsterung.

Die Affäre Hans habe ich später als Vorspiel des eigentlichen Schlages aufgefasst. Wir besuchten die Wahleltern Meyerhof, die nun schon lange am billigeren Luisenufer wohnten, und fanden sie das erste Mal, solange wir sie kannten, in einer vollkommenen Verstörtheit. Sie sasssen mit Lissy, Berthold und Käthe stumm am Esstisch und begrüsstten uns mit blosssem Nicken. Käthes kleiner Junge spielte schweigend auf dem Teppich; dass ein zweites Kind unterwegs sei, sah man ihr deutlich an. Hans war nicht da – wieso war er am Weihnachtstag nicht mit seiner Familie zusammen, hier bei den Eltern oder zu Haus in Braunschweig? Und wieso fehlte der Weihnachtsbaum? «Was um Himmels willen ist denn

geschehen?» fragte ich und glaubte fast, Hans sei verunglückt. Käthe sagte nur: «Hans ist fort.» Vater Meyerhof setzte mit grosser Härte hinzu: «Er ist ein Verbrecher, er ist für mich tot, es soll nicht mehr von ihm gesprochen werden.» Mutter Henri begann zu weinen, Käthe begann zu weinen. «Aber ihr müsst mir doch erzählen, was vorgefallen ist!» Vater Meyerhof stand auf und verliess das Zimmer. Berthold berichtete. Schon in Oranienburg war mir sein rasches Heranreifen aufgefallen. Seit Albert vor etlichen Monaten einen Überseeposten in Montreal gefunden hatte, war er der einzige Sohn im Hause; jetzt schien er sich mir endgültig aus dem Jüngsten in den Ältesten verwandelt zu haben, und als solcher hat er sich auch in der Folgezeit bewährt. Er wurde Käthes eigentliche Stütze und der Vormund ihrer Kinder. Hans war vor wenigen Tagen verschwunden. Er hatte seiner Frau einen Zettel hinterlassen, auf der Bank lägen einige hundert Mark, auch könne sie die Wohnungseinrichtung verkaufen. Er rate ihr, zu den Eltern nach Berlin zu gehen, wo sie bestimmt freundliche Aufnahme fände. (Eigene Angehörige besass sie nicht mehr.) Er hatte seinen Eltern einen dramatischen Brief geschrieben, sie sollten verstehen, dass er vor allem die Pflicht habe, seine erstickende Seele zu retten, danach würde er auch die Kraft finden, für seine Familie zu sorgen und die Eltern zu entschädigen. Inzwischen vertraue er ihnen die Seinen an, man möge ihm nicht nachforschen. Zu Käthe war am Abend des Unglückstages ein ihr unbekannter Dozent der Braunschweiger Technischen Hochschule gekommen; seine Frau, die einen fünfjährigen Sohn zurückgelassen hatte, war mit Hans geflohen, fraglos ins Ausland, wahrscheinlich nach Italien. Käthe erklärte, sie sei völlig überrascht worden. Hans sei wohl in letzter Zeit noch gelangweilter und kühler gewesen als seit Langem, aber sie selber habe viel zuviel Mühe mit dem Klub und der Wahlbewegung gehabt, als dass sie auf eifersüchtige Gedanken verfallen wäre. Und einer solchen Pflichtvergessenheit hätte sie ihn nie für fähig gehalten. Drei Monate vor der Geburt des Kindes! Die andere müsse ihn verführt haben. Berthold sagte: «Es ist

wirklich ein Verbrechen, auch gegen die Eltern, die sich selber kaum durchbringen, und Papa ist fast sechzig!» Mutter Henri schluchzte: «Er war doch immer ein liebevoller Junge, er kann kein Verbrecher sein, ich halte ihn für geistesgestört.»

Ich stimmte ihr zu, weil mir das die tröstlichere Version schien; aber innerlich war ich anderer Meinung. Nein, Hans hatte ganz bewusst seiner Natur entsprechend gehandelt: phantastisch und haltlos. Sicher hatte er sich vorgespiegelt, einer höheren Moral zu folgen als der üblichen; sicher drückte der geschwollene Brief an die Eltern aus, was er selber im Augenblick des Schreibens geglaubt hatte. Aber objektiv musste man sein Verhalten wirklich ein planmässig verbrecherisches nennen.

Mich berührte das ungemein nahe. Hans war mein einziger Jugendfreund gewesen; es war mir, als ginge mit seinem Verschwinden ein Lebensabschnitt für mich zu Ende. Und durch den Makel, der nun auf Hans gefallen war, fühlte ich mich einigermassen mitbespritzt. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist. Ich war nicht nur «umgegangen» mit ihm, ich hatte ihn in mancher Hinsicht bewundert, mich manchmal auf ihn gestützt. Ein französischer Refrain plagte mich, ich umspielte und paraphrasierte ihn: «Das Lied vom Straucheln einer Tugend, / Den Text vergass ich unterdes: / Was tatest du mit deiner Jugend? / Qu'as-tu donc fait de ta jeunesse?» Wie oft in früheren Jahren hatten Hans und ich über die Einrichtung unseres künftigen Lebens gesprochen und über die Freiheit philosophiert! Nun lagen die Dreissig hinter uns beiden. Hans war an seinem Freiheitsverlangen offenkundig gescheitert – wie stand es um mich?

Doch schon nach drei Tagen wurde das alles von etwas, viel Stärkerem und Quälenderem verdrängt: Vaters Todeskrankheit hatte begonnen.

Am 28. Dezember sagte das Mädchen in der Luitpoldstrasse beim Öffnen: «Herr Doktor hat heute Nacht einen Unfall gehabt.» Indem kam Mutter auf die Diele hinaus, aufgeregt, aber be-

herrscht, wie gestrafft durch eine grosse Aufgabe. «Du musst ganz unbefangen tun», flüsterte sie eilig, «ein Schwindelanfall, er stürzte aus dem Bett – Felix ist eben das zweite Mal bei ihm – wäre nur Georg erst zurück!» (Georg war mit der Familie über die Feiertage nach Sankt Moritz gefahren.) Im Esszimmer sass Vater am Tisch aufrecht, das Gesicht unverzerrt, nur mit einem blauen Fleck vom Sturz an der Stirn, die Augen ängstlich auf Felix gerichtet, der mit zu lauter und zu heiterer Stimme auf ihn einsprach und einen starken, unten mit Gummi belegten Krückstock in der Hand hielt: «Also das ist mein nachträgliches Weihnachtsgeschenk für dich, du wirst dich wundern, wie leicht sich damit gehen lässt, wir wollen es gleich ausprobieren.» Vater nahm den Stock, erhob sich mühselig, ging, von Felix am Arm gehalten, schwankend bis zum Stuhl am andern Tische und liess sich dort erschöpft nieder. «Nun», sagte Felix, «tadellos in Ordnung.» – «Beinahe», erwiderte Vater; das Wort kam richtig heraus, aber die Lippen zitterten, und der Blick war starr. Jetzt begrüßte ich ihn so unbefangen als möglich: «Wirklich tadellos, Vater, du hast mich noch gar nicht bemerkt, aber ich habe dir zugesehen.» Er starrte mich an, ich war erst nicht ganz sicher, ob er mich erkannte. Felix mischte sich sogleich ein: «Du musst jetzt Ruhe haben, Nachmittag sieht Sussmann nach dir, ich bin wahrhaftig sehr zufrieden – verabschiede dich, Victor, und komm gleich mit mir.» – «Also dann, Vater, auf baldiges Wiedersehen», sagte ich und reichte ihm die Hand. Da stand er schneller auf als vorhin, legte mir die Arme um den Hals und küsste mich zärtlich. Das war ganz gegen seine sonstige Art; er hatte immer körperliche Zurückhaltung geübt, ich konnte mich nicht erinnern, von ihm geküsst worden zu sein. Wieder fuhr Felix dazwischen: «Also auf morgen», und er zerrte mich beinahe aus dem Zimmer.

«Rührszenen sind jetzt ganz unangebracht», erklärte er unten, «wir können sie der Mutter nicht zumuten, und ich hatte kein Vertrauen zu deiner Haltung.» – «Dann sage mir nun als Arzt, wie es um Vater steht und wie ich mich zu verhalten habe.» Da redete er



Der Vater. Dr. Wilhelm Klemperer

wieder auf seine Weise daher; wäre mir nicht so übel zumut gewesen, ich hätte lachen können. «Bewegung und Sprache sind erhalten, man kann es kaum einen Schlaganfall nennen, es ist wohl viel Hysterie und unbewusstes Schauspielern dabei ... Immerhin eine kleine Apoplexie, Heilung natürlich unmöglich, er hat seit Jahren schwere Sklerose. Gerührtheit und Tränen gehören zum Krankheitsbild. Er ist benommen, im Grunde fühlt er wenig, es sieht schlimmer aus, als es ist.» – «Weisst du das mit absoluter Genauigkeit? Er hat mich doch erkannt; er hat doch (ich vermochte es nicht herunterzuschlucken) dir gegenüber keine Zärtlichkeit und Rührung ausgedrückt.» – «Eingefahrene Gleise ... Er hat die unklare Vorstellung, dass du der Kleine, dass du ein Kind bist ... Es ist wohl auch Todesfurcht im Spiel ... Ich kann da kein Mitleid haben ... Ich habe mich nie mit Vater verstanden ... Eben deshalb werde ich jetzt meine ärztliche Pflicht doppelt ernst nehmen ... Aber was ist zu machen? Er kann sich noch drei Monate halten, vielleicht auch sechs ... Ein voll ausgelebtes Leben, und immer tyrannisch ... Wie er fast fünfzig Jahre die Mutter beherrscht hat! Sie wird nun noch einmal aufleben, sie richtet sich jetzt schon auf ... Übrigens war er eine Persönlichkeit, und natürlich ist es kein Vergnügen, seinem Absterben zuzusehen ... Man muss sich immer vor Augen halten, dass er weniger leidet, als es den Anschein hat ... Man sollte nie seine Angehörigen behandeln ...» Ich dachte wie Mutter: Wenn nur Georg erst zurück wäre!

In der nächsten Zeit sah ich zweimal täglich nach Vater; es war so qualvoll, dass ich immer nach wenigen Minuten fortlief. Entweder er sass apathisch da, dann peinigte mich sein Entgleiten. Oder er zeigte Teilnahme, dann war es noch peinvoller. Er fasste mich am Arm und wollte von mir herumgeführt sein; in seinen Augen war Angst, er suchte nach Worten, brachte abgerissen Einzelnes heraus. «Ich träumte, noch dreissig ... zwanzig dann ... langsam ... capite pronò ...» Anfangs fragte ich ein paarmal: «Wie, Vater?», dann begann er zu weinen. Danach sagte ich aufs Geratewohl: «Du hast ganz recht», oder: «Ich verstehe vollkom-

men.» Dann leuchtete sein Blick bisweilen auf, und er lächelte; es kam aber auch vor, dass er plötzlich wie ausgelöscht war. Nie wusste ich, wie weit dieser hilflose alte Mann vor mir wirklich anwesend oder in welches Nichts oder in welche Ferne er getaucht war. Mutter wiederholte ständig: «Wenn nur Georg erst zurück wäre, der macht ihm das Sterben leichter. Felix findet nicht den richtigen Ton für ihn, Berthold ist abwechselnd zu aufgeregt und zu steif, die Töchter – darin war er immer alttestamentarisch, ich selber – ich bin ihm zu selbstverständlich, mich bemerkt er kaum.» – «Und ich, Mutter?» – «Du bist der Kleine, um dich sorgt er sich.» – «Warum bist du so pessimistisch, Mutter? Vielleicht rafft er sich noch einmal.» – «Nein. Sie (damit meinte sie Felix und Schwager Sussmann) haben ihm nichts verboten, er darf essen, was ihm schmeckt. Da wusste ich gleich, dass sie ihn aufgegeben haben.»

Ich sah in der Konditorei am Lützowplatz einen Miniaturbaumkuchen, damals etwas ganz Neues, im Schaufenster stehen. Mir fiel ein, wie Vater oft mit besonderer Andacht von den riesigen Cottbuser Baumkuchen auf Hochzeitstafeln gesprochen, wie er selbst einmal solch einen Turm von Georg zum Geburtstag erhalten und gleich die zuckerübergossenen Nasen genascht hatte. Am Nachmittag brachte ich ihm das Türmchen mit. Er nahm es mir selig lächelnd aus der Hand, stellte es auf sein Stehpult und begann zu essen. Gleich nach dem ersten Bissen aber schob er den Kuchen beiseite, legte den Kopf auf das alte Pult und brach in Tränen aus. «Gehört zum Krankheitsbild», wiederholte ich mir hundertmal und vermochte dennoch nicht an die Unbewusstheit dieser Tränen zu glauben. Und erst recht nicht an das Unbewusste der angstvollen Zärtlichkeit, mit der ich jedesmal entlassen wurde.

Ich ging all meinen Arbeiten und Vergnügungen wie vorher nach und war stundenlang ohne jeden Gedanken an Vater; aber etwas lag immerfort wie ein Druck auf mir, und mitten in einem diktierten Satz, mitten im Zuhören, ja auf dem Podium mitten im Vortrag fiel mir Vater wieder ein. Manchmal meinte ich abergläu-

bisch, in dieser Sekunde müsse er gestorben sein. Sein Zustand blieb aber fast unverändert, allein das Sprechvermögen schwand immer mehr.

Am 11. Januar fand ich nur das Dienstmädchen in der Luitpoldstrasse vor. Georg war endlich zurückgekehrt und hatte sofort beide Eltern in das Grunewaldsanatorium geschafft. Von nun an fuhr ich täglich dort hinaus, was natürlich meine Zeitbedrängnis und Gehetztheit sehr verstärkte. Das Wetter war umgeschlagen, auf Regen erst ein ungewöhnlich massenhafter Schneefall, danach trockene Kälte. In all der hier draussen wahrhaft makellosen Weisse bot die Kolonie Grunewald mit den vielen Nadelhölzern in den gepflegten Vorgärten einen entzückenden Anblick; dazu trat der Friede der gedämpften Stille und der klaren Winterluft. Die beiden sehr hellen Zimmer der Eltern, mit breiten, tiefen Fenstern im Erdgeschoss des Gartenpavillons gelegen, kamen mir wie ein Teil der schönen Landschaft vor. Ich weiss nicht, ob es am Lichten dieser Umgebung lag oder ob Georgs Erscheinen aufhellend auf Vater gewirkt hatte oder ob diese Aufhellung nur in meiner Einbildung bestand; jedenfalls schien er mir nun weniger zu leiden, weniger niedergeschlagen und weniger aufgeregt zu sein. Er machte keine quälerischen Sprechversuche, er verlangte nicht herumgeführt zu werden, er weinte nicht. Meist fand ich ihn am Fenster sitzend. Wenn er mich kommen sah, lächelte er. Ich erzählte ihm dann irgendetwas und war mir nicht klar, ob er auffassend zuhörte oder vor sich hindämmerte. An die Umarmung beim Fortgehen war ich schon gewöhnt, auch sie schien mir jetzt friedlicher. Ich begann nun wirklich zu glauben, dass seine Bewusstheit halbwegs geschwunden sei.

Dann war ich länger als eine Woche auf Vortragsfahrt abwesend. Als ich danach ins Sanatorium kam, ergriff Vater mit der Heftigkeit der ersten Krankheitstage meinen Arm, seine Augen klammerten sich an mich, es rollten ihm auch wieder Tränen über das Gesicht, er wollte sprechen. Ich suchte ihn zu beruhigen: «Ich war verreist, Vater; ich werde dir alles der Reihe nach berichten,

da wirst du schon erfahren, was du wissen möchtest.» Er liess nicht ab von seinem krampfhaften Bemühen, ein Wort zu bilden; schliesslich kam es mit einem Ruck: «Kritik.» Die eingefahrenen Gleise! «Ja, Vater, ich bringe dir morgen die ‚Krefelder Zeitung‘ mit.» Sogleich war er beruhigt. Ich hoffte, bis zum nächsten Tag würde er seinen Wunsch vergessen haben; ich schämte mich, einem Sterbenden das nichtige Blatt in die Hand zu geben. Auf alle Fälle aber steckte ich es zu mir. Kaum war ich anderntags ins Zimmer getreten, da sagte er wieder, und diesmal flüssig, als habe er das Wort inzwischen geübt: «Kritik.» Ich zog die Zeitung aus der Tasche, er nahm sie mit demselben Kinderstrahlen, mit dem er im vorigen Monat den Baumkuchen genommen hatte. Darauf sprach ich mit Mutter. Als ich mich wieder zu Vater wandte, sass er eifrig lesend da, den Kneifer vor den Augen. Ich sah genauer hin: Er hielt das Blatt verkehrt herum wie ein analphabetisches Kind, das Zeitunglesen spielt. Wo lag nun die Grenze zwischen bewusst und unbewusst, und wenn sie sich wirklich ziehen liess, welchen Trostwert hatte sie für mich? Bis ins Versinken hinein nahm Vater die Sorge um mich mit sich.

Und dann kam das Ende.

Am Morgen des 12. Februar erschien zu ungewohnt früher Zeit Gretes Eberhard bei uns. Er war jetzt schon ein grosser Junge, hübsch und gutmütig, aber noch sehr kindisch. «Also Onkel», sagte er vergnügt, «ich soll dir ausrichten, dass der Grossvater wieder zu Haus ist; er muss jetzt liegen, da hat er nichts mehr vom Grünewald.» Draussen am Fenster hatte ich Väter gestern Mittag das letzte Mal gesehen. Ich war sofort im Bilde: Ein zweiter, endgültiger Schlaganfall würde eingetreten sein. Das Sanatorium liebte keine Todesfälle im Haus, auch war alles Zeremonielle besser in der eigenen Wohnung abzuwickeln; so würde man den Bewusstlosen oder schon Verstorbenen gleich zurückgebracht haben.

Ich fand Vater auf dem Diwan in seinem Arbeitszimmer aufgebettet, die Augen geschlossen, in gleichmässig rasselnden Stössen laut atmend. Sussmann war über sein Handgelenk gebeugt

und verrieb die blau aufgelaufene Stelle einer frischen Injektion. Er sah meinen fragenden Blick und gab halblaut Auskunft: «Morphium; er wird nicht mehr erwachen und leidet nicht mehr. Agonie seit gestern Abend acht Uhr – vielleicht noch zwei, drei Stunden.» In diesem Moment öffnete Vater die Augen und richtete sich ein wenig auf. Ich sah genau seine völlige Blicklosigkeit und prallte doch zurück. Gleich darauf, die Bewegung hatte keine Sekunde gedauert, lag er wie zuvor. «Er weiss und fühlt nichts mehr», wiederholte Sussmann beruhigend.

Von da an glaube ich die ganzen nächsten Stunden in dem Türrahmen zu Kopfenden des Lagers gestanden zu haben, wohin ich mich vor den blicklosen Augen geflüchtet hatte. Ich musste gegen meinen Willen alles um mich und in mir beobachten und analysieren, ich musste meine Gedanken dahin und dorthin abschweifen lassen. An den Bücherregalen sassen Felix und Grete. Ihm liefen die Tränen über das Gesicht, sie schluchzte einmal laut auf. Er fuhr sie an: «Man muss seine Gefühle beherrschen!» und weinte weiter. Dann kam Berthold: Er war sehr blass, hielt sich krampfhaft straff, als wäre «Richt' euch» kommandiert, und starrte auf Vater. Von Zeit zu Zeit hob er den Blick zu mir und sagte mechanisch: «Halt dich gerade.» Bisweilen schlichen Marta und Wally auf Zehenspitzen hinein, schrakten vor dem rasselnden Röcheln zurück und schlichen wieder hinaus. Mutter lag im Schlafzimmer: Sie hatte nach der durchwachten Nacht ein paar Tropfen bekommen.

Ich dachte: «Wenn nur das Röcheln aufhörte – Ich brauche einen Zylinder zur Beerdigung – Felix ist ein Hanswurst – Heute Abend spricht Milan – Hat er mich noch erkannt? – Trauerkleidung für Eva – Hat er sich noch um mich gesorgt? – Stimmt der Vergleich zwischen Kino und Schattenspiel? – Warum habe ich immer versagt? Er wäre doch so gern gerade auf mich stolz gewesen – Warum fühle ich jetzt keine Trauer, warum kommen mir keine Tränen? – Man sollte über das Weinen in den verschiedenen Epochen und Literaturen schreiben – Immer Literatur und

nicht einmal jetzt ein unmittelbares und ganzes Gefühl – Ein Dichter hätte das Recht, so zu beobachten – Ich bin keiner – Ich müsste jetzt an Vater denken – Wie lange wird er noch röcheln? ...»

Nach irgendeiner endlosen Zeit, ich kann also doch nicht so genau beobachtet haben, obschon ich noch immer im Türrahmen zum Salon lehne, ist Georg im Zimmer; die andern sind fort, der Personenwechsel muss durch die Dielentür vor sich gegangen sein. Ich registriere bei mir: «Im Romanklischee heisst das: ‚Er stand in Schmerz versunken, aber ich war ja auch in die Kosten des Zylinders und in den Kinoaufsatz und in ein Dutzend anderer Dinge versunken.» Das Röcheln klingt leiser. Georg schiebt die Decke ein wenig zurück, legt das Hörrohr an und sagt zu sich: «Vielleicht noch dreissig Minuten.»

Indem höre ich ihn mit ärgerlichem Lachen sagen: «Noch mindestens dreissig Jahre.» Eine närrische Szene aus meiner Lehr- lingszeit steht wieder vor mir. Vater ist ganz zeitig an mein Bett getreten: «Kind, du musst gleich aufstehen und zu Georg fahren. Ich fühle mich sehr krank, ich glaube, ich fühle mein Ende nahe. Er soll rasch kommen.» Ich bin furchtbar erschrocken auf- gesprungen; erst als ich ungewaschen auf dem Rad sitze, fällt mir ein, dass Vater sich ganz aufrecht gehalten und dass er ganz kräf- tig gesprochen hat. Aber ich bin doch in grosser Angst und Hetze; auch ist es schon sieben, und um acht muss ich im Geschäft sein, und vorher ist eben noch Georg aus der Roonstrasse zu holen. Georg tritt gerade aus seinem Schlafzimmer. «Du bist ja ganz ausser Atem! – Unsinn, er wird sich den Magen verdorben haben, er überlebt uns alle, er lebt noch mindestens dreissig Jahre.» Aber Georg kommt doch auch gleich mit mir; ich radle neben seiner Droschke her. Es war wirklich ein verdorbener Magen. Und als Georg freundlich neckte: «Die Sektion wird's ergeben, vorläufig möchte ich dir zwei Rizinuskapseln verordnen und zum Mittag Haferschleim», hatte Vater aufgeatmet. Von da an war ich bei all seinen Klagen von seiner Unverwüstlichkeit überzeugt gewesen. Aber jetzt waren es doch nur noch dreissig Minuten.

Georg stand beobachtend. Das Röcheln war kaum noch hörbar. Jetzt fielen die Lider zurück, und der Kiefer klappte herunter. Georg drückte Vaters Augen zu, schob den Kiefer herauf und hielt ihn ein paar Sekunden fest, ehe er behutsam losliess. Einen Moment war es vollkommen still, dann kam durch die leicht geöffneten Lippen ein kleines kurzes Pfeifen, so als wenn die letzte Luft aus einem aufgeblasenen Kinderspielzeug entweicht. Georg küsste den Toten auf die Stirn und ging hinaus. Gleich darauf kam er mit einem Eimer Wasser zurück und zog den Rock aus. «Geh jetzt», sagte er zu mir, «das ist kein Anblick für dich. Ich will ihn waschen, ich überlasse das keinem Fremden.» Ich trat ins Esszimmer, in dem nun Mutter mit den Töchtern sass. Sie war ganz feierlich gespannt und tränenlos. Nach einer Weile erschien Georg, nahm Mutters Arm und führte sie ins Sterbezimmer. Vater lag gestreckt, die Hände auf der Bettdecke. Mir fuhr durch den Kopf: «In offizieller Haltung, und dies ist ein offizieller Akt.» Ich sagte mir auch: «Er sieht friedlich und schön und bedeutend aus mit der mächtigen Stirn über den geschlossenen Augen, mit dem schmal gewordenen gelblichen Gesicht, mit dem beinahe lächelnden Mund. Im Klischee würde es heissen: ‚verklärt‘. Aber wie stünde es um die Verklärung, wenn Georg ihm nicht die Augen zugeedrückt und den Kiefer gehalten hätte?»

Georg liess mich die Todesanzeige beim Polizeirevier und beim Standesamt machen; ich benutzte sein wartendes Auto und kam mir wichtig vor. Ich eilte nach Haus, wir erledigten unsere Trauereinkäufe, waren dann zusammen an Vaters Totenbett; er trug ein paar Blumen zwischen den Händen. Wir gingen in Milans Vortragsabend, wir gingen sogar hinterher ins «Sezessionscafé». Ich tat alles ohne Schwierigkeit und nicht einmal interessiert; nur dass der Druck, den ich während Vaters ganzer Lebenszeit gespürt hatte, jetzt nicht mehr intermittierend, sondern immerfort, mit einer dumpfen Gleichmässigkeit auf mir lastete.

Am nächsten Morgen fand ich mich gleich wieder in der Luit-

poldstrasse ein. Warum, wusste ich selber nicht. Vater noch einmal sehen? Aber das war er ja nicht mehr, was da lag. Ich traf Georg und Berthold im Sterbezimmer, sie warteten auf die Abholung der Leiche. «Ich habe auf Eile gedrungen», sagte Georg, «ich tue das als Arzt immer: So kommen die Hinterbliebenen rascher zur Ruhe. Wir wollen Vater hinausbegleiten, wie es sich gehört; schliess dich uns an.» (Ich war mir bei Georg nie im Klaren, wie weit ihn sein Gefühl, wie weit ihn der Respekt vor der Form beherrschte, er hätte es wohl auch selber nicht sagen können.) Die Träger der jüdischen Gemeinde kamen mit einem schmalen provisorischen Sarg, eigentlich einer Kiste; schon hatten sie mit geübt flinker Bewegung den magern steifen Körper an Schultern und Beinen aus dem Bett geschwenkt und in die Kiste gepackt – es war viel greulicher, es stellte mir das Bild des Todes viel nackter vor die Augen als später das Herablassen des Sarges in die Grube.

Wir fuhren in Georgs Wagen hinter dem Leichengefährten her, schneckenhaft den ganzen weiten Weg über den Alexanderplatz nach Weissensee. Lange Zeit sprach nur Georg, meist an Berthold gewandt. Er schlug einen forciert leichten und spöttischen Ton an. «Ich habe nicht gewusst, dass der Alte rituelle Waschungen auf dem Friedhof gewünscht hat. Merkwürdiger Geschmack. Vielleicht hat er gedacht, man könne doch nicht wissen, worauf der liebe Gott Wert lege. – Beo, kennst du die wissenschaftliche Definition des Allmächtigen? Ein gasförmiges Wirbeltier; denn wenn er kein Wirbeltier ist, fehlt ihm die Gehirnmasse zum Denken, und wenn er nicht gasförmig ist, kann er nicht überall gegenwärtig sein.» Berthold lachte etwas gezwungen. Georg machte einen neuen Versuch zur Aufheiterung: «Kennt ihr die Inschrift auf der telefonisch bestellten Vereinsschleife für den Kegelbruder? ,Ruhe sanft auf beiden Seiten, und wenn noch Platz ist, auf Wiederseh'n!» Ich sagte: «Du gibst doch sonst so viel auf Form: Findest du diesen Ton im Augenblick angebracht?» Er erwiderte, halb entschuldigend, halb gereizt: «Man muss in manchen Situationen ein bisschen zynisch sein, sonst sind sie ganz unerträg-

lich.» Ich hätte mich mit seiner Antwort zufriedengegeben; er hatte ja nicht (wenigstens damals noch nicht) meine Ungewissheit der Seele gegenüber, sondern hielt es für die Pflicht des Wissenschaftlers, auf den absoluten Materialismus zu schwören. Aber nach einer Weile fragte er mich: «Was ist denn übrigens zur Zeit dein Glaubensbekenntnis? Ich meine, zahlst du Kirchen- oder Synagogensteuer?» Ich antwortete: «Gar keine.» Er sah mich erstaunt an; dann lachte er: «Ach so, kein genügendes Einkommen – Segen der Armut!» Ich fuhr hoch: «Was soll dieser Hohn? Du schämst dich wohl meiner Armut?» – «Glaubst du, es macht mir Vergnügen, wenn mein Bruder überall herumschreibt, die Zeile für einen Groschen, und mit Vorträgen in Meseritz und Neutomischel hausiert? Ich denke an unsern Namen und unsere Familienehre.» Ich war mit den Nerven zu Ende und sprang auf: «Lass deinen Wagen sofort halten, ich steige aus. Und wenn du mich als Familienschande betrachtetest, so kann ich ja auswandern.» – «Geh doch nach Amerika; ich setze dir gern ein Jahresgehalt aus.» Jetzt mischte sich Berthold ein: «Da fahren wir nun hinter Vaters Leiche her, und ihr ...» Ich setzte mich wieder, und für den Rest der Fahrt schwiegen wir alle drei. In Weissensee nahm Georg als erster vor dem abgeladenen Sarg den Hut vom Kopf und stand eine ganze Weile mit tief verdüstertem Gesicht. «Form oder Empfindung?» fragte ich mich wieder.

Nachher sagte ich: «Ich will nicht länger stören, ich fahre mit der Trambahn zurück.» – «Unsinn! Du fährst mit uns.» Und dann mit versöhnlichem Lächeln: «Meinst du, es ist dein Vorrecht, an einem solchen Tage die Nerven zu verlieren?» Während der ganzen Rückfahrt, die mir nach dem vorigen Trott wie eine Reise im Schnellzug vorkam, erzählte Georg von seinem Moabiter Krankenhaus: komische und drastische Aussprüche der Arbeiterpatienten, einen Kriminalfall, Einzelheiten des grossen Budgets. Vor seiner Villa am Nollendorfplatz gab er mir die Hand: «Berthold kommt mit mir hinauf, es sind noch ein paar Testamentsdinge zu besprechen. Willst du mich um fünf besuchen? Wir müssen end-

lich einmal zu einem wirklichen Frieden kommen.»

Am Nachmittag traf ich Berthold bei Georg. Ich wurde mit einer gewissen Feierlichkeit empfangen, und Georg bat mich, ihn ruhig und ohne Unterbrechung anzuhören. Er sagte, er betrachte sich jetzt als das verantwortliche Haupt der Familie, und Vater habe ihm bis in die Umnachtung hinein immer wieder mein Schicksal ans Herz gelegt. Ich sei nun dreissig Jahre alt und besässe keinen sicheren Halt im Leben. Als Dichter hätte ich versagt, das sähe ich jetzt wohl selber ein. Als Publizist schlug ich mich kümmerlich durch. – «Bis jetzt», warf ich gegen die Verabredung ein; «das wird besser werden, ich gelange noch zur völligen Unabhängigkeit.» – «Was ist das schon für eine Unabhängigkeit? Du bleibst immer von der Laune jedes Redakteurs und Verlegers abhängig, du bist immer gehetzt, du kannst dich nie gründlich in eine Arbeit vertiefen. Deine kritischen Studien scheinen besser als deine dichterischen Versuche. Warum willst du sie nicht unterbauen und ausreifen lassen? Warum willst du nicht den Weg des bürgerlichen Wissenschaftlers gehen? Das war doch der ständige Refrain bei Vater: ‚Wenn ich den Kleinen nur auf einem Universitätskatheder sähe!‘ Versuch es noch einmal mit der Wissenschaft. Du wirst sagen, es sei demütigend für dich, wieder ganz in Abhängigkeit zu geraten. Nach Mutters Tod fällt dir ein kleines Erbteil zu: Lass es dir jetzt von Berthold und mir vorstrecken, verwende es auf ein, zwei neue Studienjahre, und sieh zu, was du erreichst. Und wenn dich das beruhigt, der Vorschlag ist nicht nur zu deinem Besten: Wir möchten viel lieber einen Professor als einen kleinen Journalisten zum jüngsten Bruder haben. Aber zu deinem Besten ist er sicher, du musst einmal aus der Halbheit deines jetzigen Zustands herauskommen.» – «Du hast mir schon einmal so zugeredet und geholfen. Damals war ich noch ein Junge und durfte dir folgen. Aber nun? Du sagst ja selbst, dass ich über dreissig bin – soll ich wieder von vorn anfangen? Und bin ich denn wirklich entgleist, habe ich mir nicht als freier Schriftsteller

einen geachteten Namen gemacht?» – «Aber du kannst besseres leisten, wenn du unserm Vorschlag folgst, und eine grössere innere und äussere Freiheit gewinnen.» – «Und wenn ich wieder scheitere?» – «Du bist im Augenblick deprimiert. Überleg es dir, du würdest Vaters und unser aller Wunsch erfüllen, du kannst es ohne Demütigung tun, und es bedeutet gar kein Wagnis für dich. Zur Publizistik kannst du schlimmstenfalls immer wieder zurück. Und wenn das neue Studium dir nichts weiter einträgt als den Dokortitel, so kommt er dir – und uns – auch schon zugute. Wir sind alle miteinander nicht gross genug, auf einen bürgerlichen Titel verzichten zu können.»

So redete Georg noch lange auf mich ein, und Berthold unterstützte ihn paraphrasierend. Schliesslich sagte Georg: «Es ist doch ein feierlicher Moment, es geht um Vaters letzten Willen, du musst es uns nicht allzu schwer machen.» Da gab ich nach; ich wolle es also versuchen, aber es sei nur ein Versuch. «Vielleicht wirst du wieder Primus omnium», lachte Georg. «Für dich bin ich immer ein unmündiger Schuljunge», versetzte ich erbittert. «Nun fangt ihr schon wieder von vorn an», seufzte Berthold. Da lachten wir alle drei.

Aber es war mir gar nicht heiter zumut. Ich fragte mich immer wieder, warum ich eingewilligt hätte, und fand keine schlüssige Antwort darauf. Der sentimentale Appell an Vaters Wunsch hatte mir nur den Vorwand geboten. Gewiss war die Sehnsucht nach wissenschaftlicher Arbeit und einem Hochschulposten längst in mir lebendig gewesen, aber die Abhängigkeit von den Brüdern peinigte mich doch seit Jahren, ihr hatte ich entrinnen wollen und war auf dem besten Wege dazu. – Wirklich auf dem besten? War ich nicht überall im Halben steckengeblieben? Hatte ich das Zutraun zum Gelingen meiner Berliner Kampagne, meines «letzten», meines «entscheidenden» Versuches bewahrt? – Aber würde mich dieser nun beschlossene allerletzte Versuch, den man auch eine Kapitulation nennen konnte, würde er mich aus der Halbheit herausführen? Ich musste immer wieder daran denken,

wie ich damals beim neuen Eintritt ins Gymnasium sehr ähnliche Erwägungen angestellt hatte, und das bedrückte mich schwer. Im Augenblick schien mir alles, was ich seitdem zusammengeschrieben hatte, völlig wertlos; ich glaubte mich mit dreissig Jahren nicht weiter, als ich es mit zwanzig gewesen war.

Ich war so erfüllt von meiner Wirrnis, dass ich für Vater kaum noch einen Gedanken übrig hatte. Die grosse Trauer um ihn sollte ich erst viel später kennenlernen, als ich Erfolge hatte, die ihn beglückt hätten und die nun für ihn zu spät kamen.

Das Begräbnis empfand ich als eine einzige Scheusslichkeit. Das unlautere Ineinander von Gefühl und Konvention, das Abgleiten der Konvention in Heuchelei hat mich mein Leben lang bei jeder Trauerfeier angewidert. Die Feier an Vaters Grab, obwohl sie natürlich sehr würdig verlief, mit Predigt und Gesang, mit Gebet und Segen, steht als die peinvollste in meiner Erinnerung. Vorangegangen war die Verweigerung der Ehrenreihe durch die Grosse jüdische Gemeinde, der der Friedhof gehörte. Daraufhin wohl hatte die Reformgemeinde in ihrem Zeitungsnachruf das rabbinisch fromme Wesen ihres verstorbenen Geistlichen besonders stark betont. Zugleich mit diesem Nachruf aber war die von Georg aufgesetzte Todesanzeige erschienen, in der Vater ohne Berufsangabe als «Dr. phil. Wilhelm Klemperer» bezeichnet war. Und nun hielt es mein Schwager Jelski offenbar für seine Pflicht, in der Grabrede ebenfalls das rabbinische Wesen und gar die Rechtgläubigkeit des heimgegangenen Kollegen und Schwiegervaters herauszustreichen. Und ein jüngerer Geistlicher der Gemeinde fragte mich, ob ich der Sitte gemäss mit ihm zusammen das hebräische Totengebet sprechen wollte. (An meine Brüder konnte er diese Frage nicht richten, da sie ja der protestantischen Kirche angehörten.) Ich musste ablehnen, weil ich nun einmal kein Wort hebräisch wusste, und in meiner Verwirrung sagte ich kurz und schroff «Nein» und trat zurück. Während die Feier abrollte, gingen mir immerfort mit einer marternden Eintö-

nigkeit die Worte durch den Kopf: «Es ist so peinlich, es ist so peinlich ...» Endlich war es soweit, dass man die Erde auf den Sarg warf. Als die Reihe der drei Handvoll an mir war, erinnerte ich mich meiner besonderen Lage. Ich dachte: «In einem Roman müsste ich jetzt schwören, Vaters Wunsch zu erfüllen. Aber ich kann ja keinen Roman schreiben.»

ANMERKUNGEN

- 5 *Introductio de profundis* – (lat.) Einleitung aus der Tiefe, «...de profundis» spielt auf den ersten Vers des biblischen Psalms 130 an: «Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir.»
- 6 *Sexta* – (lat.) die Sechste; gemeint ist die erste Klasse des Gymnasiums.
Sedanpanorama – Das illusionistische Rundgemälde der Schlacht bei Sedan, ein Werk des Malers Anton von Werner, war seit September 1883 in einem Gebäude am Bahnhof Alexanderplatz zu besichtigen. Im Erdgeschoss waren zusätzlich drei Diorama-Bilder aufgestellt. Siehe auch Seite 108.
- 9 *Jean-Jacques» Koketterie* – Gemeint ist Jean-Jacques Rousseaus Autobiographie «Les Confessions» (Bekenntnisse), erschienen 1788.
werde ich Montaigne fragen hören – In Michel de Montaignes Essay «Apologie des Raimond Sebond» heisst es: «Wenn ich mit meiner Katze spiele, wer weiss denn, ob sie sich nicht eher die Zeit mit mir vertreibt als ich mit ihr? Die Spässe, mit denen wir uns unterhalten, sind gegenseitig; ich kann anfangen und aufhören, wann ich will; die Katze auch.» (Montaigne, «Die Essais», Leipzig 1963, Seite 193.)
Dixhuitième – (franz.) Achtzehntes Jahrhundert. Victor Klemperer veröffentlichte 1954 «Das Jahrhundert Voltaires», den ersten Band der «Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert». Der zweite Band folgte 1966 aus dem Nachlass; sein Titel: «Das Jahrhundert Rousseaus».
- 10 *der alte Barthélemy* – Jean-Jacques Barthélemy (1716-1795), Direktor des Pariser Münzkabinetts, wurde berühmt durch das 1787 erschienene Buch «Voyage de jeune Anacharsis en Grèce» (Reise des jungen Anacharsis durch Griechenland), das

1790-1793 ins Deutsche übertragen wurde. Darin schildert er die Geschichte des jungen, nach einem skythischen Philosophen des 6. Jahrhunderts v. u. Z. benannten Anacharsis, der durch Griechenland reist, Land und Sitten beobachtet, die grossen Männer der Zeit kennenlernt und von der Geschichte Griechenlands erfährt.

- 13 *ein erstes Kind* – Siehe Seiten 188 und 240.
- 14 *«Käthchen von Heilbronn»* – Schauspiel von Heinrich von Kleist.
- 16 *Sekundaner* – Schüler der sechsten und siebenten Klasse.
- 17 *Stoeckerzeit* – Adolf Stoecker (1835-1909), evangelischer Pfarrer, wurde 1874 nach Berlin als Hof- und Domprediger berufen, gründete 1878 die Christlichsoziale Arbeiterpartei mit dem Ziel, die Sozialdemokratie zu bekämpfen, und betätigte sich als eifriger Propagandist des Antisemitismus. Seit 1881 konservativer Reichstagsabgeordneter, gehörte zum reaktionärsten Flügel der Deutschkonservativen Partei («Kreuz-Zeitungs-Gruppe»).
- 20 *«Tochter des Regiments»* – «Die Regimentstochter», komische Oper von Gaetano Donizetti, hiess bei der deutschen Erstaufführung «Marie, die Tochter des Regiments».
- 21 *philologiam sacram et profanam* – (lat.) heilige und profane Philologie; gemeint ist die biblische (hebräische und griechische) und die humanistische (klassische griechische und lateinische) Sprachwissenschaft.
- Bemays* – Jakob Bernays (1824-1881), Altphilologe, war Lehrer am jüdisch-theologischen Seminar in Breslau, später Professor und Oberbibliothekar in Bonn. Veröffentlichte Schriften zur griechischen Philosophie, besonders über Heraklit und Aristoteles.
- «Hamburgische Dramaturgie»* – Gotthold Ephraim Lessings kritische Betrachtung des Hamburger Nationaltheaters in 104 «Stücken», die vom 1. Mai 1767 bis zum 19. April 1768 erschienen und als «Hamburgische Dramaturgie» zusammengefasst wurden.
- 27 *Kindererinnerungen aus dem Geruch und Geschmack* – Im ersten Teil seines Romanwerks «A la recherche du temps perdu» (Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, 1917-1925), erzählt Proust, wie umfangreiche Erinnerungskomplexe in ihm wach werden, als er durch Zufall nach Jahrzehnten wieder eine Madeleine (trockenes Gebäck in Form einer Muschel) in Lindenblütentee taucht. Das ist der Ausgangspunkt für die tieflothende Vergangenheitsanalyse, die Prousts Werk nachzeichnet.

- 27 *in meiner «Modernen französischen Prosa»* – Kolleg an der Dresdner Technischen Hochschule; 1926 als literaturwissenschaftliche Studie veröffentlicht.
- 31 *Nona, Octava, Septima* – (lat.) Neunte, Achte, Siebente. Bezeichnung der dritten, zweiten, ersten Vorschulklasse.
- 33 *«Froschmäusekrieg»* – Eine die «Ilias» parodierende griechische Epopöe.
Nieritzgeschichten – Karl Gustav Nieritz (1795-1876) schrieb zahlreiche moralisierende Jugend- und Volkserzählungen.
- 43 *schachten* – (hebräisch: schechita, von schachat – schlachten), das rituelle Schlachtverfahren der Juden. Das Tier wird durch Halsschnitt mit einem haarscharfen Messer, das keine Scharte haben darf, getötet und danach auf organische Fehler untersucht. Der Schächter (Schochet) muss von einem Rabbiner nach gründlicher theoretischer und praktischer Ausbildung approbiert sein.
- 44 *bei Kroll* – 1844 war der «Krollsche Wintergarten» als Vergnügungs- und Unterhaltungsstätte eröffnet worden. Seit 1895 war es das «Neue Königliche Operntheater».
«Uriel Acosta» – Trauerspiel von Karl Gutzkow (1811-1878) über einen holländisch-jüdischen Philosophen des 17. Jahrhunderts.
- 47 *intra et extra muros* – (lat.) innerhalb und ausserhalb der (Stadt-)Mauern, innerhalb und ausserhalb der Stadt.
- 68 *College Royal Français* – Ältere Bezeichnung für das 1689 gegründete Französische Gymnasium in Berlin.
- 77 *Réfugié* – (franz.) Flüchtling.
Berlitzmethode – Maximilian David Berlitz (1852-1921), amerikanischer Sprachpädagoge, gründete 1878 in Providence eine private Unterrichtsanstalt, in der ausschliesslich ausländische Lehrkräfte in ihrer Muttersprache Sprachunterricht erteilten. Berlitzmethode: sogenannte direkte Methode des fremdsprachlichen Unterrichts, die die Muttersprache möglichst ausschaltet und die Grammatik zurückdrängt. Dieses Prinzip wurde bereits bei den Philanthropisten praktiziert, von Berlitz aufgegriffen und 1892 durch F. Schmidt auch in Deutschland eingeführt.
- 76 *Obersekunda* – (lat.) die Zweite, gemeint ist die siebente Klasse des Gymnasiums.
Halbjahrscoeten – Von coetus (lat.): Versammlung, Konferenz. *Quinta* – (lat.) die Fünfte; gemeint ist die zweite Klasse des Gymnasiums.

- 77 *Quarta* – (lat.) die Vierte; gemeint ist die dritte Klasse des Gymnasiums.
- 78 *Admonition* – (lat.) Verweis, Ermahnung.
Tertia – (lat.) die Dritte; gemeint ist die vierte und fünfte Klasse des Gymnasiums.
- 81 *Il zieht...* – Der Satz »Es zieht, schließen Sie das Fenster oben« ist mit teils verballhornten französischen Wörtern durchflochten (*fénéter* – *fenêtre*, Fenster).
- 84 *Notre commencement...* – (franz.) Unser Anfang sei im Namen des Herrn, der Himmel und Erde erschaffen hat.
- 86 *des torrents de larmes* – (franz.) Sturzbäche von Tränen.
Ce qu'il fallait démontrer – Französische Fassung der euklidischen Formel »*Quod erat demonstrandum*« (Was zu beweisen war).
- 87 *Untertertia* – (lat.) Die vierte Klasse des Gymnasiums.
- 93 *dermier Avis* – (franz.) letzte Aufforderung.
- 95 *J'élimine x* – (franz.) Ich beseitige x (bei der Auflösung einer mathematischen Gleichung mit Unbekannten).
Fito und Tato – Spielkameraden Klemperers. (Siehe Seite 29.)
- 96 »*Stimmen der Völker*« – Johann Gottfried Herders Volksliedersammlung »*Stimmen der Völker in Liedern*«, die auch die schottische Ballade »*Edward*« enthält.
- 97 »*Riesenspielzeug*« – Ballade von Adelbert von Chamisso.
- 98 *Prima* – (lat.) die Erste; gemeint ist die achte Klasse des Gymnasiums.
- 99 *Jellachich* – Graf Joseph Jellachich de Buszin (1801–1859), österreichischer General. In Freiligraths Gedicht »*Wien*« heißt es: »Räum auf im eignen Hause! Räum auf und halte Stich – / den Jellachich zu jagen, wirf deinen Jellachich!«
»*Kossuth, mein Streiter*« – »Vorwärts, Kossuth, mein Streiter!«; Vers aus Freiligraths Gedicht »*Ungarn*«.
»*Die dunkelrote Rächerin...*« – In Freiligraths Gedicht »*Blum*« heißt es: »Bald aber steht die Rächerin auf schwarzbehängener Bühne! / Die dunkelrote Rächerin!...«
»*Die linke an die Gurgel...*« – Zitat aus dem Gedicht »*Wien*«.
- 100 *der Kaiser den Spruch der Kommission kassierte* – Wilhelm II. lehnte die Auszeichnung des Stückes »*Der Talisman*« 1893 ab, weil er darin der Überheblichkeit gerügt wurde.
- 101 *Caprivi* – Leo Graf von Caprivi (1831–1899) wurde nach Bismarcks Rücktritt 1890 Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident.
Habyform – Die vom kaiserlichen Hofbarbier François Haby kreierte Schnurrbartform, die von Wilhelm II. getragen wurde.

- 108 *Jean-Jacques*³ *berühmter Diebstahl* – Anspielung auf den Schluss des zweiten Buchs von Rousseaus «Les Confessions» (Bekenntnisse). Der sechzehnjährige Jean-Jacques, damals Lakai in einem Turiner Adelshaus, entwendete ein Schmuckband und wälzte die Tat auf eine junge Köchin ab. Darüber empfand er lebenslang eine tiefe Scham, die ihn bis dahin gehindert hatte, den Vorfall zu erwähnen.
- 118 *rafale de l'aurore* – (franz.) Sturm der Morgenröte.
Inferno, Purgatorio, Paradiso – (ital.) Hölle, Fegefeuer, Paradies; Titel der drei Teile von Dantes «Göttlicher Komödie».
 «*Warum schleppt sich.* – Aus Heinrich Heines Gedicht «Zum Lazarus».
- 125 *Lastadie* – (lat.) Von *lastadium*: die Last. Veraltete Bezeichnung für Werft und Bollwerk. Hier: Die Hauptstrasse des im Südosten der Stadt gegenüber dem Bollwerk gelegenen gleichnamigen Stadtteils mit dem 1893-1899 neu angelegten Freihaufen.
- 128 *im Debes nachsehen* – «Neuer Handatlas», herausgegeben von Ernst Debes (1840-1923).
- 131 *esprit général* – (franz.) allgemeine Geisteshaltung.
- 133 *Takuforts* – Ehemalige Befestigungen in der chinesischen Provinz Tschili bei Tientsin, südlich von der Mündung des Paiho. Die Forts wurden 1858 und 1860 von britischen und französischen Truppen, 1900 im Boxeraufstand von den Kanonenbooten des internationalen Expeditionskorps erobert.
- 134 $\text{xat}^{\text{e}}\text{ox}^{\text{H}}\text{ü}$ – (griech.) *kat'exochen* – schlechthin, im eigentlichen Sinne.
- 141 *Action française* – Titel einer 1899 gegründeten Halbmonatszeitschrift, später (1908-1944) einer Tageszeitung. Sprachrohr der von Charles Maurras geführten militant nationalistischen, monarchistischen und katholischen Bewegung.
- 154 *Schalet* – Sabbatgericht.
- 155 *Wortwitz Wippchen-Stettenheim'scher Art* – Der humoristische Schriftsteller Julius Stettenheim (1831-1916) gründete 1862 in Hamburg das Witzblatt «Die Wespen», das seit 1867 in Berlin unter dem Titel «Berliner Wespen» erschien und bis 1894 von Stettenheim geleitet wurde. Stettenheim galt als Meister des satirischen Wortwitzes, den er an allen Tagesereignissen übte. Seine gelungenste Schöpfung war die Figur des Kriegsberichterstatters Wippchen, dessen «Sämtliche Berichte» 16 Bände füllten.
- 158 «*Afrikanerin*» – «Die Afrikanerin», Oper von Giacomo Meyer-

- beer (1791-1864) nach einem Text von Eugène Scribe (1791-1861).
- 159 *der «Hüttenbesitzer»* – Dramatisierte Fassung eines Romans des französischen Schriftstellers Georges Ohnet (1848-1918).
«Narziss» – Trauerspiel von Albert Emil Brachvogel (1824-1878).
- 160 *because since October 38...* – (engl.) Weil man mir seit Oktober 38 den Zugang zu allen öffentlichen Bibliotheken verweigert.
- 168 *homo spiritualis* – (lat.) geistiger Mensch.
- 169 *Kainz als Cyrano* – Josef Kainz (1858-1910) spielte die Titelrolle in der Komödie «Cyrano de Bergerac» von Edmond Rostand (1868-1918), die 1897 in Paris ihre Uraufführung erlebt hatte.
- 170 *Incipit vita nova* – (lat.) Es beginnt das neue Leben. Einleitungsworte des 1292 in italienischer Sprache geschriebenen Frühwerkes von Dante «La vita nuova» (Das neue Leben), das seine Liebe zu Beatrice beschreibt.
- 176 *der Spinozaroman Berthold Auerbachs* – «Spinoza. Ein Denkerleben» (1837).
«Kraft und Stoff» – Ludwig Büchner (1824-1899), ein Bruder Georg Büchners, seit 1852 Privatdozent in Tübingen, musste wegen der Anfeindungen gegen seine materialistische Schrift «Kraft und Stoff» (1855; 1902 erschien bereits die 20. Auflage) die akademische Stellung aufgeben. Büchner hat das Interesse und Verständnis für Naturkunde, Naturwissenschaft und Naturphilosophie in weiten Kreisen gefordert.
- 178 *Dichter des dolce stil nuovo* – (ital.) Dichter des süßen neuen Stils. So bezeichnet Dante (Purgatorio XXIV, 55) den um 1250 gestorbenen Jacopo da Lentini aus der sizilianischen Dichterschule und Guittone d'Arezzo, der neben Dante Haupt der toskanischen Dichterschule war und 1294 in Florenz starb. Der «süße neue Stil» der Liebeslyrik, der sich von Sizilien aus verbreitete und dem Dante mit «La vita nuova» folgte, setzte sich von der provenzalischen Troubadourlyrik ab.
«Jugend» – Illustrierte Wochenschrift, erschien in München 1896-1940. Auf die Gestaltung ihrer farbigen Titelseiten spricht das Wort «Jugendstil» an.
«Simplicissimus» – Satirische illustrierte Wochenschrift, erschien in München 1896-1944.
- 182 *in absentia Minervae* – (lat.) bei Abwesenheit der Minerva (der römischen Göttin der Künste und des Handwerks).
- 185 *manque de sensibilité* – (franz.) Mangel an Empfindung; Gefühlsarmut.

- 206 *Ferdinand Lotheißens französischer Klassik* – Von dem Literaturhistoriker Ferdinand Lotheiß (1833–1887), der zahlreiche Werke zur französischen Literatur verfaßt hatte, erschien 1889 aus dem Nachlaß mit einer umfangreichen biographischen Einleitung »Zur Kulturgeschichte Frankreichs im 17. und 18. Jahrhundert«.
- 209 *Non olet* – (lat.) (Geld) stinkt nicht. Ein dem römischen Kaiser Vespasian zugeschriebener Ausspruch, als man ihm seine Einnahmen aus der Kloakensteuer vorhielt.
- 212 *Pincenez* – (franz.) Als Klemmer oder Kneifer gestaltete Brille.
- 214 *approximatives Übersetzen* – (lat.) Ein sich dem Urtext nur annäherndes, ungefähres Übersetzen.
- 221 »*Tartuffe*« – Komödie von Molière.
Daudets »Contes du Lundi« – »Montagsgeschichten«.
»Aiglon« – »L'Aiglon« (Der junge Aar), Schauspiel von Edmond Rostand (1868–1918), einem um die Jahrhundertwende sehr erfolgreichen Dramatiker, das 1900 entstand. Hauptfigur ist der Herzog von Reichstadt, Sohn Napoleons I.
- 222 »*Horace*« – Römertragödie von Pierre Corneille von 1640.
- 224 *Si fractus illabatur orbis...* – (lat.) Wenn die Welt (der Erdkreis) zertrümmert zusammenstürzt.
Balladenduell Cyrano – Anspielung auf Edmond Rostands Komödie »Cyrano de Bergerac«, 2. Akt, 3. Auftritt.
Orellius – Johann Kaspar Orelli war der Herausgeber von Horatius' »Opera«. Die zwei Bände galten als klassische Herausgeberleistung.
- 225 *Vinum praelexi muro* – (lat.) Den Wein habe ich mit einer Mauer umgeben.
- 227 *Vitzthumsches Gymnasium* – Nach dem sächsischen Staatsminister Christoph Johann Friedrich Graf von Vitzthum benanntes Gymnasium in Dresden, das beim Bombenangriff 1945 völlig zerstört wurde.
- 228 *Primus omnium* – (lat.) Der Erste von allen.
- 230 *Präside* – Von praeses (lat.) Leiter, Beschützer (eines Kommerces).
Komment – Studentischer Ausdruck für Brauch, Lebensregeln in bürgerlichen Studentenverbindungen.
Salamander – Studentischer Brauch; jemand zu Ehren werden, die Trinkgefäße auf dem Tisch gerieben, auf Kommando geleert und mit einem Schlag abgesetzt.
- 240 *präokkupiert* – Stark beschäftigt, von einem Gedanken erfüllt (und dadurch abgelenkt).

- 250 *Ich las »Es war« und »Jolanthes Hochzeit«* – Der Roman »Es war« (1893) und die Erzählung »Jolanthes Hochzeit« (1892) von Hermann Sudermann (1857–1928).
- 258 *unter uns Mulis* – mulus (lat.) Maultier. Bezeichnung für angehende Studenten zwischen Reifeprüfung und Immatrikulation.
- 259 *Harden* – Maximilian Harden (1861–1927), politisch-satirischer Schriftsteller.
- 261 *prästabilierten* – vorher festgesetzt, unverrückbar festgelegt. Der Ausdruck wurde durch Leibniz eingeführt, der den Begriff der »prästabilierten Harmonie« prägte.
- 270 *Sardou* – Victorien Sardou (1831–1908) schrieb zahlreiche Sittenkomödien und historische Dramen. Er war einer der erfolgreichsten französischen Theaterschriftsteller seiner Zeit.
- 272 *»Origines de la France contemporaine«* – (franz.) »Die Entstehung des modernen Frankreich«; Hauptwerk des Philosophen und Historikers Hippolyte Taine (1828–1893). Die sechs Bände erschienen zwischen 1875 und 1893. Taines scharfe Kritik an der Revolution von 1789 und vor allem an der Jakobinerdiktatur und am napoleonischen Regime rief lebhaft politische Diskussionen hervor.
der Taine – Vergleiche vorhergehende Anmerkung.
- 279 *Jacobowski* – Ludwig Jacobowski (1868–1900), langjähriger Herausgeber der »Gesellschaft«, veröffentlichte Gedichte, Lustspiele, Novellen, Romane und gab Volksliedsammlungen heraus.
- 286 *ancilla theologiae* – (lat.) Magd der Theologie. Mit diesem Ausdruck bezeichneten die Scholastiker die Rolle von Wissenschaft und Philosophie gegenüber der Theologie.
- 287 *wie die Giudecca vom Empyreum* – Das Empyreum (griech./lat.), der Ort der reinigenden Flammen, ist in Dantes »Divina Commedia« der Ort der Seligen. Giudecca ist eine übel beleumdete Insel (und Stadtteil) von Venedig.
- 291 *Königskrönung* – Am 22. Januar 1901 wurde Eduard VII. (1841–1910) gekrönt.
- 297 *Cours de vacance* – (franz.) Ferienkurs.
Lac Léman – (franz.) Genfer See.
- 298 *petits chevaux* – (franz.) kleine Pferde. Hier: Pferderennen-Spielautomat.
- 302 *»Fliegende Blätter«* – Wöchentlich erscheinendes illustriertes Witzblatt, von den Holzschnidern Kaspar Braun und Friedrich Schneider 1844 in München gegründet, pflegte bis 1848

- auch die politische Satire, danach tendenzlos. Mitarbeiter waren u. a. Schwind, Spitzweg, Busch, Harburger, Oberländer.
- 303 *pari loco* – (lat.) am gleichen Ort.
- 304 *que je suis intéressant* – (franz.) wie interessant ich bin.
- 305 *femini generis* – (lat.) weiblichen Geschlechts.
et enfin Monsieur Zola – (franz.) und schließlich Herrn Zola.
- 306 *Hugos Esmeralda* – Die Zigeunerin Esmeralda ist eine Hauptfigur in Victor Hugos 1831 erschienenem Roman »Notre-Dame de Paris« (Der Glöckner von Notre Dame).
et même des idées neuves – (franz.) und sogar neue Gedanken.
Grandrabbin – (franz.) Oberrabbiner.
- 310 »*Manon*« – »Manon Lescaut«, Oper von Giacomo Puccini (Uraufführung am 1. 2. 1893 in Turin) nach dem Roman des Abbé Prévost (1731).
»*Louise*« – Oper von Gustave Charpentier, die seit 1900 in der ganzen Welt Triumphe feierte. Sie erzählt die tragische Liebesgeschichte einer jungen Näherin.
»*Bohème*« – »La Bohème«, Oper von Giacomo Puccini (Uraufführung am 1. 2. 1896 in Turin) nach dem Roman »Vie de Bohème« von Henri Murger (1849).
dem Poulailier – (franz.) Hühnerstall; Bezeichnung für den obersten Rang im Theater.
- 312 *Moi je suis Polonaise...* (franz.) Ich bin eine Polin. – Ich bin eine jüdische Polin.
- 313 *Mais j'étais tellement enthousiasmée* – (franz.) Ich war doch so begeistert.
- 314 *Le gouvernement, ce sont...* – (franz.) Die Regierung, das sind Mörder – die Anarchie, das ist die Gerechtigkeit.
den Mord – Die Gemahlin Franz Josephs I. von Österreich wurde auf einer ihrer Reisen in Genf von dem italienischen Anarchisten Luccheni durch Dolchstich getötet.
- 315 »*Randbemerkungen eines Philosophen zum Weltkrieg*« – Das Buch erschien 1922.
- 316 *Henriade* – »La Henriade«, Versepos von Voltaire in zehn Gesängen (erschienen 1723). Es beschreibt mit nachdrücklicher Kritik an der religiösen Intoleranz die französischen Revolutionskämpfe des 16. Jahrhunderts, die Heinrichs IV. Thronbesteigung beendete.
Deo erexit Voltaire – (lat.) Voltaire errichtete sie Gott.
- 317 »*Wildente*« – Drama von Henrik Ibsen.
Kainz gastierte als Fritzchen – Fritzchen, eine der Lieblingsrollen von Josef Kainz, ist der Titelheld eines Einakters von Hermann

- Sudermann, das Alfred Kerr «das rein technisch raffinierteste Drama der Welt» nannte.
- 317 *Käthchen* – Titelfigur des Schauspiels «Das Käthchen von Heilbronn» von Heinrich von Kleist.
den Holofernes und die Judith – Hauptrollen in Friedrich Hebbels Tragödie «Judith».
- 319 *Comédie-Française* – (franz.) Das 1680 durch Zusammenschluss zweier Theatertruppen gegründete Hoftheater.
haute tragédie – (franz.) hohe Tragödie.
- 320 *gloaaare und honööör* – Eigentlich: gloire et honneur (franz.), Ruhm und Ehre.
Cid – «Le Cid», Tragödie von Pierre Corneille (1606-1684).
- 322 «*Le Malade imaginaire*» – (franz.) «Der eingebildete Kranke», Molières letzte Komödie. Der Verfasser, zugleich Hauptdarsteller, starb am Schluss einer Aufführung dieses Stückes 1673. *Lavement* – (franz.) Klistier.
- 323 *scène à faire* – (franz.) die Szene, die gemacht werden muss. Berühmte Bezeichnung des Theaterkritikers Francisque Sarcey (1827-1899) für die Schlüsselszenen in Theaterstücken.
Théâtre de la Renaissance – (franz.) Ein am Boulevard Saint-Martin gelegenes Theater, das vor allem Vandeville-Stücke und Operetten aufführte.
«*Wania*», *piece d'après Gorki* – Gemeint ist das Stück «Onkel Wanja» von Anton Tschechow.
- 324 *Alliance française* – (franz.) Alliance française dans les colonies et à l'étranger: Französische Allianz zur Verbreitung der französischen Sprache in den Kolonien und im Ausland. Gegründet 1883, bot sie seit 1893 in Paris Sprachkurse für Ausländer an, die an französischen Hochschulen studieren wollten.
Grünspan-November – Am 7. November 1938 hatte Herschel Grynszpan (geb. 1921) in der deutschen Botschaft in Paris ein Attentat auf den Legationsrat Ernst von Rath verübt. Er wollte damit auf die Not der jüdischen Menschen aufmerksam machen und an das Gewissen der Welt appellieren. Die Verwandten Grynszpans gehörten zu den Verfolgten, die bis Oktober 1938 als jüdische Bürger polnischer Staatsangehörigkeit in Deutschland gelebt hatten, in einer Nacht- und Nebelaktion an die deutsch-polnische Grenze gebracht und dort im Niemandsland ausgesetzt worden waren. Die faschistische Propaganda fälschte die verzweifelte Tat eines Einzelgängers in ein Komplott des «internationalen Judentums» um und entfesselte die «Reichskristallnacht».

- 324 *sie ist zu King Edwards Ehren geschlossen* – Siehe Seite 291.
- 325 «*Hernani*»-Premiere – Victor Hugos Drama «Hernani oder Kastilianische Ehre» wurde 1830 in Paris uraufgeführt. Am Premierenabend (21. Februar) lieferten sich die Anhänger der klassischen Dramenform und die jungen Romantiker eine Saalschlacht.
- 327 *Siècle Louis XIV* – (franz.) Das Jahrhundert Ludwigs XIV. *wenige Jahre nach Faschoda* – Französische und englische Ansprüche auf die ägyptische Stadt Faschoda hatten 1898 einen begrenzten militärischen Konflikt ausgelöst. Eine französische Expedition war nach wenigen Monaten durch englische Truppen vertrieben worden.
À bas la Hangleterre – Eigentlich: Angleterre (franz.) Nieder mit England, nieder mit England!
- 328 *Entente cordiale* – (franz.) Wörtlich: herzliches Einverständnis; bezeichnet die französisch-englische aussenpolitische Kooperation, zuerst in der Zeit Louis-Philippes, dann vor allem in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg (englisch-französischer Vertrag vom 8. April 1904). In die Entente wurden später Russland und einige andere Staaten einbezogen.
encerclement – (franz.) Einkreisung; hier: die Einkreisung Deutschlands durch die Mächte der Entente.
- 330 *gouvernement corrompu* – (franz.) verderbte (auch: bestoche-ne) Regierung.
sales juifs – (franz.) dreckige Juden.
- 331 *Qui vive...* – (franz.) Wer da? Frankreich. Trotzdem!
«*Lafille de Roland*» – (franz.) «Rolands Tochter».
O France, chère France... – (franz.) O Frankreich, teures Frankreich ... Du findest deinen Helden, sobald er gebraucht wird!
- 333 *coquetterie occidentale* – (franz.) westliche Tändelei.
Hou Hou la calotte... – (franz.) Hu, Hu, das Käppchen! Hu, Hu, das Käppchen! – Mit «Käppchen» bezeichnet man im Französischen spöttisch die Geistlichen oder die Geistlichkeit insgesamt.
C'est la lutte finale... – Französische Fassung des Refrains der «Internationale».
- 335 *petit farceur* – (franz.) kleiner Witzbold.
- 336 *petite couturière* – (franz.) kleine Schneiderin.
- 337 *hohler Klang* – Anspielung auf einen Aphorismus von Georg Christoph Lichtenberg.
- 338 *salle de jeu* – (franz.) Spielsaal.
das Sousa-Konzert – John Philip Sousa (1854-1932), nordameri-

- kanischer Komponist, machte mit seiner eigenen Kapelle seit 1892 erfolgreiche Konzertreisen. Von seinen zahlreichen Märchen wurde »The Washington Post« (1889) allgemein bekannt.
- 339 *Cakewalk* – Ehemaliger Preistanz der nordamerikanischen Negerklaven um einen großen Kuchen; entwickelte sich zum Modetanz im Zweivierteltakt.
Ah! couleuvre – (franz.) Ah! Schlange (wörtlich: Natter).
- 341 *Vous m'opposez Schiller...* – (franz.) Sie halten mir Schiller entgegen? ... Aber er ist ein Nichts!
ménage Aschër – (franz.) Ehepaar Ascher.
- 342 *von der Réjane* – Gabrielle Charlotte Réjn, genannt Réjane (1856–1920), eine der vielseitigsten Pariser Schauspielerinnen ihrer Zeit, hatte ihre größten Erfolge in modernen Stücken. 1905 gründete sie ein eigenes Theater.
- 343 *vom serbischen Königsmord* – Am 11. Juni 1903 wurde in Belgrad das serbische Königspaar ermordet, nachdem König Alexander I. die Verfassung aufgelöst hatte.
meine Genfer Kontrahentin – Siehe Seite 306.
- 344 *Ces héroïnes...* – (franz.) Diese Heldinnen von den russischen Universitäten!
Londres – (franz.) London.
- 346 *mention très honorable* – (franz.) sehr ehrenvolle Erwähnung.
- 357 *odinhast* – Odin: der höchste Gott der germanischen Mythologie.
perorierte – (franz.) salbaderte.
- 358 *Leopardische Dialoge* – Giacomo Leopardi (1798–1837), italienischer Lyriker.
- 359 *Publikum* – Offene Vorlesung.
- 366 *Devoir, Coutume, Famille, Bourgeoisie, Avenir honnête* – (franz.) Pflicht, Brauch, Familie, Bürgertum, ehrliche (anständige) Zukunft.
Jeunesse rebelle, Amitié, Bohème, Poesie, Illusion – (franz.) Aufsässige Jugend, Freundschaft, Boheme, Poesie, Illusion.
- 381 *Vanitas vanitatum* – (lat.) Eitelkeit der Eitelkeiten (fortzusetzen: et omnia vanitas – und alles ist eitel). Die Redensart geht zurück auf das Buch des Predigers Salomo im Alten Testament (1,2 bzw. 12,8). In Luthers Übersetzung: »Es ist alles ganz eitel.« Besonders häufig in der Literatur und bildenden Kunst des Barock gebraucht.
Coué-Formel – Emile Coué (1857–1926), französischer Apotheker, beschäftigte sich mit Hypnotismus und Autosugge-

stion und baute auf dieser Basis ein psychotherapeutisches Heilverfahren aus.

- 381 *Staatsbibliothek* – Gemeint ist die Sächsische Landesbibliothek.
- 384 »*Ruth*«... »*Aus guter Familie*« und »*Heimat*« – »*Ruth*«, Roman von Lou Andreas-Salomé (siehe Seite 160); »*Aus guter Familie*«, Roman von Gabriele Reuter (siehe Seite 464 f.); »*Heimat*«, Drama von Hermann Sudermann.
»*Die Leidenschaft flieht...*« – Verse aus Schillers »*Das Lied von der Glocke*«.
- 386 *Leistikow* – Walter Leistikow (1865–1908), Landschaftsmaler und Grafiker, führendes Mitglied der Berliner Secession.
- 388 *Gusti Wieghardt* – Auguste Wieghardt-Lazar (1887–1970), Kinderbuchautorin.
- 404 *lettres de cachet* – (franz.) königlicher Haftbefehl.
- 407 *vor meine »Romanische Sonderart«* – Gemeint sind die 1926 herausgegebenen gesammelten Studien Klemperers. Siehe auch Seite 486.
- 413 »*Sentences et Proverbes...*« – (franz.) »Sprüche und Sprichworte aus Talmud und Midrasch«. Talmud: Zusammenfassung der Lehren, Vorschriften und Überlieferungen des nachbiblischen Judentums. Midrasch: Teil des Talmud, Sammlung aller wichtigeren Überlieferungen. Der andere Teil besteht aus Kommentaren und Diskussionen der Lehrsätze.
- 418 *Aufführung des »Volksfeindes«* – »*Ein Volksfeind*«, Drama von Henrik Ibsen.
des Corinthischen Bühnenbildes – Im November 1902 inszenierte Max Reinhardt in Berlin Oscar Wildes »*Salome*« mit Dekorationen und Kostümen von Lovis Corinth. Die Aufführung wurde von der Zensur verboten.
- 424 »*Misanthrope*« – Komödie von Jean-Baptiste Molière (der Menschenfeind).
- 430 *cose d'Italia* – (ital.) italienische Angelegenheiten.
- 439 *Ochs'scher Chor* – Siegfried Ochs (1858–1921) gründete und leitete den Berliner Philharmonischen Chor, der 1920 in die von Ochs geleitete Chorvereinigung der Berliner Hochschule überging.
- 455 *Ada Negri* – Italienische Dichterin (1870–1945), Volksschullehrerin, schilderte in tiefempfundenen, meist formvollendeten Gedichten vorwiegend das Elend der untersten Schichten.
Gutzkows »Urbild des Tartüffe« – Karl Gutzkows Lustspiel von 1844 ist eine freie Bearbeitung der skandalösen Vorgänge um die Aufführung von Molières »*Tartuffe*«.

- 455 *an Strachwitz zu messen* – Moritz Graf von Strachwitz (1822–1947), Lyriker und Balladendichter; seine unverhohlenen antidemokratischen »Lieder eines Erwachenden« (1842) und »Neue Gedichte« (1848) vereinen die Formenfülle der Romantik mit dem Pathos der politischen Vormärzzeit.
- 460 *Parseval* – August von Parseval (1861–1942) konstruierte unstarre Ballonfahrzeuge, wie den Drachenballon und die nach ihm benannten unstarren Parseval-Luftschiffe.
der Wrightsche Aeroplan – Orville Wright (1871–1948), amerikanischer Flugzeugtechniker, verwirklichte gemeinsam mit seinem Bruder Wilbur Wright (1867–1912) in Auswertung der Versuche Otto Lilienthals den Gedanken des Motorflugs. 1905 gelang ihnen ein Streckenflug von fünfundvierzig Kilometern in achtunddreißig Minuten.
Gordon-Bennet-Rennen – 1908 war Berlin Austragungsort des Wettbewerbs für Ballonfernfahrten. James Gordon Bennet (1841–1918), Geschäftsführer des »New York Herald«, hatte dafür einen Wanderpokal gestiftet.
- 466 *Lobetheater* – Theodor Lobe (1833–1905), Schauspieler, begründete 1869 das Lobetheater in Breslau, das er bis 1872 leitete. Von 1874–1878 war Adolf L'Arronge Leiter des Theaters.
»Hasemanns Töchter« – 1877 entstanden; eines der zahlreichen Volksstücke von Adolf L'Arronge.
- 469 *soupçonös* – Eigentlich: *soupçonneux* (franz.) argwöhnisch.
- 470 *Ecrasez l'Infâme!* – (franz.) Zerschmettert die Niederträchtige! Zu ergänzen: die religiöse Unduldsamkeit oder die Kirche. Mit dieser Formel schließen manche Briefe Voltaires an vertraute Freunde.
- 472 *Esse* – (lat.) Sein.
- 484 *vitiös* – (franz.) Eigentlich. *Vicieux* – fehlerhaft.
- 485 *»Montesquieu«* – Victor Klemperers Habilitationsschrift von 1915, deren Entstehung er im Kapitel »Summa cum laude« schildert.
- 498 *Lilien* – Ephraim Moses Lilien (1874–1925) schuf die Zeichnungen für den 1901 im Verlag von E. Fleischel & Co. in Berlin erschienenen Balladenband »Juda«.
- 512 *ad oculos* – (lat.) Zu ergänzen: demonstrare – (jemandem etwas) vor Augen führen.
ad dentes – (lat.) In scherzhafter Analogie zu *ad oculos*: mit den Zähnen fühlen lassen.
- 520 *die hochangesehene Anselma Heine* – Pseudonym Anselm Heine, Schriftstellerin (1855–1930).

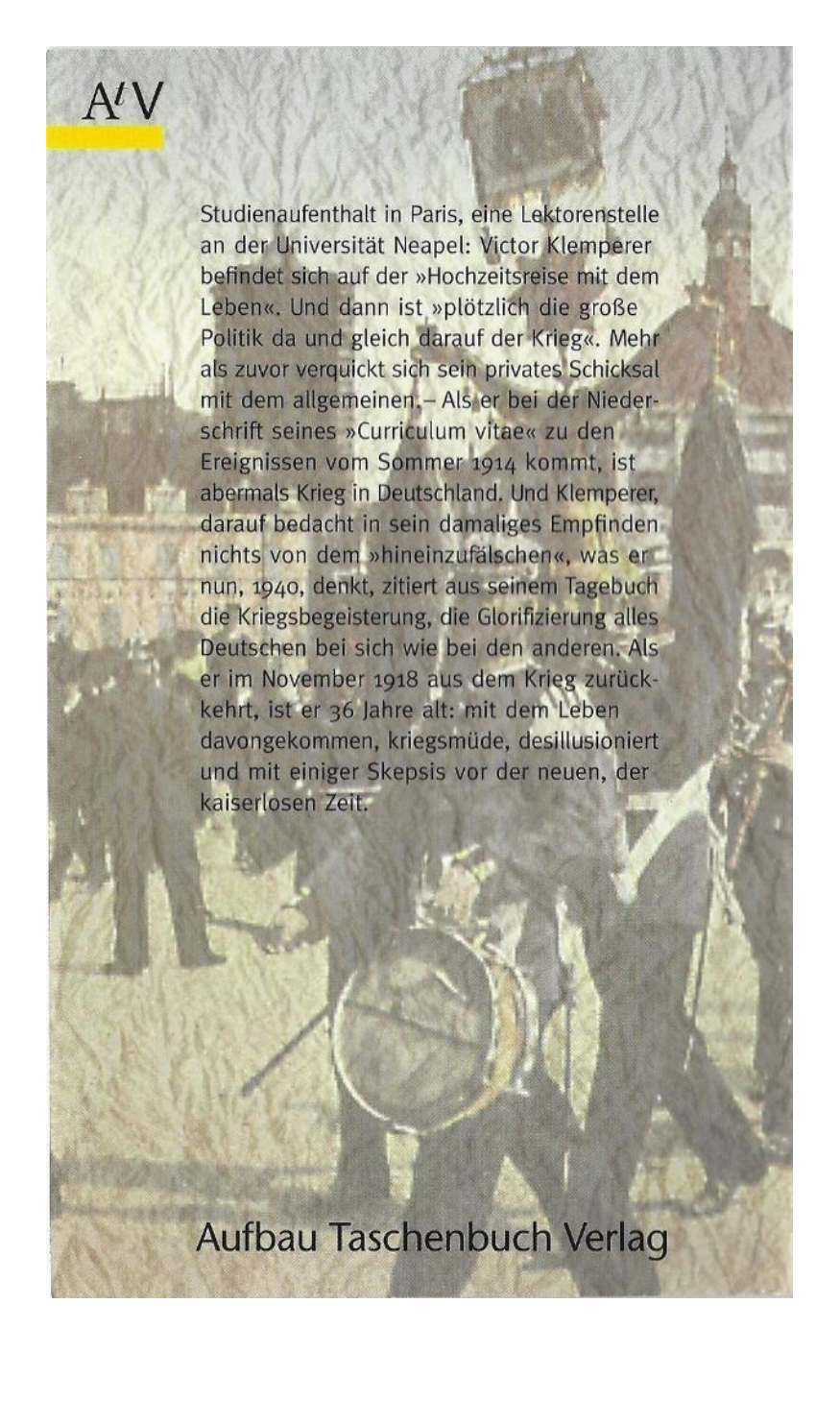
- 522 *malinconia* – (ital.) Schwermut.
Kontamination – (lat.) Ergebnis einer Verschmelzung zweier formal und/oder sinngemäß ähnlicher Spracherscheinungen, auch mit schieferm, absurdem Ergebnis.
- 526 *Chiavacci* – Vincenz Chiavacci (1847–1916), Schilderer des Wiener Lebens, Schöpfer der Gestalt der Frau Sopherl, eines »Weibes vom Stande«, nämlich einem Stand auf dem Wiener Obstmarkt.
Pötzl – Eduard Pötzl (1851–1914), schrieb humoristische Skizzen aus dem Wiener Leben, die zuerst in dem von ihm seit 1874 geleiteten Feuilleton des »Neuen Wiener Tageblatts« erschienen: »Jung-Wien« (1885), »Rund um den Stephansturm« (1888), »Wiener Zeitbilder« (1897), »Zeitgenossen« (1905), »Donauluft« (1911).
- 532 *Glossy* – Karl Glossy (1848–1937), Kultur- und Literaturhistoriker, 1889–1904 Direktor der Stadtbibliothek und des Historischen Museums in Wien. Er gab u. a. die Werke Raimunds und Grillparzers heraus und war seit 1890 Redakteur des »Jahrbuchs der Grillparzer-Gesellschaft«.
- 535 *die letzten Passahltage* – Passah: das erste der drei jüdischen Wallfahrtsfeste, das im Frühling durch synagogalen Gottesdienst, Arbeitsverbot, Genuß ungesäuerten Brotes sowie die häusliche Feier der zwei ersten Abende begangen wird.
Mazzes – Ungesäuertes, flaches Passahbrot.
»George Dandin« ... *»Schule der Frauen«* – Komödien von Molière.
- 541 *mein petrefakter Kollege* – Mein versteinertes Kollege.
- 542 *Kompert* – Leopold Kompert (1822–1886), gab in Erzählungen und Romanen lebensvolle Darstellungen österreichischer und ungarischer Juden, u. a. »Geschichten aus dem Ghetto« (1848), »Böhmische Juden« (1851), »Neue Geschichten aus dem Ghetto« (1860), »Geschichten einer Gasse« (1865).
- 556 *garçonnrière* – (franz.) Junggesellenwohnung.
- 564 *sind nur die Lumpe bescheiden* – Kryptozitat nach Goethe: »Nur die Lumpe sind bescheiden.«
- 572 *»Enoch Arden«* – Episch-dramatisches Poem von Alfred Tennyson (1809–1892), 1864 erschienen.
- 574 *Chapelle littéraire* – (franz.) literarische Clique.
- 576 *Sérénade du pavé* ... – (franz.) Pflasterserenade – Die Liebe, siehst du, ich pfeife drauf, die gibt es nur in den Liedern ...
- 580 *juxtaponierten* – Nebeneinandergestellten.
- 587 *Qu'as-tu donc fait* ... – (franz.) Was tatest du mit deiner Jugend?
- 590 *capite prono* – (lat.) gesenkten Hauptes.



A'V

Victor Klemperer
**CURRICULUM
VITAE**

Erinnerungen **2** 1881–1918



Studienaufenthalt in Paris, eine Lektorenstelle an der Universität Neapel: Victor Klemperer befindet sich auf der »Hochzeitsreise mit dem Leben«. Und dann ist »plötzlich die große Politik da und gleich darauf der Krieg«. Mehr als zuvor verquickt sich sein privates Schicksal mit dem allgemeinen. – Als er bei der Niederschrift seines »Curriculum vitae« zu den Ereignissen vom Sommer 1914 kommt, ist abermals Krieg in Deutschland. Und Klemperer, darauf bedacht in sein damaliges Empfinden nichts von dem »hineinzufälschen«, was er nun, 1940, denkt, zitiert aus seinem Tagebuch die Kriegsbegeisterung, die Glorifizierung alles Deutschen bei sich wie bei den anderen. Als er im November 1918 aus dem Krieg zurückkehrt, ist er 36 Jahre alt: mit dem Leben davongekommen, kriegsmüde, desillusioniert und mit einiger Skepsis vor der neuen, der kaiserlosen Zeit.

VICTOR KLEMPERER wurde 1881 in Landsberg/Warthe als achtetes Kind eines Rabbiners geboren. 1890 übersiedelte die Familie nach Berlin, wo der Vater zweiter Prediger einer Reformgemeinde wurde. Nach dem Besuch verschiedener Gymnasien, unterbrochen durch eine Kaufmannslehre, studierte Klemperer von 1902 bis 1905 Philosophie, Romanistik und Germanistik in München, Genf, Paris, Berlin. Bis er 1912 das Studium in München wieder aufnahm, lebte er in Berlin als Journalist und Schriftsteller. 1912 konvertierte er zum Protestantismus. 1913 Promotion, 1914 bei Karl Vossler Habilitation. 1914/15 Lektor an der Universität Neapel. Hier entstand eine zweibändige Montesquieu-Studie. Als Kriegsfreiwilliger zunächst an der Front, dann als Zensor im Buchprüfungsamt in Kowno und Leipzig. 1919 a. o. Professor an der Universität München. 1920 erhielt er ein Lehramt für Romanistik an der Technischen Hochschule in Dresden, aus dem er 1935 wegen seiner jüdischen Herkunft entlassen wurde. 1938 begann Klemperer mit der Niederschrift seiner Lebensgeschichte «Curriculum vitae». 1940 Zwangseinweisung in ein Dresdener Judenhaus. Nach seiner Flucht aus Dresden im Februar 1945 kehrte Klemperer im Juni aus Bayern nach Dresden zurück. Im November wurde er zum o. Professor an der Technischen Universität Dresden ernannt. Eintritt in die KPD. 1947 erschien seine Sprach-Analyse des Dritten Reiches, «LTI» (Lingua Tertii Imperii), im Aufbau-Verlag. Von 1947 bis 1960 lehrte Klemperer an den Universitäten Greifswald, Halle und Berlin. 1950 Abgeordneter des Kulturbundes in der Volkskammer der DDR. 1952 erhielt er den Nationalpreis III. Klasse. 1953 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Victor Klemperer starb 1960 in Dresden.

Geschwister-Scholl-Preis 1995.

Weitere Veröffentlichungen u.a.: «Moderne Französische Prosa» (1923); «Die französische Literatur von Napoleon bis zur Gegenwart», 4 Bände (1925-1931); «Pierre Corneille» (1933); «Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert» (Band I 1954, Band II 1966).

Aus dem Nachlass: «Curriculum vitae» (1989), «Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten», Tagebücher 1933-1945 (1995).

«(...) man merkt dem Autor auf jeder Seite seines glänzend geschriebenen Buches an, dass er sich mit äussersten moralischen und philologischen Skrupeln davor gehütet hat, die frühen Aufzeichnungen mit dem Später- und Bewusstsein des Rückblickenden zu belasten und vielleicht zu verfälschen. (...) Das Besondere an diesem *Curriculum* ergibt sich aus der Tatsache, dass Victor Klemperer sich schon in jungen Jahren entschlossen und über Jahrzehnte hinweg unbeirrt daran festgehalten hat, seinem Leben eine konsistente Gedächtnisdimension zu geben.»

Harald Weinrich in «Frankfurter Allgemeine Zeitung», 3. März 1990

VICTOR
KLEMPERER

CURRICULUM
VITAE

Erinnerungen 1881-1918

2

Herausgegeben von
Walter Nowojski

Aufbau Taschenbuch Verlag

Mit einem Nachwort von Walter Nowojski
und einem Personenregister

ISBN 3-7466-5500-5

1. Auflage 1996
Aufbau Taschenbuch Verlag GmbH, Berlin
© Rütten & Loening, Berlin 1989
Umschlaggestaltung Bert Hülpiusch
Druck Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

INHALT

Erstes Kapitel: Summa cum laude.....	7
Zweites Kapitel: Das Lektorat.....	95
1. Neapel im Frieden	95
2. Bei Kriegsausbruch in München	168
3. Neapel im Krieg	219
Drittes Kapitel: Soldat.....	274
1. Daheim	274
2. Front und Lazarett	333
3. Buchprüfungsamt Ober-Ost.....	461
4. Die Genter Angelegenheit und das Kriegsende . .	633
Anmerkungen	713
Nachwort	725
Personenregister	730
Zu dieser Ausgabe	749

ZWEITES BUCH

1912-1918

ERSTES KAPITEL

SUMMA CUM LAUDE

«Nur kein neues Leben anfangen!» Wie eine Coué-Formel sagte ich es in den Wochen nach Vaters Tod wieder und wieder beschwörend vor mich hin. Leute, die mit immer neuen Illusionen immer neue Lebenswege einschlagen – und jeder in ihrer Umgebung weiss, dass sie auch diesmal ihr Ziel verfehlen werden, genau wie das vorige und das nächste und übernächste Mal –, machen sich auf so traurige Weise lächerlich. Nur nicht lächerlich werden, nicht vor den andern und vor allem nicht vor mir selber! Ich war von der Schule fortgelaufen und hatte als Kaufmann versagt, ich war Student geworden und hatte kein Examen zuwege gebracht, ich hatte mich als Dichter versucht und war gescheitert, ich hatte mich als Publizist durchbringen wollen und war im Halben steckengeblieben, seelisch nur halb befriedigt und wirtschaftlich nur halb auf eigenen Füßen. Sollte ich jetzt den fünften Anlauf, das Anstreben der Dozentur, eingestehen?

Überall, bei Meyerhofs, zu Stümcke, zu Manz und Landau, sagte ich nur, ich wollte ein kleines Erbe auf ein ruhiges Studienjahr und vielleicht – nicht einmal das stellte ich als sicher hin – auf den Erwerb des Dokortitels verwenden, der mir dann beim Fortsetzen der publizistischen Tätigkeit von Nutzen sein könnte, und alle fanden meine Absicht vernünftig und beinahe selbstverständlich. Gleichzeitig hämmerte ich mir selber ein, mich durch keine Hoffnungen verlocken, durch kein freies Studium beirren

zu lassen, vielmehr mit fest vorgebundenen Scheuklappen auf den armseligen Titel zuzutragen, den man damals bisweilen einen jüdischen Vornamen nannte und der dennoch, wie ich ja in den vergangenen Jahren oft genug verspürt, seinen Gesellschafts- und Marktwert besass.

Aber ganz im geheimen glaubte ich doch ein neues Leben zu beginnen. Und nun müsste ich wohl sagen, dass dieser willentlich übertäubte Glaube mich nicht betrogen habe. Denn wirklich hebt hier mit deutlicher Sonderung von dem Vorangegangenen der zweite Teil meines «Curriculums» an, wirklich bin ich in der Folge vom halben zum ganzen Beruf gelangt und habe in wissenschaftlicher Arbeit und auf Hochschulposten innere Befriedigung und die schwer entbehrte Selbständigkeit gefunden.

Dennoch scheint es mir kaum angebracht, von einer wirklichen *Vita nova* zu sprechen. Es ist mit den Schicksalen des Einzelnen nicht anders als mit der grossen Historie der Völker: Alles Neue ist gar nicht absolut neu, ist nur neuer Standort, nur Entwicklungsphase des von Anbeginn Gegebenen. Die Französische Revolution bereitet tausendjähriger Geschichte ein gründliches Ende, ihre Führer fühlen sich so sehr als Beginner, dass sie neu beim Jahre eins zu zählen beginnen: Ein paar Jahrzehnte später zeigt Tocqueville, wie sehr das alte Frankreich das neue vorbereitet, wie unendlich vieles das neue Frankreich vom alten übernommen hat. Gewiss, die Erkenntnis solcher Kontinuität im Leben der Einzelnen und der Allgemeinheit ist längst eine Banalität. Aber wenn ich auch als selbstverständlich beiseitelasse, dass im Ablauf eines Lebens kein Neues ein absolut Neues ist, selbst dann habe ich Bedenken, die Kerbe zwischen meinen Lebenshälften allzu tief zu schneiden. Als ich mein schwärmerisches Tanzstundenlebens hatte, durfte ich wohl von einer *Vita nova* reden, denn es bedeutete ein Erwachen. Und noch einmal und mit besserem Recht, denn nun handelte es sich nicht mehr um Schwärmerei und Sehnsucht, sondern um Wirklichkeit und Erfüllung, könnte «Neues Leben» über dem Inhalt meines Geheimnisses stehen.

Aber hat sich 1912 in irgendeiner Hinsicht eine auch nur annähernd ähnlich tiefe Wandlung in mir vollzogen? Beruflich etwa? In meiner Publizistenzeit stiess ich wiederholt auf den Vorwurf, ich schriebe zu schwer und zu wissenschaftlich; und wenn später die Kollegen dem Professor am Zeuge flicken wollten, so schrieb ich ihnen unweigerlich zu feuilletonistisch. Oder haben sich die Themen und die Art meines Fühlens entscheidend geändert? Dass ich im Punkte der Liebe ein völlig langweiliger und seit sechs- unddreissig Jahren einförmig monogamer Mensch bin, habe ich schon einmal betont. Und ebenso habe ich im Religiösen der zeitig erworbenen absoluten Skepsis jenseits von Unglauben und Glauben niemals die Treue gebrochen. Und ebenso hat das Gefühl für meine Angehörigen nur noch Variationen, aber keine wesentliche Änderung mehr erfahren. Und ebenso hat sich das Gefühl für mein Vaterland – aber hier muss ich eine Einschränkung machen: es hat sich in den nächsten zwanzig Jahren nicht verändert, nur immer verstärkt. Danach, im Dritten Reich, begann in diesem Punkt eine wirkliche und qualvolle *Vita nova* für mich.

Doch das sind natürlich nachträgliche und Altersreflexionen. Die Hoffnung des Dreissigjährigen sang, dass sich nun alles und wahrhaftig alles wenden müsse; vielmehr das Singen war ihr nachdrücklich verboten, und nur in ganz seltenen Augenblicken, wenn sie ganz allein mit mir war, durfte sie den Frühlingstext vor sich hin summen. Im Übrigen hielt ich mich streng und energisch an meinen Vorsatz. –

Gleich nach Vaters Beerdigung schrieb ich an Muncker nach München. Ich berief mich darauf, dass ich mein Studium zehn Jahre zuvor bei ihm begonnen hätte, ich setzte ihm kurz meine gegenwärtige Lage auseinander, sprach nur von meiner Absicht zu promovieren und bat um mündliche Unterredung. Zugleich mit dem Brief sandte ich ein Paket meiner reputierlichsten Druckschriften. Eine Woche danach besuchte ich ihn das erste Mal in der Liebigstrasse. Nach meiner Erinnerung an ihn hatte ich einen freundlichen Empfang mit Sicherheit erhofft, aber meine Erwar-

tung wurde noch übertroffen. Es ereignete sich beinahe dasselbe wie bei meinem guten Direktor in Landsberg: Ich wusste sofort, dass ich hier auf verlässliche Sympathie gestossen war. Er hatte, als ich eintrat, die übersandten Schriften vor sich liegen und fragte gleich nach der Begrüssung mit einem wehmütigen Lächeln: «Muss ich das alles Zeile um Zeile lesen? Gerade jetzt lastet so viel anderes auf mir.» Aber noch ehe ich eine Antwort gefunden hatte, fuhr er fort: «Natürlich werden Sie die Doktorarbeit Ihrem bisherigen Gebiet entnehmen wollen; wie wäre es, wenn Sie Ihre Spielhagenstudie historisch unterbauten?» Ich erzählte von meinen Plänen und gescheiterten Hoffnungen im Jahre 1908, und nach wenigen Minuten waren wir uns über mein Thema einig. Es ging ganz anders zu als damals bei Tobler. Nun weiss ich wohl aus späterer Erfahrung, dass jeder Professor sich gern eines Hörers annimmt, der längst über das eigentliche Studienalter hinaus ist und schon irgendwie im Beruf gestanden hat. Aber ebenso gut weiss ich, dass ein Professor der Philologie keinem Beruf ein schwärzeres Misstrauen entgegenbringt als dem des Journalisten, und also hätten sich eigentlich in Muncker mir gegenüber Wohlwollen und Misstrauen aufheben müssen. Wie sehr aber das Wohlwollen überwog, das zeigte sich gleich darauf, als ich, von Munckers Freundlichkeit verführt, den ärgsten Fauxpas beging. Ich fragte ihn nämlich, ob ich in absehbarer Zeit auf eine Münchener Dozentur rechnen könnte. Er lächelte nur sein väterlichstes Lächeln: «Das beste, Sie reden davon keine Silbe, ehe Sie nicht gut promoviert und sich einige Fürsprecher in der Fakultät erworben haben.» Die volle Stärke der in dieser Antwort liegenden Sympathie konnte ich damals noch gar nicht ermessen. Wieviel Behutsamkeit, wieviel Vortasten, Anklopfen, Abwarten waren in der Regel erforderlich, ehe der Wunsch nach einer Habilitation geäussert werden durfte, wie eifersüchtig hüteten die Fakultäten den Zugang zur Dozentur, wie eifersüchtig überwachte in dieser Sache ein Ordinarius den andern, wie genau prüfte der Senat die Beschlüsse der Fakultäten! Und noch einmal: Niemand war der

Professorenschaft verdächtiger und weniger genehm als ein Literat, der a priori für «unwissenschaftlich» galt. Mein Weg zur Professur ist wahrhaftig ein Ritt über den Bodensee gewesen, und wenn Muncker nicht eben Muncker war, so hätte mich schon diese voreilige Frage um alle Münchner Aussichten gebracht. Er gab mir dann noch einige praktische Ratschläge: Ich sollte zwei Semester studieren, den Nachdruck natürlich auf das Deutsche legen, das ja durch die Wahl meines Themas zum Hauptfach erhoben sei, mich aber auch gleich nach den Ansprüchen Karl Vosslers, des neuen Romanisten der Universität, erkundigen.

So fuhr ich unmittelbar von der Liebig- zur Leopold-Strasse und wurde auch da sofort vorgelassen. Mir fiel die Leere und helle Kühle der hohen Räume auf: wenige schwere Möbel, keine Nippes, kein Plüsch, wenige Bilder an den getäfelten Wänden, viel Luft und Licht. Kühl wie die etwas hochmütige Eleganz dieser Wohnung, die in entschiedenem Gegensatz zur Fülle der Teppiche, Vorhänge, Polster, der Gemälde, der überladenen Bücherregale bei Muncker stand, war auch der Empfang, dabei aber eher gleichgültig als abweisend. «Sie wollen als Germanist promovieren, Französisch und Philosophie als Nebenfächer wählen, Sie haben sich mit französischer Klassik und neuerer Literatur beschäftigt? Ich werde Sie also ausschliesslich auf diesen Gebieten prüfen. 'Unnötig, dass Sie bei mir hören, Sie werden Ihre Zeit für das Deutsche gebrauchen.» Bei Muncker war ich fast eine Stunde gewesen; Vossler brauchte fünf Minuten, mich anzuhören und mit resümierendem Entscheid die Audienz zu beenden. Aber in diesen fünf Minuten hatte ich doch eine wichtige Zusage bekommen und einen sehr merkwürdigen Eindruck von dem mir noch völlig unbekanntem Mann erhalten. Vossler war damals vierzig Jahre alt. Er war schlank, hatte ein mageres kühnes Gesicht, längliche graue Augen unter riesiger schon kahler Stirn, einen mächtigen schwarzen Schnurrbart. Er hatte einen etwas kalten Blick und lässige Bewegungen. So hätte ich mir eher einen französischen Rei-

teroffizier aus alter Adelsfamilie der südlichen Provinzen vorgestellt als einen deutschen Professor der Philologie. Er war sehr elegant, aber auch wieder lässig-gleichgültig und keineswegs auf Taille gekleidet. Dabei trug er an den Füßen rote Sammetpantoffeln. Während er mit mir sprach, hockte am Boden vor ihm ein Mädchlein von etwa zwei Jahren, ganz in das Betasten und Beschnuppern des einen dieser Pantoffel vertieft. Ohne sich in seiner sachlichen Auskunft zu unterbrechen und ohne sonderliche Zärtlichkeit wippte Vossler ein paarmal mit dem Fuss zur Freude der Kleinen und sagte «Miez, Miez!», als wenn da nicht seine Tochter, sondern ein Kätzchen spielte. Ich habe später, als ich in enge Verbindung mit ihm kam, oft an diese Szene denken müssen; sie schien mir charakteristisch für seine kühle Natürlichkeit. Im Augenblick zerbrach ich mir noch nicht den Kopf über ihn, ich war zufrieden, dass er mir keine Schwierigkeiten machen wollte und keinen Wert auf den Besuch seiner Kollegien legte.

In Berlin sagte ich nach meiner Rückkehr sämtliche Arbeiten ab, die noch mit den Redaktionen verabredet waren, und nahm nach achtjähriger Pause das Studium des älteren Deutsch wieder auf. Zu Carolinchens Kreis gehörte ein Kandidat des höheren Lehramts, der eben nach vielen Semestern sein Staatsexamen abgelegt hatte und nun seine Promotion bei Roethe vorbereitete. Gutmacher war ein schwächtiges winziges Kerlchen, sehr nervös-zapflig, sehr redselig, aber vollgepfropft mit sprachvergleichender Gelehrtheit. In Nachmittagsstunden, an denen auch meine Frau teilnahm, führte er uns in die Gotenbibel ein und half mir beim Auffrischen meiner mittelhochdeutschen Kenntnisse.

Persönlich bin ich mit ihm nach dieser kurzen Zeit des Winterausgangs nie mehr zusammengekommen, aber in der Geschichte der mir so nahestehenden Meyerhöfe hat er eine hastige, doch intensive Rolle gespielt. Er wurde von stürmischer Leidenschaft für die massige Käthe erfasst, die man für seine Mutter hätte halten können. Kaum war ihre Scheidung von dem verschollenen Hans

ausgesprochen, kaum hatte er einen Gymnasialposten gefunden, so heiratete er sie mitsamt ihren zwei Kindern, zeugte ein drittes hinzu und starb, noch ehe es zur Welt gekommen. Die Sorge für diese ganze Menschenschar lag nachher jahrelang im Wesentlichen auf dem tapferen Berthold Meyerhof. Käthe selber nahm ihre Schicksalsschläge von der interessanten Seite, fühlte sich durch Leiden geadelt, durch Erfahrungen gereift und wirkte auf ihre Art überzeugter denn je zuvor als Frauenrechtlerin. Ich glaube, sie hat ihr Leben genossen, und ich glaube, es war ein letztes Glück für sie, dass sie sehr jung, noch während des Krieges, an plötzlich auftretender Schwindsucht starb. —

Mehr als die wissenschaftlichen Studien beschäftigten mich in diesen letzten Berliner Wochen die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Vorbereitungen der neuen Phase. Ahnungslos glitt ich in eine andersgeartete, aber fast noch peinigendere Geldmiserie, als es die vorher durchlebte gewesen. Meine Brüder erklärten mir eindringlich (und hatten damit gewiss nicht ganz unrecht), es käme für meine Universitätslaufbahn ungemein viel darauf an, dass ich «würdig» aufträte. «Nicht etwa protzenhaft, aber keineswegs armselig. Du musst durchaus zeigen, dass du nicht auf Verdienen angewiesen bist und ganz der Wissenschaft leben kannst. Du musst in guter Gegend eine gute Wohnung, du musst ein Dienstmädchen haben, du musst eine Einladung erwidern können, du musst natürlich viel besser als jetzt gekleidet und mit Mobiliar versehen sein, du musst in allem und jedem den Standard des sehr gut Bürgerlichen mit Selbstverständlichkeit wahren, du musst immer bedenken, dass man in eine Fakultät kaum anders aufgenommen wird als in ein Offizierskorps.» Sehr verlockend klang mir das alles nicht; aber tat sich mir der neue Weg wirklich auf, so wollte ich nicht an Äusserem scheitern. Nun wurde mir aber nicht etwa das kleine Vermögen übergeben, von dem die Rede gewesen, sondern ein für Berliner Verhältnisse reichlicher Monatswechsel ausgesetzt mit dem Bemerken, ich solle das darüber hinaus Nötige jederzeit unbekümmert anfordern. Später stellte sich

dann heraus, dass das «gutbürgerliche» Leben in München wesentlich kostspieliger war als in Berlin und dass jede jener Sonderanforderungen zwar sofort erfüllt wurde, aber nie ohne kränkende Glossen über unsere Unwirtschaftlichkeit. Die Folge davon war, dass ich mich auf den Monatswechsel beschränkte und dass wir nun mit der reichlich doppelten Summe unseres Berliner Budgets unter dem Anschein der Behäbigkeit in Wahrheit sehr viel enger lebten als vordem in Oranienburg und Wilmersdorf.

Aber im März kündigte sich diese bevorstehende Qual noch nicht an. Ich hatte einen grösseren Betrag in der Hand, mit dem sich alles bequem ins Werk setzen liess. Gleich nach der günstig verlaufenen Unterredung mit den Professoren fuhr ich noch einmal nach München, jetzt mit meiner Frau, und schon am ersten Tage fanden wir eine passable Wohnung in der Römerstrasse, nicht weit von der Universität, im neueren und ansehnlicheren Teile Schwabings. Die grossen Räume hatten vorher kunstgewerblichem Unterricht gedient, es standen noch mehrere Webstühle darin. So hübsch die Wohnung war und so freundlich der Wirt, ein dicker Rechnungsrat mit grauem Schnauzbart, wie aus der «Jugend» geschnitten, ganz befriedigte sie uns nicht, da Balkon und Vorgarten fehlten. Aber wir hatten die ganze Stadt durchstreift, und überall war es das gleiche: Es gab ein paar alte Villen in schönen Parks, es gab weit draussen einige Neubauten mit Vorgärten, aber auch mit Preisen, vor deren Höhe selbst unser neues Budget versagte; die Menge der Wohnstrassen jedoch war völlig entblösst von all den Bäumen und grünen Randstreifen, von all den privaten Möglichkeiten des Blumenschmucks, die uns von Berlin her eine liebe Selbstverständlichkeit bedeuteten. Als ich später einmal mit meinem Münchner und nachher Dresdener Kollegen Janentzky, einem Mecklenburger und grossen Bayernfreund, darüber sprach und ihm erzählte, wie sehr wir die Dresdener Blumenfülle als eine Erlösung von der Münchner Kahlheit empfunden hätten, zuckte er mitleidig die Achseln: Blumen auf Balkons und Fensterbrettern passten zur kleinbürgerlichen Ge-

mütlichkeit und Betriebsamkeit des Sachsen, die knorrige Bayernnatur hätte so etwas nicht nötig.

Nach der Mietsfahrt gingen wir an die Ergänzung unserer Möbel; die schönste Anschaffung war ein neuer Flügel, da der alte schon sehr an Altersgebrechen litt. Dann kam die Kleidung an die Reihe. Zum ersten- und letztenmal in meinem Leben liess ich mir einen unwahrscheinlich teuren Frack schneidern; bis 1933 hat er Dienst getan, seitdem hängt er unbenutzt, aber noch immer dienstbereit im Schrank.

War es auch Kleiderfrage, wenn ich nun – zum dritten- mal – die Frage meiner Konfession erwog? Eine offizielle, eine gültige Schwarz-auf-weiss-Entscheidung musste getroffen werden.

Längst war mir klar, dass ich mich bei meiner Eheschliessung in einen amtlich unzulässigen, vielleicht gar strafbaren Zustand gebracht hatte. Nach dem Taufschein von 1903, der doch in einem Kirchenregister verzeichnet stand, war ich Protestant, nach dem Trauschein von 1906 Jude: Ich war wie ein Mann mit zwei Pässen. Vielleicht schon bei meiner neuen Immatrikulation, sicher aber, wenn ich mich um die Dozentur bewürbe, würde ich bestimmte Angaben machen und Papiere vorlegen müssen. Es war nötig, dass ich jetzt entweder Mitglied einer jüdischen Gemeinde wurde oder mir mein Christentum noch einmal bescheinigen liess oder aber durch ausdrückliches Schreiben die Löschung des damaligen Eintrags im Kirchenregister herbeiführte und mich zugleich als Dissidenten bekannte. Rein unter dem Gesichtspunkt der Opportunität war die dritte Lösung der Schwierigkeit die schlechteste, die zweite die beste und selbstverständliche. Ich könnte mich jetzt also des gemeinen Opportunismus anklagen und die erneute Taufe dem bestellten Frack gleichstellen; aber das wäre eine jener Koketterien mit der Sünde, vor denen ich mich hüten will wie vor der Selbstbeweihräucherung. Wieso ist denn jede opportune Handlung anrücklich, wieso gilt das sprichwörtlich gewordene «Paris vaut bien une messe» als ein zynisches Wort? Wenn mir eine Sache von höchster Bedeutung ist und eine andere gleichgültig – ha-

be ich nicht die Pflicht, im Konfliktfall die gleichgültige der wesentlichen zu opfern? Ein zukünftiges Katheder war mein «Paris», und allen traditionellen Glaubensformen stand ich mit unterschiedslos gleicher Indifferenz und Kälte gegenüber. Und weiter und ausschlaggebend: Ich hatte 1906 meine Taufe rückgängig gemacht, weil ich mich im schroffen Gegensatz zum Strebertum meiner Brüder fühlte. Aber ich wusste jetzt genauer und schwankungsloser als damals, dass ich ein Zentrales dieses Strebertums ganz und gar mit ihnen teilte: den Willen zum Deutschsein. Und ich hatte seit den Wiener und Prager Erfahrungen nicht mehr die feste Überzeugung, dass sich Judentum und Deutschtum unter allen Umständen miteinander vertragen könnten. Kam aber eine Wahl im Geringsten in Betracht, so bedeutete mir das Deutschtum alles und das Judentum gar nichts.

Doch war mir die Erinnerung an die geschäftsmässige und beinahe gewaltsame Art, in der Berthold damals meine Taufe bewerkstelligte, während ich selber zu allem schwieg, über die Massen peinlich. Wiederholt hatte ich von dem liberalen Wesen des Pfarrers Egidi gehört, der im Berliner Norden an der Dankeskirche amtierte. Ich suchte ihn in seiner Wohnung in der Brunnenstrasse auf und sprach sehr offen mit dem stattlichen Mann, den man heute als einen spezifisch nordischen Typ bezeichnen würde. Ich sagte ihm, es sei mir genauso unmöglich, an das christliche Dogma zu glauben wie an den Jahve des Alten Testaments. Doch empfände ich das Christentum als ein wesentliches Element der deutschen Kultur, in die ich hineingeboren, der ich durch meine Bildung, meine Ehe, mein gesamtes Denken und Fühlen unlöslich verbunden sei. Dies sei das Motiv meines beabsichtigten Übertritts, der ja keinen Wechsel sittlicher Prinzipien in sich schliesse. In meinen Studien hätte ich mich naturgemäss sehr viel mit dem Christentum beschäftigt und hätte vor allem bei Lessing gefunden, was mir gleicherweise für das Christentum und das Deutschtum entscheidend sei und vollkommen zusage. Darauf erwiderte Egidi, hiermit könne er sich einem reifen Menschen ge-

genüber zufriedengeben. Er wolle beim Taufakt mich nicht das Bekenntnis sprechen lassen, sondern es mir nur vorlesen als «den überkommenen altherwürdigen Ausdruck des Glaubensinhaltes»; danach möge ich ihm geloben, der Kirche Treue zu halten. In dieser erträglichen Weise wurde denn auch einige Tage später die Taufe in der Dankeskirche vollzogen. Nur meine Frau war als Zeugin zugegen. So glaubte ich, nicht gegen mein Gewissen gehandelt zu haben. Auch eine auf das Sittengesetz gerichtete Predigt Egidis, die ich den Sonntag zuvor angehört hatte, war mir nicht beschwerlich gefallen. Eine Woche nach dem Übertritt aber ging ich in die Kirche der Stadtmission am Johannistisch. Dort im einstigen Stoeckerhaus predigte vor einem grossen und andächtigen Publikum der junge dunkelhaarige Pastor Le Seur, den mir Egidi als bedeutenden Redner gerühmt hatte. Mit welcher Inbrunst las er das Bekenntnis, das Egidi als ehrwürdige Form höflich beiseite schob! Und seine Predigt über Jesus in Gethsemane begann mit dem Satz: «Nichts ist so unfrohm als erklären wollen.» Worauf er aufs Kindlichste von dem väterlichen Gott und seinem Sohn wie von irdisch körperhaften Persönlichkeiten redete. Da kam ich mir unter den Hörern wie verloren vor und im Besitz meines neuen Taufscheins wie ein Betrüger. –

Am 24. April ging unser Umzug nach München vor sich. Wie in Oranienburg war auch in Berlin unser letzter Gast Julius Sebba. Er erschien, als schon das Packerchaos bei uns herrschte. Aber aus dem Wirrwarr glänzte der neue Flügel. Das reizte Sebba an, sich ein Cello auszuleihen, und so kam noch ein ausgiebiger Musikabend zustande. Ich gab in der Erinnerung an das Oranienburger Zusammensein einen recht wehmütigen Zuhörer ab. Mit so grossen Hoffnungen auf mein freies Schriftstellertum und meine endlich ganz zu erringende Selbständigkeit war ich vor einem halben Jahr nach Berlin gekommen. Und jetzt setzte ich mich wieder auf die Schulbank und gab selbst das winzige bisher erworbene Mass an Selbständigkeit preis.

Meine trübe Stimmung wurde auch während der nächsten Mo-

nate nicht besser, obschon es sich rasch zeigte, dass mir mindestens die Erreichung des Doktorgrades geringe Mühe bereiten würde. Überhaupt ist es mir in meiner ganzen Münchner Zeit so ergangen: Trotz des ganz ungewöhnlichen Glücks im Würfelspiel meiner neuen Laufbahn – nirgends stiess ich auf Ablehnung oder auch nur auf eines der üblichen und zahlreich wimmelnden retardierenden Momente, alles wickelte sich mit einer hybriden Glätte ab, und später habe ich denn auch für diese unverschuldete Hybris überreichlich gezahlt –, trotzdem haben wir uns in München niemals wohl und heimisch gefühlt.

Das lag in der Hauptsache an den Münchnern, die uns in den meisten ihrer Lebensäusserungen, im Wohnen, Essen, Trinken, Sichkleiden und -waschen, im Arbeiten und Feiern je länger, je weniger zusagten. Enge Beziehungen zu ihnen haben wir, sofern ich von meinem Kriegsdienst absehe, nie gehabt, aber immer empfanden wir sie als ein peinliches Ambiente, aus dem wir uns fortsehnten. Unsere Antipathie durchlief drei Phasen. Erst war sie von einiger Belustigung gemildert, danach fiel uns die Eigenart dieser Menschen lästig auf die Nerven, und schliesslich, während des Krieges und der Revolution, stiessen wir bei ihnen auf wahrhaftige Mängel des Charakters und der Humanität.

Meine Frau lebte, während ich im Felde stand, auf dem Lande, und sie vertrat die Meinung und Theorie, der Oberbayer sei von Natur ein Bauer und in ländlichen Verhältnissen geniessbar; erst in der Stadt verkomme er, und wahrscheinlich seien es auch von Vornherein die schlechteren Elemente, die in die Stadt zögen. Wenn ich ihr dann Unerfreuliches auch von bayrischen Bauern entgegenhielt, bekam ich zur Antwort, hier handle es sich um allgemeine Charakterzüge des Bauernstandes überhaupt und nicht um spezifisch Bajuwarisches. Ich lasse das dahingestellt, und ebenso lasse ich es auch offen, wieweit unsere Abneigung gegen die Münchner rein subjektiv bedingt war, und endlich, wieweit wir objektiv vorhandene Mängel zu Unrecht verallgemeinert haben. Ich halte mich einfach an die Aufgabe des Autobiographen,

Selbstgesehenes und Selbstempfundenenes auszusagen. Dass ich von den Münchnern im engeren und eigentlichen Sinn spreche, muss wohl auch betont werden. Denn so wie die prunkvolle Ludwigstrasse mit ihrer künstlichen Italianität das Stadtbild beherrscht und doch nicht das eigentliche München ausmacht, so ist es mit den vielen in München ansässigen Nichtbayern; und so wie die Feldherrnhalle das Preysingpalais verstellt, so verdeckt das Treiben der Nichteingeborenen und das Bild, das sie sich vom Münchner Leben machen und das sie, in Humor und Satire idealisierend, überallhin verbreiten, die wahre Münchner Realität. München besitzt Deutschlands zweitgrösste Universität. Unter ihren mehreren tausend Studenten sind die Bayern sehr in der Minderheit. Der norddeutsche Studiosus freut sich des bayrischen Dialekts und des bayrischen Biers, sobald er dem Bahnzug entstiegen ist, er verbringt sein Semester unter Kommilitonen und nimmt ein verklärtes Münchenbild mit sich in die Heimat. Der Lehrkörper der Universität bildet eine bedeutende Einheit; man gibt sich untereinander starke Anregungen, man vertritt nach aussen hin die geistige Bedeutung Münchens. Aber wie viele unter den Dozenten sind Bayern? Die allerwenigsten, während Schwaben und Norddeutsche dominieren. München ist Kunststadt und Literatenstadt. Aber wie viele seiner Künstler und Schriftsteller sind Münchner oder Bayern? Wieder die allerwenigsten. Sie mögen in «Jugend» und «Simplicissimus» das eigentliche Münchnertum verspotten – es ist verklärender Spott: Irgendwo und irgendwie schlägt immer jene Meinung von der knorrig urwüchsigen bayrischen Natürlichkeit durch; selbst im dickbäuchigsten Philister belächelt man noch anerkennend die schöne Erdschwere.

Auch wir haben anfangs darüber gelächelt. Der Installateur stand auf der Leiter, um das Gasrohr über die Decke zu ziehen. Ein Stück musste geknickt werden. «Soll ich Ihnen die Zunge hinaufreichen, oder kommen Sie herunter?» – «Aber wozu denn?» Der Mann legte das Rohr über die Stirn und bog es langsam und kunstgerecht auf diesem zuverlässigsten Amboss. Wir fragten,

der Berliner Polizeivorschriften eingedenk, unsern Wirt und Rechnungsrat, ob wir Blumenbretter an den Fenstern der Strassenfront anbringen dürften. – Wenn es uns Spass mache, natürlich; aber weshalb erst Blumenbretter? Auf den Aussenborden hätten die Töpfe ohnedies Platz. – Aber es könnte doch einer herunterfallen und einen Passanten treffen. – «Na wenn es fällt, was kann denn so ein Blumenstöckel gross Schaden anrichten?» – Weniger erheiternd war schon das Erlebnis mit der Waschfrau, das kein einmaliges blieb. Sie forderte geringen Lohn, aber darüber hinaus «a Hoibi» zum Frühstück, zum Mittag und zum Vesperbrot, sie holte das Bier jedesmal bedächtig aus dem benachbarten Bräu, sie trank es langsam geniesserisch, sie war hinterdrein in verträumter Stimmung, und mit alledem nahm unsere Wäsche die doppelte Zeit in Anspruch wie vordem in Oranienburg. Immerhin, die Waschfrau kam zur verabredeten Zeit. Aber wie lange hatten wir auf den Installateur warten müssen, und wie oft mussten wir später in dringenden Fällen vergeblich auf Handwerker warten! Man sage nicht, das Wartenlassen sei eine allen Stämmen gemeinsame Eigenschaft der Handwerker. Wir haben an manchen Orten Deutschlands mit ihnen zu tun gehabt: An ihren Münchner Kollegen gemessen, waren alle andern vollkommen an Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit. Mahnten wir aber in München, so ernteten wir Achselzucken und machten uns als hastige Preussen unbeliebt. Doch die Handwerker bereiteten uns nur gelegentlichen Verdruss; dagegen mussten wir uns über die Kaufleute tagtäglich ärgern. Man sagt, die Liebe gehe durch den Magen; soweit das stimmt, trifft es sicherlich auch auf das Kollektivum einer Gegend oder einer Stadt zu. Wir diskutieren oft und unentschieden darüber, ob wir in Frankreich oder Italien besser gegessen haben; aber immer sind wir uns darin einig, dass wir im Punkte der Verpflegung (im Quale, nicht im Quantum) nirgends so schlecht daran gewesen sind wie in München. Am meisten wunderte uns anfangs, dass wir in den Geschäften fast durchweg alte, mehr oder minder ranzige Butter erhielten. Gerade München

hätte doch aus unmittelbarer Nähe die beste Gebirgsbutter bekommen müssen. Erst nach ein paar Wochen löste uns unser westfälischer Zahnarzt, der riesige und behäbige Dr. Stüttgen, das Rätsel. Die frische Gebirgsbutter wurde in grössten Mengen nach Berlin geliefert. In München machten nur ein paar Delikatessläden und Hotels darauf Anspruch, das allgemeine Publikum nahm es damit nicht so genau. Nach Stüttgens Dafürhalten stumpfte der viele Biergenuss die Geschmacksnerven ab. Er riet uns auch, Wurstwaren aus Berlin oder Braunschweig schicken zu lassen, wir würden dabei nicht nur ungleich besser, sondern auch trotz des Portos billiger fahren. Wir folgten ihm, und es verhielt sich wirklich so. Vorher hatten wir mehrmals versucht, die oder jene in Berlin allgemein verbreiteten Dinge, eine Tee- oder Schokoladensorte, in einem Münchner Geschäft zu bestellen; wir sicherten regelmäßige Abnahme zu, es war für die Leute nicht das geringste Risiko vorhanden. Man gab uns im günstigsten Fall ein höfliches Nein zur Antwort, öfter jedoch ein derart schroffes, als hätten wir beleidigende Zumutungen gestellt. Ging unsere Maria zum Schlächter, so bekamen wir unweigerlich, was sie im Einholheft als «Graghr» bezeichnete; nach einiger Zeit erfuhren wir, dass damit Krakauer Wurst gemeint sei. Bisweilen sagte sie entschuldigend: «Die Graghr sieht heut a weng bespieben aus, aber es hat nichts anderes gegeben.» Einmal, ein einziges Mal, entdeckte meine Frau in einem allerelegantesten Delikatessladen einen Räucheraal und konnte der Versuchung nicht widerstehen. Maria entsetzte sich vor dem Tier, das sie noch nie gesehen hatte, und war nicht zu bewegen, davon zu kosten.

Maria Billinger, die erst vor wenigen Monaten vom Land zur Tante in die Stadt gezogen war und bei uns ihren ersten städtischen Dienst versah, ist die einzige Person, die uns erfreulichere Seiten der gerühmten Natürlichkeit zeigte. Sie war gutwillig, heiter und zutunlich, die Arbeit fiel ihr leicht, und sie liess sich rasch belehren. Beim ersten Mittag bestand ihr Aufdecken einzig darin, dass sie die runde Schüssel mit den in Sauce schwimmenden

Fleischstückchen auf die Mitte des Tisches stellte und zwei Löffel griffbereit einander gegenüber an den Schüsselrand lehnte. Schon bei der nächsten Mahlzeit waren Teller, Bestecke und Servietten manierlich zur Stelle. Doch blieb Maria nicht lange bei uns. Bereits im Juni nahm die kaum Neunzehnjährige erstaunlich an Umfang zu, und im Juli war es offenbar, dass sie ein Kind erwartete. Noch zögerten wir mit einer gewissen Verschämtheit, sie zu fragen, wie sie sich den weiteren Dienst bei uns denke, da brachte sie selber die Angelegenheit vor uns beiden zur Sprache, und nicht nur mit völliger Unbefangenheit, sondern so beglückt und stolz, wie man von einem wahrhaft freudigen Ereignis spricht. «Er» sei ein Bauernsohn, zur Zeit bei den Leibern, und «so arg vui stark». Wir fragten sie, ob eine Ehe geplant sei. Sie erwiderte, das müssten sie sich beide noch überlegen, jedenfalls eile es damit nicht. Das Kind wolle sie bei den Eltern zur Welt bringen, da könne es auf dem Hof bleiben; es sei schon ein kleiner Junge von ihrer Schwester da, die ebenfalls in der Stadt diene. Sie selber wolle im Spätherbst wieder zu uns ziehen und für die Zwischenzeit «die Cousin» als Stellvertreterin schicken. Danach war aber die Cousine verhindert, wir verloren die bayrische Maria aus den Augen, und an ihre Stelle trat die württembergische Anna.

Dass ein uneheliches Kind in Bayern keine Schande, nicht einmal eine peinliche Ausnahme bedeutete, haben wir später noch häufig beobachtet, den prunkvollsten Fall auf einem Ausflug in Berchtesgaden. Dort wurde gerade eine gewaltige Bauernhochzeit gefeiert, und überall sprach man von ihr. Sie hatte deshalb so riesiges Ausmass, weil die reichen Brautleute ihre sämtlichen unehelichen Kinder mit dem dazugehörigen Anhang geladen hatten, die Braut drei und der Bräutigam zehn. Und dass in diesem Punkt die ländliche Sitte auch in städtischen und höheren Kreisen nicht ganz vergessen war, dafür erhielt ich noch in Dresden einen nachträglichen Beweis. Mein bis zur Zimmerlichkeit sittsamer Kollege Brotanek nahm einen Ruf an die Universität Erlangen an und

zeigte mir dann mit wahrer Entrüstung den amtlichen Fragebogen, den er auszufüllen hatte: «Ledig? – Verheiratet? – Wieviel eheliche Kinder? – Wieviel uneheliche Kinder?»

So wenig wir sonst über unsere Maria zu klagen gehabt hatten, wir zogen ihr die württembergische Anna bei Weitem vor. Denn sie sorgte an ihrer Person und im Hause aufs Selbstverständlichste für Sauberkeit, und bei Maria war Sauberkeit nichts Selbstverständliches und nur durch ewiges Ermahnen, und auch so nur approximativ, erreicht worden. Und dies war uns das Peinlichste an der bayrischen Natürlichkeit: der Schmutz. Immer wieder fiel uns bei Arbeiterfrauen und Kleinbürgerinnen das Schlampige der Kleidung auf und eine Aura der Ungewaschenheit, immer wieder machte uns die Schmierigkeit der kleinen Läden und der Treppenhäuser in älteren Strassen betroffen. Münchenverehrer nannten das südlich-romantisch – aber wo war die ausgleichende Sonne des Südens, wo die ausgleichende Anmut südlicher Menschen? Dass man übrigens durchaus nicht zum Volk im engeren Sinne gehören musste, um teilzuhaben am volkstümlichen Schmutz, ergab sich noch mitten im Kreis der Universität. Aber das sowie die schlimmeren Dinge, die ich gegen München auf dem Herzen habe, sollten wir erst später erfahren. Vorläufig bereiteten uns nur diese kleinen Alltäglichkeiten ein ständiges Unbehagen.

Noch muss ich zu ihnen die tägliche Zeitungslektüre rechnen. Natürlich waren die «Münchner Neuesten Nachrichten» in ihrem politischen und allgemeinen Teil nicht sonderlich verschieden von anderen grossstädtischen liberalen Blättern. Aber umso auffälliger hoben sie sich von ihnen im privaten Teil ab, in manchen Anzeigen und Betrachtungen, in alledem, was sich ausschliesslich an die Münchner wandte. Hier schlug mir nicht selten eine Dumpfheit entgegen, die an den Geruch der verschmutzten kleinen Läden erinnerte. Einmal, im Fall des Somalinegers, notierte ich mir einen Satz wörtlich und schrieb daneben: «Zur Mentalität Münchens.» Der zu einer Kolonialoder Zirkusschau gehörige

Schwarze war an irgendeiner interessanten Krankheit gestorben und widerrechtlich sezirt worden. Darüber war ein begrenzter Skandal entstanden. Dann aber hatte sich offenbar der Unwille der Bevölkerung gegen das Sezieren überhaupt wie gegen eine Unsittlichkeit und eine Sünde gewandt, und dieser anachronistische Protest musste ein weitverbreiteter und sehr energischer sein, denn die «Neuesten Nachrichten» hielten es für nötig, in ihrem Generalanzeiger den ausführlichen Artikel eines Arztes über die gelegentliche Notwendigkeit der Sektion zu bringen. In seiner Apologie bediente sich der Mann genau jener zugleich verschleiern und realistischen Bildhaftigkeit, die man in alten katholischen Predigten antrifft: «... und die Pietät gegen den Verstorbenen kann hier auch nicht angeführt werden, denn wir wollen uns doch hüten, uns zu sehr in materialistischen Gedankengängen zu verlieren und zu glauben, es wäre dem Wesen des Verstorbenen zu nahe getreten, wenn im Hause seiner Seele einige Kästen geöffnet und einige Schubladen aufgezogen werden ...»

Nein, München bot unsern Seelen kein zusagendes Haus, und wenn wir uns auch im Lauf unseres Lebens an manchen Orten um vieles unglücklicher gefühlt haben als hier, so haben wir doch nirgends eine peinlichere Ode empfunden.

Natürlich trug die Stadt nicht alleinige Schuld daran. Sicherlich lastete ihre Dumpfheit umso stärker auf uns, als unsere eigene Lebensführung ins Dumpfe geraten war. Wir hatten in Berlin ein bis zur Überreizung reizvolles Dasein geführt, wir hatten dort alles gemeinsam genossen und gemeinsam gearbeitet, und jetzt langweilten wir uns viele Stunden des Tages getrennt und jedes auf eigene Faust. (Hier vermisste ich wieder einmal ein deutsches Äquivalent für das umfassendere ennui.)

Dies gilt besonders für mein erstes neues Semester. Das wiederaufgenommene Studium füllte mich gar nicht aus. Bei der Immatrikulation gedachte ich mit rechter Bitterkeit der Hochgefühle, die mich zehn Jahre zuvor während des gleichen Aktes in dem

gleichen Raum erfüllt hatten. Jetzt war das eine trockene Formalität und beschämte mich ein wenig unter der Menge so viel jüngerer und erwartungsvoller Studenten. Nachher im Kollegsaal sah ich wohl, dass ich unter den Hörern weder das einzige ältere noch das älteste Semester war; es gab sogar Grauhaarige unter ihnen. Dennoch kam ich mir auf der Schulbank so deplaciert als möglich vor.

In krasser Undankbarkeit muss ich sagen, dass dies vor allem an Muncker lag. Sein Kolleg langweilte mich grausam (und hier komme ich mit dem deutschen Wort vollkommen aus). Es bot mir stofflich wenig, geistig gar nichts Neues. Trotzdem fing ich die plätschernde Quelle sorgsam in meinem Heft auf. Das tat ich zum Teil deshalb, um mich buchstäblich an meinen Federhalter anzuklammern. Es war immer die schwierige Stunde zwischen Mittag und Kaffee, in der ohnehin Schläfrigkeit lauert. Sobald ich mit Nachschreiben aufhörte, fiel mir der Kopf vornüber. Ein paarmal tat er's sogar im Schreiben, und ich erwachte, als der Federhalter das schräge Pult hinabkullerte. Zum Glück hatte Muncker nichts bemerkt. Und hier ist der andere Grund meiner Ausdauer berührt. Ich wollte ja nicht studieren, sondern ein Examen bestehen, ich wollte nicht nur genau die Weisheit meines Hauptexaminators kennenlernen, sondern mich auch deutlich als sein eifriger Jünger bezeigen. Immer sass ich auf demselben Fensterplatz der vordersten Reihe; sah ich vom Heft auf hinaus, so wies mir, als verachte er mein Strebertum, der Herkules über dem Portal sein nacktes Hinterteil; sah ich aber zum Katheder, so begegnete ich oftmals Munckers wohlgefälligem Blick. Auch in seinem Seminar fühlte ich mich schlecht am Platze. Gelegentlich unterhielt er sich hier eingehend mit mir, aber die meiste Zeit verwandte er darauf, Anfängern Anfangsgründe beizubringen.

Wesentlich konsistenter waren die Stunden bei Hermann Paul. Der kleine kahlköpfige Mann besass gar keine Rednergabe, die Worte flössen ihm langsam und stockend; aber die Sachlichkeit und Fülle seiner Erklärungen mittelhochdeutscher Texte gefielen

mir umso mehr, als ich sie mit Roethes verhassten Künsten verglich. Nur eben, ich hatte schon als junger Student lieber mit Wörterbuch und Kommentar für mich selber gearbeitet, und jetzt brachte ich die Geduld zur Teilnahme an einem Klassenunterricht nur noch mit grosser Überwindung auf.

Mit der Konzentration auf das Examensziel nahm ich es so ver-bissen genau, dass ich mir keine Vorlesung neben den pflichtge-mässen deutschen gönnte, dass ich auch zu Haus jede andere Arbeit und Lektüre ausserhalb des deutschen Pensums unterliess; ich sass viele Stunden über Grammatik, Daten und Stoffge-schichte der älteren Literatur, ich studierte nicht, ich büffelte.

Der einzige Lichtblick dieses Sommersemesters war Vossler, und zu ihm geriet ich nur durch einen Zufall, und nur mit vielen Skrupeln blieb ich bei ihm. Ich hatte mir nun einmal vorgenom-men, diese erste Zeit ausschliesslich an das Hauptfach zu setzen; mit den Nebenfächern und der Dissertation würde ich später zu Rande kommen. Die Einschreibungsfrist war schon fast abgelau-fen, als ich eines Vormittags das für den Lesesaal bestellte Werk nicht vorfand. Für die eine Stunde vor Pauls Kolleg nach Hause zu gehen lohnte nicht. Während ich noch unschlüssig zögerte, sah ich Vossler auf seinen Hörsaal zuschreiten. Rasch trat ich durch die hintere Tür in den grossen vollen Raum. «Du kannst ihn dir ja ein Weilchen ansehen und dich dann hinausdrücken», dachte ich bei mir, «französische Sprache der Renaissancezeit ist für dein Examen nicht obligat.» Wieder und mehr noch als bei meinem Besuch in der Leopoldstrasse fiel mir die lässige Eleganz seiner Erscheinung und seines Gehabens auf. Er stand mit halb seitlicher Wendung am Rednerpult, die Linke in die Hüfte gestemmt, mit der Rechten das Manuskript umblättern-d. Sein Vortrag war ein zwangloses Mittelding zwischen Lesung des vorbereiteten Textes und freiem Sprechen. Er hatte eine volle Stimme und betonte Satz um Satz sehr deutlich, ohne aber die schwäbische Lautfärbung zu unterdrücken und ohne jedes Bemühen, den Hörer mitzureissen. Es schien ihm völlig gleichgültig, ob zehn oder hundert der An-

wesenden folgten. Doch blieb mir in der ersten Stunde wenig Zeit zu solchen Betrachtungen, denn sofort war ich vom Inhalt seines Kollegs aufs Äusserste überrascht und gefesselt. Es war, wie sich später ergab, ein Kapitel seines eben im Entstehen begriffenen Buches «Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprache», seines bedeutendsten und einflussreichsten Werkes also. Um es kurz und ohne Fachsimpelei zu sagen, so hat er damit die in Einzelforschung abgeglittene Romanistik wieder geistesgeschichtlich orientiert. Seine Gegner freilich klagen, er habe die Romanistik und die Philologie überhaupt ins unsichere Gelände der philosophischen und ästhetischen Spekulation gedrängt. Ein ganz klein wenig Berechtigung habe ich diesem Einwand zuletzt zugestehen müssen, aber im Anfang und auf lange Jahre hinaus war ich von Vossler wahrhaft bezaubert. Die in Gemeinschaft mit Eugen Lerch unterzeichnete überschwengliche Widmung der Festschrift zu seinem fünfzigsten Geburtstag: «Gebückt wie eine Ährenleserin schritt die romanische Philologie durch die Felder des unverknüpft Einzelnen; Sie hoben sie auf den Thron des philosophischen Betrachtens ...» stammt aus meinem Herzen und meiner Feder.

Ich muss mich nun aber hüten, den Eindruck oder die hinterlassene Wirkung jenes ersten zufällig gehörten Kollegs allzu enthusiastisch und romanhaft darzustellen. Später habe ich mir oft gesagt: «Es war eine Offenbarung, und in diesem Augenblick wurde ich Vosslers Schüler, und in diesem Augenblick begann meine wissenschaftliche Laufbahn.» Das mag bei nachträglicher Betrachtung zutreffen; aber damals merkte ich es nur sehr unvollkommen, und soweit ich die Bezauberung spürte, setzte ich mich gegen sie zur Wehr. Wohl blieb ich die ganze Stunde, statt mich bald hinauszuschleichen; wohl sagte ich mir hinterher: «Überaus interessant und eine Erlösung von Tobler!» Aber ich sagte mir auch, dass mich diese Dinge zur Zeit nichts angingen und dass ich mich nicht ablenken lassen wollte. Wohl sass ich am nächsten Tag wieder im Vosslerkolleg, und am übernächsten belegte ich es ordnungsmässig, um es fortan das ganze Semester hindurch kein

einziges Mal zu versäumen; aber ständig wiederholte ich mir, dies sei nur eine wahrscheinlich sündhafte Belohnung meines sonstigen Wohlverhaltens und ein Nebenbei meiner eigentlichen Tätigkeit. Freilich blieb ich gleich darauf in Vosslers Seminar, in das ich nur einen einzigen Blick hatte werfen wollen, genauso hängen wie in seinem Kolleg. Ja fester noch, denn auf sein Zureden übernahm ich ein Referat und noch dazu auf einem mir ganz unvertrauten Felde. Damals erschien gerade der letzte Band der Bédier-schen Epentheorie, und darüber sollte ich sprechen. In meinem Tagebuch verteidigte ich mich doppelt: Ich hätte meinem künftigen Examinator keinen Korb geben dürfen, und mit der Kenntnis dieser Theorie liesse sich wohl auch im Mittelhochdeutschen glänzen. Aber daneben stehen Vorwürfe der Zersplitterung halber, und da ich viel Mühe auf das Referat verwandte, so kehren sie Woche für Woche wieder. Im Rechenschaftsbericht über das ganze Semester heisst es schliesslich, ich hätte mich ja ganz tüchtig ins Deutsche eingearbeitet, aber doch viel kostbare Zeit bei Vossler vergeudet. An diesem «Vergeuden» dürfte die Kühle schuld sein, mit der er meine Arbeit aufnahm; er tadelte sie nicht gerade wie andere Referate dieses Semesters, aber von lobenden Worten war auch nichts zu hören. So sehr mich also alles, was er vortrug, fesselte: Auf den Gedanken, dass sich mein wissenschaftliches Schicksal auf ihn gründen könnte, verfiel ich noch durchaus nicht.

Die freudlose Büffelei für das deutsche Hauptfach gab dem Semester das stumpfe Gepräge. Immerhin war sie mehr freudlos und einschläfernd als peinigend; denn wie gesagt: Auf sonderliche Schwierigkeiten stiess ich nirgends. Mir blieb reichliche (nur allzu reichliche) Zeit für tägliche Spaziergänge und wöchentliche Wanderungen. Die Spaziergänge führten regelmässig über den gepflegten Englischen Garten hinaus in das freiere Park- und Wiesengelände des Aumeisters, die Wanderungen fast immer ins Isartal. Hier war Schäftlarn mit der tiefliegenden alten Holzbrücke und den weitläufigen weissen Klosterbauten das bevorzugte Ziel.

Es fehlte uns auch nicht an einigem Verkehr und einiger Hausmusik. Die Gruppe Meyerhof umgab uns in München beinahe so eng wie in Berlin. Tante Agnes, die malende, und Tante Leo, die schreibende, waren nacheinander Gäste des Hauses Crusius. Vater Crusius, ein etwas genialisch eitler, aber wohlwollender Mann, der während des Krieges eine Fülle kindlicher Kriegslieder produzierte, war Gräzist und sehr angesehener Ordinarius der Universität. Wir wurden zu einem Tee eingeladen, als Leo Hildeck ein kleines eigenes Theaterstück vorlas, und dies war unsere erste gesellschaftliche Berührung mit der hohen Fakultät. Crusius, der Sohn, studierte Mathematik, spielte Klavier und schwärmte für Bruckner. Er hatte ein lehrhaftes leicht pedantisches Wesen, und die endlosen Fachunterhaltungen, die er an vielen Abenden bei uns mit meiner Frau führte, waren für uns beide ein bisschen ermüdend. Anregender gestalteten sich die Besuche Friedel Krakauers, der uns beim Wilmersdorfer Kostümfest als Maurer erschreckt hatte und der jetzt in München einen Posten als Architekt innehatte; mit ihm philosophierten wir beinahe so viel wie vordem mit Sebba, doch ging es hier meist um ästhetische Probleme. Dann war zu Malstudien Hanna Stern da; sie hatte einen Freund gefunden, den sie bald danach heiratete und der es in seiner Vaterstadt Frankfurt zu einigem Ansehen als Maler brachte: Theo Cristiani. Das merkwürdigste an diesem gutmütig bescheidenen Menschen war sein von ihm untrennbarer Vater, ein Handwerker, der sich als Witwer mit kleinem Vermögen zur Ruhe gesetzt hatte und nun in allerlei Künsten und Wissenschaften dilettierte: Mit liebenswürdigster Selbstverständlichkeit beherrschte er den Sohn und die künftige Schwiegertochter als absoluter Tyrann. Einmal besuchten wir die drei in Grafrath, wo in der blühenden, aber eintönig welligen Landschaft ein Malkurs abgehalten wurde, häufig waren sie bei uns, und immer dominierte der Vater; ich glaube, Hanna und Theo waren verliebter in ihn als ineinander, und so soll es auch in ihrer Ehe bis zum Tode des Alten geblieben sein. Ich habe mir vergeblich den Kopf darüber zerbrochen, worauf ei-

gentlich die Anziehungskraft und Herrschgewalt des behaglichen Egoisten beruhte. Auf Urlaub erschien das Carolinchen bei der stilleren Schwester. Sie wollte natürlich das «wirkliche» Schwabing kennenlernen, und auf Friedel Krakauers Rat zogen wir alle ins Café Stephanie. Uns beiden kam es ziemlich verschlafen vor, und ich notierte: «Eine Mähne macht kein Schwabing», ein Aperçu, das ich auf ganz Schwabing ausdehnte; denn sein Strassenbild war viel mehr durch Studenten und Militär bestimmt – hier ging der Weg zu den Kasernen am Oberwiesenfeld – als durch Erscheinungen der Bohème.

Bald kamen auch etliche meiner neuen Kommilitonen zu uns. Jetzt studierten ungleich mehr Frauen als während meiner ersten Universitätszeit. Zwei untereinander sehr verschiedene Studentinnen schlossen sich uns an. Grete Dehlinger, die wir im nächsten Jahr in Paris wiedertrafen, war ein junges, zartes, überempfindsames Geschöpf. Sie beichtete uns oft ihre Herzensnöte; ständig lagen ihre Tugend und ihre Erotik im Kampf, immer siegte die Tugend, aber wahrscheinlich wäre eine Niederlage für Grete Dehlinger selber und für ihr Studium zuträglicher gewesen. Johanna Krüger, die andere Studentin, hatte solche Jugendkämpfe längst hinter sich. Sie war wesentlich älter als wir und stand jetzt vor dem Doktor- und Oberlehrerexamen, nachdem sie vorher ein naturwissenschaftliches Studium fast zum Abschluss gebracht und zwischendurch geschriftstellert hatte. Sie war sehr hässlich, ungeheuer gelehrt, ungemain geistreich und bissig, dabei (mit den hervorquellenden Augen der Basedowkranken) fieberhaft nervös. Am Tage ihres Doktorexamens erwartete ich sie vor dem Prüfungssaal und wollte ihr aus dem Mantel helfen. Sie riss ihn derart heftig vom Leibe, dass drei Knöpfe weithin auf den Boden rollten, schrie mir zu: «Wann ist Gottsched gestorben?» und rannte zur Tür, ohne meine Antwort abzuwarten. Einige Zeit später erzählte mir Muncker mit wehklagender Stimme, er habe seiner besten und gelehrtesten Schülerin mit Müh und Not und nur auf Grund ihrer Dissertation und ihrer allseits bekannten Tüchtigkeit

ein cum laude verschaffen können, da sie allen Prüfenden auf alle Fragen grotesk verkehrte Antworten gegeben habe. Es ist mir rätselhaft, wie sie nachher das ungemütlichere Staatsexamen bestehen konnte. Sie wirkt noch heute an einer rheinischen Schule, und als sie uns vor zwei Jahren das letzte Mal besuchte, war sie noch geradeso fieberhaft wie damals in München. Ihr genaues Gegenteil im Temperament bildete Albert Hirsch, seiner zierlichen Statur halber allgemein der kleine Hirsch genannt. Wie sie in Munckers, so glänzte er in Hermann Pauls Seminar. Er stand erst im Anfang der Zwanzig, wirkte aber durch seine Ruhe und Ausgeglichenheit älter. Er war mir unter den Mitstudierenden der weitaus liebste, und auch mit ihm bin ich bis in die letzte Zeit in Verbindung geblieben. Wo er sich jetzt befindet, weiss ich nicht. Nachdem ihn das Dritte Reich aus dem Lehramt am Frankfurter Goethegymnasium entfernt hatte, wurde er Direktor des Philanthropins. Dann kam er ins Konzentrationslager, danach ins Krankenhaus. Schliesslich scheint es ihm vor dem Krieg geglückt zu sein, dem Inferno zu entinnen. Er gab mir in München allerhand Aufschlüsse über Internes und Technisches der akademischen Prüfung, das heisst genau die Kenntnisse, an denen es mir 1905 so verhängnisvoll gefehlt hatte. Dass er selber mit der seltenen und mir unerreichbar scheinenden Note summa cum laude promovierte, verstand sich bei seinem Können und seiner Ruhe ohne Weiteres. Mit ihm verknüpfte mich eine wirkliche Sympathie; zwei andere Mitglieder des deutschen Seminars, die bei uns verkehrten, standen mir ferner. Seebass, dessen feine und stille Art ich übrigens schätzte, blieb mir immer ein wenig fremd; Vogel mit dem rötlichen Spitzbart, den krallen grünblauen Augen und dem selbstgefälligen Blick war mir entschieden unangenehm. Ich charakterisiere die beiden am raschesten, wenn ich auf meine Unterscheidung zwischen deutscher und teutscher Romantik zurückgreife. Seebass, der Deutsche, arbeitete an einer Dissertation über Hölderlin, und er ist, soweit mir bekannt, sein Leben lang diesem einen Thema treu geblieben, Hölderlinausgabe, Hölderlinstudien,

Hölderlinfunde – ich habe Seebass fortan immer nur in Verbindung mit Hölderlin, da aber immer mit Achtung nennen hören. Für meinen Teil konnte ich mit Menschen, die sich so ganz auf nur ein Thema, nur einen Gedankengang beschränken, nie sehr viel anfangen. Vogel, der Teutsche, von dem ich später nichts mehr vernommen habe, stand in meinem Alter. Er war Volksschullehrer gewesen und trieb nun bei irgendwie gebesserten Verhältnissen germanistische Studien, um, wie er sich ausdrückte, «reifen zu lassen». Was reifen sollte, war wohl ein neues Wagnersches Gesamtkunstwerk, denn er dichtete und komponierte unter starker Betonung der deutschen Seele und hatte die gleiche Selbsteinschätzung, die mir zehn Jahre zuvor bei Lissauer auf die Nerven gefallen war. Aber mochte ich auch mit Seebass wenig Berührungspunkte haben und mich im Gespräch mit Vogel meist ein bisschen ärgern, so wurden die beiden doch nicht zum Diskutieren eingeladen, sondern zum Musizieren. Seebass spielte sehr hübsch Geige, und Vogel blies leidlich Flöte, und ein und das andere Mal brachten sie auch einen Cellisten mit, so dass für Kammermusik gesorgt war. Ohne die Liste pedantisch zu Ende zu führen, will ich von unsern studentischen Gästen nur noch Werner Mahrholz nennen, der sich in den zwanziger Jahren mit einigen Studien zur Literaturwissenschaft einen bescheidenen Namen machte. Ihm glückte, was ich acht Jahre lang vergeblich angestrebt hatte: Er vermochte sich als Literat zu behaupten, indem er im grossen Ullsteinverlag einen Lektorposten fand. 1912 in München flösste er mir eine leise Beängstigung ein; er kam und kam mit seiner längst fertigen Doktorschrift nicht zu Rande, immer wieder lief er auf die Staatsbibliothek, um seinen «Apparat» durch noch eine Fussnote und noch einen bibliographischen Nachweis und noch ein Datum zu vervollständigen. Ich dachte: Wie wird es mit meinem Spielhagenapparat werden? Aber Hirsch, der erfahrene, hatte für Mahrholz wenig übrig und meinte tröstend, eine Dissertation müsse umso mehr Literaturnachweise bringen, je weniger Inhalt sie habe. –

Ein leichtes Studium, Anregung durch Vossler, Spaziergänge,

geselliger Verkehr und Musik – und doch das Gefühl der Ode und des Verbanntseins! Wenn ich in meiner jetzigen Lage die ständigen Klagelieder des Tagebuchs über München nachlese, halte ich mich für den undankbarsten Menschen. Aber noch heute fühle ich einen Alpdruck, sooft ich an München zurückdenke. Die Stadt ging mir nun einmal wider die Natur.

Mit den Sommerferien kamen frohere Tage. Wir hatten kurz zuvor den Walchensee kennengelernt und quartierten uns nun in Urfeld, gleich unterhalb der von Kochel herüberführenden Passstrasse, im Posthotel der Familie Wiesmayer ein. Das Landschaftsbild dort soll jetzt unter der Anlage des grossen Kraftwerks leiden; uns bot es sich noch in vollkommener, in sich geschlossener Schönheit. Der grüne See und seine Umrandung war durch das Hochgebirge derart von der Aussenwelt abgeriegelt, dass er vielen als düster galt. Weswegen er denn nie übermässig besucht wurde und, von Schulferien und Festtagen abgesehen, beinahe einsam lag. Uns gefiel es dort sehr. Besonders der Herzogstand mit seinem doppelten Ausblick in die Ebene und auf die Gebirgsketten wurde uns lieb; wir sind in jeder Jahreszeit und zu Dutzenden Malen oben gewesen. Auf das Haus Wiesmayer vor allem stützt sich jene Theorie von den Vorzügen des ländlichen Oberbayern. Das wohlgenährte und wohlhabende Ehepaar, der Wirt kräftig und untersetzt, die Frau etwas herzverfettet und asthmatisch, beide ziemlich gleichaltrig im Anfang der Vierzig, besass eine gewisse Bildung ohne schulmeisterliche Vertrautheit mit der Grammatik. Für die Erziehung der Töchter wurde gründlich gesorgt. Die beiden Zehn- und Zwölfjährigen hatten eine Gouvernante, lernten Französisch und Englisch und wurden «bei die englischen Fräulein, die besten, wo man hat», in gut katholischen Unterricht geschickt. Die älteste, das runde siebzehnjährige Mariele, sollte eben auf ein Jahr nach Paris reisen, um dort bei einem befreundeten Hotelier ihre Ausbildung im elterlichen Beruf zu vollenden. Man lebte durchaus herrschaftlich, aber doch auch ganz patriarchalisch mit

den unterschiedlichen Seppln und Maarys, den Knechten, Mägden und Kellnerinnen, zusammen. Frau Wiesmayer stand in der Küche, Herr Wiesmayer beteiligte sich am Holzhacken. Das Patriarchentum drückte sich auch darin aus, dass neben den ehelichen Kindern einiger unehelicher mit den Maarys gezeugter Nachwuchs ohne Heimlichkeit vorhanden war. Das Familienleben spielte sich zum grossen Teil in der Gaststube neben dem Ausschank und dem Verandasaal für die Stadtgäste ab. Gäste, die zum Freundeskreis gerechnet wurden, hatten ihren Platz in der Stube. Bald zählten auch wir zu den Intimen, und so haben wir manchen Einblick in die Volksseele getan. (Womit ich natürlich einigermaßen unsere späteren und besonders die stillen Winteraufenthalte antizipiere.)

Was aber meine Stimmung noch weit mehr hob als Landschaft und Menschen, war die Rückkehr vom Büffeln zum Arbeiten. Ich hatte mir als eigentliches Fundament meiner Spielhagendissertation einen ganzen Koffer jungdeutscher Literatur mitgenommen und wühlte mich nun tief ein in die «Ritter vom Geist», in den ganzen Gutzkow, in Laube und so weiter. Lesen, Exzerpieren, Zusammenfassen, Vergleichen, Anordnen: Es war meine alte geliebte Tätigkeit, und ich kam mir dabei freier vor als in früheren Jahren, denn nun war ich nicht an das Aktuelle gebunden, sondern durfte, ja musste mich pflichtgemäss der historischen Grundlegung widmen. Ich war auch befreit von der Furcht, keinen zahlenden Verleger zu finden; denn dass man die Kosten des Drucks selber trug, verstand sich von selbst und gehörte eben zu den unumgänglichen Kosten des Studiums. Freilich hätte an die Stelle jener alten Hemmungen die Furcht vor dem Urteil des Doktorvaters treten können, und in München war es mir ja auch manchmal schwül geworden, wenn Mahrholz von den Anmerkungen seines «Mosen» erzählte. Aber wie ich mich jetzt in die Arbeit vertiefte, fiel alle Angst von mir ab, und ich fühlte mich mit Beglücktheit in meinem Esse.

Sobald wir wieder in München waren, suchte ich Muncker auf und skizzierte ihm den Plan meines Buches. Er erklärte sich mit allem einverstanden und sagte, er habe

hiervon und von unsern Unterhaltungen im Seminar einen sehr günstigen Eindruck und glaube nun, daß mein anfangs geäußertes Habilitationswünsch einige Aussicht auf Erfüllung habe, »zumal auch Kollege Vossler sehr freundlich von Ihnen spricht«. Dieser Zusatz verwunderte und erfreute mich am allermeisten. Die wohltätige Folge der Ermunterung war eine doppelte. Einmal machte ich mich in gänzlicher Unbefangenheit an meinen »Spielhagen«, ließ alle Sorgen um Fußnoten und akademisches Aussehen beiseite und diktirte so frisch in die Maschine, als handle es sich um einen Aufsatz für die »Frankfurter Zeitung«. In knappen acht Wochen war das Buch fertig, und noch vor Weihnachten hörte ich von Muncker, wie zufrieden er sei und daß ich schon im Januar die mündliche Prüfung ablegen könnte. Und zum andern besuchte ich jetzt Vosslers Vorlesung mit fast noch größerem Eifer und jedenfalls mit besserem Gewissen als im Sommer.

Noch ein drittes Moment, obschon an sich unerfreulich, trug dazu bei, die Leere des Sommersemesters nicht wieder in mir aufkommen zu lassen: Ich mußte nun auch das Kolleg meines Philosophieprüfers hören. Er hätte mich gewiß einigermaßen belustigt, wenn er mir nicht ein wenig unheimlich gewesen wäre. Clemens Bäumker, grauhaarig, mit rundem Gesicht und wohlbeleibt, weltmännisch in Kleidung und Bewegungen, die grauen Augen fast immer lächelnd, die Stimme geschmeidig jovial bei ganz leiser Geöltheit, trug Geschichte der neueren Philosophie sehr anregend und vierzig Minuten lang durchaus sachlich vor; aber in den letzten fünf Minuten des Kollegs wußte er unweigerlich und ohne alle Gewaltsamkeit die Dinge ins kirchliche Licht zu rücken und derart zu beurteilen, daß jeder Professor der katholischen Theologie damit einverstanden gewesen wäre. Und nicht eine einzige Stunde verging, ohne daß »mein Freund, der Freiherr von Hertling« genannt wurde. Hertling war führender Centrumsmann und damals bayrischer Minister, und mit ihm als seinem früheren Kollegen zusammen hatte Bäumker über die Scholastiker gearbeitet. Bis auf den heutigen Tag bin ich mein Le-

ben lang keinem Salonjesuiten in der Wirklichkeit begegnet; aber von Bäumkers erster Vorlesung an sagte ich mir immer wieder: «Er ist bestimmt ein Salonjesuit», und fürchtete hinter seiner Liebenswürdigkeit irgendwelch geheime Tücke. Sehr gross war meine Furcht nicht gerade, denn in der Hauptsache hingen der Ausgang meiner Prüfung und meine weitere Laufbahn natürlich von den Philologen ab; immerhin konnte mir eine so gewichtige Persönlichkeit wie Clemens Bäumker, um es studentisch auszudrücken, beträchtlich «die Note versauen».

Zu Weihnachten sollte Sebba unser Gast sein. Acht Tage vor dem Fest sagte er mit einer uns völlig verblüffenden Begründung ab. Er müsse bei seiner Familie bleiben, denn man glaube in Königsberg und in ganz Ostpreussen an dringendste Kriegsgefahr und rechne mit einem Einfall der Russen. Der Brief kam mit der Morgenpost, und wir führten ein langes, beinahe mitleidiges Frühstücksgespräch über die Phantastereien, denen, von seiner Umgebung infiziert, selbst der klarste Kopf bisweilen zum Opfer fallen könne. Denn tatsächlich sei es doch ein Wahnsinn, heute noch, im zwanzigsten Jahrhundert, einen Krieg zwischen Grossmächten und mitten in Europa für möglich zu halten. Gewiss, in den Kolonien oder auf dem halbasiatischen Balkan werde gekämpft – aber im Herzen Europas? Mittelalterliche Vorstellung!

Ich glaubte damals noch fest an den lichten Geist des zwanzigsten Jahrhunderts und war mit dem spöttischen Epitheton «mittelalterlich» rasch bei der Hand. Ausführlicher als von Sebas Kriegspsychose berichtet mein Tagebuch unter dem gleichen Datum von der Aufbahrung des am 12. Dezember verstorbenen uralten Prinzregenten. In einer endlosen Menschenschlange wurden wir in die Residenzkirche eingelassen. Man trat aus der Tageshelle in das fast dunkle Kirchenschiff und wurde Schritt um Schritt durch den sehr langen Gang geschoben. An jedem der schwarzverkleideten Pfeiler zu beiden Seiten hing das gleiche Wappen, stand die gleiche Inschrift: «Luitpold, Prinzregent ... Luitpold, Prinzregent ...» Dann, nach Minuten des betäubenden

Dämmers, der betäubenden Monotonie plötzlich grelle Lichtfülle, aus der ein Geschrei von Farben bricht. Das Auge erkennt allmählich eine blumenbesäte Estrade, davor, alle Blumen an Buntheit überbietend, die Prunkuniform der erstarrten Ehrenwache mit blitzenden Hellebarden. Ein einzelner schwarzer Punkt verstärkt das Farbgewirr: Mit verborgenem Gesicht in sich zusammengesunken, kniet ein Priester auf dem Blument Teppich. Und hoch über alledem auf breitem Katafalk das wächserne Gesicht, die wächsernen Hände des Toten. Ehe es gelingt, das Gesamtbild in seine Einzelheiten zu zerlegen, ist man vorübergedrängt und durch eine schmale Tür in den Alltag zurückversetzt. Ich notierte: «Davon könnte Reinhardt lernen – für die Inszenierung eines mittelalterlichen Dramas.» –

Da wir uns also vergeblich auf Sebba gefreut hatten, fuhren wir über Weihnachten nach Urfeld. Am Heiligen Abend brannte im Saal ein grosser Lichtenbaum. Die beiden kleinen Wiesmayermädchen Emili (Proparoxytonon) und Hanseri (dem jungen Jagdhund gleichnamig) standen weissgekleidet zu Seiten des Baums und sagten fromme Gedichte auf, die eine ein deutsches, die andre ein französisches. Die Eltern strahlten vor Stolz. Ausser der Familie und der Frau Postexpeditorin, die ihr Büro im Hause hatte, war das ganze Personal versammelt, acht Mädchen und Kellnerinnen und sechs Knechte. Während der Bescherung zogen wir uns in die angrenzende Gaststube zurück und sahen dann dem Auszug der Beschenkten zu. Die Mädchen trugen Kleidungsstücke in offenen Kartons, die Knechte Packen grober Hemden und Unterhosen, darauf einen Haufen loser pechschwarzer Zigarren. Dann hielten im Vorbeimarsch die Kinder ihre Handnähmaschinen triumphierend hoch, zuletzt zeigten Frau Wiesmayer ihren neuen Pelz und Herr Wiesmayer sein goldenes Zigarettenetui. Am nächsten und übernächsten Tage war im Saal grosses Treiben Münchner Ausflügler – die feinsten kamen in eigenen Automobilen, was noch ein gewisses Aufsehen erregte –, danach wurde es

still. Nur der Musikprofessor Kellermann, Wolzogens «Kraftmayr»-Modell, kam täglich aus seinem Häuschen herüber und war reich an Anekdoten. Aber die meiste Zeit blieben wir für uns allein. In diesen Tagen lernte ich am Herzogstand mit wenigen blauen Flecken das Rodeln. Und noch etwas anderes lernte ich: das Vorlesen. Seit dem pflichtgemässen Vorlesen für Vater hatte ich es nicht mehr geübt. Jetzt begann ich, meiner Frau vorzulesen, und fand sogleich das grösste Gefallen daran.

Durch bald dreissig Jahre habe ich seitdem diese Gewohnheit beibehalten, und so haben wir wahrhaftig zahllose Bände zusammen absolviert. Ich kann gar nicht sagen, wieviel Freude, und, wenn ich an die letzten Jahre denke, wie vielen Trost mir diese Übung des Vorlesens geschenkt hat. Es hält mich besser fest, es ist mir ein stärkerer Genuss, als wenn ich für mich allein und stumm lese. Freilich mag ich kein anderes Publikum als eben diese eine Zuhörerin. In guten Zeiten pflegten wir, wenn wir Gäste gehabt oder irgendwie aushäusig gewesen, am späten Abend immer noch ein bisschen zu lesen. Wir nannten das «abklingen lassen». Als sich dann vor sieben Jahren die Hölle des Dritten Reichs auftat und wir allmählich von Kreis zu Kreis tiefer hinunterglitten, da las ich halbe und ganze Nächte vor, und wenn wir einmal mit unverwirrtem Verstand ans Tageslicht zurückgekommen sollten, so wird uns sicherlich zum guten Teil diese gemeinsame Lektüre vor dem Schlimmsten bewahrt haben. Ich begann das Vorlesen bei Lesage und Voltaire. Später habe ich Franzosen und Deutsche gleich gern und gleich viel, manchmal auch italienische Erzähler vorgelesen. Bei den Spaniern behagte uns selten die Geistesrichtung, und zwischen den Engländern und uns stand die Sprache, genauer: ihr Klang. Als wir uns während des Dritten Reichs von der verseuchten deutschen Literatur immer widerwärtiger abgestossen fühlten und in unsern Gedanken und Plänen immer stärker auf die Dinge Englands und Amerikas hingelenkt wurden, da las ich alles vor, was ich irgend an Übersetzungen aus beiden Ländern auftreiben konnte, aber auch jetzt keine Zeile im Originaltext, so not mir die Sprachübung getan hätte.

Wir blieben in Urfeld bis zum letzten Ferientag, bis Hohneujahr. Gleich darauf erhielt ich in München die «Einladung zum Examen rigorosum (Anzug: Gehrock oder Frack)» auf den Nachmittag des 30. Januar. Nun war es nötig, mich Bäumker persönlich vorzustellen. Ich erzählte ihm, dass ich eben bei Vossler über das achtzehnte Jahrhundert hörte und dass ich mich viel mit der Aufklärung beschäftigt hätte. Freundlich erklärte er, seine Fragen diesem Gebiet entnehmen zu wollen. Dennoch blieb ich misstrauisch. Auch sonst war ich in steigendem Mass unruhig. Gewiss, man fiel nicht durchs Examen, wenn man eine leidliche Dissertation geschrieben hatte; aber mit einem blossen Rite würde ich nie zur Dozentur gelangen. Im Sommer hatte ich gebüffelt, jetzt wurde gepaukt, nach Tabellen und kleinen Handbüchern, aus Schweglers knapper «Geschichte der Philosophie» und mannigfachen Göschenbändchen, und meine Frau hörte mich ab wie einen Schuljungen. Ich war nervös, und es war nicht schön für mich und noch unschöner für sie. Ich entschuldigte mich: «Wir holen beide unsere Kinderkrankheiten nach, du die Masern und ich das Examen.» Am Vorabend der Prüfung griff ich zu unserm neuen Beruhigungsmittel und las die Schlusskapitel des in Urfeld begonnenen «Candide» vor. Am 30. selber war ich ein unerträglicher Hausgenosse. Meine Frau sagte: «Geh doch in Munckers Kolleg; da hältst du dich wenigstens die letzte Stunde vor dem Beginn der Prüfung still, auch wirkt er ja nervenberuhigend auf dich.»

Also sass ich wirklich in meinem Frack unter dem Herkules. Nach dem Kolleg sprach mich Muncker sofort auf dem Korridor an: «Ich habe schon viele Kandidaten geprüft; aber dass einer noch in der Stunde vor seinem Examen in meiner Vorlesung gesessen hätte – eine solche Gewissenhaftigkeit ist mir noch nie begegnet!» Da beging ich einen Fehltritt, der noch verderblicher hätte werden können als jener Fauxpas beim ersten Munckerbesuch. «Ach, Herr Geheimrat», sagte ich in meiner Aufregung, «meine Frau hat mich hergeschickt, weil ich zu gar nichts Ver-

nünftigem zu gebrauchen war.» Muncker lachte nur herzlich, und wir gingen zusammen in den Prüfungssaal, wo in weitem Abstand voneinander an den vier Ecken vier Kandidaten gleichzeitig von ihren Professoren examiniert wurden. Meine Passion begann bei Muncker, der mir wenige Fragen stellte, nach kurzer Antwort jedesmal selbst das Wort zu längeren Ausführungen nahm und so die vorgeschriebene halbe Stunde sich selber und mir angenehm vertrieb. Weitaus schwieriger war der nächste Abschnitt bei Hermann Paul. Nach jeder Frage stützte er die Fäuste auf die Knie, sah mich mit vorgebeugtem Oberkörper schweigend und unverwandt an und liess mich reden, bis alles aus mir heraus war, was ich irgend an altdeutschem Wissen besass. Ob ich richtig oder falsch geantwortet, guten oder ungeraden Eindruck hervorgerufen hatte, war aus seiner Unbeweglichkeit nicht zu entnehmen. Immerhin schien mir auch dieser Teil der Prüfung glimpflich abgelaufen. Nun liess Vossler von seinem Mann am Diagonalende des Saales ab und kam zu mir herüber. Ich atmete auf. Aber er begann mit Fragen aus der altfranzösischen Grammatik. Nachdem ich eine lange Zeit Blut geschwitzt hatte, erinnerte ich ihn an seine Zusage, sich auf die französische Klassik zu beschränken. «Ach so», meinte er gleichgültig, «das hatte ich vergessen. Also wie denken Sie über Molière?» Ich hielt einen kleinen Vortrag und geriet in Eifer. Mitten in meinen schönsten Ausführungen stand Vossler missmutig auf: «Sie unterschätzen durchaus die vis comica des Mannes, ich halte für ganz abwegig, was Sie vom ‚Misanthrope‘ sagen; übrigens können wir jetzt aufhören.» Ich war konsterniert, und ehe ich die Fassung zurückgewonnen hatte, sass mein gefürchteter Salonjesuit vor mir. Aber schon nach einer Minute merkte ich, dass Bäumker nicht nur ein liebenswürdiger Mann, sondern auch der beste meiner Examinatoren war. Er hielt sich an das vorher verabredete Gebiet und ging so schmiegsam auf meine Antworten ein, dabei immer weiter greifend, dass sich ein regelrechtes Kolloquium entwickelte. Ich vergass beinahe, dass ich mich in einer Prüfung befand, und die Zeit verflog rasch.

Schon hatte sich Bäumker mit freundlichem Nicken erhoben und einen Schritt entfernt, da wandte er sich mir wieder zu: «Noch eine allerletzte Frage, aber eigentlich ausserhalb des wohlgelungenen Examens. Seien Sie also ganz unbesorgt, es ist nur eine Marotte von mir. Wir sprachen unter anderm vom ‚Candide‘; darin kommt ein westfälischer Baron vor mit einem ganz eigentümlichen Namen, erinnern Sie sich seiner vielleicht?» – «Gewiss, Herr Geheimrat: Tonderentronk», und um ein Haar wäre mir herausgefahren: «Ich hab ihn ja erst gestern gelesen!» Bäumker strahlte: «Also haben Sie Ihre Kenntnisse nicht bloss aus Lehrbüchern, sondern aus wirklicher Textlektüre. Sie verdienen wahrhaftig die allerbeste Note.» Ich brauchte danach nur sehr kurze Zeit zu warten, dann trat Muncker aus dem Beratungszimmer und verkündete mir offiziell als Vorsitzender dieser Prüfung, dass ich summa cum laude promoviert sei. In seinem väterlichsten und verheissungsvollsten Ton fügte er hinzu, ich möchte ihn baldmöglich besuchen, wir hätten manches miteinander zu besprechen. Ich kam nach Haus, mehr verwundert und belustigt als stolz, und meine ersten Worte waren: «Summa cum laude, weil wir gestern den ‚Candide‘ gelesen haben!»

Zwei Tage später erfuhr ich, wie genau das zutraf. Muncker erzählte mir: «Ich wollte Ihnen summa cum geben, Paul und Vossler stimmten für magna cum – es kam auf Bäumker an. Er hat sich Ihrer geradezu enthusiastisch angenommen. Sie hätten alles, aber auch alles gewusst.» Da beichtete ich, was es mit dem Baron Tonderentronk auf sich hatte. Wir lachten, aber dann sagte Muncker ernsthaft, diese beste Note sei von wirklichem Wert für mich. Nach dem Statut der Universität werde nämlich ihrem Besitzer bei der Habilitation das manchmal recht dornenvolle Kolloquium erlassen. Und was nun die meine anlange, so wolle er selber mich jederzeit gern als Dozenten der deutschen Literatur aufnehmen. Es sei ihm aber im Gespräch mit Vossler, der sich sehr für mich interessiere, noch etwas Vorteilhafteres für mich eingefallen. «Ihre Interessen liegen doch auf dem Gebiet der all-

gemeinen Literaturgeschichte. Wie wäre es, wenn Sie als Ausgangspunkt und eigentliches Lehrfach statt der Germanistik die Romanistik nähmen? Sie sind mir herzlich willkommen, aber es gibt sehr viel weniger Romanisten als Germanisten, und so wäre es für Ihre Laufbahn in praktischer Hinsicht günstiger, wenn Sie zu Vossler übergängen.» – «Aber er hat mich doch eben gar nicht mit Auszeichnung behandelt.» – «Das ist so seine Art. Suchen Sie ihn nur auf, er wollte mit Ihnen reden.»

Vossler erklärte nach gleichmütigem Glückwunsch ohne Umschweife: «Also, Herr Doktor, Muncker hat ja wohl schon die Angelegenheit mit Ihnen besprochen. Wenn Sie mein Privatdozent werden wollen, ist es mir recht. Es ist noch ein jüngerer Mann da, dem ich im Wort bin, Eugen Lerch. Aber Lerch ist vorzüglich Grammatiker, und Sie wollen zur Literaturgeschichte, so finden Sie beide Entwicklungsmöglichkeiten, ohne sich Konkurrenz zu machen. Was für ein Thema würde Ihnen als Habilitationsschrift zusagen?» Wieder, nur in erfreulicherer Weise, war ich über Vosslers Verhalten konsterniert, und ich sagte ihm auch, dass ich mir dies Anerbieten nach seiner Ungnade im Examen nicht zu erklären wüsste. Er lachte mich aus. «Erstens bin ich über Molière anderer Ansicht als Sie, zweitens sind es meistens die Dummen, die summa cum erhalten, ich selber habe nur magna cum promoviert, und drittens beurteile ich niemanden nach seinen Examensleistungen. Aber Ihr «Spielhagen» gefällt mir (ich habe auch als Germanist begonnen), und Ihre Seminararbeit hat mich interessiert. Also noch einmal: Was für ein Thema möchten Sie wählen?» Ich sprach von meinem alten Interesse für die Aufklärung. Vor wenigen Wochen hatte Vossler eine eigentümliche Vermutung über Montesquieu in seinem Kolleg hingeworfen: Vielleicht werde man ihn einmal, ähnlich wie Plato und Nietzsche, von den Gelehrten und Philosophen abrücken und zu den Dichtern zählen. Dem würde ich gern nachgehen, sagte ich. «Versuchen Sie es, wenn Sie Mut haben», erwiderte Vossler, «aber ich halte es für eine doppelt schwere Aufgabe, denn einmal ist das

Thema Montesquieu riesengross und zum andern sehr abgegrast. Sie müssten ein Segment herausschneiden. Natürlich können Sie sich heute noch nicht entscheiden. Ich lasse Ihnen ganz freie Hand, und mein Satz neulich enthielt wirklich nur eine Vermutung.»

Am nächsten Tag fand ich beim Antiquar eine kleine Gesamtausgabe der Montesquieuwerke, von denen ich bisher nur die «Lettres Persanes» kannte.

Und nun habe ich von den folgenden sechs Monaten kaum etwas zu berichten. Äusserlich verliefen sie fast ereignislos und eintönig. Erst jetzt entschied ich mich wirklich für die Universitätslaufbahn. Noch am Abend der komisch glorreichen Promotion hatte ich mit dem Gedanken der Rückkehr zur Publizistik beinahe sehnsüchtig gespielt. Es war ja keine angenehme Vorstellung, bei ungewisser Aussicht jahrelang an München gebunden zu bleiben, das uns beiden nach wie vor gründlich missfiel. Aber nun war aus der Ungewissheit fast eine Gewissheit geworden, und so fühlte ich mich verpflichtet, den Weg weiterzugehen. Auch bereitete mir der Übertritt von Muncker zu Vossler eine ungewöhnliche Freude, und die neue Aufgabe reizte mich gerade in ihrer Schwierigkeit und Unbestimmtheit. Und endlich erhielt ich glückliche und beschwörende Briefe aus Berlin: Ich hätte das grosse Los gezogen, ich sollte mein Glück nur ja wahrnehmen und mich keineswegs durch irgendwelche Geldsorgen ablenken lassen, alles stünde mir zur Verfügung.

So vertiefte ich mich denn ganz in den Montesquieu. Ich wollte nichts über ihn lesen, ehe ich ihn nicht gänzlich kannte und mein eigenes Bild von ihm gewonnen hätte. Das führte ich auch durch; aber es ging dabei ganz anders zu als bei meinen früheren Vorbereitungen eines Buches. Immer wieder musste ich mich unterbrechen und zu geographischen, naturwissenschaftlichen, nationalökonomischen Lehrbüchern greifen, um zum Verständnis all der behandelten Einzelprobleme zu gelangen. Irgendetwas davon beiseite zu lassen war unmöglich, denn schon nach kurzer Zeit sah ich deutlich, dass die einzige Aufgabe, die ich mir stellen durfte,

nur in der Erfassung des ganzen menschlichen und dichterischen Charakters meines Mannes bestehen konnte, nur im Herausheben des persönlichen Elementes, das den überkommenen Riesenstoff dieses Gesamtwerkes deutlich und auch wieder geheimnisvoll durchdrang. Es war eine verzweifelt interessante, umschichtig unerhört reizende und deprimierende Arbeit. Was bedeuteten alle Anregungen meines letzten Berliner Winters gegen die Emotionen dieses Studiums (meines ersten wirklichen Studiums, wie mir schien)! Aber jetzt ging alles in der Stille meines Zimmers vor sich. Das «Curriculum» hat nichts darüber auszusagen, und der Leser meines «Montesquieu» kann nicht ahnen (und darf es auch nicht), welch ein stürmisches Auf und Nieder persönlichen Erlebens in diesen trocknen zwei Bänden steckt.

Ende März gingen wir wieder auf ein Weilchen nach Urfeld, und ich zwang mich, den Montesquieu zu Haus zu lassen. Wir schwelgten in den Freuden zweier Jahreszeiten: Wir rodelten in dem winterlichen Gelände und stiessen auf Frühlingsinseln mit Veilchen und Seidelbast, mit Sonnenwärme und Schmetterlingen. Aber in meinem Tagebuch heisst dies Intermezzo nur die Ariostwoche, denn ich hatte zur völligen Ablenkung den Ariost in der entzückenden Gries-Übersetzung mitgenommen und las ihn uns bei jeder Rodel-, Ruder- und Wanderpause vor. Ich glaube, es gibt kein Rastplätzchen am See, am Herzogstand und auf der alten Kesselbergstrasse, das nicht ein paar Dutzend Oktaven zu hören bekommen hat, und die Tasten Urfeld und Orlando sind in meinem Gedächtnis für immer verkoppelt.

Gleich nach der Rückkehr wurde unser Leben noch stiller, als es vordem gewesen war. Meine Frau hatte den ersten Anfall des Gallenleidens, das sie in den nächsten Jahren wiederholt quälen sollte, bis dann eine schwere Operation Hilfe brachte. Beinahe zwei Monate musste sie die meiste Zeit auf dem Sofa liegen. An die Stelle des gewohnten Spaziergangs trat das Vorlesen. Mit der Lektüreauswahl blieb ich im Ambiente Montesquieus und las zu unserm beiderseitigen grossen Vergnügen Band um Band die Ro-

mane des tugendhaften Richardson vor. Wir fanden ihn durchaus nicht verstaubt und langweilig, nicht einmal gar so tugendhaft, und hatten besondere Freude an den betulichen Verdeutschungen des achtzehnten Jahrhunderts. Aus dem Haus kam ich in dieser Zeit eigentlich nur, wenn ich zur Universität ging. Ich hörte regelmässig Vosslers Kolleg, daneben ein zweistündiges Publikum Wölfflins über die Architektur Münchens.

Von ihm hatte ich genau den gleichen bedeutenden Eindruck wie schon in Berlin, wo ich ihn in meine «Gelehrtenköpfe» aufnahm. Diesmal war ich durch eine Urfelder Osterbekanntschaft an ihn geraten, durch den siebenbürgischen Maler und Kunsthistoriker Konnerth, an dem mir das Fehlen aller Künstler- oder Schwabingermanieren gefiel. Konnerth, den wir bald und für immer aus den Augen verloren, muss hier erwähnt werden, weil er mir durch einen kurzen Satz offenbarte, wie hilflos fremd ich dem eigentlichen Empfinden des Malers gegenüberstehe. Im Sommer, als meine Frau wieder ausgehen konnte, besuchten wir ihn in seinem Atelier. Er zeigte uns Landschaften und Porträts und wies mit deutlicher Vorliebe auf ein Frauenbild hin, an dem ich rein gar nichts mich im Geringsten Fesselndes oder Abstossendes fand. Eine statiöse Dame in unauffällig elegantem Kostüm ruhig auf einem Stuhl sitzend; kein Zug ihres Dutzendgesichts, keine Üppigkeit oder Schlankheit ihres Körpers, keine Geste, keine Farbe ihres Kleides, keine Andeutung eines Zimmers – nichts war da, was mir irgendetwas sagte. Nach einer Weile angestrengten Betrachtens fragte ich Konnerth, was ihm an diesem Bilde das Wesentliche sei. Er machte mit beiden Händen eine Bewegung, als wollte er eine schwere runde Schale aufheben, und sagte in seiner schlichten Art: «Mein Erlebnis und Problem war das Wuchten des Gesässes auf dem Stuhl.» Ich fand dies Erlebnis damals beneidenswert einfach. Sicherlich zu Unrecht; denn Konnerth wird nach der entscheidenden Gesässlinie ebenso intensiv gesucht haben, wie ich nach dem entscheidenden seelischen Moment in meinem «Montesquieu» suchte.

Ich hatte nun die Masse seiner Werke durchpflügt und eine grosse Notizenmenge aufgespeichert, war aber dem, was ich bei mir seinen Seelenpunkt nannte, noch immer nicht begegnet. Jetzt suchte ich mich über die ungeheure Montesquieuliteratur zu orientieren. Dabei machte ich sehr bald zwei Entdeckungen. Die eine war, dass sich die meisten meiner Vorgänger mit einer Teilansicht des Mannes begnügten, und dass jene innere Einheit des ganzen Menschen, nach der ich forschte, von allen teils ausser Acht gelassen, teils gelegnet wurde. Und weiter, dass ich mich nicht mit dem mir in München erreichbaren Material begnügen durfte, da es vielerlei in Zeitschriften verstreute Studien, auch noch unveröffentlichte Montesquieumanuskripte gab, die ich in Paris und Bordeaux finden würde. Beide Entdeckungen waren mir gar nicht unlieb. Die erste besagte, dass mein Buch, falls es mir glückte, nicht nachhinken und bloss variieren würde. Und die zweite bedeutete eine wenigstens zeitweise Erlösung von München und den mit ihm verbundenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Die Peinlichkeit meiner Finanzlage habe ich ja berichtet; der Triumph des summa cum hatte wenig daran geändert. Wir würden in Paris wahrscheinlich billiger leben als in München; für meinen in Normen denkenden Bruder Berthold aber stand es unverrückbar fest, dass Paris «teuer» sei und München «billig». So würde mit dem Ortswechsel ein grosser Teil der jetzigen Unerquicklichkeiten fortfallen. Und ich konnte ihn mit bestem Gewissen vornehmen; denn ganz abgesehen von den Erfordernissen meiner Habilitationsschrift tat es mir sehr not, noch einmal auf ein paar Monate ins Französische einzutauchen, bevor ich das Katheder als Romanist bestieg. Meine Absicht war also, nach Semesterschluss zur Erledigung der Vorarbeiten nach Paris zu gehen. Die Niederschrift des Buches sollte dann in München folgen.

Zuerst aber mussten wir durchaus für eine Weile nach Berlin. Mutter, die ja herzleidend war, solange ich sie kannte, hatte im Frühjahr sehr krank gelegen. In jedem Brief lud sie uns dringend

ein. Zu ihr wollte ich sehr gern, aber ich fürchtete neue Reibungen mit den Geschwistern. Ich sagte, wir müssten uns für dieses Beisammensein stärken, und genauso heimlich wie im Sommer 1904 fuhren wir erst über Berlin hinaus, diesmal gleich bis zu unserm lieben Bornholm. Der Dampfer landete jetzt in dem Hauptort Rønne, von da führte die eben eröffnete Eisenbahn nach Allinge und Sandvig. Sonst hatte sich auf der Insel nichts verändert, aber für meine Frau kam das Wandern und Schwimmen wenig in Betracht, und auf mir lasteten die kommenden Unterhaltungen mit den Brüdern und die Ungewissheit meines «Montesquieu»-Unternehmens. So kosteten wir Bornholm doch etwas weniger als in den früheren Jahren. Nachher übertraf Berlin meine schlimmsten Befürchtungen. Wir fanden Mutter in sehr hinfälligem Zustand; ich habe damals nicht geglaubt, dass sie sich raffend und noch volle sechs Jahre in leidlichem Wohlsein leben würde. Sie wohnte, von Marta betreut, in einem Schlachtenseer Pensionat, und dort wurden auch wir einquartiert. Marta befand sich wieder einmal im Scheidungsstadium und so in reizbarster Stimmung, die sich im Neid auf jede glückliche Ehe äusserte. Es gab Zwist und Klatsch, und mit Berthold, den sie als ihren Anwalt täglich aufsuchte, hatte ich den widerwärtigsten Zusammenstoss. Ich mochte es mir noch nicht eingestehen, aber im Grunde gewann ich schon damals die Überzeugung, dass unser brüderliches Verhältnis unrettbar und für immer zerstört sei. Im Augenblick wurde der Friede wieder hergestellt; doch fiel mir die Freundschaft mit den Geschwistern noch schwerer auf die Seele als der offene Zwist. Georg gab zu meinen Ehren ein feierliches Essen, wobei er im Aufstieg der Familie schwelgte; sein Ältester machte eine Gruppenaufnahme von uns vier Brüdern. Nach der Mahlzeit war es schicklich, dass sich die Damen zur Plauderei untereinander in den Salon zurückzogen, während die Herren zu ernstern Männerworten im Rauchzimmer verweilten. Ich fand diese Anordnung so gekünstelt, ich fand in den Gesprächen meiner Brüder so viele Wertungen, die mir gegen den Strich gingen, dass ich mir

an diesem Ort wie ein Fremder vorkam. Und noch einmal fühlte ich die gleiche Unsicherheit und Bitterkeit wie das vorige Jahr nach Vaters Tod. Hatte ich nicht doch Verrat an mir selber geübt, als ich die neue Laufbahn wählte? Ich war so niedergeschlagen, dass ich am liebsten noch jetzt ausgebrochen und zur Publizistik zurückgekehrt wäre.

Und diese Depression lag auch über den ersten Pariser Tagen. Die Eingangsnotiz im Tagebuch lautet: «Wenn ich nicht sehr bald die Gewissheit finde, mit meinem ‚Montesquieu‘ zu Rande zu kommen, gebe ich das ganze fragwürdige Unternehmen auf.»

Wir waren am 25. August gerade um Mitternacht angekommen. Eine Kutscherin, die niedrigste Zwergbulldogge neben sich auf dem Bock, fuhr uns im Zuckeltrab durch die auffallend stillen Strassen. Die Droschke rollte fast lautlos auf Gummirädern, dem Pferd klingelte ein Glöckchen am Hals. Muncker hatte mir eine Pension in der Rue Molière, dicht bei der Nationalbibliothek, empfohlen; wir waren dort angemeldet, aber man hatte uns zu so später Stunde nicht mehr erwartet. Ein andeutungsweise bekleideter Mann öffnete das Haustor und leuchtete uns mit Wachshölzchen die zwei Treppen hinauf – wir waren auf Schlimmes gefasst. Aber dann wurden wir in ein hohes und übergrosses, vom Gas-kronleuchter strahlend erhelltes Zimmer, einen förmlichen Schlosssaal, geführt. Fenster bis zum Boden mit schönen brust-hohen Aussengittern, wohlgehaltenes Parkett, lichte Tapeten mit gleichfarbigen Tapetentüren zu andern Zimmern, zum Korridor, zu einem tiefen Wandschrank, zwei goldgerahmte Wandspiegel, ein Spind mit Aussenspiegel, ein Spiegeltisch, ein Waschtisch, ein Marmorkamin mit Nippes, ein runder Tisch mit Sofa und Polsterstühlen, ein ungeheures Bett, freilich nur eines mit nur einer, bei aller Breite eben nur einer Bettdecke. Nie haben wir begriffen, wieso diese Gemeinsamkeit der Decke die Innigkeit des Ehelebens steigern sollte. Als die Herbstkühle kam, erwachte in der Unbewusstheit des Schlafes das ursprüngliche, so gar nicht altruistische Raubtier im Menschen: Bald hatte das Weib, bald hatte

der Mann erbarmungslos die ganze Federhülle an sich gerissen. Aber von den Nachteilen abgesehen, die sich in der kalten Jahreszeit offenbaren sollten, war das riesige Universalgemach ein Wunder an Bequemlichkeit, Sauberkeit und Versailler Pracht. Am nächsten Morgen lernten wir unsere Wirtin kennen, eine noch jugendliche gutmütige Italienerin, die das Französische ebenso flink wie falsch herausprudelte. Wir erhielten den Saal und den Morgenkaffee zu einem erträglichen Monatspreis. Den Kaffee brachte uns täglich die *petite bonne* aufs Zimmer, und im Übrigen bekamen wir all die Zeit über von den sonstigen Insassen der Pension nur *Bienaimée* zu sehen, eine kleine schwarze Katze, die sich innig mit uns anfreundete und uns oft schon bei der Morgenwäsche auf die Schulter kletterte.

Der erste Gang führte zur *Rue de Lille*. Wir mussten dort von der deutschen Gesandtschaft eine Bescheinigung holen, wenn wir auf der Nationalbibliothek arbeiten wollten. In der Kanzlei gab es ein langes Parlamentieren. In dieser glücklichen Vorkriegszeit konnte man in den westlichen Ländern noch ohne Pass reisen. Ich selbst war durch meine Universitätspapiere rasch ausgewiesen, meine Frau aber durch unsern blossen Münchner Wohnschein nicht genügend legitimiert. Erst nachdem ich einem Kanzleivorstand genauen Vortrag über mein Vorhaben gehalten und ihm erklärt hatte, dass meine Frau mir beim Exzerpieren helfen sollte, bekamen wir zwei vorgedruckte Briefe. Darin bat der kaiserlich deutsche Gesandte in höflichsten Ausdrücken den Direktor der *Bibliothèque nationale*, seinen «*Compatriotes Monsieur Klemperer*» und «*Madame Klemperer née Schlemmer*» die Erlaubnis zur Benutzung der Bibliothek zu gewähren. Als wir dann diese Briefe im Büro der Bibliothek abgaben, erhielten wir ohne Weiteres unsere Einlasskarten.

Weitaus die Mehrzahl der Tagesstunden habe ich während dieses Pariser Aufenthalts in der *Bibliothèque nationale* verbracht, und ihre Besuchszeit regelte mein Leben. Gleich nach dem Frühstück ging ich die wenigen Schritte zur *Rue Richelieu* hinüber und

arbeitete dort bis zum Mittag, das wir bald nach zwölf in einem der vielen kleinen Restaurants assen. Sie waren alle zwischen zwölf und zwei wimmelnd voll und nahmen dann ihren Betrieb erst wieder um sechs Uhr auf, wo man mit dem Abendessen oder Diner ebenfalls an etwa zwei Stunden gebunden war. Und gleich nach dem Mittag und dem stehend an einem Schanktisch getrunkenen Kaffee sass ich wieder im Lesesaal. Einzige Variation bot die Verlagerung der Kaffeepause in die buvette der Bibliothek. Ich musste die Zeit sorgsam ausnutzen, denn auf meinen Platz brachte der Diener alles, was ich nur irgend wünschte, nach Hause aber durfte nichts mitgenommen werden, und dem sonst so üppigen Saal fehlte jede künstliche Beleuchtung, so dass mit Einbruch der Dunkelheit geschlossen wurde. – Notiz vom 15. September, eine unter Dutzenden und natürlich längst nicht die kläglichste: «Offizieller Schluss ist jetzt um halb sechs, dunkel aber wird es da drin schon um fünf, und gleich danach beginnen die Aufbruchsgerausche. Wann werde ich mich je durchgefressen haben?» (Damals war ich schon über die Not des Tastens hinaus und bei allem Klagen im glücklichsten Arbeitsfieber.) Übrigens soll mit den «Aufbruchsgerauschen» nichts gegen den Fleiss der zahlreichen Anwesenden gesagt werden. Die meisten, Junge und Alte, Männer und Frauen, wüteten gegen ihre Augen. Sie stiessen mit den Nasen fast an ihre Bücher und Manuskripte, ja sie glitten mit elektrischen Taschenlämpchen über das Papier. Die gebücktesten Haltungen sah man bei den Mädchen; sicherlich trugen viele aus Eitelkeit keine Brillen. Dafür zogen sie vor aller Welt mitten in der Arbeit Taschenspiegel, Puderdose und Lippenstift aus den Handtäschchen und frischten ihre Reize auf. Das geschah so offenkundig und sachlich, dass man ihnen unmöglich die Vortäuschung falscher Tatsachen vorwerfen konnte, und hundertmal sah ich diese Prozedur gerade von solchen Leserinnen vornehmen, die wie ich in der zeitigsten Stunde kamen und im letzten Augenblick gingen. Mit Koketterie und mangelndem Arbeitseifer hatte dies also nichts zu tun, es gehörte zur Landessitte. Die Lan-

dessitte! Mit noch grösserem Schauder als an die Dunkelheit des Lesesaals denke ich an die Toiletten des prunkvollen Hauses zurück: In den Boden eingelassen war eine Art ritterlicher Turniersteigbügel, in die man die Füsse stemmte, und so schwebte man sitzlos und frei über dem gähnenden Loch. Und noch einmal die Landessitte. In unsern Bibliotheken gibt ein nüchternes Klingelzeichen das Schlussignal. In der Bibliothèque nationale sang ein alter Aufsichtsbeamter – wirklich, es war ein Sprechgesang, halb cri de Paris, halb kirchliches Psalmodieren – laut und feierlich langsam vom Katheder herab mit grossen Atempausen: «Messieurs – on va – bientôt – fermer.» Wobei die Ausschliesslichkeit der maskulinen Anrede das hohe Alter der Formel bezeugte.

Ehe die Dunkelheit allzu katastrophal früh eintrat, wurde ich auf die Bibliothek am linken Ufer, die Sainte Geneviève dicht beim Ôdéon, aufmerksam. Es war ein sehr einfacher Arbeitssaal, im Wesentlichen eine Handbibliothek für studentische und populäre Zwecke, ganz ohne die unermesslichen Schätze der Bibliothèque nationale, aber manches notwendige Nebenbei liess sich hier, wo es bis zehn Uhr Gasglühlicht gab, sehr wohl erledigen. Tagsüber stand die Geneviève jedem offen; abends durfte sie von Frauen nur mit Erlaubnis der Direktion betreten werden, und sie erhielten diese Erlaubnis nur unter der Androhung des sofortigen Widerrufs bei ungebührlichem Betragen. Das hing mit dem Liebesleben des linken Ufers zusammen. «Schwabing», notierte ich mir, «ist zu neun Zehnteln eine Phantasieschöpfung der ‚Jugend‘ und des ‚Simplicissimus‘; das Quartier latin ist eine totale Realität.»

Meine Frau bekam den Zutritt und benahm sich gebührend. Wenn sie nicht Texte für mich exzerpierte, so ging sie hier und in der Rue Richelieu dem französischen Volkslied nach, und auch das kam mir zugute. Aber ganz so sesshaft wie ich brauchte sie doch nicht zu sein; sie machte Einkäufe, sie unternahm mit meiner Münchner Kommilitonin Dehlinger zusammen allerlei Entdeckungsgänge durch die Stadt und Fahrten ins Freie. Dann pflegten wir uns beim Mittag- oder Abendessen zu treffen. Dehlinger

wohnte in einem Studentinnenheim in der Nähe von Saint-Sulpice; ihre Eltern hatten darauf bestanden, dass sie in solch weiblicher Gemeinschaft untergebracht sei. Wenn die Besorgten gehäht hätten, in welch uralter, unheimlich enger und nächtlicherweile finsterer Gasse dies Heim gelegen war!

Uns selber trug Dehlingers Heim einen neuen Weg zwischen unserer Rue Molière und dem Quartier latin ein, den wir bald ganz besonders liebgewannen. Erst hatten wir uns an die längere, aber sozusagen normalere Verkehrslinie gehalten, die Rue Richelieu und den Boulevard Saint Michel entlang. Jetzt fanden wir es, vor allem bei der abendlichen Heimkehr, wunderschön, das schmale dunkle Gassengewirr von Altparis zu durchschneiden. Immer wieder war es überraschend, plötzlich beim Fluss hinauszutreten und dann jenseits des Pont du Carrousel das mächtige Portal und den Riesenhof der Tuileries zu passieren. Hier war nach der Enge drüben alles überwältigend weit und kolossal. Wieder ein Portal, und ein dritter Aspekt tat sich auf: die moderne, funkelnd hell erleuchtete Grossstadt des rechten Ufers.

Überhaupt blieb ich mir trotz der Arbeit, die mich für viele Tagesstunden wie in einen leeren Raum kapselte, der Pariser Atmosphäre ständig bewusst. Dafür sorgte schon das fröhliche Getümmel beim Mittag- und Abendessen in den kleinen Restaurants, wo auf dem sandbestreuten Boden zwischen den Füßen der Gäste und Kellner mindestens eine dicke Katze unbekümmert herumspazierte, auch wohl gelegentlich eine Maus fing und in aller Ruhe verzehrte, dazu der Kaffeeschank, an dessen Theke man manchmal noch Fuhrleute in Blusen stehen sah, die Peitsche mit dem kurzen Stiel und der langen Schnur über die Schulter geworfen. Ja es schien, als wachse mit der Intensität des Arbeitseifers und mit der Zeitverknappung meine Aufnahmefähigkeit für das Pariser Leben.

Der erlösende Gedanke für meinen «Montesquieu» war mir noch im ersten Septemberviertel gekommen, und ganz so, wie es sich romantischerweise für eine Erleuchtung gehört: am Sonntag

während der Predigt über die Schriftstelle: «Revêtez-vous du Christ». Freilich war ich nur zu Studienzwecken in das schmucklose Oratoire gegangen, an dessen schmaler Rückseite in der Rue Richelieu das Colignydenkmal steht, und die Predigt des calvinischen Franzosen liess mich genauso kalt wie die der Lutheraner in Berlin. Aber da sie mich langweilte, schweiften meine Gedanken ab. Tags zuvor hatte ich einen kindischen Deutungsversuch des rätselhaften Mottos vor dem «Esprit des Lois»: «Prolem sine matre creatam», gelesen und ihn ärgerlich beiseitegelegt. Jetzt fiel er mir wieder ein, und mit einemmal hatte ich meine eigene Deutung und wusste sofort, dass sie mir den Schlüssel und die Ordnung meines ganzen Unternehmens schenkte. Als am Schluss des Gottesdienstes der Klingelbeutel herumging, war ich mit meinem gesamten Entwurf fertig, und genauso, wie ich es an diesem Vormittag geplant habe, das Ringen zwischen dem Dichterphilosophen und dem realistischen Forscher darzustellen, genauso habe ich mein Opus ausgeführt.

Aber natürlich war mir in der glücklichen Oratoirstunde auch zu Bewusstsein gekommen, wieviel vorbereitende und an die Nationalbibliothek gebundene Arbeit noch zu leisten war, wollte ich meinem Buch eine gute Ausrüstung, das was die Franzosen «une documentation solide» nennen, mit auf den Weg geben. Und länger als bis zum Jahresende mochte ich nicht in Paris sein, damit ich Zeit behielte für die etwaigen Überraschungen in Bordeaux. Während mir nämlich in Paris alles Material offenlag und zugänglich war, bedeutete mir Bordeaux zugleich eine Verlockung und eine Drohung. Dort war Montesquieu Gerichtspräsident gewesen, von dort gingen seit Jahren postume Montesquieupublikationen aus, dort oder im benachbarten La Brède, dem Schloss der Montesquieus, gab es noch unveröffentlichte Handschriften. Ich musste eine persönliche Anknüpfung suchen, und das bereitete viele Schwierigkeiten.

Vossler hatte mir eine Empfehlung an Bédier mitgegeben, über den ich mein Seminarreferat gehalten hatte. In Bédiers Wohnung

wurde mir gesagt, er kehre erst Anfang Oktober aus den Sommerferien heim. Nun verfiel ich darauf, Doumic aufzusuchen, den ich 1903 in der Alliance Française gehört hatte und der auch jetzt noch zu ihren Dozenten zählte. Im Bottin aber, dem nach meiner Meinung allgemeinen Adressbuch, stand er nicht verzeichnet. Ich wandte mich an den Concierge der Alliance und erhielt in ziemlich höhnischem Ton die Antwort, erstens stehe ein Mann d'une telle importance natürlich nicht im Bottin, der nur für commerçants da sei, zweitens würde der Herr Professor mich in den Ferien keineswegs empfangen, und drittens kenne er, der Concierge, Doumics Adresse nicht. Ich erwiderte mit Würde, ich sei Docteur ès lettres der Universität München und würde in wichtiger wissenschaftlicher Angelegenheit bestimmt empfangen werden. Hierauf wurde der Hausmeister höflicher. Die Wohnung Doumics sei ihm wirklich unbekannt, aber ich möge im Institut de France nachfragen. Dort, im Kuppelbau am Quai Voltaire, gab man mir die Adresse ohne Weiteres: Doumic wohnte in der Rue des Prés aux Clercs, keine zehn Schritt von der Alliance entfernt. Der Concierge in der Rue des Prés aux Clercs sagte, Monsieur le professeur sei täglich zwischen sechs und acht in der Redaktion des «Gaulois» zu sprechen. Dort endlich traf ich ihn, er sah noch genauso eingefallen aus wie vor zehn Jahren. Er gab mir einen freundlichen Empfehlungsbrief an den Sorbonneprofessor Strowski, der selber über Montesquieu arbeite und die Verhältnisse in Bordeaux genau kenne. Natürlich war auch Strowski in den Ferien, aber er schrieb mir aus der Sommerfrische, er habe sich meinetwegen an Monsieur Gébelin gewandt, und mit ihm möge ich mich gleich selber in Verbindung setzen. Er sei conservateur de la Bibliothèque municipale in Bordeaux, mit den Montesquieumanuskripten vertraut und extrêmement serviable. Ich schrieb also an den äusserst dienstbeflissenen Herrn Gébelin und erhielt keine Antwort. Erst nach etlichen Wochen kamen ein paar Zeilen, aber nicht aus Bordeaux, sondern aus Paris. Gébelin entschuldigte sich der verspäteten Antwort halber; er habe dicht vor

einer im letzten Augenblick verzögerten Reise nach Paris gestanden, und in mündlicher Unterhaltung liesse sich viel mehr sagen als im Hin und Her einiger Briefe. Er schlug mir ein Rendezvous vor, am beliebigen Ort oder in seinem Quartier, Rue de la Seine. Ich ging zu ihm und erlebte mehrere Überraschungen. Ein altes Haus, ein enger Hof, ein schäbigstes Hinterhaus, und hier logierte der Mann fünf steile Treppen hoch direkt unter dem Dach. Wie konnte ein würdiger Gelehrter in solch elender Dachkammer hausen? Aber dann war es keine elende Kammer, sondern ein riesengrosser lustiger Atelierraum, und es war auch gar kein würdiger Gelehrter, sondern ein blonder, frischer, sehr junger Mensch, angenehm burschikos und kameradschaftlich und wirklich extrême-ment serviable. Und ebenso überraschend wie sein Quartier und seine Persönlichkeit waren seine Auskünfte. «Wenn Sie die Manuskripte sehen wollen», sagte er lachend, «so kommen Sie sechs Jahre zu spät. Vordem wäre Ihnen von La Brède aus sicherlich alles zur Verfügung gestellt worden. Aber jetzt – die Montesquieus, c'est drôle, sind furieusement catholiques, und als der damalige Leiter der Bibliothèque municipale nach calvinischem Ritus begraben wurde, nahmen sie eine feindselige Haltung gegen uns und unsere Klienten an. Sie sind die alleinigen Besitzer der Handschriften.» Ich war ein wenig bestürzt, wurde aber gleich beruhigt. An wichtigen Nachlassveröffentlichungen stünde nur noch ein Briefband aus; er gehe sehr bald in Druck, und ich könnte in Bordeaux die Korrekturen einsehen. Und was den «Esprit des Lois» anlange, so sei auf die Arbeiten des Professors Barkhausen durchaus Verlass. Der alte Jurist, achtzigjährig und halb erblindet, aber geistesfrisch, habe Jahrzehnte an seine Montesquieustudien gesetzt, habe auf die geringsten Verschiedenheiten zwischen Handschriften und veröffentlichtem Text hingewiesen und werde mir auch mit Freuden jedes erwünschte Privatissimum halten. So war der Alpdruck Bordeaux im Wesentlichen von mir genommen, zumal ich ja Barkhausens Studien auf der Nationalbibliothek lesen konnte.

Inzwischen waren wir in den November gegliitten, unser Kamin erwies sich als Scheinwert, der nächtliche Kampf um die unteilbare Bettdecke wurde heftiger, und ich holte mir eine ernsthafte Erkältung mit so bösen Rückenschmerzen, dass ich schliesslich ärztlichen Rat für nötig hielt. Das kleine Unheil hatte eine interessante Folge. Unter den zwei im Baedeker verzeichneten Ärzten wählte ich aufs Geratewohl den Dr. Max Nordau. Sein Wartezimmer war ein winziger, unmässig überladener Salon. Ich konstatierte drei mächtige Spiegel, eine ganze Bildersammlung, teils an den Wänden hängend, teils überall aufgestellt, ein Dutzend Plüschfauteuils, einen Tisch, eine grosse Vitrine, einen Flügel, Teppiche und Decken, Nippes und Bronzen. In einer Ecke stand die Statue eines katholischen Heiligen, auf dem mit allerlei Kleinkram überdeckten Flügel breitete sich ein Bronzerelief Palästinas mit hebräischen Inschriften und eingestreuten bunt funkelnden Steinchen aus. Hier kam mir die Ideenassoziation: Zionismus – Herzl – Nordau. Sollte das der Arzt sein, «den (wie es im Baedeker hiess) der Deutsche gern aufsuchen wird»? Es war noch ein junger Mann anwesend. Als er mich über das Relief gebeugt sah, begann er redselig zu plaudern. Er komme «in politischen Angelegenheiten» aus Prag zu Nordau, er sei mit dem «schenialen Max Brod» befreundet. Ob ich aus ähnlichen Gründen hier sei. «Nein», sagte ich, «ich komme ahnungslos als Patient», und setzte misstrauisch hinzu: «Praktiziert er denn noch?» – «Gewiss», war die Antwort, «obwohl er es nicht mehr nötig hat.» Dann rief mich Nordau in sein etwas zweckmässigeres Sprechzimmer. Er war ein stattlicher älterer Herr, ein bisschen an Altersbilder Berthold Auerbachs, ein bisschen an meinen Vater erinnernd, mit allzu gepflegten grauen Koteletten und ziemlich eitler Haltung. Ich sagte in der Tür, ich hätte gar nicht gewusst, bei dem berühmten Autor zu sein. Er lehnte mit einer kleinen Verbeugung ab: «Jetzt sind Sie beim Arzt», untersuchte mich gründlich, versicherte, es könne sich nur um eine rheumatische Erkältung handeln, und schrieb mit grossem Ernst ein Rezept. Ich las das Wort Aspirine und dachte mir, dafür schreibe man bei uns

nicht erst ein Rezept aus. Das klang wohl in meinem erleichterten «Ach, Aspirin!» mit durch, denn Nordau versetzte mit Würde: «Es ist noch etwas anderes dabei: Antipyrin.» Dann sah er mich taxierend an und liquidierte zehn Francs. Hierauf wurde aus dem Arzt der Weltmann und Autor; er fragte nach dem Zweck meines Pariser Aufenthaltes, zeigte sich in Montesquieudingen bewandert und äusserte schliesslich mit leicht pathetischer Höflichkeit den Wunsch, «den aufstrebenden jungen Gelehrten auch einmal privat und nicht als Patienten bei sich zu sehen». Ich versprach es dankend, verspürte aber nicht die geringste Lust, erneut mit dem Zionismus in Berührung zu kommen, dem ich mich bestimmt für immer entflohen glaubte.

Noch eine andere Begegnung erinnerte mich an die abgestreifte Vergangenheit. In der buvette sprach uns eine magere, sympathisch hässliche Dame mit grossen blassblauen Augen hinter grossen Gläsern an. Frau Ludwig Rubiner. Ihr Mann habe sie einmal in Berlin auf mich aufmerksam gemacht. Er war ein Berliner Literat, der für die gleichen Blätter und über halbwegs ähnliche Themen wie ich selber schrieb. Persönlich war ich nie mit ihm in Konnex gekommen. Jetzt schloss sich hier seine Frau an uns als Landsleute und Berufsgenossen an. Sie hatte in Zürich Mathematik studiert und schrieb eben unter ihrem Mädchennamen Dr. Frida Ichak für Teubner eine populäre Geschichte der Technik. Sie klagte über die schlechte Bezahlung; Zeit- und Geldnot dränge sie zur oberflächlichen Behandlung, wo sie so gern in die Tiefe ginge. «Neben mir sitzt ein Herr, der ein illustriertes Prachtwerk, die Geschichte der Hasenjagd, zusammenstellt; König Alfons von Spanien hat die Widmung angenommen, und es wird mit achtzehntausend Francs honoriert. Wenn ich doch nur einmal den zehnten Teil davon mit einer Arbeit verdiente!» Wir assen ein paarmal mit Frau Rubiner zusammen; immer tat sie mir leid, und immer dankte ich meinem Schicksal, der Literatenmisere entronnen zu sein und mich in ein grosses Thema versenken zu dürfen.

Ich war jetzt so zukunfts-gewiss wie noch niemals in meinem Leben. Ich fühlte, wie mein Opus wuchs und dass es gut werden würde. Ich hatte Vossler meinen Plan skizziert und war von ihm beglückwünscht worden. Bedrücklich fand ich nur, dass wir in wenigen Monaten nach München zurückkehren mussten. Aber das würde ja nicht für immer sein. Da ich mit der Promotion so viel Glück gehabt und nun mit der Habilitation das gleiche Glück zu haben schien – warum sollte mir mein «Montesquieu» nicht bald eine Professur irgendwo anders in Deutschland oder Österreich eintragen? Hoffnung und Arbeitskraft steigerten sich wechselseitig, und so fand ich die Frische, neben all den Bibliotheksstunden noch ein gut Teil Pariser Leben in mich aufzunehmen.

Dabei richtete sich mein Beobachten immer fast unwillkürlich auf die Feststellung, ob noch alles so war, wie es 1903 gewesen. Eines hatte sich bestimmt geändert, und dies eine drängte überall hervor: die politische Stimmung.

Gleich im Anfang unseres Aufenthalts machte ich mir ausführliche Notizen über den Chauvinismus der Presse, der gesamten und nicht etwa nur verantwortungsloser Winkelblättchen. Später unterliess ich diese Aufzeichnungen, weil ich sonst Tag für Tag mit geringen Variationen das gleiche zu berichten gehabt hätte. So stand im «Matin» auf der ersten Seite als langes Telegramm und «Zeitsignal»: «Un journal de Darmstadt» (also eine belanglose Provinzzeitung) fordere die Deutschen auf, statt des albernern «Püppchen, du bist mein Augenster» die «Wacht am Rhein» zu singen. In einem Depeschensaal am Boulevard des Italiens hing eine geographische Karte, auf der zwei Drittel Frankreichs als deutsches, das letzte Drittel als italienisches Gebiet bezeichnet waren. Darunter stand: «Aus einem soeben in französischer Übersetzung erschienenen deutschen Werk. In Deutschland das Buch des Tages.» Als Gegenstück hierzu sahen wir an manchem Kiosk eine Zukunftskarte angeschlagen, auf der Frankreich bis zum Rhein reichte und der deutsche Osten freigebig an Polen und Russland verteilt war. Das Katholikenblatt «La Croix» brachte

Berichte über pöbelhafte Äusserungen deutscher Glaubensfeindschaft. Der schmerzerfüllte Referent hatte bei «einem ernsten Mann mit blauen Augen» Mitleid zu finden geglaubt und ihm sein Herz ausgeschüttet; die Antwort habe gelautet «Je suis si fier – je suis Allemand.» Neben solchem täglichen Unfug gab es auch täglich gewichtige Artikel über Deutschlands strategische Bahnbauten, seine Flotte, seine Aviatik und so weiter.

Wir gingen ins Kino, das wir seit meiner Berliner Studie und Vaters Tod nicht mehr besucht hatten und das uns technisch und inhaltlich noch etwa auf dem Punkt seiner damaligen Höchstleistung zu stehen schien. In der Wochenschau wurden ein paar tapferere Kolonialsoldaten unter obligaten Küssen auf beide Wangen dekoriert: das Publikum klatschte. Es klatschte freilich ungleich stärker und anhaltender, als Pégoud köpflings sein berühmtes S flog. War die Begeisterung für Sport und Technik grösser als die patriotisch militaristische? Bald danach waren wir in Buc, wo Pégouds Leistung den Glanzpunkt eines vom «Matin» veranstalteten Flugmeetings bildete. Menschenmassen, wagenverstopfte Strassen, Ausrufe sachlichen Entzückens («Voyez les pattes en l'air!») – alles das gab es bei ähnlichen Veranstaltungen auch in Berlin. Aber was es bei uns nicht gab, war die nationalistische Tönung des Enthusiasmus. Eine junge Frau neben mir, auf dem Rücken liegend und das Opernglas vor den Augen, schrie zu Dutzenden Malen und bis zur Heiserkeit: «Ah! le joli petit Français, le joli petit Français!», und der meist wiederholte Ruf lautete: «Vive la France!» Ich musste daran denken, wie zehn Jahre zuvor bei der Parade am 14. Juli das Publikum über Santos-Dumonts Dirigeable die armen verstaubten Soldaten vergessen hatte.

Ein paar Wochen nach dem Flieger war der Boxer Nationalheld; der neunzehnjährige Carpentier hatte den englischen Meister Wells knockout geschlagen, und unter Titeln wie «La victoire» und «Après la victoire» brachte der «Matin» darüber ganz vorn eine Fülle illustrierter Berichte und Betrachtungen. Darin hiess es

unter anderm: Es sei zwar leise übertrieben, wenn ein englisches Sportblatt eine Parallele zwischen 1813 und 1913, zwischen der Schlacht bei Leipzig und Carpentiers Sieg ziehe; aber ganz unberechtigt sei dieser Vergleich doch nicht, und jedenfalls handle es sich um ein allerbedeutendstes und für Frankreich triumphales Ereignis. Ich notierte erbot: Wenn der französische Staat etwas für Körperkultur tun wollte, so sollte er bei allerhand Hygienischem anfangen und zum Beispiel seinen lettrés nicht zumuten, in dunklen Bibliothekssälen zu arbeiten. Und natürlich war ich vollkommen überzeugt, dass ein solches Überschätzen des Sports und ein solches Verquicken von Sport und Nationalismus bei uns in Deutschland unmöglich sei. Wie ich denn überhaupt mit dem «Bei uns unmöglich!» noch genauso flink und stolz bei der Hand war wie in meiner Studentenzeit.

«Das bringen nur die Franzosen fertig», schrieb ich nach einem Abend im Cinéma Récamier. Der Film «L'invasion» begann mit einer Spruchbandbitte an das Publikum, sich «bei dieser für französische Herzen vielfach traurigen Begebenheit aller Manifestationen zu enthalten». Es war ein Rührstück aus dem siebziger Krieg, im Grunde eher versöhnlich als hetzerisch, mit Sensationen, die damals filmisch neu waren und heute tausendfach abgeklappert sind. Deutsche besetzen ein Telegraphenamtsamt. Die Frau des Telegraphisten pflegt den verwundeten deutschen Leutnant, und ihr kleines Mädchen wird von den deutschen Soldaten freundlich behandelt. Aber die Frau ist Patriotin und morst ins französische Stabsquartier auf einem versteckten Apparat wichtige Nachrichten, die zur Vernichtung eines deutschen Bataillons führen. Der Apparat wird entdeckt, das deutsche Kriegsgericht verurteilt die Frau zum Tode, das kleine Mädchen bittet den preussischen Kronprinzen, einen schönen Mann mit einem wunderschönen Bart, um Gnade. Die Frau steht am Exekutionspfahl, der Reiter mit der Begnadigungsbefehl jagt heran – wird er zur Zeit kommen? Natürlich kommt er zur Zeit, aber natürlich erst im allerallerletzten Augenblick nach langen Filmstreifen der Nervenspannung. Was ich bei alledem als spezifisch französisch und als

zösisch und als deutsche Unmöglichkeit empfand, war das Verhalten des Publikums beim siegreichen Angriff der Franzosen. Es applaudierte wild, und solange das Vorstürmen der leuchtend roten Hosen währte (also sehr, sehr lange), solange hielt auch das frenetische Klatschen an. «Unmöglich bei uns» – und nachher habe ich genau die gleichen Erscheinungen in Deutschland erlebt: Jubel im Kino, wenn friderizianische Grenadiere stürmten, und Schmeling ein Nationalheld.

Übrigens brauchte ich gar nicht erst ins Kino oder auf den Flugplatz zu gehen, um die chauvinistische Stimmung zu erkennen. Man sah jetzt Truppen mit Musik, ähnlich unserer Wachtparade, durch die Strassen marschieren, und wie in Berlin war das Musikkorps von mitmarschierenden Zivilisten begleitet. Aber das war eine völlig andere Korona als bei uns zu Hause. In Berlin bestand sie aus einem fröhlichen, oft sehr rowdyhaften, aber immer ganz unpolitischen Haufen junger Burschen, in Paris aus gutgekleideten Leuten, aus einer demonstrierenden Gruppe. Und tatsächlich waren diese vordem unüblichen Märsche von der Regierung als Heerespropaganda gedacht. Wurden sie doch auch durch solche Stadtteile unternommen, in denen sich dem steigenden Nationalismus der Friedenswille der Arbeiterschaft entgegenstimmte und wo denn die Truppe zum Schutz gegen etwaige Störungen von einem Polizeikordon umgeben war.

So vielfach ich das kriegerische Treiben betrachtete, so wenig ernstliches Gewicht legte ich ihm bei. Und das aus mehrfachem Grunde. Einmal, wie gesagt, war ich völlig durchdrungen von der Überzeugung, dass etwas so Unsinniges wie ein wahrhaft zentral-europäischer Krieg gewiss nicht eintreten würde. Und weiter glaubte ich trotz des modischen Chauvinismus – denn für eine Mode, und nur etlicher Schichten, nicht ganz Frankreichs, hielt ich ihn – an die im letzten entscheidende Macht dessen, was ich 1903 für mich die Partei Voltaires genannt hatte. Meine Kenntnisse der modernen französischen Literatur reichten damals noch nicht über Zola hinaus in die Gegenwart; von den jüngsten litera-

rischen Strömungen und auch von der innerpolitischen Entwicklung Frankreichs wusste ich fast nichts. Und schliesslich gab es einen Ort in Paris, der für mich jene Symptome des Chauvinismus oft und oft aufhob, die Université populaire.

Über die Äusserungen des anschwellenden Nationalismus ist in Deutschland unendlich viel geschrieben worden; von diesem unscheinbaren Bildungsinstitut aber ist meines Wissens nie die Rede gewesen. Uns beide fesselte es sogleich; wir waren viele Male dort, und immer machte ich mir die genauesten Aufzeichnungen. «Ausserhalb meiner eigentlichen Arbeit ist mir diesmal nichts in Paris so wichtig gewesen wie die Université populaire», schrieb ich zuletzt.

Dehlinger, die in ihrem Studentinnenheim davon gehört hatte, sich aber selber nie hintraute, machte uns darauf aufmerksam. Rue Faubourg Saint Antoine 157, ein armseliges Haus unter hundert gleich armseligen in der breiten, aber jämmerlichen Arbeiterstrasse, trug ein kleines Schild: Université populaire Saint Antoine. Man wurde durch den Flur und über den engen Hof ins Hinterhaus gewiesen. Dort stand im Eingangsraum zu ebener Erde ein kleiner Tisch als Kasse. Man zahlte fünfzig Centimes, erhielt ein Monatsprogramm auf dünnem Blättchen und war für einen Monat Mitglied und zum Besuch des Lesezimmers und der fast täglichen Vorträge berechtigt. Es wurde aber von der moralité der Besucher erwartet, dass sie sich erst nach einjähriger Mitgliedschaft an den Abstimmungen beteiligten. Die Wände des Flurraums und des engen, primitiv möblierten Lesezimmers waren dicht bedeckt mit Mitteilungen des Vereins, Zeitungsausschnitten und Photographien, vor allem aber mit grossformatigen Aufrufen und Erklärungen der Antimilitaristen und der Bataille syndicaliste. Später fand ich manchmal unter diesen Plakaten die Bemerkung: «Als Maueranschlag konfisziert». Der Leseraum enthielt ausser Zeitungen, Zeitschriften, Nachschlagewerken und spezifisch sozialistischen Büchern eine stattliche Voltaireausgabe, eine Geschichte der Philosophie und mancherlei Naturwis-

senschaftliches und Kunsthistorisches. Die Anwesenden, Männer und Frauen verschiedenen Alters, schienen durchweg Arbeiter und Arbeiterinnen. Gegen neun Uhr rief eine Stimme: «La conférence va commencer», und man betrat durch einen langen Korridor einen Saalanbau, der wohl vierhundert Gäste fassen mochte und im Augenblick von etwa hundert besetzt war. Nie habe ich ein so elendes Lokal gesehen. Als Bühnenrahmen einer Armutsszene hätte es übertrieben gewirkt. Das grobe Holzgestühl wacklig, die Dielen des Fussbodens überall von tiefen Rissen durchfurcht, breite Sprünge und Nässeflecke an der Decke, Löcher in den Oberlichtfenstern, Schäden an ihren Fassungen. Während des Vortrags prasselte ein Regenguss auf das Dach und rann an verschiedenen Stellen pfützenbildend in den Saal. Wer dem ausgesetzt war, rückte ruhig beiseite und liess sich in seiner Aufmerksamkeit nicht stören. Am 10. Oktober bei der parlamentarisch geregelten und friedlich verlaufenden Neuwahl des Vorstandes hörte ich den Finanzbericht. Man war mit rund zweitausend Franken «ohne Defizit» durch das Jahr gekommen, aber man hatte malheureusement keinen Sou für die ebenso kostspielige wie notwendige Ausbesserung des Saales erübrigen können und würde es voraussichtlich auch in diesem Jahr nicht vermögen.

Die ganzen Monate hindurch habe ich immer wieder gestaunt, was innerhalb dieser Armut geboten und wie das Gebotene aufgenommen wurde. An jenem ersten Abend und dem darauffolgenden war man offenbar ganz unter sich. Monsieur Valès, der Vortragende, im Aussehen einem deutschen Werkmeister oder Arbeitersekretär gleichend, schien als üblicher Conférencier zum Hause zu gehören. Er sagte, er müsse aus irgendwelchen Gründen von dem angekündigten Thema absehen, er wolle stattdessen den ersten Akt der «Avariés» vorlesen. Er erzählte, wie bei der Premiere des noch recht aktuellen Dramas der Direktor der Comédie vor die Rampe getreten sei und erklärt habe, dass kein unreines Wort fallen werde. Brieux' Thesenstück handelt von der Syphilis,

und Valès las nun mit deutlicher Betonung, aber ohne alles Pathos und sehr rasch und nüchtern die ersten Auftritte vor, in denen der Arzt dem erkrankten jungen Mann die Greuel der Vererbung doziert und ihm einen mehrlährigen Aufschub seiner geplanten Ehe abverlangt. An die Vorlesung knüpfte der Conférencier eine lange Reihe statistischer Angaben über die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten und stellte das Thema für übermorgen zur Debatte. Ich glaubte, der Abend sei damit beendet, aber nun geschah das Seltsame. Mit einem blitzschnellen Übergang vom Physischen zum Seelischen, von der Hygiene zur Dichtung, vom Tendenzstück zur reinen Kunst, einem Übergang, der sein Publikum nicht im Geringsten zu überraschen schien, war Valès plötzlich an den klassischen Dramatiker der Liebe geraten. Er sagte, am Ende des Abends solle etwas wahrhaft Schönes stehen, und jetzt werde er ein wenig Racine vortragen. Während er den Band aufschlug, plauderte er ein richtiges Literaturkolleg über die zeitweilige Verdunklung und die immer erneute Wertschätzung der hohen französischen Tragödie. Dann erst las er die Schlusszene der «Andromaque» vor. Orest hat für Hermione gemordet, sie stösst ihn zurück, er wird wahnsinnig. Aber jetzt war es nicht mehr das sachliche Vorlesen von vorhin und nicht mehr der schlichte Arbeitersekretär und Volksschullehrer. Der Mann deklamierte, als läge er im Wettstreit mit Mounet-Sully, den er noch eben als einen Erwecker gerühmt hatte. Er dehnte die Vokale, er schaukelte auf klingenden Silben wie ein Sänger. Und als er zum Wahnsinnsausbruch kam, trat zum Arienklang das leidenschaftlichste Gebrüll und eine fast verzerrte Mimik. Ein Mann im einfachen Alltagsanzug, in dieser armseligsten Umgebung, vor diesen radikalen Arbeitern, nachdem er ihnen eine Stunde lang über die Syphilis gesprochen, eine solche Kunst ausübend und mit entzücktem langem Beifall belohnt! Diesmal brauche ich das «Bei uns unmöglich» nicht zu widerrufen.

Mein altes Problem von 1903 übrigens: Natur oder Unnatur der Tragödienstil des siebzehnten Jahrhunderts? Ein paar Tage nach diesem Abend fanden wir unsern Lieblingsweg von der Ge-

neviève zum Pont du Carrousel an engster Gassenstelle durch die scherzhafte Balgerei zweier Arbeiter völlig versperrt. Als wir herankamen, gaben sie die Bahn frei. Der eine trat ruhig zur Seite, der andere aber drängte sich an die Hauswand, breitete beide Arme aus wie ein Gekreuzigter, warf den Kopf zurück und rief im melodramatischsten Ton: «Passez, Madame!» All das wohl in der Erregung des Spiels, aber vollkommen ernsthaft; auch sein Kamerad lachte nicht ein bisschen. Nein, es lag keine Unnatur und nicht einmal etwas Zeitfremdes in jenem Arienpathos.

Die Fortsetzung des Valèsabends enttäuschte ein wenig. Statt der hundert Hörer gab es nur noch höchstens fünfzig, eine Debatte kam nicht zustande, und der Redner wiederholte und variierte bloss mit gelangweilter Stimme, was er schon gesagt hatte. Aber den Aufschwung ins Geistige und Ästhetische nahm er doch wieder, diesmal mit einem verblüffend komischen Ruck: «Auch Franz I. ist Syphilitiker gewesen – ich lese Ihnen eine Szene aus ‚Le Roi s’amuse‘.»

Der Saal der Université populaire füllte sich jedesmal, und oft bis auf den letzten Platz, wenn statt des alltäglichen Herrn Valès Gäste am Rednerpult oder auf der von schäbigen Waldkulissen umstellten Bühne erschienen. Das war häufig genug der Fall, und es kamen sehr angesehene Leute. Bei allen (mit regelbestätigender Ausnahme natürlich) fiel mir immer wieder ein Streben nach Mass und Überparteilichkeit auf. Dass hier nicht der Ort war für Chauvinismen, verstand sich von selber; aber auch extremer Radikalismus und Schmeicheleien an die Adresse des Proletariats fehlten.

Bei den populärwissenschaftlichen Vorträgen lag der Nachdruck entschieden auf dem Begriff des Wissenschaftlichen. So sprach Georges Guilhermet, avocat à la Cour, professeur à l'école de psychologie, über «Sozialismus und Kriminalität». Er bot durchaus ein wägendes Hochschulkolleg. Er skizzierte die verschiedenen Anschauungen des Kriminellen unter den französischen Juristen. Es gebe die orthodoxen Klassiker, die an den

freien Willen glaubten und im Verbrecher den bewussten Bösewicht sähen, und die gemässigten Klassiker, die mit dem relativ freien Willen rechneten – «eine philosophische Meinung, die hier nicht _x interessiert». (Das Beiseiteschieben dieses Punktes war die einzige Rücksichtnahme auf das einfache Publikum.) Dann wurden die Theoretiker des Milieus und der Erbllichkeit durchgesprochen. Der Hauptteil des Kollegs aber galt den Sozialisten, «die den Ursprung des Verbrechens im Kapitalismus suchen». Sie wurden mit Eindringlichkeit abgelehnt. Nicht die Not, sondern die Uner sättlichkeit, das inassouvissement, führe zum Verbrechen. Im Jahre 1910 seien ärmste Pariser Stadtteile von einer Überschwemmung betroffen worden und viele gerettete Besitzreste ins Leihhaus gewandert. Danach sei Wohltätigkeit grossen Stils geübt und den Geschädigten reichliches Geld überwiesen worden. Mit dem Erfolg, dass die versetzten Stücke nur teilweise ausgelöst wurden, die Schenken und Bordelle der Gegend aber statistisch belegtermassen in den nächsten zwei Monaten grössere Einnahmen hatten als sonst in einem ganzen Jahr. Natürlich vergass der Vortragende, dass ausgehungerte Leute bei sich bietender Gelegenheit unersättlicher sind als wohlgenährte, und natürlich fand er keine laute Zustimmung, aber immerhin hatte er höfliche und bis zum Schluss geduldig aufmerksame Zuhörer.

Weitaus beifälliger wurde ein anderer Jurist aufgenommen, und das war bei seiner Vortragsart ohne Weiteres begreiflich. Die «gerichtlichen Impressionen» des avocat à la Cour d'appel Ludovic Fichou waren kein Kolleg, auch keine blossе Plauderei, sondern ein dramatischer Komödienmonolog im Stile Beaumarchais'. Aber beim Durchhecheln der französischen Justizübung bekam mit guter Gerechtigkeit jeder sein Teil: der Anwalt, der mit dem gegnerischen Zeugen, und der nichtzahlende Armenklient, der mit dem bestellten Anwalt Schindluder spielt, geradesogut wie der oberflächliche medizinische Sachverständige. Und was den Kern der Ausführungen bildete und den Hörern immerfort eingehämmert wurde, war die Klage über den Mangel an Kühle, über die

Affektbeherrschtheit der Strafgerichtshöfe. «Spielen Sie eine Rührszene, pleurez, pleurez, Mesdames, Messieurs, es lohnt sich! Es hat mehr Wert, als wenn nackte Tatsachen für Sie sprechen. Wer wird denn viel auf Tatsachen geben? Ist es überhaupt sicher, dass der Herr Präsident das Dossier genau studiert hat? Les faits?» (Skeptische Betonung.) «Les faits?» (Noch viel skeptischer. Pause. Dann mit einem wegwerfenden Murmeln:) «Les faits» – (Schlag auf den Schenkel) «on en fait ce qu'on veut.» Und ein Loblied auf den vorbildlichen bon sens der kühlen Engländer macht den Beschluss.

Warb der Jurist für seine Sache durch dramatisch witzige Form, so bediente sich der Docteur Piouffle einer wohltätigen Falle. Eben hätte der Tod einer Demimondaine Aufmerksamkeit erregt; sie war in der Villa ihrer Freundin an Äthervergiftung gestorben, und die Untersuchung hatte ergeben, dass die Freundin einen florierenden Rauchsalon für Opium, Äther und Kokain hielt. Auf dem Programm des Abends standen nun «Einige Reflexionen über einen Fall von Äthervergiftung». Aber diese Erwägungen wandten sich sehr rasch dem Alkoholismus zu, um erst am Ende wieder in das Lockthema einzumünden. Das geschah mit einer resignierten Feststellung: Das in Paris der Trunksucht abgerungene Gebiet werde von jenen Rauschgiften überschwemmt.

Unwissenschaftlich agitatorische Vorträge hörte ich nur zweimal, und für den einen von ihnen gab es mildernde Umstände. Denn es ging aus den Worten der Doctoresse Madeleine Pelletier hervor, dass sie einen Redner bekämpfte, der kurz zuvor an gleicher Stelle die längst üblichen Klagen über Frankreichs Bevölkerungsrückgang erhoben hatte. Die Doctoresse glich einer Witzblattkarikatur der Frauenrechtlerin: klein, dick, untersetzt, das kurze Haar um den mächtigen runden Schädel geklebt, die Stirn gebuckelt, die Augen farblos und winzig, das Kinn massig wie das eines Negerboxers, der Mund verkniffen und wie ausrasiert. Sie trug hohen Stehkragen, Weste und eine Art Herrenpaletot. Mit langen Schritten ging sie im Saal herum und verteilte das von ihr

herausgegebene Blatt «La Suffragiste». Dabei erklärte sie, die englischen Suffragetten seien zu zahm, sie dürfe das sagen, denn sie habe selber in London mitgekämpft und wäre von der populace beinahe ins Wasser geworfen worden. Nachher auf dem Katheder hiess ihr Thema: «La dépopulation est-elle un mal?» Ihr Vorredner, sagte sie, habe völlig unrecht; Frankreich solle sich beglückwünschen zu der verringerten Geburtenzahl, denn sie sei ein Zeichen des Kulturfortschritts, und überall in der Natur sei die höhere Gattung zugleich die nachkommenärmere. Wer schwärme jetzt für répopulation? Die Reichen. Wem sei die Elternschaft zugedacht? Den Armen. Die Proletarierinnen sollten die Kinder bekommen, während die Damen in die Messe liefen und ihre Figur schonten. Warum müssten sich die Plebejer vermehren? Weil man Kanonenfutter brauche, und weil Familienväter ungern streikten. Warum sträubten sich so viele Männer gegen ein Verhütungsinstrument? «Mais ça ne me fait aucun plaisir! Mais ça me tracasse les nerfs!» So ging es Satz um Satz weiter, oft hanebüchen unanständig, oft derb witzig, immer ungeheuer lebendig und bissig, mehr noch auf das Recht der Frauen als auf die Sache des Proletariats überhaupt bedacht.

Sehr viel schlimmer als die wilde Suffragette fand ich in seiner fadblonden spitzbärtigen Schönheit den Herrn Marius Ary-Leblond, der mit pathetischer Stimme, ohne von seinem phrasenreichen Manuskript aufzusehen, über eine Reise durch Polen berichtete. «La résurrection d'une nation» hiess der Untertitel der conférence. Sie malte in überschwenglichen Worten die Schönheit, die générosité, die patriotischen Bemühungen, die jüngsten Kulturfortschritte des polnischen Volkes, das seine Selbständigkeit endlich zurückgewinnen und in seinem Befreiungskampf von Frankreich unterstützt werden müsse. Zwar die zu Österreich gehörigen Teile des Landes seien nicht geknechtet, aber welch grausige Tyrannei herrsche unter der russischen Knute, welch ebenso grausige Tyrannei unter den Stiefelsohlen des deutschen Soldaten, «les bottes les plus lourdes du monde!» Wie fürchterlich

prügeln man in Posen die armen Schulkinder, die sich tapfer gegen die Sprache des Unterdrückers sträubten und an ihren polnischen Gebeten festhielten! Alle gegen Deutschland gerichteten Sätze des Vortrags, und sie füllten Dreiviertel des Abends, hätten in jedem nationalistischen Blatt stehen können, und nur in den Ausfällen gegen den russischen Alliierten der Republik passte sich der Mann dem Geist der Université populaire an.

Nein, eigentlich auch darin nicht, denn dieser Geist war immer wieder friedlich und wägend. Wie sehr die Tonart der Doctoresse und nun gar des Polenfreundes von der hier üblichen Weise abwich, das konnte ich auch an den ästhetischen Abenden häufig beobachten. Während der Hausredner Valès das Wissenschaftliche und Künstlerische in eine conférence zusammendrängte, liess man im Übrigen beide Gebiete ziemlich regelmässig von Abend zu Abend wechseln. Nun ist in Deutschland bei solchen Veranstaltungen für das Volk immer eines von beiden der Fall gewesen: Entweder hielt man sich an klassische und allgemein anerkannte Werke, oder man vereinte mit politisch revolutionärer Gesinnung einen entsprechenden ästhetischen Radikalismus und bot allerjüngste Literatur. Die Université populaire verfuhr ungleich weitherziger.

Den wesentlichsten Abend erlebten wir am 4. Oktober, ohne damals schon zu wissen, welche theatergeschichtliche Bedeutung ihm zukam. Jacques Copeau, directeur du théâtre du Vieux Colombier, kündigte an: «Un essai de rénovation théâtrale (avec auditions).» Das Publikum bestand diesmal nur etwa zu zwei Dritteln aus den üblichen Arbeitern – aber immerhin zu zwei Dritteln aus ihnen, und der elende Saal war ganz gefüllt! –, während die übrigen Anwesenden der Intelligenz und offensichtlich zumeist dem literarischen Metier angehörten. Das Vortragspult stand heute auf der linken Seite der Bühne, deren primitive Waldkulisse gegen eine ebenso primitive Andeutung eines Zimmers ausgetauscht war. Der Herr am Pult mochte vierzig Jahre alt sein; etwas lockige Haarbäusche über den Ohren bei sonst kahlem grossem

Schädel und glattrasiertem Gesicht, dazu eine Künstlerkrawatte deuteten ohne Übertreibung den Theaterdirektor an. Ein leises Anstossen der Zunge, ein gelegentliches Suchen nach dem passendsten Wort gaben der teils freien, teils formulierten und abgelesenen Rede eine gewisse Zutunlichkeit, und sie begann auch mit persönlichen Bekenntnissen. Copeau erzählte, wie ihn die Begeisterung für Antoine seinem Beruf zugeführt, wie er dann jahrelang für seine eigenen Theaterpläne gekämpft habe, wie er jetzt endlich am Ziel, vielmehr am eigentlichen Beginn stehe. Hier zeigte sich, dass seine Zutunlichkeit mit sorglicher Diplomatie Hand in Hand ging. Antoine war gewiss der vorbildliche Neuerer, aber Antoine war doch nun schon längst eine ehrenüberhäufte offizielle Persönlichkeit, ein bisschen der Routine verfallen, ein bisschen verbraucht und zum Stillstand gekommen. Im Vieux Colombier musste man über den verehrten Meister hinausgehen. Es werde dort keine winterbeherrschenden Zugstücke geben, keine Stars, kein Übermass an Dekorationen, keine Bindung an nur eine Epoche oder Stilart. Es werde dort auch keine übermäßige Abhängigkeit von den Deutschen und nichts eigentlich Umstürzlerisches in aestheticis zu finden sein. Man wolle viel französische Klassik spielen, an der allein vielleicht der Schauspieler sein volles Können zu entfalten vermöge, und bei der Aufführung moderner Stücke solle die klassische Linie deutlich gewahrt werden. Und nun stellte Copeau seine Truppe vor, ein Dutzend junger Mädchen und Männer, die während seines Vortrags in Reih und Glied auf einer Stuhlreihe der rechten Bühnenseite sassen. «Wir haben den Sommer über im Grünen zusammen gelebt und studiert, wir sind eine Einheit geworden, on se sent les coudes, auf alle ist Verlass, und Monsieur Roger Karl ist kein Neuling mehr.» Darauf gab jedes Mitglied eine Probe seiner Kunst. Dazu war lyrische und balladische Dichtung vom Mittelalter bis zur Gegenwart, von Rutebeuf bis zu Mallarmé gewählt worden. Sehr unbehaglich war mir bei dem rühmlich hervorgehobenen Herrn Roger Karl zumute. Schon wie er an der Wand sass, rundlich und

selbstbewusst, glaubte ich an ihm die Allüren eines Tenors mit dem hohen C zu entdecken. Er trug einen sehr modernen und sehr verzweifelten Versuch des Aufschwungs vers l'idéal, vers l'inconnu vor, er brüllte im Stil der Opernrachearie, er stöhnte, er ballte die Faust und grimassierte, und er erntete mit alledem rasenden Beifall. Aber seine Kollegen waren schlichter und menschlicher. Und einer, ein unscheinbarer junger Mann, dessen Namen ich zu notieren vergass, war ein grosser Künstler. Er sprach und spielte Villons «Belle Heaulmière». Im Vortreten alterte er buchstäblich. Kopf- und Körperhaltung erschlafften, der Mund wurde schief wie nach einem Schlaganfall, in der eintönigen Stimme schien ein Kinderweinen mitzuklingen, in den Augen zitterte ein irres Grinsen, bald der Angst, bald des ohnmächtig begehrenden Erinnerns an das physische Glück der Jugend. Es war mir tröstlich, dass auch er stark applaudiert wurde, wenn auch nicht so überschwenglich wie der Tenor.

Ich kümmerte mich 1913 gar nicht um die moderne Literatur und sehr wenig um das Theater und kam erst bei unserm nächsten Pariser Aufenthalt in den Vieux Colombier. Im Augenblick war mir der Copeau-Abend einzig in Hinsicht auf die Université populaire von Bedeutung. Erst bewunderte ich es, dass hier ein derart spezialisiert ästhetischer Vortrag so aufmerksame Hörer gefunden hatte; und später fand ich diesen Abend bezeichnend für das gesamte Kunstprogramm des bescheidenen Instituts: Klassik und Modernstes gingen darin überall verträglich zusammen. Klassik war das Selbstverständliche und beinahe Alltägliche; man hörte aber auch geduldig einem Redner zu, der für die jüngste «reine Poesie» eintrat und sehr verächtlich von Rostands unzulänglichem und veraltetem «Versgeklingel» sprach.

Natürlich wurde als Gegengewicht der wissenschaftlichen Vorträge nicht nur hohe Kunst und nun gar ästhetische Theorie geboten; es gab auch Kabarett- und Liederabende, und dann war ein Sitzplatz nur schwer zu finden.

Die politischen und sozialen Scherze des Kabarettts waren harmlos. In schläfrig langgezogener Weise wurde eine Amtsreise

des als schlafmützig verschrienen Präsidenten Fallières besungen. Das Haupt der Republik sagt jeder ihm vorgestellten Person oder Gruppe dasselbe: «Vous êtes le maire vous êtes les vétérans vous êtes les malades de poitrine vous êtes les syphilitiques ...» und so weiter und so weiter. – «Et moi je suis le gardien de l'ordre con-sti-tu-tio-nel». In düster balladischem Ton malte eine Sängerin oder ehemalige Sängerin das, was der Berliner die «ewige Buddelei» nennt und was wohl allen Grossstädten gemeinsam ist. Drei Arbeiter kommen in eine enge Gasse, zwei reissen das Pflaster auf und graben ein tiefes Loch, der dritte sieht zu, mit gekreuzten Armen et d'un regard ferme. Drei Monate gähnt das Loch, niemand weiss, warum, viele Bürger stolpern darüber, drei brechen das Bein. Dann erscheinen wieder drei Arbeiter, zwei schütten das Loch zu und legen die Pflastersteine, der dritte sieht zu, mit gekreuzten Armen et d'un regard ferme. Danach ziehen sie ab, und niemand wird je das Geheimnis ihrer Tätigkeit erfahren.

Die ernsthafteren Liederabende wurden mit Volksgut gefüllt, mit Pariser Bänkelsang aus zwei Jahrhunderten, mit normannischen Volksliedern, später, in Weihnachtsnähe, mit Weihnachts- und Neujahrsliedern. Viel kulturhistorische Belehrung wurde zwischen die vorgetragenen Texte gestreut. Ein alter dicker Herr, Xavier Privas, Prince des chansonniers, sang sitzend und mit dem Kneifer taktierend, dabei aber sehr eindrucksvoll und feierlich, ein langes «Noël à tous (à nous ... à vous ... à nos amis ... à nos mortels ennemis)», man bekam auch wunderschöne Marienlieder zu hören, und die antiklerikalen Arbeiter waren sichtlich beglückt und verlangten Zugaben.

Sie waren auch andächtig zufrieden mit einem Bildervortrag über Altparis, den Georges Caïn, Direktor des Musée Carnavalet, hielt. Er ging von dem Fluchtversuch der Königin Marie Antoinette aus, schilderte die Eleganz der Kutsche, die Vorbereitungen der Abfahrt, das revolutionäre Treiben in den Strassen. Gewiss, die Geschichte der Königin war nur der Aufreihfaden für die Ket-

te der Lichtbilder, die selber wiederum häufig für den Besuch des Musée Carnavalet warben, aber Marie Antoinette war doch die rührende Heldin des Abends.

Mit alledem habe ich nur einen Teil dessen skizziert, was wir in der Université populaire hörten. Immer wieder fesselten mich die Vortragenden, ihre Themen und ihre Aufnahme durch das Publikum. Und immer wieder sagte ich mir, hier sei ein anderes und besseres Frankreich, und immer wieder glaubte ich: auch ein mächtigeres als das chauvinistisch lärmende. Sicherlich war dabei viel Suggestion des Ortes und des Namens im Spiel; aber als étudiant à l'Université populaire, wie ich mich im Tagebuch manchmal nannte, fühlte ich mich dem Volk besonders nahe.

Kleine Szenen des Strassentreibens, an der Theke des Kaffeeschanks, oder im Restaurant aufgefangene Gesprächsbrocken verschmolzen mit den Darbietungen des elenden Hörsaals in der Rue Saint Antoine. Einmal fanden wir am Pont d'Alexandre einen Menschenknäuel; die Leute lachten, während sie auf den Boden blickten. Jemand hatte mit witzigen Kohlenstrichen eine aktuelle Gruppe auf das Pflaster gezeichnet: Poincaré, die Reisetasche in der Hand, mit langen Schritten davonstrebend, Konstantin von Griechenland in strammer Haltung, die Hände an der Hosennaht, mit schwärmerischem Augenaufschlag vor Guillaume, dessen wesentlichste Bestandteile der Habyschnurrbart und der Kürassierhelm bildeten. (Poincarés Propagandareisen zur Entdeckung der französischen Provinz und Konstantins Rede vor dem Kaiser, er verdanke Deutschland seine Siege, gaben in diesen Tagen den hauptsächlichen Zeitungsstoff her.) Häufig trafen wir Strassenmusikanten, und sie bedeuteten mir geradezu eine Ergänzung der abendlichen Kollegien. Sehr oft hörten wir einem wahren Künstler auf der Ziehharmonika zu. Sein Klappstuhl stand in der belebten Passage, an der unser Mittagstisch lag. Er war blind, ein kräftiger bärtiger Mann in braunem schäbigem Jackettanzug und Stulpenstiefeln. Das verbissene Gesicht gesenkt, das Filzhütchen tief in der Stirn, spielte er sein unscheinbares Instrument der-

art, dass es sich fast in eine Orgel verwandelte. Immer war ein dichter Hörerkreis um ihn, immerfort wurden ihm Münzen in die Taschen seiner Joppe gesteckt, ohne dass er sich im Musizieren unterbrach. Künstlerisch weniger bedeutend, aber wohl spezifischer und ausschliesslicher pariserisch waren andere Spielleute, die förmliche Singschule abhielten; sie verkauften ein Blatt mit neuem Liedertext und sangen es dann zur Gitarre oder spielten es auf der Geige, solange bis die Zuhörer mitsangen. Ein Lied, das wir auf solche Weise in diesem Winter einüben hörten, war das sentimentale «Sous les ponts de Paris». An der Seine im Schutz der Brücken finden das Elend und die Liebe der Ärmsten ihren Schlupfwinkel. Genau zwei Jahre später vernahm ich die Melodie wieder, diesmal mit deutschem Text. Aus Paris als abgedroschen verdrängt, war sie in die Provinz gelangt und hier von den deutschen Soldaten übernommen worden. Nun alternierte sie im Unterstand mit jenem «Püppchen, du bist mein Augenstern», das das «Journal de Darmstadt» als unpatriotisch beanstandet hatte.

Bisweilen, wenn ich einen Genevièveabend fahren liess, schwankten wir zwischen Université populaire und Theater. Fast immer wählten wir die Populaire, und wenn wir das Theater vorzogen, so geschah es nicht unter literarischem, sondern unter soziologischem Gesichtspunkt. Wir gingen zum «Cyrano», der zum 1096. oder 1098. Male gegeben wurde. Man spielte mit gleicher Verve wie vor zehn Jahren, und das Haus war genauso voll wie damals. Wir gingen ins Châtelet auf den obersten Olymp zu «Michel Strogoff». Man sah den Kurier des Zaren auf zahllosen Plakaten, wie er blutüberströmt mit glühendem Eisen geblendet wird. Das Stück war eine wilde und äusserst grausame Zirkusaffäre mit fürchterlichen Abenteuern, mit groben Clownerien dazwischen, mit einem ganzen leichenbesäten Schlachtfeld und, vor allem, mit unaufhörlichem Knallen und Krachen von Pistolen- und Gewehr-schüssen, von Artilleriesalven und einzelnen Bomben. (Eine landet mit brennender Lunte mitten auf der Bühne, die gerade ein Zimmer darstellt; der Held ergreift sie und schleudert sie zum

Fenster hinaus.) Der Lärm war so stetig und betäubend, dass die zarte Dehlinger vor Erschöpfung inmitten der tobenden Schlacht einschlief. Das Haus blieb unverdunkelt, und unsere Hauptaufmerksamkeit galt dem Publikum. Um uns sassen Arbeiter in Hose und Hemd, die Ärmel aufgekrempt. (Es war noch ganz im Anfang September und glühend heiss.) Sie hatten ihre Familien mit sich, die Frau, die Kinder, sogar Säuglinge. Ein Mann schaukelte zwei Babys auf den Knien, das eine schrie erbärmlich. Schliesslich wurde es durch eine Händekette der mehrere Reihen entfernten Mutter gereicht; sie öffnete das Kleid und gab ihm zu trinken. Die Leute sahen den grausigen Szenen gleichmütig zu. Von blutrünstiger Erregtheit war nichts zu merken, von Entsetzen ebenso wenig, der Beifall hielt sich in Grenzen. Dennoch muss das Stück Anziehungskraft besessen haben, denn es wurde wieder und wieder gegeben. In den Pausen boten Bauchladenträger Süssigkeiten und Limonaden zum Kauf, auch während des Spiels wurde gegessen und getrunken; die Flaschen setzte man gleich an den Mund, nachdem man ihnen den Kugerverschluss in den Hals gestossen hatte. Auch geplaudert wurde nicht nur während der Pausen. Das Ganze glich einem gemütlichen Familienfest mit Feuerwerk. Um die Weihnachtszeit stand im «Matin», man solle ins Odéon zu «Rachel» von Grillet gehen, denn die Ausstattung sei schön und der Inhalt durchaus «auch für junge Mädchen geeignet». Das lockte uns. Wir wurden recht angenehm enttäuscht, denn die Szenenfolge vom Aufstieg und frühen Ende der Tragödin bildete ein hübsches Volksstück und wurde ausgezeichnet gespielt: Humor, stark realistische Natürlichkeit und grosses klassisches Pathos vertrugen sich aufs Beste zusammen. Die Rolle der Heldin war auf dem Zettel als *début de Mlle. Séphora Mossé* verzeichnet. Ich weiss nicht, was aus dieser Schauspielerin geworden ist; da sie auf mich einen sehr bedeutenden Eindruck machte, so ist es wohl möglich, dass spezifisch französischer Geschmack ihr die volle klassische Grösse nicht zuerkannte.

Auch ins Kino kamen wir nur ganz selten. In einem ziemlich

spelunkenhaften Lokal der Rue Saint Antoine wurde Zolas «Germinal» in recht guter Verfilmung vor lauter Arbeiterpublikum, darunter vielen Halbwüchsigen, gegeben. Von Szene zu Szene meinte ich, nun werde sich Protest oder Beifall entladen, so wie es beim Infanteriesturm im Cinéma Récamier der Fall gewesen. Aber die Leute verhielten sich geradeso harmlos amüsiert wie im «Michel Strogoff»; nur mischte sich hier in die Ess- und Trinkgeräusche das ewige Klappern der kleinen Schokolade-Automaten, die zahlreich an den Lehnen der Sitzreihen angebracht waren. Einzig als das Militär auf die Streikenden schoss, kamen ein paar Pfiffe aus dem Hintergrund. Gleich drohte von irgendwoher eine energische Einzelstimme: Wer pfeife, fliege hinaus, und sofort hatte die Demonstration ein Ende, und die Automaten klapperten weiter. Dagegen gab es in jenem militaristischen Cinéma Récamier einmal anhaltendes Gelächter, als die Wochenschau eine Flugzeugtaufe brachte; solange der Geistliche mit seinen Chorknaben den Apparat umschritt und den Weihwedel schwenkte, war die stürmische Heiterkeit allgemein.

Dass die Université populaire nicht nur dem Theater und Kino, sondern auch der politischen Versammlung den Rang ablief, ist bei meiner damals ganz von Montesquieu bestimmten Interessenrichtung erstaunlicher. Ein einziges Meeting haben wir besucht, bei dem wir freilich sehr und beinahe allzu sehr auf unsere Kosten kamen. Ich erwähnte schon in meinen Erinnerungen aus der Jungenzeit, dass mir die festliche Prügelei bei Julius Bab einstmals in Paris wertvoll werden sollte. Das geschah auf dem linken Ufer in der schönen geräumigen Salle des Savants, Rue Danton, wo die étudiants républicains ihre Kundgebung veranstalteten. Etwa zweihundert Studenten waren anwesend, nur wenige ältere Leute und wenige Frauen. Unter den Rednern befanden sich neben den Studenten zwei grauhaarige Deputierte der Rechten. Es ging sehr chauvinistisch zu, und das gegenwärtige Kabinett wurde masslos angegriffen. Ganz Europa lachte über den völlig unbekanntem und unfähigen Kammerpräsidenten Doumergue, und die Seele der Re-

gierung sei zur Schmach des Vaterlandes der Verräter Caillaux, der zugunsten seiner Privatkasse den Kongo an Deutschland verkauft habe. Diese und ähnliche Vorwürfe waren mir aus der Rechtspresse geläufig. Aber der Abend brachte mir doch drei Überraschungen. Einer der Abgeordneten klagte über das ständige Hintertreiben der RP durch die falsche Mehrheit der Radikalen und Freimaurer. Seit Jahren sei das Gesetz der RP angenommen; sobald man es endlich anwende, müsse die Linkstyannei ein Ende haben. Er unterbrach sich: «Aber ich sehe Damen unter Ihnen, also muss ich die RP erst erklären.» Es handelte sich um die représentation proportionelle, die den bisher im Parlament mundtoten Minderheiten die gebührenden Kammersitze verschaffen sollte. Ich dachte während der Erklärung an die Suffragette in der Université populaire. Wenn man hier unter den Studentinnen der richtigen Universität – denn es war deutlich zu sehen, dass die anwesende Handvoll Weiblichkeit nicht aus zärtlichen Begleiterinnen, sondern aus Kommilitoninnen bestand –, wenn man hier so geringes Wissen über alltäglich besprochene Dinge der Innenpolitik voraussetzen musste, dann würde die wilde Doctoresse noch sehr viel Arbeit zu leisten haben, ehe sie in Frankreich zum Ziel gelangte. Die zweite, für mich noch grössere Überraschung fiel in den Gefühlsbereich der Aussenpolitik. Von Anfang an waren hier grosse melodramatische Arien gesungen worden. Der Deputierte Paul Beauregard, Professor der Nationalökonomie, hatte der langersehnten und endlich marschbereiten neuen Jugend gehuldigt. Er sei ein aufrechter Alter, er habe das Geschlecht der défaite und des schwächlichen Entsagens überdauert, er habe immer gewusst, dass die nächste Generation heroisch die Bürde des Wiedergutmachens und Vergeltens auf ihre kraftvollen Schultern laden werde. Nun begann ein junger Redner sein Referat zur äusseren Lage Frankreichs mit «persönlichen Erinnerungen». Er komme eben aus dem Elsass und habe deutsche Truppen ins Manöver ziehen sehen. Welch unbeschreibliche, überall zutage tretende Anmassung der lieutenants prussi-

ens! Er habe am Sterbebett einer alten verzweifelt wartenden Patriotin gesessen. Immer wieder, mit verlöschender Stimme, habe sie gefragt: Et la guerre? Et la guerre? Ich hielt es danach für selbstverständlich, dass sich der Sturm des eigentlichen Exposés gegen Deutschland oder die Deutschland gegenüber bewiesene Schwäche der Regierung richten würde. Aber nein: Der wütende Hauptstoss galt Italien. Die Italiener seien vom Grössenwahn befallen, sie wollten das Imperium Romanum auferstehen lassen, sie wollten Frankreich vom Mittelmeer abschneiden, aus dem Orient verdrängen, schon sei auf hundert Missionen und geistlichen Krankenhäusern die französische Trikolore durch die bandierä italiana ersetzt. Wievielerlei hat in Zukunft dafür gesorgt, diese unerwartete Rede in meinem Gedächtnis festzuhalten! Die dritte Überraschung endlich war die stürmischste. Man war beim Antiklerikalismus der unfähigen Regierung angelangt, als sich in einer Saalecke Lärm erhob und ein blutjunger Mensch mit funkelnden blauen Augen und dicken Lippen vorstürzte, schon auf dem Weg zum Podium heftig redend und gestikulierend. Ich glaubte, nun komme die Linke zum Wort. Aber der Vorsitzende rief, es sei eigentlich keine Diskussion beabsichtigt, doch da ein Mitglied der Action française ... Er kam in der Formalität des Worterteilens nicht weiter, denn der junge Mann redete ja schon, und sobald er das Podium betreten hatte, wurde sein Reden zum Schreien. Nicht auf der Linken sässen die ärgsten Idioten der Kammer, sondern rechts. Viel mehr war nicht zu verstehen, denn jetzt brüllte alles durcheinander, die Opposition unterstützte den Sprecher mit wildem Klatschen, die andern grölten im Takt: «Hou, hou les camelots!» Dazwischen rief der Professor Beauregard mit beschwörendem Pathos, er liebe das Überschäumen der Jugend, dies hier gehe décidément zu weit. Es ging aber noch viel weiter, denn jetzt brachen die Camelots aus den Sitzreihen in die Zwischengänge vor. Einige schienen ihren Redner mit erhobenen Spazierstöcken beschützen, andere die Versammlung angreifen zu wollen. Im Augenblick war alles auf den Beinen und in eine

Prügelei verknäuelte. Wir zogen uns aus dem Sturmzentrum in eine Ecke zurück und sahen von da aus, wie sich der Saal in den Vorraum entleerte. Danach war alles rascher und weniger katastrophal zu Ende, als ein Fremder hätte annehmen können. Offenbar hatte es sich mehr um Gestikulationen und Beschimpfungen gehandelt als um ein ernstliches Handgemenge. Als wir die Strasse erreichten, ging es auch dort nicht sonderlich kriegerisch zu. Neben einem Häufchen noch immer «hou, hou les camelots!» Schreiender stand ein gleichmütiger Polizist. Dann erschienen in stolzem Schritt die Opponenten, die vorhin den Tumult begonnen hatten. Der Polizist trat auf sie zu, ihr Redner als ursprünglicher Ruhestörer wurde angehalten und musste im nächsten Hausflur seine Personalien angeben. Seine Anhänger warteten friedlich auf ihn, während die andern ebenso friedlich abzogen. Ich hatte den Eindruck, als sei solch Versammlungsende und -nachspiel eine Ortsüblichkeit.

Weit weniger anregend als dieser Abend gestaltete sich ein Besuch in der Kammer. Ich bedauerte das umso mehr, als ich Tagesarbeitszeit dafür opfern musste. Wir gerieten in den jämmerlichsten Alltag der maison sans fenêtres, wie die Nationalisten neulich mit stereotypem Hohn die Kuppelhalle des Parlaments genannt hatten. Von den sechshundert Deputierten mochten hundert anwesend sein, und mindestens achtzig unter ihnen vertrieben sich die Zeit mit Lesen und Briefeschreiben. Unter den restlichen zwanzig plätscherte schläfriges Debattieren über einen Punkt der Schulgesetzgebung: Wer ein Kind vom Besuch der Laienschule abhalte, solle mit Geldstrafe belegt werden. Irgend eine wesentliche Rede hörte ich nicht. Was mir Eindruck machte, war nur eine Anzahl Farbiger unter den Saaldienern und den Abgeordneten selber, dazu das ungeheure Misstrauen, das dem Tribünenbesucher entgegengebracht wurde. Einheimische mussten einen Ausweis mit der Unterschrift eines Deputierten, Fremde eine Karte ihrer Gesandtschaft besitzen. Es ist gar nicht zu sagen, wie oft in Wartezimmern und Durchlässen, auf Treppen und an Türen von blaubefrackten Dienern mit zierlichem Degen und

Amtskette diese Ausweise kontrolliert wurden. Auch bestand der sonst gar nicht in Paris verbreitete Zwang zum Ablegen der Garderobe.

Wirklich, soweit ich nicht als Bücherwurm in der Nationalbibliothek und der Geneviève hauste, war ich im Wesentlichen etudiant à l'Université populaire, denn auch die Sorbonne betrat ich nur ein einziges Mal wie die Kammer, und auch in ihr nahm ich nur Äusserliches auf. Ich sah mir eine Doktorprüfung an und musste dabei natürlich an den ernsthaft schlichten Verlauf meiner eigenen Promotion denken. Hier ging ein grosses öffentliches Schauspiel vor sich. Die Salle des promotions ist ein höchst repräsentatives Amphitheater voller Decken- und Wandschmuck; man sieht Büsten und leuchtende Porträts der klassischen Dramatiker, Descartes', Bossuets und so weiter. Am langen Prüfungstisch sass ein reichliches halbes Dutzend Professoren, vor ihnen, den Rücken gegen das zahlreiche ständig zu- und abströmende Publikum, an einem Sondertischchen der bärtige Kandidat. Der französische Doktorgrad steht höher im Rang als der deutsche Titel eines Dr. phil.; er wird später erworben, und die mündliche Prüfung entspricht ungefähr dem Kolloquium bei unsern Habilitationen. Aber dieses Kolloquium hier war ein richtiges Bühnengespräch, die Professoren sprachen nur scheinbar zu dem Kandidaten und in Wahrheit in den Zuschauerraum hinein. Auch legten sie offenkundig allen Wert auf ihre eigenen Reden. Der Befragte sollte Auskunft geben über einige Punkte seines Buches, das vom Sozialismus in England handelte. Sooft er auf eine Frage antwortete, nahm ihm der jeweilige Examinator das Wort von den Lippen und erging sich selber in langen, sehr wohlformulierten Ausführungen und geistreichen Einwänden. Bis ich die Spielregel begriffen hatte, schien mir die Lage des vielzerpflückten Doktoranden sehr kritisch. Nach langer Zeit zog sich das Kollegium zur Beratung zurück. Ein grosser Teil des Publikums wartete, mehrere Zuhörer traten aus den Bänken und umstanden ihren Freund. Dann erschienen die Professoren wieder, es war wie der Einzug

eines Gerichtshofes, und ein alter Herr verkündete feierlich, das Examen sei mit der besten Note bestanden. Worauf sich ein allgemeines Händeklatschen erhob. Hätte ich nicht aus den beim Montesquieustudium gesammelten Erfahrungen bereits zur schauernden Genüge gewusst, welch einen gelehrten und oft genug pedantischen Wälzer solch eine französische Doktorschrift abzugeben pflegt, so wäre mir dies Promotionsverfahren ungewein theatralisch vorgekommen.

Aber ein Deutscher sollte den Begriff des Theatralischen gänzlich vermeiden, wenn er von irgendeiner französischen Einrichtung oder Eigenheit Rechenschaft ablegt; denn uns bedeutet das Theatralische etwas dem Natürlichen Entgegengesetztes, während es bei den Franzosen ein natürlicher Bestandteil all ihrer Lebensäusserungen ist und so auch mit ihrer gediegenen Erudition zusammenzugehen vermag. Übrigens konnte ich auf akademischem Gebiet dieselbe Beobachtung machen, die ich 1903 so oft im Theater anstellte: Wenn sie gross sind im Pathetischen, und für unsern Geschmack manchmal allzugross, so bringt auch niemand mehr Witz und Ironie für ebendiese Eigenschaft auf als sie selber.

Die einprägsamste Persönlichkeit, der ich in diesen Pariser Monaten begegnete, war Josèph Bédier. Der Eindruck, den mir sein Epenwerk bei der Lektüre gemacht und der sich im privaten Gespräch mit ihm verstärkt hatte, wurde überwältigend, als ich ihn dozieren hörte: Das war ein philologischer Doppelgänger des dichtenden Ironikers Anatole France. Als ich Bédier im Oktober besuchte, war die Unterhaltung von Vossler – «er wird Schule machen», sagte Bédier –, von Montesquieu und meinen langen Arbeitsstunden auf der Nationalbibliothek zum Volksliedstudium meiner Frau hinübergeglitten. Über das Volkslied lese er gerade am Collège de France – ob wir ihm einmal zuhören wollten? Im Ganzen sei ja zur Zeit vom Renaissancegeist des Instituts wenig zu merken, es sei «von alten Herren verseucht». Mit meinem visuellen Gedächtnis ist nicht viel Staat zu machen. Ich sehe Bédier nur als einen sehr schlanken Herrn mit hellen spöttischen Augen

vor mir, aber durch den Klang eines Wortes, das er ein paarmal gebrauchte, wird mir sein ganzes Wesen lebendig. «Druidique» ist für mich zur Beschwörungsformel geworden wie Munckers klagendes «Lotte Hegewisch». «L'origine druidique»: Bédier, der stimmlich und inhaltlich alles Laute vermied, pfiß mit gespitzten Lippen ein wahres Spottlied auf den i und ü und brachte damit seine grosse Hörschaft, unter der man deutlich viele englische und deutsche Studierende erkannte, jedesmal zum Lachen. Sein Kolleg war ein Kampf gegen die Begriffe und Theorien des mythischen Ursprungs, der Volksseele, der kollektiven Volkspoesie, des ungelehrten Dichtens, der rein mündlichen Überlieferung. Immer wieder suchte er nachzuweisen, dass der Einzelne, und der gebildete Einzelne, Schöpfer des Volksliedes wie jeder andern Dichtung sei, dass scheinbar uralte Poesie bei nüchterner Betrachtung an Alter einbüsse, dass auch für sie schriftliche und gelehrte Vorlagen ins Spiel kämen. Immer wieder sah er in der Anwendung jener Begriffe eine bequeme und unwissenschaftlich schwärmende Vernebelung, die er ironisierte. «Es ist, als wolle er Sumpfboden trockenlegen», notierte ich mir. Freilich fügte ich sofort hinzu: «Trockenlegen ist ein ominöser Ausdruck. Man treibt mit dem X der dichtenden Volksseele sicherlich sehr groben Unfug; aber sie ganz zu leugnen ist doch auch wieder ein bisschen bequem.» Immerhin fand ich Bédiers Betrachtungsweise ungleich förderlicher als die der Romantiker. Auch sein Wesen bestärkte mich in der Annahme, dass die eigentlich voltairische Geistigkeit noch immer in Frankreich dominiere.

Den Besuch der Bédierkollegs gönnte ich mir zweimal; den Besuch einer andern Vorlesung am Collège de France darf ich nicht zum freien Studium rechnen. Ich hatte einen ausgezeichneten Aufsatz von Jules Flach über Plato und Montesquieu gelesen und beim Suchen nach Bédiers Hörsaal entdeckt, dass Flach am gleichen Ort über Bodin dozierte. Also fühlte ich mich durch meine Arbeit verpflichtet, ihn zu hören. Aber obwohl das eisgraue Männchen vor seinen höchstens zwanzig Leuten mit vieler

Leidenschaft sprach, erinnerte es mich doch an Bédiers unhöfliches Wort über seine Kollegen.

Und halbwegs ähnlich ging es mir mit Camille Jullian, membre de l'Institut, den ich auf Bédiers Empfehlung als hervorragenden Montesquieukenner in seiner Wohnung aufsuchte. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen, fand aber kaum Zeit, meinen Arbeitsplan auch nur anzudeuten: Mit der schreienden Stimme eines Schwerhörigen, den Kopf auf die Seite geneigt, da die Erblindung des einen Auges seinen Blick beeinträchtigte, ergoss der alte Herr einen Redestrom über mich, in dem sich ein «Il faudrait faire» ans andere reihte. Es war, als wollte er an mich sämtliche Dissertationsthemen austeilten, die er in den Jahren des Ruhestandes aufgespeichert hatte. Man müsste den Stammbaum der Familie Montesquieu untersuchen, man müsste die Akten des Parlaments in Bordeaux untersuchen, man müsste die einzelnen Quellen des «Esprit des Lois» feststellen, «il faudrait faire, il faudrait faire ...». Ich sass recht begossen da. Aber zuletzt tat der alte Historiker etwas sehr Hübsches. Er langte aus seinem Bücherschrank eine Statuette Mommsens, betrachtete sie mit zärtlich schiefem Kopf und hielt sie mir dann hin: «Haben Sie ihn noch gesehen?»

Es war gut, dass ich erst gegen Weihnachten zu Jullian kam. Ich hatte mich jetzt ganz in meinen Buchplan eingelebt, die vorbereitende Lektüre war fast beendet, nichts konnte mich mehr ablenken oder verwirren, und sobald als möglich wollte ich mit dem Schreiben beginnen.

Inzwischen war es für uns in Paris ungemütlich kalt geworden. Die Leute sassen noch immer vor den Kaffeehäusern im Freien, aber dicke Filzdecken lagen unter ihren Füßen, und zwischen den Tischchen glühten Eisenöfen. Sie gaben bessere Wärme her als unser Prunkkamin zu Hause; auch ist es leichter, im Mantel und mit klammen Fingern eine Melange zu trinken und dabei zu plaudern, als im Mantel und mit klammen Fingern daheim etwas zu notieren oder eine Näharbeit zu machen. Gleich nach den Feiertagen wollten wir nach Bordeaux übersiedeln.

In meinem Tagebuch gestand ich mir ein, dass es kaum noch etwas anderes als einen Scheinwert für mich bedeutete. Über den «Esprit des Lois» konnte es mich bestimmt nichts mehr lehren, was für mein Buch in Frage kam, und die Korrekturstreifen der Briefe hätte mir Gébelin sicher nach München geschickt. Aber wie bedeutsam würde es sich ausnehmen, wenn ich im Vorwort von Einsicht in die Handschriften an Ort und Stelle reden durfte! Und dann, und das war nichts Scheinhafes, wie gut würde es mir tun, noch ein Stück Frankreich zu sehen. Vor zehn Jahren war ich nach Dieppe und Saint-Malo gekommen, diesmal hatten wir einen Sonntagsausflug nach Rouen gemacht, das uns bei seiner Nähe und seiner grossen Ähnlichkeit mit Altparis wie ein Absenker der Hauptstadt vorkam; und das war alles. Aber im letzten war wohl auch dieser Lernwille ein Vorwand. Was mich lockte, war einfach die Ferne, der Hafen, den ich mir gewaltig vorstellte, das Meer. Nur zwei, drei Wochen Schiffe und Seeluft – wir würden nachher lange genug in München eingeschlossen sein!

Am 24. Dezember machten wir zu den vorher gemeinsam besorgten Geschenken noch einen merkwürdigen Einkauf. In einem der Bücherkästen am Seinequai lag ein fast neuer grosser Stieleratlas älteren Jahrgangs; einige politische Grenzen mochten sich seit seinem Erscheinen in den siebziger Jahren auf dem Balkan und in exotischen Gegenden verschoben haben, im Übrigen aber boten die wundervoll gestochenen Karten das reichste und klarste Weltbild. Die ganze in Deutschland recht teure Herrlichkeit war hier für sechs Franken zu haben, offenbar der deutschen Beschriftung halber. Ein eingeklebtes Schildchen trug den Namen einer Buchhandlung in Konstantinopel. Wir wollten in dem weitgereisten Band ein gutes Omen für unsere eigenen Fernwünsche sehen.

Den Heiligen Abend feierten wir doppelt, erst deutsch, dann französisch. Weihnachtsbäume schienen selten – ein letztes Stück wurde gerade verkauft, als wir den Stand erreichten –, Misteln verbreiteter. Wir bekamen ein paar Tannenzweige, und in einer

Épicerie einige viel zu dicke Wachslichter. Meine Frau schnitt die Kerzen zurecht und machte Stanniolkugeln, die Wirtin lieh eine grosse Vase; so kam doch noch ein hübsches Bäumchen zustande, und darunter wurde der Stiel als gemeinsamer Besitz gelegt, zwischen zwei Wolljacken aus dem Louvrekaufhaus und einer Montaigneausgabe aus den Flammarionständen am Odéon. Danach, gegen zehn, gingen wir auf die Boulevards. Überall zwischen den Cafés und Restaurants waren Verkaufsbuden aufgeschlagen, überall war richtiges Jahrmarktstreiben. Ich hatte den Eindruck, als würde wenig gekauft, als sei das eigentliche Vergnügen der flutenden Menge die Menge selber. Das Charakteristikum dieses Stroms aber waren die singenden Inseln an jeder Kreuzung. Was wir bisher als gelegentliche Einzelerscheinung kennengelernt hatten, die Singschule, zeigte sich hier in ständiger Wiederholung. Und überall war es das gleiche neueste Lied, dessen Text verkauft und das ein Weilchen mitgesummt und dann im Chor mitgesungen wurde: Das sentimentale «Sous les ponts de Paris» trat seine Herrschaft über Paris an ein noch viel empfindsameres Stück ab; überall hörten wir in den nächsten Tagen das eben lancierte «Si j'ai pleuré pour toi». Wir hatten uns vorgenommen, die mondäne Mitternachtsmesse in der Madeleine zu besuchen; aber das Strassentreiben war so hübsch – besonders eine Anrampung schräg gegenüber der Porte Saint Martin bot den buntesten Überblick –, dass wir uns versäumten. Gegen zwölf befanden wir uns dicht bei Notre-Dame, vor deren Hauptportal ein Häufchen schweigender Menschen wartete. In der halben Dunkelheit waren sie nicht deutlich zu erkennen. Wir blieben auch stehen und glaubten, hier werde der Gottesdienst nicht weniger feierlich sein als in der Madeleine. Nach einer Weile sagte eine robuste Frauenstimme: «Jetzt muss ich mir aber die Beene ver trampeln.» Indem trat ein Schutzmann heran. Worauf man warte? Hier sei noch nie eine Mitternachtsmesse gelesen worden.

Den nächsten Tag feierten wir durch eine Dampferfahrt nach Saint-Cloud und einen langen Spaziergang in dem braunen stark

bereiften Wald und auf den Terrassen. Paris war ganz im Nebel versteckt, nur Trocadéro und Eiffelturm ragten heraus. In den Instituten gab es keine Weihnachtsruhe, und am 26. arbeitete ich wieder in gewohnter Weise rechts und links, um die letzten Exzerpte fertigzustellen. Es gab eine kleine Diskussion mit Frau Rubiner. Nach dem «Matin» hatten wir das Allerwesentlichste der Pariser Weihnacht versäumt, das miternächtliche Souper in einem der «restaurants ultraparisians», wo man für das Gedeck allein und ohne Speisen fünfzig Francs zahle, wo die «dinde aux marrons» ohne Wein sechzig Francs koste und so weiter. Die blasse, verhungerte Mathematikerin fand in dieser Möglichkeit des grossartigen Ausgebens das wahrhaft Grossstädtische, womit Berlin nicht konkurrieren könne. Ich selber nahm in bürgerlicher Entrüstung Paris und Berlin gleichermassen in Schutz: Berlin verliere nichts, wenn es ähnliche Lokale nicht besitze (was ich übrigens bezweifelte), und Paris sei nicht, oder doch nur in südamerikanischen Augen, durch eine Handvoll snobistischer Schlemmerlokale charakterisiert. Ich freute mich schon auf unser «Fresschalchen», wie wir das kleine Studentenrestaurant am Odéon auf Ostpreussisch nannten. Dorthin war ich mit meiner Frau für sieben Uhr verabredet, und dort wollte ich das Thema weiterentwickeln, natürlich mit einigen Ausblicken auf Montesquieus Stellung zum Luxus.

Aber nicht nur der Vortrag, sondern auch das schöne Muschelgericht, das hier besonders appetitlich zubereitet wurde, blieben mir an diesem Abend ziemlich buchstäblich im abgeschnürten Halse stecken. Meine Frau brachte ein Schreiben Vosslers mit, in dem ich eine Erwiderung meiner Festwünsche vermutete, das sie aber sogleich «alarmierend» nannte. Vossler fragte an, ob ich Lust hätte, als Lektor des Deutschen an die Universität Neapel zu gehen. Er habe mich jedenfalls dem neu dorthin ernannten Germanisten Manacorda vorgeschlagen, bei dem ich mich nur zu melden brauchte. Der Posten sei mir vollkommen gewiss. Jahresgehalt zweitausend Lire, Bindung auf zwei anni scolari bei sechs wöchentlichen Kollegstunden. Anfang am 15. Januar. Er, Vossler,

rate zur Annahme. Die Dozentur in München halte er mir offen, meinen «Montesquieu» könnte ich in Italien beenden, wo an Arbeitsmöglichkeiten und Universitätsferien kein Mangel sei. Ich würde «in einem der interessantesten Kulturzentren der Romania» viel sehen und lernen, und das Lektorat dürfte einen guten Auftakt meiner akademischen Laufbahn bedeuten.

Ich war einen Augenblick völlig benommen, und dann dachte und redete ich alles durcheinander. «Der Stiel er hat sich bewährt – Neapel, der Süden, das Meer – Erlösung von München – Erlösung vom Alltag – ein Universitätskatheder – so viel Neues – so viele Aussichten – so viel Schönes, und diesmal mit dir zusammen, und ganz anders als damals – ein Weihnachtsmärchen ...» Gleich darauf: «Ich darf mir das nicht in den Kopf setzen, sonst bin ich nachher zu enttäuscht. Man wird mir den Posten nicht geben, Märchen gehen nicht in Erfüllung.» Dann ein Schwarm einzelner Sorgen und Zweifel. «Wird man mich nicht in diesen zwei Jahren in München vergessen? Wird es in Berlin nicht heißen, ich setzte meine Laufbahn um eines romantischen Abenteuers willen aufs Spiel? Denn von wirtschaftlicher Unabhängigkeit bleibe ich ja auch jetzt noch entfernt, die zweitausend Lire sind ein Zuschuss zur Lebenshaltung, kein Auskommen. – Und werde ich dem Amt überhaupt gewachsen sein? Wieviel Italienisch weiss ich denn? Vor zehn Jahren habe ich Dante gelesen und jetzt um meines ‚Montesquieus‘ willen Machiavelli, aber was hat das mit dem modernen und gesprochenen Italienischen zu tun?» Und dazwischen immer wieder: «Es ist zu schön, es geht bestimmt nicht in Erfüllung, ich will mich nicht darauf eindenken; am besten, ich lehne kurz ab und tue vor mir selber, als hätte ich den Brief nie erhalten.»

Aber meine Frau behielt die Nerven, und ihr war es zu verdanken, dass ich noch am selben Abend die nötigsten Schritte unternahm. Vor allem kauften wir auf dem Heimweg den «Corriere della Sera», dessen Sprache mir jetzt wichtiger war als die gesamten Terzinen Dantes und Diskurse Machiavells. Zu Haus schrieb

ich drei Briefe. Ich dankte Vossler aufs Herzlichste, beschwor ihn aber gleichzeitig, mir aus der napoletanischen Episode keine Verzögerung der Habilitation erwachsen zu lassen. Ich bat meinen Bruder Berthold um seine Ansicht, ob er den Umweg über Neapel ratsam finde. Ich schrieb an Manacorda, das Lektorat wollte ich «im Prinzip» gern übernehmen, müsste ihn aber darauf hinweisen, dass ich an meiner Habilitationsschrift arbeitete und dass ich von italienischen Universitätsverhältnissen nichts, von italienischer Umgangssprache nur sehr wenig wüsste. Antwort auf diese drei Briefe erbat ich postlagernd nach Bordeaux. Die ersten beiden erledigte ich rasch und allein; der dritte war ein schweres Stück Gemeinschaftsarbeit, denn er wurde Italienisch abgefasst. Vorsichtshalber legte ich ihn noch unsern italienischen Wirtsleuten zur Begutachtung vor. Signor Pelotto, der Büroangestellter eines Hotels war, erklärte sich im Ganzen für befriedigt, bestand aber auf schwungvollerer Devotion der Anrede und des Abgangs. Nachdem ich die Briefe zum Kasten gebracht, las ich meiner Frau noch den Leitartikel des «Corriere» vor. Sie war vor der Kälte ins Bett geflüchtet. Ich selber glaubte, bestimmt eine schlaflose Nacht vor mir zu haben, und war mit meiner Vibrationsfähigkeit wieder einmal sehr unzufrieden, als mir noch vor Schluss des Artikels die Augen zufielen.

In den nächsten Tagen zwang ich mich zur konzentriertesten Arbeit; ich wollte mein Pariser Pensum gänzlich erledigen, und es kam mir auf jeden Tag an, den ich früher in Bordeaux sein könnte. Natürlich führte ich eine Art seelischer Doppelexistenz, realiter in Frankreich und der tieferen Wirklichkeit nach in Italien. Am Mittag des 30. war ich fertig; meine Frau hatte inzwischen alle Reisevorbereitungen getroffen.

Am letzten Nachmittag in Paris verabschiedete ich mich von Bédier. Es war gerade Gesellschaft bei ihm; wie ich bald merkte: ein Backfischkränzchen oder eine Tanzstunde. Ich wurde in ein kleines Zimmer geführt, in dem Garderobe herumlag; an der Wand hing ein Kasten mit irgendwelchen Orden und einer riesi-

gen Schärpe. Von nebenan hörte man Plaudern, Singen und schlürfende Tanzschritte. Bédier kam mit dem heitersten Gesicht zu mir heraus, das spöttische Leuchten seiner hellen Augen trat in dieser Heiterkeit noch stärker hervor als sonst. Während wir sprachen, verabschiedeten sich zwei ganz junge Mädchen von ihm, und die eine wechselte ihre Tanzschuhe gegen Strassenstiefel aus; er sah ihr im Weiterreden belustigt zu. Er beglückwünschte mich zu Neapel und nannte das Lektorat un doux métier. Nur dürfe man nicht zu lange an solchem Posten kleben, ein Lektor müsse jung sein und die frische Luft seiner Heimat ins Ausland mitbringen; in München sitze ein Franzose seit zwanzig Jahren und «trinke Bier». Ich hatte dann noch ein besonders inniges Vergnügen, als wir über Bédiers «Tristan» und dessen deutsche Ausgabe im Inselverlag auf Tobler und eine von ihm veranlasste und beschirmte Arbeit gerieten. Ich wagte eine ganz leise Andeutung dessen, was ich gegen den Unnahbaren auf dem Herzen hatte, und Bédier wartete mit einer komischen Entgleisung auf, die Tobler auf literarhistorischem Gebiet widerfahren war, und übertrumpfte mich bei Weitem an Despektierlichkeit.

Mit dem Nachtschnellzug fuhren wir nach Bordeaux. Etwa zwanzig Jahre später hörten wir im Tonfilm einen Komiker als Schnarchvirtuosen; wir flüsterten uns beide sofort zu: «Nichts gegen den Dicken im Rapide Paris-Bordeaux.» Dieser Mann brachte das ganze volle Abteil um den Schlaf. Man lachte, man schimpfte, man rüttelte ihn wach: nichts half, er lächelte blöde, murmelte «Pardon, messieurs», und schnarchte in immer neuen Tönen weiter. Ich sah oft hinaus, ob nicht endlich im Südwärtskommen die Schneestreifen aufhören wollten. Sie hörten nicht auf.

In Bordeaux herrschte ernstlicher Winter. Vor den Kaffeehäusern lagen die Filzmatten und standen die Eisenöfen genau wie in Paris, und die Fässer an den Garonnequais trugen Eiskrusten. Neujahr wird in Frankreich mehr gefeiert als Weihnachten, und wir hatten uns vorgenommen, das Sylvestertreiben anzusehen; als wir aber ein Quartier mit Dampfheizung und gar mit selbständi-

ger Decke für jedes der beiden Betten fanden, waren wir so entzückt davon, dass wir uns schon um neun hinlegten und bis tief ins nächste Jahr hinein schliefen.

Der Frost, in den wir geraten, war ganz offenbar eine Ausnahmerecheinung und hielt nicht an; schon am andern Tage kam nebliges Tauwetter, das bald in dunstigen Vorfrühling überging. In den öffentlichen Anlagen blühte Ginster, allerhand Gesträuch trug dicke Knospen, auch sah man an geschützten Stellen einige Palmen; sie waren zwar kümmerlich, standen aber immerhin im Freien. Die relative Südllichkeit Bordeaux' dokumentierte sich uns auch in den zahlreichen Eselskarren mit bunten Schirmen und in der Aufschrift jedes zweiten Schaufensters: *se habla espanol*.

Verwischte sich derart das erste Bild des Winterlichen, so blieb ein anderer ebenfalls gleich empfangener Eindruck haften, ja verstärkte sich täglich: der des Kleinstädtischen. Eigentlich war das eine rätselhafte Erscheinung. Bordeaux hatte doch mehr als eine Viertelmillion Einwohner, es war wichtigstes Verwaltungszentrum, hatte einen bedeutenden Handelshafen, eine Universität, dazu vielerlei bauliche Sehenswürdigkeiten: das Amphitheater aus der Römerzeit, gewaltige festungsartige Kirchen aus dem Mittelalter, zahlreiche stattlich schöne Häuser aus dem achtzehnten Jahrhundert. Doch mit alledem wirkte es entschieden schläfrig und kleinstädtisch. In den Kaffeehäusern fehlte das eifrige Kommen und Gehen, das Spazierensitzen der Pariser; stattdessen spielte man Karten, es klatschte auf allen Tischen. In dem grossen Restaurant, das wir häufig aufsuchten, sass der Wirt in einer Saalecke mit Frau und Kindern beim Essen; ich wurde einigermaßen an die Wiesmayers in Urfeld erinnert. Wir gingen die Quais entlang, fuhren auch auf einem winzigen Lokaldampfer den mächtigen graugelben Strom ein paar Kilometer abwärts: wir sahen an den Ufern Unmengen von Wein- und Ölfässern, ausgedehnte Holzlager und einige Werften, wir begegneten grossen Ozeandampfern und Segelschiffen – aber von einem lebhaften Hafentreiben konnte nicht die Rede sein, kein Vergleich war

möglich mit dem uns vertrauten Stettin. Vielleicht herrschte gerade stille Zeit für den Schiffsverkehr; aber die Stadt selbst war doch eben nicht nur Hafenstadt, und der Zusammenklang der Schläfrigkeit zu Wasser und zu Lande machte mich stutzig. Mir fiel ein, wie sich in der Université populaire ein Redner geradezu demütig entschuldigt hatte, dass er als «Provinzbewohner» es wage, vor dem hauptstädtischen Publikum zu sprechen. Mir war das damals unfassbar abgeschmackt erschienen; jetzt schien es mir weniger unbegreiflich: der Unterschied im Rhythmus des hauptstädtischen und provinzialen Lebens musste ein ungeheurer sein, wenn es in der drittgrössten Stadt aller französischen Provinzen so matt pulsierte.

Mit alledem bestätigte ich aus meiner Erfahrung nur bekannte Dinge. Aber inzwischen hat man sehr viel über das neuerwachte Leben und das Mündigwerden der französischen Provinz geschrieben. Wenn ich mich immer skeptisch dagegen verhalten habe und noch verhalte, so gründet sich das natürlich nicht ausschliesslich, aber doch in hohem Grade auf meine Erinnerung an Bordeaux. Möglich, dass mein Zweifel ein irrtümlicher ist, so wie ich mich in der dominierenden französischen Volksstimmung des Jahres 1913 geirrt habe. Aber ich glaube es nicht, denn die Selbständigkeit der französischen Provinz ist schon seit Jahrhunderten tot, ja ihr Sterben hat bereits im Mittelalter mit dem Aufstieg der Ile de France begonnen.

Neuer als die abgedroschene Klage über das kleinstädtische Treiben mag eine andere Tagebuchnotiz aus Bordeaux sein: Ich fand dort nicht nur eine Rue Montesquieu und ein Café Montesquieu, sondern auch eine Rue de l'Esprit des Lois. Das ist der Gipfel lokaler Heiligenverehrung, es ist, als gäbe es in Königsberg eine «Kritik-der-reinen-Vernunft-Strasse». Ich glaube, man war in Bordeaux noch stolzer auf Montesquieu als auf Montaigne (mit vollem Recht übrigens).

Schade, dass Henri Barckhausen nicht in der Rue de l'Esprit des Lois wohnte; oder eigentlich hätte man der Strasse, in der sein Haus stand, diesen Namen geben müssen. Im Vorwort meines Bu-

ches habe ich ihm meine grosse Dankbarkeit ausgesprochen und ein paar Worte der feierlichen Gerührtheit gewidmet. Daran ist alles wahr, nur enthält es nicht die gesamte Wahrheit, denn die Stunde bei Barckhausen, eine geschlagene grausam lange Stunde, war auch voll Molièrescher Momente. Der alte, erstaunlich geistesfrische Herr war ein streitbarer Monomane des Montesquieu-studiums. Mit vierzehn Jahren hatte er den «Esprit des Lois» als Gymnasialprämie erhalten; er war Jurist geworden und zeitig Professor der Jurisprudenz, er hatte sein Leben lang über Montesquieu gearbeitet, er hatte ganze zwölf Jahre jene Handschriften des «Esprit des Lois», auf denen nun die entarteten Nachkommen in La Brède sassen, bis zum letzten Tropfen ausgepresst. Jetzt konnte er fast nichts mehr sehen und war stocktaub. Aber er wollte nicht nur von Montesquieu erzählen, sondern sich auch über ihn unterhalten und noch immer für ihn kämpfen. Er fragte und wartete auf Antworten, die er widerlegen könnte. Neben ihm sass sein Sohn, ein würdiger Vierziger. Ich schrie meine Antwortsätze, so laut ich konnte, der Sohn brüllte ihre Quintessenz unmittelbar ins Ohr des Vaters, der ein und das andere davon verstand und zum Stichwort feuriger Entgegnungen nahm. Manches verstand er auch falsch, und das war ein Glück für mich. Denn er wütete gegen all das idiotische Zeug der Literarhistoriker, die über Montesquieu geschrieben hatten, ohne Spezialisten der Rechtsphilosophie zu sein, ja die nicht einmal Jura studiert hatten. Er erriet nicht, dass auch ich «nicht einmal Jurist» war. Ich schwitzte Blut. Alle zehn Minuten sagte ich dem Sohn mit normaler Stimme: «Aber nun möchte ich gehen; ich fürchte, Monsieur votre père allzu sehr zu ermüden.» Und immer bekam ich mit normaler Stimme die Antwort: «Bleiben Sie noch, es macht ihm so viel Vergnügen, er langweilt sich sonst.» Und dann nahm das Schreien und Brüllen seinen Fortgang. Ruhepausen gewährte nur das Besichtigen kostbarer Erstausgaben und etlicher Montesquieu-reliquien.

Bei Barckhausen war ich noch am Nachmittag unserer An-

kunft gewesen, nachdem ich mich bereits vor Tisch mit Gébelin in Verbindung gesetzt hatte. Die bescheidene Municipalbibliothek machte eine Woche Neujahrsferien, aber neben dem kleinen Lesesaal lag ein Direktorzimmerchen, in dessen Kamin ein ordentliches Holzfeuer brannte. Hier durfte ich nach Belieben arbeiten. Ich wusste nach dem ersten Durchblättern, dass mir wenig zu tun blieb. Die meisten Briefe waren schon gedruckt, nur ein paar Stücke brauchten in der Handschrift eingesehen zu werden, und weit aus die meisten kamen offenbar für mein nicht-biographisches Buch überhaupt nicht in Betracht. Vier, fünf Stunden intensiver Lektüre täglich, und in einer knappen Woche würde ich fertig sein.

Und noch eine andere Beruhigung brachte mir gleich dieser erste Tag. Von Barckhausen aus ging ich zur Post, obwohl ich mir vorgenommen hatte, mit dem Nachfragen bis nach Neujahr zu warten. Aber ich fand wirklich schon alle drei Antworten vor, und alle überstiegen meine Hoffnungen. Von Berlin aus wurde ich überschwänglich beglückwünscht. Manacorda bat mich mit liebenswürdiger Dringlichkeit, so rasch als möglich zu kommen, er werde mich in alles einweihen, und das Anstellungsdekret liege bereit. Und Vossler schrieb gar, er werde es so einzurichten wissen, dass ich nach Ablauf des ersten italienischen Schuljahres in München habilitieren würde und dann mit Urlaub des bayrischen Kultusministeriums nach Neapel zurückkehren dürfte.

Nun konnte ich rtiir wirklich sagen, dass meine Studentenzeit summa cum laude beendet und dass ich im Besitz eines romanischen Katheders sei. So hatte ich gute, angenehm zwischen Montesquieu, dem «Corriere della Sera» und der Stadt gedrittelte Tage in Bordeaux.

Zuletzt unternahmen wir einen Nachmittagsausflug nach Archachon. Der Schnellzug brauchte nur eine Stunde dorthin. Vom Coupéfenster aus konnten wir manchmal meinen, auf der Fahrt von Berlin nach Swinemünde zu sein: Es ging an Kiefernwald, an Weiden mit vielem Vieh, an sumpfigen Wiesen, Wasserlachen

und Teichen vorüber, und nur selten hoben sich niedrige Waldhügel aus dem Tiefland. Aber die Heimaterinnerung wurde doch immer wieder unterbrochen, denn immer wieder tauchten auch ausgedehnte steinige Weinäcker auf, deren knotige Rebhölzer schwarz und krumm, oft hakenförmig, am Boden krochen. Der elegante Badeort lag in der Erstarrung der Nichtsaison, und die Reglosigkeit des Wassers in der ganz umschlossenen Bucht und der dunstigen, sehr milden Luft verstärkte noch den Eindruck des Toten. Palmen und intensiv blühenden Ginster gab es hier reichlicher als in Bordeaux. Das Ganze schien ein gepflegter Friedhof für wohlhabende Leute. Mit einer Trambahn fuhren wir nach Moulleau, einer Villenkolonie am Ozeanaustritt der Bucht. Auch hier war alles ohne Laut und Bewegung. Zwischen der dunkel schimmernden See und dem blassblauen Himmel hing ein leichter silbriger Nebel. Es herrschte Ebbe, und auf dem breiten, vom Meer entblösten Sandstreifen waren viele Riesenquallen angespült; die glasigen Gallertkreise ihrer dicken toten Körper schillerten wie Ölpfützen. Lange blieben wir vollkommen allein, dann begegneten wir einem einzelnen Reiter, und das Anschwellen und Verhallen der klatschenden Hufschläge hinterließ noch lastendere Totenstille.

Bei der Heimkehr an diesem Abend schien uns Bordeaux beinahe aufgeregter lebendig. Aber vierundzwanzig Stunden später war es für unser Empfinden wieder in Schlaf gesunken und kaum weniger friedhofsstill als Arcachon: denn da waren wir auf unserer Reise ins neue Amt in Marseille angekommen.

ZWEITES KAPITEL DAS LEKTORAT

1. Neapel im Frieden

Was ich von meiner ersten Studentenzeit zu Unrecht behauptet hatte, das wurde nun Wirklichkeit: Jetzt befand ich mich wahrhaftig «auf meiner Hochzeitsreise mit dem Leben». Und das entspricht nicht etwa nur einem nachträglichen Erkennen und Verklären und auch nicht nur den Gefühlen des Reiseanfangs. Gewiss habe ich diese Seligkeit nie stärker empfunden als während der Tagfahrt des 8. Januars von Bordeaux nach Marseille. Es gab da nichts für mich zu tun und, wenigstens anfangs, noch nicht übermässig viel zu sehen. So konnte ich mich ganz darein versenken, meine heutige Ausfahrt nach Italien mit der des Jahres 1905 zu vergleichen; dieser Vergleich beglückte mich aufs Tiefste, und ich schwor mir feierlich zu, diesmal keinen Augenblick blind zu sein und den Inhalt jeder Stunde in bewusster Dankbarkeit gegen das Schicksal in mich aufzunehmen und ganz auszukosten.

Dass ein solcher Überschwang des Gefühls nicht sechs Monate lang pausenlos und ohne Dämpfung anhalten konnte, versteht sich. Es gab kleine und grosse Verdriesslichkeiten, es gab allerlei Sorgen, und der erste neue Dialektbrocken, den ich mir zum häufigsten und lebenslänglichen Gebrauch angewöhnte, war der Lieblingsausruf des Neapolitaners: «Nu guaio!» Das ist wörtlich «ein Wehe», und man bezeichnet damit in Neapel jedes Ungemach, sofern es nicht gerade ein tragisches Unglück ist. Und nicht nur manches guaio wirkte beeinträchtigend, sondern natürlicher-

weise ebenso sehr die Gefahr des Abstumpfens gegen eine kaum noch irdische und sich täglich und stündlich im dauernden Alltag anbietende Schönheit. Ich benutzte häufig eine Trambahn, die aus dem Innern der Stadt zum Hafen das Hafengebiet entlang führte; sobald sie das Wasser erreichte, lag die Vesuvlandschaft grossartig frei vor dem Blick. Wochenlang ärgerte ich mich über die Fahrgäste, die keine Sekunde von ihrer Zeitung aufsahen, dann geriet ich selber in Versuchung, in das eben gekaufte Blatt zu blicken, und zwei- oder dreimal habe ich es auch geöffnet. Aber das alles sind menschliche Selbstverständlichkeiten, und ich kann wohl sagen: Es hat keinen Tag gegeben, an dem ich mir nicht, oft mitten aus der peinlichsten Verstimmung heraus, meines Glückes erneut bewusst geworden bin.

Von beidem zugleich, von der Bewusstheit des Glücks und vom *guaiò*, zeugt eine ständig wiederkehrende umfangreiche Rubrik meiner Tagebücher: die Schilderung der Landschaft, der Bauten und Kunstwerke. Trotzdem meine Zeit überreichlich ausgefüllt war, denn ich war ja nicht nur auf italienischer Bildungsreise begriffen, sondern hatte ein Amt, das mir, eine Weile zum mindesten, sehr schwer fiel, und hatte ausserdem, nein: vor allem, mit meinem «Montesquieu» zu tun, trotzdem hätte ich mich für einen Verschwender gehalten ohne die genauesten Aufzeichnungen über alles Gesehene und Erlebte. Aber während ich jedes sonstige Erleben, auch bei Ermüdung und Gehetztheit, sicher zu fixieren wusste, bereitete mir das Deskriptive schon im Niederschreiben und erst recht beim Überprüfen Gefühle des Unbehagens und der Minderwertigkeit; nie schien mir die Wiedergabe mit dem in mir haftenden Bild wirklich übereinzustimmen, nie war ich gewiss, ein Bild in seinem ganzen Reichtum und exakt erfasst zu haben. Am Abend des Paestumausflugs notierte ich vom Neptuntempel: «Ich mag diese nach unten verbreiterten Portale so gern; ihre Schönheit ist mir am Totendenkmal des Père Lachaise aufgegangen.» Als meine Frau das ein paar Tage später las, warf sie sofort ein, es stimme durchaus nicht: «Das Tor am

Totendenkmal ist ein reguläres Trapez, der Durchblick des Neptuntempels dagegen ein auf die Schmalseite basiertes, denn seine Säulen sind nach unten verdickt.» Ich beschäftigte mich in diesen Monaten viel mit Benedetto Croces Person und Lehre und stiess mich immer wieder an der Grundformel seiner Ästhetik: Intuition und Expression sind gleich, nur das Ausgedrückte ist das wahrhaft Erschaute. Nie habe ich mich ganz zu diesem Satz bekehren können; heute würde ich sagen, er sei allenfalls in striktem Hinblick auf den Künstler richtig, aber auch da nur mit Einschränkung, dagegen allgemeinmenschlich unzutreffend. Aber wie dem auch sei: Persönlich empfand ich Croces Satz als eine Kränkung und einen Stachel. Wieder und wieder bemühte ich mich, genau zu sehen und zu beschreiben. Am Ende des ersten Schuljahres – im zweiten trat die Ästhetik hinter der Politik zurück – kämpfte ich den letzten Kampf dieser Art um Bologna. Ich suchte die Wucht und die Simplizität und den roten Farbton der steinernen Paläste in den engen Gassen festzuhalten, und die übergreifenden flachen Dächer und den Schmuck der durchbrochenen Mauerränder und die romanischen und byzantinischen Formen der Fenster; ich schlug mich damit herum, was hier reine Renaissance sei und was venetianischer Einfluss; und schliesslich hörte ich ziemlich verzweifelt mit Schreiben auf und fragte mich bei geschlossenen Augen, was ich von allen Bildern des Morgens in Bologna am deutlichsten vor mir sähe. Da sah ich die alte Dame, die in einer Kirche (ich wusste schon nicht mehr, in welcher) hingekniet war. In dem Augenblick, da sie zu beten beginnen wollte, richtete sie den gesenkten Kopf wieder auf, löste die gefalteten Hände, zog eine Dose und schnupfte mit Gründlichkeit. Dann nahm sie die vorige Stellung wieder ein, und nun wurde es wohl ernst mit dem Gebet. –

Jetzt, wo ich darangehe, meine italienische Hochzeitsreise mit dem Leben ins «Curriculum» zu übertragen, will ich mir die Erinnerung an Bologna als Warnungstafel aufrichten. Ich will einen

Schwur tun, halb Armutsgelübde, halb Offenbarungseid, von den Palästen und Tempeln, Museen und Kirchen zu schweigen und mich an die Tabaksdosen zu halten. Ich brauche mich deshalb nicht allzu klein zu machen, ich besitze davon eine reichhaltige und auch wohl wertvolle Sammlung.

Dass Italien für mich gleich bei der Abfahrt von Bordeaux begann, war natürlich zuerst eine rein subjektive und gefühlsmässige Trennung der Lebensphasen; aber dann zeigte es sich, dass sie auch geographisch nicht ganz unberechtigt war. Irgendwo um die Mittagszeit im Zuge wusste ich plötzlich, dass ich mich nun wahrhaftig im Süden befand und vordem nur erst seine Anzeichen gesehen hatte. Die Ubiquität des ins Weisse und Silberne hinüberfunkelnden Graus bemächtigte sich meiner. Mehligte Landstrassen, bestäubte Weinäcker, in denen weisskittlige Menschen arbeiteten, geduckte, fast fensterlose graue Häuser, silbergraue Olivenpflanzungen, und alles in grau blendendes Licht getaucht, auch der Himmel in schwärzliches Silber aufgelöst.

Am Abend waren wir in Marseille und blieben dort bis zum nächsten Spätnachmittag. Während des Weltkriegs ist so oft von den *sorelle latine* die Rede gewesen. Das scheint mir eine Metapher, die mehr in die Irre als in die Wahrheit führt, denn Frankreich und Italien sind nicht nur die längste Zeit ihrer Geschichte feindliche Geschwister gewesen, sondern sie haben auch in ihrer Geistigkeit sehr wenig Verwandtschaft miteinander. Aber Marseille und Neapel sind bestimmt Schwestern. Ich weiss nicht, ob mehr lateinische oder griechische oder afrikanische Schwestern. Ich weiss auch nicht, wieweit man von einer ins Einzelne gehenden Ähnlichkeit ihres Landschaftsbildes sprechen kann – gedanke deines Eides und versuche dich nicht an den Rundblicken vom Zoologischen Garten und von Notre Dame de la Garde! –, ich glaube auch nicht, dass es irgendwelchen Zusammenklang ihrer Volksbräuche gibt; aber sie sind die beiden exotischsten Grossstädte Europas, die beiden masslos lebendigen Orte der ge-

mässigten Zone, sie sind Schwestern im kreatürlichen Gewimmel. Im «Guide Joanne» stand, das Wort *complet* sei im Marseiller Tramverkehr unbekannt. Ich sah um die Mittagszeit Strassenbahnwagen, an denen die Menschen nicht nur klumpen- und traubenförmig über den Perron hinaus um Trittbretter und Aussenriffe hingen, sondern auch wie Bienenschwärme den Puffer bedeckten, und unter den so Angeklammerten und ineinander Verschlungenen gab es in dieser buchstäblichen «Masse Mensch» viele Gutgekleidete, die man bei Polizeiberichten über etwaige Unfälle fraglos als «Angehörige der besseren Stände» bezeichnet hätte. Ein oft zitiertes Wort aus Montesquieus Reisejournal sagt von Neapel, hier sei das Volk «mehr Volk als anderwärts»; genau das gleiche hätte er wohl von Marseille gesagt, wäre es unter den Franzosen üblich gewesen, ihr eigenes Land zu bereisen. Aber dafür warb ja eben erst Monsieur Poincaré, und über die konstituierende Sitzung des französischen Touristenklubs hatte vergangenen Sommer der «*Matin*» ernsthaft gescherzt, dies Ereignis sei beinahe ebenso wichtig wie die Tagung der *Etats Généraux* im Jahre 1789. Unmittelbarer napoletanisch noch als das Geknäuel um die Strassenbahn mutet mich in der Erinnerung ein anderes Marseiller Strassenbild an: Die gesamte (freilich geringe) Breite des Fahrdamms einer Nebenstrasse ist von gehäuften Gemüse- und Fischabfällen wie von einer Barrikade gesperrt; etliche zwanzig Katzen schnüffeln daran herum, und zwischen den Katzen bewegen sich Frauen, die stochernd mit Stöcken und kleinen Schaufeln nach brauchbaren Resten suchen. In Neapel habe ich beobachten können, dass jenes «*plus peuple qu'ailleurs*» nicht nur auf das Proletariat, sondern in mancher Hinsicht auch auf die Geistigkeit der höheren Schichten passt; in Marseille fehlte mir zu solchen Feststellungen die Zeit (sofern man die erwähnten Turnkünste der Gutgekleideten nicht als Symptom ihrer Geistesverfassung nehmen will), denn wir mussten schon nach einer einzigen ausgedehnten Stadtwanderung, aufs Schiff.

Der «Saghalien» der «*Messageries Maritimes*» war ein unge-

mein ruppiger schwarzer Kasten, in der Hauptsache Frachtdampfer für den Verkehr mit Griechenland und Syrien, und allerhand balkanisches Volk lagerte auf dem mit Segeltuch umbauten Vorderteil des Oberdecks. Die wenigen Kabinen der Klassenpassagiere zogen sich um einen sehr armseligen Salon mit sehr abgenutzten Möbeln und einen sehr kahlen Speisesaal. Aber an dieser kahlen Stätte bekam man ausgezeichnet zu essen, und als sich bei verstärktem Schaukeln die Handvoll Passagiere einer nach dem andern entfernte und meine Frau dem servierenden Steward zuletzt halb entschuldigend sagte, nun seien wir ganz allein, erwiderte er aufmunternd: «Tant mieux pour vous, Madame!» Die schönsten Stunden der Fahrt brachte der nächste Vormittag. Wir beobachteten lange Zeit die Gebirgslinien Korsikas, wir fuhren dicht an Elba vorüber. Zum erstenmal sahen wir die Perlmutterfarben südlicher Küsten. Und noch etwas war wundervoll: In Marseille hatten wir die Mäntel durchaus gebraucht und an frei und hoch gelegenen Orten leichte Eiskrusten gefunden; jetzt sassen wir mantellos an Deck und freuten uns der weichen lauwarmen Luft. Nach Tisch freilich verschlechterte sich das Wetter, wir fröstelten wieder ein bisschen, und die Ferne schleierte sich ein. Nun rechneten wir ungeduldig: «Nur noch eine zweite Nacht, und dann sind wir in Neapel.» Aber als wir zwei Jahre später den «Saghalien» unter den Opfern des U-Bootkrieges verzeichnet fanden, trauerten wir ihm aufrichtig nach.

Am Morgen des n. waren wir so zeitig angelangt, dass der Dampfer bereits im Hafen vor Anker lag (und leider nicht am Quai), als ich aufs Deck kam. Ich empfand keine Spur des obliqaten Entzückens über die bella Napoli, ich sah nichts von ihrer Schönheit, ich war sofort wie betäubt von unvermutetem Wirrwarr, von wahrhaft piratenmässigen Angriffen auf meine Person und meine Handtaschen, von allseitigem grässlichem Gebrüll. Später habe ich es gelernt, der Ankunft in südlichen Häfen mit Humor und, was das Gepäck anlangt und die Ausbootung, vorbereitet und geduldig gegenüberzustehen. Dies erste und aller-

schlimmste Mal aber war ich ahnungs- und hilflos mitten ins Toben einer Seeräuberhorde auf geentertem Schiff geraten, und während ich dem einen Kerl den Korbkoffer aus der Hand riss, hatte ein zweiter die Ledertasche ergriffen, und ein dritter packte mich am Ärmel, schrie mir etwas ins Gesicht und holte mit der freien Linken aus, als wollte er zuschlagen: es war natürlich nur eine einladende und auf sein Boot hinweisende Geste. Als nach wenigen, aber endlosen Minuten meine Frau erschien und die Situation meisterte – sie hat nachher mit einem gewissen Recht behauptet, dass ich ohne sie niemals von Bord gekommen wäre –, war ich völlig deprimiert, schlimmer noch als durch die Schreckensszenen von dem Bewusstsein meiner eigenen Unzulänglichkeit.

Noch verlorener fühlte ich mich um Mittag, als das grössere Gepäck von der «Dogana» zu holen und auf eine Droschke zu laden war, als eines der schlecht verstaute Stücke auf den Fahrdamm fiel und eine kleine, aber wiederum brüllende Verkehrsstockung hervorrief, als dann am Ziel trotz des Taxameters die Schlacht um den Preis begann. Bei dieser Expedition hätte mich auch meine Frau nicht genügend unterstützen können, ich bedurfte durchaus der Hilfe unserer seit mindestens zwanzig Jahren hier ansässigen Wirtin. Als sie in den Schlusskampf um Kutscherlohn und Trinkgeld eintrat, flüchtete ich vor dem Geschrei und der Raserei der Gesten ins Haus. Anerkennendes Verständnis für Frau Pastners blühendes Neapolitanisch und die Fülle der volkstümlichen Drohungen und Verwünschungen, die ihr bei solchen Gelegenheiten zu Gebote stand, habe ich erst später aufgebracht.

Es war ein Glück in den Nöten der Ankunft, dass wir die Pensione Pastner so rasch fanden; wir sind ihr durch beide Jahre treu geblieben. Am Deposita des Handgepäcks hatte uns ein freundlicher Mönch in flüssigem Gemisch aus Italienisch, Deutsch und Französisch die Strassenbahn bezeichnet, die in «bessere Gegend» führe; so waren wir zur Partenope gelangt, der eleganten Uferstrasse mit den grossen Hotels. Sie mündet auf das Largo Vit-

toria, einen viereckigen Schmuckplatz mit etlichen Palmen und einer Fülle hoher Eukalyptusbäume, auf dem täglich eine Militärkapelle spielte und immer eine Art Badeleben herrschte. In dem winzigen Cafetuccio hier, das unser Stammlokal wurde, restaurierten wir uns und notierten Adressen für die Wohnungssuche. Erst spät erfuhren wir, dass unser Cafetuccio sein anständiges Gesicht zur Nacht gründlich veränderte und der Sittenpolizei zu tun gab. Danach machte uns gleich im Eckhaus des Largo, Partenopei, die Pensione Pastner einen sehr günstigen Eindruck, und wir vertrauten uns ihr nach einer Gegenprobe in drei ähnlichen Häusern an.

Hier bei der stürmischen und umfangreichen Frau Pastner und ihrem stillen, etwas schleierhaften Awocato haben wir ein seltsames, manchmal peinliches und immer interessantes Amphibien-dasein geführt, halb daheim und halb im Hotel, halb Mieter und halb zur Familie gehörig, halb Touristen gleich dem übrigen Durchstrom der Reisenden, halb Ortsansässige, und wenn nicht fast schon Eingeborene, so doch eine Aushilfsstelle der Galeria Cook, bei der der Fremde jede denkbare Auskunft über Napoleonisches erhielt. Dass wir nicht ganz ins Philisterium des gleichförmigen Dauerwohnens versanken, dafür sorgte schon der wiederholte Zimmerwechsel vom Erdgeschoss bis zum dritten Stock. Frau Pastner hatte uns nämlich nicht nur einen hohen Preisnachlass gewährt, sondern sie bewahrte auch kostenlos unser Gepäck auf und blieb bei dem niedrigen Tagessatz, wenn wir die unglaublich vielen Ferien- und Feiertage der Universität zu ausgedehnten Fahrten benutzten – nur mussten wir ihr jedesmal unser Zimmer zur Verfügung stellen und bei der Rückkehr unterschlüpfen, wo gerade Platz war. Aber ob wir nun oben oder unten wohnten, in den hübschen Räumen der Pension selber oder in den ziemlich verwahrlosten der alten, giftig hässlichen, aber gutartigen Italienerin, die in der Hauptsaison mit ihren Zimmern aushalf, ob wir unmittelbar aufs Meer hinaussahen oder auf die Eukalyptusstämme des Largo und der daranstossenden Parkanlagen oder auf das Katzenrudel des Seitengässchens – immer, in Fall zwei

und drei bei leichtem Vorbeugen des Kopfes, war das da, was wir den Theatervorhang nannten: Capri und die geschwungene Küstelinie.

Doch um es gleich zu sagen: Nicht das übliche schöne Neapel unter blauem Himmel hat sich mir als bedeutendstes Bild eingepägt. Von diesem Theatervorhang weiss ich nie, wieweit ich ihn in meiner Vorstellung wirklich aus Eigenem und wieweit nur in Abhängigkeit von tausend geleckten Bildern reproduziere. Nein, was ich immer noch sehe und höre, fühle und schmecke, ist der Sturm, der im Februar pausenlos einundzwanzig Tage tobte. Es war ein solches Brausen und Heulen, dass wir manchmal in die Innenstadt flüchteten, um den betäubten Ohren Ruhe zu gönnen und den Salzgeschmack von den Lippen loszuwerden, es war ein solcher Luftdruck, dass unsere Korridortür eines Morgens aus der Mauer gestossen wurde. Die Wogen schlugen über die hohe Uferbrüstung weg in die Strasse und das Largo hinein. Abends, wenn die Laternen brannten, schossen die Wellen weiss auffunkelnd nach den Glühstrümpfen. Hier und da klirrte eine Lampe aufs Pflaster, aber noch unheimlicher war es, wenn die Strümpfe ohne Beschädigung der Glaswand von unten her erreicht wurden und lautlos erloschen. Übrigens war es nicht leicht, das Brechen des Glases, das Rollen des häufigen Donners, das Schlagen der Türen und andere Einzelgeräusche aus dem ständigen Lärm des Wassers und der Luft herauszulösen. Jeden Tag wurden die Laternen neu instandgesetzt, jeden Abend von Neuem zerschlagen oder erstickt. Es war so schwül, dass man im Freien unter dem notwendigen Gummimantel nach zehn Schritten in Schweiss geriet, aber in den Zimmern kam man aus dem Frösteln nicht heraus, und die Petroleumöfchen wanderten von Raum zu Raum, von Ecke zu Ecke.

Diese kleinen Petroleumöfchen sind meine zweite ganz gewiss eigene sinnliche Erinnerung an Neapel. Nirgends in dem grossen Steinbau gab es eine andere Heizung, und sie brannten bis in den März hinein. Um den Petroleumgeruch zu paralysieren, waren

Eukalyptuszweige darauf gelegt. Aber die Zweige dufteten, und das Petroleum stank, eine Mischung oder Aufhebung ergab sich nicht, und es war, als ob sich das eine Nasloch entzückte und das andere entrüstete; ich gewöhnte mich an diese Gleichzeitigkeit, aber ich vergass sie nie und glaube sie im Schreiben wieder einzuatmen. Die offenen Kohlenbecken der armen Bevölkerung, die in den Gassen vor winzigen Läden, Werkstätten und Wohnhöhlen zum Durchglühen standen, boten wohl einen malerischem, einen abgestempelten napoletanischen Anblick, aber in der Wirklichkeit meines Neapelwinters lebt das wandernde Petroleumöfchen.

Unser Verhältnis zu Frau Pastner und ihren Leuten wurde sehr bald ein besonderes. Wir waren nicht nur die Dauergäste, sondern ich war auch eine Art Respektperson als italienischer Staatsbeamter und Professore. Gewiss, von Professoren wimmelte es, jeder Lehrer, und wenn er im Stiefelputzen unterrichtete, durfte sich hier so nennen, aber Professor an der Universität war etwas anderes, und damit konnte man den übrigen Gästen imponieren. Gewöhnlich sassen wir im Speisesaal an einem der kleinen runden Fenstertische statt an der langen Tafel, und Frau Pastner oder Pedro setzten solche Leute zu uns, die sich irgendwie, meist durch die Wahl kostspieligerer Zimmer oder die Absicht längeren Aufenthalts, über die Menge erhoben.

Wie unsere Wirtin während des ersten Sommers in Oranienburg war Frau Pastner vor vielen Jahren Tänzerin gewesen, und wie Frau von Alten besass sie einen beträchtlichen Fonds wirklicher Gutmütigkeit. Aber damit war auch die Verwandtschaft der beiden erschöpft. Ein wenig fett und schlampig zerflossen, ermangelte Frau Pastner auch der inneren Haltung; sie konnte in ihrem ursprünglichen Österreichisch und besser noch in dem längst hinzerworbenen Neapolitanisch mit Hausmädchen, Burschen und Händlern strömend beredt zanken, aber sie vermochte keine Autorität zu behaupten. Ihr grosses Pensionat war in den Wochen der Hauptsaison überfüllt, aber ihre Finanzen gerieten immerfort in Unordnung; erst klagte sie mir nur ihr Leid, später

bat sie mich mehrmals um einen Vorschuss, weil der mit furchtbaren Namen belegte Schlächter oder Bäcker widerrechtlich auf sofortige Zahlung eines gestundeten Betrages drang. Sie war nervös bis zur Hysterie, und nach schweren Streitszenen bekam sie Gallenanfälle, lag zwei Tage zu Bett und kam dann sehr gelb und faltig und in sehr gedrückter Stimmung wieder zum Vorschein. Ohne dauernde und eigentlich ihr übergeordnete Hilfe hätte sie das Haus unmöglich noch lange zu führen vermocht.

Ich weiss nicht, ob und wie weit diese Hilfe von dem ältlichen magern und sanften Awocato ausging. Ich weiss nicht, wie er hiess (nur eben «Awocato»), ob er mit ihr verheiratet, ob ein einstiger Liebesbund der beiden zur Freundschaft geworden war, welche Stellung er im Hause einnahm. Fest stand nur, dass er in der Pension wohnte, an der gemeinsamen Tafel nicht teilnahm, aber still nach dem Rechten sah und sich irgendwie nützlich machte. Im Anfang hatte ich bei meiner Passlosigkeit Schwierigkeiten, einen Geldbrief von der Post herauszubekommen. Auf dem deutschen Konsulat hiess es: «Durch uns würden Ihnen zwanzig Lire Kosten erwachsen, versuchen Sie es durch die Universität»; auf der Universität hiess es: «Wir müssen warten, bis Ihr Decreto aus Rom da ist.» Das ging so drei Tage, dann wandte ich mich an Frau Pastner. Sie sagte nur: «Der Awocato hat einen Freund bei der Post», und eine Stunde später hielt ich den Brief in Händen. Jeden Morgen, wenn ich zum Frühstück herunterkam, trat er einen Augenblick zu mir und fragte, ob ich meine Milch schon bekommen hätte und ob sie mir schmecke. Er sagte immer «suo latte», obschon er mich immer schwarzen Kaffee trinken sah, und mir schien das für seine Gemütsart symbolisch. Er war unzertrennlich von einem hübschen, nur allzu fetten gefleckten Jagdhund. Täglich bedauerte er ihn, dass er zu selten auf die Hühnerjagd komme, und nie sprach er Alis Namen aus, ohne zu seinem Lob hinzuzufügen, wie gut und ruhig er sei und wie er niemals durch Bellen störe. Das war ein stereotypes Epitheton ornans, buchstäblich ein Stück des Hundenamens selber, und neben der rosenfing-

rigen Eos und dem Kaiser Karl «à la barbe fleurie» steht seit 1914 in meinem Gedächtnis: «Ali così buono, così quieto, non abbaia mai.»

Ist mir die Bedeutung des Awocato nicht völlig klar geworden, so lag es eindeutig am Tage, dass die Durchführung des Betriebes dem einzigen männlichen Angestellten, dem stämmigen jungen und flinken Pedro zu danken war. Er war Kellner spanischer Nationalität und internationaler Bildung und Sprachgewandtheit. Sein Italienisch, Französisch und Englisch klang gut, sein Deutsch hart, aber verständlich. Er war ein Jahr in Berlin im «Augustiner» tätig gewesen. Morgens bediente er meist in sehr weissen Hemdärmeln, mittags und abends im Frack. Sein schwärzliches Gesicht lächelte immer freundlich. Gab es Sturm zwischen der Padrona und dem einen oder andern Glied des fluktuierenden weiblichen Personals, so hörte man mitten im Aufruhr seine beschwichtigende und schlichtende Stimme; grollte Frau Pastner mit ihm selber, so erzwang er mit liebenswürdig überlegener Sanftmut den Frieden. Als wir uns besser kannten, berichtete er manchmal nach einer grossen Szene so sachlich wie eine Krankenschwester: «Ich habe sie zu Bett gebracht; nun sind wir zwei Tage ungestört, und nachher ist sie auch wieder ruhiger.» Natürlich waren sein Weltbild und seine Sprachkenntnisse kellnerisch umgrenzt. Eines Mittags hatte uns eine portugiesische Dame in elegantem Französisch von einem neuen französischen Roman geschwärmt und war nicht auf den Namen des Autors gekommen. Am Abend war umgruppiert worden, sie sass an der grossen Tafel. Da trat Pedro an unsern Tisch: «De la part de la marquise portugaise: le nom de l'auto est Barrés.»

Es war eine Weile sehr unterhaltsam, die wechselnden Gäste kennenzulernen, mit denen wir drei, vier Tage, bisweilen sogar eine ganze Woche zusammen sassen, und in den ersten Monaten pflegte ich im Tagebuch eifrig meinen Hotel-Labruyère. Irgendwo brachte jeder Gast in die durchgängig gleichen Gespräche über Neapel etwas für ihn Bezeichnendes, irgendwo gab jeder ein Stückchen Ich preis.

Da war der pensionierte preussische Hauptmann, nunmehr wahrscheinlich Lotteriekollekteur. Zwei Tage schimpfte er unablässig über die disziplinlose und verkommene Stadt, am dritten erzählte er beglückt, nun sei auf anständige Gesellschaft zu rechnen, da für den Nachmittag die Ankunft eines deutschen Kreuzers erwartet werde, am vierten nannte er die «Goeben» «den einzigen sauberen Gegenstand in Neapel», und am fünften kündigte er der Frau Pastner vorzeitig, weil Pedro sich herausgenommen hatte, ihm ohne Rock den Kaffee zu servieren.

Länger, und nach der Rückkehr von einer Rundfahrt durch Sizilien noch einmal für geraume Zeit, speiste mit uns ein Fräulein aus Brünn, die Tochter eines wohlhabenden Fabrikanten. Sie war entschieden über die Dreissig hinaus, betonte aber täglich mit verschämtem Stolz als Heldentum einer Emanzipierten, dass sie, das begleiterlos unbeschützte Mädchen, eine so weite Reise in kaum noch europäische Fremde zu unternehmen gewagt habe. Sie war das Gegenstück des ständig entrüsteten Hauptmanns, insofern sie alles und jedes romantisch entzückend fand. Romantisch war der «tiefblaue Himmel Italiens» – tiefblau gehörte zum Himmel wie das «così buono, così quieto» und so weiter zu Ali, blau allein tat es niemals, obwohl mich doch dieser tiefblaue Himmel wieder und wieder einigermassen an die schöne blaue Donau erinnert hat –, romantisch war es, wenn kleine Mädchen, eines hinter dem andern sitzend, kettenförmig einander die Haare lausten. Und entzückend war es gewesen, wie ein Kinderschwarm sie auf der Landstrasse bei Amalfi anbettelte, «ihr ,un soldo, un soldo!» klang wie Vogelgezwitscher», und malen hätte man sie müssen, wie sie sich um ein paar aus dem Wagen geworfene Kupferstücke im Staube balgten.

Dem begeisterten Fräulein folgte ein Ehepaar, das seine Baedekerpflicht tat und die Tage bis zur Weiterreise zählte. Es kam uns uralt vor, obschon es höchstens in den Fünfigern stand. Die Leute waren todmüde und übersättigt, Neapel war für sie die letzte Etappe einer sehnlichst gewünschten und mühsam zusammenge-

sparten anderthalbjährigen Weltreise. Sie ordneten ihre Erlebnisse nur noch nach Erdteilen, und auch das gelang ihnen nicht mehr so recht. «Weisst du noch», sagte sie, «wie der Neger in dem afrikanischen Hafen auf jeder Schulter einen unserer grossen Koffer trug?» – «Das war doch in Südamerika», verbesserte er. Sie widersprach nicht. «Kann sein – es geht einem ja alles durcheinander.»

Dann erschienen zwei Amerikanerinnen, verwitwete und begüterte Mutter mit jugendlicher Tochter. Sie waren auf ihrer vierten Europafahrt und nahmen es offenbar ernst mit der Bildung. Beide sprachen ein leidliches Deutsch, die Tochter besass ein Reiseabonnement der Berlitzschool und ging in den verschiedenen Städten zum italienischen Unterricht. «Heute habe ich gelernt: ‚la penna, la mano, il calamaio’...» – «Können Sie’s auch schon deklinieren?» – «Ist das: ich habe, du hast...?» In Rom hatten sie «so interessant» von Russland erzählen hören und wollten nun hin: «Ist es weit von hier? Genügt Petersburg, muss man auch Moskau sehen?»

Gleich darauf, gewissermassen zur energischsten Korrektur meines Amerikabegriffs, kam ein Studentenpaar aus Boston, der eine deutscher, der andere englischer Abstammung, beide so hochgesinnt, wie man sich den idealischen deutschen Jüngling der klassischen Zeit vorzustellen pflegt. Der Deutschamerikaner hatte einige innere Verwandtschaft mit dem Maler Konnerth, doch zog es ihn zur Bildhauerei, und er berichtete von seinen Entwürfen zur Gestalt eines Ruderers, der andere plante die Veröffentlichung eines Lyrikbandes, und beide trieben archäologische Studien. Sie bezogen sehr bald ein stilles Zimmer auf dem Vomero, wo den Lyriker nicht «das ironische Schreien der Esel» störte.

Es folgte ein französisches Ehepaar in mittleren Jahren aus Nancy, zutunlich, reaktionär – «Ah! les francs-maçons et les juifs... ah! l’instruction du peuple et les sales feuilletons des journaux» – und so spiessierhaft, dass wir uns gar nicht zu erklären wussten, was die beiden zu einer so grossen Auslandsreise bewegen haben mochte.

Die Franzosen wurden wieder von Deutschen abgelöst, die sich im Hause Pastner natürlich am zahlreichsten einfanden. Den Anfang machte ein sehr alter magerer und bartloser Herr in straffer Haltung mit seiner viel jüngeren Frau, die sich selber als seine Gehilfin bezeichnete. Sie kamen aus Afrika. Er war pensionierter Oberstabsarzt und lebte jetzt ganz seiner ersten Liebe, der Botanik. Lachend erzählte er vom Staunen und der gelegentlichen Entüstung der Zollbeamten, die in seinen Koffern Herbarien über Herbarien und darin blätternd nichts als immer wieder Moose fanden. Ich glaube, er hatte von Afrika nichts anderes gesehen als Moose, ich glaube, er sah alle Erscheinungen der Welt, seine Frau mit inbegriffen, nur noch in ihrem Bezug zu den Moosen. Er wollte, wie er sich ausdrückte, mit seiner Moosforschung der Botanik «einen bescheidenen Baustein zusteuern». Der hier als Metapher etwas deplazierte Stein fiel mir hart auf die Seele. «Bausteine» war im Anfang des Jahrhunderts ein in der Philologie beliebter Titel für minutiöse und mehr mit dem Sitzfleisch als dem Kopf zu erledigende Einzeluntersuchungen, etwa über die Schicksale eines einzelnen Vokals im pikardischen Dialekt oder über die Häufigkeit eines bestimmten Reims in einer frühneuhochdeutschen Dichtung. Früher hatte ich die Bausteinleute verachtet und verspottet, jetzt wusste ich um den Wert und die Notwendigkeit ihres Tuns und fühlte mich manchmal zur gleichen Arbeit verpflichtet, die ich doch nach wie vor verabscheute.

Nach dem alten Botaniker, der ein bisschen seinen getrockneten Pflanzen ähnelte, wurde ein mächtiger Germane unser Tischnachbar, ein ostpreussischer Gymnasiallehrer, dem ich einen Augenblick seine blühende Breitschultrigkeit und seinen lauten Frohsinn neidete. Aber schon bei der zweiten Mahlzeit war an die Stelle der jovialen Heiterkeit ein düsteres Starren getreten, und nachher wechselten beide Stimmungen des Mannes mehrfach miteinander. Im Blick seiner stattlichen Frau fiel mir irgendetwas auf, dem ich schon einmal begegnet war. Plötzlich erkannte ich's:

So pflegte Toni Spielhagen ihren Vater zu beobachten. Dann erschien die Frau allein: Ihr Mann liege mit Migräne, und unvermutet schüttete sie uns ihr Herz aus. Er sei im vorigen Jahr mit schwerer Nervenerkrankung ins Sanatorium gekommen, sei jetzt wiederhergestellt, suche auf dieser Reise die alte Frische wiederzuerlangen und zweifle immer wieder an seiner Gesundheit. Er müsse aber noch mindestens drei Jahre im Amt bleiben, sonst reiche die Höhe der Pension nicht, um den Sohn ausstudieren zu lassen.

Auf Allenstein folgte Szegedin, und auf das tragische Elternleid ein komisches. Die nächsten Tischgenossen waren ein pensionierter Rabbiner und seine kugelrunde Frau, beide freundliche, aber betrubte Leute. Sie waren vor Kurzem aus der Heimat nach Berlin übersiedelt, weil dort ihr Sohn den aussichtsreichsten kaufmännischen Posten gefunden hatte und die elterliche Küche schwer und gesundheitsschädigend entbehrte. Zum Dank für ihr Opfer hatte er ihnen eine italienische Reise geschenkt, und nun hungerten sie sich durch Kunst und Natur hindurch, da sie in den meisten Orten keine rituelle Küche fanden. Fünf Wochen hatten sie unterwegs sein sollen, waren schon in vierzehn Tagen von Venedig bis nach Neapel gelangt und jetzt zur geradlinigen Rückkehr eisern entschlossen: «Es wird ja in Sizilien auch nicht anders sein, Moritz muss das verstehen.»

Nach all der Trübsal wirkten der junge Zoologieprofessor aus Sidney mit der jungen Frau und dem ebenso lebhaften wie artigen sechsjährigen Sohn in ihrer Frische und ruhigen Vergnügtheit geradezu erlösend. Er hatte in London zu arbeiten gehabt und die Familie mitgenommen, er hatte vor der Heimkehr einen Blick in das berühmte Neapeler Tiefseeinstitut werfen wollen. Wir radebrechten Englisch mit den Australiern und waren traurig, als sie schon nach zwei Tagen ihren Platz an einen holländischen Sprachlehrer abtraten.

Der Mann war durch den Erfolg eines von ihm kompilierten Schulwörterbuches unabhängig geworden, und so ausschliesslich wie der alte Stabsarzt für seine Moose, lebte er jetzt für seine

Weltsprache, wirklich die seine, denn er warb für ein von ihm verbessertes Esperanto. Aber der Vergleich mit dem Moosforscher ist doch unzulässig, denn das war ein bescheidener Arbeiter, und der Esperantist war ein Apostel. Er gab es nicht auf, mich bekehren zu wollen, er behandelte meine Einwände gegen die künstliche Allgemeinsprache mit liebevoller Nachsicht als kindliche Begriffsstutzigkeit. Er schickte mir noch auf seiner Rückfahrt von Mailand aus einen Kartengruss mit dem mahnenden Satz: «Der Aufstieg der Menschheit ist einzig den Optimisten zu verdanken.» –

Allmählich stumpfte ich gegen diesen ständigen Personenwechsel ab. Ich hatte zuviel mit den eigenen Angelegenheiten zu tun. Auch wurde ich ein wenig skeptisch gegen den Wert solcher Beobachtungen. Sie mussten ja notwendigerweise in den meisten Fällen an der Oberfläche bleiben, sie verführten im Psychologischen zu Kellnerschlüssen, und selbst darin blieb man Dilettant. Ich weiss, wie wir uns schämten, als wir, nach fast halbjähriger Übung, in Scanno einen Herrn auf Grund seines Aussehens und seines exorbitanten Schmatzens und Schlürfens beim Essen mit völliger Gewissheit für einen Franzosen hielten, und nachher war es ein Photograph aus Stettin, der Aufnahmen für Ansichtskarten machte.

Aber als mein Interesse für die Tischgenossen schon gänzlich erlahmt war, bereitete uns der letzte Gast in der langen Reihe dieses Friedensjahres noch eine besondere Freude. Ich habe seinen Namen behalten. Auf einer Wanderung nach Camaldoli erzählte er uns, wie er im Sommer 70 das Notabitur gemacht und gerade am Sedan tage bei den Franzern eingetreten sei. «Wie heissen Sie?» fragte ihn der Feldwebel. «Unglaube, Herr Feldwebel.» – «Na jlooben Sie, dass Napoleon jefangen is?» – «Nein, Herr Feldwebel.» – «Sie können es aber ruhig jlooben.» Der Geheimrat Unglaube war sicher kein grosses Tier in der Regierung oder Verwaltung, er war auch kein grosses Kirchenlicht, und seine Frau, seine nicht mehr junge Tochter, die mit ihm reisten, waren es auch

nicht. Aber alle drei, und er vor allem, verfügten über den tröstlichen Humor und hilfreichen Wortwitz der Berliner. Es war sehr heiss, die Raupenringe, die ich täglich vor dem Gang durch die Innenstadt zur Universität beim Sockenansatz um die Beine legte, die Raupenringe aus der grossen Tube Insektenpulver, Marke Razzia, halfen gar nichts mehr, und auch die Partenopei war nicht mehr stichfest. Die Fremdensaison ging zu Ende, unsere Pension stand leer und wurde täglich unbehaglicher. Pedro hatte sich verabschiedet und auf einem Transatlantikdampfer Stellung gefunden, sein Nachfolger war ein ungeschickter und etwas herabgekommener Mensch mit blinzelnden Augen und einer ewig fleckigen und ewig nach verzweifelten Reinigungsmitteln duftenden Jacke, das Essen wurde quantitativ und qualitativ immer fragwürdiger, Frau Pastners Nervosität immer gefährlicher. Und ausser diesen kleinen Peinlichkeiten liess mich ein sehr triftiger Grund die Tage bis zur Heimfahrt ungeduldig zählen, mein unseliger «Montesquieu». Da war es immer wieder der Geheimrat Unglaube, der durch sein Berlinertum den fröhlichen Verlauf der Mahlzeiten sicherte. Er taufte die gelbe Italienerin im dritten Stock, bei der wir ein Weilchen gewohnt, «die Jiftmorchel», er nannte den Kellner bald «die Fledermaus» und bald den «Benzinhengst». Wurde das zähe Fleisch serviert, dann hiess es: «der Wüjjeengel naht», wurde die Schüssel ein zweites Mal gereicht, obwohl sie fast leer war, so lautete der Kommentar: «Er wagt wahrhaftig noch 'n Anjriff» ...

Natürlich hätte es für die Sparte Hotel-Labruyère nicht gerade Neapels bedurft, und jeder andere Punkt der Welttouristik wäre dafür gleichermassen passend gewesen. Aber auch das eigentliche Neapeler Leben drang in unser Haus ein und spielte sich unmittelbar davor ab, wenigstens für jemanden, der eben nicht als Tourist anwesend war und den Baedeker absolvierte, vielmehr wirklich hier leben und die Stadt allmählich und auf natürliche Weise in sich aufnehmen wollte. Die breite Marmortreppe des Gebäudes war gegen den Hof hin offen. Den Henkelkörben, die hier wie überall in Neapel am Seil den Handelsverkehr der Stock-

werke mit der Strasse vermittelten, verdanke ich einen grossen Teil meiner Kenntnisse der Gemüse- und Obstsorten, des Dialekts und vor allem der Gesten. Den Kopf heben oder auch nur die Augen, oder die Lippen vorstrecken, bedeutet Ablehnung, mit dem Handrücken unter dem erhobenen Kinn vom Hals her entlang streichen, heisst niente; die Hand im Gelenk hin und her drehen bei gespreizt aufgehobenem Daumen und Zeigefinger, während die übrigen eingebogen sind, entspricht der Aussage: «Ich habe kein Geld.» Morgens, ehe der internationale Verkehr einsetzte, sah ich an der Uferbrüstung und an der Ecke zum Largo die Fischverkäufer. Sie waren nicht ganz so bunt gekleidet wie auf den üblichen Ansichtskarten, aber ganz so zerlumpt und in ihrem Gehen unvorstellbar primitiv. Sie nahmen ein lebendes Fischchen aus ihrem Korb und assen es roh und ungeschuppt, nachdem sie den Kopf abgebissen und ausgespuckt hatten; sie legten sich platt auf den Bauch und tranken das schmutzige Wasser, das in dem Anschlussloch des Hydranten für die Gartenanlagen des Largo Vittoria stand. Unsere böhmische Fabrikantentochter hätte sie fraglos «entzückend romantisch» gefunden; für mein Empfinden bildeten sie einen peinlichen Gegensatz zu Italiens Anspruch auf die Stellung einer kulturverbreitenden Grossmacht, der sich ebenfalls gerade vor unserm Fenster dokumentierte.

Schon am Tage unserer Ankunft nämlich stand unten ein leerer Block oder Sockel rätselhafter Bestimmung. Nach ein paar Wochen wurde irgendeine wunderschöne antike Säule, echte Hinterlassenschaft des Imperium Romanum, auf den Sockel gestellt und verhüllt. Und dann ging eine Einweihung vor sich, wie wir sie hundertmal im Kino gesehen. Truppen in Paradedstellung, absperrende Polizei und andrängendes Publikum, hohe Offiziere und Staatsbeamte mit Federbüschen, Pinassen auf dem Wasser, Automobile auf der Strasse – aus einem stieg, besonders feierlich begrüsst, ein Herr mit breiter grüner Schärpe –, Musik, Kommandos, Ansprachen: der Herzog von Aosta hatte das Ehrenmal für

die Gefallenen des Tripoliskrieges enthüllt. Ich dachte mir: «Das Essen und Trinken der Fischverkäufer, die Briefschreiber am Teatro San Carlo mit ihrer analphabetischen Kundschaft, die Höhlenwohnungen, in denen Mensch und Vieh zusammenhau- sen: es schickt sich nicht! Wenn man als erobernde Kulturmacht in Afrika auftreten will, soll man erst einmal für Europäertum im eigenen Volk sorgen. Europe oblige.»

Ich will meinen politischen Erwägungen während dieses ersten Jahres in Neapel kein allzu grosses Gewicht beilegen. Sie tauchten wiederholt auf; dafür sorgten schon der fast tägliche Vorbeimarsch, vielmehr das anmutige Vorüberlaufen exerzierender Bersaglieri, das häufige Erscheinen grauer Kreuzer und schwarzer Torpedos und vor allem der Umgang mit Manacorda. Aber dominiert haben diese Erwägungen keineswegs, und Sorgen haben sie mir noch viel weniger bereitet als der Chauvinismus in Paris. Es gab so viel Schönes zu sehen, und wenn sich Hässliches dareinmischte, so war es ein malerisch Hässliches, und wenn Ungutes im Spiel war, so war es meist ein animalisch Ungutes, und man konnte die ethischen Urteile ausschalten wie bei Tieren und Kindern. Wer hätte noch an die Jämmerlichkeit der Fischverkäufer gedacht, wenn abends bei Fackelschein gefischt wurde und die Lichter still über der See schwebten, wenn bei Tage aus entfernt arbeitenden Booten der Wind Liederbrocken ans Ufer trug.

Hier taucht nun freilich ein Rätsel auf, das ich mir nie habe erklären können und das mich erneut in Widerspruch zu unserer begeisterten Böhmin brachte. Wie ist es möglich, dass ein so musikalisches und so hübsch singendes Volk so grässlich schreit und ausruft? Die Franzosen gelten, mindestens im Vergleich zu den Italienern, als unmusikalisch; aber wie klangvoll und wie melodisch geformt sind die cris de Paris des Lumpensammlers, des Obst-, des Muschelverkäufers, und wie formlos und grauenhaft ist das Gebrüll sämtlicher Ausrufer Neapels!

Vom ersten Tage an durchstreiften wir die Stadt, den Hafen, die Vororte. Wir liessen den Baedeker absichtlich beiseite, wir wollten hier zu Hause sein. Wir haben nie die obligate Vesuv-

fahrt «mit Cook» gemacht, aber etliche Wanderungen im Vesuvgelände, und mit der im Baedeker als räuberisch gebrandmarkten Vesuvbevölkerung sind wir in freundschaftlichen Kontakt gekommen. Als die Leute merkten, dass wir nur halbe Fremde waren, dass wir ein bisschen ihre Sprache redeten, da galten wir ihnen nicht mehr als Ausbeutungsobjekte. Ein halbes Dutzend Führer und Händler sassen um uns herum, wenn wir Rast hielten, es wurde gemeinsam geraucht – mit welcher Grandezza nahmen sie unsere Zigaretten an und boten uns Feuer! –, sie machten die Honneurs der Gegend und verscheuchten bettelnde Kinder energischer und erfolgreicher, als wir das vermocht hätten. Das wuselnde Durcheinander der Menschen und der schlangenhaft wendigen Einspänner in den engen Gassen der Innenstadt, die Ziegen vor den Schaufenstern der Hauptstrassen, die vielen Leichenzüge mit den Kutten- und Gugelträgern, die Treppenwege zum Vomero, durch Elendsquartiere, durch ein unentwirrbares Gemisch aus Wohnstätten, Mauerwerk, terrassierten Gärten, aus Stadt und Land, zu pompösen Villen und modernen Neubauten, fertigen und unfertigen, hinauf, die Muli, die Esel, die zweirädrigen buntbemalten Karren (einer trug eine Borte aus Szenen des Tripoliskrieges), die flatternde Wäsche, das mittelalterliche Kastell unten am Meer, das mittelalterliche Kastell über der Stadt mit der damals noch auffallenden Funkanlage: All das ist in mir weniger ein gegliedertes Bild als eine fluktuierende Einheit, die ich im Erinnern mit Augen, Ohren und Nase wahrnehme. Und dann «Renzo und Lucia» auf dem Vomero, und die «Promessi Sposi» auf dem Posilipp! Von diesen beiden Gartenlokalen ging der Blick weit über die Küstenberge, die Bucht und ihre Inseln derart, dass «Renzo und Lucia» die klassisch ruhige, die «Promessi Sposi» die romantisch bewegte Hälfte des Gemäldes zeigten. Hier haben wir zu Dutzenden Malen beim Kaffee gesessen und immer neue Schönheiten entdeckt – sogar das weisse Zuchthaus aus Nisida schien eine Stätte der Schönheit –, und hier muss ich mich nun strikt an meinen Schweigeeid halten.

Ich will von dem berichten, was mich allein anging und was mir bei aller Freude an all dem Neuen nun doch das Wesentlichste war, von meinem Verhältnis zur Universität. Es war ein sehr ungeklärtes Verhältnis, es bezog sich im ersten Augenblick allein auf die Person des Professors Manacorda, es wurde, nachdem ich ihn kennengelernt hatte, für die Dauer peinlich langer Wochen erst recht unklar.

Im Allgemeinen pflegt zwischen dem Professor, der ein Würdenträger, und dem Lektor, der meist junger Anfänger ist, ein Abstand vorhanden zu sein, den die nicht zu erwidernde leutselige Kollegialität des Professors nur fiktiv überbrückt. Diese Distanz hat es zwischen Manacorda und mir nicht gegeben. Er war nur zwei Jahre älter als ich, er wusste durch Vossler, dass ich vor meiner Habilitation stand und mich schon als Schriftsteller betätigt hatte, und er war selber ein Neuling in der Universitätslaufbahn. Er hatte als Bibliothekar in Catania begonnen, war dann im gleichen Amt in sein heimatliches Norditalien, nach Pisa, gekommen und eben erst als Extraordinarius auf den neubegründeten germanistischen Lehrstuhl in Neapel berufen worden. Die Errichtung dieses Katheders und Manacordas Berufung hatte fast ganz allein Benedetto Croce bewirkt, der damals schon Senatore del Regno war und später, nach dem Weltkrieg und vor dem faschistischen Regime, das Unterrichtsministerium innehatte. Manacorda und ich verkehrten vom ersten Tage an wahrhaft kollegial miteinander, und unser beinahe herzlicher Verkehr hat bis zu dem pathetischen Abschied im Mai 1915 niemals unter der leisesten Reibung gelitten. Ich mache mir fast Vorwürfe wegen des einschränkenden «beinahe»; denn seinerseits schloss sich uns Manacorda, besonders in den ersten Monaten, als er noch ohne seine Frau in dem jämmerlichen Zimmer der benachbarten Pensione Hipp wohnte, geradezu innig an, und manchmal mit dem rührenden Bedürfnis, seine Seele zu erleichtern. Ich bemühte mich, diese Herzenswärme zu erwidern, aber immer tauchte irgendein gefühlsdämpfendes Aber auf, und sooft ich das eine überwunden hatte, meldete sich ein anderes. Mit all seinen Lebensäußerungen

ging es mir wie mit seiner Kleidung. Dass er sich um eine Spur zu gepflegt anzog, mein Gott, dafür war er Italiener, und Italiener lieben lackierte Stiefel, und daran gewöhnt man sich. Aber über Manacordas ewige Glacéhandschuhe bin ich nie hinweggekommen. Er konnte noch so eilig zu uns gelaufen sein, uns noch so intime Geständnisse machen, er kam und beichtete in Glacés, er zog sie oft den ganzen Abend nicht ab, er streifte sie auch in seiner Vorlesung nicht von den Fingern. Er war ein schwächlicher, kränklicher Mensch mit gewollt straffer Haltung und eckigen Bewegungen, das magere Gesicht mit der langen kantigen Nase asketisch, die farblosen Augen meist müde und enttäuscht, die wenig ausgiebige Stimme in der Erregung schrill. Wenn ich ihn in seinem unaufgeräumten Zimmer besuchte, fiel mir die Wärmflasche in dem zurückgeschlagenen Bett auf. Aber sehr viel öfter, ja bis zu sieben Abenden in der Woche, kam er nach dem Pranzo zu uns, und bald wurde unsere Ecke in dem Salon neben dem Esszimmer von den übrigen Gästen respektiert.

Ganz im Anfang sprach er einmal von der mutmasslichen Etymologie seines Familiennamens. Vielleicht: «der mit der kurzen Hand», vielleicht: «der das Herz in der Hand trägt» (der Mildherzige, Freigiebige). Sein geistlicher Onkel, der vor drei Jahren als Bischof Emiliano starb, habe zum Wappen ein von der Hand emporgestrecktes Herz gewählt mit der Umschrift: Cor meum in manu Dei. Möglich, dass auch Guido Manacorda besser an seinem Platz und innerlich zufriedener gewesen wäre, wenn er ebenfalls die geistliche Laufbahn gewählt hätte. Der Grundzug seines Wesens war Schwärmerei und ein Verlangen nach Glauben. Manchmal gestand er das mit einer kindlichen Offenherzigkeit und Weichheit ein. Er sagte so einfach, als spräche er vom Wetter: «Ich glaube an meinen Dämon. Ich habe mich lange gequält, und dann hat er mir offenbart, dass es ein Fortleben des Geistes gibt. Ich weiss, er wird mir auch noch offenbaren, in welcher Weise dies Fortleben geschieht.» Wir kehrten in einem Gartenlokal dicht überm Meer an der Strasse nach Pozzuoli ein; Musikanten sangen

in üblicher Weise zur Gitarre. Er rief sie heran: «Ein Lied von Tosti und Di Giacomo!» Und zu uns: «Diese Lieder rühren mich bis zu Tränen, und das ist so schön.» Er gestand poetische Jugendversuche, ein Opernlibretto insbesondere.

Dann wieder kehrte er den kühlen wissenschaftlichen Denker hervor und spottete über den Aberglauben. Auf einem Bord unseres Salons standen ein paar grosse Hörner. «Sie sind gegen den bösen Blick der Jettatori», erklärte er uns. «Viele meiner Kollegen tragen solche Hörner in Miniatur an der Uhrkette und halten sie einem verdächtigen Menschen heimlich entgegen, und wenn sie kein Horn bei sich führen, dann dienen statt seiner der ausgespreizte kleine und der Zeigefinger.» Er selber finde das unsinnig – aber seltsame Erfahrungen mit den Jettatori habe doch auch er gemacht. In Catania habe ihm ein «berühmter Jettatore» den Tod seines Hundes vorausgesagt, und das Tier sei auch bald danach gestorben. Und ebenso sei dem neuangeschafften Pudel Pagliaccio eine Krankheit angehext worden, die er freilich bei Sora Manacordas hingebender Pflege überstanden habe. Ein andermal, auch das Ehepaar Liuzi und Fajella waren gekommen, und wir hatten den Salon für unsere kleine Gesellschaft allein, war das Gespräch aufs Tischrücken geraten, und ein Versuch wurde gemacht, den ich für Scherz hielt. Ich half durch Daumendruck gegen die untere Kante nach, und der Tisch begann zu hüpfen. Meine Frau warf mir einen warnenden Blick zu, aber ich liess mich verleiten, mit dem Knie an die Platte zu stossen. «Ein Geist meldet sich», rief Fajella erregt, «fa un colpo interno» (einen Schlag gegen die Tischmitte). Manacorda jedoch hatte meinen Betrug gemerkt, nahm sogleich die Hände vom Tisch und sagte mehr betrübt als ärgerlich: «Es sind Ungläubige unter uns; wir wollen uns auf andere Weise unterhalten.» Ich mag ihn sehr verwundert angesehen haben, denn am nächsten Tag kam er auf den Vorfall zurück: Er selber sei mit seinen Gedanken weit weg gewesen, aber Fajella und Liuzis hätten die Sache ernst genommen, «und glauben ist etwas so Schönes.» Einige Zeit danach war wie-

der, an diesem Abend nur zwischen ihm und uns, von Geistern und Tischrücken die Rede. Er erzählte von dem groben Aberglauben des sizilianischen Volkes. In Catania habe er während der ersten Amtszeit unter der Feindschaft einiger Hausbewohner zu leiden gehabt. Die Leute hätten rote Paprikaschoten und Knoblauch dazwischen auf den Balkon gehängt, um böse Geister gegen ihn zu zitieren. Er lachte im Erzählen, aber er fügte nachdenklich hinzu: «Ich bin wirklich sehr krank gefallen.» Ob er sich nicht zur Wehr gesetzt hätte, fragte meine Frau. «O doch. Wir haben unsern Tisch befragt, und der hat uns zu einem umgekehrten Besen geraten. Als der Besen auf unserm Balkon stand, bekamen die Nachbarn Angst. Und es ist ihnen wirklich bald so schlecht ergangen, dass ich den Besen bereut habe.» Wieder lachte er, aber das Lachen klang erregt und nicht ganz rein. Er berichtete dann noch mehrere halbwegs ähnliche Vorfälle, unter anderem von einem Tisch, der das Messinabeben auf Tag und Stunde vorausgesagt habe. Und immer machte die Versicherung: «Ich glaube dies alles nicht!» und immer das unfreie Lachen mit dem erregten Schaudern im Untergrund den Beschluss.

Stiess mich diese uneingestandene Neigung zum Aberglauben ab, so sah ich doch deutlich, dass sie mit einer suchenden Empfindsamkeit, mit einem Gefühlsüberschuss zusammenhing. Es gab einen Punkt, in dem wir Manacorda bemitleideten. Bis in den März hinein klagte er über seine Einsamkeit und das Elend des trostlosen Pensionatzimmers. Seine Frau fehlte ihm. «Sie hat so grosse schwarze Augen» (er machte einen Kreis mit Daumen und Zeigefinger), «sie ist so gut zu Pagliaccio und aller Kreatur, wir sind so gut miteinander befreundet. Aber sie braucht Monate der Einsamkeit, in denen sie sich ganz auf sich selber zurückzieht. Wenn ich nur erst eine Wohnung gefunden habe, dann wird sie kommen; sie wartet in einem Landhaus bei Pisa.» Schliesslich war die Wohnung in dem modernen Vomeroviertel gemietet, die Möbel trafen ein, und danach erschien auch Frau Manacorda mit

dem gepflegten Pagliaccio; sie fand die Zimmer unmöglich eng und drang auf baldige Kündigung. Wir sind ein paarmal bei Manacordas gewesen, sie haben uns auch gemeinsam besucht, aber wenn er allein zu uns kam, und das geschah nach wie vor ungemein häufig, fühlten sich alle Teile freier. Es strömte etwas Kaltes von der Frau aus, selbst der schwarze Pagliaccio bewegte sich zwangloser, wenn sie nicht zugegen war.

Als wir Manacordas das erste Mal in ihrem Puppenheim besuchten, führte er uns mit besonderem Stolz ans Fenster seines Arbeitszimmers. Ich glaubte, er wolle uns den wunderbaren Blick über die Bucht geniessen lassen. Aber er wies nur mit dem Zeigefinger auf einen Punkt beim Kastell Uovo: «Sehen Sie das grosse Kriegsschiff! Es ist unser neuestes, der ‚Giulio Cesare‘. Ganz auf italienischer Werft, ganz durch italienische Arbeit gebaut und ausgerüstet. Ein Dreadnought, und schon sind zwei noch gewaltigere Panzer, wahre Überdreadnoughts, auf Stapel gelegt.» Das war ein besonders störender Zug in Manacordas Schwärmerwesen, nicht etwa sein leidenschaftlicher Patriotismus, sondern seine Leidenschaft für das militaristische und imperialistische neue Italien, die ihn so vieles übersehen oder ableugnen oder bagatellisieren liess, was er durchaus hätte berücksichtigen müssen. «Wo sind unsere Lazzaroni und unsere Briganten?» fragte er manchmal triumphierend. «Wir sind wieder ein mächtiges Volk geworden und stehen erst am Anfang unseres Aufstiegs.» Liess sich einiges auf keine Weise fortretuschieren, dann war es nichts Italienisches, sondern nur etwas Napoletanisches. Es gab die Analphabeten und die Elendsquartiere, es gab auch ein besonderes Elend der modernen Wohnungen, das ich von ihm selber erfuhr. Trotzdem für sie eine Höchstmiete gesetzlich festlag, forderten und erhielten die Hauseigentümer sehr viel höhere und wahre Wucherpreise; sie zwangen nämlich den Mieter, neben dem eigentlichen Kontrakt einen Schuldschein über eine weitere Summe zu unterschreiben. «Warum sind Sie darauf eingegangen?» – «Weil ich sonst niemals eine Wohnung gefunden hätte.» – «Warum wehrt sich niemand dagegen?» – «Weil niemand zu

seinem Recht käme, weil alle, die Offiziere, die hohen Beamten, auch die Richter, solche zusätzlichen Schuldscheine unterschreiben. Das ist nun einmal so in Neapel.» Aber Manacorda musste doch längst wissen, was mir selber immer deutlicher aufging: dass es sich bei derartigen Nöten und Übelständen keineswegs nur um Neapel handelte, dass Neapel europäisch war im Vergleich zu Sizilien, dass man bis an den Rand des italischen Stiefelschafts allerlei Anklänge an Neapel fand. Er wollte nicht daran denken; es war so viel schöner, von «unsern neuen Schiffen», «unsern neuen Regimentern», «unsern Kulturtaten in Afrika» zu schwärmen. «Wenn Sie die Seele unserer Offiziere kennen! Einer meiner Vettern ist als Bersagliereleutnant in Tripolis gefallen. Er hat so wunderbare Briefe hinterlassen; ich habe sie als Erinnerungsband veröffentlicht.»

Aber wie gesagt: Das Politische beschwerte mich im ersten anno scolastico nur wenig. Ungleich empfindlicher traf mich Manacordas Verhältnis zur Universität und im Besonderen natürlich zu meinem Lektorat. Ich will über seine wissenschaftliche Leistung nicht absprechend urteilen. Er war ein denkender und fleissiger Mensch. Er gab eine Zeitschrift heraus, die «Studi di Filologia moderna», liess unter Croces Ägide eine Serie deutscher Klassik in italienischer Übersetzung bei Laterza erscheinen, sein Kolleg über Richard Wagner – ich hörte es wiederholt, und die programmatische Einleitung konnte ich im Druck nachlesen – war gediegen. Aber Wagner ist auch die ganze Zeit hindurch, 1914 und 15, sein einziges Thema gewesen. Und das schien mir die Folge nicht nur eines besonderen Enthusiasmus, sondern auch einer gewissen Bequemlichkeit. Wie ich denn durch Manacorda allzu oft an die Bequemlichkeit des «andächtig Schwärmens» erinnert wurde.

Gleich beim ersten Zusammentreffen äusserte er sich wahrhaft begeistert über unsere persönliche Situation. (Übrigens sprach er trotz meiner Bitte, sich des Italienischen zu bedienen, Deutsch zu mir und hielt es auch weiter so, wenn wir allein waren. Es sei ihm lieb, in der Sprachpraxis zu bleiben, sagte er. – «Aber ich bin ohne

alle Übung und muss noch aufs Katheder.» – «Ich habe alles Vertrauen zu Ihnen.») Er setzte mir auseinander, dass wir hier ein ganz neues Kapitel der Universitätsgeschichte begännen. «Ich bin der erste Professor, Sie sind der erste Lektor des Deutschen an dieser Universität, uns belastet keine Tradition, nichts ist uns vorgeschrieben, wir sind frei, nach eigenem Ermessen aufzubauen.» So ging es eine Weile weiter, aber als ich von ihm wissen wollte, wie er sich mein Wirken dächte, denn er hatte ja brieflich versprochen, mich in die Eigenart des italienischen Universitätslebens einzuweihen, da ergab es sich, dass er im Grunde mindestens ein ebensolcher Neuling in diesen Dingen war wie ich selber. Ich entwickelte also, was mir Vossler geraten und was ich aus meinen studentischen Erfahrungen wusste, und nach einigem Hin und Her wurde festgesetzt, dass ich im Unterkurs die Grundlagen der deutschen Formenlehre in italienischer Sprache so einfach als möglich vortragen und vom ersten Tage an durch Übungen erläutern, im Oberkurs dagegen in deutscher Sprache kleine Vorträge über deutsches Leben halten und Mörikes «Reise nach Prag» und Leopardis «Pensieri» übersetzen lassen würde. Manacorda hatte mir schon gesagt, dass er am 15. beginne; ich nahm ohne Weiteres an, dass dies auch mein Anfangsdatum sei. «Nein», erklärte er, «Sie können sich in aller Ruhe einleben, bis das Decreto aus Rom da ist.» – «Ich denke, Sie haben es bereits für mich in Händen?» – «Das war bildlich gemeint, es handelt sich ja nur um eine Formalität.» – «Pflegt es in Rom lange zu dauern?» – «Wenn der Antrag erst vorliegt, wird er sicher rasch erledigt.» – «Wie das? Liegt er denn noch nicht vor?» – «Ich muss ihn morgen in der Fakultätssitzung stellen, dann überweist ihn der Rektor nach Rom. Aber das ist wirklich pura formalità, am 1. Februar können Sie anfangen.»

Am andern Tag wurde die Fakultätssitzung um eine Woche verschoben. Manacorda beruhigte mich mit dem ständig wiederholten «pura formalità», ich schaffte eine italienische Schulgrammatik des Deutschen an, bereitete ein paar Unterkurse, ein paar

Plaudereien vor, zeigte alles Manacorda, und er war mit allem zufrieden. In der nächsten Woche fand die Sitzung statt, und am Abend kam er sehr erfreut und deutlich erleichtert zu uns. «Nun sind Sie zum Lektor gewählt, und sogar gleichzeitig zum Prüfungskommissar für die deutschen Examina, der Antrag geht gleich morgen nach Rom.» Aber es war doch nicht so glatt und einfach abgelaufen. Der alte D'Ovidio, das grosse Tier der Fakultät («pezzo grosso», sagte Manacorda), hatte einen anderen Kandidaten für das Lektorat begünstigt und hätte ihn um ein Haar durchgebracht. Ich unterdrückte mein nachträgliches Entsetzen und fragte, ob ich nun am 1. Februar beginnen könnte. – «Wir wollen das mit Torraca und Jungano besprechen.» Torraca, Literaturhistoriker und Dekan, freundlicher, aber mir gegenüber gleichgültiger Graubart, der die zerkaute Virginia nie aus dem Munde nahm, auch beim Sprechen, auch beim Präsidieren nicht, hatte prinzipiell gegen die sofortige Aufnahme der Übungen nichts einzuwenden, hielt sie aber für ungewöhnlich. Dr. Jungano, der dicke Direktor des Sekretariats, fand unser Verlangen ein bisschen komisch; doch dürfte das Décréta «noch vor den Karnevalsferien» eintreffen, und dann könnte ich ja mit den *lettture* wirklich «noch vor den Karnevalsferien» beginnen, sofern der Rektor nicht anders bestimme. Wir schickten dem Rektor unsere Visitenkarten in sein Amtszimmer; er liess sagen, für heute sei er verhindert, uns zu empfangen.

Bei dieser Gelegenheit sah ich zum erstenmal die Universität. Mit ihren Hörsälen, Verwaltungs- und Bibliotheksräumen füllte sie einen mächtigen bergan kletternden Gebäudekomplex aus sehr alten und ganz modernen Teilen, zwischen denen mauererdurchwimmelte Umbautrakte lagen. Sie blieb für mich immer ein Labyrinth, in dem ich mich ängstlich an meinen Hörsaal und die Bibliothek hielt.

Bald danach ging ich abends ausnahmsweise zu Manacorda in die Pensione Hipp hinüber; ich sollte mir bei ihm ein paar Bücher zur Rezension in den «*Studi moderni*» auswählen. Ich traf dort einen jungen Geographieprofessor, der ebenfalls erst vor Kurzem

aus Norditalien herberufen war. Beide neuen Männer schalten gemeinsam auf die Universität hier, im Norden sei alles besser und diszipliniertes. Besonders schlecht waren sie auf den Rektor zu sprechen, dem es nur darauf ankäme, seinen (von der Regierung auf Dauer verliehenen) Posten ohne Schwierigkeiten mit dem Ministerium zu bewahren.

Indem kam Fajella mit einer Nachricht, die ihm selber wenig überraschend schien. Der schwarzäugige, schlanke, bildschöne junge Mensch sah aus wie ein Flaneur und Don Juan und wurde seiner eleganten Kleidung halber von Manacorda scherzhaft der «arbitro elegantiarum della pensione» genannt. In Wahrheit war er ein fleissiger Medizinstudent, der sich beinahe haustöchterlich des Strohwitwers annahm und sich auch uns beiden zutunlich hilfreich erwies. Wie Manacorda entschiedener Parteigänger des imperialen Italiens, pflegte er bei jeder Gelegenheit entrüstet gegen «nostri benedetti socialisti» zu eifern. Es war ein Glück für mich, dass er kein Wort Deutsch sprach. Er wurde später mein braver, freilich wenig erfolgreicher Schüler im Unterkurs. Einmal hatte ich die Grausamkeit begangen, turacciolo statt mit «Korken» mit dem für italienische Lippen fürchterlichen Wort «Pfropfen» zu verdeutschen. Am Abend sassen wir im Salon Pastner zu mehreren beim Tee. Mitten im Gespräch verstummte Fajella. Eine Weile blieb er in sich gekehrt. Plötzlich rief er, ganz gegen seine sonstige Höflichkeit meiner Frau ins Wort fallend: «Professore, adesso, adesso!» Eine Pause, ein tiefes Atemholen, und dann «Pe ... Pêro ... Pêrôpêfen!» Jetzt also berichtete er, die Juristen hätten die übliche Fischinata veranstaltet. Er musste erklären, was es damit auf sich habe. Nun, die Juristen seien die feinsten und einflussreichsten Studenten der Universität. Mit ihrem Pfeifkonzert wollten sie den früheren Beginn der Karnevalsferien erzwingen. – «Glückt ihnen das?» – «Aber natürlich. Sie tun es jedes Jahr. Eine Woche springt dabei sicher heraus. Der Rektor wird es doch auf keinen Krawall ankommen lassen, womöglich mit zerbrochenen Fensterscheiben, womöglich mit Streik.» – Das sei nur

in Neapel möglich, versicherten die beiden Neuen halb empört und halb belustigt. – «Und was wird nun aus meinem Anfang vor den Karnevalsferien?» fragte ich. – «Ausgeschlossen, Professore», erwiderte Fajella mit Überzeugung, «selbst wenn Ihr Decreto zur Zeit eintrifft. Die Studenten würden das Übelnehmen, und darauf lässt es der Rektor keineswegs ankommen. Bis zum 1. März sind Sie gewiss frei.» – «Wenn mich daraufhin der Staat erst vom März ab besoldet», sagte ich lachend, «muss mir der Rektor den Hotelaufenthalt für sechs Wochen ersetzen.» Manacorda glaubte, ich spräche ernsthaft. «Um Gottes willen, verlangen Sie das nicht! Der Rektor kann sich den teurem Anwalt leisten, und damit gewinnt man bei uns jeden Prozess. Die Verantwortung für Ihr zeitiges Kommen liegt dann auf mir.»

Er war wirklich verstört. Er begleitete mich nach Hause, als sein Kollege ihn gleich danach verliess, das heisst, wir promenierten die wenigen Schritte zwischen unsern Pensionen endlos auf und ab. Er klagte, er sei kein Mann des praktischen Lebens, und immer werde ihm übel mitgespielt. Im Anfang seiner Laufbahn sei ihm ein Bibliothekarsposten in seiner Heimat für die allernächste Zeit versprochen worden. Er war damals verlobt, und die Heirat hing von seiner Anstellung ab. Man liess ihn ein volles Jahr warten und schickte ihn dann nach Catania. (Das klang in seinem Munde, als hätte er einen Ort im schwärzesten Zentralafrika genannt.) Und in der Folgezeit habe er ähnliche Enttäuschungen erlitten, und auch jetzt ... Ich musste ihn trösten und wiederholt meiner friedlichen Geduld versichern.

Dann kam das Decreto. Ich war nun wirklich angestellt und vom 1. Februar ab besoldet, aber bis Anfang März blieb ich ein Lector a non legendo. Immerhin sorgte Manacorda dafür, dass ich in dieser Wartezeit einigen Umgang mit Italienern und so Sprechübung und einen gewissen Einblick in die Verhältnisse bekam. An Studierenden führte er mir ausser Fajella den feinen reifen Logatto und den kindlich stürmischen Fornelli zu.

Logatto war Jurist mit besonderer Neigung zur Rechtsphiloso-

phie; er hatte eine Zeitlang in München studiert und war ein grosser Verehrer Deutschlands. Er hat mir nachher in den Kursen des ersten Jahres einen wertvollen und im Kriegsjahr einen tragikomischen Dienst geleistet. Er war wiederholt des Abends bei uns und hielt sich sittsam an diese Teestunde.

Ganz anders Fornelli, vor dem wir vom frühen Morgen an nicht sicher waren. Manchmal fiel er uns mit täppischer Zudringlichkeit auf die Nerven, aber er wirkte immer wieder entwaffnend durch ein gut Teil wirklicher Hilfsbereitschaft und durch die unschuldige Naivität seines Egoismus und Materialismus. Man hätte ihn einen wenig beleckten Naturburschen nennen können (wie er denn auch stolz war auf sein Abruzzesentum), wäre er nicht zugleich ein methodischer Pedant gewesen. Er war der Sohn eines Professors der Pädagogik und stand dicht vor seiner Staatsprüfung als Mittelschullehrer. Das Deutsche war sein Hauptfach, er hatte zwei Semester in Jena verbracht, und sprach es recht gut; er machte kein Hehl daraus, dass er sich nicht nur den letzten Schliff bei mir holen, sondern auch meine Gunst als die seines zukünftigen Examinators gewinnen wollte. Für den besten Weg hierzu hielt er es vernünftigerweise, mich in gleicher Masse zu unterrichten, wie er von mir unterrichtet sein wollte. So wurde umschichtig Deutsch und Italienisch zwischen uns gesprochen, er überhäufte mich mit Fragen, war aber auch unermüdlich in Erklärungen. Wir machten zu dritt lange Spaziergänge nach Furigrotta und zur Solfatara und zum Kloster Camaldoli und mussten unterwegs alles «durchnehmen», Volkskunde, Geschichte, Geographie, Botanik, Geologie. Für Politik interessierte er sich gar nicht und für Literatur nur insoweit, als sie zum Examen unbedingt nötig war. Schiller, mit dem er sich in Jena hatte plagen müssen, betrachtete er als seinen persönlichen Feind. Sein drittes Wort war «praktisch»: das praktische Leben, die praktische Sprache. Mit dem Grundsatz, die wirkliche Umgangssprache zu erlernen, hatte er es fürchterlich genau genommen. Seine ersten auserschulmässigen Kenntnisse des Deutschen stammten von ei-

nem in die Abruzzen verschlagenen deutschen Maurer, und in Jena war er mit etlichen Zeiss-Arbeitern befreundet gewesen. Ich erfuhr das auf seltsame Weise. Wir gingen, meine Frau zwischen uns, bei der Musik in den Anlagen des Largo Vittoria auf und ab. Fornelli sprach, damit ich ihn auch ja verstünde, sehr laut und deutlich. Er entrüstete sich über die Verlängerung der Karnevalsferien. «Der Rektor», rief er, «ist ein Arschloch.» – «Aber Fornelli! Wissen Sie, was das bedeutet?» – «Gewiss, Professore: un uomo antipatico. So nannten meine Freunde bei Zeiss häufig einen Ingenieur, der nichts taugte.» Ich klärte ihn über die Grundbedeutung und die weitgehend eingeschränkte Zulässigkeit des Ausdrucks auf. Eine Weile schwieg er etwas beschämt; dann fragte er: «Darf ich vielleicht auch nicht zu einem Schüler sagen: ‚Ich werde dir den Arsch verkloppen?‘» Abends liess er sich selten bei uns sehen; er fürchtete, auf antipathische Schöngeistigkeit zu treffen.

Besonders wenn Fräulein Diaz von der Universitätsbibliothek und die jungverheirateten Liuzis kamen, wurde viel ästhetisiert. Liuzi war Komponist und Lehrer am staatlichen Konservatorium. In diesen Unterhaltungen kam mancherlei zur Sprache. Liuzi rezitierte mit grosser Musikalität Gedichte von d’Annunzio, oder er klagte über den Commendatore in der Verwaltung des Instituts, wozu mir Manacorda die summarische Erläuterung gab, Commendatore sei der unvermeidliche Titel höherer Staatsbeamter, die kleineren hiessen Cavalieri, und alle Commendatori und Cavalieri seien Bourgeois und platte Aufklärer; oder Wagner und Richard Strauss und Debussy standen zur Debatte, oder Manacorda schlug Maeterlincksche Dramen zur Vertonung vor. Aber wie auch die Gespräche liefen, immer gerieten sie irgendwie auf Croce. Es schien, als gäbe es kein geistiges Thema, das unter gebildeten Italienern nicht zu Croce führe. Fräulein Diaz war seine unbedingte und enthusiastische Parteigängerin, Liuzi verhielt sich bei deutlicher Sachkenntnis höflich neutral, Manacorda gab sich keine Mühe, eine innere Gereiztheit zu verbergen. Keines-

wegs wolle er seine grosse philosophische Leistung verkleinern, aber er fühle sich mehr und mehr befremdet von seinem Mangel an Religiosität, von seiner Herzenskühle.

Ich war ungemein gespannt auf den Mann. Vossler hatte mir geschrieben, er empfehle mich an Croce als an seinen liebsten Freund und den bedeutendsten Menschen, dem er selber überviel verdanke. Leider würde ich ihn durch ein schweres privates Unglück verdüstert finden und täte gut, mit meinem Besuch ein wenig zu warten. Manacorda hatte mir vorgeschlagen, nächstens mit ihm zusammen zu Croce zu gehen, der vor wenigen Wochen seine langjährige Freundin verloren habe. Die Lebensführung der Verstorbenen sei eine durchaus und offenkundig unwürdige gewesen, ohne dass Croce je von ihr lassen konnte. Manacorda schob den Besuch gern hinaus. Ich erfuhr, dass ihm eine unangenehme geschäftliche Auseinandersetzung bevorstand: Er war unzufrieden mit einem Übersetzer der deutschen Laterza-Serie, den Croce in Schutz nahm.

Vorerst machte er mich mit zwei geringeren Grössen der Neapeler Geistigkeit bekannt. In den prachtvollen Räumen der im Nationalmuseum untergebrachten Staatsbibliothek lernte ich Di Giacomo kennen, den volkstümlichen Heimatlyriker, den Dichter des vielgesungenen «Marechiaro». Wir plauderten zu dritt eine Viertelstunde ganz oberflächlich über die Stadt und das Wetter, aber ich konnte mir wenigstens das Bild des Mannes einprägen. Alles an ihm war rund und gutmütig, das Vollmondgesicht mit den vergnügten grauen Augen unter dem glatten festgeklebten silbernen Scheitel, die Gestalt, die fetten Hände mit der grossen Gemme. Hinterher sagte mir Manacorda, es sei ein Wunder, dass wir Di Giacomo wirklich angetroffen hätten, sein Bibliotheksposten sei eine bescheidene, aber vollkommene Sinekure, er lasse sich nur selten im Amt sehen.

Wichtiger, aber auch peinlicher war mein Abendbesuch bei D'Ovidio, demselben, an dem mein Lektorat beinahe gescheitert wäre. Francesco D'Ovidio, als Romanist hochangesehen im internationalen Fachkreis, war damals erst vierundsechzig Jahre,

aber er spielte in Kostüm und Haltung die Rolle eines rüstigen Patriarchen von mindestens vierundachtzig. («Er hat sie schon mit fünfzig erfolgreich gespielt», versicherte mir Vossler ein paar Monate später.) In einer Ecke des grossen, aber fast ärmlichen Zimmers in einer Mietskaserne der Innenstadt sassen drei bejahrte Damen und ebenso viele ältere Herren. Ziemlich entfernt davon, frei im Raum, befand sich ein Stehpult mit schirmbedeckter Petroleumlampe. Vor dem Schirm, durch Licht und Dunkel gleichermassen herausgehoben, stand D'Ovidio, die stattliche Gestalt hochaufgerichtet. Sein Gesicht wurde von eifern gelblich-weißen Bart und einer mächtigen blauen Brille gebildet. Auf dem Haupt trug er eine schwarze Seidenkappe, den Körper umhüllte ein schwerer langer brauner Schlafrock, die Füsse steckten in braunkarierten Filzstiefeln. Mit langsamer, lauter Stimme sprach er auf seine Gäste ein. Wir traten zur Begrüssung an das Pult, und nun mussten die übrigen sehen, wie sie den Rest des Abends für sich verbrachten. Man wurde nicht miteinander bekannt gemacht, D'Ovidio verwickelte uns Fachgelehrte in ein Fachgespräch. Und zwar erhielt ich als Romanist rasch und entschieden den Vorrang vor Manacorda. Aber nicht etwa als Vosslers Schüler. D'Ovidio hatte mich gleich nach meinem Studiengang gefragt und dabei dem Bericht über dessen zweite Phase keine Aufmerksamkeit geschenkt. Für ihn war ich einzig einer der Glücklichen, die noch die Schule des 1910 verstorbenen grossen Tobler durchgemacht hatten. «O il povero Tobler, il povero Tobler! era così buono!» – «Ja», bestätigte ich lügnerisch, «er war so gut zu seinen Studenten.» Die ganze Zeit über sprach D'Ovidio dann nur über Tobler. (Als ich ihn lange danach noch einmal besuchte, waren weder Kostüm und Dekoration noch das Schauspiel selber sonderlich anders als an diesem Abend.)

Was ich D'Ovidio weniger vergab als die Inszenierung seines greisen Gelehrtentums, war seine stillschweigende Ablehnung Vosslers. Gerade in diesen Tagen nämlich hatte meine Verehrung des Wissenschaftlers Vossler ihren Gipfel erreicht; vordem war

ich noch nicht so ganz in sein Denken eingedrungen, und später, wie gesagt, haben sich manchmal leise Zweifel eingestellt. Doch eben jetzt hatte er mir sein vor wenigen Tagen erschienenenes Buch über Frankreichs Sprache und Kultur geschickt, das ich aus seinen Vorlesungen nur erst teilweise kannte; und da mich auf der einen Seite das blosse Touristenleben schon nicht mehr ausfüllte – das Zitat von der schwer erträglichen Reihe guter Tage taucht in den Februarnotizen refrainartig oft auf – und da ich andererseits noch nicht die Ruhe fand, an meinen «Montesquieu» zu gehen, so arbeitete ich ein sehr langes Vosslerreferat für Manacordas mehrsprachige Zeitschrift aus. Und hierbei dankte ich innerlich meinem Schicksal immer wieder, dass es mich diesen Mann zum Lehrer hatte finden lassen. (Was denn beim Korrekturlesen eine grosse Jagd auf Superlative nach sich zog.)

Die Fastnachtswoche verbrachten wir in Rom. Wir machten die Fahrt mit Manacorda zusammen und sahen ihn dort mehrmals, aber die meiste Zeit blieben wir für uns. Im Jahre 1905 hatte ich nichts von Rom gesehen; jetzt sah ich sehr vieles, aber noch alles mit ziemlich kühlen Augen. Eines der von den Nationalsozialisten besonders schamlos prostituierten Worte ist «das Erlebnis». In ihrer Gefühlsverlogenheit stempeln sie alles alltägliche oder mechanisierte oder belanglose Sehen und Tun zum Erlebnis: Man zündet sich keine Zigarre mehr an, man steigt in keine Strassenbahn, sondern man erlebt die Zigarre, man erlebt die Tram. Erlebt im eigentlichen Sinn habe ich Neapel, von der Partenope aus im Sturm und von Suor Orsola aus im strahlenden Maiwetter. Und später, im glühenden Juni, habe ich auch mein Romerlebnis gehabt. Aber während dieser Karnevalstage brachte ich der Stadt im Ganzen doch nur das pflichtgemässe Interesse des Bildungsreisenden entgegen und freute mich, zum italienischen Daueraufenthalt Neapel zu haben. Weil eben Neapel eigentlich italienisch war, während sich Rom mehr europäisch und international darstellte. Ein paarmal glaubte ich mir Ketzereien schuldig zu sein. «Deckengemälde sind immer ein guaio.» – «So ganz vermag ich

den Unterschied zwischen der Engelsburg und einer Gasanstalt nicht einzusehen.» – «Und wenn man mir blau kloppt, wie unsere Frau Ostreich in Oranienburg sagte, der Petersplatz langweilt mich in seiner öden Weite und ist mir nicht halb so lieb wie das Tempelhofer Feld, und die Peterskuppel erscheint mir nicht schöner und erhabener als ein Dutzend anderer schöner Kuppeln. Ich bin überzeugt, dass die masslose Bewunderung gerade der Peterskuppel bei den allermeisten Leuten eine angelesene und suggerierte ist. Heute sagte die lange Dänin bei Luccarini mit vibrierender Stimme und Augenaufschlag: ‚Die Peterskuppel, nein die Peterskuppel! Seitdem ich sie gesehen, scheint mir jede andere Kuppel ...‘ Bewegung der Hände, offenbar um das hässliche Abfallen einer Rundung anzudeuten, dazu ein geradezu unanständiger Laut des Ekels, fast des Brechreizes.»

Hier liegt natürlich ein wesentlicher Grund meiner Widerspenstigkeit; aber was nun gerade den Petersplatz und -dom anbelangt, so hat mich ihnen gegenüber das Gefühl der Kälte nie verlassen. Sehr viel mehr sagte mir das antike Rom; aber auch hier stieg meine Zuneigung für diesmal nicht über Museumstemperatur.

Pensione Luccarini in der Via Gregoriana, der wir auch später treu blieben, denn sie besass ausser sonstigen Vorzügen einen Dachgarten mit bedeutendem Rundblick und einer sagenhaft alten possierlichen Schildkröte, hatte ein eigentümliches Publikum. Dies erste Mal war ich das einzige männliche Geschöpf an der gemeinsamen Tafel, und mehr als drei Herren haben wir dort nie angetroffen. Wir glaubten in einen Suffragettensenat geraten zu sein. Einige zwanzig Damen, alle grau- oder weisshaarig, bestimmt keine unter sechzig, die meisten hochgewachsen, straff in der Haltung, ein bisschen kriegerisch kostümiert – Stehkragen, Schlipse, blitzende Kneifer –, unterhielten sich schallend; Englisch dominierte, Deutsch und Skandinavisch mischte sich hinein, Französisch und Italienisch fehlten ganz. Wieweit die Damen wirklich der Politik ergeben waren, kann ich nicht sagen; denn von uns Unmündigen wurde kaum Notiz genommen, und was ich

von ihren Gesprächen auffing, bezog sich immer auf Rom, manchmal in einer etwas kirchlich pilgerhaften Färbung.

Den Karneval bekamen wir so heftig zu spüren, dass mir etliche Knöpfe abgerissen wurden. Er tobte auf dem Strassenzug Piazza Venezia – Corso Umberto – Piazza Colonna. Hier knäuelten sich Menschen und Wagen mit ungeheurem vergnügten Lärm. Wir sahen nur wenige und weder sehr reiche noch sehr geschmackvolle Masken – in München waren sie zahlreicher und phantasievoller, aber in München paradierten sie vor einer nichtmittuenden Menge, und hier war alles: Männer, Frauen, Kinder, Proletarier, elegante Leute, Soldaten, in leidenschaftlichem Durcheinander. Freundlich wilde Kämpfe wurden mit Papierbüscheln und Konfetti zwischen Wageninsassen und Fussvolk ausgefochten, bunte Papierschlangen flogen zu den Fenstern hinauf und von den Fenstern herunter und hingen wirr um alle Vorsprünge, Gitter und Masten, auch harmlose künstliche Feuerbrände wurden geworfen, und die Konfetti am Boden lagen stellenweise fusshoch. Fünf Schritte abseits vom Corso aber war es fast still, und man konnte zu Atem kommen.

Mit Manacorda zusammen gingen wir zu einer Parsifal-Matinee im Teatro Costanzi. Gesang und Orchester klangen wunderschön, und auch die Bühnenbilder waren künstlerisch. Aber auf gewisse Exaktheiten im Dekorativen legt wohl nur der illusionschwache Norddeutsche Wert: Im Gralspalast wackelten einige Säulen bedrohlich, die heilige Taube schwebte an breitem Band, und der Schwan war an Hals und Schnabel die seltsamste Missgeburt. Manacorda sass nicht bei uns im Parkett, sondern in einer Loge neben der Principessa Pignatelli, der er uns während der Pause beim Tee im Foyer vorstellte und deren Gunst mir im nächsten Jahr bedeutsam wurde. Was er auch sonst immer gegen Neapel einzuwenden hatte, so nannte er es doch wiederholt die aristokratischste Stadt Italiens, und von der Fürstin Pignatelli als von seiner besonderen Gönnerin und der geistig höchststehenden und allerreichsten Dame des dortigen Adels wussten wir schon

manches. Sie war verwitwet und hatte ein Übermass an Familien-
unglück erlebt, sie war eine Mäzenatin, der Neapels kultureller
Aufstieg am Herzen lag, sie patronisierte die Frauenhochschule
Suor Orsola, sie absolvierte zur Zeit ihren jährlichen Turnus als
Hofdame der Königin. Wir wurden von der feinen alten Frau aufs
Freundlichste und ohne herablassende Leutseligkeit begrüsst.
Mich fragte sie ein bisschen naiv, wieviel Zeit ich gebrauchte, um
die Studierenden Deutsch zu lehren. Ich sagte mit dem Aplomb
des Theoretikers: «Anderthalb Jahre.» Ich weiss nicht, wie meine
Antwort gelautet hätte, wäre mir die Frage vierzehn Tage später
gestellt worden. Denn da hatte ich grausame Erfahrungen hinter
mir.

Gleich nach der Rückkehr, am 2. März, hielt ich meinen ersten
Kurs und durfte wohl mit ihm zufrieden sein. Etwa siebzig Stu-
dierende, darunter die Mädchen in der Minderzahl, die Soutanen
der Priesterseminaristen ziemlich häufig, hörten aufmerksam und
gesittet zu. Zwar gab es Kommen und Gehen, Türenknarren und -
klappen und das Zischen der Gestörten, aber das war wohl eine
Anfangerscheinung. Ich las eine vorbereitete kleine Ansprache
vom Blatt, ein paar allgemeine Programmworte, danach etwas
über die *scrittura gotica*, deren Alphabet sich einzuprägen ich den
Studenten zur privaten Beschäftigung anheimstellte, da wir hier
zwar beim ABC beginnen müssten, aber keine ABC-Schützen
seien. All das dauerte eine knappe halbe Stunde. (Um ganz exakt
zu sein, so fing, anders als beim deutschen akademischen Viertel,
das Kolleg um die volle Stunde an und schloss um dreiviertel.)
Den Rest der Zeit benutzte ich zu bibliographischen Angaben, die
ich an die Tafel schrieb. Das Manuskript, die Grammatik, der Mö-
rike- und der Leoparditext für den Oberkurs befanden sich auf
meinem Pult, daneben lagen mein Bleistift und meine Taschen-
uhr. Es kam nachher auch noch das Stück Kreide hinzu, mit dem
ich an die Tafel geschrieben hatte. Sooft ich beim Schreiben mei-
nen Hörern den Rücken wandte, wurde eifrigstes Geflüster laut
und mehrmals sehr laut, aber auch das war gewiss eine Anfangs-
erscheinung und ausserdem ein schmeichelhafter Ausdruck des

allgemeinen Interesses. Übrigens hatte mir auch Manacorda zugehört und war, als ich den eigentlichen Vortrag beendete, mit dem zufriedensten Lächeln und Nicken hinausgegangen. So war ich also beim Schluss der Premiere in gehobener Stimmung. In diesem Augenblick drängte ein dichter Knäuel mit Geschrei nach vorn, erstürmte heftig gestikulierend das Katheder, griff mit hundert Händen nach meinen Sachen, und alles: die Grammatik, der Leopardi, der Mörrike, das Manuskript, der Bleistift, die Kreide, die Uhr, alles war verschwunden. Ich stand hilflos wie auf dem «Saghalien», kein Wort des Stimmengewirrs wurde mir klar, ich wusste nicht, was vorging. Da sah ich die ruhige Gestalt Logattos dicht bei mir. «Um Himmels willen, Logatto, was geschieht? Ich bin ja ausgeplündert.» – «Sie werden gleich alles wiederhaben, Professore.» – «Aber weshalb?» – «Es ist nur das grosse Interesse an Ihrer Person, an Ihrem Thema, sie wollen alles wirklich mit Händen greifen, sie sind wie lebhaftere Kinder; das ist das Temperament des Südens, sono Meridionali.» Und wirklich kam alles wieder, auch die Uhr. Ich hatte also glänzend debütiert. Nachher fragte ich Manacorda, wie mein Italienisch gewesen sei. «Gut», sagte er, «ein wenig zu gut, ein wenig dantesk, aber da Sie ja vor Studenten gesprochen haben, sind Sie durchweg verstanden worden.»

Ich ging leichten Herzens zur nächsten Lektion, und nun hagelte es Enttäuschungen. Wie oft habe ich in der Folge an meinen stolzen Satz «Wir sind hier keine ABC-Schützen» denken müssen, und an Logattos: «Sono Meridionali!» Dass man das Vorgelegene für sich wiederholen und verarbeiten könne, fiel keinem ein, immer wieder musste ich von vorn anfangen, das Einfachste lautieren und üben lassen. Und nie herrschte Ruhe. Liess ich einen Studenten einen Satz nachsprechen, so flüsterten zwanzig durchdringend mit; wandte ich den Rücken, um an die Tafel zu schreiben, so wurde das Geflüster zum Lärm. Ich bat um Ruhe, es half fünf Minuten. Ich sagte: «Das ist unwürdig!», es half für den Rest der Stunde, und hinterher kam ein halbes Dutzend Jun-

gen freundlich zu mir: «Sie müssen uns nicht böse sein – siamo Meridionali.» Aber am nächsten Tage war es wieder so laut, dass ich mit der Stimme kaum durchdringen konnte und heiser wurde. «Draussen ist schönstes Wetter», schrie ich, «wer sich unterhalten will, mag spazierengehen.» Wieder wurde es still. Doch beim abendlichen Bericht entsetzte sich Manacorda über den Vorfall. «Sie beschwören eine Fischiata herauf, und dann nimmt der Rektor bestimmt die Partei der beleidigten Studenten, und wir, Sie und ich, sind die Leidtragenden.» Und er erzählte mehrere Schauer geschichten von ausgepiffenen und darüber in Pension geschickten Professoren. Wir sassen in unserm Pensionssalon, Fajella und Logatto waren zugegen und stimmten Manacorda zu. Aber etwas müsse geschehen, erklärte ich ziemlich erbittert. «Sagen Sie zwei-, dreimal Ihre lettura im letzten Augenblick ab», riet Manacorda, «wegen heftiger Migräne oder Tod einer Tante, dann wird die Hörerzahl geringer werden.» Als mir das widerstrebte, fand Logatto einen anständigeren Ausweg. «Gehen Sie rascher vorwärts, nehmen Sie keine Rücksicht auf die Zurückbleibenden, dann erreichen Sie auch eine Verringerung der Schülerzahl.» Im Übrigen erbot er sich (und hat es wirklich durchgeführt), bis Ostern alles Nötige für mich an die Tafel zu schreiben, sodass ich meinen Raubtieren ständig das Gesicht zukehren konnte.

Durch diese beiden Massnahmen wurde die Hörerzahl wahrhaftig auf einige dreissig gesenkt und eine verhältnismässige Stille erzielt. («Stiller ist es nirgends», versicherte Fajella.) Aber nach wenigen Lektionen kamen fünf Signorine, die ruhigsten und eifrigsten unter meinen Studierenden, und baten, ich möchte doch regelmässig das Pensum der vorigen Stunde in extenso wiederholen lassen, damit sie es auch wirklich lernten. Noch eine andere Petition zeigt die Kindlichkeit meiner Hörschaft. Ich las den Unterkurs dieses Jahres um vier Uhr. Von verschiedenen Seiten wurde ich um Verlegung der lettura gebeten, die den schönsten Teil des Nachmittags zerstöre. Nun ist die Abänderung des Stundenplans mitten im Semester überall eine schwierige Sache; man

kollidiert mit anderen Dozenten, das Sekretariat muss ordnend eingreifen. Nach mancherlei Unterhandlungen forderte ich auf Manacordas Rat eine von den Studenten unterzeichnete Eingabe an den Dekan. Daraufhin überbrachte mir ein junger Prete einen entsprechenden Zettel mit der Unterschrift «un gruppo de scolari». – «Wer gehört zu der Gruppe?» Keine Antwort. (Abendlicher Kommentar Fajellas: «Schwindel! tutti i preti sono bugiardi.») In der nächsten Stunde – das ging nun schon eine ganze Woche – liess ich abstimmen: «Wer ist für die Verlegung?» Ein kurzes Gewirr, dann wird es ganz still, keine Hand erhebt sich. «Wer ist für die Beibehaltung?» Ein Wald von gereckten Armen.

Gerade in den Tagen des stürmischen Anfangs erhielt ich von einer Berliner Feuilletonkorrespondenz eine Anfrage mit einem so ominösen Tippfehler, dass ihn mir niemand glauben wird: Man habe von meinem neuen Posten gehört und bitte um einen Artikel über die Universität, die Sitten der Studenten und ihre «Lärmfähigkeit». Handschriftlich am Rand stand die Korrektur «Lernfähigkeit». Hätte ich nicht aus Diplomatie den Auftrag abgelehnt, so wäre wahrhaftig mehr über die Lärm- als die Lernfähigkeit zu sagen gewesen.

Nach etwa einem Monat begann es im Unterkurs normaler zuzugehen. Aber ich musste mich doch dauernd auf ein langsames und wenig fruchtendes Eintrichtern elementarer Kenntnisse beschränken.

Erfreulicher, doch auch nicht ohne Enttäuschung, verlief der Oberkurs. Ich begann hier mit einem Vortrag in deutscher Sprache über den deutschen Studenten. Nach meinen ersten Sätzen verliess die reichliche Hälfte der Anwesenden den Saal. Die verbleibenden anderthalb Dutzend folgten mir aufmerksam. Ich sagte ihnen, sie dürften die deutschen Kommilitonen nicht nach den oft geschilderten und abgebildeten bunten Mützen und zerhauenen Gesichtern beurteilen, auf einen Korpsstudenten kämen hundert schlicht und wirklich Studierende, ich erzählte von der einstigen demokratischen Bewegung der Burschenschaft, ich erklärte, dass die grosse Mehrzahl der gegenwärtigen Studenten un-

politisch und allein ihrer wissenschaftlichen Arbeit zugewandt sei, ich nannte das den einzig vernünftigen und eigentlich selbstverständlichen Zustand. Manacorda, der auch diesem Auftakt beigewohnt hatte, war wieder sehr zufrieden; nur bestritt er meine Meinung vom «einzig vernünftigen Zustand»: Der italienische Student müsse für die nationalen Ideale eintreten. Als ich mir dann im nächsten Oberkurs den Inhalt meines Vortrags nacherzählen lassen wollte, ergab es sich, dass nur Logatto und Fornelli ihn ganz verstanden hatten. Da wurde ich um vieles bescheidner. Ich stieg von der Höhe des Katheders hinab, setzte meinen Stuhl vor die vorderste Bank, liess umschichtig ein paar Sätze aus Mörike und Leopardi übersetzen und knüpfte daran allerhand Fragen und Exkurse bald grammatischer, bald volkskundlicher und literarhistorischer Art. Auf diese Weise wickelten sich die *lettura superiori* recht angenehm ab, und ich glaube wohl, dass einige meiner Hörer ebenso vielen Nutzen daraus gezogen haben wie ich selber; aber ganz das, was ich mir von ihnen erhofft hatte, hielten sie eben auch nicht.

Im ersten Monat jedoch empfand ich sie beglückt als Erholung von dem anstrengenden und deprimierenden Unterkurs. Der beherrschte mich vorderhand derart, dass es im März ausser ihm (und natürlich dem ständigen Ringen mit dem Landschaftsbild) nur noch ein ausgesponnenes Thema in meinem Tagebuch gab: den rätselhaften – denn rätselhaft ist er mir menschlich immer geblieben – Benedetto Croce.

Ich muss zurückgreifen. Noch vor der Karnevalsfahrt hatte ich ihn mit Manacorda zusammen aufgesucht. An diesen Abend dachte ich nur ungern zurück: weder mit Croce, noch mit Manacorda, noch mit mir selber war ich recht zufrieden. Croce bewohnte in der *Trinità maggiore* einen wuchtigen Palast; Treppenhause und Hof, in denen einige Skulpturen standen, schienen zu einem Museum zu gehören. Ein Mädchen öffnete und verschwand sogleich wieder. Wir legten ab, gingen durch einen langen bilderbehängten Korridor und traten in einen teppichlosen,

mit kalten Fliesen belegten Saal, der von der einen Gaslampe über dem eckigen Tisch nicht bis in alle Fernen erleuchtet war. Am Tisch sassen zwei ältere Herren und ein junger Mensch; ein vierter Mann, dem Aussehen nach Charakterschauspieler, pantherte gesenkten Hauptes mit dröhnenden Schritten auf und ab. Keiner kümmerte sich um den andern. Zu uns eine gemurmelte Erwidernng unseres «Buona sera», dann wieder Stillschweigen. Wir setzten uns von den andern abgesondert an die Tafel. Manacorda flüsterte mir zu, er kenne keinen einzigen der Anwesenden. Nach einer ganzen Weile erscheint durch eine innere Tür ein kahlköpfiger sehr dicker Herr in langem Troddelschlafrock. Manacorda steht auf: «Buona sera, Croce», und auf mich weisend: «Questo è il mio lettore.» Freundlicher Händedruck, dann entschuldigt sich der Hausherr für «noch einen Moment». Wieder herrscht Schweigen. Der Panthernde hat jetzt ein Notizbuch gezogen und schreibt im Stehen. Croce kommt zurück, stellt uns den anderen vor: Die beiden älteren am Tisch sind Gymnasiallehrer, der junge ist Ingenieur, der mit dem Notizbuch Autor. Alle vier tun den Abend über kaum den Mund auf. Croce setzt sich uns gegenüber. Wenn ich nicht wüsste, dass er achtundvierzig ist, gäbe ich ihm zehn Jahre mehr; er ist nicht nur dick, sondern er hat wabbliges Fett, seine Backen hängen, sein Bauch bildet beim Sitzen einen Wulst. Und wenn ich nicht wüsste, dass er ein schöpferischer Philosoph ist, würde ich ihn für einen Münchner Hauswirt und Rechnungsrat halten; seine wahrscheinlich grauen Augen sind ausdruckslos, sein Mund und seine Nase nichts als normal. Ein bejahrtes Mädchen bringt für jeden ein winziges Tässchen Kaffee (es bleibt bei dem einen), und jeder zieht sein eignes Zigarettenetui, nur der Hausherr nicht. Er klatscht in die dicken Hände, die Schaffnerin erscheint mit einer einzelnen Zigarette, die er, über die Schulter hinter sich greifend (so wie Albert Meyerhof nach dem imaginären Boy), in Empfang nimmt. Das wiederholt sich mehrmals, und alles dies: die Isolierung der Besucher oder Besuchsgruppen, den Mangel einer allgemeinen Unterhaltung, die Kaffee- und Rauch-

gewohnheiten, den Troddelschlafröck, habe ich des öftem in Frieden und Krieg im Hause Croce angetroffen.

An diesem ersten Abend galt Croces Konversation ein Weilchen mir, danach fast ausschliesslich Manacorda. Ich hatte grosse Mühe zu folgen, denn Croce sprach unendlich rasch mit ziemlich leiser Stimme und mit allen Zischlauten des Neapolitanischen. An seine Sprechart habe ich mich später gewöhnt, ganz freilich erst im zweiten Jahr, wo wir uns ein paarmal vertraulicher unterhielten; seine Handschrift dagegen habe ich niemals entziffern können und mehrfach von Dresden aus zur Dechiffrierung an Vossler gesandt. Natürlich wurde ich nach meinen Studien, meinem Verhältnis zu Vossler, meiner Habilitationsschrift gefragt. Ein kurzes Verdammungsurteil über Montesquieu, das ich heute noch hundertmal unberechtigter finde als damals, er lebe nicht mehr für uns, sein «momento schtorico» sei endgültig vorüber – und dann kam Manacorda an die Reihe. Es sei nicht so schlimm bestellt um die «Wilhelm Meister»-Übersetzung, die er beanstandete. Manacorda erwiderte gekränkt und leidenschaftlich, Croce trat für seinen Mann ausführlich ein, wobei es nicht ohne blitzschnell ausgeteilte satirische kleine Hiebe gegen Manacorda abging. Ich erfasste diese Ausfälle nur unvollkommen und wurde ein paarmal erst durch das Lachen der Gruppe an der Tischecke darauf aufmerksam. Als mich Croce bei solcher Gelegenheit ansah, lächelte ich, um mein Nichtbegriffenhaben zu verbergen. Aber ich hatte den deutlichen Eindruck, dass er nicht sehr barmherzig mit dem schwächeren Gegner umsprang. Weichheit schien mir überhaupt nicht zu seinen Eigenschaften zu gehören. Ich sah später einmal, wie er ein Bändchen aus einem Kuvert nahm und darin blätterte. Es waren Gedichte. Er riss eine Seite mit handschriftlichen Worten heraus und liess sie achtlos auf dem Tisch liegen, während er das Buch in die Tasche steckte. Der neben ihm Sitzende hob das Blatt auf und las lachend vor: «Al mio vero maestro.» – Wir waren um neun gekommen; um elf brachen alle gleichzeitig auf, es

schien mir eine festgelegte Ordnung. Auf dem Heimweg klagte Manacorda wieder über Croces Herzenskälte; dann sagte er bitter: «Auch Sie haben zu seinen unfairen Scherzen beifällig gelächelt.» Ich bestritt das, ich hätte unbewegt zugehört: Es war nur eine halbe Lüge.

«Schpero rivederla», hatte mir Croce beim Abschied gesagt, und ich wusste nun, dass er regelmässig abends Hof hielt; so beschloss ich, ihn allein aufzusuchen. Als ich aber anfangs März wieder hinging, erklärte der Portier, der Senatore sei verreist. Er grinste dabei merkwürdig, und ebenso bei meiner weiteren Frage, wann der Senatore wiederkomme. Da ich auf sein «Unbestimmt» einen Augenblick zögerte, folgte ein Redestrom im Dialekt, aus dem ich nur das mehrfach wiederholte «schposato» mit Sicherheit auffasste. Schon anderntags erzählte mir Manacorda förmlich entsetzt die grosse Stadtneuigkeit. Croce, der eben noch tiefgebeugte, befand sich auf der Hochzeitsreise, er hatte eine Professoressa, die Tochter des Bürgermeisters von Turin, geheiratet. «Er hat kein Herz!» – Manacordas ewiger Refrain beim Thema Croce wurde diesmal mit besonderer Leidenschaft vorgetragen. Dann kam ein Brief von Vossler, nicht entsetzt, aber ein bisschen spöttisch; er habe eine Osterreise nach Neapel geplant, wolle nun aber nicht «in den Honigtopf einer jungen Ehe fallen».

Der Brief enthielt ausserdem etwas, das mir in der Folge das Vertrautwerden mit Croces Philosophie sehr erleichterte. Laterza wollte seinen Jubiläumskatalog zur Leipziger Buchausstellung deutsch herausbringen und suchte für die ausführliche Einleitung einen Übersetzer; durch Vossler gelangte diese Arbeit an mich, und als Honorar erhielt ich, pränumerando und fast gleichzeitig mit Vosslers Schreiben, eine Bücherkiste aus Bari, deren Hauptinhalt aus Croces Werken bestand. Die Übertragung der Katalogstudie gestaltete sich übrigens schwierig: Zu frei mochte ich nicht verfahren, und sobald ich mich enger an den Wortlaut hielt, geriet ich ins Bombastische.

Nach einiger Zeit gingen wir wieder zu Croce. Wir, das heisst, Manacorda und ich; wir waren so häufig zusammen, dass er die

Gemeinsamkeit dieses Besuches für selbstverständlich hielt und mir einigermassen aufzwang. Die Gäste, diesmal wohl ein reichliches Dutzend, waren wieder sämtlich masculini generis, aber neben dem Hausherrn sass die schlanke neue Signora. Ich habe überaus oft gefunden, dass die Physiognomie eines Menschen durchaus nicht seinem Wesen zu entsprechen braucht, und so wie man Croce seine geistige Bedeutung nicht ansah, so mag seine Frau ein Engel an Güte gewesen sein; aber sie hatte fraglos ein ungutes Gesicht: der Blick ihrer schwarzen Augen stach, und die Nasenwurzel war bösaartig eingekniffen. Als wir eintraten, befand sie sich in einer lebhaften Debatte mit zwei Opponenten, es war ein tiefgelehrtes, zitatereiches und endloses Gespräch über Polybios. Alle andern hörten andächtig oder höflich zu, auch Croce sagte kaum ein Wort. Aber gegen zehn Uhr geschah etwas Neues: Croce ging hinaus und kam in Strassenkleidung wieder. Es war ein wunderschöner Frühlingsabend, die Tage der Petroleumöfchen lagen hinter uns. «Spaziergang mit den Jüngern», erklärte mir Manacorda leise.

Alle machten sich zum Gehen fertig, und auch der Weg, den man in wechselnden Gruppen zu zweien und dreien einschlug, anfangs oft von dazwischendrängenden Menschen und Wagen getrennt, schien allen vorgezeichnet und gewohnt. Er führte durch das Gewirr von Toledo über San Ferdinando zur Strada Santa Lucia und am Meer entlang bis zum Largo Vittoria. Pünktlich um elf und gerade vor unserer Pensione Pastner wurde Abschied genommen. Die Signora war die längste Zeit von ihren beiden Opponenten umrahmt, und ich selber geriet gleich anfangs für eine ziemliche Weile neben Croce. Nun war es eine Überraschung für mich, mit welcher schlichten und freundlichen Natürlichkeit er plauderte. Nichts von dem Philosophen war zu spüren, der die Jünger belehrend einherwandelt, nichts von der kalten und etwas höhnischen Schärfe, die ich vordem an ihm beobachtet hatte. Er erzählte in warmen Worten von seiner Freundschaft mit Vossler, er redete von Vosslers künstlerischer Begabung, von seinen

sprachphilosophischen Arbeiten. Darüber kam er auf die «sprachschöpferischen» Kinder des Freundes, die von dem deutschen Vater und der italienischen Mutter (der Tochter Domenico Gnohis, des Dichters und Gelehrten) gleichermassen lernten. «,Ich habe gemangiato’, sagt der eine Junge und der andere: ,Io ho gegesato’.» Dann gab es eine Umgruppierung, und ich fand Eugenio Mele zum Begleiter, einen ältlichen Privatgelehrten des Spanischen, den ich kurz zuvor bei Manacorda flüchtig kennengelernt hatte. Es war, als ob er meine Gedanken erriet. «Lassen Sie sich nicht durch Manacorda beeinflussen», sagte er, «ihm fehlt jedes Verständnis für Croces Wesen. Croce ist der beste Mensch, ebenso warmherzig wie geistig bedeutend.» – «Wir haben», erwiderte ich, «über das Eigentümliche seiner plötzlichen Eheschliessung gerätselt.» Nun erzählte Mele von der «ersten». Es klang anders als bei Manacorda, fast wie eine Variante zu Tolstois «Auferstehung». «Er konnte die prima Signora nicht heiraten, denn er hatte sie auf der Strasse gefunden, sie war eine perduta, eine cocotte. Aber er erhob sie, er liess sie erziehen und unterrichten, sie wurde seine Herzensfreundin und eine wirkliche Signora, sie hat meine und auch Vosslers aufrichtigste Freundschaft besessen, und der Liebesbund mit Croce hat zwanzig Jahre gehalten, und bei ihrem Tode war er ein gebrochener Mann.» – «Aber dann ist doch die Plötzlichkeit der neuen Eheschliessung unverständlich.» – «Ich war anfangs auch fast beleidigt; aber er hat sich gerechtfertigt. Seine wirkliche Liebe gehöre einzig der Toten, doch er könne sich nicht in Trauer und Einsamkeit verlieren, und die neue Signora sei der ersten befreundet gewesen und erinnere ihn an die Verstorbene.»

Als Croce und die andern ausser Sicht waren, wandte sich Manacorda an mich: Er sei zu erregt, um schlafen zu gehen oder sich an die Arbeit zu setzen. Und wieder begleiteten wir uns wechselseitig die Partenope auf und ab nach Hause, und wieder variierte er seine Klage über den herzlosen Croce. «Was hatten Sie heute mit ihm?» unterbrach ich, «noch immer Streit um den ,Wilhelm Meister‘?» –

«Durchaus nicht; es war die Rede von einem Künstler, der vor zwei Jahren seine treulose Frau aus Eifersucht erschossen hat. Der Mann hat dafür im Gefängnis gesessen, und nun arbeitet er wieder, geht wieder in Gesellschaft, ist wieder für Frauen empfänglich. Comme si de rien n'était! Ich habe gesagt: ‚Ich kann das nicht verstehen, und ich verabscheue es.‘ Und darauf hat mir Croce wörtlich geantwortet: ‚Es fehlt Ihnen an bon sens, ein Mann muss sein Leben in jedem Augenblick neu beginnen können.‘» –

Ostern kam und verdrängte die Not des Unterkurses dauernd und das Thema Croce zeitweilig. Im Pensionat erschien ein junger Priester in weiss und buntem Ornat und durchschritt mit geschwungenem Weihwedel und gemurmelten Gebeten segnend alle Zimmer. Wir gingen auf grosse Wanderung, die schönste meines Lebens. (Herr, gedenke deines Eides!) Dabei ist «Wanderung» fast wörtlich zu nehmen. Die Eisenbahn benutzten wir nur ganz selten, die üblichen Wagen, in denen wir immer wieder eingeknickte Leute an herrlichsten Stellen vorbeitrotten sahen, grundsätzlich niemals. Das hatte allerhand Drolliges zur Folge. Die Kutscher konnten es nicht fassen, dass ein Inglese zu Fuss ging, und folgten uns mit ernstlichen Mahnungen. Einer blieb durch drei Dörfer hinter uns. Er wollte mich bei der Ehre packen: «Ma siete così povero?!» Danach schöpfte er trügerische Hoffnung aus einem staubaufwirbelnden Auto, dem einzigen übrigens, dem wir in einer ganzen Woche begegneten, obwohl es schon etliche Wegweiser eines Automobilklubs gab. Er suchte mich um die Gesundheit meiner Frau besorgt zu machen: «Vedete, ehe polvere! Pensate alia salute della povera Signora!»

Wir begannen in Cava dei Tirreni; es liegt nur etwa fünfzig Kilometer von Neapel entfernt und doch wie in einem andern Land; man glaubt sich manchmal in deutsches Gebirge versetzt. Hier freundete ich mich mit den Eidechsen an; während der ersten halben Stunde zählten wir zwölf, eine immer graziöser als die andere. «Wenn es in der nächsten halben Stunde wieder ein volles Dutzend wird, bringe ich meinen ‚Montesquieu‘ zur Zeit fertig.»

Wir zählten achtzehn völlig sichtbare, dazu eine Unmenge flinker Schwänzchen, und das Rascheln war überall.

Von Cava, unserm Standquartier durch vier Tage, unternahmen wir eine Fahrt nach Paestum. Erst wimmelten zahlreiche Fremde durch die Tempel, um Mittag aber zogen sich alle in eine entfernte Osteria zurück, und wir hatten eine Stunde vollkommener Einsamkeit. Gedenke deines Eides!

In Paestum war es kühl gewesen bei überaus starkem gleichmässigem Seewind, der das hohe Wiesengras und die zahllosen rosa Blütenbüschel darin bewegte wie ein zweites Meer. Andern tags auf dem langen Weg nach Amalfi lernten wir südliche Glut kennen. Genau um Mittag erreichten wir die Höhe von Capo d'Orso. Die Luft zitterte sichtbar wie über den Teeröfen, wenn man bei uns zu Hause Strassen ausbessert, das graue Gestein funkelte und blendete, das Meer weit unten in den Löchern zwischen den Felsen brannte kornblumenblau, die totenstille Hitze presste sich gegen Schläfen und Augenlider und schlug in den Ohren – gedenke deines Eides!

Nach Sorrent kamen wir gerade zurecht, um die Karfreitagsprozession zu sehen. Wir standen dicht bei einer Hotelterrasse. Ihre Brüstung war mit Fremden besetzt, und darunter lärnte ein grosser Kinderhaufe. Die Kinder drängten und stiessen einander, sie sprangen hoch, sie versuchten die Gartenmauer zu erklettern und schrien dabei immerfort: «Un soldo, un soldo!» Sie waren weder zerlumpt, noch sahen sie verhungert aus; sie trieben Sport. Von Zeit zu Zeit fielen einige Kupferstücke unter sie, dann sah man nur einen einzigen wildbewegten hundertgliedrigen Klumpen am Boden. Im Augenblick ihrer dichtesten Verknäueltheit tauchte die Prozession auf; sofort waren sie auseinander und knieten still hin. An dem Zuge fesselten mich besonders die schwarzen Gugelmänner, die auf silbernen Tellern die Werkzeuge der Folterung und Kreuzigung: Geissel, Hammer, Nagel, Zange, trugen. Wenige Schritte von unserm Standort entfernt wurde bei einer Kapelle Station gemacht. Der Zangenträger blieb

draussen und lehnte sich ermüdet an die Mauer. Er schlug die Kutte zurück und schob die Hülle von seinem Gesicht: ein Doppelgänger des schönen Fajella. Er zog ein Zigarettenetui und liess die Zigarette in tiefen Zügen aufglühen. Dann schien er sich zu erholen und an irgendeine hübsche Melodie zu denken; er lächelte und klirrte leise, aber deutlich vernehmbar mit seiner Folterzange den Takt gegen den in loser Hand herabhängenden Teller. Nun erschien die Prozession wieder. Er warf den Stummel fort, schloss das Visier und nahm mit frommer Würde seinen Platz im Zuge ein.

Am letzten Wandertag stiegen wir auf den Deserto, einen Hügel dicht bei Sorrent, dessen steinige Kuppe ihren Namen verdient. Es steht da ein geistliches Haus, ein Erziehungsinstitut für verwahrloste Kinder; sein flaches Dach bietet den gewaltigsten Rundblick. Der Golf, den wir sonst in seinen Teilen, dem klassischen und dem romantischen, zu sehen pflegten, lag als Ganzes vor uns, Capri, Ischia und Procida waren in ein unsäglich blaues Meer getaucht, am Vesuv, in Neapel, bei Bajae und Pozzuoli entzifferten wir viele schon vertraute und erinnerungsbelebte Einzelheiten, landeinwärts ragten hohe schneetragende Berge: die Abruzzen, von denen Fornelli täglich schwärmte – zum letztenmal: gedenke deines Eides!

Übrigens äusserte sich mein Entzücken ohne Lyrismus. «Im nächsten Jahr», sagte ich, «haben wir unser libretto.» Dies libretto des italienischen Staatsbeamten, das ich im zweiten Dienstjahr erhalten sollte, bedeutete für mich und meine Frau, ja für meine gesamten Kinder und Kindermädchen, wenn ich solche gehabt hätte, eine ungeheure Reiseverbilligung auf allen Eisenbahnen des Landes.

Ein körperliches Andenken an diese glücklichen Wandertage ist mir zeitlebens geblieben und in der ersten Zeit sehr fühlbar gewesen. Ich hatte mir nämlich unterwegs der Hitze halber den Schnurrbart abnehmen lassen, um ein vollkommneres Gefühl der Gewaschenheit im Gesicht zu erreichen, und hatte diese gänzliche Bartlosigkeit fortan beibehalten, obwohl sie in Deutschland noch auf Jahre hinaus unüblich war. Als mich Georg so das erste Mal

sah, war er schockiert; erst suchte er mich scherzend zurückzubekehren, den Schnurrbart habe Gott geschaffen, damit sich die Länge der Nase verbergen lasse, und als das nichts half, meinte er ernsthaft: «Es ist auffallend, es ist unbürgerlich, man meint, du bist ein Schauspieler.»

Das grosse Glücksgefühl erhielt gleich nach der Ankunft in Neapel einen gelinden Stoss, und das libretto schien in Frage gestellt. Zwar die *lettore* liessen sich friedlich an, im Unterkurs waren wir nun aufeinander eingespielt. Das Unheil ging auf Manacorda zurück. Der dicke Jungano liess mich rufen und sagte mir väterlich: «Mahnen Sie Manacorda, dass Ihre Neubestätigung bis zum Ende des Monats vorliegt; das ist der letzte Termin.» – «Aber ich bin doch für zwei anni scolari im Amt, und länger kann ich auch nicht hierbleiben.» – «Das ist ein Irrtum. Ihre Anstellung läuft bis zum offiziellen Schluss dieses Schuljahres, das heisst bis zum 16. Oktober 1914. Sie müssen jetzt auf Antrag der Universität von der Regierung auf ein weiteres Schuljahr ernannt werden.» Manacorda lachte, als ich mich sofort an ihn wandte. Er besass eine gewisse Koketterie der reinen Geistigkeit, alles «bloss Formale», alles «Geschäftliche» schien ihm unter seiner Würde. Aber er war doch ein wenig bestürzt. Wenn nun D'Ovidio an seinem alten Kandidaten festhielt? Vielleicht würde die Fakultät diesmal dem älteren und ranghöheren Kollegen beistimmen. Mir selber war übel zumute. Nicht nur dass ich darauf gerechnet hatte, mich noch ein Jahr im Italienischen firm zu machen; man nahm doch auch in München und Berlin mit Bestimmtheit an, dass mein Lektorat über zwei Jahre lief, und so musste mein vorzeitiger Abgang ein ungünstiges Licht auf mich werfen.

Die Sache endete erfreulich, wenn auch nicht gerade schmeichelhaft. «Der Antrag auf Ihre Neubestätigung ist schon nach Rom unterwegs», meldete Manacorda nach drei Tagen. – «Hat D'Ovidio nicht opponiert?» – «Er ist ahnungslos, wir haben ihn überlistet. Protokollführer war der Geograph, den Sie neulich bei mir kennenlernten, und mit Jungano bin ich seit Jahren befreun-

det. Ich stellte meinen Antrag zu Anfang der Sitzung, D'Ovidio fehlte noch, niemand war interessiert, in einer Sekunde war der Punkt erledigt. Nachher, bei der Verlesung des Protokolls am Ende der Sitzung, unterhielt ich mich mit D'Ovidio; er hat gar nichts gemerkt, so schnell und leise wurde der Passus heruntergehaspelt. Und das übrige hat Jungano sofort besorgt.»

Nein, es war nicht schmeichelhaft für mich, aber für die Fakultät erst recht nicht. Bisher hatte ich noch nichts erlebt oder gehört, was mir Respekt vor dem akademischen Leben Neapels eingeflößt hätte. Aber ich wollte nicht vorschnell und verallgemeinernd aburteilen. Die Examina, die Ende April begannen und an denen ich als Mitglied der Prüfungskommission beteiligt war, sollten mir weiteren Einblick geben. Ich war umso gespannter darauf, als mir Manacorda nichts Orientierendes sagen konnte oder wollte; denn auch der Examensbetrieb rechnete für ihn zu den uninteressant ungeistigen Dingen (womit er ja nicht einmal völlig unrecht hatte).

Den Anfang machte eine Kommissionssitzung. Torraca, der als Dekan präsierte, nahm weder beim Verlesen der Bestimmungen noch beim Erörtern der einzelnen Punkte die Virginia aus dem Mund. Von den anwesenden Professoren kannte ich ausser ihm nur Manacorda und D'Ovidio, der den Strassenhut sofort mit seinem Käppchen vertauschte. Da es sich um ein Staatsexamen für das Lehramt an Mittelschulen handelte, waren auch mehrere Mittelschullehrer zugezogen, ein eleganter vollbärtiger Franzose, eine sehr würdige, sehr magere und sehr gestrenge Engländerin, ein Herr von Probst, der seit Jahren an einer Kadettenanstalt unterrichtete und vordem österreichischer Offizier gewesen war. Hundert und etliche zwanzig Kandidaten, darunter sehr viele Frauen, sollten sich in den neueren Sprachen ausweisen, mehr als hundert im Französischen, neun im Englischen und nur drei im Deutschen. Man konnte sich um eine eingeschränkte und eine volle Fakultas bewerben. In beiden Fällen bestanden die schriftlichen Arbeiten in einem fremdsprachlichen Diktat, einem fremd

sprachlichen Aufsatz und einer Übersetzung in die Fremdsprache; nur wurden für die Unterstufe leichtere Themen gewählt. Dazu hatten sämtliche Prüflinge einen italienischen Aufsatz zu schreiben. Für Aufsätze und Übersetzungen wurden je sechs Stunden Zeit bewilligt.

Während der Dekan seine Mitteilungen machte, trat ein brillanter kugelrunder Herr in den kleinen Saal, winkte Jungano vom Sitzungstisch weg und unterhielt sich mit ihm in einer Fensternische laut und störend. «Der Rektor Cucchia», flüsterte mir Manacorda zu; «stellen Sie sich ihm vor, während die ausserdeutschen Themen beraten werden.» Ich ging leise hinüber und nannte meinen Namen. – «Klem ... Klempelle? Corne si trova a Napoli?» Freundlicher Händedruck, und ehe ich antworten konnte, wandte er sich wieder dem Sekretär zu. Der Mann war Altphilologe; wenn schon nicht als Rektor, so hätte er sich als Fachangrenzter für das deutsche Lektorat interessieren müssen. «Er ist die Seele der hiesigen Schlamperei», beteuerte mir Manacorda ziemlich vernehmlich, als ich zum Tisch zurückkam. «Fornelli», erwiderte ich, «drückt das noch deutlicher aus.»

Als zuletzt die deutschen Themen an der Reihe waren, verbarg Manacorda seine geringe Anteilnahme hinter der Höflichkeit, «den beiden deutschen Herren» den Vortritt zu lassen. Von Probst schlug tönende moralische Themen vor: «Vom Wert der Selbsterkenntnis.» – «Warum steht das geistige Vergnügen über dem sinnlichen?» Ich selbst dachte Fornelli den Dramaturgen Lessing zu und denen von der Unterstufe eine ganz einfache Beschreibung. Manacorda stimmte mir bei, und diese Vorschläge wurden angenommen.

In den nächsten Tagen, abgesehen von der Diktatstunde, tat ich keinen andern Dienst, als den auch jeder Pedell hätte versehen können. Aber das brauchte mich gar nicht zu beschämen, denn alle andern Glieder der Kommission, auch der Ehrengreis D'Ovidio, betätigten sich gleichermassen, und ausserdem war es für mich ungemein lehrreich. Je zwei und zwei führten wir Aufsicht

über die Schreibenden. Man sass auf dem Katheder oder umkreiste die Herde, man nickte Gewähr, wenn ein Kandidat oder eine Kandidatin mit bittendem Blick zur Tür schritt, man warnte durch scharfes Hinsehen oder auch durch Worte, wenn irgendwo geflüstert oder auf das Blatt des Nebenmannes gestarrt wurde, man nahm die abgegebenen Arbeiten in Empfang, schrieb Stunde und Minute darunter und seinen eigenen Namen. Man plauderte leise miteinander oder las die Zeitung oder korrespondierte. Ich war mit der Engländerin gekoppelt, danach mit dem Franzosen, zuletzt mit D'Ovidio. Die Engländerin sass ihre gesamte Zwei-Stunden-Wache stocksteif auf dem Katheder ab, kaum je das Lorgnon von den Augen entfernend. Der schönbärtige Franzose sprach am Fenster fast unablässig auf mich ein. Er war seit drei- und zwanzig Jahren Lehrer in Italien, seit zwanzig Beisitzer solcher Staatsprüfungen; er klagte wieder und wieder, bald empört, bald spöttisch, über die italienischen Schüler und Studenten, und sein ständiger Refrain hiess: «Bei uns in Frankreich wird ungleich mehr verlangt und geleistet.» D'Ovidio prägte ein *Aperçu*, das ich seiner Patriarchenwürde nicht zugetraut hätte. Als die zwölfte Examinandin hinausverlangte, sagte er vom Buch aufblickend: «*La latrina è la décima musa degli scolari.*» Ich selber vertrieb mir die Zeit, indem ich viele der abgelieferten Arbeiten durchlas.

Besonders die italienischen Aufsätze interessierten mich, denn gerade aus ihnen liess sich ja ein Schluss auf die Allgemeinbildung des Schreibenden ziehn. Ich musste dem französischen Kollegen beipflichten: die Forderung war gering, die Leistung noch ungleich geringer. Ich habe in den letzten Dresdener Amtsjahren als Prüfungskommissar beim Abitur viele Schulaufsätze in Händen gehabt: So leichte Aufgaben wie bei diesem Lehrerexamen hätte man in unsern Mittelschulen allenfalls einem Sekundaner gestellt, und um in die Prima aufzurücken, hätte er sie gründlicher behandeln müssen, als sie damals in Neapel behandelt wurden.

Die Kandidaten der Unterstufe hatten sich darüber zu äussern,

warum Zeitvergeudung gerade dem gebildeten Menschen widerstrebe. («Il perder tempo, a chi più sa, piu spiace.») Ich notierte mir wörtlich lange Stücke aus dem Aufsatz eines Mädchens. Der Anfang lautete: «Time is money ... Ich weiss, Professore, dieser Beginn gilt als banal. Aber ich kann meine Art nicht verleugnen, ich muss selbst hier meiner Natur folgen und in Sprichwörtern reden – il lupo lascia la pelle non il vizio ... Sie glauben, ich sei frech, Professore? Oh, Sie werden sehen, wie ich im Examen, das arme Antlitz entfärbt, mit bleichen Lippen zittere ... Aber das Thema, Ihre Zeit, Professore ... Ich denke schon daran, gewiss, ich denke daran ...» So ging es durch zwei Bogenseiten fort; auf der dritten und letzten hiess es dann, alle grossen Männer hätten mit ihrer Zeit gegezigt, wirklich alle «von Plato bis Nietzsche, von Ippocrate bis zu Ehrlich» (sic; das Salvarsan war damals aktuell). Und damit schloss die Studie. Gewiss ist die neckische Schreiberin durchs Examen gefallen. Aber fraglos war sie doch der Meinung, mit ihrem tändelnden Geschmier etwas Zweckentsprechendes und besonders Gutes geleistet zu haben. Und wenn in den Arbeiten der andern ein ernsthafterer Ton angeschlagen wurde, so standen sie doch inhaltlich auf keinem höheren Niveau.

Die Bewerber um den Obergrad schrieben über Nutzen und Kunst des Übersetzens. Hier interessierte ich mich vor allem für Fornellis Arbeit; sie war die beste, die ich las, sie war brav und dürftig, sie hätte im Abitur ein «Genügend» erhalten. Ich will nicht weiter fachsimpeln: Was ich von den fremdsprachlichen Arbeiten sah, gab mir keine andere Meinung als die italienischen.

War dieser Tiefstand ausschliesslich die Schuld der Studierenden? Einen Augenblick lang glaubte ich über die Professoren milder urteilen zu sollen: Als das Ergebnis der schriftlichen Arbeiten beraten wurde, stellte die Kommission mit einer gewissen Brutalität nach einem einfachen Punktsystem des Bewertens ganze hundert der hundertdreiundzwanzig Bewerber vom mündlichen Examen zurück. Aber im Mündlichen selber wurde es doch den

Überlebenden dieses Gemetzels sehr leicht gemacht. Und dann: Wie konnte es um Eifer und Vorbildlichkeit von Lehrern bestellt sein, die so wenige Schüler zur Reife gefördert hatten? Mir fiel die Unzahl der freien Tage ein. Da war nicht bloss der Karnevals-zusatz. Wenn irgendein emeritierter Professor starb, und mochte er seit dreissig Jahren im Ruhestand verschollen sein, so wurde das nicht nur, wie bei uns üblich, durch Rundschreiben des Senats mitgeteilt, nein, man schloss zum gebührenden Ausdruck der Trauer während des ganzen Begräbnisses die gesamte Universität. Allein in der kurzen Zeit meiner Tätigkeit war das schon ein viertel dutzendmal vorgekommen zum gleichen Vergnügen der Studenten und Professoren. Höchstens dass ein Dozent mit leiser Besorgnis erklärte, bei weiteren Todesfällen würden «seine fünfzig Stunden» in Gefahr geraten.

Diesen Ausdruck: «meine fünfzig Stunden» habe ich fast täglich gehört und immer als besonders gravierend empfunden. In der amtlichen Verpflichtung der Universitätsprofessoren hiess es nämlich, sie hätten «mindestens fünfzig lecture» im Schuljahr zu halten. Niemand kümmerte sich um das «mindestens», und jeder war darauf bedacht, die fünfzig keineswegs zu überschreiten. Das vielbewunderte Tollste hierin leistete sich der Romanist Savy-Lopez. Da mir sein Fall von zwei einander feindlichen Leuten, Manacorda und Mele, genau übereinstimmend erzählt wurde, so halte ich diesen Bericht für wahr. Savy-Lopez, dessen Facharbeiten auch in Deutschland geschätzt wurden und den ich selbst flüchtig kennenlernte, war nicht nur Wissenschaftler, sondern auch Gesellschaftslöwe. Er lebte getrennt von seiner zur Hocharistokratie gehörigen Frau und in fast offiziellem Liebesverhältnis mit einer in Neapel residierenden Duchessa. Als Professor war er an der Universität Catania im Amt. Am ersten Tag des anno scolare begann er dort seine lecture, setzte sie buchstäblich Tag für Tag bis zur Erledigung seiner fünfzig fort und siedelte hierauf, meist schon zu Weihnachten, für den Rest des Jahres nach Neapel über.

Nein, es war bestimmt kein vorschnelles, ungenügend begrün-

detes und preussisch überhebliches Urteil, wenn ich die *vita academica* Italiens ziemlich fragwürdig fand. Freilich, Manacorda wiederholte bei jeder bösen Gelegenheit, so etwas könne nur in Neapel vorkommen, an der schlechtesten italienischen Universität. Aber diese schlechteste war doch zugleich auch die besuchteste Universität Italiens, und die Bestimmungen über Studien und Examina galten natürlich gleichartig für das ganze Land. «Mag sein», schrieb ich in despektierlichem Vergleich in mein Tagebuch, «dass zwischen der Neapeler Universität und den übrigen italienischen Hochschulen derselbe Unterschied besteht, aber auch kein grösserer, als hier am Ort zwischen den Trambahnern und den Professoren, die es beide mit ihren Berufspflichten nicht übermässig genau nehmen.» Mit den tramvieri hatte es seine besondere Bewandnis. Wahrscheinlich waren sie allzu schlecht bezahlte arme Teufel. Fast vom Beginn unseres Aufenthalts an hatten wir auf ihre Unzuverlässigkeit und Streikwütigkeit schimpfen hören, und-als wir von der Osterfahrt zurückkamen, waren wir selbst in einen Tramvieristreik hineingeraten, der sich nun über die ganze Restzeit meines ersten anno scolare sehr störend ausdehnte. Und den Ausfall gegen die Gesamtheit der italienischen Hochschulen hatte im letzten Manacorda verschuldet. Denn er selber, der auf sein norditalienisches Wesen pochte, schnitt für mich bei diesem Examen sehr ungünstig ab. Sein Kommissariat bezog sich nämlich nicht nur auf die wenigen Bewerber um das Deutsche, sondern auch auf die vielen um das Französische, und um deren Arbeiten hatte er sich so wenig gekümmert, dass es hierüber zu einem Wortwechsel mit Torraca gekommen war.

Der Leidtragende dieser Spannung wäre um ein Haar der brave Fornelli geworden, unser einziger Mann im Mündlichen, da die beiden andern trostlos versagt hatten. Fornelli hatte seinen üblichen wilden Eifer bewahrt. Wenn er es auf 140 «Punkte» brachte (150 waren das Maximum), konnte er sich mit guter Aussicht um ein staatliches Reisestipendium für Deutschland bewerben. Er be-

antwortete in der Prüfung eine Menge Fragen ganz richtig, er hielt auch als Probelektion einen kleinen Vortrag in fehlerfreiem, nur etwas ungehobeltem Deutsch. Manacorda und ich wollten ihm die ersehnten hundertundvierzig zugestehen. Aber Herr von Probst stiess sich daran, dass der Kandidat ein «rohes» Deutsch spreche, und forderte eine viel geringere Bewertung. Die Entscheidung lag beim Vorsitzenden. – «Sie müssen für Fornelli eintreten», sagte ich zu Manacorda. – «Ich tue nicht mehr den Mund auf», erwiderte er, «Torraca hat mich zu sehr geärgert!» Und er schwieg wirklich. Da musste ich denn für Fornellis «Punkte» kämpfen. Ich eroberte sie und war stolz auf mein Plädoyer in ziemlich geschwellenem Italienisch.

Für Manacordas geringe Anteilnahme an den Vorgängen des Examens mochte es einen mildernden Umstand geben. Gerade in dieser Zeit war er stark in Anspruch genommen und auch wohl ein wenig irritiert durch die «Fiorita», ein neues Kulturunternehmen seiner Principessa, das er wahrscheinlich angeregt hatte und jedenfalls leitete. Es trat ein bisschen snobistisch und ein bisschen naiv in die Erscheinung und zog sich gleich einige natürlich kolportierte Spöttereien aus dem Lager Croces zu. Auf dem künstlerischen Einladungsschreiben (La Principessa Pignatelli invita) sah man eine entzückende Flora mit Füllhorn; darunter stand, dies sei die erste erlaubte Kopie des im Nationalmuseum befindlichen pompejanischen Originals. Auf der andern Seite kündigte Manacorda eine Vortragsreihe verschiedener Redner zur mannigfachen Anregung und Belehrung der Gebildeten an. Zu Worte kommen werde in der «Fiorita» nur, wer «einen eigenen Gedanken auszudrücken und eine eigene Vision zu entschleiern» habe. «Una propria visione da rivelare» – das war ein umso gewagteres Versprechen, als Manacorda selber unter den vordersten Rednern genannt wurde.

Der erst hinausgezögerte Füllhornsegen begann im Mai in dichter Folge zu strömen. Ort der Darbietung war Suor Orsola, ein altes Frauenkloster, jetzt die von der Principessa patronisierte Frauenhochschule auf halber Höhe des Vomero. Zwar pflegte ich

jede Stelle des Vomero als seine schönste zu empfinden, aber diese war doch wohl seine allerschönste. Im nächsten Jahr habe ich hier fast täglich unterrichtet, und immer wieder hat mich die doppelte Märchenpracht ergriffen. Man trat aus dem Fahrstuhl in eine Glasgalerie und hatte plötzlich das Panorama Neapels vor sich; man trat aus der Galerie in einen Garten und befand sich in einem neuen Märchen. Es war ein blicklos eingekapselter, ein steinerner Garten, von dicken Mauern umgeben, mit plattenbelegten Wegen, mit übervielen Pfeilern und Bögen, aber es war auch der grünste, der bunteste und wucherndste Garten, und eben jetzt betäubend durchtränkt vom überschwenglichen Duft der Orangenblüte. Von hier aus ging es unmittelbar in den Vortragssaal zu ebener Erde; er war lang und schmal, an seinen dunkelroten Wänden hingen Teppiche und Gemälde, er wirkte sehr kirchlich und sehr üppig. Raum bot er für etwa dreihundert Menschen, und das war bisweilen fatal. Die Principessa, die bevorzugte Gäste selber empfing – auch wir erhielten drei Finger: «mi ricordo bene ... abbiamo preso insieme un tè» –, wünschte ihn gefüllt zu sehen, und wenn es an sonstigem Publikum mangelte, mussten die Studentinnen der Hochschule aushelfen. Wiederholt waren die jungen Mädchen in drolliger Überzahl. «Salvemini», notierte ich, «hat seine Perlen vor die Spanferkelchen geworfen.»

Aber wenn die «Fiorita» auch manchen Anlass zu ironischen Randbemerkungen gab, so boten ihre Nachmittage doch auch manchen gediegenen Vortrag. Der ernsthafteste unter denen, die ich gehört habe, war Salvemini's «Mazzini». Ich unterhielt mich nachher mit dem Redner ein paar Minuten über das Thema, das mich vom «Jungen Deutschland» her interessierte. Dabei empfing ich von Salvemini den Eindruck eines ruhigen, ausgeglichenen Gelehrten, ich hätte ihn eher für einen deutschen Gymnasiallehrer als für einen italienischen Politiker gehalten. Er war damals Professor der Geschichte an der Universität Pisa, er gab zugleich eine

sozialistische Zeitschrift heraus, «L'Unità», und kandidierte für das Parlament. Auf dem Heimweg erfuhr ich von Manacorda die tragische Geschichte des Mannes. Er war 1908 in Messina angestellt gewesen. Bei dem Beben, das in weniger als einer Minute die Stadt vernichtete und die Hälfte ihrer einhundertsechzigtausend Einwohner tötete, verlor er seine gesamte Familie; die Frau und vier Kinder fand man unter dem eingestürzten Haus begraben, nach dem fünften Kind wurde vergeblich gesucht. «Er hat danach tagelang geschlafen, und später hat er sich der Politik zugewandt, wahrscheinlich zur Übertäubung und Ausfüllung», sagte Manacorda und kam dann auf seine eigenen Erlebnisse in Messina.

Man hatte ihn gleich nach der Katastrophe von Catania aus zur Bergung von Bibliothekswerten hingeschickt. Jungano und dreißig Soldaten waren ihm beigegeben worden. «Immer wieder fanden wir Leichen, auch Verwundete und Sterbende. Ich habe gelernt, was Sterben ist, ich habe den Leichengeruch monatelang nicht loswerden können, ich spüre ihn in diesem Augenblick.» Er war ganz blass, und die Stärke seines Empfindens festigte meine etwas schwankend gewordene Sympathie für ihn. Aber am Schluss seiner Erinnerung stand wieder das Nationalistische: «Eine Milliarde hat Uns das Beben gekostet und zweihunderttausend Menschen, und alles haben wir durchgehalten!»

Als eigenen Beitrag zur «Fiorita» brachte er einen Zyklus über Maurice Barrés und schwelgte in der Mischung aus Ästhetentum und romantisch angehauchtem Chauvinismus, das die Werke dieses Franzosen kennzeichnet.

Sehr viel leichter als Salvemini und Manacorda machte sich der Geologe der Universität Parma, Paolo Vinassa de Regny, seine Aufgabe – die Spanferkelchen kamen auf ihre Kosten. D'Annunzio war damals Trumpf, und so nannte Vinassa seine Plauderei (denn mehr war es nicht) nach einem allbekannten Wort des Dichters: «L'Amarissimo Adriatico». Doch begnügte er sich mit ein paar antiösterreichischen Sätzen und führte dann wie ein witziger Jahrmarktsmann die hübschesten Projektionsbilder aus Albanien, Montenegro und so weiter mit dem Zeigestock vor.

Aber am Abend lernte ich ihn von einer wesentlicheren Seite kennen. Manacorda brachte ihn zum Tee in unsern Salon mit, über den wir jetzt schon fast allein verfügten. («Allein», was Menschen anlangt; denn bei der steigenden Wärme strömten, sobald es spät und still wurde, aus Küche und Bad die Schaben in stattlicher Grösse und Anzahl nach vorn.) Der blonde und schlanke Vinassa, dem ein buschiger Schnurrbart über dem dicken Mund und dem vortretenden Kinn etwas Martialisches gab, erzählte anschaulich und leidenschaftlich, wie er vor dreizehn Jahren Tripolis als Eierhändler durchwandert und durchforscht hatte. «Ich war der erste Emissär unserer Regierung, und meine Berechnungen und Beobachtungen wurden dem Banco d'Italia übergeben. Nach mir sind noch viele Wirtschaftler und Offiziere drüben gewesen, aber der erste, der unsern Legionen den Weg bereitet hat, war doch ich.» Ich habe Manacorda nur noch ein einziges Mal so strahlend gesehen wie an diesem Abend.

Das war kurz danach am Tage des Studentenmeetings, das mich für meinen Teil empörte. Die Zeitungen hatten wilde Berichte über einen Krawall in Triest gebracht, und als ich um elf zu meinem gemütlichen Oberkurs kam, fand ich die Universität mit roten Zetteln beklebt und ein Gedränge vor den Anschlägen. Aufruf zu einer Protestkundgebung gegen Österreich, von etlichen Studenten und drei Professoren unterzeichnet. Dichtes Gewimmel im Treppenhaus und in den anstossenden Gängen. Die weichen schirmlosen Studentenmützen, die hier die Fakultät bezeichnen (nicht eine Verbindung im deutschen Sinn), sind kaum in der Überzahl, ich sehe sehr viele mützenlose unfertige Knabengesichter. Unten in der Nähe der Portiersloge scheint ein Podium errichtet. Ich bemerke die Köpfe zweier alter Herren, ein seidenes Banner und irgendein goldenes Feldzeichen römischer Art. Ich sehe fuchtelnde Gestikulationen und höre abgerissene unverständliche Worte, die in einem immer wieder einsetzenden ungeheuren Lärm aus Klatschen, Pfeifen und Brüllen untertauchen. Ich dränge mich zu meinem Kollegsaal durch; nur Fornelli ist

dort. «Sie müssen gleich verschwinden», sagt er besorgt. «Es könnte Zwischenfälle geben. Ich weiss einen stillen Ausgang.» Und er führt mich.

Hier lag es anders als bei der Pariser Studentenversammlung im letzten Winter. Das Meeting fand in der Universität selber und während der Arbeitszeit statt, es machte die Vorlesungen unmöglich. Es war von Professoren und Studenten gemeinsam einberufen; es richtete sich gegen den Verbündeten des Landes. Diesmal dachte auch ich: «Das kann nur im disziplinenlosen Neapel möglich sein – siamo Meridional!!» Aber dann las ich in «Roma», dem grossen Lokalblatt, dass die gleichen Protestmeetings an allen Universitäten Italiens stattgefunden hätten. Nur in Rom sei die Kundgebung von dem feigen Rektor, dem Sklaven der Regierung, verhindert worden: Der Mann habe sich nicht geschämt, die Universität zu schliessen. Weiter hiess es noch in «Roma», es sei bewundernswert, wie viele Gymnasiasten und Realschüler «in patriotischer Wallung den Unterricht verlassen» hätten, um der Demonstration beizuwohnen.

Manacorda, wie gesagt, war über diese patriotische Wallung der Jugend entzückt und begriff meine Entrüstung nicht. «Sie reden von Schuldisziplin, aber hier geht es doch um Grösseres und das Grösste. Sie reden von unserer Freundschaft mit Deutschland, aber Deutschland und Österreich sind zweierlei. Österreich ist unser Erbfeind und Unterdrücker, und es tyrannisiert noch immer unsre unerlösten Provinzen.»

Ich habe mich in der Folge wegen meiner Unterschätzung des französischen Chauvinismus oft ein blindes Huhn gescholten; dass ich auch den italienischen Chauvinismus ohne Sorgen betrachtete, dass ich mich über dieses Meeting eigentlich nur deshalb ärgerte, weil es den jämmerlichen Zustand des italienischen Schulwesens so krass enthüllte, deswegen brauche ich mich weniger zu schämen. Dem Meeting hielt ja der endlose Trambahnerstreik die Waage, in den Strassen Neapels gab es ein viel elenderes Proletariat zu sehen als in den Pariser Armutsvierteln, in den

Zeitungen fehlte es nirgends an Anzeichen sozialer Unzufriedenheit, ja revolutionärer Stimmungen: Wie sollte ich da den kriegesrischen Spektakel unreifer Gymnasiasten und einer Handvoll schwärmerischer Manacordas ernst nehmen? Italien zu einem europäischen Krieg bereit? Und siegesgewiss, bloss weil es die armen Türken aus Tripolis verdrängt hatte? Ein Unsinn, an den ich keinen Gedanken zu verschwenden brauchte.

Übrigens, und das dämpfte alle politischen Betrachtungen, begann ich in diesen Wochen meine Gedanken immer eifersüchtiger beisammenzuhalten. Ostern in Cava hatte ich mir an den Lazerten ein gutes Omen für meinen «Montesquieu» genommen, es durfte auf keinen Fall trügen. In den napoletanischen Anfängen hatte ich mich von all dem Neuen willig überschwemmen lassen; danach war mein Gewissen erwacht, doch mehr als ein Durchblättern und Überprüfen der Pariser Notizen trotzdem nicht zustande gekommen. Aber ich musste, um jeden Preis musste ich die Münchner Habilitation im Oktober schaffen. Unter der Post, die wir bei der Rückkehr aus Sorrent vorfanden, war auch jene Photographie von der Trauung meines jüngsten Bruders gewesen, die ich schon einmal erwähnt habe und die ich noch heute mit dem gleichen quälerischen Gefühl vor mir sehe wie damals. Auf doppelte Weise peinigte mich dieses Bild. Wie Berthold da, die Tochter des Generals als Braut am Arm, so krampfzig die Kirchenstufen hinunterschritt, war er mir bitterfremd und die Verkörperung alles dessen, was mich von meinen Geschwistern trennte. Ich wollte so unendlich gern aus der Abhängigkeit von ihnen los, und dazu sah ich nach so häufigem Scheitern nur noch den einen Weg zur Professur. Aber da war noch etwas, das mich viel mehr quälte: Machte ich mich durch diese Jagd nach dem Universitätskatheder nicht des gleichen Strebertums schuldig, das mir aus der Photographie entgegenstarrte? Es gab nur eine Möglichkeit, mich vor mir selber zu rechtfertigen: den Ausweis einer wirklichen Leistung in meinem neuen Beruf. Die Lazerten mussten recht behalten. Und noch ein anderes spornte mich, das sogar wahr-

scheinlich am allerheftigsten: ein herzlicher und sozusagen kollegialer Brief Georgs. Er sei Geheimrat geworden, schrieb er, fügte aber melancholisch hinzu, dies sei eine Alterserscheinung und ein Pflaster: er habe die Direktion des Krebsinstituts aufgegeben, da ihm der ersehnte Erfolg ausgeblieben; er nähere sich nun den Fünfzig, sei durch Krankenhaus, Professur und Praxis überlastet und müsse anfangen, mit seinen Kräften hauszuhalten. «Vielleicht werden meine vier Söhne den Karren weiterschieben.» Ich dachte an den Morgen zurück, da ich die Nachricht von der Entdeckung des Krebsmittels in der Zeitung gelesen hatte; und ich dachte: «Zwischen Georg und der nächsten Generation stehe ich, die Lazerten müssen recht behalten.»

Seit Ostern also schrieb ich am «Montesquieu», so gut es gehen wollte. Aber sehr gut ging es nicht. Die Ablenkung war doch gar zu gross. Auch war der runde Tisch in unserm Pensionszimmer immer mit allem beladen, was sich nun einmal auf einem Hoteltisch häuft, mit Kleidungsstücken, Schokolade, Korrespondenzen, Rauchzeug, Aspirin, geographischen Karten, Eau de Cologne, Obst, und da hinein und hinauf mussten die Notizblätter und Bände gebreitet werden, die ich beim Schreiben gebrauchte, und für das Manuskript selber und das alles bedrohende Tintenfläschchen war auch Raum auszusparen. Sehr stimmungsfördernd war das nicht. Dazu drückte die Hitze mit jedem Tag schwerer. Mich fasste eine interimistische Neapelmüdigkeit, eine ganz ungewohnte Sehnsucht nach München. Dort war ein grosses Zimmer, in dem ich auf und ab tigern konnte, ohne mich an Bettpfosten zu stossen, dort war ein grosser Schreibtisch, auf dem ich meinen Kram ausbreiten konnte, und nur ihn allein, und dort war gar keine Verlockung von aussen her, keine Partenope, kein Toledo und kein Vomero.

In der Universität wurde es täglich stiller. Schon hatten viele Professoren ihre fünfzig erledigt, schon begann es in allen Hörsälen (und nicht nur in meinem) an Studenten zu fehlen. Manacorda sagte: «Am 1. Juni können Sie aufhören, um den 20. Herum wird

noch zu prüfen sein» – die Studierenden mussten sich über jedes belegte Kolleg ausweisen, das ihnen fürs Examen angerechnet werden sollte – «bis dahin sind Sie frei.»

Wir wollten diese Zwischenzeit in einem kühleren Abruzenort verbringen. Aber daraus schien nichts zu werden. Ich kannte jetzt Manacordas Unzuverlässigkeit im Punkte der Universitätsordnung und wandte mich an Jungano, der gerade mehreren Anwesenden gleichzeitig Auskunft gab. «Darf ich am 1. Juni schliessen? Bis dahin bringe ich's auf neunundfünfzig lecture, falls kein Professor stirbt, und Hörer habe ich schon jetzt kaum mehr.» – «Nein», sagte Jungano sehr ernst und allen vernehmlich, «das ist gegen das Gesetz. Die Auslegung, dass fünfzig lecture genügen, ist eine willkürliche und unstatthafte. Sie sind verpflichtet, mit Ausnahme des Pfingstmontags natürlich, bis zum 15. Juni zu dozieren. Falls kein Hörer anwesend ist, haben Sie das *argomento* Ihrer Vorlesung schriftlich niederzulegen und dem Sekretariat einzureichen.» Ich ging enttäuscht nach Haus, musste über meinen Ärger selber lachen und notierte: «Ich bin zu drei Wochen Neapel verurteilt.» Aber verärgert und von der Hitze mitgenommen war ich doch, auch liess die Wirkung des Insektenpulvers, Marke Razzia, immer mehr nach. In diesen Tagen bewährte sich der Geheimrat Unglaube aus Berlin.

Am 29. Mai (Unterkurs vor zwei Hörern) traf ich zufällig Jungano. «Lesen Sie immer noch? Preussischer Eifer!» – «Aber Sie sagten mir doch ...» – «Das war natürlich Auskunft *coram publico*. Hat Sie Manacorda nicht informiert? Selbstverständlich hören Sie genauso auf wie alle andern auch.» So fuhren wir also doch nach Scanno, während unser grosses Gepäck als Frachtgut nach München rollte.

Scanno, ein winziges Städtchen tausend Meter hoch in den Abruzen, das meine Frau auf der Karte entdeckt hatte, liegt oder lag damals ganz abseits vom Fremdenverkehr. Einen Teil der Fahrt machten wir im Lokalzug. Das Polster des Coupés glänzte fettig, und auf dem Boden glänzte ein gespuckter See. Aber in dem sehr

reinlichen Bahnrestaurants in Cajanello gab es als einziges Gericht die schönsten maccheroni. Zum erstenmal assen wir unter lauter Eingeborenen und sahen ihnen ab, wie man die Nudeln mit raschem Schwenken um die Gabel bündelt. Ein Gast tadelte den Streukäse, es sei Peccorino, nicht Parmesaner. Der Kellner protestierte mit grosser Leidenschaft, er habe ihn selbst gerieben. «È Parmigiano, l'ho grattato io!» Die letzten Kilometer wurden wir in einem kleinen Postautomobil zwischen Landleuten und Handlungsreisenden befördert.

Während der nächsten vierzehn Tage bekamen wir keine Ausländer zu Gesicht. Erst ganz zuletzt erschien jener deutsche Photograph auf Motivsuche für Ansichtskarten, den wir zu unserer Beschämung als Franzosen einschätzten.

Ich halte ein merkwürdiges geometrisches Landschaftsbild in der Erinnerung, das wahrscheinlich die Wirklichkeit nicht sonderlich stilisiert. Der Talgrund, zur Hälfte ein See, zur Hälfte Wiesenland, Acker und Waldung, bildete eine Ellipse mit einem Hügelrücken als Querachse. Sehr hohe kahle und rauhe Berge umschlossen das Oval von allen Seiten. Dort, wo wir den schmalen Ausgang aus der Umwallung wussten, aber nicht sahen, ragte sie in zwei völlig gleichen Spitzlinien auf, derart, dass wir beim Heraufsteigen des Vollmonds zur Seite des einen Katzenohrs der Symmetrie halber einen zweiten Mond zur Seite des andern Ohrs vermissten. Vollmond und Schwärme unglaublich grosser Leuchtkäfer ums Friedhofsgebüsch, Einsamkeit und Ode der Gebirgsstrassen, Hunde mit breiten Holzkragen zum Schutz gegen Wölfe, und im Baedeker sogar die Notiz: «In höheren Lagen zeigen sich noch vereinzelt Bären!» Wir sind zwar keinem Bären begegnet und nicht einmal einem Wolf, obschon wir bis tief in den Abend hinein die hohen Randstrassen der Ellipse durchwanderten; aber immer hatten wir den Eindruck der absoluten Losgelöstheit von allem Leben der Gegenwart, sooft wir die kleine Stadt verliessen. Und wenn wir dann in den Ort zurückkehrten, der sich der grossen Einsamkeit und schroffen Natur gegenüber

durchaus als fest zusammengedrängte Stadt präsentierte, dann schien es auch nicht die eigentliche Gegenwart, was uns da empfing.

Scanno lag auf dem Höhenriegel der Ellipse. Den obersten Punkt, schon über dem eigentlichen Ort, nahm eine Kapelle ein, von der aus wir täglich Umschau hielten, den untersten Punkt, am Eingang des Städtchens vom Tal her, unser Hotel, ein unverputzter solider und sauberer Steinkasten. Der Wirt hatte ihn selbst erbaut; er war als Maurer in Übersee zu einigem Geld gekommen, und neben dem Postchauffeur, der täglich einkehrte und die Zeitung, aber keinen einzigen Touristen brachte, schien er hier der einzige Europäer und Städter. Die andern Ortsbewohner sahen alle aus, als seien sie niemals über den Umkreis der Ellipse hinausgekommen. Ländliches Kostüm füllte fast allein die Strassen. Gleich im Anfang gab es ein Kirchenfest, zu dem uns Böllerschüsse schon um drei Uhr früh weckten; später am Tage wurden Rinder mit vergoldeten und blumengeschmückten Hörnern und umbänderte feingewaschene Lämmer in einer Prozession einhergeführt. Bei diesem Umzug und auf dem Kirchplatz und in der Kirche selber wimmelte es von ländlichen Trachten insbesondere der Frauen. Aber im Grunde war es nur dies Gewimmel und die sonntägliche Pracht der Kleider und Hauben, was an diesem Tag das Stadtbild veränderte, denn die Tracht blieb auch sonst, bei den Männern kaum weniger als den Frauen, vorherrschend. Zwischen den Fussgängern sah man männliche und weibliche Reiter auf Eseln und Maultieren mit Traglasten zu beiden Seiten des Sattels, Pferde waren so selten wie städtisch gekleidete Passanten. Und immer wieder bewegten sich Gruppen von Frauen und Mädchen um die Brunnen, und immer trugen die einzelnen Gestalten hochaufgerichtet den kupfernen Krug auf dem Kopf, sie schritten feierlich und doch leicht, stolz und doch in ganz unaffektierter Natürlichkeit. Ich hätte nie gedacht, dass es so etwas innerhalb der europäischen Wirklichkeit noch gab. Und noch ein anderes frappierte uns: Überall spielten Kinder, sahen auch den seltenen

Fremden neugierig nach; aber nicht eines bettelte, das erbärmliche «Un soldo, un soldo!» schien hier unbekannt.

Ein Mann im städtischen Anzug drückte uns wie allen Vorübergehenden Reklamezettel in die Hand: Die Eröffnung eines Ladens für alle Bedürfnisse wurde angezeigt. Die Mitteilung war in die eines pathetischen Pronunciamentos gekleidet und wandte sich *alia gentile e forte popolazione di Scanno*. Wir lachten ein bisschen darüber, aber nur ein bisschen; denn hier führte wirklich ein edler und starker Menschenschlag sein zeitentrücktes Sonderdasein. Wir fühlten uns unendlich wohl, ich kam sogar ins Schreiben, am liebsten hätte ich in Scanno bis zur Beendigung meines ganzen Bandes gesessen. Und einen Moment lang hätte ich beinahe an die Erfüllung diesen Wunsches glauben können.

Der Postfahrer erschien, wie immer ohne Fremden, aber diesmal auch ohne Zeitung und sehr erregt. Der Zug war ausgeblieben. Streik der Eisenbahner in Neapel und ganz Italien, Ankündigung des Generalstreiks. Anderntags blieb auch der Chauffeur aus. Der Wirt hatte von telegraphischen und telefonischen Nachrichten über weitverbreitete blutige Kämpfe gehört. Eigentlich hätte uns ein romantischer Schauer überrieseln können: eingeschlossen in einem Abruzzennest während ringsum tobender proletarischer Revolution! Aber wir waren nicht im Geringsten beunruhigt, abgesehen allenfalls von der Sorge um unser Frachtgut, das nun Gott weiss wo festliegen mochte. Wir glaubten nicht recht an den Ernst der Sache; weder der Regierung noch den Streikenden trauten wir genügend Energie zu extremem Verhalten zu. Und wenn es wirklich anderwärts zum Schlimmsten kam, so durften wir uns sicherlich auf die *gentile e forte popolazione di Scanno* verlassen; sie würde den unbeteiligten Fremden kein Leid antun oder antun lassen. Wir machten wie sonst unsern weiten Spaziergang durch die Einsamkeit des Landes und den Frieden des Städtchens.

Sehr bald war die Lage wieder annähernd normal. Chauffeur und Zeitung trafen ein, der Generalstreik hatte ein Ende, Blut war

nur sparsam in vereinzelt Krawallen geflossen, statt von Revolution sprach man nur noch von einer abflauenden *folia rivoluzionaria*. Ich dachte mit leiser Schadenfreude, es dürfte eine heilsame Lehre für die grossen und kleinen Manacordas sein. Erst mochten sie für Ordnung im eigenen Hause sorgen, ehe sie die Irredenta erlösten und Afrika eroberten.

Wir blieben in Scanno bis zum letztmöglichen Termin. Dann machten wir einen tüchtigen Fussmarsch von immerhin zweiundzwanzig Kilometern zur Station Anversa und fuhren von dort aus im Schnellzug nach Rom. Die lange Wanderung hatte uns das Gebirge in seinen Kuppenformen bei aller Wucht ein wenig eintönig erscheinen lassen. Stundenlang unterwegs war ich, mehr als durch das Landschaftsbild, von dem Grübeln über eine einfache Gedenktafel in Anspruch genommen. Sie stand auf dem Dorfplatz eines winzigen Nestes und galt den Tripolisgefallenen. Die Inschrift begann: «Sulle orme dei legionari Romani». War es ein Klischee, das der Schulmeister des Ortes oder irgendein Regierungsbeamter angewandt hatte und das die Abruzzenbevölkerung gedankenlos las, soweit sie überhaupt lesen konnte? Oder war es der Ausdruck eines Volksempfindens, und repräsentierten also Manacorda und die demonstrierenden Studenten trotz aller Schlamperei und *folia rivoluzionaria* dennoch das eigentliche Italien? Und liess sich die wahre, die überwiegende und zukunfts-gestaltende Stimmung eines Volkes überhaupt aus Symptomen herauslesen? Stand nicht immer jedem Anzeichen ein andersgeartetes gegenüber, war nicht jedes Anzeichen zwei- und mehrdeutig? –

In Rom waren wir im Suffragettenquartier gemeldet. Ich musste erst, Hin- und Rückfahrt eingerechnet, achtzehn Stunden an mein Lektorat wenden. In Neapel klebten noch an vielen Mauern die Aufrufe zum Generalstreik, sonst war alles genauso, wie wir es verlassen hatten. Die Prüfung war im Handumdrehn beendet, da aus meinen zwei Kursen ganze zwei Hörer den Mut zur Meldung aufgebracht hatten. Auch der Abschied von Manacorda

und Torraca, von Frau Pastner und dem Awocato hielt mich nicht auf, denn meine Wiederkehr im November stand ja ausser Zweifel. Und nun wollte ich also so eilig als möglich nach München und an meine Arbeit. Aber natürlich war es auch Pflicht, einige Wegetappen zu studieren.

Der schweren Hitze halber empfand ich Rom diesmal erst recht als blosser Studienverpflichtung. Von etlichen Sehenswürdigkeiten schleppten wir uns fadennass und todmüde zu Faraglia, wo es das beste Eis und den besten Kaffee gab.

Manacorda hatte uns Empfehlungskarten an zwei Onorevoli geschrieben, und so fanden wir Zutritt zu einer Parlaments-sitzung. Saal und Tribüne ähnelten in der Anordnung der Pariser Kammer, waren aber viel schmuckloser und fast kahl. Mit der Sitzung selber trafen wir es noch schlechter als in Paris: Ich weiss nicht, ob wegen der Hitze oder der Feriennähe oder als Reaktion auf die Erregungen des Generalstreiks – jedenfalls war das Haus fast vollkommen leer. Ich zählte einundzwanzig Abgeordnete, der weisshaarige Präsident hatte die Hände auf dem Bauch gefaltet und schien zu schlafen, die Worte des Redners schallten unverständlich im leeren Raum. Als er geendet hatte, wischte er sich den Schweiss von der Stirn, zwei Nachbarn schüttelten ihm schweigend die Hand, der Präsident schlummerte weiter.

Bevor er erwachte, kehrten wir auf unser Dach zurück, das uns diesmal noch lieber war als beim ersten Aufenthalt. Schwalben, die es in Neapel nicht gab, flogen in Schwärmen darüber hin, die uralte Tartaruga frass mit unvermuteter Behendigkeit Salatblätter, es war jetzt auch ein Ställchen da, in dem die Hühner gackerten, und am Schornstein des Nebenhauses arbeitete ein Maurer in blendend weissem Kittel, er sang lange Kadenzen eines sentimentalen Liedes – ich erfasste: «L'amoore» und «al terzo piaaano» – und klatschte dazu die Mörtelkelle gegen das Ziegelwerk.

Aber obwohl der Turm einer Jesuitenkirche mit eigentümlich schöner Vase unter dem goldenen Kreuz greifbar nah auftrug,

obwohl wir allerhand andere Türme und Kuppeln der Stadt sahen und schon zu bezeichnen wussten, so ergab das alles mitsamt den gedämpft heraufdringenden Verkehrsgeräuschen und dem unmelodisch schrillen und würdelos eiligen Gebimmel der Glocken noch längst kein gültiges Rom-Erleben. Doch dann, am Sonntag, kam dies wirkliche Erlebnis doch, und wir verdankten es gerade der Hitze.

Das fing im Thermenmuseum an, das seine Schätze zum Teil im Freien ausbreitet, in Hof und Garten unter Weingerank, Glyzinien und Rosen, das steigerte sich auf dem Forum und erfüllte sich unsäglich, für mich jedenfalls unsäglich, auf dem Palatin. Das ungeheure weisse Lichtmeer spülte alles Museumshafte fort, auch alle Melancholie der Ruinenstimmung, die mir auf Paestum gelastet hatte, es nahm die vielen Jahrhunderte mit sich. Das war eine Stadt im Heute, vielleicht hatte sie noch gestern unbeschädigt gestanden, vielleicht besserte man schon morgen die Lücken dieser unzerstörbaren Mauern und Gewölbe aus, in jedem Augenblick konnten die Bewohner zurückkehren, um jede Ecke konnten sie biegen. Seit diesem einzigen Junisonntag ist mir Rom wahrhaft Rom und Roma aeterna.

Noch einmal vollbrachte die Sonnenglut ein ähnliches Wunder. Wir sparten Florenz für einen ausführlichen Ferienaufenthalt des nächsten Jahres auf, wir schritten Bologna in den frühesten Morgenstunden ab, um frisch zu bleiben und mehr Zeit an Venedig zu wenden – dabei fröstelten wir vor Kühle, und als wir ein Thermometer sahen, zeigte es achtundzwanzig Grad im Schatten. Aber Venedig enttäuschte uns peinlich. Ich kann mir nicht helfen: die Aussenansicht des Markusdoms hat für mich eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den Fassaden der grossen Orchestrions und Schaubuden auf der Vogelwiese. Doch wahrscheinlich ist es gar nicht Venedigs eigene Schuld, dass es so jahrmaktschaft auf mich wirkte. Es ist so abgelatscht, es hat den schmierigen Überzug oft betasteter Gegenstände. Und es ist so unitalienisch – ein Rummelplatz kleinbürgerlicher Deutscher. Nirgends ein italienisches

Wort, überall Deutsch in allen Dialekten; ich war ganz verwundert, auf einem Platz den italienischen Aufruf zu einer Arbeiterversammlung zu finden. Bis dann im allerletzten Augenblick die Sonne den schleimigen Überzug fortsengte und das Geschwätz der Reisenden verstummen liess. Wir fuhren gerade um die Mittagszeit in einer Gondel zum Bahnhof, erst durch enge Wasserstrassen, dann den Canale grande entlang. Das Wasser, die Brücken, die Paläste: alles lag einsam in glühender Totenstille. Das war endlich Venedig, nicht neu belebt wie die Antike des Palatin, aber unentstellt im phantastischen Märchenschlaf unter dem gläsernen Sargdeckel der flimmernden Luft.

Danach, den Nachmittag hindurch, ging es im Zug zur Grenze. Padua, Verona, Desenzano: Auf dieser ganzen Strecke war die Hitze nur noch schwüle Qual. Etwas tropfte auf meinen Kopf und rann mir über die Stirn, ich wollte es wegwischen, und die Leute im Coupé lachten: Die Schokoladentafel im Netz über mir war geschmolzen, und ich hatte mich bemalt wie ein Kind. Es war dann eine Erlösung, auf dem alten Raddampfer «Benaco» über den Gardasee nach Riva in Österreich zu fahren. Jetzt erst spürten wir unsere Müdigkeit und unsern Hunger. Um zehn Uhr endlich sassen wir als letzte Gäste im Garten des Hotels «Zur Sonne». Es war der 28. Juni. Der Kellner kam auf uns zugelaufen und rief: «Das Thronfolgerpaar ist in Sarajewo ermordet worden!» Ich sagte bedauernd: «Ach!» und fügte mit einem entschuldigenden Lächeln hinzu: «Aber wir haben furchtbaren Hunger.» Dann fragte ich meine Frau: «Verstehst du eigentlich die Erregung des Mannes? Ob er ein so grosser Patriot ist? Es hat doch immer politische Morde gegeben, und so viel ich weiss, ist der ermordete Erzherzog gar nicht sonderlich beliebt gewesen.» – «Möglich», erwiderte meine Frau, «dass der Kellner mit Krieg rechnet.» – «Krieg? Allenfalls eine Strafexpedition der Österreicher. Aber ich glaube es nicht, sie sind viel zu schlapp.» Nun kam das Essen und beglückte uns, und später sprachen wir noch ein Weilchen über Venedig. Und im Einschlafen dachte ich, dass mir noch sie-

ben von den neun Kapiteln meines ersten Bandes zu schreiben blieben und dass ich gleich übermorgen in München damit beginnen und mich vor dem Schlussstrich um gar nichts anderes kümmern wollte.

2. Bei Kriegsausbruch in München

Drei Wochen nach unserer Rückkehr, am 23. Juli, hatten wir unser eigentliches gesellschaftliches Debüt im Münchener Universitätskreis (ein Anfang, dem jede Fortsetzung fehlen sollte): Wir waren bei Munckers zum Abendessen eingeladen. Ihren wöchentlichen Nachmittagstee hatten wir schon öfters besucht, waren auch schon ein paarmal zwanglos bei Vosslers zum Nachmittagskaffee oder am späteren Abend erschienen, dies aber war unsere erste Einladung zu einer richtigen, gewissermassen offiziellen Abendgesellschaft. Meine Frau als einzige Dame unter den neun Gästen thronte hoch bei den Gastgebern, und Martha Muncker, klein, rund, scharfzüngig und so in allem das Gegenteil des langen, hageren und sanften Gemahls, nahm sich ihrer aufs Freundlichste an. Übrigens haben wir beide in aller Folgezeit von der gefürchteten und viel verketzerten «Munckerin» immer nur Herzlichkeit erfahren. Sämtliche Anwesende gehörten zur Universität, man war mindestens Assistenzarzt an einer ihrer Kliniken. Das Ordinariat wurde vertreten durch den übermässig dicken freundlichen Slawisten Berneker und durch den Professor Scherrmann von der theologischen Fakultät, der bäurische Gesichtszüge und eine bäurisch grobe Stimme besass und das Katheder für altchristliche Kunst innehatte. Von den andern Gästen notierte ich mir namentlich nur den Privatdozenten der Augenheilkunde Freytag, nicht weil er irgendwie durch Geist gegläntzt hätte, sondern weil er, ich weiss nicht mehr, ob als später Sohn oder zeitiger Enkel, zur Familie Gustav Frey tags gehörte.

Dies Nichtglänzen enthält kein absprechendes Urteil, denn die Gesprächsthemen des Abends boten keinerlei Gelegenheit, sich geistig hervorzutun. Sie handelten durchweg von privaten und ge-

schäftlichen Dingen des Universitätslebens. Am längsten unterhielt man sich über die finanzielle Seite des Rektorpostens, über die Kosten der Repräsentation und die staatliche Aufwandsentschädigung; man lachte darüber, dass die Herren der medizinischen Fakultät das zeitraubende Ehrenamt nach Möglichkeit ablehnten, um nicht in ihrer einträglichen Praxis behindert zu sein. Ein anderes Thema war die Frage, ob Vosslers schon berühmter zweibändiger «Dante» nur einen wissenschaftlichen oder auch einen buchhändlerischen Erfolg bedeute. Ein drittes die persönliche Beziehung zwischen Hermann Paul und Vossler, ob sie bloss kühl oder wahrhaft gespannt sei. Paul hatte seinerzeit gegen Vosslers Berufung gestimmt, weil er in ihm einen Schüler Croces sah und Croces Ästhetik missbilligte.

Mir selber flösste der Abend eine durchdringende Süßigkeit und eine leise Besorgnis ein. Die Süße bestand in der mir von allen Seiten gegönnten Anrede: «Herr Kollege», worin ich nicht nur die Anerkennung meines italienischen Lektorats, sondern auch die Vorwegnahme meiner Habilitation auskostete. Die Besorgnis hatte wirtschaftlichen Grund. Munckers wohnten zwar in der eleganten Liebigstrasse, aber doch in einem Gartenhaus, das man sogar ein Hinterhaus hätte nennen können, Frau Muncker gab Gesangsunterricht und galt als geizig, bei ihren Teenachmittagen ging es dürftig zu. Aus alledem hatte ich bisher den Schluss gezogen, dass an einen Münchner Dozenten keine kostspieligen Gesellschaftsansprüche gestellt würden. Und nun war dieses Abendessen der bescheidenen Munckers doch eine recht üppige Angelegenheit. Würden wir uns einem solchen Aufwand entziehen können? Das war das einzige Unbehagen, das mir den Abend ein wenig beeinträchtigte; zu irgendwelch anderen Befürchtungen gab es keinen Anlass.

Und dies ist der Grund, warum ich so ausführlich von ihm erzählt habe. Ich will es ganz pedantisch sagen: Er bedeutet mir ein kulturhistorisches Symptom, und er bedeutet mir eine persönliche Rechtfertigung. Gewiss habe ich es nachher oft erlebt und erlebe

es eben jetzt wieder, dass man in schweren Zeiten mit der ausdrücklichen Absicht zusammenkommt, nicht «davon» zu sprechen, den Krieg oder die Revolution oder die Judenverfolgung beiseite zu lassen und sich von harmlosen und nach Möglichkeit erfreulichen Dingen zu unterhalten. Doch solche Übereinkunft wird fast immer auf Augenblicke durchbrochen, und selbst wenn man sie einhält, so ist doch das Lastende jederzeit deutlich zu spüren, fühlbar in einer Pause, einem Tonfall, dem momentanen Ausdruck eines Gesichts. An jenem Abend bei Munckers aber, so wenige Tage vor dem Ausbruch des Weltkriegs, war für alle Anwesenden die nahende Katastrophe buchstäblich nicht vorhanden; mit vollkommener Unbeschwertheit und Selbstverständlichkeit plätscherten sie in ihrem Alltag. Und doch hatten sie alle ihre Zeitung gelesen, waren alle gebildete Menschen, standen in verschiedenen Berufen, die man durchaus nicht durchweg weltfremd nennen durfte. Muss ich wirklich annehmen, dass diese kleine Gruppe so besonders stumpfsinnig war? Muss ich nicht vielmehr von ihnen auf Millionen anderer Menschen schliessen, die in gleicher Ahnungslosigkeit lebten? Ich bin in diesen Juliwochen mit allerhand Leuten in mehr oder minder flüchtige Berührung gekommen, zu Haus, auf der Universität, in Läden, im Kaffeehaus, im Restaurant: Überall war es dasselbe gleichmütige Verharren im Alltag. Gewiss, es wird auch Millionen gegeben haben, die mit dem Bevorstehenden rechneten – aber gehörte die Masse der Unbewussten, der selbstverständlich Friedlichen nicht zum Volk? Stimmung eines Volkes, Wissen und Willen eines Volkes, das Volk überhaupt: es ist so bequem, von alledem zu reden, und ich selbst habe es mir durch Jahrzehnte so bequem gemacht. Und sollte später einmal jemand Notiz nehmen von diesem Krampf des Zweifels, der mich jetzt schüttelt, dann urteilt er sicherlich: «Der Mann war eben zur Zeit der Niederschrift durch sein persönliches Erleben aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht.»

Für meine eigene Unbekümmertheit bedarf ich übrigens kaum solcher Rechtfertigung durch den Gleichmut meines Kreises.

Denn vom Augenblick der Ankunft in München bis zur Kriegserklärung Österreichs an Serbien war ich von meiner privaten Angelegenheit derart ausgefüllt, dass mir alle Aufnahmefähigkeit für das Allgemeine fehlte, und selbst nach dieser ersten Kriegserklärung kam meine Überzeugung von der Unmöglichkeit eines europäischen Krieges noch mehrere Tage lang nicht ernstlich ins Wanken.

Meine ersten Besuche hatten natürlich Vossler und Muncker gegolten. Es war mir ein ungemeiner Ansporn, dass beide meine Habilitation zu Anfang des Wintersemesters und meine darauf folgende Beurlaubung nach Italien für eine abgemachte und feststehende Sache hielten. Aber beide hatten mich auch ermahnt, den «Montesquieu», an dessen Gelingen sie keinen Zweifel hegten, sobald als möglich abzuliefern, denn die Arbeit musste nicht nur von dem Fachreferenten beurteilt werden, sondern auch bei allen Ordinarien kursieren, ehe über meine Zulassung beraten werden konnte. So war verabredet worden, dass ich die Hälfte meines Manuskripts am 20. Juli, den Rest am 25. August vorlegen würde.

Ich war glücklich und verzweifelt in einem. Im Tagebuch notierte ich: «Das Gelingen meiner Habilitation hängt vom Dienstmädchen ab.» Und das war wirklich so. Wir hatten bei der Ankunft eine bedauernde Absage unseres früheren Mädchens vorgefunden, und nun war meine Frau durch die Wirtschaft in Anspruch genommen, wenn wir auch unser Mittag im Schwabinger Bräu assen. Ohne ihre volle Hilfe aber konnte ich unmöglich fertig werden. Sie übertrug nicht bloss das in Italien Ausgearbeitete in die Maschine – ein Büro wäre dazu nicht imstande gewesen wegen der Abkürzungen und der allgemeinen Unleserlichkeit meines Manuskripts –, sondern ich kam auch mit den neuen Stücken nur dann rasch vorwärts, wenn ich sie ihr nach kurzem Entwurf diktierte. Nach drei Tagen war ein zierliches und wendiges Ding österreichischer Abkunft gefunden, das sich glorreich mit Schweinshaxen und Dampfnudeln einführte und bald den dauern den Ehrennamen des «Perlchens» erwarb, und nun kamen wir in

Fahrt. Sie war höchst anstrengend, aber sie ging doch so wundervoll glatt vor sich, dass noch zu mancherlei anderm Zeit blieb. Freilich verdrängte mir all dies andere niemals völlig das Klappern der Maschine aus dem Ohr und den jeweils letzten Satz des «Montesquieu» aus dem Sinn, und richtig ausschlafen wollten wir uns «nachher».

Ich hörte noch immer und zum letztenmal Kolleg, regelmässig und aus wahren Interesse Vosslers Stendhal und Balzac, gelegentlich und aus Höflichkeit und Streberei Munckers deutsche Klassik. Wir machten nach Tisch einen Spaziergang zum Aumeister, fuhren einmal sogar ins Isartal. Wir hatten mehrmals abends Gäste aus unserm alten Kreis zum Tee. Seebass, der deutsche, kam mit seiner Geige; er wollte gern im übernächsten Jahr mein Nachfolger in Neapel werden, und ich musste ihm von den dortigen Verhältnissen erzählen. Friedel Krakauer, der sich inzwischen den Dr. phil. geholt hatte und mit seiner eingedrückten Nase und dem pechschwarzen strähnigen Haar japanischer aussah als je zuvor, ästhetisierte unerbittlich, Otto Crusius analysierte mit gleicher Unerbittlichkeit seine Kompositionen, Dehlinger, ein jüngerer frisch aufgetauchter Bruder unserer jetzt in Giegen angestellten Freundin, Physiker und ebenfalls frischgebackener Doktor, nahm es in Philosophie und Skepsis mit Friedel Krakauer auf. Es wurde über vielerlei gesprochen, nur niemals über Politik. Kein einziges Wort bis zum österreichischen Ultimatum.

Ich lieferte den am 20. Juli fälligen Teil pünktlich ab, ich ging sofort an den nächsten und war nun fest überzeugt, ohne weitere Schwierigkeiten mein Ziel zu erreichen. Und dann war plötzlich die grosse Politik da, und gleich darauf der Krieg und sofort die Verquickung meines privaten Schicksals mit dem Allgemeinen.

Für die merkwürdig kurze Zeit, bis mir der Krieg ein gewohnter Zustand geworden, muss ich jetzt die Erzählung durch die unmittelbaren Tagebuchnotizen ersetzen. Ich weiss, ich gerate dadurch ins Breite und Diffuse, aber ich würde sonst allzu vieles verwischen und nirgends den richtigen Ton treffen. Man (denn

das beobachtete ich nicht nur bei mir), man stand im Anfang dem Krieg wie ein Kind gegenüber. Für die allermeisten Menschen in Deutschland war er nach dreiundvierzig Friedensjahren das absolut Neue, jeder winzigste Umstand wurde vermerkt, bestaunt, wahrhaft erlebt. Und gleichzeitig stand man zum Krieg wie ein Achtzehnjähriger zum Leben. Ein Achtzehnjähriger zerbricht sich den Kopf und das Herz über die grossen allgemeinen Rätsel, über Gott und die göttliche Gerechtigkeit und die Unsterblichkeit der Seele und den Zweck des Daseins, und findet es durchaus angebracht, über alles das stundenlang zu debattieren. Später, sofern er nicht in seiner Entwicklung unter dem Durchschnitt zurückbleibt oder meilenweit über ihn hinauswächst, der normale junge Mensch also schämt sich bei grösserer Reife der Zeitvergeudung, der Trivialität und der Entblössung und bescheidet sich bei den begrenzten Aufgaben und Problemen seiner Einzelexistenz. Gerauso wurde im Kriegsbeginn über Wesen und Sinn des Krieges, über Menschlichkeit und Patriotismus, über Rechte und Pflichten des Einzelnen und der Allgemeinheit philosophiert, und nachher schob man all diese unlösbaren Allgemeinprobleme beiseite und hielt sich an die Notwendigkeiten des Tages. Doch zu diesen «Man»-Gründen für die Beibehaltung des Tagebuches treten gewichtigere «Ich»-Gründe. Wie sollte mir heute die Selbstverständlichkeit des «Wir» und der vaterländischen Begeisterung und der vollkommenen Überzeugtheit von Deutschlands schneeweisser Unschuld, von Deutschlands berechtigstem Anspruch auf die Vorherrschaft in Europa aus der Feder fliessen? Ich bringe es nicht über mich, das neuformend nachzuerzählen, ich kann es nur kopieren wie einen fremden Text. Und noch etwas zwingt mich, den Text der nächsten Wochen unangetastet zu lassen. Heute, im Herbst 1940, wo ich zwischen meinen damaligen Mitbürgern enger und rechtloser als ein Kriegsgefangener lebe, ist meine Erinnerung gefühlsmässig ganz erfüllt von jenem einheitlichen Enthusiasmus des Sommers 1914. Und nun, im Durchlesen der alten Aufzeichnungen, sehe ich mit Erstaunen, wie ich da-

mals, gerade aus der unbefangenen Selbstverständlichkeit meines Deutschgefühls heraus, in aller Begeisterung und bei aller Uner-schütterlichkeit jener Grundüberzeugungen dennoch fast von An-fang an auch Stunden des Selbstbesinnens und des Zweifelns hatte. Auch diese kritischen Ergüsse kann ich nicht nachformen; ich würde sonst nie die Furcht los, in mein damaliges Empfinden hineinzufälschen, was ich heute denke. –

Sonntag Morgen, 26. Juli

Ich war gestern Nachmittag im schönsten Diktieren, als Kra-kauer kam. Er erging sich über das Vaterlandsgefühl, ob es etwas Primäres, etwas für sich Bestehendes, etwas Einheitliches sei, was seinen Kern ausmache. Er sprach abwechselnd und durchei-nander sachlich, spöttisch ablehnend und warm bis zur Leiden-schaftlichkeit. Darüber wurde es sechs. Er sagte: «Jetzt muss das Ultimatum in Belgrad beantwortet sein, vielleicht ist dies ein his-torischer Moment.» Ich war sehr kriegerisch, zugleich sehr ver-zweifelt über den Mord an meiner Arbeitszeit. Nach dem Abend-brot deckten wir die Schreibmaschine wieder ab, da erschien der Dr. Dehlinger. Er berichtete, es hingen überall Anschläge, Ser-bien gebe nach, aber unter Protest. Wir fragten uns, was das be-deute; ich äusserte mich sehr chauvinistisch und voller Zweifel an der Festigkeit des österreichischen Aufbegehrens. Wir be-schlossen eine Fahrt zu den «Münchner Neuesten Nachrichten», deren Haus am Sendlinger Tor liegt. Dort stand ein Menschen-häufchen, nicht gross, aber für München immerhin beträchtlich. (Die NN schreiben heute: «Bewegte Nacht, die erst um elf Uhr ruhiger wurde.» Erst um elf!) Wir hörten ein Hochschreien, wir sahen ein geschwungenes Bierseidel. Dann wurde gerufen: «Ös-terreich hat den Krieg erklärt!» Eine Frau sagte zu einer andern: «Dös is scho recht», und ähnliche Bemerkungen fingen wir hier und an andern Strassenpunkten mehrfach auf. Ich war sehr er-freut, sehr erregt, ich glaubte, ein allgemeines Volksgefühl zu konstatieren und selbst in ihm aufzugehen. Wahrscheinlich aber

hatte der Doktor Dehlinger recht, der das Volksgefühl für Sensationslust und meine Erregung für eine sehr gezügelte und beobachtete nahm. Ich bin wohl nur Beobachter der anderen und meiner selbst. Ich habe schliesslich in meiner Kriegssehnsucht doch nur den Drang nach dem Erleben des Ausserordentlichen. Der Krieg ist höchste Sensation und einzige dem Kulturmenschen noch gebliebene Katharsis. Deshalb ist er von keiner Friedensgesellschaft auszurotten. Der Krieg, das grosse historische Ereignis, kann ganze Geschlechter unsterblich machen. Wer als Müller oder Schulze der 3333. untergeht, glaubt erhalten zu bleiben als «zur grossen Generation gehörig, welche ...» Krieg ist also Massensurrogat für den Einzelruhm.

Montag, 27. Juli

Mir ging gestern immerfort durch den Kopf: «Und ich soll arbeiten, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte.» Goethezitat, irgendwo aus der Iphigeniezeit. Tugendhafter Vorsatz oder Sünde? Oder Tugend für Goethe und Sünde für unsereinen? Ich kam jedenfalls mit der Arbeit sehr schlecht voran. Hauptangelegenheit des Tages war ein Spaziergang zu dritt, mit Friedel Krakauer, durch die Stadt. Um elf Uhr abends lief ich noch einmal zum Depeschenanschlag an der Friedrichstrasse – nichts Neues. Nach zwölf, im Bett, fiel uns ein sonst nicht merkbares Brausen aus der Stadt auf, Gemisch aus Fahr- und andern Geräuschen. Es herrscht doch Aufregung. Am Karlstor sahen wir das Café Fahrig beschädigt, es war in der Nacht mit herangeschafften Steinen bombardiert worden, angeblich weil der Wirt das Singen patriotischer Lieder nach der Polizeistunde verboten habe. In einer Gasse am selben Tor war grosses Drängen und Hallo: «Man verfolgt einen Serben» – «Man hängt eine serbische Strohpuppe auf.» Der Serbe war ein Berliner Reisender, der vor dem demolierten Café «Vandalismus!» gesagt haben soll. Der Depeschenanschlag um elf enthielt eine sehr sanft gefasste Warnung des Polizeipräsidenten an die Bevölkerung: ... dies «sei schon nicht

mehr der Ausfluss einer idealen Stimmung» (die man offenbar warmhalten möchte). – Wieder viel über Vaterlandsliebe philosophiert. – Heute, da ich Englands Neutralität, Frankreichs Zögern lese, fühle ich ein merkliches Nachlassen der Sensation in mir.

Mittwoch Abend, 29. Juli

Ein halbes dutzendmal wechseln täglich die Depeschen an den Anschlagtafeln. Friedlich, kriegerisch, oder auch unter friedlicher Überschrift ein kriegerisches Wort, oder umgekehrt, oder ein offener Nonsens, oder eine Aussage, die in der nächsten Zeile widerrufen wird. Ich lese noch brav alles, laufe stündlich zur nächsten Depeschentafel, bin aber doch schon ziemlich abgestumpft. Es wird fortgewurstelt werden, mit Verhandlungen, Friedensreden, ständigen Rüstungen, ewiger Spannung ohne Ausbruch. Der österreichische Krieg gegen Serbien wird auch wohl zu neun Zehnteln auf dem Papier bleiben. Meinem «Montesquieu» kann es recht sein.

Peinlich ist die Affäre des neulich demolierten Cafés Fahrig. Mir erzählte anderntags mein Friseur, der Inhaber sei Serbe, habe Serben als Kundschaft, und zwischen ihnen und dem deutschen Kapellmeister sei es zur Prügelei gekommen. Nun annonciert heute der Cafétier: Er müsse Gerüchten entgegentreten, man möge ihn doch weiter besuchen. Er sei nicht Serbe, sondern geborener Münchener, Veteran von 1870 und Teilnehmer des «Todesritts von Mars-la-Tour». Serben hätten nie in seinem Lokal verkehrt. Am Unglücksabend sei unter erhitzten Gästen Streit ausgebrochen, sein Sohn, um die Stimmung zu sämftigen, habe die patriotischen Lieder durch Tänze unterbrechen lassen; das sei falsch ausgelegt worden, und so sei es zum Bombardement des Cafés gekommen und zu den noch verderblicheren Gerüchten. – Einen solchen Ausbruch (die Steine sind im Automobil herangeholt worden!), eine solche Massensuggestion hätte ich bei uns niemals für möglich gehalten und in Europa nur den Romanen oder Slawen oder Balkanesen zugetraut.

Donnerstag Nachmittag, 30. Juli

An den Tafeln, ich komme gerade aus der Stadt, erscheint eben das Telegramm von der deutschen Mobilmachung. Mir ist es seltsam, wie geringe Aufregung es auch bei denen hervorruft, die es für nötig halten, davor stehenzubleiben. Ein Zimmermann, den Hammer hinten im Gurt, sagte lachend: «Nu wird's lustig.» Ich bin sehr erregt und will doch ruhig Weiterarbeiten. An die schliessliche Erhaltung des Friedens im eigentlichen Europa glaube ich noch immer. Alles wird mobilisieren und dann haltmachen und sich knurrend vertragen.

Nachts, zwölf Uhr

Am Nachmittag kamen merkwürdige Dementis. Der «Lokalanzeiger» in Berlin, von dem die Nachricht ausging, widerruft sie als «groben Unfug». Unsere NN überschreiben den Widerruf: «Noch keine Mobilisation». Gleich darauf Telegramm russische Mobilmachung. Man hat den Eindruck, dass die Nachricht des «Lokalanzeigers» richtig war und nur unter irgendeinem Zwang des Geheimhaltens dementiert wurde. – Nach dem Abendbrot wieder zu dritt mit Krakauer in der Stadt. Gedränge am Bahnhof, wo nichts zu sehen, Gedränge vor den NN, wo jede neue Depesche, auch das übliche Füllsel der Gerüchte und Beruhigungsworte fehlt. Aus einem Café «Deutschland über alles», aus zweien «Prinz Eugen», aus allen andern Lokalen Tanzmusik. Das Publikum macht vor den Telegrammen durchweg einen vergnügten, kriegslustigen, ein bisschen skeptischen, den Ernst noch nicht glaubenden, keineswegs einen geängstigten Eindruck.

Nachmittags hatte sich mir ein Dr. Drago vorgestellt, von Manacorda empfohlen, mit Vossler bekannt, im Begriff, als Lektor nach Hamburg zu gehen. Er erzählte, Vossler sei Offizier und werde im Kriegsfall eingezogen. Das würde für mich mindestens die Hinausschiebung der Habilitation, und wenn Vossler fiele, wohl ihre Unmöglichkeit bedeuten; ein «richtiger» Philologe lehnt mich sicher ab. Auch mein zweites Italienjahr scheint mir

nun auf dem Spiel zu stehen. Es ist, als sollte sich meine Sensationslust rächen. Und doch kann ich sie nicht unterdrücken.

Freitag früh, 31. Juli, 7 Uhr

In der Zeitung absolut nichts Neues. So lief ich eben in Hauschuhen und Mantel mit hochgestelltem Kragen zur Anschlagtafel in der Herzogstrasse. Bis halb fünf keine Mobilmachung bekannt, aber der Kieler Hafen gesperrt. Ich will trotz der schweren Beunruhigung durchaus weiter in meiner Arbeit.

Sonnabend früh, 1. August

Ist es wirklich zu Ende mit dem Frieden? Der «erklärte Kriegszustand» bedeutet nach der Zeitung nur eine Vorbereitung der Mobilisation, noch nicht sie selber, also vielleicht nur letzte Drohung und Pression. Es berührte mich gestern wie eine Theaterszene auf offener Strasse (aber eine sehr erschütternde Szene): Trommelwirbel, ein paar Helme, ein ausgebreitetes Blatt, ein zusammenströmender Menschenkreis, lautes und eiliges Verlesen – Verkündung des Kriegsrechts, der kommandierende General regiert. Und heute Morgen nun das Ultimatum an Petersburg und Paris, die furchtbar ernsten Reden des Kaisers, des Königs von Bayern, des Kanzlers, teils in der Zeitung, teils an der Depeschentafel. Aber noch immer keine Mobilisation.

Abends, acht Uhr

Bis gegen vier keine Nachricht. Dann ein vages «Noch eine Hoffnung auf Frieden?» Der Finanzminister in Petersburg «soll» zu Bankdirektoren gesagt haben ... Dann: Die Frist war um zwölf abgelaufen, Antwort fehlt; um sechs «Kriegsbetstunde» im Berliner Dom. – Dann ein Stürzen der Leute zur Herzogstrasse. Wie ich hinkomme (zum fünftenmal heute), ist die Tafel leer. Einer sagt mir: «Die Mobilmachung hat schon dreimal drangestanden, in der Stadt wird sie auch ausgerufen, es fehlt aber noch der amtliche Stempel, man reisst sie immer wieder ab.» Endlich vor einer halben Stunde: In Berlin Mobilmachung – für Bayern bevorste-

hend. (Kindlich dies Reservat. Aber wenn sie's bei guter Laune erhält!) – Zwischen alledem und über all das hinweg diktiert. Vielleicht ist es ein Glück, dass ich die Peitsche des Liefertermins fühle.

Sonntag Vormittag, 2. August

Am spätem Abend gestern kam wieder Friedel Krakauer. Er ist aufgewühlt, er kann nicht allein sein. Er möchte als Erntearbeiter oder Krankenträger helfen, er schwankt immerfort zwischen spontanem Fühlen und Analysieren. Wieder zu dritt in die Stadt und bis gegen zwölf unterwegs. Der Bahnhof überflutet. Einen Augenblick wildes Drängen und Hochschreien; es soll dem österreichischen Gesandten gegolten haben. Nachher ein ähnliches Hoch beim blossen Vorbeifahren eines Autos mit etlichen Offizieren. Nirgends unvergnügte oder auch nur ernste Gesichter, Soldaten strahlend, nicht ohne G'spusis. Ein Trupp ganz junger Burschen zog vorüber, Arm in Arm, ein hübsches Marschlied singend: «Gott schütze unser Vaterland!» In der ersten Reihe ein blonder Junge von vielleicht achtzehn Jahren mit einer Glut in den starren blauen Augen – ich habe so etwas noch nicht gesehen.

Heute bisher: Die Franzosen mobilisieren. (Erst hiess es: Sie haben Revolution im Lande – Jaurès ist erschossen worden.) Die Russen haben die Grenze überschritten und unsere Vorposten angegriffen. Wie sich das anhört: «Deutscherseits zwei Leichtverwundete!»

Montag Morgen, 3. August

Eine Depesche Jules Vernescher Art: Französische Flieger warfen Bomben im Eisenbahnbezirk Nürnberg. Ohne Kriegserklärung! Aber wir selber haben ja ohne Kriegserklärung Luxemburg besetzt. Not und Erbitterung scheinen überall Europäertum wegzuschwemmen. Nur, was uns anlangt: Wir sind in äusserster Notwehr und in allerreinstem Recht.

Der Landsturm wird einberufen. Aber doch wohl nur der gediente. An meine ungedienten zweiunddreissig Jahre wird es

nicht kommen. Ist das nun Hoffnung oder Furcht? Bestimmt beides zugleich. Von Eva fort, von meiner Arbeit fort, und den Tod unmittelbar vor Augen. Aber wiederum: Ich möchte doch wissen, wie das ist, ich möchte doch über meine Angst Herr werden und mir beweisen, dass ich nicht feige bin. Und ich will nicht nur an mich denken und denke ja auch nicht nur an mich. Ich sehe ein, dass meine Pflicht unter Umständen nicht mehr von der des Handwerkers und Arbeiters zu unterscheiden sein wird. Geht es wirklich um Deutschlands Existenz – und es scheint doch darum zu gehen –, dann muss eben der letzte Mann heraus.

Abends, gegen zwölf

Eben noch die Jules Verne-Phantastik bombenwerfender Aeroplane und gleich darauf, nein gleichzeitig, reinstes Mittelalter. Im Morgenblatt stand, ein als Frau verkleideter russischer Spion sei festgenommen worden, jeder einzelne Mitbürger möge aufmerksam sein und mitwirken, dass et cetera. Ich hielt diese Mahnung sofort für sehr bedenklich. Wie ich ans offene Fenster trete, ruft ein Knirps mir zu: «Sie, das Wasser is vergift'. Die Russen haben's vergift'.» Ich frage ihn, woher er das wisse. Antwort: «Von allen.» Ich rede ihm gut zu, er bleibt bei seiner Meinung. Fünf Minuten später klingelt die Hausmeisterin, eine ältere Frau. Sie glaube es ja nicht so recht, aber «die Russen hier und so viele Serben», und man sage doch, «sie sollen was eingestreut haben, wo's entspringt», und also habe sie auf alle Fälle das Wasser abgestellt. Ich glaube bestimmt, ich hätte mich ihr verdächtig gemacht, wenn ich zu energisch protestiert hätte. Um Mittag erschien dann eine Warnung der NN vor dem Gerücht der vergifteten Leitung. Aber abends befand sich in der Zeitung unter den standrechtlich Erschossenen (denen schon eine Rubrik gehört wie sonst den Strassenunfällen) ein Arzt in Metz, der Cholerabazillen in einen Brunnen geworfen habe. Was hilft es, wenn morgen ein Dementi kommt?

Schlimmer als das: nach Tisch war ich bei Vossler, und auch er hatte an das Vergiftungsgerücht geglaubt und daraufhin einen

grossen Biervorrat kommen lassen. Was ist es mit dem Fortschritt der Menschheit? Man sagt, die Masse bleibe sich zu allen Zeiten gleich, nur eine dünne Oberschicht schreite vorwärts. Aber wenn Vossler nicht «Oberschicht» ist, wer dann? Die Masse schluckt heute die Oberschicht ein. – Vossler war wie ein grosses Kind. Er lachte jetzt über seinen Bierkauf und meinte, die Brauer hätten das Gerücht ausgestreut. Aber er lachte auch über anderes. Er erzählte, dass massenhaft kurze Dolchmesser gekauft würden; das «bayrische Vereinszeichen» werde wohl nicht nur zum Nahkampf dienen, sondern auch manchmal gegen Gefangene. So sei eben das Volk. Er habe heute die Jagd auf einen «russischen Spion» mit angesehen, es sei eine Gaudi gewesen, und dem schon Verhafteten wurde «noch eins in den Rücken versetzt». Als ich das gar nicht komisch fand, meinte er: «À la guerre comme à la guerre.» Wiederum: Das war nur Augenblicksstimmung, Selbstaufpeitschung. Er gab sich gar nicht heldisch, er sprach voller Friedensverlangen, erbittert über den allgemeinen Kriegswahnsinn, voller Verzweiflung über Frankreich, an dessen Kriegswillen er noch immer nicht glauben mag, trotz aller gemeldeten Grenzverletzungen. Er sagte, er könne nichts arbeiten, er könne nicht schlafen, er sei «wie ein irrender Geist». Dann wieder wie ein Junge: Wenn er schon als Leutnant des württembergischen Landsturms einberufen werde, wolle er wenigstens was Rechtes sehen. – Ich dachte mir im Nachhausegehen: Seine Genialität ist mir versagt, aber ein bisschen stabiler als er könnte ich wohl sein oder werden. Ich brachte dann auch einen ganz hübschen Abschnitt zuwege.

Nach dem Abendbrot natürlich wieder in die Stadt, natürlich wieder in Begleitung des immer erregteren Friedel Krakauer. Am Karlstor Gedränge vor neuer Depesche. Einer las laut: «Bruch mit Frankreich.» Hochrufe der Leute. Wir stimmten ein – wahrhaftig, ich habe unwillkürlich mitgerufen. Dann aber, in stilleren Strassen, erfasst von der furchtbaren Verschlechterung der Lage.

Dienstag, 4. August

In der Zeitung Aktenstücke des Weissbuchs für den heute zusammentretenden Reichstag. Es wird eine Glorie für den Kaiser bleiben, eine rührende, wie er um den Frieden geworben, beinahe gefleht hat. Und wie sind wir betrogen worden!

Mittwoch, 5. August

Gestern Englands Forderung, Belgien unverletzt zu lassen, und Bethmanns Bericht vom deutschen Durchmarsch, heute früh die Kriegserklärung Englands. Aber auch die wundervolle Reichstagssitzung mit ihrer absoluten Einigkeit, mit der schönen Stellungnahme der Sozialdemokraten. Ich denke: Wenn wir fallen, schlagen wir vorher Europa zusammen, und es stürzt über uns; wenn wir uns aber behaupten, so erwächst uns ein grosses Glück aus diesem Krieg: höhere Brüderlichkeit im Volk.

Ich bin mir mit Eva darin einig: Wenn die Russen auf Berlin marschieren, stelle ich mich als Freiwilliger.

Immerfort ziehen Truppen unter den Fenstern vorbei. Das entfärbte Graugrün ist romantischer als die frühere Buntheit, ein Sterbekleid. Die unmittelbar Ausrückenden mit Blumen an Gürtel und Gewehr, die andern schmucklos. Es kommen auch noch Abteilungen in Friedensuniform. Auch merkwürdig halb Eingekleidete in Zivilhosen und Militärrock. Aber alle, die Ausziehenden, und die noch am längsten warten müssen, alle singen, ruhig und mit langen Taktpausen, und alle sehen stolz und strahlend aus. Mir steigen jedesmal die Tränen hoch, und Eva wird ganz blass.

So viel Grösse im Volk. Gewiss, auch so viel Grausamkeit. Aber ich muss es mir immer wieder sagen: Wir sind bestimmt in Notwehr und wirklich in allerheiligster. Ich brüte seit Wochen über Montesquieus «Römern». Das ist der Grundgedanke: «Il était destiné dans l'ordre des causes.» Das wird im letzten auch für diesen Krieg stimmen. Aber soweit überhaupt von menschlicher Verschuldung und Schuldlosigkeit die Rede sein kann, soweit ist Deutschland fraglos unschuldig.

Ein bisschen peinlich sind mir meine Notizen. Grosse Worte wie «allerheiligste Notwehr» und «aufsteigende Tränen»! Aber die Russen stehen doch auf ostpreussischem Boden, und im Westen sind so viel Feinde. (Wie viele eigentlich? Marschieren wir friedlich durch Belgien, oder sind wir auch mit Belgien im Krieg? Es ist mir nicht klar.) – Neulich, es kommt mir vor wie vor sehr langer Zeit, es war noch im Frieden, sagte Vossler im Kolleg: Dass Stendhal sich in all dem Grauen des napoleonischen Rückzugs aus Russland täglich rasiert habe, imponiere ihm gar nicht, zuviel Haltung sei in solchem Fall affektiert oder hölzern.

Dass uns Italien im Stich lässt! Aber als Todsünde kann ich's ihm kaum anrechnen; es wäre verloren gegen Englands Flotte, und den Österreichern sind sie ja spinnefeind.

Donnerstag Abend, 6. August

Auf dem Weg zur Bank (man erhält nur Papiergeld) traf ich den Rechnungsrat Meusel, der jetzt im Kriegsministerium arbeitet. Er sagte, es sei ein solcher Andrang von Freiwilligen, dass auch jüngere und kräftigere Leute als ich zurückgewiesen würden. Aber ich sollte mich, wenn ich etwas tun wollte, zum Nachrichten- und Dolmetscherdienst im Kriegsministerium melden. Ich ging sofort hin, wurde sofort von einem Soldaten aus der Portierloge in ein Zimmer des ersten Stocks geführt, sofort von einem jüngern Offizier in Feldgrau empfangen: «Major Schuster – bitte.» Ich sagte meinen Spruch. – «Sehr liebenswürdig, bitte lassen Sie Ihre Adresse hier, zur Zeit sind wir überhäuft, vielleicht in zwei, drei Wochen.» Das Ganze dauerte höchstens fünf Minuten. Das Vaterland braucht mich im Augenblick offenbar keineswegs, und mir fehlt also jede Berechtigung, mich vom «Montesquieu» zu drücken.

Nach dem Abendessen wieder von Krakauer – jetzt muss ich schon sagen: heimgesucht. Mit seiner fieberhaften Leidenschaft des Helfenwollens fällt er uns auf die Nerven. Zum Soldaten ist er viel zu schwächlich. Als Erntearbeiter, Krankenpfleger, Zeichner, Eisenbahner – in jeder erstrebten Eigenschaft wird er zurück-

gewiesen und fühlt sich deshalb unglücklich. Er hat sich die Haare schneiden lassen, weil man ihn als Ausländer anhielt; geschoren sieht er nicht weniger exotisch aus als vordem. Sehr eigentümlich, seine plötzliche Bekehrung zum Patriotismus.

Ein bisschen, mutatis mutandissimis, erinnert sie mich an das Verhalten der Sozialdemokraten, aus dem man eine comédie larmoyante machen könnte. Heimkehr des verlorenen Sohnes, der sein verändertes Herz schamhaft verhüllt. Sie kämpfen natürlich vor allem gegen den «Blutzaren», sodann gegen das «kapitalistische» England. Frankreich ist «verführt» worden. Und sie kämpfen in einem «Volksheer» (dem sie früher kein Geld bewilligt haben) für die Freiheit.

Freitag Abend, 7. August

Vormittags eine (wohl ungeschickt gefasste) Depesche von einem missglückten Handstreich auf Lüttich, der den «Gang der grossen Operationen» nicht schädige, wenn er auch von den Gegnern zur Niederlage aufgebauscht werde; vor ein paar Stunden Nachricht von der Eroberung der Stadt. Also doch Krieg mit Belgien.

Neben dem Grossen das Kleine und Private: Berthold schreibt aus Berlin (die Karte drei Tage unterwegs): Etwas aufgetragene Siegeszuversicht, viel Sorge darunter. «Was kann uns England tun? Einer mehr zu verprügeln.» Dann: «Schreibe mir, ob Du grössere Beträge brauchst; ich muss disponieren. Nur zur Vorsicht, es ist alles in Ordnung ...» Und gleich danach: «Eine Siegesnachricht ändert alles.» Also ist doch Änderung nötig. Für mich bedeutet das: Eventuell zurück ins Schriftstellern. Es wäre kein Unglück, vielleicht das Gegenteil. – Felix geht am Montag mit dem elften Feldlazarett des Gardereservekorps als Stabsarzt nach Frankreich. Ich beneide ihn, er hat es leichter als ich. – Ich habe wieder über alles hinweg am «Montesquieu» gearbeitet.

Sonnabend, 8. August

Karte aus Bonn von Dr. Johanna Krüger, der ganz unpolitischen, literarischen, internationalen Leuchte des Munckersemi-

nars: Sie sei «aus lauem Kosmopolitismus erwacht», möchte am liebsten mit ins Feld.

Abschiedszeilen von Seebass, Vizefeldwebel in einem ausziehenden Infanterieregiment: Wir sollen seine bei uns deponierte Geige, falls er nicht wiederkomme, an seine Eltern nach Helmstedt schicken.

Im «Berliner Tageblatt» ein Artikel: «Kriegschirurgie». Grässlich. Mich verfolgt ständig ein Wort aus Schnitzlers «Medardus»: «Was wäre Heldentum, wenn man nicht Angst hätte.» –

An die Stelle des Stadtdurchstreifens ist jetzt das Kaffeehaus getreten. «Maria Theresia» dicht am Bahnhof. In allen Zeitungen steht ungefähr das gleiche, und man liest alle Zeitungen.

Sonntag Abend, 9. August

Tag der Reaktionen. Die Schreibmaschine stand bereit, da kam um zehn eine Postkarte vom Kriegsministerium: «Major von Sonnenburg, Pressebüro, bittet um Rücksprache zwischen zwei und drei.» Am Sonntag! Ich war ungeheuer gespannt, voll ausschweifender Erwartung. Danach totale Enttäuschung. Der Major, bei Jahren, Nussknackermaul, aber ungemein liebenswürdig, Zivil, Dialekt, Redestrom, im Sprechen Stichworte auf meine Visitenkarte kritzelnd. Persönliche Fühlungnahme mit den vielen, die sich so willig anbieten, zu vorläufiger Orientierung; ob ich eventuell einen gelegentlichen französischen oder italienischen Artikel nach dem Wunsch des Pressebüros schreiben könnte. – Zögerndes Ja. – Wärmsten Dank, «bitte die Kürze und Formlosigkeit der Besprechung zu entschuldigen», Händedruck, «Ordonanz, führen S' den Herrn hinunter, und den nächsten Herrn lassen S' eintreten.» Ich ging verärgert und dachte noch entschiedener als nach dem neulichen Besuch im Ministerium: Das Vaterland braucht mich vorderhand wirklich nicht.

Zu Haus traf ich Krakauer. (Gott sei Dank, seine Eltern rufen ihn nach Frankfurt zurück.) Seine Stimmung war, nachdem man ihn überall abgewiesen, ins völlige Gegenteil umgeschlagen. Je-

mand hatte ihm erzählt, die Freiwilligen kämen zum grossen Teil ohne Bewusstsein des Ernstes, aus Sportlust, aus Abenteuerlust, aus Korporationsgefühl, um späterer Vorteile willen, und so weiter, sie würden auch schon von den Offizieren und Feldwebeln nicht mehr sonderlich gern gesehen. Er verteidigte jetzt leidenschaftlich sein Individualrecht, er sei durchaus berechtigt und verpflichtet, sich fester an sein Sonderleben zu klammern als die Million anderer, die nur Massenatome seien.

Mit der Arbeit wurde es auch nach Krakauers Abzug (wahrscheinlich endgültigem Abschied) nichts, denn gleich danach kamen Dehlinger und Crusius. Dehlinger hat sich freiwillig gemeldet und tritt übermorgen ein. Aber er ist ohne allen Enthusiasmus und tief deprimiert. Er hat sich nur deshalb freiwillig gemeldet, weil er in drei Wochen ohnedies hätte eintreten müssen und weil ihn das untätige Warten zermürbt. Er will nicht sterben und nicht Krüppel werden, aber mehr als dies beides fürchtet er, sein Vater, ein Fabrikbesitzer, könnte durch den Krieg verarmen; denn dann wäre für ihn selber die rein wissenschaftliche Laufbahn als Physiker unmöglich, und nur sie bedeutet ihm einen wirklichen Wert. – Crusius, pedantisch gelassen wie immer, hat seinen Freiwilligendienst schon hinter sich: Er war zwei Tage in einer Kaserne und ist dann, nicht intakten Herzens halber, zurückgeschickt worden. Auch er erzählte, es würden massenhaft Freiwillige entlassen, weil alles überfüllt sei. Aber im Gegensatz zu Krakauer berichtete er, selbst die einfachsten, gedankenlosesten und wildesten Jungen in der Kaserne hätten, mindestens anfallweise, sehr ernste und trübe Stimmungen gezeigt. Meine alte Frage: was ist Volksstimmung? Sicher haben doch beide recht, Krakauer und Crusius.

Und welchen Wert hat Volksbegeisterung? Heute Zeitungsnotiz: Ein österreichischer Offizier, mit wichtiger Nachricht von Wien nach Berlin im Automobil unterwegs, wäre unterwegs fast erschossen worden und erlitt zwölf Stunden Verspätung. Erst hat

man das Volk behördlich auf Spione und verdächtige Automobile gehetzt; nun möchte man's zurückpfeifen.

Montag, 10. August

Heute habe ich ein paar Stunden konzentriert und erfolgreich arbeiten können und den Krieg darüber vergessen und mich wohl gefühlt. Ich glaube doch, in diesen geistigen Dingen liegt mein eigentliches Leben, und alles andere ist für mich mehr äusserlich, mehr anempfunden. Ich kann mich manchmal des Gedankens nicht erwehren, dass es eigentlich keinen Blutstropfen wert ist, ob zwischen Kulturländern die Grenze so oder so verläuft. Nur freilich: Es müssen Kulturländer sein. Russland ist keines, und Frankreich und England helfen dem Kulturfeind Russland.

Dienstag, 11. August

Jetzt geht das schon zehn Tage. Überall Gefechte, es muss furchtbar viel Blut fliessen, und alles ist erst Anfang. Die «Frankfurter Zeitung» schreibt: Lüttich sei ja ein ganz schöner Erfolg, aber doch nur «Präludium zu einer gigantischen Fuge». Wie soll man das auf die Dauer aushalten, vielleicht noch monatelang! Ich habe früher so gedankenlos hingesagt: «Der Krieg 1870/71». Und jetzt sind mir zehn Tage eine Ewigkeit.

Vielleicht nehmen es Millionen weniger schwer. Mein Neffe Eberhard Riesenfeld ist zum Helden avanciert. Er hat das Einjährige erhalten – ohne den Krieg wäre er wahrscheinlich durchgefallen –, und weil er gross und stark ist, hat man ihn trotz seiner erst sechzehn Jahre bei den Pasewalker Kürassieren als Freiwilligen angenommen. Dem Jungen fehlt jedes geistige Interesse, er hat von Leben und Sterben so viel Ahnung wie ein junger Hund, er spielt Krieg, wie er Indianer gespielt hat. Bin ich verpflichtet, für ihn und ähnliches Kanonenfutter Bewunderung und, falls er draufgeht, Mitleid zu fühlen?

In irgendeinem Blatt im «Maria Theresia» las ich genaue Angaben über die Anpassung der «Wacht am Rhein» an die Gegenwart. Die wesentlichste Änderung hiess ungefähr: «die Wacht

steht fest / in Nord, Ost, West». Bin ich dekadent, weil mir die lächerliche Geschmacklosigkeit zuwider ist?

Mittwoch, 12. August

Wir haben unserm Perlchen, das vor Patriotismus glüht, Erlaubnis auf Widerruf erteilt, eine junge Katze bei sich zu halten. Nun spielt sie in jedem freien Augenblick mit dem Tierchen und vergisst darüber offenbar den Krieg. – Und ich diktiere stundenlang am «Montesquieu» und vergesse, wenn ich im Zuge bin, ebenfalls den Krieg. Das ist meine Katze. Und vielleicht ist für jeden Menschen die zugeordnete Katze das eigentlich Naturgemässe, und alles andere ist Phrase und Taumel.

Donnerstag, 13. August

Nachricht von der «Goeben», zu der wir «persönliche» Beziehung fühlen, weil wir sie in Neapel bewunderten. Sie lief verfolgt in Messina ein. Nach vierundzwanzig Stunden hätte sie im neutralen Hafen die Flagge streichen müssen. Man nahm Kohlen, nagelte die Flagge am Mast fest, sang «Heil Dir im Siegerkranz» und fuhr langsam dem Feind entgegen. «Der Hafendamm war schwarz von Menschen» – Gladiatorenspiel – und doch so erhebend. Und auch sicherlich, einerlei was aus dem Kreuzer geworden, von unmittelbarem und realem Wert für Deutschland. Le geste – ich habe das immer an Franzosen und Italienern verlacht.

Aus Berlin wurde neulich auch etwas berichtet, was ich früher nicht für deutsche Art gehalten hätte. Als der Sieg von Mühlhausen mitgeteilt wurde, marschierte gerade ein Regiment durch die Linden. Es trug rote Rosen und Schwertlilien im Gürtel und in den Gewehrläufen. Soldaten warfen Blumen ins Publikum, andere setzten kleinen Jungen, die sich in die Glieder drängten, ihre Helme auf, gaben ihnen ihre Gewehre zu tragen, liessen sie mitmarschieren. Das in Preussen, in Berlin! Aber nach dem Krieg wird alles wieder nüchtern und sachlich. Unsere Superlative ha-

ben deshalb so viel Kraft, weil sie nur im höchsten Moment auftauchen. Das habe ich meinen Studenten in Neapel so oft gepredigt, und nun erweist es sich einmal. –

Freitag, 14. August

Etwas peinlich sind mir die Dichter-Kriegsfreiwilligen: Hofmannsthal, Dehmel, Ganghofer et cetera. Ich bin sehr skeptisch. Stoffsuche, Repräsentationspflicht, Hoffnung, man werde so teure Leben nun doch nicht gerade ins Feuer schicken, Körnerreminiszenz, etwas von alledem? Vielleicht bin ich ungerecht – aus Neid.

Kriegserklärung Englands an Österreich. Kleine Notiz: England finde zahlreiche Freiwillige für sein Expeditionskorps. Aufruf des Ministeriums, Schwarzbrot zu essen, nicht Weissbrot. Weil wir im Frieden Roggen exportierten, Weizen einfuhrten. Man rechnet also gar nicht mehr mit der Möglichkeit weiteren Importierens. Sind wir ohnmächtig gegen England? Der Kaiser hat immer auf die Vergrößerung der Flotte gedrungen. «Nostri benedetti Socialist!», sagt Fajella.

Sonnabend, 15. August

Krakauer – er ist nun abgereist – spottete in seiner neuen Stimmung über «das Inmodekommen des lieben Gottes». Es scheint auch mir eine widerwärtige Mode. Die Dichter, die ihn im Munde führen, und buchstäblich alle haben ihn jetzt bei der Hand wie Herz und Schmerz, können ihn unmöglich glauben. Symbol? Aber ihr wollt ihn ja gar nicht als Symbol hinstellen, sondern eben als geglaubten! Volkstümlich? Wie lederne Kniehosen an dünnen Städterbeinen. Ebenso unsympathisch ist mir die Beliebtheit des alten Herrn beim Volk. Das hält es aus Angst für ein Weilchen ernsthafter mit der Religion. Steht schon in meinen Talmudsprüchen: «Sitzt dir das Messer an der Kehle, / Was bist du für eine fromme Seele! / Gelübde tust du ungemessen; / Und kommst du davon, so ist alles vergessen». Und endlich: Es ist greulich, in diesem allgemeinen Blutbad die Lenkung eines menschenfreund-

lichen Gottes zu empfinden. (Vorgestern las ich zum erstenmal eine Verlustliste.) Greulich, dumm und so unzeitgemäss. Freilich: unzeitgemäss – dieser ganze Krieg, sein Heldentum, seine Grausamkeit (in Belgien verstümmelte Verwundete!) kommt mir vor wie auferstandenes Mittelalter. Das Häufchen Intellektueller schämt sich jetzt seines Fortschritts, will wie die Masse empfinden, taucht in ihr unter, feuert sie an, stürmt mit ihr, stirbt mit ihr, betet sogar mit ihr. Ich bin über den ganzen Gang der Ereignisse, über den ganzen Gefühlszustand bei uns eigentlich immer gleichzeitig verzweifelt und entzückt.

Sonntag, 16. August

Sehr langer Brief der Wahleltern Meyerhof aus Berlin. Ich weiss nicht, ob komisch oder rührend in seiner unendlichen von keinem Zweifel angerührten Kriegsbegeisterung. Was waren sie früher pazifistisch und rein humanitär international! Wie oft hat mich Vater Meyerhof wegen meines «Militarismus» verspottet! Berthold ist eingezogen, zu den Pionieren; wenn der Krieg noch ein paar Monate dauert, kommt er ins Feld. Lissy ist Hilfsschwester und schon nach dem Westen unterwegs. Die Alten wollen alle persönliche Sorge unterdrücken und jetzt «nur an das Vaterland denken». Von dem verschollenen Hans weiss man nach wie vor nichts, Erich wird in China festgehalten, vielleicht interniert sein, Albert ist wohl bestimmt in Montreal interniert. – Sehnsüchtig stimmte mich, was sie von der mitreissenden Erregtheit des Berliner Lebens schreiben. Denn hier in München haben wir schon wieder wahren Dorffrieden. Das Fluten in den Strassen hat schon seit einer Weile wieder aufgehört, der grosse Ausmarsch der Truppen ist längst vorüber, was jetzt marschiert und singt, sind Neueingezogene – wer weiss, ob sie überhaupt noch Pulver riechen werden –, ich glaube, die richtigen Münchener, die Eingeborenen, trinken wieder ihr letztes Krügel um halb neun und gehen um drei Viertel neun zu Bett. Mag sein, dass darin etwas kraftvoll Grosses liegt: Man lässt sich eben nicht aus seiner Ruhe

bringen. Aber für mich hat es etwas Aufreizendes. In Urfeld, in Scanno, im wirklichen Dorf gefällt es mir. Aber hier, in Deutschlands zweiter Hauptstadt! Und jetzt, wo so viel Blut fließt! Für München sollte es heißen: Bier ist dicker als Blut.

Donnerstag Abend, 20. August

Mein «Montesquieu»-Band ist gestern Nachmittag vollkommen fertig geworden, noch sechs Tage vor dem verabredeten Termin; im Augenblick bin ich ziemlich geschwollen über diese Leistung. Drei Dinge halfen und hetzten zuletzt vorwärts. Auf der einen Seite der Münchner Dorffrieden und das unerträgliche Warten auf etwas Grosses, Entscheidendes. In den Zeitungen immer nur Geheimniskrämerei, Ungeheures sei in der Entwicklung, aber man müsse schweigen, immer nur Bagatellen. (Jetzt nenne ich schon blutige Gefechte, Schiffsuntergänge, Gefangennahme von Tausenden Bagatellen – im Anfang erregte es mich furchtbar, wenn von zwei Verwundeten die Rede war.) Das war die Hilfe: Ich musste ein Gegengewicht haben für den Druck dieser Leere und Spannung. Und die Peitsche: Der Landsturm ist in erweitertem Umfang aufgerufen. Nicht meine Person wird das treffen, aber mich in Vossler. Wenn er nun ins Feld geht, ohne meine Arbeit begutachtet zu haben!

Er ist noch da und ist schon mit ihr beschäftigt. Gestern um sechs gab ich das Manuskript in der Leopoldstrasse ab; er war ausgegangen. Heute nach Tisch suchte ich ihn wieder auf und fand ihn über der Lektüre des «Montesquieu». Er sagte, er habe erst ein paar Stücke überflogen, finde manches angreifbar, alles interessant, akzeptiere das Ganze als Habilitationsschrift bestimmt, werde seinem eigenen Verleger Winter in Heidelberg raten, das Buch zu übernehmen. All das ohne Lobrede oder Glückwunsch mit der mir nun schon vertrauten Kühle und eigentlich schmeichelhaften Selbstverständlichkeit. Er war überhaupt genauso kühl wie vor vierzehn Tagen erregt. Er erklärte (mit leichtem Grinsen über das schöne Aperçu), er habe es satt, «sich zum Resonanzboden der schwingenden Volksseele zu machen», er

müsse nun wieder arbeiten und er selber sein. Wenn sie ihn zum Landsturm holen wollten, sei es ihm recht, wenn nicht: ebenso recht, aber das blosses Warten und Zeitunglesen müsse endlich aufhören. Darüber kamen wir natürlich ins Politisieren und Rätselraten. Über die Dauer des Krieges äusserte er sich sehr pessimistisch. Er sagte: Wenn wir nun Frankreich schlagen, so wird das den Krieg in England populär machen. Für die Engländer ist es bisher ein Geschäftsunternehmen; nach Frankreichs Niederlage wird es für sie ein Kampf um die Macht und Existenz. Dann werden sie ihre ganze Zähigkeit aufbieten. Dann werden sie auch entweder über Italien herfallen oder es zwingen, gegen uns zu kämpfen. Er schalt heftig auf die Italiener, aber anders, als man es sonst hier tut. Er nannte sie nicht «falsch». Er sagte, sie seien «durch politisches Schmarotzertum» gross geworden, und das merke man ihrer Politik an: schlau im Kleinen, dumm, kraftlos im Grossen. Warum hätten sie nicht genug für Küstenschutz ausgegeben? Jetzt sind ihre blühendsten Städte den Engländern offen, und «sie machen die Hosen voll vor Angst». – An ein Gleichgewicht der europäischen Mächte könne er nicht mehr glauben; nach diesem Krieg werde «Europa deutsch sein oder ein Trümmerfeld». Gleich darauf aber nannte er es eine deutsche Dummheit, «die Kastanien für Österreich aus dem Feuer zu holen». Und dann erklärte er noch einmal energisch, er wolle jetzt den Kopf frei haben für sein eigenes Gebiet. So war denn am Schluss des langen Besuches doch noch ein Weilchen von academicis und von meiner Habilitation die Rede.

Wenn Vossler also zu Anfang des nächsten Semesters noch in München ist und wenn die Universität im nächsten Semester überhaupt geöffnet wird, dann muss ich jetzt an die Probevorlesung denken. Ein richtiges Blindkuhspiel. Man verabredet mit dem Ordinarius ein umfassendes Gebiet, und daraus stellt er drei Tage vor der Probe das Thema. Genauer: Er stellt drei Themen, die der Dekan in verschlossenen Briefumschlägen dem Habilitandus wie Lose hält. Vossler riet mir, ein sprachwissenschaftli-

ches Gebiet zu wählen: «sonst heisst es, Sie fürchten sich vor der reinen Philologie». Ich hatte einen leisen Schauer und dachte wieder an den «Medardus» – aber jetzt, wo alles schwankt (confer, die beiden Wenns), kommt es auf ein bisschen mehr Risiko kaum noch an. Ich nannte also die Sprache der französischen Renaissance. Schliesslich ist ja noch fast ein Vierteljahr bis zum Semesteranfang.

Auf dem Rückweg fasste ich ein paar Entschlüsse, die sofort Evas Billigung fanden. Wir sind beide vom vielen Diktieren und Tippen schwer ermüdet, beide von der allgemeinen Spannung hart mitgenommen. Wir wollen morgen für ein paar Tage nach Urfeld. Ich nehme kein romanistisches Buch mit, ich lasse auch das Tagebuch zu Haus. Wir wollen wenig Zeitung lesen. Wir wollen sehr viel wandern. Zum Vorlesen packe ich einen Band Shakespeare ein. Seit der Tanzstundenzeit habe ich ihn nicht mehr ernstlich gelesen. – Ist es unrecht, ist es ein Mangel an Patriotismus, dass ich mich so aus der Zeit herauslösen will? Wann und bei welchem Tun werde ich je ein ganz reines Gewissen haben?

Dienstag, 25. August, München (Urfeldresümee)

Wir haben unser Programm der zeitweiligen Loslösung vom Feinde durchgeführt, soweit es sich durchführen liess, also nicht sehr weit. Wir haben eigentlich alles genauso vorgefunden und alles genauso unternommen wie das letzte Mal vor anderthalb Jahren. Die Wege zum See und zum Herzogstand, der Blick auf Karwendel- und Wettersteingebirge sind die gleichen wie damals. Vielleicht, dass mir jetzt die Landschaft intensiver deutsch erscheint; aber daran ist kaum der Krieg schuld, das liegt einfach an unserm italienischen Intermezzo. Wie ich das letzte Mal an Raststellen Ariost vorlas, so jetzt Shakespeare. (Übrigens vermag ich die obligate durchgehende und übermässige Shakespearebegeisterung nicht zu fühlen; überall finde ich zwischen grossartigen Szenen Erkältendes, bald geklügeltes, bald nicht nur kindliches, sondern beinahe kindisches Zeug, nirgends so einheitlichen Ge-

nuss wie an einem Schillerschen Drama.) Und der Kraftmayr-Kellermann sitzt noch immer in derselben Joppe, mit derselben Mähne und derselben Jägerpfeife im Stüberl beim Bier. Und in der Wiesmayerfamilie hat sich nichts geändert. Und Rexi, Herrn Wiesmayers Boxer, sammelt noch immer alle ihm zugeworfenen «Steinderln» im schwarzen Maul und spuckt dann einen Riesenhaufen auf einmal aus. Aber jetzt ist er meist in Gesellschaft des Loli (Kinderwort für Rolf), der dem Kutscher gehört und sich früher im Stall aufhielt. Wiesmayer zeigte uns eine Karte des Kutschers, aus München vor dem Ausmarsch geschrieben: «Sorgen Sie für den Loli. Wenn ich nicht heimkomme, gehört der Dein.» (Er sagte, das Volk vermenge hier immer Sie und Du.) Und so ist der Loli doch eine neue und eine Kriegerscheinung.

Nein, es war nichts mit der Loslösung, und in Wahrheit sind wir keinen Augenblick aus dem Krieg herausgekommen. Gleich hinter München fuhren wir an einem langen Zug vorbei, auf dessen weisse Waggondächer riesige rote Kreuze gemalt waren. (Schutz vor Fliegerbomben? – Man respektiert ja doch nichts.) Neben den Gleisen lag eine Menge Tragbahren zum Verladen bereit. Die Gespräche der Reisenden: der Krieg, die Gespräche in Urfeld – nur Einheimische, keine Spur von «Hauptsaison» – nichts als der Krieg. Im Posthotel in Walchensee das Gegenstück zum Loli: drei junge Katzen, die von den eingezogenen Holzfällern aus dem Wald heruntergebracht sind.

Übrigens waren die Unterhaltungen mit dem Volk oft sehr hübsch. Eva hat doch recht: die Bayern sind besser als die Münchner. Besonders die Kellnerin im Herzogstandhaus, die uns gleich wiedererkannte und freundschaftlichst begrüßte, hat mir geradezu wohlgetan. Sie hat drei Brüder bei den bayrischen Truppen, einer ist schon verwundet; ihr Bräutigam, ein Tiroler, kämpft in Serbien, dessen Bruder in Galizien. Sie erzählte, wie sie zuerst voller Angst gewesen, sooft das Telefon ging, wie sie jetzt schon ruhiger sei. Sie war in geographischer Hinsicht auffallend gut unterrichtet, sie sprach auch sonst nicht ohne einiges Verständnis. – Ich glaube doch, dass der Volksdurchschnitt bei uns ein besserer

ist als anderwärts. Wenn ich mir die Enge französischen Volksdenkens vorstelle! Von allem, was ausserhalb Frankreichs liegt, haben sie keinen Schimmer; die Pariser kennen überhaupt nur Paris. Da eifert man gegen unsere Ausländerei. Unsinn! Ausländerei ist Deutschtum, Deutschtum: Bildung. Vielmehr: Sich alles assimilieren können und doch seine Eigenart bewahren, sie aber nie an die grosse Glocke hängen, sie nur zeigen, wenn es not tut, zum Beispiel jetzt also, das ist deutsch.

Aber während wir uns so über die brave Kellnerin freuten, ärgerten wir uns fast gleichzeitig über die japanische Sache. Und zwar mehr noch als über die Japsen selber über die deutsche Presse. Natürlich ist es eine Niedertracht, über unsern verlorenen Posten da unten herzufallen. Aber eben noch hätten wir die Japaner herzlich gern zu Verbündeten gegen Russland gehabt, und in Berlin gab es Ovationen für sie, und jetzt, wo sie mit der Entente gehen, wird auf die «gelbe Rasse» geschimpft und ein Bündnis mit ihr als Unsittlichkeit und Verrat an der europäischen Kultur bezeichnet. Blamabel! Die Sache selber scheint mir im Augenblick nicht übermässig wichtig. Die «Münchener Zeitung» hat vollkommen recht; ich glaube, ich zitiere ihren guten Satz wörtlich: «Erst muss uns Europa zu Füssen liegen, dann werden wir mit Asien abrechnen.»

Nur: Wann wird dieses «erst» geschafft sein? Unser Hauptthema, mitten zwischen «Sturm» und «Ende gut, alles gut», zwischen Rudern und Steigen, war selbstverständlich der grosse Sieg bei Metz. Kellermann wusste als erster davon; dann telefonierte Wiesmayer mit München, erzählte, die Stadt sei beflaggt, «unser Kronprinz», also Rupprecht, habe die Schlacht gewonnen, «Tausende und Tausende von Franzosen» seien gefallen; dann hiess es in der Zeitung, die Grösse des Erfolges lasse sich noch gar nicht übersehen, denn die Schlachten (Plural!) hätten einen grösseren Raum eingenommen als «der Rahmen unseres ganzen Heeres 1870». Es ist schlimm, wie kurze Zeit das reine Glücksgefühl oder die wirkliche Erleichterung anhielt. Gleich war das abscheu-

liche Rätseln wieder da. Ist das nun der Anfang vom Ende oder auch nur Präludium wie Lüttich? Und wenn es ein entscheidender Sieg über die Franzosen ist – werden mit ihnen zugleich auch die Engländer nachgeben, oder behält Vosslers Meinung von ihnen recht? Und werden wir den Sieg überhaupt ausnützen können oder jetzt Truppen nach dem Osten schicken müssen, wo es doch offenbar ungünstig steht? Und was wird aus Italiens Neutralität, wenn sich der Krieg hinzieht und die Engländer es drängen? In immer neuen Verflechtungen, Ausmalungen, Variationen haben wir das unter uns beiden und mit den andern durchgesprochen, haben uns hundertmal gesagt, dazu seien wir nicht nach Urfeld gekommen, und sind doch wieder und wieder darauf verfallen.

Resümee also: So hübsch und physisch erfrischend die Urfelder Tage nach der «Montesquieu»-Hetze auch waren, im Grunde bin ich doch froh, nun wieder an die Arbeit zu kommen und mich an ihr festhalten zu können.

Freitag, 28. August

Erst nahm ich es für eine besondere Schicksalsstrafe, dass ich in dieser Zeit meinen Band schreiben musste, und jetzt fehlt mir das Schreiben. Ich kann mich auf das bloße Studieren und Speichern nicht so fest konzentrieren wie auf die eigne Produktion. Ich sitze täglich, vor- und nachmittags, auf dem Arbeitssaal – das ist eine Ehre, denn der Arbeitssaal ist im Allgemeinen den Dozenten vorbehalten, während die misera plebs den Lesesaal aufzusuchen hat –, ich sitze dort über den Renaissancekapiteln in Brunots französischer Sprachgeschichte, aber ich leide allzu oft an Gedankenflucht und komme nicht vorwärts.

Von Vossler bin ich sehr gut aufgenommen worden, doch hatte er wieder seinen skeptisch ironischen Tag. Meine Arbeit mit seinem befürwortenden Gutachten liege schon beim Dekanat. «Höchstens ein viertel Dutzend Kollegen blättert darin, und Sie werden natürlich habilitiert. Nur wann? Kollege Schick (der Anglist, Mitte Fünfzig) ist gestern freiwillig als Offizier zu seinem

Regiment abgegangen; er will sich seine stockenglische Frau verzeihen lassen. Er sah ganz gut aus in der Uniform; ein bisschen Kanonenschiessen möchte ich auch wohl hören ...» Zwei Klänge aus der Vergangenheit, aus einer ganz abgeschlossenen Lebensphase: ein Gedicht von Gustav Manz, mit dem ich seit 1912 ausser allem Konnex bin, und ein Brief von Ella Doehring, mit der sich unsere Freundschaft ohne Bruch, aber mühselig weiter-schleppt.

Von klischierten Kriegsversen ohne poetischen Wert sind die Zeitungen übervoll; die «Münchener Neuesten Nachrichten» baten neulich, «von weiteren lyrischen Einsendungen abzusehen», da sie seit Kriegsausbruch täglich bis zu hundert Gedichten erhalten hätten. Von dieser qualligen Masse hebt sich Manz' Gedicht sehr hübsch ab. Er habe in seiner Jugend immer bedauert, nach der heroischen Epoche der Reichsgründung aufgewachsen zu sein; jetzt danke er seinem Schicksal, dass es ihm das Erleben einer grossen Zeit für seine reiferen Jahre aufgespart habe. – Man vergleicht sich immer. Kann ich in diesen Versen vielleicht eine Rechtfertigung meines eigenen Fühlens sehen, indem ich die Sehnsucht nach dem Erleben der grossen Zeit dem gleichsetze, was ich mir als Sensationslust vorgeworfen habe? Auf der andern Seite: Bin ich so viel matter und uneinheitlicher in meinem Empfinden als Manz, den ich doch nie für einen Mann der flammenden Leidenschaften gehalten habe? Die grosse Zeit dauert erst vier Wochen, und ich bin ihrer oft so müde. Sie liegt drückend auf mir, ich fühle mich durch sie häufiger gehemmt als erhoben. Und das Heroische hat nicht mehr, oder nicht immer mehr, seinen weissen Glanz für mich. Diese grauenhaften Vergeltungsmassnahmen in Belgien! Gewiss, die Franktireurs und die Dumdumkugeln der Gegenseite sind grässlich; aber ob die ostpreussischen Bauern den Russen sehr viel freundlicher gegenüberstehen mögen als die Belgier den Deutschen? Und würde man bei ihnen nicht natürlich und tapfer nennen, was man bei den Belgiern als Mordgier bezeichnet?

Die bequeme Einheitlichkeit des Empfindens: Ella Doehring,

die in einem Erfurter Lazarett beschäftigt ist, schreibt geradezu berauscht. Wenn wir England besiegen, wolle sie sich «bis zur Sinnlosigkeit vor Lust und Wonne betrinken»; sie sei auch jetzt schon glücklich über all das Herrliche, und ein wenig unangenehm bloss davon berührt, bisher «nur feindliches Gesindel» in Behandlung zu haben. An dem einen Wort «Gesindel» sehe ich, wie fern sie mir gerückt ist.

Wir haben Zeppelinbomben in die Stadt Antwerpen geworfen. Es gibt gegen diese Grausamkeit noch keine Bestimmung des Völkerrechts. Und wenn es eine gäbe, würde man sie umgehen. Das Völkerrecht ist eine Vogelscheuche, die selbst der dümmste Spatz nicht ernst nimmt.

Abends

Ich werfe mir meine flauen Zeilen vom Nachmittag als Mangel an Patriotismus vor. Ich kam an der stillen Gruppe vorüber, die täglich in der Ludwigstrasse vor dem Kriegsministerium steht. Dort wird Auskunft über Verluste erteilt; es ist schon die zehnte Liste erschienen.

Dienstag, 1. September

Ständiges Schwanken zwischen Optimismus und Pessimismus. Der Sieg bei Ortelsburg-Gilgenheim scheint doch grösser, als ich zuerst annahm. In jedem Telegramm wächst die Gefangenzahl: dreissigtausend, sechzigtausend, siebzigtausend ... Vielleicht ist es eine Entscheidung, vielleicht ist doch ein Ende abzusehen. Berthold, der es von seinem Schwiegervater hat, dem General Schott, schrieb, der Oberbefehl in Ostpreussen habe gewechselt, der neue Kommandierende, Hindenburg, gelte für gut und sein Generalstabschef für «sehr gut». Aber wenn ich mich über den Sieg in Ostpreussen freuen will, muss ich an das unglückliche Seegefecht gegen die Engländer denken. Und was ist mit den Österreichern? «Wir behaupten uns bei Lemberg.» Wenn man sich nach einem halben Dutzend Schlachttagen nur «behaup-tet», was wird man am siebenten tun?

Überhaupt der Stil. Ich muss eine Dreiteilung machen. Mit unserer Presse, ich meine, mit ihren nichtamtlichen Ausführungen, auch ihren Feuilletons, bin ich längst nicht mehr so gänzlich einverstanden. Früher habe ich sie mit Selbstverständlichkeit hoch über die französische und italienische gestellt. Jetzt finde ich manches in den Zeitungen, was ich früher ohne Weiteres undeutsch genannt hätte. Wie man plötzlich auf die gelbe Rasse schimpft, ebenso plötzlich umwirbt man die Polen, bringt ihnen die Freiheit. Man setzt dieselben Dinge, je nachdem man sie von den Gegnern oder von den Deutschen aussagt, in ein grundverschiedenes Licht. Man verwischt das Ungünstige, man übertreibt das Günstige. Aber darf ich aus alledem einen Vorwurf machen? Ist es im Kriege nicht Pflicht und Notwendigkeit, Partei zu sein? Fraglos – aber ebenso fraglos habe ich vordem Unparteilichkeit für die eigentlich deutsche und die schönste deutsche Eigenschaft gehalten. – Punkt zwei: die amtliche Berichterstattung der Österreicher. Sie ist mir mindestens ebenso unsympathisch wie der allgemeine Presseton. Sie verschleiert und beschönigt in der allerfatalsten Weise, sie ist so pflaumenweich und ehrlich wie die Wienerische Höflichkeit. Aber immer tröstet über diese beiden Punkte der dritte: der reichsdeutsche Heeresbericht. Er ist wahrhaft preussisch, er ist geradezu römisch; man muss ihm in seiner Knappheit, Schlichtheit und Präzision unbedingt glauben. Manchmal wirkt seine Phrasenlosigkeit fast kokett: «Die vorgeschriebene Linie wurde erreicht»; bisweilen ist er balladisch gefärbt: «Bei Namur donnern unsre Kanonen.» Auch Ungünstiges wird gemeldet, unbeschönigt und unverhüllt. Freilich hat der Heeresbericht bisher die Belastungsprobe einer ernstlichen Niederlage noch nicht bestanden. –

In der «Frankfurter Zeitung» ein wunderschönes Gedicht aus Österreich, das erste rührende Kriegsgedicht. – Ganz Volkston, ganz das Spielen mit uralten Symbolen, das Variieren der Grundstimmung. Todesahnung an Rabe, Dohle, Krähe geknüpft. Aber auch soldatische Ergebenheit in das Schicksal und Wille zum

Sieg. Eine der Strophen ungefähr so: «Unten am Uferrand / Hocken zwei Dohlen. / Fall ich am Donaustrand, / Fall ich in Polen? / ... es ist nicht schad, / Seh ich nur Oestreichs Fahnen wehen / Auf Belgerad.» Autor ein österreichischer Reserveoffizier Dr. Zuckermann. Bestimmt ein Judenname. Also sind doch nicht alle österreichischen Juden Zionisten. – Unter die Kriegsdichter ist auch Crusius senior, die gräzistische Leuchte der Fakultät, gegangen. Kein Kanzleisekretär ohne Ahnung von Ästhetik und Literaturgeschichte könnte abgeklappertes und poesieloseres Zeug für originell und dichterisch halten, als was der alte Poseur in den NN unter der Chiffre Cr. erscheinen lässt. Es wimmelt von Hagen und Siegfried, der Tod «schreitet durchs Korn» und «mäht hinten wie vorn», et cetera et cetera. Posiert der Mann jetzt volkstümliches Wesen, wie er sonst wissenschaftliches und ästhetisches Ingenium posiert, oder hat ihn echte Begeisterung so verdummt, dass er das Triviale für Poesie nimmt? Und muss Begeisterung verdummen?

Was ist echte Begeisterung? Das Thema «Freiwillige» macht mir wieder zu schaffen. Es sollen sich viele unbeschäftigte Arbeiter melden. Sind das nicht Söldner? Es sollen auch taugliche Leute aus den Gefängnissen entlassen werden, wenn sie sich zur Front melden.

Donnerstag, 3. September

Im Arbeitssaal traf ich Vossler. Er sah, dass ich über Brunots Sprachgeschichte sass, der er selbst ungemein viel für sein Frankreichbuch verdankt. Draussen plauderten wir ziemlich lange. Er hatte eine Kontrollversammlung hinter sich, glaubte im Augenblick nicht mehr oder wenigstens in absehbarer Zeit nicht ins Feld zu kommen und war auf die Werke des Friedens gerichtet. Er erzählte ein bisschen spöttisch von Brunot, den er persönlich kennt. Kein Genie, vielleicht nicht einmal ein überfleissiger Arbeiter, aber ein ausgezeichnete Organisator, der einen Schülerhaufen geschickt für sich sammeln lasse. Ein sehr reicher Herr, der der Sorbonne ein Archiv phonographischer Platten gestiftet habe. Für dieses Archiv mache er in Gemeinschaft mit seiner Frau (beide

in koketten weissen Arbeitsmänteln) Aufnahmen; Dichter, Schauspieler, Politiker und andere grosse Tiere liessen sich gern derart verewigen, es sei ein Gesellschaftsspiel und Gesellschaftsereignis. Brunots Eitelkeit – Schleifchen der Ehrenlegion auf dem Arbeitsmantel! – sei aufs Angenehmste gemildert durch seine lebenswürdige Hilfsbereitschaft. Übrigens sei er nicht nur Philologe, sondern auch Maire eines Arrondissements und grosser Schnitzer, der ein fürchterliches Buffet, riesengross im Jugendstil, für sein Esszimmer hergerichtet habe. – Der kleine Klatsch mit seinem völligen Ablenken von der «grossen Zeit» tat mir überaus wohl. Aber nachher machte ich mir natürlich Vorwürfe, dass ich mich derart ablenken liess. Und auch die Freude über die wieder einmal verstärkte Möglichkeit meiner Habilitation im Oktober hielt nicht vor. Ich kenne doch den Wechsel in Vosslers Stimmungen und Aussichten.

Freitag, 4. September

Märchenhafte Erfolge! Hindenburg hat nun neunzigtausend Russen gefangen, Kluck steht unmittelbar vor Paris, die französische Regierung steckt in Bordeaux, und die Österreicher scheinen es ja in Galizien doch auch noch zum guten Ende zu führen. Man weiss nicht, worüber man sich zuerst freuen soll.

Vorbeimarschierende Soldaten sangen nach sehr lustiger Melodie (und wohl mit Abänderung eines früheren Textes): «Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen, Russland und die ganze Wä-hä-hä-hält!» – In der Tram sagte mir ein Mann unvermittelt: «Wenns erst unsre Zweiundvierziger riachn, nacha ziagns die Nasn hoch!» – Eine Karte von Felix aus Aachen. Er war bis Namur gekommen, ist plötzlich mit seinem Lazarett nach Russland beordert. (Also geht jetzt preussische Garde dorthin, also kommt nun auch dort vielleicht die entscheidende Offensive.) Er schreibt: «Über alles Grausige triumphiert bisher in mir das Erhebende, die Herrlichkeit des Krieges.» Dass der Krieg uns, die wir nichts von militärischer Phrase und Begeisterungsfähigkeit ererbt

und parat haben, so sehr umwandelt! Wirklich: Uns, denn ich kann mich nicht ausschliessen, denn ich bin heute wieder so erhoben und beglückt, wie ich es in den ersten Kriegstagen war, und ich schäme mich der Kritteleien und Müdigkeiten der letzten Zeit.

Sonnabend, 5. September

Tee bei Munckers. Herzlichkeit, Komplimente für meinen «Montesquieu», zuversichtliche Worte über meine Habilitation, ein bisschen Universitätsklatsch, in der Hauptsache aber natürlich der Krieg. Besorgnis um die Österreicher, sonst aber sehr siegesgewisse Stimmung. Jeder hatte «seine» Quelle. Wir werden Calais nehmen und dort die Zweiundvierziger einbauen und im Schutz ihres Feuers in England landen, wir werden drüben auch mit den Zeppelinen angreifen.

Allen ist England der Hauptfeind. Der Gefürchtetste? Der Verachtetste? Der Verhassteste? Alles das zugleich. Berthold Meyerhof schrieb uns aus Berlin, man sage dort «Hidekk», das heisst «Hauptsache ist, dass England Keile kriegt». Ich hatte mit Eva ein philologisches Gespräch darüber. Sie erinnerte an «Hapag». Diese amerikanischen Wortbildungen aus Anfangsbuchstaben hat es also schon vor dem Krieg bei uns gegeben. Aber die militärischen Abkürzungen (AOK) machen sie nun häufiger, und der martialische Hidekkwitz zeigt, dass sie ins Volksbewusstsein gedrungen sind.

Sonntag Vormittag, 6. September

Nach so vielen Kämpfen ist Lemberg nun in russischen Händen. «Kampflos ... freiwillig überlassen ... aus strategischen Gründen ... ohne Niederlage ...» Wenn die Franzosen so etwas schreiben, sind es Phrasen, wenn es die Österreicher berichten, muss man es glauben. – In den «Münchener Neuesten Nachrichten» las ich neulich unmittelbar hintereinander: 1. Entrüstung, dass deutsche Gefangene in London «ausgestellt» würden; 2. Mitteilung, dass man für das Betreten des Lagers Lechfeld, in dem

sich viele französische Kriegsgefangene befinden, zugunsten des Roten Kreuzes zwanzig Pfennige Eintrittsgeld erhebe.

Montag, 7. September

Bei dem herrlichen Wetter gestern Nachmittag ins Isartal. Elektrische nach Grünwald, von dort zu Fuss am rechten Ufer nach Schäftlarn. Im Klosterrestaurant gegessen, und eilig nach Ebenhausen hinauf zum Zug. Jeder einzelne Punkt des Ausflugs war uns vertraut, aber jeder einzelne Punkt, im Wald, am Fluss, der Ölfarbe statt Wasser zu enthalten schien, im Wiesengelände des Mühlals, auf der tiefen Holzbrücke bei Schäftlarn über der stark und schnell strömenden Isar mit dem Blick auf das ganz verschleierte Gebirge in der Ferne, jeder war so schön wie noch nie zuvor. Und erst der Schlusssaufstieg durch den dunklen Wald, während über dem andern Ufer der Vollmond stand, und die Rückfahrt auf dem Perron draussen durch Heugeruch und Vollmondnacht! Es war alles so vollkommen deutsche Natur. Überall trafen wir auf Ausflügler, Militär in Mengen, Feldgraue und Landstürmer, aber auch noch sehr viele kräftige junge Leute in Zivil. Welch ein unerschöpflicher Soldatenreichtum – Millionen im Felde, und noch Millionen zu Haus! Und überall eine wahrhaft jubelnde Kriegsstimmung. Soldatenlieder, «Wacht am Rhein», Lachen und Witze und Kriegsgeschichten, in den überfüllten Bahnen, im Klosterrestaurant, auf allen Wegen, von einem Baum im Mühlal herunter. Es war für mich zugleich erhebend und bedrückend. Ich kann nur auf Augenblicke darin aufgehen, ich kann mich nicht entschieden davon ablenken – weder der Brunot hilft noch der Shakespeare. Wenn ich irgendwie mithelfen könnte! Aber wirklich mithelfen, von mir aus, nach meinen Fähigkeiten, als Einzelner, der ich bin, nicht als Massenatom.

Dienstag, 8. September

Was ich neulich von deutschen Söldnern schrieb, ist doch eine furchtbare Ungerechtigkeit. Am Sonntag im Isartal ging mir auf, wie sehr bei uns das ganze Volk kämpft, wie wir wirklich ein

Volksheer haben. Und dem stellt nun England, das doch wahrhaftig der Hauptschuldige an dem ganzen Unheil scheint, tatsächliche Söldner entgegen. Manchmal möchte ich Grausamkeiten, die ich eben noch verabscheut habe, am liebsten übersteigert wissen. Wenn England kein Volksheer gegen uns schickt, warum halten wir uns nicht an das englische Volk selber? Könnte man nicht durch die Zeppeline so viel von der Londoner Bevölkerung vernichten, als deutsche Soldaten in einer Schlacht fallen? (errechneter Durchschnitt, moderne Statistik plus antiker Proskription). Ein grässlicher Gedanke, nicht grässlicher als dieser ganze Krieg. Der Staatsbegriff hat ein wahnsinniges, fürchterliches Leben bekommen, lebt allein. Ist Henker, Tyrann, ist auch wundervoller Gott. Und doch kommt es mir wie eine üble Maskerade vor, dies: «Die Engländer», «Die Deutschen», «Die Franzosen». Nein: William Smith, August Schulze, François Meunier.

Freitag, 11. September

Gestern ein Heeresbericht über die Kämpfe bei Paris, die noch im Gang seien. Fünfzig Geschütze genommen, einige tausend Gefangene («einige» ist wieder maj fast kokett) – aber bei Meaux «Zurücknahme» der Truppen vor überlegenen Kräften. «Zurücknahme» klang mir ein klein bisschen österreichisch, aber ich war (und bin) nicht eigentlich beunruhigt. Im Volk dagegen – es ist eben unsäglich verwöhnt durch all die Siege – herrscht offenbar Nervosität. Das Perlchen kam: «Beim Heckner (dem Grünkrämer) erzählen alle, es soll uns schlecht gegangen sein.» Als wir gegen Abend in Richtung Aumeister spazierengingen, sprachen uns zwei fremde – halb Frauen, halb Damen an: Ob wir auch gehört hätten und glaubten, dass bei Paris ein Unglück geschehen sei. Wir beruhigten die beiden. Geheuchelte Zuversicht? Nein und ja. Die Zurücknahme wird nichts anderes sein als momentane Stockung. Aber alles Stocken verlängert den Krieg und schafft womöglich noch mehr Gegner. –

Gibt es auch in Deutschland einen so raschen Wechsel der

Volksstimmung wie in romanischen Ländern? Heute hörte ich zum erstenmal einen Unzufriedenen. Den Barbier, also sozusagen konzentrierte vox populi. Ich weiss nicht, ob er unter dem Eindruck der bedrücklichen Depesche besonders missmutig war. Er erzählte von LandsturMLEuten, die nach Belgien (also nicht an die Front!) abgegangen seien. Es habe ihnen alle Begeisterung gefehlt, der «Saustall» zu Hause sei gar zu gross, die Niedertracht der «Hausherrn» zu schlimm, die Unterstützung der zurückbleibenden Familie zu gering. Und immer müssten die Armen leiden. Warum kürze man nicht die Gehälter der hohen Beamten? Warum bekomme der Bürgermeister fünfunddreissigtausend Mark im Jahr? Fünftausend seien doch genug, wo der Mann auch noch freie Wohnung habe. Er selber, der Barbier, wolle gewiss nicht als Freiwilliger mit, und im Grunde sei es ihm einerlei, wer siege, der Arme könne nichts verlieren, und heute habe er nur vier Kunden gehabt, und wovon er die nächste Monatsmiete zahlen solle, sei ihm noch schleierhaft. – Aber ein paar Unzufriedene gibt es immer, und ohne die kleine Depression wegen Meaux hätte ich das Friseurgerede wohl gar nicht notiert. –

Erich Mareks (den wir neulich bei Vosslers persönlich kennenlernen sollten, er sagte aber leider im letzten Augenblick ab), Mareks hat in einem von den «Münchner Neueste Nachrichten» exzerpierten Artikel das Wort gefunden, mit dem wir nach dem Krieg unsre Sozialdemokraten bei der Stange halten werden, wenn es zum Einstecken kommt: Wir brauchen keine Eroberungen, aber wir brauchen «Deckung». –

Ludwig Frank, der Revisionist und künftige Führer der Sozialdemokraten, ist in Lothringen gefallen. Er war Landstürmer und vierzig Jahre alt, er hatte sich freiwillig zur Front gemeldet. Er verkehrte bei Leo Hildeck in Frankfurt, und Caroli Stern hat mir so oft von seiner Schönheit und Genialität vorgeschwärmt, dass mich sein Tod fast wie der eines persönlich Bekannten berührt. Es wird jetzt ein Brief aus dem Felde von ihm abgedruckt; er

schreibt, er wünsche «sehnlich», den Krieg zu überleben, um danach «am inneren Ausbau Deutschlands mitarbeiten» zu können. Tragik – aber doch auch versöhnlich, denn um diesen Tod eines sozialistischen Führers kommt später niemand in der deutschen Innenpolitik herum. Übrigens war Frank Jude, und auch insofern wird er nicht umsonst gefallen sein.

Sonntag, 13. September

Ein Dreizehnter und heulender Herbststurm, Regengüsse, fallende Blätter: Es wird heute manchem übel und abergläubisch zumut sein. Fast eine Woche weiss man schon die wichtigsten Schlachten im Gang, und nun ist seit drei Tagen überhaupt nichts mehr gemeldet worden. Bloss Fülldepeschen und Ablenkungen.

–
Mein «Montesquieu» erscheint endgültig bei Winter in Waldbergs Sammlung «Beiträge zur neueren Literaturgeschichte». (Freilich muss ich wieder, hoffentlich zum letztenmal! fünfundzwanzig Mark auf den Druckbogen zuzahlen.) Waldberg ist Ordinarius in Heidelberg und Vosslers Lehrer. Ich hatte Furcht, seine Sammlung sei nur eine unrühmliche Dissertationsserie. Er schreibt mir aber heute, meine Monographie reihe sich an einen «Voltaire in Deutschland» des Frankfurter Privatdozenten Korff; wir wollten «auf diese Weise den Franzosen zeigen, dass wir sie nicht nur zu schlagen, sondern auch zu würdigen verstünden». Das ist nun wieder einmal wunderschön deutsch und wird uns von den Franzosen bestimmt nicht nachgemacht. Wie widerwärtig hat uns Bergson angegeifert, wo er doch der deutschen Philosophie so viel verdankt. – Wenn es nur mit dem Schlagen schneller gehen wollte!

Montag, 14. September

Zwei Karten, die sich in der Wirkung auf mich ausgleichen.

Mutter schreibt: «Nach Neapel wirst Du wohl nicht zurückgehen?» Das bedrückt mich sehr, denn ich möchte ja so überaus gern noch einmal hin. Am liebsten natürlich im Frieden, aber auch

wenn der Krieg noch den Winter über dauern sollte. Es ist doch eine unerträgliche Nervenfolter, hier wie blind und gefangen und bei ungenügender Beschäftigung herumzusitzen. Und wenn es nun im Winter wirklich zu keinen Vorlesungen kommt, so dass ich ganz auf privates Arbeiten angewiesen – werde ich die Kraft finden, mich auf meinen zweiten «Montesquieu»-Band zu konzentrieren, oder werde ich die Tage zwischen den Depeschenanschlägen und dem Café Maria Theresia verbringen? In Neapel hätte ich doch mein Lektorat und vielleicht auch von aussen her einen freieren Blick auf die Situation. Freilich würde ich mir immer ein bisschen fahnenflüchtig vorkommen. Aber wer braucht mich hier irgendwie «bei den Fahnen»?

Zugleich mit Mutters deprimierender Karte erhielt ich ein paar Zeilen von Manacorda, die für den Weg Rom-München neun Tage gebraucht haben. Er ist «tieferschüttert von dem teuflischen Krieg», er will nichts Einzelnes schreiben, weil mich sein Gruss sonst nicht bestimmt erreichen würde, er hofft zuversichtlich, sich im November mit mir über alles aussprechen zu können. Also rechnet er doch «zuversichtlich» auf meine Rückkehr.

Dienstag, 15. September

Das märchenhafte Gefühl, in einer grossen historischen Epoche wie der napoleonischen zu leben, von dem ich früher phantasiert habe! Heute ist eine so erbärmliche Dumpfheit und Zerschlagenheit in mir.

Die österreichische Offensive in Galizien war offenbar ein schwerer Misserfolg, und unsere Presse erniedrigt sich an ihm. Man könnte sagen: in menschlicher Weise – aber warum verhöhnt ihr ständig an den Gegnern, was ihr nun haargenau ebenso tut? Jetzt ist auch für uns eine verlorene Schlacht «keine Niederlage», ein Rückzug «woherwogen und heldenmütig», eine neue Stellung «uneinnehmbar», Defensive «die wirksamere Kriegsführung», der Feind «noch viel mehr geschwächt», kaum imstande zu folgen, mit allen möglichen Übeln behaftet, «wie ver-

hungerte Gefangene erzählen». Ohne die verhungerten Gefangenen kommt die geschlagene Partei so wenig zu Rande wie früher ein Romancier ohne die Schwindsucht. Erbärmlich ...

Inzwischen aus dem Westen ein ganz knappes Beruhigungstelegramm unseres Hauptquartiers (das einzig würdig zu depeeschieren weiss), eine neue Schlacht sei im Gange – freilich hat man nicht gehört, dass und wie die alte Schlacht beendet worden – und stehe günstig, obwohl die Gegner mit allen Mitteln Siegesnachrichten verbreiteten.

Ich bin überzeugt, dass diese Siegesnachrichten falsch sind, aber ich fühle ihre Wirkung wie einen persönlichen Schlag: In Rom vor dem Café Aragno, dem politischen Kaffeehaus im Unterschied von unserm mondänen Faraglia, ist gegen Deutschland demonstriert worden, in Genua auch. Zusatz des Korrespondenten, die Regierung bleibe bestimmt neutral; aber gleichzeitig ein anderes Telegramm aus Mailand, die Regierung sei erschüttert.

Donnerstag, 17. September

Immer wieder betont man, dass jetzt die Entscheidungsschlacht in Frankreich geschlagen wird und dass sie – pathetisches und spannendes Balladenwort – «steht». Sie steht nun schon seit mindestens anderthalb Wochen. Was geschieht, wenn dieser unentschiedene Zustand andauert?

Ich las zwei Artikel im «Corriere della Sera», die mir die italienische Neutralität in fragwürdigstem Licht erscheinen lassen. (Und um die rumänische soll es auch nicht besser stehen.) Der eine Artikel heisst: «Una contro tutti, tutti contre una». Alle Welt wehrt sich gegen Deutschland, das die römische, die napoleonische Suprematie über Europa erzwingen will, alle Staaten kämpfen für die Freiheit gegen den deutschen Militarismus, die caserna prussiana. Wiederum biete Deutschland einen grandiosen Anblick in seiner Einheit, Kraft und Siegesgewissheit, wie eine belva superba fletsche es seine Zähne gegen den Kreis der zahllosen Feinde... Abscheuliches Kompliment, wenn man das Wort belva ernst nimmt! Rigutini-Bulle übersetzt: «Wildes, reissendes Tier; fig. grausamer, blutdürstiger Mensch». In dem andern Arti-

kel wird Paris verherrlicht, das inmitten der Bedrohung nicht nur seine Nerven behalten, sondern auch schon seinen spöttisch-graziösen Esprit und seine Eleganz, seinen unsterblichen Parigianismo wiedergefunden habe: «Parigi sorride al pericolo.»

Sonntag, 20. September

Jetzt werden Vergleiche mit der Tschataldschalinie gemacht; es scheint, als habe sich jede Partei solch eine Linie im Westen gebaut, und man führe einen Festungskrieg. Wie lange? Und was wird aus mir, wenn auch das bisschen Anklammerung an die Habilitation wegfällt – die übrigens wieder unsicher gewordene, da Vossler mit sofortiger Einberufung rechnet?

Ich wäre glücklich, wenn ich so viel Arbeit hätte, dass ich keine Zeitung mehr zu lesen brauchte; sie ärgern mich nur und trüben mir das Bild des deutschen Wesens. Aus dem «Una contro tutti»-Artikel des «Corriere» macht man ein Kompliment für Deutschland und ein beruhigendes Symptom wohlwollender italienischer Haltung, indem man ausschliesslich die Zeilen über die deutsche Widerstandskraft abdruckt und die belva und das übrige unterschlägt. – Schlimmer noch empfinde ich den Aufruf eines Generals von Morgen, «gegeben im Königreich Polen»: Wir und Österreich hätten überall im Osten und Westen entscheidende Siege errungen (falsch für Deutschland, und lächerlich verlogen für Österreich!) und kämen als Befreier. Wie sehr haben wir an der Unterdrückung Polens mitgearbeitet, wie lange Freundschaft mit den Russen gehalten! Um mit Montesquieu zu reden: Ich glaube nicht, dass der Esprit général eines Volkes durch den Krieg verbessert wird.

Montag, 21. September

Ein Vorfall, der eigentlich aufregend hätte sein müssen. Lehmann, der ganz junge, sehr leidend aussehende Privatdozent für Spätlatein (Vossler schätzt ihn sehr) brach heute auf dem Arbeitsaal dicht neben mir zusammen. Wohl ein epileptischer Krampf:

verzerrtes Gesicht, Schreien, einen Augenblick am Boden um sich geschlagen, dann Reglosigkeit. Sein Nachbar beugte sich über ihn und sagte gleichgültig: «Tot?» Auch ich beobachtete ohne Schrecken oder Mitleid. Lehmann kam dann sehr rasch wieder zu sich, wurde in einen Nebenraum und bald nach Hause gebracht. Was mich an der Sache ergriff, war jenes gleichgültige «Tot?», das mir selber genauso hätte herausrutschen können. Man ist durch die vielen Verlustlisten und die haufenweisen Todesanzeigen mit dem militärischen Kreuz wie immunisiert gegen jedes Mitgefühl für den Einzelnen. Neulich traf ich vor der Bibliothek einen schwäbischen Theologen, mit dem ich bei Bäumker im Kolleg zusammengesessen habe und der jetzt an einem hiesigen Gymnasium unterrichtet. Er sagte mir, was ihn an diesem Krieg beängstige, sie die Verrohung – nicht des Volkes (das besitze in Krieg und Frieden ein annähernd gleiches Quantum Roheit, und damit müsse man eben rechnen), sondern der Gebildeten. Was mich selber anlangt, so fühle ich mich nicht eigentlich verroht, aber stumpf und seelenlahm. –

Friedel Krakauer schreibt halbwegs beruhigt aus Frankfurt. Man hat ihm die Armbinde eines freiwilligen Krankenträgers umgelegt, er hat «einmal einen Transport vom Bahnhof zum Hospital begleiten dürfen» und «zwei Verwundete gesehen». Ich kann mir nicht denken, dass mich etwas Derartiges über das Leeregefühl hinwegzubringen vermöchte.

Freitag, 25. September

Stagnation im Westen; für die ungeheure Schlacht ist nun der Name «Festungskampf» schon gang und gäbe. Aber mit mir hat sich etwas ereignet, das vielleicht, wahrscheinlich sogar, die Erlösung bedeutet.

Der alte Bombastus Crusius kam vorgestern Morgen an meinen Platz im Arbeitssaal: «Sie sind doch Italianissimo – Dr. Hard in der Handelshochschule organisiert eine Aktion zur Aufklärung Italiens, gehen Sie gleich zu ihm, geben Sie ihm Adressen, helfen Sie ihm.» Eine Stunde später war ich dort. Der Hochschule gehö-

ren zwei Stockwerke in der Ludwigstrasse über einer Buchhandlung. In einem Hörsaal, dessen Tischbänke mit Zeitungen, Ausrufen, geographischen Karten belegt sind, hat der Doktor sich aufgetan, ein zerhauener, schnoddriger, aber liebenswürdiger Jurist, wohl Mitte der Vierzig, der Neapel und sogar unsere Signora Pastner kennt. Er arbeitet mit dem Kriegsministerium zusammen, schickt Berichte nach Italien; Vossler und Frau Vossler unterstützen ihn – aber mir haben sie noch nichts von seiner Existenz gesagt und ihm noch nicht die Adressen Manacordas und Croces gegeben! Hard war sofort entflammt dafür, dass ich nach Italien zurückginge: Die Stimmung der Studentenschaft sei «sooo» wichtig, ich könnte in Neapel ernstlich wirken. Ich müsste schnellstens Gewissheit und Bewegungsfreiheit bekommen. Schon war er am Telefonieren, und schon stand ich drüben im Kriegsministerium vor meinem Bekannten von Anfang August, dem Major Falkner von Sonnenburg mit dem Nussknackergesicht und dem freundlichen Wesen. Auch er hätte mich am liebsten auf der Stelle nach Neapel geschickt: «Dort ist Ihr Platz, dort können Sie uns hundertmal mehr helfen als beim Landsturm oder an der Front – aber Sie sollten offiziell von der Militärbehörde freigegeben werden.» Ich musste nun die Sache noch einmal dem Referenten Oberst Koller vortragen. Wieder Zustimmung, und dann lief ich mit einer Empfehlungszeile des Referenten an den Oberstleutnant Clemann zum Generalkommando in der Maxburg. Zum drittenmal meinen Spruch aufgesagt, wieder mit grösstem Erfolg. Der alte Herr erklärte: Es sei «kaum daran zu denken, dass mein Jahrgang überhaupt in Frage komme; immerhin hätte ich sofort ein Gesuch um vorläufige Zurückstellung und Auslandsurlaub an die Militärbehörde zu richten. Und in Neapel solle ich mich in Kontakt mit dem Konsulat halten.»

Noch am Mittwoch Nachmittag habe ich mein Gesuch abgeschickt, und seitdem ist mir tausendmal leichter ums Herz. Wenn dies glückt (und es sieht doch ganz danach aus), dann habe auch ich meine «Armbinde», und eine bessere als Friedel Krakauer;

dann kann ich am allerschönsten Punkt in meinem Beruf tätig bleiben und brauche mir keine Vorwürfe deshalb zu machen, denn so stünde ich ja wahrhaftig im Dienst des Vaterlandes. Es wäre eine Erlösung.

Hier kann ich mit der fortlaufenden Kopie des Tagebuches aufhören; denn sobald ich mich, vorläufig im Geist, an die eigene Sonderaufgabe gebunden sah, liess die Beschäftigung mit der allgemeinen Situation und das Wühlen in den eigenen Empfindungen nach. Natürlich blieb ich ein eifriger Zeitungsleser. Aber es klingt doch wenig erregt, wenn ich am 6. September notiere: «Dem Abgeordneten Liebknecht ist ein angekündigter Vortrag über die Annexionshetze in Stuttgart untersagt, und der ‚Vorwärts‘ ist vom Berliner Oberkommando für drei Tage verboten worden. Wie töricht, sich jetzt schon über Eroberung oder ‚Deckung‘ zu ereifern.» Und noch trockener nimmt sich der Eintrag vom n. Oktober aus: «Die ‚Neue Freie Presse‘ schreibt: Die Russen versuchen umsonst, Przemysl zu ‚lüttichieren‘. Wird das neue Wort bleiben? Die Franzosen haben von den Septembemorden her das Verbum septembriser, in einem Gedicht des Grafen Strachwitz ist von ‚septembrisieren‘ die Rede, und in Evas kleinem französischen Wörterbuch von Molé, Ausgabe 1855 (bei Westermann), steht auch noch unter septembriser: ‚Septembregreuel begehen, ‚septembrisieren‘. Ob lüttichieren ebenso lange fortlebt, wird davon abhängen, ob der Sturm auf Lüttich hinter anderen Kriegereignissen verschwindet oder sich als etwas Einzigartiges im Gedächtnis der Menschen behauptet.»

Freilich war diese Richtung auf das trocken Philologische weniger meinem neuen Interesse am Lektorat zuzuschreiben als der nahe drohenden Probevorlesung. Es stand nun einerseits fest, dass das Wintersemester durchgeführt würde, zum andern aber auch, dass Vossler in den nächsten Wochen in eine neu aufgestellte württembergische Landsturmbatterie einzutreten hatte. So war der Schlussakt meiner Habilitation auf den ersten Semestertag,

den 15. Oktober, gelegt worden – ein keineswegs gefahrloser Akt; mein Vorgänger in diesem Hasardspiel war beim ersten Anlauf gescheitert und hatte die Tortur nach einem halben Jahr noch einmal erleiden müssen.

Am 12. Oktober «zog» ich im Dekanatszimmer mein Thema, es war kein schöner Augenblick, und er wurde durch ein komisches Intermezzo noch hinausgezögert. Als nämlich Wolters die drei gefalteten Schicksalszettel aus dem verschlossenen Kuvert nahm, erschien der Pedell mit einer Liste; es handelte sich um die Teilnahme der philosophischen Fakultät an irgendwelchem Bitt- oder Dank- oder Trauergottesdienst. Wolters meinte ärgerlich, das sei Sache der Theologen. Der Pedell antwortete: «Die Theologen sagen, es treffe immer nur sie.» – «Dazu sind sie doch da», erklärte der Dekan; aber dann unterschrieb er. Danach hielt er mir endlich die drei Lose hin, ich zog das mittlere und hatte Glück: Die beiden anderen enthielten Aufgaben, mit denen ich weitaus schwieriger zu Rande gekommen wäre als mit der mir zugefallenen.

Für die nächsten drei Tage versank mir der Krieg ins Nichts, und nur «die italienischen Fremdwörter im Sprachschatz der Renaissance» existierten; dann stieg ich, ein bisschen kurzatmig, aber mit guter Zuversicht, aufs Katheder. Es war ein merkwürdig feierlicher Aufbau: Hinter und hoch über meinem Stehpult thronte in einer Art Kanzel der Dekan im Ornat. Er verlas die Daten meiner Vita, ehe er mir das Wort erteilte. Zu der Feierlichkeit des Aktes und der Grösse des Saals passte die Winzigkeit der Hörschaft nur schlecht: Die hohe Fakultät auf Sesseln zu Seiten des Katheders waren nur durch Vossler, Muncker und Paul vertreten; als sonstige Zuhörer sassen vor mir meine Frau, das Wirtsehepaar Meusel, meine mir bis zu diesem Augenblick unbekannteren Fachkollegen Jordan und Lerch und ganze vier Studenten. Sehr bald spürte ich, dass die eigentlichen Richter mir mit Wohlwollen folgten, und das gab mir den gehörigen Schwung, der mich auch durch das kurze Scheingefecht der Disputation mit Vossler trug. («Ich muss Ihnen auf alle Fälle etwas einwenden,

Sie müssen auf alle Fälle irgendwas entgegenen», hatte er mir vorher eingeschärft, «denn wir brauchen im Protokoll die Formel: ‚Geschickt im Disputieren‘.»)

Noch einen ganzen weiteren Tag hielt die Nichtexistenz des Krieges für mich an; ich schwelgte in meinem Triumph und dem Gefühl, nie mehr ein Examen bestehen zu müssen.

Dann ging es an die mannigfachen Reisevorbereitungen, zu denen jetzt auch Amtliches gehörte. Zum erstenmal in meinem Leben brauchte ich einen Pass. (Dass man in aller Folgezeit nie wieder passlos würde existieren können, habe ich damals nicht geahnt, es wäre mir eine unfassbare, den Begriffen Europa und Gegenwart völlig zuwiderlaufende Vorstellung gewesen.) Die Polizei forderte militärische Bestätigung, dass keine «diesamtliche Erinnerung» bestünde, und das machte noch einige Sonderwege notwendig, nachdem ich bereits vom Generalkommando «vorläufig bis zum Mai 1915 vom Landsturmdienst zurückgestellt» war. Danach ging ich zum Hochschulreferenten im Kulturministerium. Es war eine richtige Audienz, aber der hoheitsvolle und steife Ministerialdirektor behandelte mich mit betonter Huld: Venia legendi und Universitätsurlaub würden mir nachgesandt werden, er wünsche mir alles Gute und das erspriesslichste Wirken auf meinem wichtigen und exponierten Posten. Dies «wichtig und exponiert» rann mir fast noch wonnevoller ein als neulich im Hörsaal nach der Probevorlesung Vosslers offizielle Lobrede.

Nachdem in München alles erledigt war, fuhren wir, wie ich es der Mutter hatte versprechen müssen, für vierzehn Tage nach Berlin. Ich tat das diesmal ohne die frühere Angst vor Familienzwise. Denn einmal kam ich ja nun im Schutz einer kleinen Gloriole – Georg hatte mir mit wehmütiger Herzlichkeit geschrieben, er selber sei von 1889 bis 1910 Privatdozent gewesen und werde sich wohl zeitlebens mit dem Extraordinariat begnügen müssen, er wünsche mir eine raschere und vollständigere Laufbahn –, und zum andern nahm ich an (und habe mich darin auch nicht getäuscht), dass viel kleinlich Privates vom grossen Kriegsthema

übertönt werden dürfte. Auch lag noch ein besonderer Anreiz zu dieser Reise in meiner Absicht, nach Möglichkeit auf die allgemeine Stimmung ausserhalb der Münchner Enge zu achten.

Dazu bot schon die Eisenbahnfahrt Gelegenheit. Das Publikum wechselte mehrfach, und allmählich wurde der bayrische Dialekt von norddeutschem und berlinischem Sprechen abgelöst. Furcht vor Spitzeln und Denunziationen war etwas gänzlich Unbekanntes, und man plauderte in zutunlicher Offenherzigkeit untereinander. Noch gab es zahlreiche bald lustige, bald traurige Geschichten aus dem Felde zu hören, und das, was einige Zeit später «Defätismus» genannt wurde, fehlte durchaus, aber dazwischen drängten sich doch schon sehr ernste Betrachtungen wirtschaftlicher Art. Ein Stuttgarter Stadtverordneter erzählte von wachsenden Schwierigkeiten heimischer Möbel- und Klavierfabriken, ein Berliner Geschäftsreisender berichtete, die AEG beschäftige nur noch fünftausend Arbeiter statt der früheren siebzehtausend, und die Restaurants – er könne sich an das patriotische Wort «Gaststätten» noch nicht gewöhnen –, die Kaffeehäuser und so weiter klagten über das verringerte Nachtleben. Den stärksten Eindruck hinterliess mir ein dicker melancholischer Fabrikant aus Magdeburg, mit dem wir ein langes Gespräch führten. Er sagte, wie immer der Krieg auch enden dürfte – er selber glaube an ein Remis –, so werde Deutschland doch auf Jahrzehnte zu leiden haben. Es sei schon jetzt, besonders bei Lüttich, entsetzlich viel Blut geflossen, dazu steige die Schuldenlast ins Grenzenlose: «Unsere Kinder und vielleicht noch unsere Enkel werden die Büssenden sein.»

In Berlin nahmen wir der Bewegungsfreiheit halber ein Privatzimmer dicht am Anhalter Bahnhof und teilten unsere Zeit zwischen der Familie, den Wählertern am Luisenufer, die noch immer, im herzerwärmend Guten wie im leise Fragwürdigen, die unverändert gleichen waren, und der in allen Richtungen bis nach Oranienburg hinaus durchstreiften Stadt.

Am ersten Abend erfreuten uns im späten Einschlafen die brau-

senden Stadtgeräusche in ihrem Gegensatz zum Münchner «Dorffrieden». Nachher schien es uns manchmal so, als habe der Reisende neulich doch recht gehabt und der Nachtverkehr sei wirklich schwächer als vordem; aber vielleicht bildeten wir uns das auch nur ein. Dagegen fiel uns immer wieder auf, dass in jeder Strasse, in jedem Laden, in jedem Kaffeehaus, buchstäblich überall und auf Schritt und Tritt, Frauen und Mädchen in Trauerkleidung zu sehen waren. Und in den Gesprächen, die wir hörten oder in Fragmenten auffingen, herrschte eine gewisse Stumpfheit und Kriegsmüdigkeit. «Seit der Marne hat das Vergnügen aufgehört, nun sollte endlich ein richtiger Sieg kommen, und dann wäre es genug.» So drückte es unser alter Ober im «Austria» aus, ganz ähnlich sprachen Verkäufer, Trambahner, Zeitungshändler – aber dass der Sieg kommen würde, daran zweifelte niemand. Hassgefühle wurden nur gegen England geäußert. Lissauers Gedicht war verbreitet, beifällig zitierte man die fatale Proklamation des Kronprinzen Rupprecht: «Soldaten der sechsten Armee, wir haben nun das Glück, auch Engländer vor der Front zu haben. Übt Vergeltung an ihnen, an unsern Hauptfeinden!» Beifällig wie einen guten Witz erzählte man auch die Anekdote von den fünf Bayern, die fünfzig Gefangene zurückbringen sollten und mit nur dreien ankamen. Wo die übrigen geblieben seien? – «Unterwegs gestorben, Herr Hauptmann!» – In einem Punkte übrigens (ich musste über mich selber lachen) zog ich die Bayern den Preussen vor und vermisste geradezu München. Mir fehlte hier das frohe Singen der Soldaten, das wir in München den ganzen Tag über vernahmen. Man sah in Berlin, wenigstens in der Innenstadt, nur ganz selten marschierende Truppen, und zog einmal eine Kolonne durch die Strassen, so geschah es meistens stumm, höchstens mit offizieller Blechmusik oder Trommeln und Pfeifen, aber nie mit dem lebendigen Gesang der Bayern.

Zu Haus fand ich überall, sogar bei der sonst ganz unpolitischen und nur auf ihre Familie gerichteten Mutter, die stärkste vaterländische Anteilnahme. Von Felix, der eben «in einer Erd-

höhle vor Wirballen» hauste, kursierten menschlich hübsche Briefe, wie ich sie ihm nie zugetraut hätte, in zwei Tonarten: an seine Frau schrieb er humorvoll und idyllisch, an Georg ernsthafter; ein Unterarzt war neben ihm gefallen, einem Verwundeten der Kopf abgerissen worden, während er an seinem Arm flickte. Aber beiden Briefarten war jenes «der Krieg erhebt mich» gemeinsam. Er trug bereits das Eiserne Kreuz, das um diese Zeit noch eine geschätzte Auszeichnung war, und erwarb das EK I nicht sehr viel später hinzu. Georg hatte den Titel eines beratenden Arztes des Gardekorps erhalten und zeigte mir die Baracken, die in seinem Moabiter Krankenhaus als Seuchenlazarett hergerichtet wurden. Er hatte eine Viertelmillion für die Kriegsanleihe gezeichnet und sagte mir, er sei jederzeit zur nochmaligen Hergabe der gleichen Summe bereit. In Bertholds Haus lernte ich ausser der sympathischen Schwägerin auch ihren Vater, den General Schott, kennen. Er war ein schon leidender Herr, der nicht mehr zum Dienst herangezogen wurde, hatte aber einen Sohn und mehrere nahe Verwandte als aktive Offiziere im Felde. Er sprach ohne Überschwang, doch mit ruhiger Zuversicht von der Kriegslage; es würde lange dauern, vielleicht noch bis tief in den nächsten Sommer hinein, aber es würde bestimmt gut ausgehen. Italien würde sicher nichts gegen uns unternehmen, und dass mein Jahrgang des ungedienten Landsturms noch an die Reihe käme, wäre ausgeschlossen. Mein Schwager Jelski, der sonst so bedächtige und philosophische, hielt in der Reformgemeinde leidenschaftliche Kriegspredigten, worin er die Deutschen mit den Makkabäern verglich, und sein kleiner Ältester trug eine feldgraue Soldatenmütze. Wally stickte zu Sussmanns Geburtstag ein Kissen mit schwarzweissroter Umrahmung und dem Reichsadler als Mittelstück und zeigte mir stolz die Schulprämie ihrer Lotte: «Kriegsreden und Aufrufe unseres Kaisers.» Grete las aus Eberhards kindlich vergnügten Pasewalker Kasernenbriefen vor, zitierte auch ganze Stücke daraus auswendig. «Ich habe dem Wachtmeister aus Versehen Sie gesagt. Da schnauzte er mich an: Du Lau-

selümmel, meinst, ich bin dein Bruder, dass du mir siezt?» Und: «Ich muss so oft an Grossmama denken; der Wachtmeister sagt immer: Kerls, wenn ihr so schlapp zustosst, kommt ihr mit der Lanze nicht mal durch eure Grossmutter!» Grete war zwiefach selig; sie blühte in einer Doppelrolle als Mutter eines Helden und einer Künstlerin, denn Hedel besuchte seit anderthalb Jahren die Reinhardtsche Schauspielschule, sie galt als begabt und hoffte auf ein baldiges Engagement. Sie war die einzige, die am Krieg kein Interesse nahm, ja sich prinzipiell von ihm abkehrte; nur die Kunst bedeutete ihr einen Wert. Ich konnte ihr deshalb nicht böse sein, auf Augenblicke beneidete ich sie fast.

Im Letzten aber drang alles, was ich bei den Angehörigen und in der Stadt in mich aufnahm, so sorglich ich es auch registrierte, doch nur aus einiger Distanz zu mir; ich blickte schon allzu gespannt und sehnsüchtig nach Italien.

Auf der Rückfahrt nach München gab es nach langer Zeit Gelegenheit zum Italienischsprechen; wir plauderten mit zwei in Deutschland ansässigen Weinhändlern aus Palermo. Ich weiss nicht, ob aus Überzeugung oder Interesse, jedenfalls behaupteten die beiden, Italien werde seine Neutralität aufgeben, aber nicht zugunsten der Entente, sondern Deutschlands. Dazu stimmte eine überschwenglich deutschfreundliche Karte Fornellis, die wir in München vorfanden; seit Oktober war er Oberlehrer in einem Provinznest. Gleich darauf kam auch eine Zeile von Manacorda, der mich beinahe beschwor, ihn nicht im Stich zu lassen.

Wir hatten uns in Berlin recht sehr übermüdet, ich wollte noch gern den Rest meiner inzwischen eingetroffenen «Montesquieu»-Korrekturen erledigen, und vor dem 20. November brauchte ich die *lettura* in Neapel gewiss nicht aufzunehmen. Also beschlossen wir, noch eine Weile in München stillzusitzen.

Da erhielt ich am Abend des 4. einen Eilbrief von Berthold: Er höre aus sicherster Quelle, die Lage in Italien sei sehr gespannt, es könne uns jeden Tag den Krieg erklären; ich sollte mich nicht unnütz in Gefahr begeben und die Klärung der Situation abwarten.

Der aufgeregte Brief bewirkte das genaue Gegenteil seiner Absicht. Mochte kommen, was wollte: Unter gar keinen Umständen würde ich mich durch Zögern um meinen glorreich «exponierten» Posten bringen. Wir hielten kurzen Generalrat und waren beide der Meinung, dass uns persönlich selbst im schlimmsten Fall geringe Gefahr von den Italienern drohte. So benutzten wir die halbe Nacht zum Packen, fuhren am nächsten Morgen ab und passierten abends mit einem herrlichen Gefühl des Abenteuers die Grenze.

3. Neapel im Krieg

«Jetzt haben wir ein tüchtiges Ministerium. Wir rüsten, und im Frühjahr schlagen wir los.» – «Gegen wen?» – «Ma Signore! (Tonfall: Wie kann man so kindlich fragen?) Contro l’Austria; è cosa naturale.»

Das war die erste vox populi, die ich diesmal in Italien vernahm. Ein langes halbes Jahr habe ich mich täglich gefragt, ob der Hausdiener des Albergo Aurora in Verona wirklich die allgemeine Volksmeinung formuliert habe und ob sie sich nicht beschwichtigen oder umlenken lasse, und selbst als wir Ende April durch die noch geheime, aber überdeutliche Mobilmachung hindurch nach Hause fuhren, hatte ich noch immer keine endgültige Antwort auf diese Fragen gefunden.

Während der Hinfahrt stand ich den prophetischen Worten des Mannes im Wesentlichen skeptisch gegenüber, denn von militärischer Vorbereitung liess sich nichts sehen, keine Bahnwache, kein Zug mit Soldaten oder Heeresgütern. Das war umso auffälliger, als es auf der Strecke durch das österreichische Tirol von Schutzkordons längs der Gleise und von Kriegstransporten gewimmelt hatte. Im Augenblick und wohl sicher auf lange Zeit lag Italien fraglos noch in tiefem Frieden.

Aber es war ein trauriger Friede, man spürte überall die Bedrängnis durch den Krieg ringsum. In Peri hatten wir nicht nur die schon von der deutschen und österreichischen Seite her vertraute Passrevision zu bestehen gehabt, sondern auch im anstos-

senden Raum ein Verhör über das Woher und Wohin unserer Reise; danach war uns ein Quarantäneschein ausgehändigt worden mit der Weisung, uns bei der Hygienestation des Bestimmungsortes fünf Tage lang zu melden. Daraus wurde dann in Neapel dank meines Universitätspostens ein einmaliger Gang zum municipio und ein rascher Federstrich des höflichsten Beamten. Aber während der ganzen Reise verfolgte uns überall in den Zügen ein durchdringender Desinfektionsgeruch: Man fürchtete die Einschleppung der Cholera. Der hauptsächlich auf den Fremdenverkehr berechnete direttissimo nach Rom und Neapel verkehrte nicht, auch allerhand andere Schnellzüge des orario waren gestrichen; es fehlte nicht nur an Fremden, sondern auch an Kohlen.

Wir hatten reichlich Zeit und reisten in Etappen.

Für Florenz stand wie gesagt ein langer Studienaufenthalt in unserm Programm. Es konnte nichts schaden, sich jetzt ein wenig im Voraus zu orientieren. Bei diesem erstmaligen Umblick ist es dann, wahrscheinlich für immer, geblieben: Bis heute sind wir nie wieder-dorthin gekommen. Dennoch und trotz der starken Präokkupation durch den Krieg bedeutet mir Florenz von diesen drei Tagen her eine scharf geprägte und häufig auftauchende Realität. Als wir 1920 nach Dresden kamen, war der Ausdruck «Elbflorenz» schon längst abgegriffen und sozusagen aus dem Verkehr gezogen; aber in all den zwanzig Jahren, seit wir hier wohnen, habe ich ihn mir innerlich oft und oft wiederholt und ihn immer berechtigter gefunden als manchen ähnlichen Vergleich. Einmal ist es der grüne Hügelrahmen, der ihn herausfordert, und zum andern die Mischung aus Gross- und Kleinstadt, aus fast zierlicher Eleganz und imposanter Würde, aus museumshafter Gepflegtheit und natürlich fließendem Leben. An Florentiner Einzelbildern sehe ich spontan nur den Dom und den Camposanto vor mir. Der Dom und insbesondere seine feine Kuppel mit dem Wechsel der hellen und dunklen Marmorplatten gewann sogleich meine Zuneigung, so wie mich der bloss kolossale Petersdom auf den ersten

Blick erkältet hatte. Der Friedhof erweckte zwiespältige Gefühle: so viel Kunst – aber nichts als Kunst, kein kleinstes bisschen Natur. Wirklich und buchstäblich ein Fried-Hof, ganz und gar marmorgepflastert, ohne Erdhügel, ohne die schmälste Erdritze zwischen den alles bedeckenden Steinplatten. Wohl hob sich die Menge der dunklen Zypressen wundervoll gegen das Weiss des steinernen Bodens und der Grabmäler ab, aber die Zypressen selber wirkten kaum noch natürlich, höchstens wie stilisierte Natur. Gewiss könnte ich unter meine spontanen Florentiner Bilder auch noch die Loggia dei Lanzi rechnen; aber von Anfang an war uns ihr schöner Anblick getrübt durch die Erinnerung an ihre so gänzlich deplacierte Münchner Kopie, und seit ich die Feldherrnhalle immer wieder in Zeitschriften abgebildet sehe als die Kultstätte des barbarischsten Heldentums und der greulichsten religiösen Verirrung, hat sie sich mir völlig vor ihr Modell geschoben.

Sicherlich war es zum grossen Teil die Lähmung des Fremdenverkehrs, was uns die Stadt so sehr still erscheinen liess. Wir wohnten in einem labyrinthischen und beinahe prunkvollen Pensionshaus, das uns Frau Pastner als vielbesucht empfohlen hatte. Die zahlreichen Gastzimmer, Salon, Speise- und Schreibraum, die beiden Terrassen und der hochummauerte Garten standen leer, und die zutunliche, ganz unpolitische Wirtin klagte bitter, der Krieg werde sie zur Bettlerin machen. Wir versprachen ihr, bestimmt im Sommer auf mehrere Wochen wiederzukommen, und ich tröstete sie, im Frühling werde Friede sein: «Denn spätestens im April, Signora, sind wir in London, wir Deutsche als endgültige Sieger!» Ich hielt es für patriotische Pflicht, meine Siegesgewissheit so stark zu unterstreichen, und im Wesentlichen glaubte ich ja wirklich, was ich sagte. Die Padrona lächelte wehmütig, von einem Kriege wisse man nie, wann und wie er enden werde.

In unserer vertrauten Pensione Luccarini in Rom herrschte fast die gleiche Leere und fast dieselbe trostlose Stimmung. «Möglich, dass ich mich über Wasser halte», sagte die Besitzerin, «aber

was für ein Leben wird das nach dem Kriege werden? Sie schelten genauso, wahrhaftig mit den gleichen Worten, auf die Engländer, wie neulich eine Engländerin hier auf die Deutschen schalt. Ich habe so viele verschiedene Ausländer hier gehabt, und alle haben sich untereinander vertragen. Soll ich nachher für jede Nation gesondert servieren lassen? Sie sind doch alle Menschen, sie glauben sich alle im Recht, sie opfern alle ihre Söhne – o le madri, professore, le povere madri!» Damals schien mir dies Friedenspathos ein bisschen theatralisch und ein bisschen vom Geschäftsinteresse des Hotelbetriebs diktiert; aber als ich ein Dutzend Jahre später mit Entzücken Jules Romains' Europagedichte aus der Kriegszeit kennenlernte – «Europe! Ils nous ferment la bouche; / Mais la voix monte à travers tout / Comme une plante brisepierre» –, da war es mir, als hätte ich die Stimme der Europarufener zum erstenmal aus dem Munde der guten Frau Luccarini gehört.

Rom erwies sich als Hauptstadt; trotzdem die Fremden fehlten, wie in Florenz, war es doch keineswegs still, sondern strömend bewegt. Unser bevorzugter Aufenthalt während dieser kurzen Zwischenlandung war das Schach- und Künstlercafé «Greco» an der Piazza dei Spagna, das wir nachher auch in den Weihnachtsferien mindestens einmal täglich aufsuchten. «Faraglia» war uns jetzt zu mondän, «Aragno» verhasst als Hauptquartier der Interventionalisti; das stillere «Greco» dagegen hatte ein paar deutsche und deutsch-schweizer Zeitungen, man traf dort auch gelegentlich Landsleute und tauschte mit ihnen deutsche Blätter eigenen Besitzes aus.

Und das tat überaus not und wohl. Denn mein Leiden an der italienischen Presse hatte schon in Florenz begonnen und hielt den ganzen Winter über an. Da sich die Qual täglich mehrmals erneute und da ich im Grunde täglich dasselbe las, variiert und in verschiedener Tonstärke, aber doch immer das gleiche, so glaubte ich nach einiger Zeit bisweilen, dagegen abgestumpft zu sein, aber in Wahrheit wurden die heftigen Bitterkeiten des Anfangs doch nur

von einem ständigen Druck und stechenden Nagen abgelöst. Als ich im Sommer 1915 im Italienheft der «Süddeutschen Monatshefte» meine «letzten Friedensmonate in Italien» beschrieb, sprach ich natürlich auch vom Verhalten der Presse; aber ich fühlte mich damals verpflichtet, einen Teil und den grösseren Teil des Leides, den sie mir angetan, zu verschweigen.

Auf den ersten Blick schien sie eine einzige Flut der Gehässigkeit gegen Deutschland; allmählich ergaben sich einige Nuancierungen, aber die nackte Gehässigkeit überwog doch immerfort.

Im Februar vor dem Zusammentritt der Kammer brachte «Roma», das verbreitete Lokal- und Skandalblatt Neapels, einen für den ganzen Zeitabschnitt geltenden lehrreichen Überblick: «I tre correnti». Die erste dieser Strömungen, «aus lauterem Quell gespeist», war die des Kriegsbegehrens. Angehörige verschiedener Parteien fanden sich in dem Verlangen, die Kultur des Abendlandes gegen Teutonismus und Militarismus zu schützen, alte Rechnungen mit Österreich zu begleichen und der Gerechtigkeit in Europa zum Siege zu verhelfen. Ihnen gegenüber stand, noch in der Majorität und als Regierungspartei, die Masse der ideallosen Kaufleute und Industriellen, die bei bewaffneter und vorsichtiger Neutralität die besten Geschäfte zu machen hofften. Und endlich gab es noch die Neutralisten ad oltranza, eine Gruppe des Abschaums, die Klerikalen, die Rom an den Papst zurückgeben wollten, die Austriacanti, die Germanofili, die Erkauften und Versklavten.

Ich fragte mich beim Lesen des Artikels, warum es einige Zeit gedauert habe, bis ich diese drei Strömungen in der Presse zu unterscheiden vermochte. Die Antwort fand sich leicht. Das Lärmen der Interventionalisti war auf verantwortungslose Lokalblätter nach Art der «Roma» beschränkt und tobte so krass, dass ich es für unwesentlich hielt. War es nicht für jeden denkenden Menschen eine lächerliche Waterloo-Reminiszenz, wenn die Russen den Hofwagen und den blauen Mantel des Kaisers erbeutet hat-

ten, der sich im Westen befand und feldgraue Uniform trug? Die deutschfreundlichen Blätter wiederum, wie «Stampa», «Concordia» und der in Neapel erscheinende «Mattino», waren nicht nur in der äussersten Minderzahl, sondern auch mehr als vorsichtig im Ausdruck ihrer Deutschfreundlichkeit: Sie pflegten «germanophile» Artikel nur eben einzuschmuggeln und sorgfältig durch allerlei Gegengift auszugleichen.

So ging der entscheidende Eindruck ganz und gar von den Blättern der mittleren Richtung aus, die vorderhand die Ansicht der Regierungspartei darstellte. Deren Neutralität aber berührte mich als reine Feindseligkeit und erregte mir grösseren Widerwillen als das offene Kriegsgeschrei und die kindlichen Entstellungen der radikalen Presse. In München schon hatte mich der «Corriere della Sera» diese falsche Neutralität kennen gelehrt; da aber war ich der Meinung gewesen, Mailand sei eben eine halbfranzösische Stadt, und so dürfte das Mailänder Hauptblatt mit seiner Ententefreundlichkeit eine besondere Stellung einnehmen. Jetzt sah ich, dass sich die grossen römischen Blätter, «Giornale d'Italia» und «Tribuna», kaum vom «Corriere» unterschieden. Gewiss, die übelsten Legenden der Lärmzeitungen wurden nicht wiedergegeben – (immerhin, dass auf einigen nach der Marne-schlacht erbeuteten Proviantwagen mit Kreide gestanden habe: «Wilhelm II., Kaiser der Welt», fand ich im «Giornale d'Italia» –), aber das Bagatellisieren der deutschen, das Aufbauschen der gegnerischen Erfolge war doch durchweg üblich, die Schlagzeilen begünstigten immer die Entente, für ihre Waffentaten und Leiden hatte man immer Töne des Mitgeföhls, während für Deutschland Günstiges allzu oft in jene skeptischen und höhnischen Anführungsstriche gesetzt wurde (la «grande vittoria tedesca»), deren ständiger Gebrauch heute ein Charakteristikum der nationalsozialistischen Presse bildet. Doch zugleich peinlicher als solche offenkundigen groben und für die Masse berechneten Gehässigkeiten berührten mich die versteckten und auf die Gebildeten zugeschnittenen.

Der hochangesehene Professor der deutschen Literaturgeschichte Borgese dozierte über das Christentum der europäischen Völker; er fand den christlichen Geist der Russen und Franzosen weit stärker und inniger als den der Deutschen und Österreicher; und was nun gar Italien anlange, sagte er, so wohne in Michelangelos Christus nicht nur die höchste Güte, sondern auch die entschlossene Kraft, diese Güte gegen das Böse durchzusetzen, und danach hätten sich die Italiener im gegebenen Moment zu richten. Ich notierte in meinem Tagebuch: «Es ist zu albern, als dass es einen Gebildeten wirklich verführen könnte; im Übrigen liegt es auf der Hand, dass sich Borgese sein Lehrfach verzeihen lassen möchte.»

Sehr viel härter traf mich eine sachlich gehaltene Studie Ettore Jannis, die Ende November im «Corriere» erschien: «Inghilterra e Germania». Der Mann fasste den gesamten Krieg als ein deutsch-englisches Ringen um die Weltherrschaft auf, und darin lag seine Neutralität. Dass er Deutschland den Angreifer nannte, fand ich von seinem Standpunkt aus nicht allzu beleidigend, obwohl ich selber von unserer Notwehr überzeugt war; für den Realisten Janni war Deutschland eben der junge und starke Herausforderer des alten Titelhalters. Aber nun hiess es weiter, die kleineren Völker Europas hätten wenig von Englands und alles von Deutschlands Sieg zu befürchten, denn England könne und wolle kein absoluter Tyrann sein. Zum Können fehle ihm die Macht, es werde sich immer nach kontinentalen Verbündeten umsehen müssen; und was den Willen zur Despotie betreffe, so gleiche England einem herrschgewohnten saturierten und kultivierten Grandseigneur, der alle unnötigen Härten als unfein vermeide. Deutschland dagegen sei ein hungriger Emporkömmling voll natürlicher Brutalität, und wenn es siege, werde seine Macht ohne Schranken sein. Dieser Artikel hat mich monatelang verfolgt und gekränkt; denn so sehr ich ihn als böse ungerecht bestritt – als ganz verlogen und ohne allen Wahrheitsgehalt konnte ich ihn innerlich doch nicht abtun.

Und dies ist nun die Qual, zu der ich mich damals nicht beken-

nen durfte. In den «Süddeutschen Monatsheften» habe ich nur die Furcht ausgedrückt, die mich schon in München bewegte: Wie lange konnte die italienische Neutralität dem offenen und heimlichen Kriegsdrängen fast der gesamten Presse standhalten? Aber in München hatte ich nur den einen «Corriere» und im Übrigen die deutschen Zeitungen gelesen. Gewiss hatte ich auch gegen unsere Presse mit der Zeit einiges einzuwenden gehabt. Aber im Ganzen sprach sie doch durchaus nach meinem Sinn und zu meinem Herzen: Sie bestärkte mich in meiner Überzeugung von der unantastbaren Gerechtigkeit unserer Sache; sie bestärkte mich in meiner aus allen Depressionen immer wieder emportauchenden Zuversicht, dass trotz der Marne und aller österreichischen Niederlagen irgendwann einmal der völlige Sieg dennoch uns gehören werde. Und nun las ich Tag für Tag in allen Tonarten, was gegen Deutschlands Recht sprach, und Tag für Tag, was den deutschen Endsieg in Frage stellte. Es erschütterte mich, so sehr ich mich dagegen wehrte.

Da war denn das Café «Greco» ein wahrer Trost, und nachher in Neapel freuten wir uns jedesmal, wenn ein Bündel Zeitungen aus Berlin ankam. Natürlich traf uns der erste Anprall der allgemeinen italienischen Pressefeindschaft besonders hart, und so verliefen die Florentiner und römischen Tage der Hinfahrt in bedrückter Stimmung.

Sie hob sich auf der Schlussstrecke. Wir teilten das Coupé bis Neapel mit einem Geistlichen und einem Hauptmann und kamen mit beiden ins Gespräch. Die Friedensliebe und Deutschfreundlichkeit des Priesters verwunderte uns wenig, die des Offiziers umso mehr. Er gehörte der Reserve an, war zu einer Übung einberufen, war im Zivilberuf Ingenieur. Er sprach von Deutschland mit keiner geringeren Liebe als unsere Freunde Logatto und Fornelli und glaubte bestimmt daran, dass Italien von Österreich auf friedlichem Wege Zugeständnisse erhalten werde. Er sagte: «Die meisten Offiziere, und nicht nur der Reserve, denken wie ich, und das gesamte Bürgertum tut es auch. Auf das Pressegeschrei dürfen Sie nichts geben, es soll nur Österreich gefügig machen.» –

«Und die Demonstrationen in Rom, Mailand und Genua, von denen wir gelesen haben?» – «Die in Rom habe ich selber mit angesehen: junge Burschen, kein ernsthafter Mann dabei, nichts als Unfug.» Der Geistliche bekräftigte jeden Satz des Hauptmanns, und wir kamen getröstet nach Neapel.

Hier überraschte uns am meisten, wie wenig wir überrascht waren: «Als wären wir nicht vier Monate, sondern vier Tage fort gewesen, als hätten wir vordem nicht ein Semester, sondern viele Jahre in Neapel gelebt.» Das Gebrüll der Portiers und Gepäckträger wurde lächelnd hingenommen, der Betrugsversuch des Facchino so kraftvoll in der zweiten Person Singularis abgewiesen, dass mich der Kutscher lobte: «Ha fatto attenzione, Signore!», und selber in der Trinkgeldfrage gar keine Schwierigkeiten machte. Und gewohnt wie der Lärm auf der Stazione und die Ziegen in der Chiaja war auch der Wintersturm, der uns in der Partenope entgegenheulte. Er hat uns durch diesen ganzen Winter begleitet. Im vorigen Jahr hatte er uns eine dreiwöchige pausenlose Festvorstellung gegeben. Diesmal blies er durchaus nicht schwächer, einmal schlugen die Wellen sogar ein beträchtliches Stück aus der Quaibrüstung, und die Quadern lagen wochenlang auf dem Pflaster; aber er unterbrach sich, bisweilen auf ein paar Stunden, bisweilen auf ein paar Tage, und hielt dafür die ganzen Monate an. Einen wahrhaft neuen Anblick bot uns bloss ein später Januartag; da herrschte richtiger Frost: Am Vesuv zog sich die Schneedecke viel tiefer herunter als sonst, in den oberen Strassen der Stadt knisterte noch um elf Uhr vormittags eine dünne Eiskruste, «Roma» behauptete, in der Nacht sei ein Mann auf der Landstrasse erfroren – und bei alledem blühten die Mandelbäumchen in den Gärten reichlich und unbeschädigt.

Weniger unverändert als Stadt und Natur fanden wir das Leben in der Pensione Pastner. Anfangs, und auch nachher sehr oft, sassen wir nur zu fünfen am Tisch, als einziger Dauergast ausser uns ein blutjunger Schweizer, der sich vorderhand schweigend ver-

hielt, und (eine Neuerung) als Hausherr neben der Padrona der Awocato, dessen Anwesenheit zum ständigen Gebrauch des Italienischen führte. Frau Pastner erzählte von der erregt deutschfeindlichen Stimmung der ersten Kriegswochen; sie habe Plünderung befürchtet und nenne ihr Haus jetzt «Amerikanische Pension», geradeso wie sich die Pensione Hipp nebenan «Englisches Haus» nenne. Aber nun gehe es ruhiger zu, und da sie acht Albaner zu festen Mietern habe und auf ihren Zimmern beköstige, so hoffe sie über die schlimme Zeit hinwegzukommen.

Leider hielt Frau Pastners Zuversicht nicht an. Aus Anlass einer zerbrochenen Terrine bekam sie einmal einen Schreikampf; wir mussten oft trösten, oft mit Vorauszahlungen aushelfen, oft ein sehr fragwürdiges Essen in Kauf nehmen. Aber wir bekamen ein besonders schönes Zimmer, unser achttes hier, und auch das neunte und letzte, das wir nach der Weihnachtsreise bewohnten, bot Raum und den vollen Blick auf all die Herrlichkeit. Nur dass mir diese Herrlichkeit wie ein brennender Vorwurf ins Herz schnitt, wenn die Zeitung in dicken Lettern aus Flandern berichtete: «Corre a rivi il sangue tedesco».

Fast hätte uns das Blutbad von Dixmuiden gleich anfangs aus dem Pastnerhaus vertrieben. Ich zitierte bei Tisch sehr erschüttert den deutschen Heeresbericht: «Unsere jungen Regimenter stürmten mit dem Gesang Deutschland über alles' ...», ich sprach von der Unzahl Freiwilligen, besonders auch der freiwilligen Studenten, die in diesen «jungen Regimentern» dienten und die nun wohl begraben lagen. Da mischte sich der bisher schweigsame Heimgartner mit höhnischen Worten ein, ihm imponiere es gar nicht, wenn sich Menschen wie eine Viehherde in den Tod treiben liesen, er gönne der Entente ihren Erfolg, er sei gewiss, dass eine Sache, für die sich das praktische England einsetze, zuletzt siegen werde, und wenn auch Deutschland noch so lange mit gesenkten Hörnern dagegen anrenne. Ich antwortete mit grösster Erbitterung und so heftig, dass der Junge blutrot wurde und dass ich auf einen tätlichen Angriff gefasst war. Ich nannte es, aus dem Italienischen

ins Deutsche verfallend, niedrig und schamlos und verabscheuungswürdig, dass ein Deutscher derart spreche; ich könnte mit einem so ehrlosen Menschen nicht zusammenhausen, ich wollte mir lieber ein Quartier suchen, in dem ich unter lauter Fremden sässe. Zu meiner Verwunderung und leisen Beschämung erwiderte Heimgartner (ebenfalls in deutscher Sprache) sehr ruhig und beinahe freundlich, dazu ein bisschen reumütig, ich täte ihm unrecht, wenn ich ihn für einen Deutschen nähme; er sei Schweizer, und die Schweiz fühle sich von Deutschland bedroht; auch habe er von der Mutterseite her französische Verwandte, und seine wesentliche Ausbildung habe er in England erhalten. Solange er denken könne, bewundere er die englische Tüchtigkeit, und es sei ihm unbegreiflich, wie ich das schamlos nennen könnte. – «Aber haben Sie denn gar kein Gefühl für das Opfer unserer Freiwilligen?» – «Aber wissen denn Sie nicht, dass man auf französischer Seite geradeso tapfer kämpft und fällt?» – Ich war betroffen, fühlte mich nicht mehr ganz im Recht und ging auf die Vermittlung der Wirtsleute ein.

Später gestaltete sich mein Verhältnis zu Heimgartner leidlich, ich glaube sogar, ich übte einen gewissen erzieherischen Einfluss auf ihn aus. Er war in vielem noch ganz kindlich, und sein lebhafter Sinn für Naturschönheit und seine grosse Heimatliebe versöhnten mit dem Nützlichkeitsstandpunkt, zu dem er sich verpflichtet meinte. Mit sechzehn Jahren hatte ihn der Vater nach London geschickt und ihm zwölf Monatswechsel zugesagt, danach müsse er auf eigenen Füßen stehen. Er kannte «den Alten» und zweifelte nicht, dass er vom dreizehnten Monat ab sein Brot erwerben oder hungern musste. Er hatte es erworben und liess nun nichts anderes gelten als den Erwerb. Wenn ich ihm von anderen Werten und Zielen sprach, hörte er mir so verwundert zu wie ein Kind einem Märchenerzähler. Einmal sagte er: «Die Engländer sind die tüchtigsten Geschäftsleute, die ich bisher kennengelernt habe; wenn die Deutschen diesen Krieg wirklich gewinnen, werde ich sie höher schätzen als die Engländer.» Nach einer Pause fügte

er hinzu: «Aber sie sollen nicht die Schweiz erobern.» Dass sie das beabsichtigten, war ihm auf keine Weise auszureden.

Für kurze Zeit erschien ein reiferer und einer sozial höheren Schicht angehöriger Landsmann Heimgartners. Wir kannten Herrn Jenny schon vom Vorjahr, wo er die ganze Zeit bei Frau Pastner gegessen hatte. Er diente jetzt als Leutnant in der Schweizer Miliz und war nur zur Regelung seiner Geschäfte nach Neapel beurlaubt. Er war reiner Deutschschweizer und ohne Vorliebe für die Sache der Entente, aber auch er hegte ein tiefes Misstrauen gegen die deutsche Politik und sagte, es sei unter seinen Kameraden und Freunden sehr weit verbreitet. «Jeden Tag rechnen wir damit, dass die Deutschen über uns herfallen – und ob sie uns je wieder herausgeben, wenn sie uns einmal geschluckt haben und wirklich Sieger bleiben?»

Etwas länger als Jenny blieb das Ehepaar Ceresoie aus Venedig. Der grosse blonde Mann, dem man die deutsche Abstammung ansah, war Arzt und Röntgenforscher und hatte Regierungsauftrag, einen Lehrkurs an der Universität zu halten; seine winzige schwarzhäarige Frau wirkte neben ihm wie ein Spielzeug, und er hätte sie beim Spaziergang genauso bequem unter dem Arm tragen können, wie er ihren kleinen Mops zu tragen pflegte. Beide Ceresoles waren sehr gebildete und heiter-umgängliche Leute; es war viel von Literatur, von venetianischem Volksbrauch und Dialekt die Rede und fast nie vom Krieg. Nur einmal sagte die kleine Frau in aller Harmlosigkeit und durchaus friedfertig: «Der Krieg ist so lästig. Wenn nur die Deutschen endlich aufhören wollten, gewinnen können sie ihn doch nicht mehr, und je früher sie nachgeben, umso besser für sie und für uns alle.» Ich hielt sie für ein Opfer der italienischen Presse und mochte mit ihr nicht streiten. Als Ceresoles abreisten, luden sie uns fünf zu einer Cassata in den «Gambrinus», das einzige grosse Musikcafé Neapels. Hier zeigte sich Heimgartner von seiner kindlichsten Seite, er strahlte die riesige Eisportion an und sagte sehnsüchtig, davon könnte er sechs vertilgen. «Bewilligt», erklärte der Doktor,

«aber ohne ärztliche Garantie.» Wir sahen alle mit wachsendem Staunen zu, wie der Junge es wirklich auf fünf Portionen brachte, und staunten noch mehr, als er am andern Tage frisch und esslustig bei Tisch erschien.

Dieser Cassataabend und Frau Pastners Zorn auf die schöne Amerikanerin sind im Grunde die einzigen ganz kriegsfreien und harmlos vergnüglichen Erinnerungen, die ich aus dem gesamten Winter 14 zu 15 bewahre. Vielleicht erregte die wohlgeschminkte Amerikanerin nur deshalb sofort das Missvergnügen der Padrona, weil sie in ihrer Mondänität und als nunmehriges Einzelexemplar und völlige Ausnahme so schmerzliche Erinnerungen an die andersgeartete Hauptsaison früherer Zeiten wachrief, vielleicht auch war es wirklich um ihre Tugend schlecht bestellt. Jedenfalls wurde sie häufig von mannigfachen Verehrern in Zivil und Uniform abgeholt; mehr aber liess sich ihr nicht nachsagen, und dies wenige wäre bei dem lebhaften Treiben des Vorjahrs kaum aufgefallen. Als sie wieder einmal von drei Leutnants entführt wurde, brach bei der Padrona ein napoletanischer Sturm los, dessen Fülle an wahrhaft biblischen Beschimpfungen und Flüchen ich jetzt zu würdigen wusste. Nach Erschöpfung ihres ganzen Lexikons schloss Frau Pastner: «Beim nächsten Anlass werde ich ordinär gegen die Person.» Und dann wie ein Gelöbnis: «Sie muss fort, und wenn sie mir fünfzehn Lire den Tag bietet!» Kurz darauf verschwand die angebliche Sünderin von sich aus, ohne dass die Padrona ihre Drohung oder gar ihr schweres Gelübde zu erfüllen brauchte, und kein anderer Gast grossen Hotelstils stellte sich mehr ein. Zu einer Fortsetzung meines vorjährigen Hotel-La Bruyères fehlte aller Stoff.

Übrigens stand mir auch nicht im Geringsten der Sinn danach. Denn noch vor dem Beginn meiner lecture und buchstäblich vom ersten Abend in Neapel an bekam ich die Peinlichkeit und das wirklich Exponierte meines Postens zu fühlen. Wir fanden eine Visitenkarte vor: «Emma und Guido Manacorda begrüßen Sie herzlich und bitten Sie gleich heute Abend zum Tee.» Wir freuten

uns des freundschaftlichen Empfanges und glaubten uns auf alle Fälle der Geborgenheit im Puppenheim auf dem Vomero sicher. Und hinterher wussten wir nicht, ob wir den Abend unter Freunden oder Feinden verbracht hatten. Aber dass mir die Gabe der Diplomatie versagt war, wusste ich umso genauer. Wir trafen bei Manacorda unsere alten Freunde Fajella und Logatto, diesen in Leutnantsuniform, dazu einen bärtigen Universitätsdozenten des Griechischen und einen winzigen Jüngling von so geleckter Eleganz, dass er wie eine Witzblattkarikatur aussah. Wir wurden ganz so warm und so als zugehörig empfangen, wie wir es erwartet hatten. Dann nahm der junge Mensch das bei unserm Eintritt unterbrochene Vorlesen aus einem Manuskript wieder auf. Er war uns als Annunzio Cervis vorgestellt worden, Schüler Manacordas und kommende, bereits gedruckte und im engem Kreis geschätzte Literaturgrösse. Er las, wie er im Café «Gambrinus» einen Austriacante mit der Reitpeitsche zur Rede gestellt habe. Für Reitpeitsche gebrauchte er ständig das französische Wort «cravache»; besonderen Beifall erntete er mit der Wendung, seine cravache sei «biegsam wie ein Schweineschwänzchen und schneidend wie ein Heinesches Reisebild». Als er zu Ende war, lächelten der Bärtige und Fajella erfreut, und Manacorda urteilte, es sei eine witzige und stilistisch ausgezeichnete Leistung. Ich brachte es nicht über mich zu schweigen. «Ihr seid doch den Dreibund eingegangen», sagte ich, «und jetzt, wo wir im schweren Kampf stehen, wollt ihr uns nicht helfen.» – «Nein», erklärte der Kleine pathetisch, «der Vertrag war gegen das Herz Italiens und kann also keine Gültigkeit haben. Wir hassen Österreich und lieben Frankreich und die Gerechtigkeit.» Die andern widersprachen ihm, aber nicht so, dass es mich befriedigt hätte. Er hoffe und glaube ganz bestimmt, dass Italien neutral bleibe, sagte Logatto, er selber verehere Deutschland, und alle bewunderten es, «aber wenn ich meinen Soldaten mitteilen müsste: ‚Ihr sollt an der Seite der Österreicher fechten, sie spuckten mir ins Gesicht«. – «Für Frankreich habe ich wenig übrig», meinte der Gräzist, «aber niemals

kann Italien gegen England schlagen, das ihm immer freundlich gesinnt war.» – «Und wem verdankt ihr Venetien?» entgegnete ich. Fajella lachte. «Ja, damals habt ihr gegen Österreich gekämpft, und jetzt seid ihr mit diesem übelriechenden Leichnam verbündet.»

Ich wandte mich an Manacorda: «Sie müssen mir beistehen! Sie haben mich doch gedrängt, hierher zurückzukommen – bin ich denn in Feindesland?» Ehe Manacorda für sich allein antworten konnte, versicherten die andern gemeinsam und lebhaft durcheinander, sie hätten mich bestimmt nicht verletzen wollen, sie hätten einzig gegen Österreich gesprochen, ich sei wirklich unter Freunden, und Cervis fügte hinzu, es sei ja auch anzunehmen, dass Deutschland die Österreicher zur Rückgabe der geraubten italienischen Provinzen zwingen werde. Im Grunde hatte mir das schon der lebenswürdige Hauptmann im Zuge gesagt, aber doch nicht mit so krass drohenden Worten. Ich erwiderte bitter, seit dem Passieren der Grenze sei ich keinen Augenblick die Empfindung losgeworden, dass Italien lauere wie ... wie ... Zum Glück liess mich hier mein italienisches Vokabular im Stich, sonst wäre mir der Vergleich herausgefahren, der von nun an auf fast jeder Seite meines Tagebuchs auftaucht: «wie die Aasgeier!» (An manchen übervollen Tagen heisst es nur: «Italien aasgeiert weiter.»)

Jetzt kam Manacorda zu Wort. Mit seinem wehmütigsten Lächeln korrigierte er mich. Italien lauere nicht, es warte nur sehnsüchtig auf seine unerlösten Provinzen. Uns Deutschen, so aufrichtig er, ganz abgesehen von meiner Person, uns zugetan sei, fehle eben in Wort und Tat «le beau geste», wir verletzten die Gefühle der Neutralen, indem wir unschuldigen Städten Kriegskontributionen auferlegten, wir distanzierten uns Italien gegenüber nicht deutlich genug von Österreich, wir hätten schon im Tripoliskrieg mit unsern Sympathien für die Türkei das italienische Volksempfinden gekränkt. Er selber sei durchaus kein Freund der regierenden französischen Schicht, der es an Religion fehle, auch gegen den englischen Geist habe er vieles einzuwenden, und das

deutsche Mittelalter und die deutsche humanistische Epoche und natürlich auch Wagners Deutschtum seien seine grosse Liebe, und es würde ihn tief unglücklich machen, wenn es wirklich zum Krieg mit Deutschland kommen sollte, nein wahrhaftig, er könne das gar nicht in Betracht ziehen – aber die unerlösten Provinzen ... Hier sprang mir Fajella bei. Eigentlich, sagte er gleichmütig, seien doch auch Savoyen und Korsika unerlöst. «Ja», rief Manacorda, «aber von dorthier dringt doch kein Schmerzensschrei zu uns, und so ist das Cura posterior.» Noch eine ganze Weile redete er paraphrasierend derart weiter, wobei sich die Freundschaftsbeteuerungen für Deutschland und der irredentistische Hass gegen Österreich immerfort die Waage hielten. Es war gewiss nicht das erste Mal, dass er so sprach: Alles floss ihm zu glatt und wohlgeformt von den Lippen. Kurz darauf las ich seinen schon vor diesem Abend erschienenen offenen Brief an Vossler im «Marzocco»: da fand ich denn auch die meisten dieser Ergüsse gedruckt, natürlich auch den grido di dolore aus dem Trentino und Triest.

Im Grunde haben sich alle meine späteren Unterhaltungen mit Manacorda wenig von dieser ersten unterschieden; nur dass er immer heftiger in seinem Chauvinismus wurde und immer leidenschaftlicher in seinen Beteuerungen seiner Freundschaft, die er bald auf Deutschland im Allgemeinen, bald, und mit der Zeit immer häufiger, auf meine Person bezog. Manchmal hatte ich den Eindruck, er spiele sich eine Cornelianische Szene vor: letzte Zärtlichkeit für einen Freund, auf dessen Brust man morgen am Tag der Schlacht zielen wird. Aber wenn es Theater war, so war es geglaubtes Theater und Autosuggestion, keine Heuchelei.

Was von den Gesprächen dieses ersten Abends am quälendsten in mir haftete, war natürlich das Bewusstsein meiner eigenen Ungeschicklichkeit. Anderntags ging ich zum deutschen Konsulat, um dort Unterricht in diplomatischem Verhalten zu nehmen. Der Herr Generalkonsul Wewer, hiess es, sei dienstlich in Rom, aber der Herr Vizekonsul Dr. Töpke lasse bitten. Töpke trug die Narben vieler Messuren, hatte aber ein gutes und intelligentes Ge-

sicht und ein umgängliches Wesen. Er war mir ungefähr gleichaltrig, hatte bis zum Kriegsausbruch in der Pariser Gesandtschaft gearbeitet, und wir plauderten eine Weile über Frankreich, über unsre Studien, über die Kriegslage. Es stünde durchaus günstig für uns, sagte er; der Widerstand der Franzosen lasse nach, im Osten sei man ein wenig zurückgegangen, um den russischen Winter zu vermeiden, dort werde im Frühjahr ganze Arbeit gemacht werden, und mit England kämen wir noch im Winter selber zu Rande. «Im Dezember haben wir Nebel und ruhige See, es ist positiv sicher, dass wir dann hinübergehen, alle Vorbereitungen sind schon getroffen, die Sache ist gar nicht so schwer.» (Ich notierte mir das mit dem Zusatz: «Vielleicht hat er pflichtgemäss ein wenig schöngefärbt, wie ich der Wirtin in Florenz gegenüber – aber Mut gemacht hat er mir doch.») Dann kam ich auf den Zweck meines Besuchs: «Ich wollte mich nicht nur vorstellen, sondern auch um Verhaltensmassregeln bitten.» Eigentlich, sagte Töpke, dürfe er hierin dem Generalkonsul nicht vorgreifen, der vielleicht neue Richtlinien aus Rom mitbringe, aber immerhin könne er mich ein wenig orientieren. Ich würde es kaum allzuschwer haben, denn jetzt herrsche hier verhältnismässige Ruhe, nachdem im Anfang des Krieges wild gegen Deutschland gehetzt worden und die Presse von Blut getrieft habe. Jetzt sei hier in Neapel nur noch «Roma» blutdürstig. «Wir wollten dem entgegenwirken und gaben ihr Bilder der russischen Zerstörungen in Ostpreussen. ‚Roma‘ hat sie auch veröffentlicht, aber mit der Unterschrift: ‚Deutsche Zerstörungen in Belgiern.‘» Heute bildeten Zeitungen und illustrierte Zeitschriften in «Roma» Art die Ausnahme (natürlich keine allzu seltene), es sei auch gewiss, dass Armee und Flotte gar nicht zum Krieg neigten – zudem könnten einige wichtigste Heereslieferungen frühestens im April zur Stelle sein. Immerhin sei es natürlich unsere Pflicht, Italien bei möglichst guter Stimmung zu erhalten, und hierfür gebe es drei gleichzeitig anzuwendende Mittel. «Fragen Sie erstens die Leute immer wieder, warum sie nur so erpicht auf Triest sind; sagen Sie ihnen, dass Ita-

lien von diesem Besitz nur Schwierigkeiten haben würde, weil die gesamte Umgebung, das ganze Hinterland der Stadt slawisch und italienfeindlich ist. Lenken Sie zweitens die Phantasie Ihrer Hörer und Bekannten auf das englische Malta, das für ihre Grossmachtpläne tausendmal wichtiger ist als Triest und das sie sehr wohl gewinnen können, wenn sie mit uns, ja selbst wenn sie nur nicht gegen uns gehen. Und drittens – (aber das sei eine strengst vertrauliche Information, und keine Seele wisse noch etwas davon, und es würde den Italienern eine erschütternde Überraschung bereiten, und er, Töpke, mache mir diese Mitteilung unter dem Siegel der Verschwiegenheit, und ich dürfte nichts davon wissen, wenn es mir nicht morgen auch der Generalkonsul anvertraue, und ich müsste natürlich den allervorsichtigsten Gebrauch davon machen) – drittens können Sie andeuten, dass Österreich vielleicht unter sanfter deutscher Pression das Trentino abtreten wird.» Ich wurde dann noch mit Druckmaterial versehen, das mir im Kolleg und Gespräch Dienste leisten könnte. Es waren Notizen, die täglich von Rom aus versandt wurden und von nun an auch mir zugehen sollten; der Zettel führte den Namen: «Wir draussen».

Zwei Tage später erhielt ich genau die gleichen Ratschläge noch einmal vom Herrn Generalkonsul. Er war gerade so liebenswürdig wie Töpke, aber er gefiel mir weitaus weniger: seine Jovialität und Zuversicht wirkten viel zu betont und künstlich. Auch bat er mich, ich möchte ihm gelegentlich erzählen, was ich an Interessantem von Manacorda und anderen Kollegen hörte. Ich hatte keine Lust zu Zwischenträgereien, die man auch mit schlimmerem Namen hätte bezeichnen können, und beschloss, mich so selten als möglich auf dem Konsulat sehen zu lassen.

Die Wirkung der drei Punkte erprobte ich zuerst an Fajella während eines kleinen Spaziergangs im Largo. Er hörte mir friedfertig zu und sagte dann, von einer Abtretung des Trentino werde längst überall gesprochen, aber ohne Triest gebe sich niemand zufrieden, und das sei selbstverständlich; die Engländer andererseits

würden von den meisten verehrt und von allen ungemein respektiert, und sie sässen nun einmal in Malta. Mein zweites Versuchsobjekt war Fräulein Diaz, die Bibliothekarin, die in den ästhetischen Debatten des vorigen Jahres so eifrig und kundig für Croce Partei genommen hatte. Sie folgte mir mit deutlichem Missvergnügen. «Und wenn Österreich wirklich seinen ganzen Raub herausgäbe», erwiderte sie dann schroff, «und nicht bloss einen Fetzen davon, so würde mich das auch nicht zufriedenstellen. Wir wollen keine friedliche und kaufmännische Verrechnung mit Österreich, wir wollen es zerschlagen, und wir müssen diesen Krieg führen, um wieder eine starke Nation zu werden.» – «Vorigen Sommer waren Sie friedliebender, Signorina.» – «Ja, damals habe ich nicht gewusst, nicht mit dem Herzen gewusst, was Vaterland ist. Jetzt bin ich erwacht.» Ganz ähnlich hatte mir Johanna Krüger im Juli geschrieben, sie sei aus lauem Kosmopolitismus erwacht. Aber diese Parallele drängt sich mir erst heute auf. Damals in der Universitätsbibliothek lag sie mir völlig fern, und ich dachte nur: welch ein romanischer Fanatismus!

Und als spezifisch romanischen Fanatismus empfand ich auch die fürchterlichen farbigen Bilder der Zeitschriften, die an allen Kiosken hingen und gerade in einer von Analphabeten wimmelnden Stadt – der Schreiber vor dem Teatro San Carlo war noch immer von Kunden umlagert –, gerade in Neapel gewaltige Wirkung tun mussten. Selbst der schönfärbende Dr. Töpke, dem die italienische Presse im Augenblick gemässigt erschien und beinahe wirklich neutral, hatte von diesen Bildern mit Entrüstung gesprochen. Ganz wenig darunter war witzige Karikatur, das meiste nackte und blutige Gemeinheit.

Lieblingsperson (auch der Ansichtskarten) war Guglielmone, zu Deutsch etwa: Wilhelm der Geschwollene. Der Kaiser, immer durch den Adlerhelm und den aufgedrehten Haby-Schnurrbart gekennzeichnet, lag als Akrobat unbekleidet bis auf eine Badehose auf dem Rücken, sein Bauch balancierte eine ragende Stange, an deren Spitze sich Franz Joseph als Äffchen klammerte. Darunter

stand: «Ich halte es aus, Beppo, aber Du?» Oder der Kaiser reckte sich riesig mit riesigem Säbel zur Seite zwischen den winzigen Gestalten eines Franzosen, eines Engländers und eines Russen. Unterschrift: «Soll ich zuerst nach Paris oder nach London oder nach Petersburg?» – «Lass nur, wir besuchen dich gemeinsam in Berlin.» Oder ein Doppelbildnis: Links verzehrt Wilhelm einen apfelförmigen Globus; rechts hat er den Apfel fallen lassen und kauert zusammgeduckt unter den Fausthieben eines Engländers in rotem Waffenrock. So sahen die komischen Phantasien aus, und sie waren sehr harmlos im Vergleich zu den tragischen.

Wilhelm und Franz Joseph wandern als Gerippe mit Reisetaschen über ein Leichenfeld «Dem Frieden entgegen». Wilhelm richtet sich starr im Bett auf, das Haar gestäubt wie den Schnurrbart, den unvermeidlichen Adlerhelm auf dem Nachtkästchen, gegen ihn an drängen mit geballten Fäusten und verzerrten Gesichtern die Traumgestalten der Witwen und Waisen. Wilhelm sitzt auf einer Lokomotive, die mit Sichel in Menschenhaufen schneidet, Blut und Fleischfetzen kleben an Messern und Rädern. Wilhelm als züngelnde Schlange (natürlich mit dem Adlerhelm) umwindet die allegorischen Gestalten Belgiens und Frankreichs, im Genick der Schlange steckt ein Dolch, scheint aber noch keine Wirkung zu tun.

Neben solchen Phantasiebildern gibt es andere, die sich als Photographien oder als Zeichnungen nach der Wirklichkeit ausgaben. Hier spielte die zerschossene Kathedrale von Reims eine grosse Rolle, und in vielen Variationen sah man deutsche Feldgraue als Kirchen- und Klosterschänder, man sah deutsche und österreichische Soldaten, wie sie Gefangene ausplünderten, schlugen, grässlich folterten, und daneben standen die Offiziere der Henkersknechte und rauchten gemütsruhig und lächelten beifällig.

Und all diese Bilder fanden an jedem Kiosk und in jedem Schaufenster ihr Publikum, zerlumptes und auch gutgekleidetes. Damals lernte ich den Ekel vor der Strasse kennen, der mir dann zwanzig Jahre später in Deutschland würgender und dauernder

aufsteigen sollte. Und damals sagte ich mir immerfort, und es war ein rechter Trost in aller Bedrücktheit, so viel Schmutz und solche Niedrigkeit und Gehässigkeit könne es bei uns niemals geben. In den letzten Wochen zu Haus mochte ich auch in der deutschen Presse manches entdeckt haben, was mir wenig gefiel; jetzt schien sie mir wieder makellos rein, und im Vergleich mit dem, was ich hier sah, war sie es wirklich.

Ein Antrittsbesuch bei Croce hob mir ein wenig den Mut. Ich traf ihn und seine Frau fast allein, der einzige ausser mir anwesende Gast blieb den Abend über stumm. Beide Croces empfangen mich aufs Freundlichste; die Signora, die ein Kind erwartete, schien mir diesmal weit weniger böse im Aussehen und war bestimmt weit weniger präntiös in ihrem Wesen als vergangenen Winter. Ich klagte über die feindselige Stimmung, der ich überall begegnete. Beide redeten mir zu, sie nicht zu überschätzen. Die grausamen Bilder würden von niemandem ernst genommen, und in der massgebenden Presse werde sich der Friedenswille durchsetzen. In der Intelligenz herrsche die innere Verbundenheit mit Deutschland vor. Ich äusserte Zweifel daran, indem ich vom Zusammensein mit Manacorda erzählte. Croce erwiderte ziemlich heftig, Manacorda sei ein eitler und unklarer Kopf. Statt ernsthaft seine Professorenpflicht zu tun, sammle er mit seinem ewigen Wagnerkolleg allerlei Verehrerinnen und ganz wenige unreife Verehrer um sich, und wie er bisher literarisch posiert habe, so posiere er jetzt als Patriot und Vorkämpfer der Irredenta. Nur in einem Punkt stimmte Croce mit ihm überein: Auch er bemängelte an Deutschlands Verhalten das Fehlen des beau geste. Es war aber eine freundschaftliche und besorgte Kritik, die er übte, und ich fühlte mich in seinem Hause als Deutscher geboren.

Ein bisschen beruhigt suchte ich mir den Gleichmut zu bewahren, indem ich mich an meine private Arbeit machte. Der zweite Band meines «Montesquieu» musste auf Stapel gelegt werden. Er stellte wesentlich höhere Anforderungen an mich als der erste, da er ausschliesslich vom «Esprit des Lois» handelte und also von

den mir vertrauten literarischen Themen stark abwich. Und jetzt fehlte der Antrieb des vorgeschriebenen Liefertermins. So wurde ich nicht recht warm und schwankte und zögerte, und das tägliche Zusammensein mit Manacorda, der uns nach wie vor in Harmlosigkeit und Herzlichkeit besuchte, manchmal von Fajella oder Logatto, manchmal auch vom kleinen Cervis begleitet, und immer wieder sein Steckenpferd ritt, und die tägliche Zeitungslektüre und Betrachtung der Bilder und vor allem die blutige Entscheidungslosigkeit des Krieges fanden kein ausreichendes Gegengewicht. Ich beneidete den bärtigen Terzaghi, den Englandverehrer und Gräzisten, der ausser seinem Universitätskolleg wöchentlich achtundzwanzig Stunden an einem Gymnasium zu leisten hatte.

Endlich am 25. November konnte ich wenigstens mit meiner lettura anfangen. Dieser Beginn wurde mein grosser und sozusagen öffentlichster Tag in Neapel, scheinbar ein Dies ater, aber einen ganzen Schweif glücklicher Folgen hinter sich herschleifend.

Gleich im Portal der Universität kam mir ein Pedell entgegen, der auf mich gewartet zu haben schien, es sei oben «einige Bewegung», ob ich nicht lieber umkehren wolle. Ich sagte, ich werde sehen. Am Treppenabsatz des zweiten Stocks stand der dicke Dr. Jungano, der Direktor des Sekretariats, das freundliche Gesicht weniger gleichmütig als sonst. Es sei unruhiger, als er erwartet hätte, er rate zur Verschiebung der lettura. Ich erwiderte, ich hätte das harmloseste unpolitische Thema; wenn kein offizielles Verbot des Rektorats vorliege, wolle ich anfangen. Er zuckte die Achseln und begleitete mich hinein. Man hatte mir einen langen schlauchartigen Raum mit etwa achtzig Sitzplätzen zugewiesen, dessen einzige Tür nicht unmittelbar auf den Korridor führte, sondern in ein breit vorgelagertes Zimmer; das Katheder stand dieser Tür gegenüber weit hinten an der Rückwand. Alle Plätze waren besetzt, dazu drängten sich zahlreiche Studenten an den Längswänden des eigentlichen Kollegraums und in dem Durchgangszimmer. Hier sah ich auch eine Gruppe von fünf oder sechs Pedellen. Als ich

mit Jungano eintrat, hörte das laute Durcheinandersprechen auf. Ich ging rasch aufs Katheder, während Jungano in der Nähe der Tür Posten fasste, und begann möglichst unbefangen.

Meine Einleitung war der des Vorjahrs eng verwandt, nur dass ich mich nun nicht mehr ans Manuskript zu klammern brauchte. Gerade vor mir in der Mitte der ersten Reihe sass Logatto in seiner Felduniform, den Degen umgeschnallt, ein paar Bänke hinter ihm fiel mir ein rundlicher Japaner auf, überall im Saal und auch unter den Stehenden bemerkte ich Priesterstudenten in schwarzen Soutanen, viele mit ländlich derben Gesichtern. Manacorda war nicht zugegen. Eine Weile ging alles gut, dann wurde es in dem vorgelegerten Zimmer laut; Nachzügler schienen zu kommen, ich hörte Schritte, das Klappen der Aussentür. Die Unruhe ergriff den Schlauchengang, ein paar Hörer drehten sich um und zischten. Ich hatte meine Erfahrungen vom Vorjahr – «stillter ist es nirgends, Professore» – und sprach weiter, mit etwas erhobener Stimme, aber friedlich. Da schrie einer der Priesterstudenten hochaufgerichtet und sehr drohend «Silenzio!» Sofort brach ein Tumult los, ich unterschied in dem allgemeinen Gebrüll: «Viva il Belgio! – Viva la Francia! – Abbasso l’Austria!» und «Vogliamo Trieschte!», vor allem und immer wieder «Vogliamo Trieschte!» Aber von einem Sturm auf das Katheder war nichts zu spüren, die Szene schien mir für napoletanische Verhältnisse ziemlich harmlos.

Ich rief in eine sekundenlange Pause hinein, man möge mir für wenige Augenblicke das Wort lassen, ehe man weiterdemonstriere. Es wurde wirklich ruhig, und ich sagte, ich sei ein armer Philologe, der ihnen Triest nicht geben könne, weil er es nicht besitze, und dann, ernsthafter und eindringlicher, ich stünde hier im Auftrag des italienischen Ministeriums, um sie ein wenig Deutsch zu lehren, sie sollten doch die Politik beiseitelassen und die Universität als Stätte des Friedens und der Wissenschaft ehren, und endlich, mit gerührter Verve, ich hätte meine lettura trotz vorheriger Warnung in vollem Vertrauen auf die bekannte italienische

Ritterlichkeit begonnen und vermöchte nicht zu glauben, dass man mich enttäuschen oder kränken wolle. Das wirkte.

Der rundliche Japaner erhob sich halb von seinem Platz und sagte freundlich und bestimmt: «Der Professore hat recht; man muss Wissenschaft und Politik trennen; ich bin hergekommen, um Deutsch zu lernen.» Gleich darauf trat ein italienischer Student aus der Bank und redete mich in sehr höflichem Ton und mit wohlgesetzten Worten an: Niemand denke daran, mich persönlich zu beleidigen, und überhaupt gelte der Auftritt gar nicht mir, sondern den Übelgesinnten unter den Kommilitonen, den *tedescofilii*. Ich wollte beschwichtigend erwidern und hoffte nun ganz bestimmt, den Zwischenfall zum guten Ende zu führen.

In diesem Augenblick aber kochte es in Logatto über. Er sprang auf, stellte sich vor mein Katheder, umklammerte den Degenkorb mit der Linken, reckte die Rechte gegen das Auditorium und fiel mit leidenschaftlichen Worten über die Demonstranten her; sie verletzten die akademische Würde und das Gastrecht, sie seien unerzogen und unreif, sie verstünden nichts von der Politik und nichts von der Wissenschaft, man möchte sie überhaupt nicht für Studenten halten, sondern für *tramvieri*, wahrhaftig für *tramvieri*! Das war die schlimmste Beleidigung, die ihm einfiel, und nun gab es eine Explosion.

Man brüllte nicht nur, man sprang auf die Bänke, man drängte nach vorn, in die anderen Rufe mischte sich übertönend ein «*Spia tedesco!*» Ob der «Spion», ob der Ansturm mehr Logattos oder meiner Person galt, das war nicht festzustellen. Ehe die Wilden aber noch das Katheder erreicht hatten, stand plötzlich zu beiden Seiten des Leutnants eine Kette handfester Priesterstudenten, die Soutanenärmel zurückgeworfen, die Fäuste geballt. Es wirkte so komisch, *Ecclesia militans* unter militärischer Führung, dass ich mir gar keiner Gefahr bewusst wurde, sondern von meiner Höhe herab der beginnenden Prügelei interessiert zusah. Sie blieb nur wenige Augenblicke ungestört, denn jetzt drangen schnell und

geübt die Pedelle aus dem Vorraum ein, bahnten sich rasch einen Weg zu mir, umgaben mich und führten mich hinaus und zum Sekretariat.

Dort stellte sich bald Jungano ein; er sagte mir, er habe das Unheil vorausgesehen, immerhin sei es noch glimpflich abgelaufen, ohne jede zerbrochene Fensterscheibe und ohne jedes Loch im Kopf, auch glaube er nicht, dass ich die Sympathie der Studenten verschert hätte, doch solle ich jetzt hintenherum nach Hause gehen, da vor der Universität noch demonstriert werde.

Kaum hatte ich in der Pensione meiner Frau alles einigermassen sorgenvoll berichtet, da erschien Manacorda sehr erregt und voll überströmender Herzlichkeit, so als ob er mir Rechenschaft geben und sich entschuldigen müsste. Nach allem, was er gehört, habe es sich um einen ungezogenen Jungenstreich gehandelt, den niemand ernst nehmen würde, und ich selber hätte mich sehr gut gehalten. Wir sollten nicht betrübt zu Hause sitzen, sondern zum Tee zu Manacordas hinaufkommen, er verspreche uns gute Gesellschaft.

Wir trafen oben einen adligen Oberst, Kommandeur eines adligen Artillerieregiments, der mit derselben Bewunderung und Zuneigung von Deutschland sprach und dieselbe Friedfertigkeit und denselben Glauben an Italiens dauernde Neutralität bekundete, wie ich das alles nun schon oft aus militärischem Munde gehört hatte. Aber hier vernahm ich es das erste Mal von einem älteren und hohen Offizier. Über Logatto äusserte der Oberst lächelnd, das Verhalten des jungen Mannes sei ihm verständlich und sympathisch, freilich dürfte es ihm einen Rüffel eintragen und das Verbot, meine Vorlesungen weiter zu besuchen. (Das geschah denn auch, ja das Verbot wurde auf alle Offiziere und heeresangehörigen Akademiker in Neapel ausgedehnt.) Noch erfrischender als der Oberst wirkte Ruta auf mich, den ich im vorigen Jahr nur einmal bei Croce gesehen hatte und nun näher kennenlernte. Ruta war ein Literat und Bohemien in mittleren Jahren, dunkelhaarig, feurig und beweglich; seine grossen Hände, die immer in weissen Wollhandschuhen steckten – ich weiss nicht, aus welchen

Gründen, Manacorda nannte ihn unweigerlich «Ruta ai geloni», den mit den Frostbeulen –, seine grossen Hände fuchtelten vor meinem Gesicht, lagen auf meinen Schultern, hingen an meinen Rockknöpfen, so stürmisch sprach er auf mich ein von seiner Begeisterung für Gett und Eckel, womit er Goethe und Hegel meinte, für das ganze geistige Deutschland, für Deutschland überhaupt, von seiner Wut auf die törichte Demonstration, von seinen guten Wünschen für mich. Dann wurde über die Fortsetzung meiner lecture beraten. Manacorda meinte, wenn ich eine Woche pausieren wollte, so zöge sich alles von selber zurecht. Ich lehnte das ab. Falls das Rektorat nicht eingriffe, ginge ich gleich wieder aufs Katheder. Manacorda und der von ihm unzertrennliche Fajella äusserten Bedenken. Der Rektor würde sich ausschweigen und ängstlich beiseite halten – damit behielten sie vollkommen recht –, und bei erneutem Lärm würde ich als Schuldiger dastehn und die Kosten zu tragen haben. Ich beharrte aber bei meiner Absicht und führte sie am nächsten Tage aus.

Wieder war der Schlauch bis in den Vorsaal gefüllt, wieder lagen ein paar Pedelle in Bereitschaft, es herrschte aber Mäuschenstille. Und kaum stand ich auf dem Katheder, so erhob sich ein stürmisches Händeklatschen. Es war, als hätte man auf mein Kommen oder Nichtkommen gewettet. Ich sagte, ich sei kein Tenor, sondern nur, wie ich schon gestern betont hätte, «un povero filologo», und jetzt wollten wir brav üben: «Meine Tante hat einen Regenschirm, und mein Onkel hat einen Federhalter.» Gelächter, und alles war gut.

Und es blieb auch den ganzen Winter über gut. Freilich verlegte das vorsichtige Sekretariat meine sämtlichen Stunden vom Nachmittag auf acht Uhr morgens, denn um diese Zeit liessen sich nur die Arbeitswilligen und keine demonstrationslustigen Studenten sehen. Meine Hörschaft verringerte sich, aber sie schmolz doch nicht derart zusammen wie im Vorjahr, sie zeigte sich auch eifriger. Das hing nun doch wohl mit der Politik zusammen, denn wer jetzt zu mir kam, legte damit eine Art Glaubensbekenntnis

ab. Ich konnte ungehindert sprechen und fand manche Gelegenheit, in den Sprachunterricht ein Werben für Deutschland einfließen zu lassen. Das wurde immer gut aufgenommen, ich fragte mich nur, ob es Zweck habe, denn zu mir kamen ja eben nur solche Leute, die von Vornherein an Deutschland hingen.

So harmlos aber die Demonstration verlaufen war, eine bloss interne Angelegenheit der Universität blieb sie doch nicht. «Roma» brachte einen aufgebauchten Artikel: «Die Studenten schneiden einem deutschen Professor das Wort ab.» Darin war von «frenetischen Abbasso-la-Germania-Rufen» die Rede, ob schon man sich in Wahrheit mit dem altüblichen Preat auf Österreich begnügt hatte. Ich wurde schriftlich zum Generalkonsulat gebeten. Wewer hatte ein Aktenblatt vor sich liegen und verlangte mit sehr besorgter Miene genauen Bericht. Da sich inzwischen alles eingerenkt hatte und auch der hübsche Abend bei Manacorda in mir nachwirkte, so trat in meiner Erzählung die Komik des Vorfalles stark hervor. Der Konsul entwölkte sich immer mehr und sagte schliesslich, er freue sich, dass der Tumult unbedeutend gewesen oder dass ich ihn jedenfalls so leicht und nicht, wie er befürchtet, tragisch nähme. Ich möchte ihm doch, was ich eben erzählt, ganz so als «Bericht für die Regierung» aufsetzen, denn eben jetzt schienen sich bessere Beziehungen zwischen Italien und Deutschland anzubahnen, und jede Art neuer Trübung müsse durchaus vermieden werden.

Ich fühlte mich durch diesen Auftrag angenehm geschmeichelt und schrieb das Referat. Danach dachte ich eine Weile nicht mehr daran, denn inzwischen war ich halbwegs in die ersehnte Lage des vielbeschäftigten Terzaghi gekommen.

Auch das hing wohl mit der Demonstration zusammen, nämlich mit Manacordas Bemühung, mir Freundlichkeit zu erweisen und mich schadlos zu halten. In Suor Orsola brauchte man einen Dozenten für das Französische, weil der bisherige Fachvertreter zum französischen Heer einberufen war. Manacorda war der Be-

rater der patronisierenden Principessa Pignatelli, er unterrichtete auch selber dort oben, ich meinerseits war nun nicht mehr bloss Lektor des Deutschen, sondern Münchner Privatdozent der romanischen Philologie: also wurde mir die Nachfolge des Franzosen angeboten.

Suor Orsola war ein sogenanntes Istituto pareggiato, das heisst: den staatlichen Seminaren gleichgestellt. In ihrem Oberbau bildete die Anstalt Professoressen aus, die in Rang und Bildung zwischen Elementar- und Gymnasiallehrerinnen standen. Bei diesen Jahrgängen wurde die Kenntnis der französischen Sprache im Wesentlichen vorausgesetzt, es handelte sich darum, die Mädchen in die französische Literatur, besonders die klassische, einzuführen. Ich übernahm sechs Wochenstunden in drei verschiedenen Klassen, sehr erfreut, meine Tätigkeit und Erfahrung erweitern zu können, aber auch ein wenig beängstigt, denn ich hatte ja noch nie französische Literatur doziert, und mehr als den zusammenhängenden Vortrag in französischer Sprache fürchtete ich die italienische Erklärung französischer Texte, den eigentlichen Seminarunterricht also.

Wirklich kostete mich auch jede Lektion stundenlange Vorbereitung, und meine Tage waren nun reichlich ausgefüllt. Leichter als bei meinen Lektoratsanfängen hatte ich es nur insofern, als sich die Mädchen, meist Achtzehn- bis Zwanzigjährige, neben ihnen aber auch einige wesentlich ältere mit langer Dienstzeit an Volksschulen hinter sich, durchweg viel ruhiger verhielten als die Universitätsstudenten. Sie schienen mir auch eifriger und unabhäufelkter, sie hatten am «Cid» und an den «Femmes savantes» ihre offenbare Freude, sie hörten mir auch angespannt zu, wenn ich vortrug. Aber ihr Wissen war ungemein brüchig, es haperte da an allem. «Il a vendjou ses livres», sagte die Milisci, so als ob sie ein englisches u ausspräche. «Il a vendu, Mademoiselle, bitte wiederholen Sie.» Das stattliche Fräulein wiederholt gutwillig wie ein Kind, sagt aber noch einmal «vendjou». «Stammt vielleicht eine der Damen aus Turin?» – «Io, Professore!» – «Wie spricht man bei Ihnen zu Haus fortuna und sicuro aus?» – Strah-

lend: «Fortuna, sicuro.» – «Nun bitte ebenso: vendu» – Gleiches Strahlen: «vendjou». So war es mit der Aussprache, so mit der Grammatik und so erst recht mit der Wiedergabe des Gelesenen und meiner Vorträge und nun gar mit den freien conférences über Privatlektüre, für die mehr Lob als Kritik erwartet wurde.

Ich kämpfte noch sehr mit den eigenen Schwierigkeiten und war mir wohl deshalb des Tiefstands meiner Schülerinnen (nein: Studierenden!) noch nicht völlig bewusst, als ein aufregender und geheimnisvoller Brief aus München eintraf. Muncker schrieb, das Kultusministerium habe der Fakultät den Bericht über die Demonstration in meinem Kolleg überwiesen, darin werde mein «taktvolles Verhalten» gerühmt, und das habe der Fakultät grossen Eindruck gemacht und werde über kurz oder lang Früchte tragen. «Sehen Sie nur, dass Sie Ihren zweiten Band ‚Montesquieu‘ bald herausbringen – in der Romanistik fehlt es nicht an Möglichkeiten!» Gleich darauf erhielt ich Aufklärung durch Vossler. Seine Nachricht kam von einem Übungsplatz bei Strassburg, wo er Rekruten einer schweren Batterie ausbildete. Er urteilte, das sei weit weniger interessant als seine Münchener Tätigkeit, immerhin aber angenehmer als die meine in Neapel, wo er, Vossler, sich «über Manacorda und die lärmende Studentesca e tutti quanti zu Tode ärgern würde». Doch schiene ich mich ja gut zu halten. Ich sei jetzt mit Wärme für die neu zu gründende romanistische Professur an der Akademie Posen in Vorschlag gebracht worden. Vorteilhaft würde es sein, wenn mein «Montesquieu» gediehe.

Da fühlte ich nun wieder die Peitsche im Rücken. Um es gleich zu sagen: Nach Posen bin ich nicht gekommen. Aber ohne diesen Antrieb hätte ich niemals in den wenigen Wintermonaten meinen zweiten Band zustande gebracht; und hätte ich ihn damals nicht bewältigt, so wäre er wahrscheinlich nie bewältigt worden, denn danach sollten vier Jahre vergehen, ehe ich wieder zum ernstlichen Produzieren kam. Und wenn es auch nur meine subjektive Meinung ist, dass dieses Opus etwas taugt, so weiss ich doch ge-

nau, dass ich ihm schliesslich meine Professur verdankte und damit den Boden unter den Füßen und innere Freiheit.

Aber im Augenblick kam ich in grosse Bedrängnis. Wenn ich mich jetzt in das Buch versenken wollte, wie es mir meine Hauptpflicht zu sein schien, so glaubte ich den mühseligen Unterricht an Suor Orsola nicht weiterführen zu können. Doch als ich Manacorda von meiner Rücktrittsabsicht sprach, geriet er in Erregung und war tief gekränkt. Er habe mir durch das Angebot dieses Postens einen Vertrauens- und Freundschaftsbeweis geben wollen. Und wie würde er vor der gütigen Principessa dastehen? Sie hatte mich nach den ersten Stunden bitten lassen, mir einmal zuhören zu dürfen, hatte still auf der hintersten Bank gesessen, während ich eine «Cid»-Szene erklärte, hatte mir dann die Hand geschüttelt und mir später durch Manacorda sagen lassen, wie zufrieden sie sei und wie zufrieden die Mädchen sich geäußert hätten. Und nun sollte sie enttäuscht werden? Unmöglich! Ich müsste bleiben. Ich sagte, ich könnte die Stunden der Vorbereitung nicht aufbringen. Da ereiferte sich Manacorda gegen meine Pedanterie. Ich müsste doch längst gemerkt haben, wie wenig die Mädchen wüssten, ich machte mir die Lektionen viel zu schwer, ich sollte sie aus dem Ärmel schütteln, je einfacher und kindlicher, umso besser. Ich liess mich überreden, vorläufig im Amt zu bleiben.

Und dann wurde aus dem Provisorium ein Dauerzustand. Das hatte doppelten Grund.

Einmal empfand ich immer wieder lebhaftes Vergnügen an dieser Tätigkeit. Allein schon an dem Weg da hinauf, an dem auch im Winter schönen Garten und an dem herrlichen Ausblick. Aber auch an dem Unterricht selber, denn nun improvisierte ich ihn wirklich zum grössten Teil, und alles ging gut: Die Mädchen waren mir dankbar, und die Principessa, die auf ganze Stunden hereinkam, war es auch, und ich selber bekam Übung und Sprachgewandtheit und als Zugabe Einblick in italienische Köpfe. Freilich machte ich mir oft Vorwürfe, und im Tagebuch nannte ich Suor Orsola sogar meine Lasterhöhle der Gewissenlo-

sigkeit, aber Manacorda lachte mich deshalb aus und wiederholte ständig, alle Welt sei mit mir zufrieden, und im Examen würden die angehenden Professoressen höchstens die Hälfte von dem wissen, was ich in sie hineingepumpt hätte, und ihre «Punkte» würden sie doch bekommen. (Das habe ich nur in dem einzigen Ausnahmefall der Milisci erprobt, denn zur Zeit der allgemeinen Prüfungen war ich schon nicht mehr in Neapel.)

Aber noch mehr als die Freude an der Sache selber hielt mich dort oben die Angst vor den beschäftigungslosen Stunden fest, auf denen immer wieder der Druck des Krieges lastete. Denn die Arbeit an meinem Buch war zu schwer, als dass ich sie länger als höchstens drei, vier Stunden mit wirklicher Konzentration zu fördern vermochte. Meine Frau hat mir oft gesagt, sie habe vordem den Ausdruck: «mir raucht der Kopf» für eine blosser Metapher gehalten, in diesem Winter aber manchmal, wenn ich über einem besonders fatalen Kapitel des «Esprit des Lois» brütete, Rauchwölkchen aus meinen Haaren aufsteigen sehen.

So war ich denn ganz eingespannt, und die vielen Spaziergänge, Natur- und Lokalstudien des vorigen Jahres fielen fort. Nur gewöhnten wir uns daran, am Sonntag einen Vormittagsgang durch das Nationalmuseum zu machen. Unter den Besuchern fehlte es nie an zahlreichem Landvolk, ganzen kinderreichen Familien, in malerischer Tracht. Besonders in den pompejanischen Räumen wurden wir heimisch. Es war, als flanierte man vor den Schaufenstern einer Leipziger Strasse des antiken Imperiums. In tausend Varianten waren die Gebrauchsdinge und der Luxus des römischen Alltags ausgestellt. Irisierende Glasgefässe, elegante Tiegel mit langen geschmückten Griffen, worin wohl unmittelbar serviert wurde, Lampen, Schreibtäfelchen, blassrote Goldketten, Armbänder, Ringe von den schwersten Siegelringen, von Amtssiegeln an, die nur noch Ringform hatten, aber in ihrem grossen Gewicht kaum am Finger getragen wurden, bis zu den zierlichsten Reifen für Mädchen- und Kinderhände, Statuetten, Tiernippes in den glatten stilisierten Formen, wie sie jetzt ähnlich an den Ko-

penhagener Porzellanen zu sehen waren. Es fiel uns auf die Seele, dass wir die Ausgrabungen in Pompeji selber noch nicht kannten. Weil das von Neapel aus eine kleine Expedition bedeutete und einen ganzen Tag beanspruchte, hatten wir es bisher immer auf die Ferien verschoben, und in den Ferien wiederum waren wir nicht nach Pompeji gekommen, weil das so dicht bei Neapel lag und wir uns jedesmal entferntere Ziele gesetzt hatten. Diesmal wollten wir das Versäumte bestimmt nachholen. Aber im Augenblick konnte ich wirklich keinen ganzen Tag missen.

Und in den Weihnachtsferien gingen wir nach Rom und blieben dort die ganze freie Zeit, vom 19. Dezember bis zum 10. Januar. Wir waren jetzt bei der Signora Luccarini geradeso zu Hause wie bei der Frau Pastner, und wie in Neapel sass ich täglich über meinem «Montesquieu».

Nicht einmal das ständige wiederholungsreiche und ziemlich fragwürdige Klavierspiel und Singen der aufgedonnerten Argentinierin störte mich mehr, seit sie mein Herz mit einem Wort gewonnen hatte. Das Klavier im Salon stand an unserer Zimmerwand, und ich hatte ihr wohl im Durchgehen einen wenig liebevollen Blick zugeworfen. Da sagte sie ganz einfach und entschuldigend: «Je travaille, Monsieur.» Sie war Varietésoubrette, reiste mit ihrer verrunzelten grüngelben Mutter von Land zu Land, gab sich weder als Künstlerin noch als Sirene und übte tagaus, tagein ihre Nummer nach Art der Zirkusleute. So arbeiteten wir also beide Wand an Wand.

Die Befürchtungen der Padrona waren nur teilweise in Erfüllung gegangen, meist sassen zwölf Gäste um den Tisch – ich weiss das genau, denn als eines Tages ein dreizehnter erschien, standen die beiden Argentinierinnen sofort auf und liessen sich, solange der Unglücksbringer blieb, das Essen im Salon servieren. Ins Gespräch kamen wir nur gelegentlich mit einer behäbig essfreudigen, einigermaßen rabelaisisch angehauchten Französin mittleren Alters. Sie redete ohne allen Chauvinismus, bemitleidete alle Welt wegen des Krieges und sich selber am meisten. Sie habe den Kanonendonner der Marneschlacht gehört, sie habe

auch Verwüstungen gesehen, sie habe das nicht ertragen können und sei nach Italien geflüchtet, um wieder menschenwürdig zu leben. Das tat sie nun mit Behagen, und ich fragte mich, ob ich auch solch ein selbstsüchtiger Flüchtling sei. Dabei war es mir nur ein halber und schlechter Trost, dass mir das Behagen fehlte, und der Krieg immer gegenwärtig blieb. Gleich am ersten Abend hörten wir ja Lärm von der Strasse, und als wir hinaussahen, kam taktmässiges Gebrüll von einem Menschenhaufen: «Abbasso l’Austria! Abbasso l’Austria!» Die österreichische Gesandtschaft lag in unserer Nachbarschaft.

Weihnachten verlief ungemütlich. Wir hatten zum Heiligen Abend kein Bäumchen gefunden (aber am nächsten Tag trieben wir doch noch ein ganz winziges auf), und wir froren erbärmlich, noch erbärmlicher als letzten Winter in Paris, obwohl es in Strömen regnete und ein paarmal donnerte. Das richtige Frieren lernt man überhaupt nur im Süden.

Wir machten diesmal aus Stadt, Museen und Kirchen ein gründliches Studium, wir standen oft an dem malerischen Hochwasser des gelben Tiber – aber der Krieg war auf allen Gängen mit uns. Wir lasen im Café «Greco» die deutschen Zeitungen; sie brachten wenig Erfreuliches, und das Wenige wurde durch die italienische Presse und die Blätter der Entente paralysiert. Fürst Bülow sass als deutscher Sondergesandter in Rom, und jeden Tag hiess es, seine Mission sei bereits gescheitert, warum er nur bliebe. Stärker als die Berichte oder Lügen über bestimmte militärische und diplomatische Vorgänge berührten mich die masslosen allgemeinen Betrachtungen. «Giornale d’Italia» brachte eine Unterredung seines Korrespondenten mit «einem hohen russischen Heerführer»: Der General habe gesagt, Russland müsse schliesslich siegen, denn der russische Naturmensch, der elemento-uomo, sei dem deutschen Automaten, der macchina-uomo tedesca, überlegen. In einer englischen Zeitschrift sah man russische Ausgehobene, von ihren Angehörigen begleitet, fröhlich und begeistert zur Einkleidung marschieren; darunter stand, sie dräng-

ten sich zum Kampf «for the freedom of Europe». Wieder und wieder sagte ich mir, in Deutschland lebe doch eine bessere Menschheit, und ein gütiges Schicksal habe mich als Deutschen zur Welt kommen lassen.

In der Weihnachtsnummer des «Messagero» stand der Hassgesang an England «von dem berühmten und schrecklichen Dichter Ernesto Lissauer». Lag es an der geschwollenen Übersetzung oder am Weihnachtstage: Ganz so gut wie vordem gefiel mir das Gedicht nicht mehr. Aber als gerade die beiden idealistischen Amerikaner vom Vorjahr, der Lyriker und der Bildhauer, im «Greco» auftauchten und wir über die Verse debattierten – die beiden verurteilten sie gänzlich, und der Deutschamerikaner erklärte, er könne ein so vorsintflutliches Gefühl wie den Hass gegen ein ganzes Volk überhaupt nicht verstehen –, da nahm ich den dicken Lissauer leidenschaftlich in Schutz und sagte, er spreche mit seinem Hassgesang mir und uns allen aus der Seele, er habe damit unser bestes Kriegsgedicht geschrieben. Doch vierzehn Tage später wurde ich, wieder im «Greco», durch eine Notiz der «Frankfurter Zeitung» an Zuckermanns «Unten am Uferrand» erinnert; der Mann war in den Karpaten gefallen. Da meinte ich, dass wir ihm und nicht Lissauer das beste Kriegsgedicht verdankten.

Sylvester, wenigstens der Sylvesternachmittag, war schöner als der Weihnachtsabend. Noch einmal, wie im Sommer auf dem Palatin, wurde mir das Romstudium zum Romerlebnis. Wir wanderten die für das Auge endlose Via Appia sehr weit hinaus den sanften Albaner-Hügeln entgegen. Zu beiden Seiten dehnte sich die mattgrüne Campagna, rechts nur vom Horizont, links, wo in einem Abstand die grauen Bögen der antiken Aquädukte mitliefen, von den kantigen verschneiten Sabinerbergen begrenzt. So war der Naturrahmen ungleich weiter um diese Strasse gespannt als um den Kaiserpalast inmitten der Stadt, und sie wirkte noch weniger museumsartig, noch unmittelbarer zur Gegenwart gehörig als er. Trotzdem ist es mir immer einigermaßen rätselhaft geblieben, warum mich gerade die Via Appia als etwas so Lebendi-

ges und nicht nur als interessante oder erhabene Reliquie einer fernen Vergangenheit berührte. Denn sie ist ja eine ganz von Gräbern eingefasste Friedhofstrasse. Ihre massigen Backsteintürme sind Grabmonumente und wechseln mit Grabkammern, deren Decken bald halb, bald ganz eingestürzt sind, und mit aufgerichteten Grabplatten und mit gesprungenen Grabsäulen, und die dazwischengestreuten Bäume, dunkle Pinien und dunkle Zypressen, sind Friedhofsschmuck. Vielleicht rührte der Eindruck des wirklichen und atmenden Lebens daher, dass man sich eben doch auf keiner umschlossenen Ruhestätte befand, sondern auf einer Strasse, bisweilen gar auf dem ursprünglichen antiken Pflaster frei ins Land wanderte, und dass die Gräber immerfort mitwanderten. Aber wie dem auch sei: An diesem Nachmittag bewegten wir uns wahrhaftig im alten Rom, und das Heute war ausgeschaltet.

Doch kaum hatten wir die Stadt wieder erreicht, so begegneten wir den Resten und Nachwehen eines der alltäglichen Tumulte. Leute debattierten in kleinen Gruppen über Intervention und Neutralität, ein Carabinieri sprach gutmütig beschwichtigend auf einen etwa achtzehnjährigen Burschen mit hochrotem Kopf und zerzausten Haaren ein. Ein älterer Mann sah missbilligend zu und sagte laut, doch mehr zu sich selber als zu uns: «Tre, quattro ragazzi, cosa rappresentano? Proprio niente!» Waren es wirklich nur drei, vier Jungen, diese täglichen Demonstranten, stellten sie wirklich «rein gar nichts» vor? Die Frage liess mir keinen Augenblick Ruhe, denn ich sagte mir immer wieder, wenn sich Italien still verhielte, würden wir endlich mit den Gegnern fertig werden, wenn es uns aber in den Rücken falle, sei kein Ende des Krieges abzusehen.

Kurz vor unserer Abreise stiessen wir auf eine Demonstration, bei der es sich gewiss nicht um «drei, vier Jungen» handelte und die ein vielleicht nur neugieriges, jedenfalls aber massenhaftes und lautlos stilles Publikum fand. Unsere Trambahn war bei Santa Maria maggiore liegengeblieben, der Platz, die hohen Treppen, die Balkons und Dächer waren mit Menschen bedeckt, Kinder

und Halbwüchsige sassen auf Bäumen, Laternenpfählen und Mauervorsprüngen. An den Strassenecken klebten grosse Anschläge, heute kehre die Leiche Bruno Garibaldis heim «von den glorreichen Argonnenfeldern, wo er für die Freiheit der Völker gefallen». Schon von weit her hörte man die langsam nahende Musik, sie spielte immerfort nur das eine Lied, die Marseillaise. Hinter der Musik rollte der Leichenwagen, die Fahnentücher und Kranzschleifen über dem Sarg zeigten die italienischen, französischen und belgischen Farben. Über dem langen Gefolgszuge dagegen wehten nur umflorte rote Fahnen; sie trugen Aufschriften wie «Sozialistischer Zirkel», «Antiklerikale Eisenbahner», «Republikanische Vereinigung» ... Am letzten Abend vor diesen Ferien war ich in Neapel bei Croce gewesen, notgedrungen ermassen mit Manacorda zusammen. Sofort hatte sich die mir so peinliche Spannung zwischen den beiden sehr entschieden geäussert. Manacorda schalt «Italia nostra», worin Croce meine lärmenden Studenten abgekanzelt hatte, ein aufreizend «germanophiles» Blatt, Croce warf Manacorda kindliche Gefühlspolitik vor. Es lasse sich nicht abstreiten, hatte Manacorda gesagt, dass die Sache der Entente die Sache der Freiheit sei, und Croce hatte ihm erwidert, im Kern sei Deutschland ungleich demokratischer als Frankreich. Daran dachte ich, als ich die Aufschriften der Fahnen im Garibaldizuge las. Was half die Erkenntnis eines alleinstehenden Philosophen, wenn die offiziellen Vertreter der Freiheit, die mächtigen Linksparteien, durchweg entgegengesetzter Meinung waren? – In gewisser Hinsicht aber kam die italienische Neutralität doch auch bei dieser Gelegenheit noch zum Ausdruck. Die für den Abend angekündigte «Götterdämmerung» begann verspätet, weil die Marseillaisebläser vor Bruno Garibaldis Leichenwagen zum Opernorchester gehörten.

Bald nach den Ferien, am 14. Januar, erwarb ich mir den erwähnten fragwürdigen Ehrennamen des Innocente. «Wie fandest du das Erdbeben?» fragte meine Frau, als ich von der Morgenvorlesung zurückkam. «Welches Erdbeben? Ich habe nichts ge-

spürt.» – «Aber das Bett hier hat geschwankt, die Hängebirne hat geschaukelt, die Wände haben geknistert; ich bin rasch in den Balkontürrahmen getreten, weil doch beim Einsturz die Aussenmauern stehenbleiben sollen.» Gleich darauf brachte das Zimmermädchen die Nachricht, dass viele Häuser an der Küste Sprünge bekommen hätten, und eine Stunde später begannen die Extrablätter zu erscheinen, jedes mit schlimmerer Nachricht als das voraufgegangene. In den Abruzzen besonders hatte es furchtbaren Schaden und Menschenverlust gegeben, ganze Ortschaften waren vernichtet, so Avezzano an unsrer vorjährigen Sulmona-Rom-Strecke, wo von elftausend Einwohnern nur etliche hundert, und auch diese meist verwundet, am Leben sein sollten. In mein Tagebuch schrieb ich ein paar Tage später statt jeder Mitleidsäusserung: «Gott sei Dank! Die Katastrophe verdrängt den Krieg aus den Schlagzeilen und dämpft wohl ein wenig das Geschrei der Interventionisten. Wenn das nur vorhält!» Und sehr bald danach: «Das Beben hat nicht vorgehalten. Sooft die Rauchfahne über dem Vesuv ein bisschen grösser und dicker ist, denke ich jetzt: wenn er doch ausbräche! Vielleicht schüfe das Ablenkung.»

Die Grausamkeit der Notizen hatte ihren Grund in dem ständig wachsenden Druck der Situation. Logatto, der sich im Kolleg nicht mehr sehen lassen durfte, war in Zivilkleidung zu uns gekommen. Er sagte tief deprimiert, es sei ihm der furchtbarste Gedanke, gegen Deutschland kämpfen zu müssen, er halte den Krieg für unvermeidlich, und es würde doch «Englands Krieg» sein. Er erzählte, dass Manacorda während der Ferien in Oberitalien einige Vorträge gehalten habe, die zum Losschlagen drängten. In meiner Erbitterung vergass ich alle diplomatischen Vorsätze und fiel über Manacorda her. Wieder war er tödlich gekränkt: Man missdeute ihn völlig, wenn man ihn für einen Kriegshetzer, und nun gar gegen Deutschland, halte, er habe nur ganz allgemein den Patriotismus stärken und die italienischen Seelen wehrhaft machen wollen. Und wieder trug er mir meine Heftigkeit nicht nach und versicherte mich und Deutschland seiner unwandelbaren

Freundschaft. Und ich bin noch heute überzeugt davon, dass er nicht wissentlich log. Unser Gespräch hatte eine Wiederholung oder Fortsetzung vor Ruta gefunden, der gewissermassen als Schiedsrichter fungierte. Er hatte Manacordas Vorträge als unvorsichtig und unzeitgemäss abgelehnt und sich erneut mit schwingenden Armbewegungen zu Deutschland bekannt, um dann fortzufahren: «Österreich dagegen – mein eigener Vater hat noch in einem österreichischen Gefängnis gesessen, Österreich verabscheue ich, io l'abomino», und dabei hatte die offene bo-Silbe geklungen, als schösse man den Korken aus einer Kinderpistole.

Aber natürlich war es nicht dieser Vorfall allein gewesen, was mir den Mut nahm. Ich wurde jetzt täglich ein halbes dutzendmal an eine von mir und den Geschwistern oft als pietätlos belachte Redegewohnheit meines Vaters, gewiss ein Residuum des Ghettodeutsch, erinnert. Vater pflegte der unwichtigsten Verabredung, dem geringsten Versprechen, und wenn sie sich auf die nächste Stunde bezogen, die zur Formel erstarrte Trivialität anzuhängen: «Wenn ich lebe und gesund bin.» Genauso hiess es jetzt bei allem und jedem und in jedermanns Munde: «Wenn der Krieg nicht ausbricht.» – «Mademoiselle, wollen Sie nächste Woche eine Conférence über Molières Leben halten?» – «Si, Professore, se la guerra non scoppia.» – «Fajella, wollen Sie morgen mit uns Tee trinken?» – «Mit Vergnügen, Professore, se la guerra non scoppia.» Und so weiter in infinitum. Die Dardanellen-Aktion vervielfältigte noch den Gebrauch der Formel. Es gibt ein Abstumpfen und Sichgewöhnen, das zermürender wirkt als akut quälende Sorge.

Kaisers Geburtstag am 27. Januar sollte durch ein Festessen der Kolonie gefeiert werden, zu dem wir vom Konsulat geladen waren. Drei Tage vorher kam ein Rundschreiben, es sei «der Wunsch Seiner Majestät, dass Allerhöchster bevorstehender Geburtstag im Inland wie im Ausland nur mit Kirchen- und Schulfeiern begangen» werde. Wir kämpften uns durch tobenden Sturm zum Gottesdienst der deutschen Kolonie in einer kleinen gotischen Kirche an der Piazza dei Martiri. Der Altartisch zeigte den

Reichsadler und die schwarz-weiss-roten Farben, auch vom rückwärtigen Chor hing unser Fahnentuch. Etwa hundert Leute, meist Frauen, ein paar ältere Herren, keine vier jungen Männer hatten sich eingefunden. Der Pastor sprach weniger vom Kaiser als vom Volk, er hatte einen schönen Text gewählt: «Seid einig im Geist». Aber er fand in Salbung und Gerührtheit, die taktmässig miteinander wechselten, nur die abgebrauchtesten Kanzel- und Zeitungsphrasen, und alles, was er sagte, klang bedrückend und nichts erhebend. Die Worte «furchtbarer Ernst» und «zentnerlastend» wiederholten sich immerfort, er kam nicht davon los. Als neu empfand ich einzig, dass er «für unsere braven Truppen» betend, dem üblichen «zu Lande und zu Wasser» – «und in der Luft» hinzufügte. Der Chorgesang «Ein feste Burg» klang nicht sehr fest. Dafür überging man die Strophe: «Mit unsrer Macht ist nichts getan». Als Ersatz für das ausgefallene Festessen wurde bald nach dem Geburtstag ein vaterländischer Abend in den gemeinschaftlichen Räumen des deutschen und schweizerischen Klubs, einem hübschen Villino im Gartenhof eines riesigen Palazzo oben bei der Kaserne Pizzifalcone, veranstaltet. Man trug patriotische Lieder und Gedichte vor, ein alter Herr las rührende und pathetische Berichte aus Feldpostbriefen, die er stockend entzifferte, den Beschluss machte als allgemeiner Gesang «Heil Dir im Siegerkranz» und «Deutschland über alles». Die Stimmung blieb durchweg matt, es ergab sich auch hinterher kein Konnex der Anwesenden. Ich fing ein Gespräch in der Stuhldreihe hinter mir auf. Der Herr sagte: «Ich glaube nicht, dass die Italiener gegen uns gehen, wir liefern ihnen ja noch Kohlen.» Die Dame antwortete: «Ja, aber haben Sie die Verordnungen des Bundesrats und den Protest der Bäcker gelesen? Streckung der Mehlvorräte und Verbot, in der Nacht zu backen. Wenn es so um uns steht ...»

So stark beherrschte die Politik das italienische Interesse, dass die Studenten diesmal sogar den üblichen Tumult zur Erzwingung längerer Karnevalsferien vergassen. Ich weiss nicht, wo wir ohne

den Besuch der Frau Pagano bei ihrer Freundin und Geschäftsfreundin Pastner diese Ferien verlebt hätten, jedenfalls aber bestimmt nicht auf Capri. Denn unser altes auf die Heysenovellen und die Hochzeitsreisenden basiertes Vorurteil gegen Italien hatte sich immer in stärkster Konzentration auf Capri gerichtet, und so sehr wir auch sonst von der einstigen Voreingenommenheit geheilt waren, in diesem einen Punkte bestand sie noch. Als ich mir 1904 in den Bohèmeversen ein Zukunftsbild des Erfolges und der Üppigkeit ausmalte, da schrieb ich: «Villa Eva bau ich in Babelsberg dir, / Auf Capri ist unser Winterquartier.» Capri ragte damals als Gipfel mondäner Italianità noch über den Lido hinaus. Gerade deshalb war es uns in der Folge immer fragwürdiger erschienen. Dass es auch in steigendem Mass als elegantester Zufluchtsort vor der Härte des Paragraphen 175 genannt wurde, hatte es mir nicht liebenswerter gemacht. In Neapel begegnete man überall, in grossem und kleinem Format, in Öl und Aquarell oder auf Ansichtskarten photographiert, dem geleckten Bilde eines Caprifischers mit gepflegtem Vollbart, mit lächelnden Augen, mit glänzend roter phrygischer Mütze, der von Herzensgüte und beglückter Zufriedenheit mit Gott, der Welt und sich selber strahlte. Die glatte Süsse dieses Bildes war mir ein abstossendes Symbol der Insel. Aber nun erschien Anfang Januar Frau Pagano in der Partenope, fasste Zuneigung zu uns, schüttete uns ihr Herz aus und lud uns dringend zu sich ein. «Zahlen Sie mir, was Sie der Frau Pastner geben, Sie bekommen mein bestes Zimmer und das ganze Haus dazu, es steht ja doch leer.»

Sie war von Geburt Münchenerin, ihr vor einiger Zeit verstorbener Mann hatte ihr das Hotel Pagano auf Capri hinterlassen. Es war ein altberühmtes, baedeker-besterntes Haus. Dort hatte Scheffel zu Anfang der fünfziger Jahre den «Trompeter» geschrieben, dort hatten in den folgenden Jahrzehnten viele deutsche Maler und Autoren gewohnt. Aber jetzt ging es der scheinbar reichen Erbin schlecht, so bitter schlecht, dass sie nach Neapel herübergekommen war, um den einzigen Sohn aus einem teuren

Erziehungsinstitut zu nehmen. Ein in erster Instanz verlorener, in zweiter ungünstig stehender Erbschaftsprozess mit den Geschwistern ihres Mannes hatte sie schwer geschädigt, der Krieg ihr den Rest gegeben. Am 2. August waren all ihre Gäste abgereist. Sie klagte verzweifelt über die Falschheit ihrer italienischen Verwandten, die Korruptheit der italienischen Justiz, die Treulosigkeit und Tücke der Italiener überhaupt. «Wieviel haben sie bei uns zu Haus an Krupp verdient. Allein für das Stockwerk im ‚Quisisana‘ hat er jede Saison achttausend Lire bezahlt. Und jetzt weht über dem ‚Quisisana‘ die englische Fahne!» Mit der leidenschaftlichen Verdammung der Italiener aber wechselte die ebenso leidenschaftliche Verherrlichung ihrer Insel ab. Sie erzählte von einem Engländer, der vor zwanzig Jahren als Tourist «bloss mit einer Zahnbürste» herübergekommen sei, um am nächsten Tage nach Neapel zurückzufahren. Am nächsten Tage aber habe er sein Gepäck nachkommen lassen und bald darauf seinen gesamten Haushalt aus England. Er habe das paradiesische Capri nie wieder verlassen, er wolle dort bis an sein Lebensende bleiben und dort begraben werden.

Wir zogen von allen Urteilen und Berichten der Frau Pagano das viele ab, das offenbar auf die Rechnung ihres exaltierten Zustandes gesetzt werden musste, beschlossen aber doch einen zweitägigen Ausflug nach Capri. Nachher ging es uns ein klein wenig wie jenem legendären Engländer, das heisst, wir blieben die beiden Ferienwochen bis zur letzten Minute drüben, trotzdem das Bild des Fischers überall zu sehen war, meist umgeben von Photographien schöner und unbekleideter Jünglinge. Zwei Dinge fesselten uns.

Einmal das seltsame Haus Pagano selber. Es gehörte uns wirklich und buchstäblich ganz allein. Wir hatten ein richtiges Appartement, Salon und grosses Schlafzimmer, erhalten, wir hatten auch das Übermass der sämtlichen anderen Räume zu unserer Verfügung. Überall zeigten sich Eleganz und Verfall, überall hatte sich der deutsche Kunstgeschmack der Heysezeit verewigt. Alle

Wände waren bemalt. Humorvolles Behagen tat sich in Gnomen kund, Reinheit des Herzens und Kindlichkeit in Engeln und Weihnachtsmännern, Erotik in hüllenloser Weiblichkeit an Waldquellen oder auf blühenden Wiesen bei Sonnenauf- oder -Untergängen. Es fehlte auch nicht an entsprechenden und erklärenden Versen. In unserm Zimmer hatte Allers einen grossen pfeiferrauchenden Bismarckkopf mit Bleistift auf die Wand gezeichnet; auch das Reichsgründen schien hier eine glatte und behagliche Sache. Zwischen all dieser Kunst aber hingen solide Spinnenweben: Es mangelte an Personal. Die Klingeln und leider auch die Wasserspülungen waren in Unordnung geraten, das elektrische Licht versagte an vielen Punkten und wurde durch Petroleum ersetzt: Es mangelte an Geld zu jeder Reparatur. In dem grossen Hotelgarten vertrockneten die Apfelsinen auf und unter den Bäumen: Früher hatten sie den Nachtschisch für die Gäste geliefert, jetzt gab es keine Pflücker und keine Gäste. Es war nur noch ein Dienstmädchen da, das für Frau Pagano und uns kochte und den ganzen übrigen Dienst versah. Aber das Essen wurde uns in dem grossen Speisesaal serviert, und die Wirtin ass nicht mit uns: Wir waren in einem berühmten Hotel und nicht etwa in einer Familienpension. Dies Haus Pagano allein hätte uns halten können; seine Räume waren ein unstarres lebendiges Museum, und in seiner vollkommenen Ruhe und Abgeschlossenheit liess es sich prachtvoll arbeiten; die schwierigsten Stücke meines Buches brachte ich hier zustande.

Dem gespenstischen Hotel in Wandschmuck und Vergangenheit eng verwandt war das Café «Hiddigeigei», aber ganz so gescheitert und verlassen lag es doch nicht da, denn hier verkehrten immerhin ein paar englische Damen, auch stand es in engem räumlichem Zusammenhang mit einem Kolonialwarenladen.

Aber tausendmal mehr als alle Reize «Paganos» und «Hiddigeigeis» band uns doch Capri selber an Capri. Es war so wunderschön, so gar nicht widerlich süss wie die Bilder des geleckten Fischers und der wonnigen Knaben, auch nicht einmal bloss weich und anmutig, selbst jetzt nicht im zarten Vorfrühling mit

seinen Wiesenblumen, dem Rosa der über und über blühenden Mandelbäume, dem Weiss der ersten Orangenblüten. Denn so wie sich hier hinein die balladische graue Kahlheit der noch nackten knotigen Feigenäste schlang, so führten die hundert Strassen und Pfade ins Gebirge hinauf und zur Küste hinab überall aus dem Lieblichen ins Gewaltige, ins nordisch Düstere und Drohende. Wir glaubten uns oft nach Bornholm versetzt, auf ein mächtigeres Bornholm, und im nächsten Augenblick war doch der ganze Süden um uns. Und immer wieder, in immer neuen Ausschnitten und Anordnungen trat zur Schönheit der Insel selber die Pracht des Fernblicks über den Golf. Noch einmal, zum vorletztenmal in diesem Kapitel, und nachher wird es auf lange hinaus nicht mehr nötig sein, muss ich meines Eides gedenken.

Auf all den täglich unternommenen Gängen, selbst an den berühmtesten Punkten, waren wir so gut als allein. Der Krieg hatte mit den Forestieri ganz aufgeräumt. Nur dass er selber immerfort unser unentrinnbarer Begleiter war. Zeitungen gab es im «Hiddigeigei» kaum anders als im «Greco» und im «Gambrinus». Ein neues Schlagwort tauchte eben auf: «L'ora della decisione.» Die Stunde der Entscheidung sei nahe, sehr möglich, dass sie beim Zusammentritt der Kammer am 18. Februar schlage.

An diesem Donnerstag mussten wir nach Neapel zurück. Der Ministerpräsident sprach gewunden und unentschieden, Parlament und Presse gaben sich mit seinem diplomatischen (ich notierte: «aasgeiernd lauernden») Verhalten zufrieden; ich war so klug wie zuvor und nur jedes nächsten Tages noch ein wenig ungewisser.

Alles ging seinen gewohnten Gang weiter, der Unterricht an der Universität und Suor Orsola verlief ungestört, mit Manacorda hatte ich tägliche Zusammenstösse, die nie unser Verhältnis trübten – «Ihr seid gute Feinde, buoni nemici», sagte Fajella, «nein, wir sind Freunde», verbesserte Manacorda –, bei Croce fand ich noch ein paarmal gute Aufnahme, und bei ihm nicht anders als mit Manacorda wurden die gleichen Themen in gleicher Gesin-

nung endlos variiert, nichts anderes kam zur Sprache, sogar dass Croces eine Tochter bekommen hatten, erfuhr ich nur auf dem Umweg über Vossler. Ich arbeitete verbissen an meinem «Montesquieu»; seit zwei Jahren hatte mich nun dieses Opus über alles Geschehen hinweg von Ort zu Ort begleitet – noch drei, vier Wochen Ruhe, und ich hatte es beendet. Aber jeden Tag schrieben die Zeitungen von der «ora della decisione», und jeden Abend beim Abreißen des Kalenderblattes fragte ich mich, ob wir morgen interniert würden.

Am 9. März schien die Krisis da zu sein. Wir wollten gerade zeitig Nacht machen, da brüllte es vor unsern Fenstern: «O Mattiii!» Ein Extrablatt des deutschfreundlichen und wenig skandal-süchtigen «Mattino». Es berichtete, der Krieg mit Österreich stehe vor der Tür; da es die Abtretung seines italienischen Besitzes an Italien verweigert habe, sei es von Deutschland aufgegeben worden. So konnten sich die Dinge unmöglich verhalten; wenn Italien jetzt Österreich angriff, war es sofort auch mit Deutschland im Krieg, und wir sassen gefangen. Wir eilten in die Stadt: da herrschte das übliche laute und vergnügte Abendtreiben. Vor dem deutschen Konsulat war alles ruhig, vor dem österreichischen kein Carabiniere zu sehen, kein einziger «Abbasso»-Schreier zu hören. Pünktlich um elf näherte sich vom Bahnhof her anschwellend das reguläre Geheul: «La Tribuuu!» und «Na d'Itaaa!» Um diese Zeit wurden immer die Nachmittagsblätter der «Tribuna» und des «Giornale d'Italia» ausgerufen. Beide römischen Zeitungen enthielten kein beunruhigendes Wort. Wir sagten uns, fälschlich Totgesagte pflegten lange zu leben, und so werde es auch mit dem Frieden in Italien sein.

Kurze Zeit später schrieb ich den Schluss meines «Montesquieu». So lange hatte ich mich mit mühseliger und trockener Einzelanalyse herumschlagen müssen, nun konnte ich noch einmal aus mir herausgehen und trotz aller philologischen Disziplin aussprechen, was mich an meinem Mann menschlich ergriffen hatte. Das Manuskript ging gleich zum verabredeten sofortigen

Druck an Winter ab, und in der Gehobenheit meiner Stimmung sah ich die Dinge viel hoffnungsfreudiger an als seit Monaten.

Wie ich mir vorige Ostern die Lazertenschwänzchen als Omen genommen hatte, so sollte ich mir wieder ein Osteromen nehmen. Ich stand jetzt ein Jahr im italienischen Staatsdienst und hatte eben das ersehnte libretto ferroviario erhalten; die Frage war nur, ob mir Zeit bleiben würde, seine grossen Vergünstigungen auszunutzen. Wir planten längst eine ausgiebige Sizilienfahrt – wenn sie uns wirklich vergönnt war, so würde sich auch alles andere zum Guten wenden: Ich würde mein zweites anno scolare beenden, danach würden wir ganz Italien kreuz und quer bereisen, und bis wir nach Hause kämen, hätte Deutschland den Siegerfrieden erzwungen, dann könnte ich meine Dozentur in München antreten und vielleicht gar die Professur in Posen. Ich würde mit einem grossen Kolleg über Voltaire und Rousseau beginnen, und gleich jetzt sollte es vorbereitet werden.

Sofort holte ich mir einen tüchtigen Bücherstapel von der Universitätsbibliothek. Fräulein Diaz gab ihn mir kopfschüttelnd heraus. «Ich kann es nicht verstehen», sagte sie, «wie Sie sich mit französischer Literatur zu beschäftigen vermögen, während Ihr Vaterland mit Frankreich im Krieg liegt. Bédier in Paris hat neulich eine Broschüre über die deutschen Kriegsgreuel veröffentlicht: Vielleicht übertreibt er, aber er schreibt doch, wie es ihm ums Herz ist. Seid ihr denn herzlos?» Ich erwiderte: «Nein – aber Objektivität ist die schönste deutsche Eigenschaft, und dass der feine Skeptiker Bédier derart entgleisen könnte, hätte ich nicht für möglich gehalten.»

Am Sonnabend, dem 27., packten wir, ein Band Voltaire'dramen kam mit in den Koffer, und ich notierte: «Heut Abend um halb acht fahren wir, se la guerra non scoppia.» Wir fuhren wirklich. Freilich war der Postdampfer, die «Città die Siracusa», kriegsgrau gestrichen, und auf dem Verdeck standen mehrere leichte Kanonen und ein schweres Geschütz, auch wurde unfahrplanmässig langsame Fahrt gemacht, weil man die knappe Kohle für den Kriegsfall aufsparte.

Die ersten Tage auf Sizilien brachten mir eine leise Enttäuschung. Ich hatte eine Steigerung ins Exotische erwartet und fand nun Palermo alles in allem stiller, sauberer, normal-europäischer als Neapel – es fehlte nicht viel, und ich hätte es eine nüchterne Stadt genannt. Natürlich sah ich das Unsinnige dieses Urteils bald ein, aber der erste Gesamteindruck blieb doch haften, und auch den schönsten Einzelheiten gegenüber registrierte ich immer wieder: «Sehr schön, aber bei uns in Neapel ...» Vorläufig triumphierten über dies «bei uns in Neapel» nur die von den napoletanischen stark unterschiedenen sizilianischen Ziegen. Als wir in einem Hohlweg ausserhalb der Stadt der ersten Herde begegneten, mächtigen Tieren mit glattem schlohweissem, nur an den Köpfen hellbraunem Fell und mit Riesenhörnern gleich breiten gewundenen Bändern, sahen wir sie so bewundernd an, dass uns der Hirt geschmeichelt zurief: «Sono belle, è vero?»

Auch noch in Girgenti gaben mir die Ziegen die eigentlich sizilianische Impression. Gewiss war ich nicht unempfänglich für die Tempel, aber meiner archäologischen Ungeschultheit erschienen sie doch im Wesentlichen als eine Wiederholung dessen, was ich bereits und mit grösserer Andacht in Paestum in mich aufgenommen hatte. Allerdings lag ein besonderer Grund für diesen Mangel an völliger Hingabe vor. Die Reise sollte mir doch ein Orakel bedeuten, und hier in Girgenti ereignete sich etwas, das zur Auslegung drängte und nach Art alles Orakelhaften ebenso gut im günstigen wie im ungünstigen Sinn ausgelegt werden konnte.

Im Zuge nämlich hatte der Schaffner, der uns natürlich als Forstieri erkannte und untereinander Deutsch sprechen hörte, über meinem Libretto gestutzt. «Sie sind Tedesco?» fragte er. «Si, Prussiano», antwortete ich, denn Tedesco bedeutete in erster Linie der verhasste Österreicher. «Wie kommen Sie dann zum Libretto eines italienischen Beamten?» – «Ich bin Professore an der Universität Neapel.» Er hatte mir das Heft schweigend mit dem misstrauischsten Blick zurückgegeben. Darüber waren wir mit

unserm Gegenüber, einem Leutnant, ins Gespräch gekommen. Er erwies sich als fast noch grösserer Deutschen- und Friedensfreund als Logatto. Besonders einer seiner Sätze, den er mehrfach wiederholte, prägte sich mir ein. «Wie sollten wir gegen Deutschland kämpfen, wo wir doch gross geworden sind in Deutschlands Schatten!» Wir waren seiner Aufforderung gefolgt und mit ihm ins Hotel Grande Bretagne gegangen. Es war ein rein italienisches Albergo. Den Speisesaal füllten junge Offiziere, ein einziger Zivilist sass mit ihnen am grossen Rundtisch. Durch unsern Begleiter wurden wir in die Gesellschaft gezogen. Natürlich ging das Gespräch um den Krieg. Die Offiziere äusserten sich alle friedliebend und über Deutschland mindestens wohlwollend neutral, doch das konnte auch eine blossе uns erwiesene Höflichkeit sein. Nur der Zivilist, den ich für einen Schauspieler hielt, sprach einige pathetische Worte über Frankreichs Heldenmut und Martyrium. Da traten zwei Männer ein, ein alter und ein sehr handfester junger, und gingen sofort auf mich zu. Der Alte erklärte höflich, ich möge es mit dem Ernst der Lage verzeihen, sie seien vom Chef der Pubblica Sicurezza hergeschickt, der meine Papiere persönlich einsehen wolle. Ich gab ihm meinen deutschen Pass und das Libretto, lächelnd, aber doch stark beunruhigt. Der Zivilist sagte: «Es wird Ihnen nichts Übles geschehen und der Signora nun schon gewiss nicht; wir sind selbst im Krieg rücksichtsvoll und human.» Es war wohl gut gemeint, aber das fatal betonte «Wir» klang, als hätte er sagen wollen: «Wir sind keine Hunnen wie ihr.» Unser Leutnant zuckte die Achseln: «Nichts als subalterne Wichtigtuerei.» Dann bemühten sich alle, unbefangen weiterzuplaudern. Der Schauspieler trug ein langes Spottgedicht auf Österreichs Schwäche vor, doch war es nicht blutdürstig, und Guglielmo blieb ganz aus dem Spiel. Nach einer Viertelstunde schon hatte ich meine Legitimationen zurück, sie seien in Ordnung. Das war alles, aber es beschäftigte mich nachhaltig. Sollte ich mich an den Misstrauensakt der Behörde oder an die Friedensliebe der Offiziere halten? Am nächsten Tag drängte sich uns ein Gedanke

auf, der zu optimistischer Auffassung des Omens führte. Überall in den Strassen sahen wir die viele Mannschaft, die zu den vielen Offizieren gehörte. Also versammelte Italien nicht all seine Truppen an der Nordgrenze. Von Sizilien ging der Weg nach Malta und Tunis.

Diese optimistische Stimmung verstärkte sich in Syrakus. Eine ganze Kriegsflotte lag auf der Reede, und weiter draussen manövierten ein Panzerkreuzer und mehrere Torpedoboote. Im griechischen Theater kletterte eine Horde vergnügter Matrosen herum, von der See her dröhnten Schüsse. «Die ‚Margherita‘ versteht es», lachte einer, und ein anderer rief: «Morgen dampfen wir direktamente per Tunisi!» Wenn nur nicht am Quai gerade vor unserem Hotel die «Kattenturm» aus Bremen, die «Barcelona» aus Hamburg und noch ein paar andre kleinere deutsche Schiffe gelegen hätten und alle so häuslich auf Dauer eingerichtet. Sie waren bewohnt und gepflegt, es wurde an ihnen herumgespült, Wäsche hing zum Trocknen, und Küchenrauch wirbelte dünn. Sie hatten den neutralen Hafen bei Kriegsausbruch erreicht und lagen seitdem gefangen. «Noch herrscht England zur See», notierte ich und setzte einen dicken Strich unter das Noch.

In Syrakus empfing ich zum erstenmal den Eindruck des Neuen. Ich spürte eine weitere Entfernung von Europa als in Neapel. So mochte es in Afrika aussehen. Was mich darauf brachte, war vielleicht weniger die flimmernde Hitze über der steinernen Hochebene auf der Fahrt zum Fort Euryalos mit ihren in den Fels geschnittenen Wasserrinnen und der Oasenwuchs der Latomien als der ausgesprochen negroide Typ vieler Menschen. Der jugendliche Kutscher, der uns im Fahren immerfort unterhielt, wobei umschichtig von der Landschaft und den Bauten die Rede war und von seiner eigenen Geschichte und der seiner Familie, sprach mehrmals von seinem Enkelkind. Erst glaubten wir uns verhöhrt zu haben, dann fragten wir ihn nach seinem Alter. «Neunundzwanzig.» – «Und schon ein Enkel?» – Er hatte mit knapp fünfzehn geheiratet, seine Frau war dreizehn gewesen, und» seine erste Tochter hatte es wie die Mutter gehalten. Es gab für die sizi-

lianische Bevölkerung in Ausnahmefällen besonders zeitige Heiratslizenzen.

Und nun komme ich in die letzte und strengste Zone des selbst-auferlegten Schweigegebotes, nach Taormina. Ich vergass alles, was sich an leiser Enttäuschung in mir geregt hatte, ich vergass das törichte «bei uns in Neapel», ich vergass beinahe den Krieg – die wenigen Leute, mit denen wir ein paar Worte wechselten: der Wirt, ein Kustos, ein Geistlicher, ein beschäftigungsloser Fremdenführer, waren alle leidenschaftliche Parteigänger des Friedens – es gab keine blutige Welt, es gab keinen Druck auf dem Herzen, es gab nur die Seligkeit Taormina. Wir fühlten uns hier nicht als Touristen, wir waren für eine lange Woche ruhevoll ansässig. Das ist ganz wörtlich zu nehmen, denn stundenlang sassen wir täglich still auf unsern Lieblingsplätzen im grossen Theater, bald auf den oberen Stufen, bald unten, dicht bei der einsamen Agave. Nie störte ein Fremder. Wir fühlten uns so zu Hause, dass ich aus meinem Voltaireband vorlas, den «Ödipus» und den «Brutus». (Ich sehe das Naserümpfen des etwaigen Lesers: welch ein schlechter Geschmack, im echten römischen Theater den schwächsten Pseudoklassiker vorzulesen. Aber in das Römertum der Franzosen und die dichterische Kraft Voltaires lasse ich mir nicht hineinreden.) Von Zeit zu Zeit, in unregelmässigen, nicht sehr weiten Abständen unterbrach mich ein dumpfdrohender mächtiger Ton, etwas wie ein Kanonenschuss oder ein kurzes Donnerrollen oder das Aufbrüllen eines entfernten riesigen Tieres, etwas von alledem, aber ein ganz unbeschreiblicher, einzigartiger und unvergesslicher Ton. «Der Ätna arbeitet», hatte uns der Kustos belehrt, «und entspannt sich in solchem boato.» Dann legte ich das Buch beiseite und sah, was ich im Lesen um mich gefühlt hatte, den ebenmässigen und gewaltigen, ganz schneebedeckten Vulkan und die Gebirgsketten im Innern Siziliens und die Küste des Festlandes und das italienische Meer und den italienischen Frühling.

Nach Neapel zurück fuhren wir im Fährdampfer von Messina aus. Wenn ich mich heute an Messina erinnere, so ist alles ver-

klärt durch die Herrlichkeit der Landschaft und ihres üppig heissen Blühens. Ich könnte den Petrarca zitieren: «Der Tod war schön auf ihrem stillen Antlitz.» Aber damals schüttelte mich geradezu ein doppeltes Entsetzen. Ich muss wörtlich wiedergeben, was ich gleich nach unserer Ankunft in Neapel über Messina im Tagebuch notierte: «Ich weiss nicht, was bedrückender ist, die zerstörte alte oder die neue provisorische Stadt. Sieben Jahre sind seit dem Beben vergangen, man hat aufgeräumt, und alles ist gewiss noch schrecklicher geworden, als die frische Zerstörung war. Grasüberwachsene Strassen mit weidenden Schafen darauf, zu beiden Seiten nur Grundmauern – eine ausgegrabene antike Stadt. Andere Strassenzüge scheinen auf einige Entfernung und den ersten Blick ganz unversehrt; dann aber sind nur die Aussenmauern aufrecht, was dahinter war, fehlt, und die Dächer fehlen. An andern Häuserreihen wiederum sind die Fassaden zertrümmert, und ihre Wohnräume liegen offen wie auf dem Theater. Die Malerei einer Palast-Innenwand im ersten Stock scheint kaum versehrt. Bei einigen Palazzi hat der Unterbau standgehalten; über die abgebrochenen Säulen und Pfeiler ist unvermittelt ein ärmliches Dach gelegt worden. Dicht daneben wird noch immer aufgeräumt, man trägt Häuser ab, Schutt wird fortgefahren, alles ist in Mörtelstaub gehüllt. An etlichen Punkten sind Baustellen ausrasiert, an ganz wenigen nur Baugruben und nun gar schon Grundkonstruktionen für Neubauten vorhanden. Wie unendlich gering sind diese Anzeichen der Erneuerung gegenüber der Zerstörung, und das nach sieben Jahren! Aber noch viel trostloser finde ich die anschliessende neue Wohnstadt. Natürlich musste man unmittelbar nach der Katastrophe Unterkünfte für die Überlebenden und die Rettungsmannschaften herstellen. Mit diesen ersten Notbehelfen hat man sich begnügt, man hat sich in ihnen auf Dauer eingerichtet, vielleicht für immer abgefunden. Eine Barackenstadt für hunderttausend Einwohner. Holzbaracken, Wellblechbaracken, bald wie ein riesiges Seuchenlazarett, bald wie die Bauten eines Truppenübungsplatzes, bald wie Jahrmarktsbuden. In Holz

und Wellblech das für Italien übliche Postgebäude mit den Schaltern gegen ein offenes Hofviereck. Kirchen in Holz und Wellblech, Schulen in Holz und Wellblech. Auf den schmalen Strassen statt der Trottoirs Plankensteige. Vielleicht hat das alles, als es neu war, so hübsch und heiter ausgesehen wie eine für wenige Monate aufgebaute Ausstellung. Aber jetzt nach sieben Jahren! Und alles ist auch hier eingehüllt in den Mörtelstaub, der aus dem alten Messina herüberweht. Trostlos. Aber nein: ‚trostlos‘ ist von mir aus gelogen. Genau das Gegenteil ist richtig. Diese letzten sechs Stunden in Sizilien wenden mein Osterorakel ganz ins Günstige. Ich habe immerfort daran denken müssen, mit welchem Stolz im vorigen Jahr Manacorda vom Wiederaufbau Messinas sprach. Und nun dieses armselige äternisierte Provisorium! Ein Volk mit einer so schlecht verheilten, so ungepflegten Wunde im Leib wird und kann keinen Eroberungskrieg führen.» –

So war also die Sizilienfahrt völlig gelungen, beinahe über die Massen, denn mit dem Ätna vor dem inneren Blick erschien mir der Vesuv jetzt wie ein sanfter Hügel, wie ein unschuldiges Kinderspielzeug, und nach der sizilianischen Blumenpracht und Wärme empfanden wir den Neapeler Frühling als karg und kühl. Relativität des Empfindens: Mutter schrieb aus Meran, sie erhole sich beglückt vom Berliner Winter «im sonnigen Süden».

Aber es blieb mir wenig seelische Freiheit zu solchen Betrachtungen. Dass Italien nicht in den Krieg eintreten werde, versicherte ich mir nur deshalb alle Tage, weil jetzt niemand um mich her noch an den Frieden glaubte. Die erste Neuigkeit, die wir erfuhren, war die Abreise mehrerer deutscher Familien. Ich ging zum Konsulat. Wewer war in Rom, Töpke sprach sich besorgt aus. Die Abreise sei auf Anraten des Konsulats erfolgt. «Neulich hat es sehr schlecht gestanden, und während der Mobilisation werden die Bahnen verstopft sein. Im Augenblick soll Bülow wieder einige Hoffnung geben. Sie selber müssen natürlich auf Ihrem Posten bleiben. Wie es am besten mit Ihrer Frau zu halten ist, stelle ich anheim.»

Ich gab nicht mehr sonderlich viel auf die konsularische Weisheit. («Im Dezember landen wir bestimmt in England!») Aber das Benehmen meiner italienischen Umgebung machte mich stutzig. Ich wurde verhätschelt, ich kam mir vor wie ein Patient, den man auf alle Weise schonen, erheitern, über seinen Zustand in Unwissenheit erhalten will. Manacorda war noch freundschaftlicher um mich bemüht als sonst, er vermied jedes politische Gespräch, er sah mich traurig an und schwieg, wenn ich irgendetwas sagte, was ihn früher bestimmt zum Widerspruch gereizt hätte. Die Principessa kam merkwürdig oft in meine Klasse, nickte Beifall, rühmte mich vor den Schülerinnen (was sie früher nie getan hatte), schüttelte mir hinterher die Hand und versicherte täglich, wie leid es ihr tue, dass wir so sorgenvolle Zeit durchzumachen hätten. Im Oberkurs der Universität zeichnete sich seit Weihnachten ein Franziskaner aus, der recht gut Deutsch sprach und mir bei allen aufs Politische zielenden Andeutungen ausdrücklich beizupflichten pflegte. Er nutzte jetzt von sich aus jede Möglichkeit, das Gespräch auf den Krieg zu lenken, und nahm dabei derart heftig Deutschlands Partei, dass ich wiederholt seinen Enthusiasmus dämpfen musste. Die übrigen acht Hörer liessen den Mönch eifern, ohne Einspruch zu erheben. Fajella war dienstbeflissener als je. Von Logatto kam ein Brief. Sein Regiment rücke zu Übungen aus. Er hoffe beizeiten zurück zu sein, um sich persönlich von mir verabschieden zu können, ehe ich nach Deutschland heimkehrte. Aber für alle Fälle wolle er mir und meinem Vaterland seine herzliche Anhänglichkeit ausdrücken, die, was auch kommen möge, unverändert bestehen würde. Er schreibe das absichtlich in italienischer Sprache, um ganz als Italiener zu sprechen. Es war ein feierlicher und rührender Abschiedsbrief; Logatto glaubte bestimmt nicht an die Friedlichkeit seiner Regimentsübung. Auch Croce schien mir ein wenig wärmer im Ton und besorgter um den Frieden als sonst. Bei meinem letzten Besuch schalt er auf Savy-Lopez, den Salonlöwen und Romanisten. Der Mann, den man doch bisher als tüchtigen Wissenschaftler

durchaus ernst nehmen konnte, habe dieser Tage geschrieben, er liebe Deutschland, und eben deshalb halte er seine Niederlage für notwendig. Es müsse sehr klein werden, um wieder zu seiner alten Grösse zurückzufinden. Croce nannte das preziösen Unfug, mir selber schien der Ausspruch treulos, ja verbrecherisch. Wie hätte ich damals ahnen können, dass ich ihn vierundzwanzig Jahre später, ohne im Geringsten an Savy-Lopez zu denken, rein von mir aus, aus eigener verzweifelter Überzeugung, oft und wörtlich wiederholen würde.

Dieser Zustand der Umhegtheit auf dem Pulverfass dauerte vierzehn Tage, er schien zur Gewohnheit werden zu sollen wie das «*Se la guerra non scoppia*». Dann fand ich nach der Morgenlettura in der Universität zu Haus ein hektographiertes Schreiben des Konsulats vor: Alle Landsturmpflichtigen hätten zu sofortiger Gestellung in die Heimat abzureisen. Mein Urlaub war fast abgelaufen; der Antrag auf Verlängerung («eine blosser Formalität», hatte es im Oktober geheissen) lag noch unbeantwortet im Münchner Wehramt. Ich eilte ins Konsulat. Im Vorzimmer traf ich mehrere Leute meines Alters, kaufmännische Angestellte und Kellner, wie ich aus ihrem Gespräch hörte. Sie waren durchweg bedrückt und verbittert, von Kriegsbegeisterung war nichts zu spüren. Einer sagte: «Ich hoffe, mich auf Französisch drücken zu können.» Ein anderer: «Zehn Lire hab ich neulich für die Untersuchung durch den Konsulatsarzt bezahlen müssen. Als ich mich beschwerte, hat der Sekretär geantwortet: ‚Sie hätten gern das Doppelte gegeben, wenn der Doktor Sie untauglich erklärt hätte.‘ Da hat er weiss Gott recht.» Ich wurde zum Konsul Wewer hingeringerufen. Er war in grosser Erregung. Die Gesandtschaft in Rom habe jede Hoffnung verloren, und eben telefoniere man ihm, dass hier im Hafen eine für Deutschland und Österreich bestimmte Ladung beschlagnahmt worden sei. Ich fragte, wie ich mich verhalten sollte. Ich würde gern bis zum letzten Augenblick auf meinem Lektorposten bleiben, ich wüsste aber nicht, wie es um meinen Heeresurlaub stünde. Wewer antwortete: «Zahlen Sie

zwanzig Lire Gebührenvorschuss, und ich richte wegen Ihres Falles telegraphische Anfrage an das Auswärtige Amt.» Gleich darauf setzte er hinzu: «Aber das Geld wird hinausgeworfen sein. Sie können schon morgen im Konzentrationslager sitzen. Das Beste: Sie nehmen noch heute Abend den Zug!»

Da steckte mich die Aufgeregtheit des Mannes doch an. Ich stürmte nach Hause, benachrichtigte meine Frau, die sich gehetzt an das grosse Gepäck machte, und rannte in gleicher Hetze in die Stadt. (Wir hätten uns gar nicht so abäscern müssen; den Acht-Uhr-Abendzug versäumten wir doch und kamen erst um Mitternacht fort, und der eigentliche Kriegsausbruch erfolgte erst einen Monat später.) Unterwegs ging mir immer wieder durch den Kopf: Nun sind wir doch nicht in Pompeji gewesen. Daneben als Trost: Wenigstens werde ich meine Gänse nicht zu prüfen brauchen. Wie hätte ich ihnen Punkte geben sollen und wie sie verweigern können, ohne die gute Principessa zu kränken? In der Universität nahm sich Jungano mit alter Freundlichkeit meiner an, versprach meine Entschuldigung und Empfehlung dem Rektor und Dekan zu übermitteln, sorgte auch noch dafür, dass mir im Banco d'Italia mein Restgehalt ausgezahlt wurde. In Suor Orsola traf ich die Principessa und Manacorda. Die Principessa gab mir viele gerührte Worte und Segenswünsche auf den Weg. Manacorda war schweigsam und sagte nur, er wolle gegen Abend in die Pension kommen, um von uns beiden Abschied zu nehmen. Das tat er dann auch mit Tränen in den Augen, umarmte mich, küsste mich rechts und links und setzte mich in einige Verlegenheit, indem er ein Gleiches von mir erwartete. Am stürmischsten ging die Trennung von Frau Pastner vor sich, die um ihr zerstörtes Geschäft und die Tücke der Italiener barmte. Der sanfte Awocato und Ali verhielten sich philosophischer.

Von allen Menschen meines Kreises in Neapel habe ich nach diesen Tagen keinen wiedergesehen. Mit Croce, der es mir eine Zeitlang verübelte, dass ich in der Überstürzung der Abreise vergessen hatte, ihn noch einmal zu besuchen oder eine Zeile an ihn

zu richten, kam ich später in berufliche Korrespondenz; alle andern versanken ganz für mich. Manacorda hat mir nie die Studie in den «Süddeutschen Monatsheften» verziehen, die in Italien böses Aufsehen erregt haben soll, mir wiederum ging es allzu sehr gegen den Strich, dass er sich später der faschistischen Bewegung mit Eklat anschloss. Aber noch ein letztes Mal: Für unaufrichtig habe ich ihn nie gehalten. Und ebenso wenig habe ich je die Meinung von der tückischen Falschheit der Italiener überhaupt («des Italieners» hiesse es in der Sprache des Dritten Reichs) zu teilen vermocht, auch da nicht, als ich mich am heftigsten über ihre Grossmannssucht und ihr Aasgeiern ärgerte. Dass ich vom braven Fornelli nie wieder etwas hörte, möchte ich auf Rechnung seiner naiven Ichsucht setzen: Er hatte bei veränderten Verhältnissen alle Beziehung zu mir verloren. Für Logattos Schweigen aber weiss ich nur eine Erklärung: Ich nehme an, er ist aus dem ihm so sehr verhassten Krieg nicht heimgekehrt. –

Am nächsten Morgen tranken wir unsern Kaffee auf dem Bahnhof in Rom und fuhren dann gleich weiter, so rasch das bei dem Mangel an Schnellzügen gehen wollte. Jetzt war das kriegsrische Treiben, das wir auf der Hinfahrt im Herbst mit Freuden vermisst hatten, überall deutlich: Militärzüge standen auf den Stationen, Mannschaften wuschen sich an den Wasserleitungen, Wachen patrouillierten, es gab häufige Zugkontrollen. Dank meinem Libretto wurde ich überall sehr höflich als «Signor Professore» behandelt und hatte auch keine Zollschwierigkeiten. Unser Gepäck war bis zur Grenze befördert worden. Als ich es dort weiter aufgeben wollte und meinen deutschen Pass vorlegte, fragte der Beamte: «Rücken Sie ein?» Ich sagte, ich hätte Gestellungsbefehl. Dann sei mein Gepäck frei. Nachher, als ich die Koffer auf dem Karren wiedersah, fühlte ich einen leisen Schauer; rote Zettel klebten darauf mit dem schwarzen Kennwort: «Militärgut».

DRITTES KAPITEL: SOLDAT

1. Daheim

Die einfache Bezeichnung «Soldat» für dieses Kapitel zu wählen hat mich Überwindung gekostet. Die Überschrift lautete zuerst: «Kriegsfreiwilliges Militärgut». Ich änderte sie ab, weil ich den Vorwurf fürchtete, dies sei preziös oder Zeitungsdeutsch oder gar jüdisch gewitzelt. Und doch hätte ich sie vielleicht beibehalten sollen, denn während der ganzen folgenden Kriegsjahre habe ich an der Frage gerätselt, und heute tue ich es wieder und ganz so ergebnislos wie damals, was ich in höherem Masse war: aktiver Kriegsfreiwilliger oder passives Militärgut. Der Schauer, der mich in Ala überlaufen hatte, kehrte immer wieder und erregte immer wieder mein Gewissen. Dann zwang ich mich jedesmal zu einem Verhalten, das meiner natürlichen Regung zuwiderlief und das ich für pflichtgemäss hielt. Hinterher erfüllte solch fragwürdig freiwilliger Akt mich nie mit Zufriedenheit oder gar mit Stolz, und regelmässig stellte sich quälender Zweifel ein, ob nicht meine Pflicht gerade im Entgegengesetzten gelegen und ob ich mich nicht aus brüchigen Gründen entschieden hätte.

So ging es mir gleich am ersten Münchner Tag. Wir waren spät abends unangemeldet angekommen, und am nächsten Morgen begrüßte uns die Hauswirtin. Ich erzählte vom Gestellungsbefehl und dass ich gleich zum Wehramt müsste. Das dürfe ich nicht tun, widersprach sie. Ich solle mich erst mit ihrem Mann beraten, der zu Mittag aus seinem Amt im Kriegsministerium komme. Er

würde sicher einen Weg wissen, wie ich zum Nachrichten- oder Dolmetscherdienst gelangen könnte. «Wenn Sie sich ohne solchen Rückhalt stellen, nachher ist's zu spät – gleich sind Sie bei der Truppe und in ein paar Wochen draussen als Kanonenfutter.» – «Ich will mir keine Extrawurst braten lassen, Frau Rat», sagte ich, wollte es aber eigentlich überaus gern und ging, weil ich mir misstraute, beinahe im Laufschrift zum Wehramt in der Hessstrasse.

Dort wies man mich an einen Arzt und einen Feldwebel, beides ältere, freundliche und im Augenblick unbeschäftigte Männer. Der Arzt fragte mich nach meiner Verwandtschaft mit dem Mediziner Georg Klemperer und liess mich dann von meinem Aufenthalt in Italien erzählen. Der Feldwebel sagte: «Machen S' nur gleich hier ein Gesuch um Verwendung als Dolmetscher; vielleicht, wenn jetzt die Italiener kommen, hilft's Ihnen noch.» Dann wurde ich untersucht. «Ich kann nichts finden – gar nichts, Sie sind ganz gesund ... Hat Sie Ihr Herr Bruder untersucht? Hat auch der nichts gefunden? ... Können Sie selber gar keine Beschwerden angeben?» – «Ich fühle mich völlig gesund.» – «Sie haben stark entzündete Augen; ist das chronisch?» – «Ich bin drei Tage Eisenbahn gefahren, immer im Raucherabteil.» – «Ja, dann muss ich Sie wohl JI schreiben.» Hier mischte sich der Feldwebel ein: «So arg kräftig is er nüt. Vielleicht Feldartillerie?» – «Sehr kräftig sind Sie wirklich nicht. Soll ich FA schreiben?» – «Darf ich nach dem Unterschied fragen?» Die beiden sahen mich wegen meiner Ahnungslosigkeit beinahe gerührt an. «J I, volltauglich für Infanterie, bedeutet morgen Kaserne und Front in spätestens acht Wochen. FA, da können Sie noch eine ganze Weile spazierengehen und haben's nachher nicht ganz so schwer.» Ich glaubte, genügend Heroismus bewiesen zu haben, und schwieg mich aus. Der Doktor schrieb «FA», und ich selber setzte auch gleich am Pult des Feldwebels mein Dolmetschergesuch auf.

Die Worte der Frau Rat Meusel und die Szene auf dem Wehramt waren für mich die ersten Anzeichen einer gründlich veränderten Kriegsgesinnung der Heimat. Fast noch stärkeren Ein-

druck machte mir der Kampf um die Brotkarte. In Franzensfeste, im Speisewagen, war mir das gelbe süssliche Maisbrot aufgefallen, ich hatte es als österreichisches Kuriosum, als Phänomen einer gewiss peinlichen, aber eben nur österreichischen Notlage oder Schlamperei registriert. Jetzt ging ich auf Frau Meusels Anweisung gleich zur Kartenausgabe in der hübschen modernen Simmernschule, wo Volksschullehrer als Verteiler arbeiteten. Ich geriet an einen sehr unwirschen Herrn. «Die Sprechstunde ist vorüber – morgen um elf.» Ich setzte meinen Fall auseinander. «Geht mich gar nichts an. Morgen!» Anderntags war eine Menge kleiner Leute da. Der Lehrer kam spät und trat tyrannisch auf. «Wenn es mir passt, lasse ich Sie alle drei Stunden warten!», damit schlug er die Tür zu seinem Zimmer zu. Es gab lautes Schimpfen. Auf den Mann im Besondern, auf die Lehrer im Allgemeinen, auf den «ganzen Saustall», auf den «ewigen Krieg». Als ich endlich an die Reihe kam, drohte ich dem Lehrer mit einer Anzeige. Er entschuldigte sich, er sei überarbeitet, und seine Nerven hielten es nicht mehr aus. Der Krieg sei an allem schuld.

Der Auftritt prägte sich mir nur deshalb besonders ein, weil er der erste in seiner Art war, den ich erlebte. Überall traf ich jetzt auf Missmut und Gereiztheit. Im Herbst hatte mich der unpatriotische Ausbruch des Friseurs einen Augenblick erregt und war mir dann als belanglose Ausnahme erschienen – jetzt hörte ich auf Schritt und Tritt ähnliche Ergüsse. Alles, was Volk war, schimpfte beim kleinsten Anlass auf «sie». Sie: das waren bald die Regierenden und die einflussreichen Politiker, bald die Offiziere, bald die «Grosskopften», öfter noch die geringeren, doch in mancher Beziehung mächtigeren Machthaber wie der Bezirksfeldwebel oder der Volksschullehrer, der als Offiziersstellvertreter, wenn nicht gar Leutnant, in einem Verwaltungsamt Geld verdiente und allerlei andere rücksichtslos ausgenützte Vorteile besass. Sie (und hier lernte ich Worte kennen, die während meiner Abwesenheit aufgekommen waren): das waren die «Schieber»

und die Leute auf «Druckposten». Dabei verhehlten weder der Kellner noch der Bierfahrer, noch die Frau des im Felde stehenden Grünkrämers, dass solch ein Druckposten in der Etappe oder beim Proviantamt das erstrebenswerteste Ziel sei. Die Unabkömmlichen (auch so ein neues Wort) wurden gehasst, beneidet, bewundert. Und noch ein neues Wort gab es, ein besonders peinliches: die «Kriegsmutwilligen». Unreife Jungen und Streber, die Offiziere werden sollten; für nichts Besseres mehr galten die Freiwilligen, man rechnete auch sie zur Kategorie der «Sie». Zu den neuen Ausdrücken war in diesem Winter auch ein neues Sprichwort getreten: «Weit vom Schuss macht alte Soldaten.»

Ich darf mit alledem die mich umgebende Kriegsmüdigkeit nicht übertreiben. Ich sah einen Lastwagen mit blumengeschmückten behelmten Feldgrauen. Sie sangen und lachten. Aus einem Laden wurden ihnen Rettiche zugeworfen; der eine Soldat schwenkte seinen besonders grossen und weissen triumphierend über dem Helm, ein anderer warf den eben aufgefangenen einem kreischenden Mädchen auf den Hut und schrie: «A Handgranatn.» Einen Augenblick sagte ich mir: immer noch wie 1914. Aber dann glaubte ich doch einen Unterschied zu fühlen. Das war nicht die Begeisterung von damals, das war die gedankenlose Vergnüglichkeit robuster Dorfjungen, die sich auf eine Rauferei freuen, das war Landsknechtstum. Auf den Strassen begegnete ich überaus vielen Frauen und Mädchen in Schwarz und überaus vielen Verwundeten und Amputierten, die das schwarzweisse und blauweisse Bändchen des EK und des bayrischen Verdienstkreuzes trugen. Mehr als die Menge dieser Frauen und Soldaten fiel mir die Gleichgültigkeit der übrigen Passanten dem allzu gewohnten Anblick gegenüber auf. Und sehr bald stellte ich dieselbe Gleichgültigkeit bei mir selber fest.

Aber einmal wurde ich durch etwas Volksliedartiges erschüttert. Ich brachte meine zerlesene Lanson-Bibliographie des achtzehnten Jahrhunderts in eine Buchbinderei, die ich früher mehrfach aufgesucht hatte. Eine junge Frau in Schwarz lehnte ab, es

ginge nicht während des Krieges. Ich sagte, es wäre nicht eilig, ich würde gern ein paar Tage warten. Sie antwortete: «Die Buchbinderei ist g'sperrt, der Mann bindet leider nichts mehr.» Sie schien dabei ganz verwirrt und dumpf, sah mich gross an und trat an mir vorbei vor die Ladentür.

Das waren die Eindrücke der ersten Woche zu Haus.

In eben diesen Tagen sahen wir Mutter bei uns, die sehr erfrischt in Martas Begleitung aus Meran heimkehrte. Was beide aus der Familie und von Berlin erzählten, passte wenig zu Bertholds Karten, die in allem den Ton des Kriegsbeginns beibehielten, und umso genauer zu meinen Münchner Beobachtungen. Felix, noch immer im Osten, jetzt schon Oberstabsarzt und nicht mehr so unmittelbar gefährdet wie in den ersten Monaten, klage über zerrüttete Nerven und spreche sich sehr pessimistisch über die Dauer des Krieges aus. Eberhard, ebenfalls im Osten, schreibe zwar von der vordersten Front noch geradeso jungenhaft vergnügt und so zufrieden mit Vorgesetzten und Kameraden wie aus der Kaserne. Aber um seine Offizierslaufbahn stehe es misslich, obwohl sich Felix und Georg und auch der General Schott dafür einsetzen; es machten sich antisemitische Schwierigkeiten bemerkbar. Wie sich denn überhaupt Antisemitismus rege. Man spreche von jüdischen «Drückebergern», obschon es doch unverhältnismässig viel jüdische Freiwillige gebe und gerade die Juden auf korrekte Pflichterfüllung ängstlich bedacht seien, um nur ja nicht anzustossen. «Du solltest bloss sehen, was in Berliner christlichen Familien gehamstert wird», sagte Marta – auch «hamstern» war mir neu –, «und wie sich christliche Kaufleute aufs Schieben verstehen! Aber ihr in München wisst ja noch nichts von Mangel. So viele Kuchen, wie ich heut im Café Odéon gegessen habe, bekommt man in Berlin nicht in einer ganzen Woche. (Kuchen war markenfrei.) Auch Kartoffelnot haben wir.» Und dann war wieder von der Front die Rede. Von der ungerechten Verteilung der eisernen Kreuze und von Reibungen zwischen den Verbündeten: Die Deutschen würfen den Österreichern Schlappeheit und Unzuverlässigkeit vor, die Österreicher ärgerten sich über deutsche An-

massungen; in Lodz sei es zwischen einigen Truppenteilen zu blutigen Schlägereien gekommen.

«Wenn nur der Krieg endlich ein Ende hätte, und du müsstest nicht mehr hinaus!» waren Mutters letzte Worte auf dem Bahnhof. Gleich nach ihrer Abreise schien es fast zwei Tage lang, den 3. und 4. Mai, als sollte ihr Wunsch in Erfüllung gehen. Für mich fing das beim Barbier an, der, gerade als ich eintrat, eine Fahne heraussteckte. In der Stadt sei schon überall geflaggt, in Berlin der Schulunterricht ausgefallen, man wisse noch nichts Genaueres, aber es handle sich um einen Riesensieg im Osten. Dann kamen Telegramme: Frontdurchbruch bei Gorlice, Erfolg «unabsehbar». Am nächsten Abend stürzt der sonst so phlegmatische Rat Meusel zu uns herein: «Sie müssen das auch sehen – die Leute sind nicht mehr in den Büros zu halten, alles läuft auf die Strasse – wir gehen ins Hofbräu, und Lady (der Dackel) kriegt a Wurscht – nun haben wir die Entscheidung, nun kommt der Friede – Zahlen sind uns durchtelefoniert, Zahlen! 160'000 Gefangene, 463 Kanonen, 46 Panzerzüge ... oder waren es noch mehr? – Die Russen sind jedenfalls erledigt, und da können s' im Westen auch nichts mehr machen. Sicher kommt jetzt der Friede!»

Unten war wirklich grosses Treiben, aber schon an der Tramhaltestelle hörten wir einen Herrn unwirsch predigen, es sei alles nicht wahr, und in der Stadt hingen Anschläge: «Zur Aufklärung» und «Falsches Gerücht». Und tags darauf stand in der Zeitung: «Klageerhebung in Berlin wegen Missbrauchs der Firma WTB.» Der Sieg blieb trotzdem gross genug, aber ungleich grösser war die allgemeine Enttäuschung. Ich hörte in aber hundert Varianten: «Gesiegt haben sie schon oft genug – aber was ändert das?»

Doch gewichtiger als alles dies wirkte ein neuer Verkehr auf mich. Ich schreibe «Verkehr», weil Bekanntschaft zu wenig und Freundschaft zu viel besagen würde. (Zu einer wirklichen Freundschaft hat es in aller Folgezeit nicht ausgereicht, auch nicht zu einer wirklichen Feindschaft.) Beim ersten Betreten der Universitätsbibliothek war ich mit meinem Fachkollegen Lerch zusam-

mengetroffen. Darauf hatte er uns besucht, er allein. Dass er verheiratet war, erfuhren wir erst einige Tage später durch eine schriftliche Einladung zum Abendessen.

Ich hatte Lerch das Jahr zuvor nur ganz flüchtig nach meiner Probevorlesung kennengelernt und dabei ein sehr ungünstiges Bild von ihm erhalten. «Scheint mir kalt und dummdreist», lautet meine damalige Notiz. Von Vossler hatte ich ihn kurz als tüchtigen Grammatiker erwähnen hören, Muncker hatte ihn mehrmals mit offenkundiger, mehr dem Menschen als dem Wissenschaftler geltenden Antipathie genannt.

Jetzt wurde ich recht angenehm enttäuscht. Eugen Lerch, wesentlich jünger als ich (Jahrgang 1889 – jeder sprach damals von seinem Jahrgang), breitschultrig, schon ein bisschen beleibt, mit dünnen, sorgfältig auf den Kopf geklebten blonden Haaren und grossen, bebrillten, etwas schläfrigen blassblauen Augen, war durchaus nicht der trockene und enge Philologe, den ich nach seinen rein grammatischen Doktor- und Habilitationsthemen erwartet hatte. Auch jenes «kalt und dummdreist» nahm ich rasch zurück. Berliner von Geburt und von den Eltern und Grosseltern her, besass er in Tonfall und Ausdruck bei aller Vermeidung des in München wenig beliebten berlinischen Dialekts reichlich viel von der skeptischen Schnoddrigheit des Berliners. Aber diese Schnoddrigheit richtete sich nicht nur gegen andere, sondern auch gegen seine eigene Person. Er war ebenso unzufrieden mit sich selber wie mit der Welt. Es zeigte sich, dass ihn vieles eben dorthin zog, woher ich kam. Er sehnte sich nach freiem Schriftstellertum, schrieb Feuilletons und Kritiken für Zeitungen, machte hübsche satirische Verse und noch hübschere Versübersetzungen aus dem Französischen, war sehr für moderne Literatur interessiert, war sehr gegen akademischen Zwang und alles akademisch Standesgemässe eingenommen und spottete über Universitätsprofessoren im Allgemeinen und über die Münchner Kollegen im Besondern. Hier liess er nur Vossler gelten, der aber kein richtiger

Professor sei und hundertmal mehr als ein Professor, und konzentrierte seinen stärksten Hass auf Muncker. (Ob diese gegenseitige Abneigung einen bestimmten Anlass hatte oder nur dem vollkommenen Gegensatz der Naturen entsprang, habe ich nie ermitteln können.) Mit starker Verbitterung, die er unter Selbstironie zu verbergen suchte, sprach Lerch von der Aussichtslosigkeit seiner Laufbahn. Es gebe so wenige romanistische Professuren, Vossler, der trotz oder wegen seines wachsenden Ruhmes von den Fachkollegen viel angefeindet werde, dürfte seine Schüler kaum lancieren können, man müsse auf endlose Dozentenjahre und -misere gefasst sein. Ich fragte ihn, warum er bei alledem Dozent geworden sei. «Man will doch syntaxen», antwortete er. Syntaxen war seine private Wortbildung und sein Lieblingswort, syntaxen ging ihm über alle literarische Beschäftigung; es ist wohl auch das einzige, wobei er wesentlich eigene Begabung entwickelt und dem er wirkliche Treue bewahrt hat. (Dass Treue im Übrigen der schwächste Punkt seines sonst gutartigen Charakters war, habe ich später wiederholt beobachtet.)

Natürlich redeten wir gleich am ersten Abend, und sooft wir danach zusammentrafen, also sehr oft, ebenso viel vom Krieg und unsern Militärverhältnissen wie von unserm Beruf. Lerch machte aus seinem Kosmopolitismus und dem dringenden Wunsch, von allem Soldatentum verschont zu bleiben, nicht den geringsten Hehl. Seines nervösen Herzens halber, erzählte er, gehöre er zum ungedienten Landsturm und hoffe auch jetzt bei der drohenden Untersuchung freizukommen. Auf alle Fälle, denn das biete einen gewissen Schutz, tue er seit ein paar Monaten freiwilligen Aushilfsdienst in einem Sanitätsbüro; und sollte ihm die Gefahr näherücken, so werde er sich als freiwilliger Sanitäter in die Etappe melden, er habe da schon ein wenig vorgesorgt.

Eine grössere Überraschung als er selber bereitete mir dann seine Frau, die erste von den vieren (zwei legitimen und zwei illegitimen), die ich im Lauf der Jahre an seiner Seite gesehen habe.

Es ist seltsam, dass ich das Bild der Schwestern Sonja und Lydia Rabinowitsch nur unvollkommen im Gedächtnis halte. Gewiss, mit beiden bin ich nur wenige Monate zusammen gewesen, denn als ich bei Kriegsschluss nach München zurückkam, hatte die arme Sonja schon ihr grausames Ende gefunden, und die neuaufgetauchte Lydia verlegte glücklicherweise bald ihre Tätigkeit in die Schweiz; aber immerhin haben doch beide einen grossen Eindruck auf mich gemacht. Von ihrem Aussehen weiss ich nur noch, dass sie einander stark ähnelten, dass man ihnen die russische Jüdin auf den ersten Blick und mehr noch am Tonfall des ersten Wortes anmerkte, dass sie ziemlich entwickelte Anlage zu einer merkwürdig tief und schief gelagerten Üppigkeit und im sonst uneinprägsamen Gesicht auffallend kluge dunkle Augen besaßen. Nur dass Sonjas Augen einen weichen und gütigen, Lydias einen harten und fanatischen Ausdruck zeigten.

Vorerst also lernten wir Sonja kennen. Ihren Mädchennamen las ich gleich darauf vom Titelblatt ihrer Promotionsschrift. Es war eine Giessener Dissertation über die Arbeitsverhältnisse («unter besonderer Berücksichtigung der jüdischen Arbeiter») in irgendeinem russischen Produktionszweig und lag als einziges nationalökonomisches Buch unter lauter Philologie auf dem Schreibtisch am Fenster. Das Zimmer, in dem der Kaffeetisch mit deutlich hausgebackenem Kuchen die Mitte einnahm, war Arbeits-, Wohn- und Esszimmer in einem. Ausserdem enthielt die Wohnung nur noch Schlafzimmer, Küche, Bad und winzige Diele und erinnerte mich lebhaft an unsre eigenen Anfänge in Wilmersdorf weit draussen in der Weimarischen Strasse. Dass auch sie weit draussen lag, in der Schwabinger Clemensstrasse und dicht unterm Dach eines ganz neuen Hauses, verstärkte den Anklang. Armut und Bohème, halb zu verhüllen gesucht, wiederum auch mit einigem Stolz und Trotz betont, gaben das Gepräge. Bald wusste ich, dass es einige Analogie zwischen Lerchs und meinem Schicksal gab. Liebeseheliche ohne wirtschaftliche Sicherung und ohne Einverständnis seiner Angehörigen, mit denen er ganz zerfallen schien. («Meine Eltern sind sehr christlich, sehr bürgerlich,

sehr kaisertreu ... Mein Bruder steht, so viel ich weiss, an der Front ...») Auch Liebesee mit stürmischem Vorspiel: Er war ihr nach Giessen nachgereist, sie ihm nach Paris, wo er an seiner Habilitationsschrift arbeitete. Aber weiter reichte die Analogie gewiss nicht. Ich spürte von Anfang an, dass ein wirkliches Gleich und Gleich zwischen den beiden kaum bestand. Im Erotischen war sie der abhängigere Teil. Er liess sich ihre Liebe und Pflege ein wenig paschahaft gefallen. Der Kuchen war mehr für ihn gebacken als für sie und die Gäste und wurde ihm sorglich mit zärtlichen Blicken zugeschoben. Andererseits betonte sie ihre geistige Selbständigkeit, und es trat klar zutage, wie sehr sie ihn beeinflusste. Von gemeinsamer Arbeit, sagte sie wiederholt, halte sie nichts, dabei sei doch «immer nur einer Hauptsatz und der andere Nebensatz».

Wenn wir zu viert zusammen waren, drehte sich das Gespräch fast ausschliesslich um Krieg und Politik, und immer zog sie ihren Mann zu sich hinüber. Ihr Pazifismus war um vieles leidenschaftlicher als der seine. Einmal neigte er dazu, unserer Bewunderung einer besonders tapferen deutschen Heerestat beizustimmen. Seine Frau widersprach nachdrücklich. Sie habe bisher nur einen einzigen Fall von Heroismus in diesem Krieg erlebt: Einer ihrer Bekannten, zur russischen Armee ausgehoben, habe sich als Kriegsverweigerer standrechtlich erschiessen lassen. Ein andermal hechelten wir gemeinsam die jämmerliche Masse der Kriegsdichtung durch, die sich zwar in der Presse schon weniger breit machte, aber immer noch reichlich in Broschüren und Flugblättern hervortrat. Ich sagte: «Wenn man das mit der Lyrik der Freiheitskriege vergleicht ...» Da werde der Durchschnitt auch nichts getaugt haben und versunken sein, warf Lerch verständig ein. Sonja Lerch aber lehnte alle Kriegspoesie in Bausch und Bogen ab, weil es darin doch immer nur um Verherrlichung der Mordlust gehe. Mindestens für mein gegenwärtiges Lieblingsgedicht «Unten am Uferrand» stimme das nicht, erwiderte ich. Frau Lerch erzählte, sie habe den Dichter persönlich gekannt. Zuckermann sei

ein sehr friedlicher Rechtsanwalt gewesen, intellektuell nicht sehr bedeutend, musikalisch begabt, lyrisch ziemlich unproduktiv. Kurz vor dem Krieg habe er sein kleines Mädchen geheiratet. Er sei übrigens nicht in den Karpaten gefallen, sondern dort nur verwundet worden und erst später in einem Heimatlazarett am Typhus gestorben. Die Frau habe sich an seinem Grabe erschossen. «Die Verse der Todesahnung und Todesangst», urteilte sie, «hat er alten Volksliedern wenigstens ehrlich nachempfunden, aber der heroische Schluss ist erkünstelt und erlogen. Was war ihm ‚Belgerad‘?»

Besonders festgehalten habe ich noch zwei Gespräche, die sich im Juni um Zeitungsnachrichten drehten. Joseph Kohler, der langmähnige und schöngeistige Jurist an der Berliner Universität – ich glaube, er hat über Shakespeare geschrieben – veröffentlichte im «Tag» einen überall nachgedruckten Artikel. Darin erklärte er, das eroberte Belgien müsse dem deutschen Reich «nicht ein-, sondern angegliedert», es müsse nach «Kolonialrecht» regiert werden. Wir waren alle entrüstet, aber während ich sagte, einen solchen Exzess hätte ich allenfalls einem französischen, aber nie einem deutschen Professor zugetraut, meinte Sonja Lerch, so etwas bringe einzig und allein ein deutscher Professor fertig. Kurz darauf erschien im «Vorwärts» ein Friedensmanifest seiner Partei; die Regierung wurde aufgefordert, als Siegerin den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun. Ich nahm es für ein günstiges Zeichen, dass solch ein Manifest erscheinen durfte, und dachte, vielleicht wolle sich die Regierung gegen die eroberungssüchtige Rechte auf die Sozialdemokratie stützen.

Als wir uns über diese Angelegenheit unterhielten, waren wir schon mit Frau Lerch allein; ihr Mann hatte sich als freiwilliger Sanitätskanzlist in ein westliches Etappenlazarett geflüchtet, da bei seiner ärztlichen Untersuchung auf J II erkannt worden war und da man neuerdings zu Hause sehr rasch von J II zu J I avancierte. Sicherlich wirkte die Trennung von ihm sehr stark auf Sonja Lerch, und sie sprach mit viel grösserer, viel persönlicherer Bitterkeit als zuvor. Der Schritt der deutschen Sozialdemokratie

bedeute ihr keine Sühne: Ein Verbrechen wie die Bewilligung der Kriegskredite sei unsühnbar. «Das Manifest», sagte sie, «ist nur eine Geste und eine Farce, die deutschen Sozialdemokraten sind eben Deutsche und also genau so barbarisch wie die Konservativen.» An diesem Abend schob sie die ganze Schuld am Kriege und seiner Grausamkeit allein den Deutschen zu: Die eigentliche Brutstätte der europäischen Seuche sei Deutschland. – «Und Russland?» – «Jetzt gebe ich Ihnen das Zitat zurück, das Sie neulich auf den deutschen Antisemitismus anwandten: ‚Da läuft ein Kerl und schwingt die Hellebard, / Der nicht bemerkt, dass er getötet ward!‘ Der kriegführende Zarismus ist nicht das wahre und lebendige Russland. Das wartet auf seinen Augenblick. Natürlich wird es noch eine Weile, vielleicht Jahre warten müssen. Und das ist wohl auch gut so. Erst soll sich das mörderische Deutschland an den russischen Millionenheeren verbluten.» – «Sie sind doch sonst nicht so blutdürstig.» – «Nein, nur wo es sich um die Feinde der Menschheit handelt.» Diese verbohnte Feindschaft gegen Deutschland stemmte sich gegen mein Gefühl und entfernte mich von Sonja Lerch, mit der ich im Übrigen vielfach sympathisierte.

Wenige Tage vor ihrem wilden Ausbruch hatte auf Einladung des Oberbürgermeisters anlässlich der Einnahme Lembergs ein abendliches «Siegesfest» auf dem Rathausplatz stattgefunden. Musik und Ansprache und gemeinsamer Gesang des niederländischen Dankgebets, Zug zum Wittelsbachpalais, dem schönen englisch-gotischen Bau hinter den schöneren vollen und dunklen Bäumen. Meine Frau und ich waren mitmarschiert. Auf dem Mittelbalkon über dem Portal war hinter der hohen erleuchteten Glastür Bewegung unkenntlicher Gestalten gewesen. In dem Gedränge um uns hatte es Rufen, Singen, Hüte- und Tücherschwenken gegeben; dann war oben die Glastür geöffnet worden – Stille –, eine kleine gebückte Gestalt war an das Balkongitter getreten, hatte irgendetwas gesprochen und war langsam und gebückt wieder zurückgegangen. Da hatte ich heftig lachen müssen: Das Er-

scheinen des Königs hatte sich mir genauso dargestellt, als wenn im zoologischen Garten ein seltenes Tier für einen Augenblick aus seiner Höhle gelockt wird und gleich darauf uninteressiert und ziemlich verächtlich wieder in sich zurücktrotet. In meinem Tagebuch hatte ich notiert: «Ich glaube, es ist kein Funke mehr in mir von patriotischer Begeisterung oder Suggestionsfähigkeit. Die Ideale der Humanität und des Pazifismus stehen doch höher als jeder Nationalismus, und mein Glaube an die völlige deutsche Makellosigkeit ist doch sehr erschüttert.»

Aber nun rüttelte Sonja Lerchs masslose Ungerechtigkeit an mir. Von einer wirklichen und gar alleinigen Kriegsschuld Deutschlands konnte unmöglich die Rede sein, und wenn es bei uns Entgleisungen und Hässliches gab, so doch überall drüben auch und in ungleich höherem Masse; und wenn der Krieg ein allgemeines Unglück war, so musste ich, was an mir lag, dazu beitragen, ihn für Deutschland zum Guten zu wenden; aus reinem Selbsterhaltungstrieb musste ich das, denn mein ganzes inneres Wesen war ja deutsch. Wenn ich mich an meiner klaren Pflicht vorbeidrückte – es wäre nicht allzu schwierig gewesen; mit einem nervösen Herzen konnte ich auch aufwarten, und der freundliche Arzt in der Hessesstrasse hätte wohl für nachträglich angemeldete Beschwerden Verständnis gehabt –, wenn ich auch einen Unterschlupf zu Haus oder in der Etappe suchte, dann würde ich vor mir selber nie wieder intakt dastehen.

Aber wie lange würde ich den Anfechtungen standhalten, die von allen Seiten auf mich eindringen? Seit dem April war ich nun Feldartillerist in spe. Wenn es noch lange dauerte, bis man mich einberief, und wenn ein anständiger Ausweg für mich auftauchte, würde ich widerstehen können?

Doch ich muss im Bericht über meine letzten Zivilistenmonate im Krieg noch einmal zurückgreifen, ich habe eine wichtige Zäsur übergangen.

Der erste und kürzere Teil war der ungleich glücklichere, weil ich in einer starken Erregtheit lebte und keine Zeit zu Skrupeln

hatte. «Sie behalten ein paar Wochen zum Spazierengehen», hatte der Stabsarzt gesagt, und ich nahm die «paar Wochen» umso wörtlicher, als ich mein Schicksal an Italiens Kriegseintritt gebunden glaubte. Denn entweder würde man mich dann als Dolmetscher verwenden, oder aber – und das schien mir wahrscheinlicher, denn die Kenntnis der italienischen Sprache war ja mindestens unter den Österreichern weit verbreitet, aber auch in Bayern nicht selten –, oder man zog mich dann als Artilleristen ein, weil man eben dem neuen Feind gegenüber neue Truppen brauchte.

Bis in die letzten Apriltage war in der Presse von Italien noch immer als von einem neutralen, fast einem uns freundlichen Lande die Rede, man zitierte die uns wohlgesinnte, aber belanglos winzige «Concordia» und unterschlug, was die grossen italienischen Blätter schrieben; doch Anfang Mai änderte sich unvermittelt der Ton unserer Zeitungen. Jetzt hiess es, wir stünden italienischen Erpressungsversuchen mit kalter Ruhe gegenüber. Österreich habe dem nominell noch Verbündeten günstige Anerbieten gemacht; gebe man sich in Rom damit nicht zufrieden, habe man vielleicht gar schon mit der Entente paktiert, nun gut, die «welche Perfidie» finde uns vorbereitet. Die Munckerin sagte mir auf ihrem Jour (der sein besonderes Gepräge durch hausgebackenen Maiskuchen erhielt): «Sie werden sicher Dolmetscher, denn jetzt wird es Ernst mit Italien; der Bräutigam meines Mädchens ist zur Gebirgsartillerie gekommen und hat erzählt, seine Batterie rücke nach Tirol aus, zu den Österreichern.»

Ich fühlte mich gehetzt. Ich hatte in München schon die ersten Korrekturstreifen meines «Montesquieu» vorgefunden, und der Druck schritt eilig vorwärts. Da mein Manuskript handschriftlich vorgelegen hatte, so wimmelte es von Druckfehlern; auch bedurfte es stilistischer Feile. Es gab also für uns beide viel zu tun. Und noch etwas hielt uns beide in Atem. Bei Munckers hatte ich den kleinen schwärzlichen Redakteur der «Süddeutschen Monatshefte», Cossmann, kennengelernt, der in Erwartung des neuen Kriegsgegners ein Sonderheft «Italien» vorbereitete. Darin sollte

ich meine Eindrücke schildern. Dieser Aufsatz «Die letzten Friedensmonate in Italien» ist eine völlige Gemeinschaftsarbeit. Ich diktierte sie unmittelbar in die Maschine, aber wir besprachen jeden Satz, und häufig gab es lange Dispute, ehe wir uns einigten.

Die italienische Kriegserklärung wurde am Morgen des Pfingstmontags, am 24. Mai, bekannt. Den Tag zuvor war die Italienstudie fertig geworden, und gerade an diesem Tage setzte ich das Imprimatur unter den letzten Bogen meines «Montesquieu». Dann machten wir einen Spaziergang zum Aumeister hinaus. Die Baumgruppen standen im hellsten Grün, die Wiesen blühten, der Flieder blühte, es war unser zweiter Frühling in diesem Jahr. Ich empfand ein sehr starkes Glücksgefühl und Dankbarkeit gegen mein Schicksal. Ein wenig hatte ich nun doch geleistet, wenn es auch nicht das im vorigen Jahrzehnt erhoffte Dichterische war. Und mein Leben hatte durchaus über dem Alltag gelegen. Und unsere schöne Gemeinsamkeit hatte all die vielen Jahre gehalten und sich nur immer befestigt; vielleicht, nein sicher übertrafen diese letzten unterm Schwert durchlebten Wochen selbst unsern Sommer 1904. Und wenn jetzt das Ende kam, dann war es kein schlechtes Ende. Es war doch etwas dran an dem alten Soldatenlied: «Kein schön'rer Tod ist in der Welt...»

Die hohe Stimmung hielt einen Tag lang an.

Aber eine Woche verging und noch eine, ohne dass ich einberufen wurde, und aus dem pathetischen «Unterm Schwert» wurde, je mehr unser Leben ins Normale zurückstrebte, das immer peinlichere Gefühl eines lästigen Provisoriums. Die erste Münchner Zeit hatten wir ziemlich bohèmeartig und fast aus den Koffern gelebt. Wenn ich ins Feld kam, ging meine Frau besser nach Urfeld, als dass sie allein in der grossen Wohnung hauste. Auch fehlte es uns an Bedienung. Meine Frau war, wie gesagt, durch Korrekturen und Schreibmaschine in Anspruch genommen, ein neues Mädchen konnten wir nicht auf ungewisse, wahrscheinlich kurze Frist engagieren, und das Perlchen war zu seiner grossen

Betrübnis bei einer Fleischerfamilie «eing'standen» und hatte uns nur seine Grossmutter zur Aushilfe geschickt.

Aber gleich nach Pfingsten erschien das Perlchen doch wieder; sie wolle bei ihrer «lieben Frau» sein, solange es gehe, hernach finde sich schon etwas anderes; der Fleischermeisterin habe sie absichtlich einen solchen Ärger bereitet, dass sie herausgeworfen worden und also ohne Vertragsbruch freigekommen sei. Da begannen denn für uns wieder die häuslichen Freuden der Kalbshaxen und Dampfnudeln, variiert durch allerlei noch nicht bedrückliche Kriegsrezepte, unter denen die Kartoffeltorte obenan stand. Ich hätte nun, vom «Montesquieu» und vom Schwabingerbräu erlöst, sehr wohl eine neue grössere Arbeit anfangen können; aber da war noch immer die Ungewissheit des nächsten Tages. So setzte ich nur in massvollem Tempo das Voltairestudium für mein erstes Kolleg fort – wann würde ich es halten? Der Tag war nicht mehr straff ausgefüllt; Zeitungslektüre, Beobachtung der fremden und eigenen Stimmungen, Verkehr mit den Lerchs machten sich breit. Ich sagte mir öfter, der gegenwärtige Zustand könne noch lange dauern, und allmählich setzte sich der Gedanke der Dauer fest. Erst kauften wir Blumentöpfe für die Fenster, dann machten wir einen grossen Einkauf: Fahrräder.

Ich weiss nicht, wann und wo mein Rad aus der Lehrlingszeit geendet hatte. Ganz den Genuss von damals fand ich nicht wieder, es mischten sich allerhand Teufeleien ins Spiel. Man hatte inzwischen den Freilauf erfunden, er war mir ungewohnt, und auf abschüssiger Strasse stürzte ich einmal sehr unangenehm, zerschund mich und verbog das Vorderrad. Meine Frau musste das Fahren erst erlernen, sie bekam nicht so feinen Unterricht in geschlossener Bahn wie ich im vorigen Jahrhundert. Abends in stillen Schwabinger Strassen stieg sie auf, und ich lief haltend und schiebend nebenher, buchstäblich im Schweisse meines Angesichts, denn es war sehr heiss geworden. Sie war bald sattelfest, verglich aber das Radfahren mit dem in ihrer Kinder- und Backfischzeit betriebenen Reiten und Kutschieren und gewann es nie sonderlich gern.

Ein Opfer des neuen Sports wurde unser Stammcafé «Maria Theresia»: Der Oberkellner wollte nicht gestatten, dass wir unsre Räder an den Tisch des Vorgartens lehnten, obwohl schon zwei andre so platziert waren; darüber kam es zu Zwist und Trennung. Das hatte wenigstens insofern sein Gutes, als wir einige andre untereinander sehr verschiedene Kaffeehäuser Münchens kennenlernten. Das am Karlstor mit seinem lauten Grossbetrieb, durch den sich die vielen eifrigen Schachspieler nicht stören liessen, hatte sich seit meinem Fuchssemester in nichts verändert. Das Café «Noris» in Schwabing war die drolligste Mischung aus armseliger Kleinbürgerlichkeit und armseliger Bohème; hier sass die Malschüler, im «Stephanie» die Arrivierten. Das feine «Odéon», im Frieden Dehlingers Lieblingslokal, wurde von studierenden Damen bevorzugt, die gleiches Gewicht auf Freiheit und Anstand, auf die noch immer etwas emanzipierte Zigarette und reichliche Kuchen- und Schlagsahneportionen legten. Nur leider war keines dieser Ersatzcafés so gut mit Zeitungen versehen wie das «Maria Theresia».

Immerhin entschädigten uns die Räder für den Verlust, indem sie unsern Aktionsradius erweiterten. Wir fuhren nach Freimann, nach Schleissheim, nach Nymphenburg. Ein paarmal sahen wir dort draussen Wohnungen an. Aus Posen war nichts geworden, und so mussten wir mit einem langen Aufenthalt in München rechnen.

Am 7-Juni hatte ich meinen Amtseid vor dem Rektor geleistet. Da das Rektorat diesmal einen Mediziner, Friedrich Müller, getroffen hatte, war der Schwur eine eilige und wenig feierliche Handlung gewesen. «Ich habe Sie darauf aufmerksam zu machen, Herr Privatdozent, dass Sie durch diese Verpflichtung nicht im eigentlichen Sinne Beamter werden und keine Versorgungsansprüche zu stellen berechtigt sind ... Heben Sie bitte die rechte Hand und sprechen Sie mir nach ... unterschreiben Sie bitte ... mit Ihrem Herrn Bruder habe ich in der Universität zusammen gearbeitet – adieu, Herr Kollege ... der andere Herr bitte, der Institutsassistent ...», alles im gleichen Tonfall und in knapp einer Minu-

te. Wenn sich ein Privatdozent nichts Gröbliches zuschulden kommen liess, pflegte er nach sechs Jahren «Titel und Rang eines (unbesoldeten) ausserordentlichen Professors» zu erhalten; diese Zeit warteten wir besser in irgendeinem Vorort und kleinem Nest ab als in München selber.

Aber freilich: Erst mussten wir den Krieg hinter uns haben. Alles Sicheingewöhnen verdrängte doch nicht das lastende Warten und die zermürbende Ungewissheit. Rechte Sammlung zur Arbeit fand ich nach wie vor nicht, und die Ablenkungen wirkten nicht ablenkend genug.

Auch nicht die gelegentlichen Theaterbesuche. Nur eine ausgezeichnete Aufführung des mir noch unbekanntes Gogolschen «Revisors» interessierte mich sehr. Ich las das Stück hinterher mit erneutem Genuss, ich notierte noch einmal mein altes «Bei uns unmöglich». Wie oft habe ich später an den «Revisor» und dieses letzte «Bei uns unmöglich!» zurückdenken müssen!

In den Dingen des Herzens war nun die hohe Stimmung des Pfingstmontags in tiefe Bitterkeit umgeschlagen: dies äternisierte Abschiedsgefühl war bald grausam komisch, bald nichts als grausam. Man glaubt bei jedem elenden Zustand, schlimmer könne es nicht kommen; aber es kann schon – die Qual dieses Frühsommers war nur ein schwaches Vorspiel dessen, was mir der Herbst bringen sollte. Immerhin, im Anfang Juli schien sie mir unerträglich. Ich erwog ernstlich, ob ich nicht irgendetwas unternehmen könnte, was mich sicherte, und schämte mich solcher Erwägungen.

Da besuchte uns unvermutet der junge Crusius, von dem wir lange nichts gehört hatten. Bei unserm letzten Zusammensein war er gerade als Freiwilliger zurückgewiesen worden; jetzt trug er Uniform. Er erzählte, er sei im April zum siebenten Feldartillerieregiment ausgehoben worden und habe es dort sehr gut. Die Einjährigen würden nach zwei, drei Monaten zu Gefreiten befördert, müssten dann beim Ausbilden der Rekruten (beim «Abrichten» hiess das auf Bayrisch) mithelfen und kämen oft erst als Unteroffiziere ins Feld, was eine grosse Diensterleichterung bedeute.

Er selber sei jetzt Abrichter, vorige Woche habe er die Gefreitenknöpfe erhalten. Seine Vorgesetzten seien durchweg freundliche Leute, auch empfinde er es natürlich als besondere Gunst, bei einem Münchner Regiment dienen zu können und nicht in irgendein Nest verschlagen zu sein. «Melden Sie sich doch freiwillig zu uns; wozu wollen Sie warten, bis man Sie Gott weiss wohin verschickt? Vielleicht werde ich selber Ihnen das Strammstehen und Grüßen beizubringen haben.»

Sofort sah ich in diesem halb scherzhaft hingeplauderten Vorschlag einen Schicksalswink und einen Ausweg aus meinen Nöten. Meldete ich mich bei den Siebenern, dann hatte der Jammer der Ungewissheit ein Ende, und zugleich war auch die Angst von mir genommen, dass ich mich an meiner Pflicht vorbeidrücken könnte. Und wiederum tat ich nichts selbstmörderisch Heroisches: Ich blieb vorderhand daheim – «Sie dürfen bestimmt zu Hause wohnen», hatte mir Crusius versichert – und würde vielleicht auf lange Zeit ebenfalls als Abrichter verwendet werden.

Also ging ich gleich am nächsten Tage zur Regimentskanzlei. Ein biederer Wachtmeister sah und hörte mich sehr verwundert an. «Was wollen S' bei uns», sagte er, «wir haben so viele junge Leute, wie wir brauchen, ältere Freiwillige sind ganz unnötig. Vom ungedienten Landsturm zieht man zur Feldartillerie eben erst den Jahrgang 93 ein; bis Ihr 81 an der Reihe ist, vergeht noch mindestens ein Jahr, und so lange wird doch der Krieg nicht mehr dauern.» Nicht einmal meinen Namen notierte der Mann, es war, als hätte ich mich gar nicht gemeldet. Aber mir selber gab es doch eine dreifache Beruhigung: dass ich mich gestellt, dass man mich abgewiesen und dass ich die Gewissheit erlangt hatte, noch ein militärfreies Jahr vor mir zu haben.

Ich kam sehr erleichtert heim. Es war kurz vor dem Geburtstag meiner Frau. Ich sagte: «Ein Jahr ist eine Ewigkeit – nun wollen wir feiern. Wir fahren erst einmal nach Urfeld, wir nehmen unsre Räder mit und bleiben, wenn es uns gefällt, vierzehn Tage. Und dann beginnen wir hier in München unser altes Leben als Vita nova ohne Alpdruck.»

In Urfeld war es diesmal bei grosser Hitze besonders hübsch. Morgens vor dem Frühstück schwammen wir dicht unter der Hotelterrasse, und der Tag hatte einen neuen Reiz durch häufige Gewitter. Sie kamen jedesmal zögernd herauf, verfangen sich dann und boten ein mächtiges Schauspiel; ganz gespenstisch war es, wie den Herzogstand ein flimmernd grüner Dunst umringte. Unheil hatte man nicht zu befürchten: Der See zog die schweren Schläge auf sich.

Einmal aber verrechneten wir uns in unserer Wettererfahrung und wurden überrascht. Wir hatten bei der Postwirtin in Walchensee Kaffee getrunken und radelten auf der schmalen Strasse zwischen Bergwand und See zurück, als ein heftiger Regenguss begann. Ein Weilchen hielten wir unter einem der Ahornbäume an der Uferseite; dann kam eine graublaue Wolke allzu bedrohlich näher. Ich liess meine Frau auf ihrem langsameren Damenrad voran und folgte in kurzem Abstand. Kaum drei Pedaltritte, da war eine Grelle, ein Zucken in meinen Händen, dass das Rad beiseite sprang, ein Knistern in meinem Rücken, das Brechen eines Astes, ein gellender Knall, all das auf einmal –, und als ich mich besann, hörte ich Sand und Steinchen von der Bergwand rollen, die der Blitz auf seinem Weg ins Wasser samt unserm Ahorn gestreift hatte. Meine Frau sah sich nach mir um: Ich sass noch im Sattel. Die nächsten Schläge lagen ferner; wir kamen gut zurück, nur nass bis unter die Hemden. Das Abendbrot gestalteten wir festlich zu Ehren der Lebensrettung. Ich sagte: «So ähnlich muss ein Grateinschlag sein; ich bin kein Held, ich habe an dem einen reichlich genug und bin doch froh, mit keinem weitem rechnen zu brauchen.»

Am andern Morgen bekam ich zwei vom Perlchen mit Verzögerung nachgeschickte Karten. Die eine trug den Dienststempel 7. FAR: «Auf Ihre Meldung als Freiwilliger haben Sie sich am 15. Juli (das war der nächste Tag) um acht Uhr morgens in der Kaserne einzufinden.» Die andere stammte von Crusius: «Ich habe die Hand im Spiel, dass man Sie doch angenommen hat.»

Den ganzen Tag lang kämpfte ich mit mir. Man hatte mich neu-

lich abgewiesen, ich war zu nichts verpflichtet worden, es gab sicherlich auch jetzt noch ein Zurück, und alles, was mich an unsere Gemeinsamkeit und meinen Beruf band, dazu die nackte Angst der Kreatur, liess mich zurückschrecken. Was war stärker? Pflichtgefühl, Abenteuerlust, Eitelkeit, Wut auf die eigene Feigheit? Ich kann es nicht sagen. Ich weiss nur, dass ich am 15. Juli 1915 um acht Uhr morgens kriegsfreiwilliger Kanonier wurde und vorerst – «bis Sie das Strammstehen und Grüssen gelernt haben» – ein Gefangener war.

In dem roten Festungsbau der «Maxzweikaserne», die mir am stärksten durch ihren Geruch in der Erinnerung haftet – an einigen Stellen rochen die langen dunklen Gänge nur dumpfig, an den meisten stanken sie nach den nahen Aborten, und in der schweren Luft des Esssaals wölkte immer ein Gemisch aus Klippfisch, Sauerkraut und Jod, vor allem Jod, denn hier wurde nicht nur gegessen, sondern auch geimpft, und dicht daneben lag die Revierstube, wo man tagein, tagaus die durchrittenen Gesässe der Fahrer pinselte –, vor der Kasernenkanzlei also traf ich eine Gruppe einberufener Handwerker, die alle genau dreizehn Jahre jünger waren als ich. Ihr Alter erfuhr ich erst, als das Personale aufgenommen wurde, ihren Beruf schon aus ihren Gesprächen. Denn sie redeten sich sehr viel häufiger mit ihrem Gewerbe als mit ihrem Namen an: «Spengler, du hast viel zu lange Haare, den Schopf schneiden sie dir.» ... «Willst du auch Fahrer werden, Bader?» ... «Der Metzger spannt auf den Richtkanonier.» ... Ich selber war nachher für die Kameraden der «Profeesser», was immer zugleich ein bisschen spöttisch und ein bisschen respektvoll klang.

Der Kanzleiwachtmeister Bauer, an dem ich später einen besonderen Schutzpatron fand, sah mir gleich den Einjährigen an und verlangte, das Zeugnis hierfür, also das Schulzeugnis für die Versetzung nach Obersekunda, zu sehen. Ich sagte, das besässe ich nicht mehr, könnte aber Abitur, Universitätsbesuch, Doktorat

und Privatdozentur belegen, und dies alles habe das Einjährige zur Voraussetzung. Bauer schüttelte immer wieder bekümmert den Kopf, das alles glaube er mir ja, aber ob ich deshalb wirklich das Einjährige hätte? Schliesslich sagte er, der Herr Leutnant werde darüber entscheiden. Danach hiess es: «Ihr werdet noch untersucht, aber jetzt lassen's doch keinen mehr heraus, also gleich auf die Kammer zum Monturfassen.» Der Kammersergeant mit dem gutmütigen roten Gesicht verteilte die Sachen unter faustdicken Scherzen («Bist klein geraten, Bäcker, halbe Ladung von dei Vater!»), wobei ich ein wenig geschont wurde: Die Hose flog mir nicht an den Kopf, und auch der freundschaftliche Klaps mit dem Koppel aufs Hinterteil unterblieb. Hierauf folgte die Untersuchung, weitaus flüchtiger als neulich in der Hessesstrasse und vor zwölf Jahren in Berlin und, wie vorausgesagt, durchweg mit dem Ergebnis «tauglich». Danach mussten wir, schwer bepackt mit Uniform, Drillich, Stiefeln, Tornister und so weiter, unter Führung eines Gefreiten zur andern Seite der Nymphenburger Strasse in die Alphonsschule hinüber.

Dort war das Rekrutendepot, genauer: waren die drei Rekrutendepots des Regiments einquartiert, und dort gefiel es mir ungleich besser als in der stinkenden Kaserne. Alles: der grosse Schulhof, an dessen Rändern es Rasenstücke mit Blumenbeeten und Sträuchern gab, die Korridore, die Klassenzimmer, die jetzt als Mannschaftsräume dienten, alles war hell und sauber. Auf dem Fussboden des uns zugewiesenen Zimmers lagen in Reih und Glied vierzehn Matratzen und Kopfkissen mit zusammengeroltem blaukariertem Bettzeug. Zwischen den Matratzen war so viel Abstand, dass man den Tornister neben das Kopfende legen konnte; in ihm wurde alles aufbewahrt, Schränke fehlten.

Kaum waren die Schlafstellen verteilt, so ging es wieder zur Kaserne, diesmal zum Essenfassen. Man musste in der Kantine Blechnapf, Messer, Gabel und Löffel kaufen, nur an diesem ersten Tag wurde uns das Gerät geliehen. An der Ausgabestelle trat man im Gänsemarsch an, den Napf in der Rechten, die Mütze in der Linken: In den Napf kamen der Fisch oder das Fleisch mit dem

Kraut oder die Erbsuppe mit dem dicken Stück Speck, in die Mütze die Pellkartoffeln. Gegessen wurde an langen Tischen, die Kartoffeln lagen neben dem Napf auf der geschauerten Holzplatte. Das Essen war in diesem zweiten Kriegsjahr noch sehr gut und reichlich. Ein Unteroffizier inspizierte: «Schalen, Knochen und Gräten beisammenhalten und nachher ordentlich beseitigen! Ihr seid doch keine Säue – oder seid ihrs?» Soweit der Vorrat reichte, wurde auch ein zweiter «Schlag» ausgegeben; war das Menü verlockend, so setzten sich die Vorsorglichsten und Hungerigsten erst gar nicht an den Tisch, sondern traten löffelnd sofort wieder ans Ende der Schlange. Dicht neben der Ausgabestelle lag eine lange Spülrinne, in die heisses Wasser lief; dort hatte jeder Schüssel und Besteck gleich nach dem Gebrauch zu reinigen. Die Mittagspause dauerte anderthalb Stunden, es blieb Zeit, sich ein Weilchen auf die Matratze zu strecken, zu schlafen oder beim Rauchen zu plaudern.

Dem Mittagbrot galt zwei Tage nach dem Dienstantritt mein erster Versuch einer Tagebuchnotiz; ich musste ihn bald aufgeben: Arm und Hand waren allzu ermüdet, die Buchstaben fielen so gross aus wie bei einem Sechsjährigen und so zittrig gebrochen wie bei einem Achtziger.

In der ersten Mittagspause besuchte mich Otto Crusius, er gehörte dem dritten Depot an, während ich dem zweiten zugeteilt war. Ich bat ihn, meine Frau telefonisch von meiner vorläufigen Haft zu benachrichtigen, sie möge abends an das Schultor kommen.

Dann begann das Exerzieren auf dem Schulhof. Nach kurzer Vorbereitung hob das unendliche Üben des «langsamen Vorbeimarsches mit Ehrenbezeugung» an. Er war von schicksalhafter Bedeutung, denn eh er nicht tadellos ausgeführt wurde, durfte man nicht auf die Strasse. Zehn volle Tage hat meine Gefangenschaft gedauert, und auch als der Ausgang schon erlaubt war, wurde der langsame Vorbeimarsch immer wieder geübt und nachgebessert, einmal sogar noch im Felde, während die Einschläge des englischen Streufeuers unangenehm nahe lagen.

Das Abendessen, Brot und Speck, wurde in der Alphonsschule

selber verteilt, und danach durfte man – eine Wohltat – die Uniform mit dem Drillich vertauschen. Ich stand nun rauchend am Hofeingang und wartete auf meine Frau. Da erschien statt ihrer ein älterer Offizier. Ich nahm Haltung an, wie ich es eben gelernt hatte, bemerkte seinen verwunderten Blick, erinnerte mich der Zigarre in meinem Mund, spuckte sie, ohne das Stillgestanden zu lockern, heftig aus – der Stummel flog genau auf den Stiefel des Hauptmanns. Er trat an mich heran: «Seit wann dienen Sie?» – «Seit heute früh.» – «Wenn Sie von morgen ab einem Offizier auf die Stiefel spucken, kommen Sie vors Kriegsgericht.» Von einer einzigen, freilich furchtbaren Ausnahme abgesehen, habe ich während meiner ganzen Ausbildungszeit von allen Vorgesetzten so wenig Böses erfahren wie von diesem. Nachher kam meine Frau, wir lachten über mein Sträflingsaussehen in dem schlotternden Drillich und verabredeten das gleiche Stelldichein für die weitere Haftzeit.

Gleich am nächsten Vormittag fand die Vereidigung statt und ging noch unförmlicher vor sich als die im Rektorat. Die Nichtbayern des Depots wurden vom Exerzieren fort in eine Hofecke gerufen, wo ein blutjunger Leutnant hinter einem Tischchen stand. Er fluchte laut über den «Saustall», weil noch drei Mann vom Depot I fehlten. Die kamen, wir bildeten eine Reihe vor dem Tisch, und der Leutnant las rasch, nur bei den jeweils einzusetzenden Herrschernamen stockend, die Eidesformel ab. Erst für die zwei Preussen, dann für die vier Württemberger, dann für die vier Badenser. Danach befahl er: «Nehmen Sie mit der linken Hand die Mütze herunter, heben Sie die rechte Hand auf und sprechen Sie: ‚So wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum und sein Blut’.» Ein Badenser vom Depot I meldete: «Ich bin Jude.» – «Na, dann zum Teufel bloss ‚so wahr mir Gott helfe’.» Hierauf wies der Leutnant ein Blatt vor: «Da ist noch ein Formular zu unterschreiben; es steht nichts anderes drin, als dass Sie besondere Treue Ihrem Kontingentsherrn König Ludwig von Bayern geloben.» Wir unterschrieben einer nach dem andern ohne Weiteres.

Nur der Jude, der als letzter herantrat, fragte: «Darf ich erst lesen?» und studierte, ohne Antwort abzuwarten, den Text Zeile für Zeile, ehe er ihn unterzeichnete. Dann mussten wir im Laufschrift zu den Exerzierenden zurück, die man bereits am Morgen (ich weiss nicht, ob feierlicher) vereidigt hatte.

Das Vordringlichste, das neben der Ehrenbezeugung zu erlernen war, bestand in Haltung und Pflicht des Wachtpostens, denn schon in der zweiten Woche fiel uns Neuen dieser Dienst zu. In der Garnison schilderte der Artillerist mit dem schweren Säbel. Das Ziehen, das schwierigere Einstecken und wie man die Waffe am Griff zu halten und leicht gegen die Schulter zu lehnen habe, wurde geübt – aber Fechtunterricht erhielten wir nie. «Draussen habt ihr den Karabiner und das Seitengewehr», sagte der Offiziersstellvertreter; «und das Messer im Stiefel», ergänzte nachher der Unteroffizier. Man konnte als Tagposten, als Nachtposten oder auch für ganze vierundzwanzig Stunden zum Wachdienst kommandiert werden, alles das hat mich wiederholt betroffen, und jedes hatte seine Vorzüge und Nachteile. Tagposten war das einfachste, Nachtposten hatte einen romantischen Schimmer, strengte aber an, zumal keine Erleichterung für den anschliessenden Morgendienst gewährt wurde. Posten für vierundzwanzig Stunden war öde, doch konnte man sich dabei ein wenig von der strapaziösen Nacht erholen. Die Wache setzte sich zusammen aus einem Unteroffizier, einem Gefreiten, der die Posten aufführte, und neun Mann. Nachts wurde an drei Stellen geschildert, am Strasseneingang vor dem Hof und an zwei Hauseingängen; um sechs Uhr zog man die Innenposten zurück, es blieb nur der Mann an der Strasse. Alle zwei Stunden wurde abgelöst. Aber auch die Abgelösten mussten in voller Uniform bleiben, nur die Kragenösen und der oberste Rockknopf durften geöffnet werden. Als Wachlokal war die Unterrichtsküche im Keller der Alphonschule eingerichtet; vorn befanden sich unter der Gashängelampe ein Tisch und zwei Matratzen für die Vorgesetzten, hinten im Halbdunkel ein längerer Tisch und drei grosse Matratzen für die Mannschaften. An der Wand hing eine Tafel mit der Parole und

den Namen der Wache und des Inspektionsoffiziers. Es wurde sehr viel gegessen, wobei man mit Wurst, Käse und Schokolade kommunistisch verfuhr; hier und im Felde ist mir immer wieder aufgefallen, welche Schokoladenmengen auch die rauhesten Kerle zu bewältigen pflegten – die Behauptung, Süßigkeiten seien weiblicher Geschmack, ist gerade so falsch wie die von der Sanftmut der Tauben und der Tücke der Katzen. Es wurde auch, mindestens nach preussischem Massstab, sehr viel Bier getrunken. Aber am meisten wurde, bei Tag wie bei Nacht, geschlafen und geschnarcht.

Das erste Mal fiel mir der Nachtposten auf dem Hof von zehn bis zwölf und von vier bis sechs zu. Ich hatte gemeint, ich würde in diesen stillen Stunden alles Mögliche, meine Lage und meine Arbeitspläne, überdenken können, zum Denken war ich ja die ganze Woche überhaupt nicht gekommen. Nachher stellte ich melancholische Betrachtungen an über den vegetativen Zustand, in dem man den grösseren Teil seines Lebens verbringe. Die Stunden, in denen sich nichts regte, ausser den Schritten des Nachbarpostens und meinen eigenen, verflossen mir ohne jede Längeweile und ohne jeden Gedanken. Ich sah um zehn, wie sich der umzogene Himmel entwölkte und die Sterne freigab, ich sah um vier, wie die Dämmerung in Helle überging, ich hörte den Schlag der Schuluhr; aber das war beidemal nur im Anfang meines Pendelns, danach tauchte alles in eine nicht unbehagliche halbe Bewusstlosigkeit. Einmal stolperte ich vornüber, da merkte ich, dass ich für eine Sekunde wirklich geschlafen hatte. Es ist mir später immer wieder ähnlich ergangen. Aber zwischen den Schilderzeiten vermochte ich nicht wie die andern zu schlafen. Da der Unteroffizier und der Gefreite auf ihren Matratzen lagen, setzte ich mich unter die Hängelampe und machte auf Briefpapier die ersten ausführlichen Tagebuchnotizen über meinen Dienst. Nun gehorchte mir die Feder schon, wenn auch noch zittrig, und ich empfand das als einen grossen Fortschritt. Ich skizzierte den Tagesablauf.

«Um vier Uhr dreissig läutet es. Ich bin zuerst wach und wecke die Kameraden. Man wäscht sich in abgekürztem Verfahren (nur ein Wasserhahn und ein Ausguss für viele Leute), der ‚Zimmerdienst‘ beginnt das Zimmer aufzuwischen, der nächstfolgende Stubengenosse reinigt ein Stück Korridor. Ich habe die beiden Arbeiten, als sie an mich fielen, mit je einem Dutzend Zigaretten abgelöst. Um fünf: ‚Antreten zum Kaffeefassen.‘ Ein Gefreiter führt den Zug in die Küche der Pedellwohnung, man hält seine Blechschüssel hin und bekommt einen Suppenschöpflöffel annehmbaren Milchkaffees hinein. Man geht vorsichtig die Treppen hinauf, brockt sich am gemeinsamen Tisch das Kommissbrot hinein und löffelt. Manche haben Kuchen von Haus, ich habe ein bisschen Zucker. Danach putzt man Stiefel, Knöpfe, Röcke; ein Barbier kommt, eine Zeitungsfrau. Alles: Essen, Putzen, Lesen, Rasieren, geschieht am gleichen Tisch. Zwischendurch macht jeder sein Bett, aber mancher tanzt noch in Unterhosen auf seiner Matratze herum. Um sechs: ‚Zum Appell antreten!‘ Alle Kommandos werden im Gang draussen gebrüllt. Dort tritt man in zwei langen Gliedern an, die Fahrer (‚Dreckkutscher‘) links, die angesehenen Kanoniere rechts. Der Kanzleiwachtmeister verliert die Wache, die Urlaubsbewilligungen, die Abteilungsbefehle. Das Lesen grösserer Perioden fällt ihm schwer, bei Fremdwörtern hapt’s, pathetische Danksagungen an Truppenteile, Warnungen vor Spionage et cetera kommen sehr komisch heraus. ‚Weggetreten!‘, und nun, für jetzt bis sieben Uhr – aber wie oft noch im weitem Tagesverlauf! – das ‚Umanandstehen‘. Wenn ich über die schwere körperliche Ermüdung (sie lässt ja schon ein wenig nach) nur erst ganz hinaus bin, wird dieses Umanandstehn die eigentliche Qual werden. Den einfachen jungen Kerlen macht es nichts aus, ja macht es Vergnügen – aber mit vierunddreissig Jahren und als Homo spirituals !

Hierauf beginnt der Unterricht. Anfangs habe ich am allgemeinen Mannschaftsunterricht teilgenommen. Die Wachtmeister und

Unteroffiziere sprechen zum Teil nicht richtig Deutsch und machen ihre Sache sehr drastisch, aber auch sehr gut. Rangstufen und Abzeichen werden erklärt, Pflichten des Wachtpostens, Inhalt der volkstümlich gefassten Kriegsartikel, vielerlei Technisches von Geschütz und Geschoss. Es ist gar nicht einfach für mich, es muss für Bauernschädel überaus schwer sein. Härter als mit der Mathematik kämpfen sie mit dem Fremdwort. Frage: ‚Woran erkennt man den Sergeanten?‘ Antwort: ‚Am arabischen Kragenknopf‘ (nachdem zehn Minuten zuvor der heraldische Knopfe besprochen worden ist). Frage: ‚Was ist ein Kapitulant?‘ Antwort: ‚Ein Kapütullant ist aner, wo so vüll Geld hat.‘ Es geht streng zu. Ein paar Fahrer wussten in der titelschweren Reihe der ‚direkten Vorgesetztem bis zum Kriegsminister hinauf nicht Bescheid: Sie durften einen Nachmittag nicht ausgehen. Wer unaufmerksam war, muss für den Rest der Stunde stehen, die Mütze in der Hand. Einer, der einschlief, hatte ausserhalb der Bank in strammer Haltung zu stehen; erst nach langer Zeit hiess es: ‚Rühren! – Kommt’s noch amal vor, lass i di Knie beigen, bis d’ umfallst.‘ Seit vorgestern haben die Einjährigen der drei Depots besonderen gemeinsamen Unterricht, es geht da etwas höflicher zu, aber nicht eigentlich gelehrter. Doch haben wir uns zu dem schlichten Handbuch der Mannschaft, das wenige Groschen kostet, für zehn Mark Bücher kaufen müssen. Lehrer sind die gleichen Wachtmeister, die den allgemeinen Unterricht erteilen.

Den Hauptteil des Vormittags aber, etwa von neun an, füllt das Fussexerzieren im Schulhof: Freiübungen, Marschieren, die grässliche Ehrenbezeugung, Griffe an einem alten Infanteriegewehr (Modell 1888) – ich glaube, mit dem Flintenschiessen werden wir nicht weiter kommen als mit dem Fechten.

Der Vormittag ist bloss ermüdend, aber der Nachmittag bringt wirkliche Strapazen, besonders jetzt, wo Hitze, Schwüle und Gewitterregen ständig abwechseln. Um halb zwei (das Essen habe ich ja im ersten Kritzelversuch fixiert): ‚Antreten zum Geschütz-exerzieren !‘ Wir ziehen die Haubitzen aus der Remise, wir schie-

ben sie den sich dehnenen Weg zum Oberwiesenfeld, ich bin schon fadennass und erschöpft, wenn dort das eigentliche Exerzieren beginnt. Und nun zu aber Dutzenden Malen: ‚Kanoniere aufgesessen! Kanoniere abgesessen!‘ Und das Hinknien und das Munitionsschleppen und das In-die-Räder-Greifen und das Auf- und Abprotzen. Manchmal denke ich, das Herz schaffe es nicht mehr, aber es schafft’s doch immer wieder. Um fünf wird aufgehört. Doch nun kommt das Schlimmste. Die Geschütze werden über den weichen Wiesengrund zur Strasse zurück- und hinaufgetreckt. Sind sie erst auf dem Fahrdamm, dann kann man verschnafen, aber der Kies des Remisenhofes bedeutet neue Qual. Die vorletzte: Die eingefahrenen Haubitzen müssen noch gewaschen werden. Schwenken der Wasserkübel; der Dreck lässt sich mit Wasser und Bürste allein nicht entfernen, man schabt die Räder mit Holzstücken ab und ist hinterher selber dreckiger, als es das Geschütz vorher war. (Meine private Ausgehuniform, Vorrecht und Pflicht des Einjährigen, ist schon bestellt, vielleicht wird sie mich ein bisschen vermenschlichen.)

Um sechs ist wieder Appell, danach holt man sein Abendbrot, und dann darf ausgehen, wer schon haftentlassen ist. Ich selber gehe zur Abendunterhaltung mit Eva ans Hoftor. Um neun muss alles, was keinen Urlaubsschein besitzt, auf dem Zimmer sein, um zehn im Bett. Der ‚Zimmerdienst‘ steigt auf den Tisch und dreht das Gas ab. Gestern blieb der Fahrer Huber im blauen Hemd und mit nackten Beinen auf dem Tisch stehen, romantisiert durch das Mondlicht, und begann zu singen. ‚Steh ich in finstren Mitternächte Er sang mit einem hübschen, weichen Tenor, aber alles dehnend, verschleifend und mit Konsonantenerweichung und einem Übermass an Sentimentalität: ‚schdeeh iii chin finsdrär Middernaachd ...‘ So ging das durch alle Strophen; erst gab es Zwischenrufe und Lachen von den Matratzen her, dann wurde es ganz still, und am Schluss wurde laut geklatscht: ‚Der kann’s zünftig ... Musst noch oft singen!‘»

Auch während der folgenden Wachen vertrieb ich mir oft mit Schreiben die Zeit, aber nun bedeuteten sie mir nicht mehr die einzige Schreibgelegenheit. Vom 20. Juli an durfte ich die Kaserne in dienstfreien Stunden verlassen – ich tat es zuerst mit Angst vor jedem militärischen Gruss –, vom 15. August an sogar zu Hause schlafen. Beide sehr ersehnten Erleichterungen brachten nicht ganz das Glück, das ich mir von ihnen versprochen hatte. Nach dem Abendappell radelte ich heim, stellte mich unter die Brause, setzte mich zu Tisch, ass so viel und so lange, dass meine Frau mir staunend zusah, und schlief mit dem letzten Bissen im Sitzen ein. Kaum hatte ich mich dann ermuntert, so war es auch Zeit zum Rückweg. Manchmal führte ich das Rad, und meine Frau begleitete mich bis ans Schultor, oft war es zu spät dazu. Erst lachten wir beide über mein animalisches Gebaren, aber bald erbitterte es mich. Als ich dann zu Haus übernachten durfte, wurde es auch nicht viel besser mit mir. Unmöglich, abends ein ernsthaftes Gespräch zu führen, unmöglich, etwas vorzulesen – ich versuchte es mit Tolstois «Krieg und Frieden», kam mit einem Dutzend Ansätzen nicht über das erste Kapitel hinaus und fasste eine solche Antipathie gegen das Werk, dass ich es fünfundzwanzig Jahre in meiner Bibliothek stehen liess, ehe ich es in seiner Grossartigkeit kennenlernte –, unmöglich, dem schönsten Musikstück länger als zehn Minuten mit wachen Augen zuzuhören. Ich sagte mir oft und schrieb es in vielen Varianten und unter vielen Selbstbeschimpfungen nieder: «Lieber rasch ins Feld, als in diesem Zustand des völligen Stumpfsinns weitervegetieren!» Ich sagte mir auch oft, wenn ich in die Alphonsschule zurückkam: «Jetzt bist du an deinem Platz und brauchst dich deiner Stumpfheit nicht weiter zu schämen.» Und dabei zählte ich die Minuten bis zum nächsten Hinausdürfen, und in der Kaserne hatte die Stunde hundert Minuten und der Tag hundert Stunden.

Als ich schliesslich die völlige geistige Lähmung überwunden hatte und mich wieder ein wenig regen konnte, war mir alle Freizeit vergällt durch den Gedanken an die unvermeidliche Rück-

kehr in das, was ich nur noch «die dumme Sklaverei» nannte. Wo bei der Nachdruck auf «dumm» lag, denn grausam war sie nicht im mindesten. Ich fragte mich immer wieder, was mich eigentlich an dem Kasernenleben so sehr quälte, und stiess immer wieder nur auf das eine «Umanandstehen», aber dies eine drängte sich in alles.

Die Kameradschaft war eine neutrale und laue Angelegenheit; mit allen tauschte ich das übliche Du, mit allen kam ich gut aus, und mit keinem hatte ich eine festere Bindung. Ich konnte mich mit den städtischen Arbeitern und Handwerkern meiner Abteilung, mit den Schlier- und Tegernseer Bauern, die eine Woche später nacktbeinig in krachledernen Hosen und mit Hüteln, Ohr ringen und steifen Schultern in die Alphonsschule eingerückt und zu den Fahrern gekommen waren, mit ihnen allen konnte ich mich über den Dienst unterhalten und über Talkum und Putzpomade und über die endlos erörterte Frage, wann und wohin es hinaus gehen würde: In vier Wochen? In sechs Monaten? Zum Regiment nach Péronne? In ein Rekrutendepot der Etappe? In ein polnisches Nest? In eine belgische Stadt? Ich konnte ihnen neidisch zusehen, wie sie ganz ausgefüllt waren beim Stiefelschmieren oder beim Flickern des Drillichs, wie sie sich zu jeder Tageszeit gleich Katzen und Hunden auf die Matratze zu strecken und zu schlafen vermochten. Aber eine im Geringsten ausfüllende Beziehung zu ihnen fand ich nicht. Übrigens habe ich auch zwischen ihnen selber nur in ganz seltenen Fällen wärmere Kameradschaft beobachtet; meist standen sie sich sehr gleichgültig gegenüber, fanden rasch zueinander, wenn sie in dasselbe Glied, dasselbe Zimmer gereiht wurden, und trennten sich bei eintretendem Wechsel genauso leicht, wie sie sich zusammengefunden hatten.

Auch den Einjährigen, fast durchweg kaufmännischen Angestellten, kam ich kaum näher. Alters- und Interessenunterschied waren zu beträchtlich. Nur ganz wenige sind mir als Individuen in Erinnerung geblieben. Manchmal plauderte ich mit dem über

seine Jahre reifen Kommerell, einem ernsten, etwas bedrückten rötlich-blonden Menschen. Er stammte aus behäbigem Kleinbürgertum, war schon Mitinhaber des väterlichen Geschäftes, war verlobt und ging nur sehr ungern ins Feld. Er war der einzige, der den Krieg am liebsten ganz in der Kaserne mitgemacht hätte. Die andern strebten alle hinaus, mit der Begründung, dass es draussen «etwas zu sehen» und weniger Drill gebe – patriotische Worte bekam ich von den Kameraden ebenso wenige zu hören wie ängstliche. Dann war da Klenke, vom Vater her Norddeutscher, Sohn eines Weinhändlers aus Roveretto; die italienische Mutter hatte er vor Kurzem verloren, seine beiden Brüder waren gleich in den ersten Kriegswochen gefallen. Er besuchte uns ein paarmal und brachte seine Geige mit, die er sehr hübsch spielte. Meine Frau sagte von seinem Musizieren: «Morgenrotstimmung», und das passte auch auf sein Erzählen, denn es handelte immer von Gefallenen, die «es geahnt» hatten. Auch der gar nicht elegische Raschid kam zu uns. Er war mein hoher Vorgesetzter; er trug die Knöpfe und zählte zu den Abrichtern. Unsere persönliche Beziehung begann, nachdem er meiner Gruppe eines Vormittags reichlich viel Kniebeugen diktiert und wohl meine Atemlosigkeit bemerkt hatte. Beim Essen in der Kaserne suchte er mich auf und sagte ernsthaft: «Ich komme mir vor wie ein Schurke, dass ich Sie so plage, aber ich muss es doch tun, ich bin doch unten auf dem Hof Gefreiter und nicht Abiturient, und Sie sind Kanonier und nicht Privatdozent.» Ich tröstete ihn, er stellte sich mir vor, und ich fragte, wie er zu dem Namen aus Tausendundeiner Nacht komme. Er war der Sohn Helene Böhlau und ihres philosophischen Türken. Er hatte schon einen Monat Felddienst getan, und sein grosses Erlebnis bestand in den fünfundzwanzig Minuten, die er als Munitionskanonier bei Arras ins Feuer gekommen war. Er poetisierte alles, die Granateinschläge, die Haltung der Mannschaften, den Augenblick der eigenen leichten Verwundung, aber auch den täglichen Dienst in der Alphonsschule, und er erhoffte sich grosse Anregungen vom nächsten Draussensein. Ich kann

nicht sagen, wieweit er nur der literarische Sohn literarischer Eltern und wieweit wirklich begabt war; er war noch allzu jung, und unser Zusammensein dauerte nicht lange, auch habe ich von seinem weiteren Schicksal nie etwas erfahren.

Sicherlich war dies ein Hauptgrund für die geringe Entwicklung des kameradschaftlichen Fühlens, dass man so kurze Zeit mit den Einzelnen zusammenblieb, dass niemand genau wusste, ob morgen noch die gleichen Gesichter um ihn sein würden. Es herrschte ein ständiges Kommen und Gehen, Umordnen und Durcheinanderschieben. Neueingezogene trafen fortwährend ein, täglich wurden Leute zu den Batterien drüben in der Kaserne oder in ein anderes Depot unserer Alphonsschule oder zu einem andern Truppenteil der Garnison oder ins Feld, wie der Ausdruck lautete, «abgestellt». Irgendeine Regel für Kommen, Bleiben und Gehen war nicht ersichtlich. Die Gruppe, mit der ich angetreten war, hatte schon nach vierzehn Tagen ein anderes Aussehen, und ebenfalls schon nach vierzehn Tagen waren wir nicht mehr «die Neuen». Auch Otto Crusius' Behauptung, dass man die Einjährigen erst spät hinausschicke, stimmte nur bisweilen und bisweilen ganz und gar nicht. Er selber blieb ein halbes Jahr in der Garnison, andere, darunter ich, kamen sehr viel früher und ohne die Knöpfe ins Feld, wieder andere brachten es auf ein volles Jahr Innendienst und in der friedlichen Betätigung bis zum Vizewachtmeister.

Fast noch rascher als die Mannschaften wechselten die Vorgesetzten, und das schädigte die Ausbildung empfindlich. Natürlich hatte ich fast nur mit den Subalternen bis zum Wachtmeister hinauf zu tun; schon der Herr Leutnant war eine ferne Grösse, und den Major Stahl, dem das gesamte Depot unterstand, habe ich nur zweimal zu Gesicht bekommen. Mit Ausnahme des aktiven Kanzleiwachtmeisters und des aktiven Kammersergeanten, die beide dauernd auf ihrem Posten blieben, gehörten alle Vorgesetzten zur Reserve oder zum Landsturm und waren in ihren Obliegenheiten nicht sonderlich zu Hause. «Ich kann schon ganz hübsch kommandieren», hatte mir Vossler aus seiner Landsturm-

batterie nach Neapel geschrieben, und daran musste ich häufig denken. Am Kommandieren fehlte es nicht: Im Klassenunterricht wurde geschrien, auf dem Exerzierplatz gebrüllt (beides ohne Böswilligkeit), aber jeder hielt sich mit beharrlicher Vorliebe bei dem auf, was ihm gerade von der ursprünglichen Dienstzeit her am festesten in der Erinnerung haftete. So wurde manches in unendlicher Wiederholung, anderes gar nicht oder so gut als gar nicht geübt. Der Einjährigenunterricht sollte wissenschaftlicher sein und weiter durchgeführt werden als der allgemeine, die Unterrichtenden klebten aber immer am Einfachsten, im Übrigen hiess es: «Sie müssen Ihre Bücher selber studieren, dafür sind Sie gebildete Leute.» Auf dem Hof hörte ich während einer «Rührt euch!»-Pause das halblaute Selbstgespräch des gerade vor mir stehenden Vizewachtmeisters Loener, eines Fabrikanten, der am Geschütz sehr gute technische Erklärungen zu geben wusste, aber vom Exerzieren nicht mehr viel verstand: «Was mache ich jetzt? – Besser hundertmal dasselbe als gar nichts. – Also noch mal, und wenn es mir beim Halse rauswächst...» Und dann mit ungeheurer Stimme, wohl wirklich zum hundertsten Mal: «Stillgestanden! Arme aufwärts – streckt!»

Störender noch als der Mangel an aktiven Subalternen machte sich der Mangel an Gerät bemerkbar. In meiner Gruppe kam auf fünf Mann ein modernes Infanteriegewehr. An ihm lernten wir laden, sichern, entschichern und zielen, ein Schuss wurde niemals abgegeben. Nach einiger Zeit tauchten drei Parabellumpistolen auf; man konnte ihre versteiften Taschen als Kolbenverlängerung anschrauben, dann ähnelten sie Karabinern. Auch mit ihnen lernten wir nur hantieren, aber nicht schiessen; es hiess: «Nachher bekommt ihr ja doch Karabiner.» Aber einen Karabiner bekam ich das erste Mal erst draussen in die Hand. Gewiss war die Ausbildung am Geschütz um vieles gründlicher: Jeder Mann musste alle fünf Funktionen am Richtapparat, auf dem Ladesitz, an den Rädern, am Lafettenschwanz, am Munitionskorb üben. Doch auch mit Geschützen war man nicht ausreichend versehen. Nur

ein Bruchteil der Mannschaft war während des offiziellen Geschützexerzierens dabei beschäftigt, die übrigen standen herum. Natürlich musste dies Herumstehen kaschiert werden, denn wenn ein Offizier erschien, hatte unbedingt jeder tätig zu sein. Also bekamen wir Auftrag, bereits vorhandene Stellungen auf dem Oberwiesenfeld mit dem Spaten nachzubessern oder mit den paar Gewehren und Pistolen «Selbstübungen» vorzunehmen oder auf dem Remisenhof Kies zu streuen. All das waren durchaus scheinhafte Tätigkeiten. Für das Kiesstreuen wurden viel zuviel Leute eingesetzt, jeder musste seine Aktion sparsam und sorgfältig den Augenblicken anpassen, die ihn in Sichtnähe des inspizierenden Offiziers brachten. «Ihr müsst die Arbeit strecken», prägten die Älteren den Neulingen hundertmal ein.

Und endlich gab es etwas, das ich als ganz besonders lähmend empfand, den ewigen Satz: «Das werdet ihr ja draussen gar nicht gebrauchen.» Dass der Säbel für den Artilleristen nur noch einen Heimatschmuck bedeutete, verstand sich von selber, auch dass man nur in den seltensten Fällen zum Karabiner werde greifen müssen. Aber mit dem Geschütz mussten wir Kanoniere doch umgehen können? «Unsinn», sagten die Gefreiten und Unteroffiziere, «dafür hat man draussen alte Leute – ihr müsst Munition schleppen.» Das stimmte nicht, man wurde draussen genauso rasch ein «Alter» wie in der Garnison, und ich habe schon am ersten Tag auf dem Ladesitz gesessen, übrigens an der Kanone, nachdem ich für die Haubitze ausgebildet worden; es stimmte nicht, aber da es die Meinung der ausbildenden Subalternen war, so machte es eben allzu häufig die Ausbildung zur langweiligen Spielerei.

Langweile lag über allem und allen. «Langweilt ihr euch auch so?» fragte selbstvergessen der Gefreite, während er die Geschosseinstellung üben liess. – «Huber II, Sie sind doch Gärtner», fragte der Unteroffizier in die Kniebeugen hinein, «was sein das für Sträucher?» – «Meine Frau ist Römerin», wandte sich unvermittelt beim Geschützexerzieren der Vizewachtmeister und Ban-

kier Aehrenfeldt an mich: «Sie sollen einen Aufsatz über Italien geschrieben haben, können Sie ihn mir bitte ...» Er unterbrach sich und brüllte: «Kanoniere aufgesessen!», denn eben erschien der Leutnant am Rand des Oberwiesenfeldes.

Plötzlich (ein Mittleres gab es nicht) war man aus dem Umanandstehen in die schwere körperliche Anstrengung hineingerissen, über die ich anfänglich geklagt hatte. Sie wurde immer wieder durch das Wetter, feuchte Hitze und häufige Gewittergüsse, gesteigert, man übte oft durchnässt, schwitzend und fröstelnd zugleich. Ich hörte Aehrenfeldt philosophieren: «Es muss sich hier zeigen, wer's aushält; besser die Schwachen werden hier krank als draussen.» Ich hielt es bald so gut aus, dass ich die Strapaze nur noch abends als grosse Müdigkeit und Dumpfheit fühlte, ohne dass sie mich tagsüber vom Druck der Langeweile befreit hätte.

Übrigens wurde das Ausproben, «wer's aushält», sehr weit ausgedehnt. Nach den zahlreichen Impfungen gegen Pocken, Cholera und Typhus, insbesondere nach den Typhusspritzen, stellten sich sehr empfindliche Schmerzen und Beschwerden ein. Wen sie nicht so hart packten, dass er zum Liegen kam, der musste den ganzen Dienst mitmachen. Rücksicht beim Laufen, Springen, Schieben und Schleppen wurde nicht genommen. Um die Reinlichkeit stand es fragwürdig, Knöpfe und Stiefel mussten blinken, aber sich zu waschen hatte man wenig Zeit und Gelegenheit. An den paar Wasserleitungen und Ausgüssen der Korridore in der Alphonsschule hingen die Leute morgens in Trauben; wer sich zu lange aufhielt, kam um den Kaffee, und die Wahl zwischen Zähneputzen und Kaffeetrinken fiel ihnen nicht schwer. Zimmer und Betten hatten in «tadelloser» Ordnung zu sein; sie waren es auch bei jeder Revision, aber immer nur soweit das Auge des Inspizierenden reichte, das heisst an der Oberfläche. Im Spätherbst wurde eine Bestimmung verlesen, der Heizersparnis halber hätten die Fenster von fünf Uhr nachmittags bis fünf Uhr morgens geschlossen zu bleiben; oft schliefen und stanken zwan-

zig Mann und noch mehr in solch ungelüftetem Raum. Einmal erhielt die Belegschaft eines Zimmers Befehl, das Haus nicht zu verlassen, weil einer darunter an Scharlach erkrankt war, aber beim Exerzieren, beim Essen, überall bewegte sie sich zwischen uns. Das alles war gutes Abhärtungs- und Ausleseverfahren.

Aus der Endlosigkeit dieser ersten Garnisonsphase, die genau sechs Wochen dauerte, ragen als Sondererscheinungen vier Tage hervor. Zwei davon waren der schönste und der schlimmste für die Kameraden, zwei waren es für mich.

Den Kameraden ging der Namenstag des Königs noch über Warschau Fall. Für Warschau hatte es einen Liter Freibier gegeben, aber Bier konnte man sich auch aus der Kantine kaufen. Doch der 25. August brachte zum Mittag Kalbsbraten in grossem Ausmass, und nachmittags war dienstfrei. Vormittags wurde in der Stadt Spalier gestanden, nicht im unkriegerischen Blau, sondern in nagelneuer Felduniform, die für diesen einen halben Tag ausgegeben wurde. Schon die Anprobe drüben in der Kaserne – Helm, graue Joppe, graue Manchesterhose, weiche hohe gelbe Stiefel – hatte etwas Festliches. Es erhob sich dabei eine ausgedehnte und ernste Debatte zwischen unserm ältesten Unteroffizier und dem Kammersergeanten über die Knüpfung des Troddelbandes am Seitengewehr. Lange wurde an jedem Mann herumgezupft, dann reihte man uns Rekruten des zweiten Depots drüben in der Kaserne der zweiten Batterie ein. Diesmal brillierten die sonst missachteten Fahrer, denn statt des Seitengewehrs trugen sie den breiten schweren Säbel. Von diesen dekorativen Leuten wurden die stattlichsten zur Kirchenparade kommandiert. Wir andern erhielten unsern Posten von neun Uhr an am Maximiliansplatz, glücklicherweise im Schatten. Uns gegenüber stand Infanterie mit einer Musikkapelle, alles in zwei Reihen, Offiziershäufchen davor, wenig Publikum dahinter. Im Grunde war es kein anderes Umanandstehn als sonst auch. Aus einem Konfektionsgeschäft brachte ein Mädchen in zwei Henkelkörben Butterbrote und verteilte sie an die Infanteristen. Ehe die Artilleristen neidisch wer-

den konnten, senkten sich auf unserer Seite an Bindfäden aus einem Fenster des ersten Stocks zwei Zigarrenkisten herab, und Wachtmeister Loener befahl: «Zwei Stück für jeden, aber wehe euch, wenn zwei Drittel zwischen den Rockknöpfen sichtbar bleiben!» Die Schniggel drüben kauten und schluckten noch an den letzten Bissen, da rollten die Hofequipagen heran. Wiederholt senkten die Offiziere ihren Degen und schrien: «Achtung – Augen rechts!» Zwei Equipagen waren mit Damen beladen, die nach allen Seiten nickten. Das waren «die Töchter», die vielen Prinzessinnen mit den altgermanischen Namen und ohne Männer. Dann ein mächtiges «Stillgestanden!», die Kapelle schräg gegenüber beginnt «Heil Dir im Siegerkranz». Ein blauer Vorreiter, ein Galawagen, Stil des achtzehnten Jahrhunderts, zwischen anderen Herren ein weissgerahmter nickender Kopf, die Kapelle bläst Fanfare. Gleich darauf hört man das «Heil Dir ...» etwas entfernter, und unsere Offiziere brüllen «Rührt euch!» Nun stehn wir noch eine gute Stunde wie vorher, worauf sich alles bei der Rückkehr des Königs aus der Kirche wiederholt. Um halb eins sind wir wieder in der Alphonsschule, um eins beim Kalbsbraten, und jetzt soll der dienstfreie Nachmittag anheben. Da werden zwei Befehle bekanntgegeben: «Die Festmontur ist sofort in sauberem Zustand abzuliefern», und «Ohne Helm darf niemand vor Anbruch der Dunkelheit die Strasse betreten». Um drei ist alles abgeliefert, natürlich auch der neue Helm, aber nun fehlt es in der Alphonsschule für drei Viertel der Mannschaft an Helmen. Für meine Kopfgrösse findet sich nur ein Gott weiss wie hierhin verschlagener preussischer Kugelhelm. (Der bayrische Artilleriehelm hatte eine lange Spitze, der Stahlhelm war um diese Zeit in München noch unbekannt.) Ich berufe mich vergeblich auf meine preussische Staatszugehörigkeit. Es wird fünf Uhr, bis ich nach vielem Suchen und Bitten gegen zwanzig Zigaretten einen Bayernhelm eintauche. Er ist mir viel zu klein und wackelt beim Radeln derart auf dem Kopf, dass ich nur im Schneckentempo und voller Angst vorwärts komme ...

Mit der Freude am Namenstag des Königs kontrastierte der

Schrecken der «Besichtigung». Sie selber verlief harmlos, beinahe enttäuschend harmlos, aber wie qualvoll und lange wurde sie vorbereitet! Die Schwierigkeit lag nicht beim Exerzieren, vielmehr bei den Antworten auf die mutmasslichen Fragen. Sie wurden wieder und wieder in den eigentlichen Unterrichtsstunden und auf dem Schulhof und auf dem Oberwiesenfeld geübt. «Vor allem müsst ihr laut und deutlich schreien. Wenn ihr was nicht wisst, dann schreit ihr eben: ‚Das weiss ich nicht, Herr General!‘ Einen Generalmajor redet man ‚Herr Generak an, einen Generalleutnant ‚Exzellenz‘ ... Der Herr Generalmajor Hopf ist der Inspekteur der Feldartillerie. Wenn er dich also fragt: ‚Wer bin ich?‘, was antwortest du?» Einer sagte: «Exzellenz sein der Inspektor», ein anderer: «Das weiss ich nicht, Herr General!», und ein Bauernjunge schrie: «Du bisch der Hopf!» So wurde Stunden um Stunden um den Satz gerungen: «Herr General sind der Herr Generalmajor Hopf, Inspekteur der Feldartillerie», mit zahllosen Strafkniebeugen dazwischen. Unmittelbar vor dem Ausmarsch zum Oberwiesenfeld, wo die Besichtigung bei der Militärschwimmschule stattfand, wurden die drei härtesten Schädel (darunter Hierl – «Du bisch der Hopf») zum Arbeitsdienst abkommandiert, die unsichern Kandidaten ins zweite, die Intelligenz ins erste Glied gereiht. Nachher kam es zu gar keiner Frage. Der Generalmajor beschäftigte sich die längste Zeit mit einer übenden Batterie. Unsere Depotgruppe stand zwei Stunden auf demselben Fleck, dann führte sie einen befriedigenden Vorbeimarsch aus, und alles war überstanden.

Mein eigenes schönstes Vergnügen war das «Ausrücken mit der bespannten Batterie». Eigentlich handelte es sich dabei um eine reguläre notwendige Übung, die keineswegs eine Ausnahme sein durfte; aber da es, wie gesagt, an Geschützen fehlte und an Bespannungen erst recht, so kam der Einzelne höchst selten an die Reihe, und ich bin in diesen sechs Wochen nur einmal dabei gewesen. Und eigentlich war es nur halb ein Vergnügen und zur andern Hälfte ein Martyrium. Sechs Pferde vor der Haubitze, ras-

selten wir in langer Linie die Landstrasse auf Dachau zu. Unter- gefasst zu dritt sassen wir auf dem Eisenblech der Protze. Beim Traben, auf Pflaster schon bei Schritt, musste man mit gespannten Beinmuskeln schwebend die furchtbaren Stösse abfangen; sank man in Sitzstellung zurück, so dröhnte das Gehirn, und die Zähne gerieten in Gefahr. Aber es war doch ein richtiges Soldatenspie- len, mit Pferden und mit Offizieren, die an der Kolonne auf und nieder trabten wie Schäferhunde an der Herde, und es war eine Erlösung vom Schulhof, vom Oberwiesenfeld und vom Umanand- stehn. Und dann wurde an einem Waldrand aufgefahren und Dachau «unter Feuer genommen», wobei nur der richtige Ab- schuss fehlte. Auf dem Rückmarsch schief ich trotz des Rüttelns vor Ermüdung ein und wachte erst auf, als ich die Hand am Rade schürfte. Zuletzt gab es einen kritischen Augenblick: Ich musste auf dem Remisenhof das Pferd eines Oberleutnants halten. Nie zuvor hatte ich geahnt, wie gross solch ein Tier ist. Aber es stand völlig still, ich hätte gar nicht so krampfhaft festhalten müssen, und so war denn der Tag ganz und gar gelungen.

Auf diesen glücklichen Sonnabend folgte ein tiefschwarzer Sonntag. Ich hauste schon ausserhalb der Kaserne, war über die geistige Lähmung hinaus und hatte ein grosses Programm für den freien Tag. Da hiess es beim Abendappell: «Da es in der Stadt eine blutige Schlägerei zwischen Soldaten und Zivilisten gegeben hat, ist für den morgigen Sonntag der gesamten Mannschaft der Garnison München das Verlassen der Kaserne verboten.» Ich ging zu meinem guten Kanzleiwachtmeister, ob er keine Mög- lichkeit wisse, mir die Gefangenschaft zu ersparen. Er wusste keine, und den ganzen leeren Sonntag hindurch wütete ich inner- lich gegen die «dumme Sklaverei». Abends kam Raschid zu mir, sah meine Empörung und sagte: «Sie hätten doch so einfach her- auskommen können.» – «Wie das?» – «Es war ja nur Garnisons- urlaub gesperrt; Urlaub nach Pasing wäre Ihnen sicherlich bewil- ligt worden. Zehn Minuten Hinfahrt, Meldung bei der Bahnhofswache, zurück mit dem nächsten Zug, und Sie sassen den ganzen Tag zu Hause.»

Ich beherzigte die Lehre, und noch am gleichen Abend erwuchs aus der Anregung ein kühner Plan. «Herr Wachtmeister wissen», meldete ich tags darauf in der Kanzlei, «dass ich gleich nach meiner Rückkehr aus Italien Freiwilliger geworden bin.» (Dass zwischen der Rückkehr und dem Dienstantritt beinahe ein Vierteljahr gelegen, brauchte ihm ja nicht geläufig zu sein.) «Meine Angehörigen leben in Berlin, ich habe dort auch Vermögensangelegenheiten zu regeln – glauben Herr Wachtmeister, dass ich dafür einen zehntägigen Urlaub beantragen dürfte?» Die Vermögensangelegenheiten imponierten offenbar. «Beantragen Sie zwei Wochen», sagte Bauer, «ich befürworte Ihr Gesuch.»

So verbrachten wir die erste Septemberhälfte in Berlin. Mein Militärdienst hat bis zum Ende des Krieges gedauert, aber nur in diesen Berliner Tagen habe ich als Krieger ein gewisses Aufsehen erregt. Ich trug die in Preussen unbekannte Ausgehuniform der Einjährigen meines Regiments: zum grauen Rock die blaue Fahrerhose mit den breiten Streifen in Generalrot und natürlich auch Säbel und Sporen, denn im Frieden lernte der einjährige Kanonier reiten, und auch wir sollten es noch lernen, sofern wir nicht vorher «abgestellt» würden. Auf der Potsdamer Strasse musterte mich ein Junge und erklärte dann laut: «Die Beene passen nicht zu die Achselklappen.» Als ich eingeseift beim Barbier sass, das weisse Tuch über den Schultern, trat ein Soldat ein, sah die Hose und schlug die Hacken dröhnend zusammen. Ich nickte ihm zu und schob das Tuch ein bisschen beiseite. «Nanu» sagte er, «unten biste Jeneral und oben nischt!»

Peinlicher als die roten Streifen, die ja offenkundig von den Achselklappen widerlegt wurden, waren mir die Sporen; sie täuschten den stolzen Reiter vor, und ich gedachte der Angst, mit der ich neulich das Pferd des Oberleutnants gehalten hatte. So nahm ich im Tattersall Beermänn am Zoologischen Garten ein Abonnement für zwölf Stunden Reitunterricht. Ich stellte mich gar nicht so ungeschickt an, wie ich befürchtet hatte, und wurde kein einziges Mal abgeworfen. Freilich waren nur zwei bejahrte

Pferde nicht in den Krieg gezogen: das braune Lischen, weil es auf einem Auge blind, und der Scheck, weil er auffallend bunt war. Lischen war noch sanfter als der Scheck, dafür hatte es durch seine Einäugigkeit die fatale Neigung, mich gegen die Wand der Arena zu drücken. Ich lernte ein klein wenig traben und sogar galoppieren, aber zu Springversuchen und einem Ritt ins Freie kam es nicht mehr, da ich schon nach der neunten Stunde abreiste.

Im Tattersall und bald auch auf den meisten Stadtwegen trug ich Zivilkleidung, mit der mich Mutter Henri am Luisenufer versorgte, und das nicht nur wegen der Auffälligkeit meiner Uniform, sondern auch des Kommandanturbefehls halber, der mir gleich am Bahnhof auf rotem Zettel übergeben worden war. Fronturlauber sollten sich übel aufgeführt haben, und nun wimmelte es von Verboten und Vorschriften. Verboten war der Besuch vieler Lokale, verboten war das Rauchen Unter den Linden und in einigen andern vornehmen Strassen, verboten «das Einhaken in den Arm von Begleiterinnen», befohlen («bei strenger Strafe»), überall (also zahllose Male) die vorgeschriebenen Ehrenbezeugungen exakt auszuführen und um zehn Uhr abends zu Hause zu sein.

Im Ganzen, und abgesehen von einigen Besuchen am Luisenufer, sagten mir bei diesem Berliner Aufenthalt am besten die Stunden im Tattersall zu, denn hier war nicht Zeit zu den bedrücklichen Gedanken, die mich sonst ständig verfolgten. Das waren weit weniger sentimentalische Abschiedsstimmungen als verstärkte Zweifel an der Richtigkeit meines Verhaltens. Vielleicht war mein Kollege Lerch doch vernünftiger und ehrlicher gegen sich selber gewesen als ich; vielleicht war Sonja Lerchs Empfinden doch reiner als meines. Ich fand bei meinen Angehörigen nichts mehr von der Kriegsbegeisterung des vorigen Sommers; sie nahmen den endlosen Krieg teils abgestumpft, teils mit guter Haltung hin. Dass ich im Begriff stand, ins Feld zu gehen, machte keinen sonderlichen Eindruck. Georg sagte sachlich: «Wenn du zurückkommst, wird es dich sehr stark in deiner Laufbahn för-

dern.» Berthold berichtete mit etwas gekünsteltem Stolz, er sei zur III gemustert worden und werde gewiss noch zur J I aufrücken. Mutter hatte sich daran gewöhnt, Sohn und Enkel im Felde zu wissen, und schien nicht sehr besorgt um mich. Aber sie sprach doch unbefangener als die andern aus, wie lästig ihr dieser Krieg sei und dass sie ihn für ganz sinnlos halte. Und sie und Marta klagten wie schon im Frühjahr in München über zunehmenden Antisemitismus. «Immer häufiger hörst du: ‚Die Judenjungen in den Banken sind die Unabkömmlichen, was Jude ist, drückt sich‘», sagte Marta. «Und es ist doch gelogen. Komm einmal mit in die Reformgemeinde.» Ich ging zum Sonntagsgottesdienst, die Brüder brauchten es nicht zu wissen. Jelski predigte, pathetischer, als es im Frieden seine Art gewesen, über die Notwehr der Deutschen und über das Makkabäertum, in dem sich deutsche Christen und deutsche Juden zusammenfänden. Der Vorbeter stand in Feldgrau am Pult, und in der sehr kleinen Korona zählte ich achtundzwanzig Uniformierte, darunter neun mit dem Eisernen Kreuz. «Wofür kämpfen sie?» steht in meinem Tagebuch, «wirklich und ganz einfach für ihr Vaterland? Oder für die Erlangung eines Vaterlandes? Oder weil es sie ‚sehr stark in ihrer Laufbahn fördern‘ wird? Und ich selber? ... Ich wünschte, ich wäre erst im Felde. Danach werde ich mir kosmopolitische Ideale erlauben dürfen.»

Sobald ich wieder in München war, bat ich den Kanzleiwachtmeister, da ich doch Freiwilliger sei und als Dolmetscher offenbar nicht gebraucht würde, mich bei der ersten Abstellung ins Feld zu berücksichtigen. «Sie kommen noch zeitig genug hinaus», sagte Bauer, «es sind ja überall so grosse Verluste.»

Anfangs ging es mir jetzt leidlich. Der Dienst wurde für uns einjährige Kanoniere auf erfreuliche Weise erschwert: Wir bekamen als Zugabe zu den Kanonierpflichten Stallwache und gleich darauf Reitunterricht. Ein wenig halfen mir meine Erfahrungen mit Lischen und dem Schecken. Das erste Mal hielt ich mich besser als die völligen Neulinge. «Sie tauschen mit Stössl», befahl

der von den Fahrern gefürchtete Wachtmeister Metzner. Stössl, ein schlanker, sehr ehrgeiziger Junge, hatte das lebhaftere Pferd erhalten, und schon nach einer halben Runde lag ich in der weichen Lohe und musste mich anbrüllen lassen: «Wer hat Ihnen abzustei- gen erlaubt?» Zwischen dem Unterricht im Berliner Tattersall und hier in der Militärreitbahn war ein gewaltiger Unterschied. Dort sass man auf dem Halt gebenden Sattel, und wenn das Tier unruhig wurde, so redete ihm der Reitlehrer besänftigend zu; hier musste man sich ohne Sattel und Decke auf dem unfassbar glatten Pferderücken behaupten, und wenn das Tier in bequemere Gangart verfiel, so klatschte ihm schon Metzners Peitsche aufs Hinterteil. Und dann kamen bald die ersten Sprungübungen, und vor dem Hindernis hiess es jedesmal: «Arme aufwärts streckt!», und jedesmal fiel ich herunter, aber immer mit gutem Glück, während ein anderer so unselig stürzte, dass er den Arm doppelt brach. Schliesslich schwor ich mir zu: jetzt wird oben geblieben! In der kritischen Sekunde schloss ich die Augen und presste die Knie krampfhaft an den Pferdeleib. Es gab einen Ruck, dann war alles still und bewegungslos, dann hörte ich ein Riesengelächter: Ich war wirklich nicht heruntergefallen, ich hockte auf dem Hals des armen Tiers, das erschrocken in der Mitte der Kreisbahn stand. Aber bei alledem und bei grosser Zerschlagenheit der Glieder hatte ich doch viel Vergnügen am Reiten und freute mich auf den ersten Ausritt ins Freie. Zu ihm ist es nie gekommen, und das war die einzige Ähnlichkeit zwischen dem Berliner und dem Münchner Reitunterricht.

Einen kürzeren, aber noch weit intensiveren Genuss brachte das Scharfschiessen im Lager Lechfeld. Es nahm nur einen Tag in Anspruch, spukte aber beinahe ebenso lange vorher wie die «Besichtigung». Ich war zum Einser, dem Mann auf dem Ladesitz, bestimmt. Dass ich zum Zweier, dem Richtkanonier, nicht taugte, stand längst fest. Immer wenn ich an der Libelle oder dem Rundblickfernrohr eilig zu fingern hatte, zitterten mir die Hände, und ich kam nicht zu Rande. «Ein Privatdozent darf überhaupt nicht aufgereggt sein», sagte Aehrenfeldt zuerst und später resi-

gniert: «Sie lernen's nie.» Der Einser hat nur ein paar bescheidene Handgriffe zu tun, aber mindestens einer unter ihnen ist eigentlich der wichtigste beim ganzen Schiessen, nämlich der Abschuss, und alle kann man verkehrt machen. Der Einser wirft den Verschlusshebel herum, wenn die Granate im Rohr ist, er zieht auf das Feuerkommando an einem Ledergriff den Schuss ab, er wirft den Verschlusshebel zurück und reisst die Kartusche heraus, wenn das Rohr nach dem Schuss zurückgleitet. Es kommt vor, dass der Hebel nicht schliessen will, es kommt vor, dass er sich nicht rasch genug öffnen lässt, es kommt vor, dass man zu früh oder zu spät oder zu zaghaft am Ledergriff reisst, und in all diesen Fällen wird man angebrüllt und gar nicht als Privatdozent behandelt. Aber alles das ist ein Kinderspiel, wenn gar kein richtiger Schuss im Rohr sitzt, wenn nichts kracht und nichts schüttert. Zahllose Neckereien der Kameraden, zahllose Mahnungen der Vorgesetzten verfolgten mich tagelang. «Festsitzen und den Körper beiseite, wenn das Rohr zurückfliegt, sonst liegen S' im Dreck!»

Und an Dreck fehlte es unserm grossen Tage, dem 8. Oktober, wahrhaftig nicht. Es regnete seit vierundzwanzig Stunden unaufhörlich, manchmal in Güssen, manchmal mit sanfter Beharrlichkeit. Bei tiefer Nacht, um halb vier, hatte ich mich am Bahnhof zu melden. Dort standen in Doppellinie fünfhundert Mann vor den Perronzugängen. Wir wurden in einen Zug verladen, der langsam, doch ohne Zwischenfall fuhr. Als der Tag dämmerte, sah ich einförmiges verregnetes Heideland. Um sieben waren wir angelangt. Der Übungsplatz, das einstige Schlachtfeld der Ungarnschlacht, liegt etwa zwanzig Kilometer südlich Augsburg längs des sandigen unansehnlichen Flusses, den wir passiert hatten. Am Bahnhof gab es ein Gasthaus, ein paar militärische Verwaltungsgebäude und Baracken, in denen jetzt russische Gefangene untergebracht waren. Eine Kolonne mit landwirtschaftlichen Geräten und stinkenden Jauchefässern brach gerade zur Arbeit auf; einer unserer Leute schenkte einem der Russen eine Birne und wurde deshalb zur Bestrafung notiert. Wir marschierten

gleich zum Übungsplatz, wo Kanonen und Haubitzen, dahinter, ininigem Abstand, Munitionswagen bereitstanden. Weit vor uns sahen wir Markierungen auf einem Kieshügel, seitlich etliche Turmbauten für die Beobachter. Der Regen hatte aufgehört, aber wir standen bis zu den Knöcheln im aufgeweichten Boden. Ein nochmaliges Belehren und nochmaliges Verlesen der längst zusammengestellten Gruppen, dann begann das Schiessen, bei dem ich mehrere Stunden lang nur Publikum war. Die Kanonen zur Rechten knallten, dass es ins Ohr stach, unsere Haubitzen hatten ein volles, tiefes Dröhnen. Die herausfahrenden Granaten rauschten, heulten, verröchelten dann in der Ferne. Gleich darauf wuchs weit vorn ein Busch, manchmal ein hoher Stamm aus dem Boden. Das Durcheinander von Erde und Rauch, und etwas später drang der schwache Knall von der Einschlagstelle herüber. Feuerte die Haubitze gerade vor mir, das Rohr zum Bogenschuss aufgerichtet, so war das Geschoss in seiner Aufwärtsbahn ein weites Stück deutlich als schwarzer Punkt zu erkennen.

Ich folgte dem Schauspiel mit grosser Erregung. Feuerrnde Geschütze und Granateinschläge hatte ich im Film schon wiederholt gesehen – aber welch ein Unterschied zwischen dem Erleben eines Films und einer Realität! Ich sagte mir nicht, dass hier zur vollen Realität die schlimmere Hälfte, das Zurückschiessen des Feindes, fehlte, ich hatte das heftigste Herzklopfen. Aber es war nicht die Angst vor dem künftigen feindlichen Feuer, sondern nur die Angst vor der Blamage. All die Fehler, vor denen gewarnt worden war, traten, bald hier, bald dort, ein. Eine Kanone feuerte zu früh, der Richtkanonier der ersten Haubitze zur Linken wurde beim Rückstoss vom Fernrohr am Auge getroffen, der Einser der dritten Haubitze fiel wahrhaftig hintenüber in den Dreck. Endlich war die Reihe an meiner Gruppe. Ich zitterte, ich verwurzelte mich in meinem Sitz, ich riss, als das Feuerkommando kam, aus Leibeskräften am Ledergriff – Blitz und Krach, das Rohr glitt mit spielender Eleganz an mir vorüber, ich merkte in der Anspannung keinerlei Stoss, ich sass eisenfest und schwelgte in Seligkeit.

Dann, nach langer Zeit, hörte ich von ferne: «Zum Donnerwetter, so öffnen Sie doch den Verschluss und holen Sie die Kartusche heraus!»

Die weiteren acht Abschüsse, die noch auf mich entfielen, brachte ich mit stolzem Gleichmut zuwege. Die Kameraden und Vize Loener beglückwünschten mich spöttisch, niemand hatte eine hohe Meinung von meinem Soldatentum. Danach gab es Essen aus der aufgefahrenen Feldküche, später sassen wir noch eine Stunde in der Bahnhofskantine, und gegen Abend waren wir wieder in München.

Diesmal folgte auf den Glückstag nicht wie im Sommer ein einzelner Dies ater, sondern eine ganze Epoche des Unheils, deren Ende sich nicht absehen liess und deren Abscheulichkeit sich immerfort steigerte.

Unser Depot bekam einen neuen Leiter, den Oberleutnant Berghausen. Seine beiden Vorgänger waren ruhige und freundliche Männer gewesen; dieser erwies sich sofort als ein bösesartiges Tier. Mag sein, dass Krankheit die Hauptschuld an seiner Bösesartigkeit trug, aber was half diese Erkenntnis? Man erzählte, er habe in den Kolonien Dienst getan und danach lange in einer Nervenanstalt gesessen, unser Depot sei sein erster Posten nach der angeblichen Wiederherstellung. Ich hielt das erst für legendarisch, aber Berghausen selber bestätigte es schon am zweiten Tage. Er schrie uns an: «Ihr seid schlimmer als meine Schwarzen, ihr bringt mich noch ins Irrenhaus zurück!» Grobe Scheltworte sind auf dem Kasernenhof eine Selbstverständlichkeit; Berghausen schalt nicht – er beschimpfte. Und es kam nur ausnahmsweise vor, dass er sich mit blossem Schimpfen begnügte; fast immer hiess es am Schluss der Mannschaft und auch den Subalternen gegenüber: «Ich sperre Sie ein.» – «Vizewachtmeister Loener, Sie starren dem Flugzeug nach, statt auf Ihre Leute zu sehen – ich sperre Sie ein!» – «Vogelhuber, Sie haben gegrinst – ich sperre Sie ein!» – «Schneider, das soll eine Ehrenbezeugung sein? Ich sperre Sie ein!» So ging das Stunde um Stunde, der «Neue» hatte nichts anderes zu tun, als immerfort beim Fuss- und Geschütz-

exerzieren zugegen zu sein und alle und alles zu beanstanden. Beim Abendappell wurde regelmässig die lange Reihe der verhängten Strafen, zwei bis acht Tage Kasernenarrest, verlesen. Die halbe Mannschaft war eingesperrt, die ganze verbittert und um die Sicherheit ihrer Leistungen gebracht. Die meisten Opfer forderte der grässliche Vorbeimarsch mit Ehrenbezeugung, mit dem wir noch schlimmer gepeinigt wurden als im Anfang unserer Dienstzeit.

Ich hörte oft eine, wie ich später erfuhr, allen Truppen und Stämmen gemeinsame Lebensregel, der Soldat dürfe nicht «auf-fallen». Und eine Zeitlang gelang es mir auch, nicht aufzufallen. Immer wieder hiess es beim Passieren des Tyrannen: «Zurück, marsch, marsch!» Und war auch an der Wiederholung etwas auszusetzen, dann folgte eben das «Ich sperre Sie ein!» Viele dutzendmal zog ich steif wie ein Zinnsoldat an Berghausen vorüber, ohne dass er den Mund auftat, und als mich dann doch einmal das «Zurück, marsch, marsch!» erwischte, blieb immerhin der böse zweite Satz aus. Aber die blosser Erwartung des Unheils, das Gefühl des wehrlosen Ausgeliefertseins, war schon zermürend genug. Früher hatte ich über die dumme Sklaverei geklagt, jetzt klagte ich über grausame Sklaverei.

Schliesslich fiel ich doch auf. Es war wieder neuer Landsturm hereingekommen, und die Verteilung der Zimmer wurde geändert. Meine einjährigen Kameraden, der biedere Kommerell, der flinke Stössl, der melancholische Klenke, der stille Volksschullehrer Seus, der Buchhändler Euringer, der noch kriegsunlustiger war als Kommerell – er war kurz vor Kriegsausbruch zur Leipziger Buchausstellung von Rio nach Deutschland gekommen: «Hätt ich's vorher gewusst, nicht zehn Pferde hätten mich aufs Schiff gebracht!» –, sie alle hatten in der Alphonsschule ihr dauerndes Nachtquartier und ersuchten mich als den ältesten Einjährigen, beim Batterierapport darum zu bitten, dass die Gemeinsamkeit unseres Zimmers erhalten bleibe. Ich konnte nicht ablehnen, sie hätten es für unkameradschaftlich gehalten. Sie meinten auch, zum «Professer» würde «er» unter vier Augen menschlich spre-

chen, zumal ich als aussen Übernachtender ja kaum etwas für mich erbäte. Ich trug die Bitte also vor. Berghausen schrie mich an, das sei eine unerhörte Anmassung. «Sie haben keinen Rang, nicht einmal die Knöpfe, und wagen es, als Sprecher einer Gruppe etwas zu fordern! Eine Disziplinlosigkeit, die ich aufs Strengste bestrafen sollte.» Ich sagte, ich hätte nicht geahnt, dass meine Bitte gegen die Disziplin ... Er fuhr dazwischen: «Sie sind eben ganz unmilitärisch. Ihre Bitte ist abgelehnt. Ich wünschte, ich brauchte Sie nie wieder zu sehn.» Das wünschte ich auch von ganzem Herzen, und schon beim nächsten Morgenappell schien der gemeinsame Wunsch durch Berghausens Zutun erfüllt.

«Abtransport zu einer Neuformation des F.A.R. 9 in Landsberg morgen, am 21. X. ... vom zweiten Rekrutendepot: Huber, Klemperer, Schneider, Seus, Stössl; vom dritten ... Die Aufgerufenen sind heute dienstfrei.» Es war eine Erlösung, aber doch auch ein Schlag aufs Herz, und ich erinnerte mich des verhassten und nun höchst wohlthätigen Wortes: «Halt dich gerade!» Zu Haus sagte ich, den ernsthaften Abschied könnten wir uns noch aufsparen. Sicher würde das Einreihen und Einkleiden ein paar Tage in Anspruch nehmen, und von Landsberg nach München oder umgekehrt sei es ein Katzensprung.

Die Bahn braucht etwa zwei Stunden; bis Kauffering benutzt man den Lindauer Schnellzug, von dort aus sieht man Landsberg schon seitlich der grossen Strecke und erreicht es in wenigen Minuten im Lokalzug. Nächst Wasserburg, das ich damals noch nicht kannte, bin ich keiner schönem und bildartigern Kleinstadt in Bayern begegnet. Es liegt mit seinem Hauptteil am hohen rechten Ufer des Lech, der grau-grün im breiten Kiesbett fliesst: eine lange Reihe alter roter Giebedächer, ein Kirchturm, darüber Laub- und Nadelwald und, aus dem Wald herausragend, ein massiger Abteibau mit zwei Türmen. Es hat ein Mühlenwehr und dicke Tore und eine wohlerhaltene rote Stadtmauer, die sich am Waldrand hinzieht, es hat einen dreieckigen Marktplatz, der nach der Spitze zu ansteigt. Auf dem Markt standen Planwagen mit

allerhand Waren für die Krämer; ich sah, seit meiner Kinderzeit zum ersten- und letztenmal, grosse Zuckerhüte mit blauem Papier um den Kegelfuss. Wichtigster Punkt des Marktplatzes war die Honoratiorenkonditorei, das «Herzogstüberl», und ein paar Schritte davon entfernt, in der Hauptstrasse, lag das Honoratiorenhotel, der «Goggl». Der Stadt gegenüber, flussaufwärts, befand sich die Kaserne, ein stattlicher und ziemlich neuer Geländekomplex mit anschliessendem Barackenlager für gefangene Franzosen. Vom Kasernenhof trennte die Gefangenen ein weitmaschiges Gitter, ich habe mich ein paarmal mit ihnen unterhalten. Die meisten schienen vergnügt und freuten sich, in Sicherheit zu sein. Ein Neger mischte, stolz auf seine Kenntnis, deutsche Sätze ins Gespräch, sie waren reinster oberbayrischer Dialekt und klangen in seinem wulstigen Mund überwältigend drollig. An die Kaserne schloss sich eine Strasse mit ländlichen Gerüchen; hier wohnten Ackerbürger, Haus und Stall bildeten eine Einheit. Dann kam der Bahnhof und dann die grosse Brücke zur Stadt hinüber. Sie brodelte von Militär, trat doch zu ihren wenigen tausend Einwohnern ein ganzes Artillerieregiment, aufgeschwemmt von Rekrutendepots und vermehrt um eine Landsturmmabteilung, die das Gefangenenlager bewachte und Franzosentrupps zu allerhand Arbeiten in den Ort und die umliegenden Dörfer führte. Und natürlich war auch kein Mangel an Verwundeten und Amputierten. Manchmal dachte ich: Wallensteins Lager in Freiluftaufführung.

Und wie ein Theaterspiel im reizendsten Rahmen, wie eine schöne, freilich unbarmherzige Komödie – aber alle starken Komödien sind unbarmherzig – steht das gesamte Landsberger Intermezzo vor mir.

Der Kanzleiwachtmeister empfing uns Münchener mit einem Seufzer: «Ich wünschte, ich brauchte euch nicht zu sehen!» Das erinnerte nur im Wortlaut an Berghausens Wunsch, es klang im Übrigen gutmütig verzweifelt. Wir seien ihm, klagte der Mann, «zur vorläufigen Aufbewahrung» übergeben, weitere Befehle stünden aus, es sei kein Raum für uns vorgesehen, es sei mit Neu-

beordneten und Abzustellenden so arg viel zu schaffen, es sei ein Saustall, wir hätten ihm gerade noch g'fehlt. «Legt euer G'lump ab, bis Mittag seid ihr frei, danach ist Arbeitsdienst.»

Wir bekamen ein viel zu enges Zimmer mit Bettsäcken auf dem Fussboden, keine Wäsche dazu, nur drei Woldecken als Laken, Kopffrolle und Bettdecke, weil wir doch bloss provisorisch aufbewahrt wurden. Aber das Zimmer bot Ausblick auf die Stadt gegenüber, die Waschgelegenheit auf dem Gang war besser als die in der Alphonsschule, und vor allem: Es lagen noch Heimat-tage vor uns.

Ich sah mich über Mittag in der Stadt um: im «Goggl» war einerseits Platz, und andererseits hatten sich dort mancherlei abschiednehmende Auswärtige einquartiert, in der Mehrzahl Eltern, aber auch einige Gattinnen. Also telefonierte ich über Rat Meusel meiner Frau, sie möge gleich herkommen, ich hoffte auf einige hübsche Herbstgänge.

Der Arbeitsdienst am Nachmittag ging im Stall vor sich. In dicken Zöpfen angeliefertes Seegras wurde von einigen Leuten in Einzelstricke auseinandergezerrt, andere zerzupften die Stricke, wieder andere stopften die freigelegten Fasern in Bettsäcke. Dabei wurde ununterbrochen geplaudert und gemutmasst. Ausser uns Münchner Siebenern und den Landsberger Neunern waren auch lazarettentlassene Artilleristen anderer Truppenteile da, insbesondere ein paar vom Achten, das Nachschub aus Landsberg erhielt. «Für euch sind Haubitzen aus Augsburg unterwegs, ihr werdet noch sechs Wochen ausgebildet, ehe ihr herauskommt.» – «Unsinn! Ihr werdet ins Neunte übernommen.» – «Keine Spur, das Achte hat ja wieder grosse Verluste.» ... Sie sprachen von diesem Achten mit einer Mischung aus Angst und aus Stolz. «Es kämpft jetzt in den Vogesen, es war schon in Galizien, es wird immer dorthin geworfen, wo gerade die dickste Luft ist, es gehört zu einer fliegenden Division, wahrscheinlich kommt es jetzt auf den Balkan.» Ein anderes Gesprächsthema bildeten die Gefangenen im Barackenlager. Die Lazarettentlassenen meinten, mit denen wollten sie gern tauschen, die hätten es gut; die andern stimmten nicht zu, aber sie widersprachen auch nicht.

Am Abend ging ich aufs Geratewohl zum Bahnhof. Eben fuhr der Zug aus Kauffering ein, meine Frau war wirklich schon angekommen, ich führte sie zum «Goggl», und wir waren so vergnügt, als läge eine Ewigkeit vor uns.

Der nächste Tag brachte Fussexerzieren, mehr zeitausfüllendes als ernsthaftes, danach wieder Seegraszupfen. Hierbei hatte ich Glück. Ich zerrte einen Strick heraus, es war ein lustiges Tauziehen mit dem riesigen Metzger, der den Zopf hielt. Ich glitt mit der linken Hand ab und schlug sie derart heftig gegen die Stalltür, dass der verstauchte Ringfinger sofort dick aufschwoll. Im Revier wurde die Hand verbunden, und «bis auf Weiteres» war ich vom Arbeitsdienst befreit. Nun meldete ich mich mit dem dekorativen Verband zum Batterierapport und bat, ausserhalb der Kaserne wohnen zu dürfen. Ein freundlicher Hauptmann stimmte gleich zu, ich hatte nur zum Morgenappell und vormittäglichen Fuss-exerzieren zu erscheinen. Auf unserm Zimmer erregte das keinen Neid: Bei der grossen Enge waren die Kameraden froh, ihr Gepäck auf meinem frei gewordenen Bettsack verstauen zu können.

Jetzt hatten wir beide herrliche Zeit. Wir wohnten im «Goggl», wir tranken im «Herzogstüberl» Kaffee, wir durchstöberten den Ort, streiften das hohe rechte Ufer ab, fanden einen wunderschönen Randweg längs des bunten Waldes oberhalb der Stadt, drangen auf der flachen linken Seite bis dicht an den Kaufferinger Zwiebelturm vor. Sanfte Herbstwärme herrschte, in der Ferne stand in deutlicher Zackenlinie das Hochgebirge. Zwar umschlotterte mich die viel zu weite schäbige blaue Neuneruniform, in die ich «bis auf Weiteres» gesteckt worden war, zwar musste ich unterwegs zahllose Male grüssen und im «Goggl» und «Herzogstüberl» zahllose Male aufspringen und strammstehen; aber das gehörte eben mit zum Soldatenspiel und störte mich kaum. Den ersten Tag sagten wir uns noch: «Es ist nur für heute», am zweiten machten wir Pläne für den dritten, und am dritten begannen wir mit Wochen zu rechnen, denn die Haubitzen sollten nun wirklich aus Augsburg unterwegs sein – Seus und Stössl, die im

«Herzogstüberl» an unserm Tisch sassen, hatten es beide aus verschiedenen «absolut sicheren» Quellen gehört. Der Morgenappell des vierten Tages brachte die Entscheidung: «Münchener Gruppe abgestellt zum F.A.R.8, Inmarschsetzung am 1. XI.» Zur fliegenden Division! Der ehrgeizige Stössl strahlte, die andern machten ernste Gesichter.

Von nun an bestand für uns alle der Dienst nur noch im Fassen der Felduniform und sonstigen Ausrüstung, in hundert Belehrungen, wie man die einzelnen Stücke im Tornister unterzubringen, wie den Mantel zu rollen, wie sich auf dem Transport zu verhalten habe; dazwischen lagen viele Stunden der Freiheit. Zugleich mit unserer Gruppe wurden zahlreiche andere Mannschaften zu verschiedenen Truppenteilen hinausgeschickt, es gab auf der Kammer und dem Kasernenhof für die Vorgesetzten verwirrend viel zu tun. Aber alles geschah in der sorglichsten, der kleinstädtisch betulichsten, der freundlichsten Weise. Was war alles zu fassen ausser der Felduniform selber, die diesmal sitzen musste, als wäre sie auf Bestellung gearbeitet! Zwei Paar Socken, zwei Unterhosen, zwei Hemden, Kopfschlüpfer, Pulswärmer, Handschuhe, Leibbinde, Mantelriemen, Schuhriemen, Tornister, Brotbeutel, Feldflasche, Trinkbecher, ein Handtuch, ein Gebetbuch, der Revolver – «die Munition dazu bekommt ihr erst draussen, sonst treibt ihr unterwegs doch nur Unfug». Aber wichtiger als alles waren die gelben Reitstiefel. Es wurde uns streng eingeprägt, sie auf vierundzwanzig Stunden mit Wasser zu füllen und danach wiederholt mit Marsöl einzufetten, das grausam nach Tran roch, aber dem neuen Leder weiche Geschmeidigkeit verlieh.

Ich brachte alles zum «Goggl». Meine Frau nähte die Achselklappen mit der heroischen 8, die uns gesondert übergeben wurden, auf Rock und Mantel, sie gab mir Nachhilfeunterricht im Packen des Tornisters, sie nahm sich der Stiefel an, die dann in unserm Hotelzimmer wie Wäsche zum Trocknen an einer Schnur aufgehängt wurden.

Das Landsberger Leben wogte jetzt noch wallensteinischer

als in den ersten Tagen. An die Stelle des Friedensblaus traten überall die feldgrauen Monturen, man sah auch schon statt der Mützen überzogene Helme, Sträusse am Rock tauchten auf, und für besonders frontmässig galt es und war bei den jungen Jahrgängen beliebt, die Taschenlampe am Knopfloch befestigt vor der Brust zu tragen. Die Zahl der Abschied nehmenden Angehörigen wuchs, überall in Strassen und Lokalen traf man auf innige Gruppen von Eltern und Söhnen, Braut- und Ehepaaren. Eine pathetische Stimmung füllte die Luft der alten Kleinstadt, es war hübsch, es war ein bisschen übertäubend, sie einzuatmen.

Wir traten in voller Ausrüstung zum feldmarschmässigen Appell an; er befriedigte nicht und wurde dreimal wiederholt.

Es wurde uns freigestellt, zum Abendmahl zu gehen; das Regiment rekrutierte sich zum Teil aus dem protestantischen Schwaben, so war auch für die Evangelischen gesorgt. Seus und Stössl, die zu ihnen gehörten, fassten die Angelegenheit als schicklich und als Dienst auf; da glaubte ich, mich nicht ausschliessen zu sollen.

Am Morgen vor dem Ausmarsch standen wir, etwa dreissig Mann, vor der noch geschlossenen Kapelle. Ein Küster öffnete, begann auszugehen, die Altardecke abzustäuben, die einzelnen Utensilien herbeizuholen. Dann erschien der noch junge Pastor, er sah einem Korpsstudenten ähnlicher als einem Geistlichen und erinnerte an manche Karikaturen des «Simplicissimus». Aber seine Rede enttäuschte angenehm, ja fast zu angenehm, denn sie hätte mich fast bewegt, und ich hatte mich die ganzen Tage über in der Gewalt gehabt und wollte durchaus auch jetzt ruhig bleiben. Er sprach sehr schlicht und salbunglos von der nach innen verlegten Beichte des Lutheraners und wie auf schwerem Gang innerer Friede der beste Trost sei. Ein bisschen klang es doch nach geistlichem Zuspruch auf dem Weg zum Schafott. Zum Glück sah es sehr komisch aus, wie nun die Knienden in militärisch steifer Haltung (als gäbe es ein Kommando «Stillgekniet!») die vorge-

haltene Oblate schnappend ergriffen. Ich wurde auf die Befürchtung abgelenkt, den Bissen zu verfehlen oder in den Finger des Pastors zu beißen. Ich bekam die Oblate zu fassen, aber das Herunterschlucken wurde mir schwer.

Die Angst der Kreatur überfiel mich erst am nächsten Morgen, als ich beim Erwachen im Halbdunkel die noch einmal geölten Reitstiefel baumeln sah. «Fliegende Division» dachte ich und redete mir vergeblich ein, den Witz der Ideenassoziation zu goutieren. Wir hatten uns vorgenommen, jede rührende Abschiedsszene zu vermeiden, und hielten daran fest.

Ich eilte zur Kaserne; allerletzter Garnitionsappell, und dann wurde zum Bahnhof marschiert. Eben sollten wir den Sonderzug besteigen, da kam ein Unteroffizier herangekeucht: «Wer von den Münchnern ist Einjähriger? Ihr kommt sofort zur Kaserne, liefert die Feldausrüstung ab und werdet am Nachmittag eurem Siebenten zurücküberwiesen.» Der Grund dieser Massnahme ist niemals eindeutig geklärt worden. Es soll an irgendeiner höheren Stelle irgendein alter Paragraph ausgegraben worden sein, wonach Einjährige nur von ihrem Stammregiment aus ins Feld geschickt werden könnten.

So schwer mir die Trennung gefallen oder gerade, weil sie mir so schmerzhaft war, bereitete mir die verblüffende Ordre keine reine Freude. Die ganze heroische Anspannung war umsonst gewesen, musste wiederholt werden; es war, als sei ich ins Operationszimmer gerollt und wieder hinausgerollt worden, vielleicht auf zwei Tage, vielleicht auf zwei Monate.

Und der ganze heroische Apparat dieses Landsberger Auszugs war nun ein blosses Spiel gewesen und hatte ein lächerliches Ende gefunden. Am Abend zuvor war ein Eilbrief aus Berlin gekommen, sehr feierlich geschwollene Abschiedsworte Georgs: «edle Männlichkeit» ... «doppelt hoch zu schätzendes Opfer eines erfolgreichen jungen Gelehrten» ... und so weiter. Erst hatte ich spöttisch darüber – ich muss schon sagen: gefeixt. Dieser abgegriffene, klischierte Stil, und wie wenig er zu Georgs sonstiger

Sprechweise passte und zu seiner neulichen Betrachtung über den eventuellen Zukunftsnutzen meiner Freiwilligkeit! Dann war eine Erinnerung von weit her aufgetaucht: wie der ironische Felix im gleichen fertig gekauften Pathosstil am Sarge des kleinen Neffen sprach und dabei in echte Tränen ausbrach. Ich hatte mir gesagt: «Georg ist wirklich ergriffen, die fliegende Division hat ihm imponiert», und seine Ergriffenheit hatte mir geschmeichelt. Nun war es an ihm zu feixen. Und auch Meusels würden lachen, und alle Kameraden in der Alphonsschule.

Hier reihte sich der dritte und allerpeinlichste Gedankengang an. Was erwartete mich in der Alphonsschule? Ich war jetzt über ein Vierteljahr Soldat. Als Einjähriger musste ich nun Gefreiter werden. Man erhielt einige Fragen zum Exerzierreglement, kommandierte einige leichte Übungen und wurde befördert. Für den Aussenstehenden sind die Gefreitenknöpfe ein Nichts, unterscheidet sich der Gefreite nur mikroskopisch vom Gemeinen. Im Kasernenleben ist das ganz anders. Der Gefreite ist Abrichter, statt abgerichtet zu werden, er braucht das Geschütz nicht zu schieben und nicht zu waschen, er isst am gedeckten Tisch der Unteroffiziere. Aber unter dem Oberleutnant Berghausen, der mich nie hatte wiedersehen wollen, würde ich nie Gefreiter werden, ich würde Kanonier bleiben und täglich langsamen Vorbeimarsch mit Ehrenbezeugung machen, vielleicht den ganzen Winter lang.

So kam ich recht verdüstert in München an. Gleich gab es eine neue Überraschung: «Eure ganze Gruppe vom 15. Juli ist vorgestern als Ersatz zum Siebenten nach Péronne herausgegangen, von den Einjährigen ist nur noch Kommerell da. Ihr seid in die Maxzwei zur zweiten Batterie versetzt.» Abscheulich! In den Zimmern der Maxzwei war es eng und dumpfig, die Bettkästen standen wie Kisten zu zweien übereinander, die Aborte an den Korridoren zogen sich in langer Reihe ohne Zwischenwände hin, ihre Spülung funktionierte selten; das Wachlokal, in dem ich gewiss einen grossen Teil der Zeit verbringen würde, war im Vergleich zu dem der Alphonsschule ein Verlies: statt der Matratzen

gab es da ein bei Tage hochgeklapptes Brett, als Kopfkissen diente der gerollte Mantel. Immerhin, ich brauchte ja nicht in der Kaserne zu übernachten, und jedenfalls war ich nun dem Peiniger Berghausen entrückt und wurde vielleicht doch noch Gefreiter. Aber nein! Gleich hiess es weiter: «Berghausen ist zum Hauptmann befördert und befehligt jetzt die zweite Batterie. Er treibt es noch ärger als zuvor; der Major ist ihm nicht grün, und das müssen wir büssen.»

Gewöhnlich kommt nichts so schlimm, wie man es sich vorgestellt hat, dies aber kam so schlimm. Erst war es nur die genaue Wiederholung der letzten Leidenszeit in der Alphonsschule, verschärft durch die Übelstände der Kaserne. Ich absolvierte vierundzwanzig Stunden Wache und «regelte den Verkehr am Kaserneneingang». (Vierzehn Tage Mittelarrest für den Posten, der Militär- oder Zivilpersonen ohne Erlaubnisschein passieren lässt!) Mir blieb der Trost der häuslichen Abende, ich konnte mich abrausen, ich konnte sogar ein bisschen vorlesen. Dann erwischte es mich. Berghausen erschien auf dem Remisenhof, als wir die Geschütze herausschoben, zu Pferde. Er jagte auf mich zu, als wollte er mich überreiten, parierte vor meinen Zehenspitzen und schrie: «Haben Sie Angst, sich die Finger zu beschmutzen? Sie haben zimperlich zugefasst! Und wie Sie jetzt dastehen – nicht einmal ordentlich zusammengenommene Hacken! Acht Tage Kasernenarrest!»

Nun sass ich wirklich gefangen. Die dienstfreien Stunden waren grausamer als der Dienst, die Abende das grausamste. Schlimmer als Langeweile und Gestank quälte die Erbitterung über das Lächerliche der Situation. Das war nun mein kriegsfreiwilliges Heldentum bei der fliegenden Division. Ein junger, rotbackiger Student der Landwirtschaft, der zur selben Zeit Kasernenarrest verbüsst, liess sich vergnügt sein Bier aus der Kantine holen, rauchte seine Pfeife und zitierte in regelmässigen Abständen den Götz, und zwar den ganzen, sonst nur verkürzt wiedergegebenen Passus: «Sag deinem Hauptmann ...» So viel Philosophie brachte ich nicht auf.

Nach vier Tagen wurde ich begnadigt. Der Hauptmann sagte wahrhaftig «begnadigt». Gleich darauf brüllte er mich an: «Sie grinsen! Soll ich Sie wieder einsperren, wollen Sie in Mittelarrest?»

An diesem n. November wurde zu einer grösseren Übung ausgerückt. Noch einmal, wie im Sommer, aber ohne das damalige Hochgefühl, sass ich in der bespannten Batterie. Es ging in die Moosacher Gegend. Die Übung im Sommer war im Vergleich zu dieser eine Spazierfahrt gewesen. Unregelmässiges Pflaster, schlammige Landstrasse, holpriger Waldweg: alles wurde in wildem Trab durchfahren. Ich glaubte aus meinem Ladesitz zu fliegen, ich glaubte mir das Rückgrat zu brechen. Aufgeschleuderter Schmutz, überkrustete Stiefel, Mantel, Hände, Gesicht, Pferdegeifer flockte mich an, Vorderhufe schlugen mir fast gegen die Knie. Dann kam der Befehl zur Feuerstellung. Eine Haubitze musste in eine tiefe Sandgrube. Die Fahrer zögerten, der Geschützführer fragte an, ob nicht Herunterschoben sicherer sei, der Hauptmann tobte, man fuhr los, ein Pferd stürzte, das Geschütz schwankte und fiel auf die Seite – merkwürdigerweise blieben die Kanoniere unverletzt. «Schöner Saustall!» sagte mein Arrestkamerad, «der Major wird's ihm ankreiden, und wir müssen's hernach ausbaden.» –

Vier Jahre später wurde ich im Café Glasl lebhaft an diese Szene erinnert. Feldzugsgespräche mit einem Gast; er kannte die Maxzwei und hatte von dem «irrsinnigen Berghausen» erzählen gehört, er wusste um sein Ende. Der Hauptmann war noch im Winter 15 versetzt worden und später an die rumänische Front gekommen. «Beim ersten Gefecht trieb er seine Batterie in eine unmögliche Feuerstellung; in zwei Minuten waren fünf Sechstel der Mannschaft erledigt, glücklicherweise befand er selber sich unter den Toten.»

Ich habe das hier angefügt, denn für mich schliesst das Kapitel Berghausen mit der unblutigen Moosacher Affäre. Ich gehörte nicht mehr zu den Ausbadenden. Am andern Morgen wurde eine Abteilung zum sechsten Reserveregiment verlesen, und ich zählte

zu den Aufgerufenen, die üblicherweise sogleich vom regulären Dienst befreit wurden. Diesmal nahm ich mein Schicksal mit einiger Stumpfheit hin; die letzte Zeit hatte mich müde gemacht, ich nannte mich «eine freiwillige Billardkugel».

Der theatralische Glanz des ersten Ausmarsches fehlte diesem zweiten völlig. Die Truppe, der ich jetzt zugeteilt war, umstrahlte kein Nimbus, sie lag irgendwo bei Lille im Stellungskrieg. Auch ging, was in dem winzigen Landsberg die Angelegenheit der ganzen Stadt gewesen war, im Alltag der Residenz durchaus un bemerkt vor sich. Denn einmal fuhr ja von München beinahe täglich Soldaten der verschiedensten Formationen zur Front, und zum andern wiederum spielte im hauptstädtischen Leben das Militärische keine Solorolle.

Eingekleidet und ausgerüstet wurde man in der Maxzwei nicht anders als in Landsberg, aber auf eine nüchterne und lieblose Weise. Es kam nicht darauf an, dass jedes einzelne Stück besonders gut sass; rasche Abfertigung war die Hauptsache, langes Anproben und Umtauschen unbekannt. Väterliche Ermahnungen, an denen in Landsberg Überfluss gewesen, fielen gänzlich fort. Für den Hauptmann waren die Abgestellten abgetan, er überliess sie den Kammerseergeanten und Unteroffizieren.

Zu Haus hielten wir beide strikt daran fest, diese letzten Tage genauso zu verleben, als wenn es nicht die letzten gewesen wären; noch am Abend des 15. las ich aus dem «Ingénu» vor; unter den vom Vater ererbten Büchern standen die kleinen Romane Voltaires in der hübschen Verdeutschung von Elliot. Als ich dann in der Dämmerung des nächsten Morgens fortging, fehlte wieder nicht die mich verfolgende tragikomische Note: Das Perlchen brach in heisse Tränen aus, und meine Frau musste die Schluchzende streicheln. Natürlich galt der grosse Schmerz nicht eigentlich meiner Person – Perlchens Verlobter war zwei Tage zuvor als Leiber zur Front gegangen. (Ich habe in der Folge einige fünfhundert Blätter an meine Frau gesandt; sie erzählte mir nachher, dies sei nichts gegen die an das Perlchen gelangte Brieffülle.)

Ich ging in voller Feldausrüstung zur Maxzwei. Vor einer Kaserne in der Lothstrasse trat der Posten, ein älterer Landsturmann, an mich heran, begleitete mich seinen Rayon entlang und wünschte mir, nach herzlichen Worten suchend, alles mögliche Gute. «Und vor allem wünsch ich dir einen Urlauberschuss, Kamerad, so einen recht guten Heimatschuss auf Dauer, zwei, drei Finger fort, dass d' nimmer wieder hinausmusst!»

2. Front und Lazarett

Mit meiner Frau hatte ich verabredet, ihr in meinen Briefen ein allerausführlichstes und in jeder Hinsicht rücksichtslos offenes Tagebuch zu schreiben. Nehme ich zu diesem Versprechen die quälerische Zeitfülle des Stellungskrieges hinzu und das noch viel quälendere Bedürfnis, zu dem einzigen Menschen zu sprechen, dem ich alles sagen kann und alles zu sagen nun schon elf Jahre gewohnt war, so erklärt sich die erstaunliche Dicke des Briefstosses aus nur fünf Monaten mit seinen ewigen Wiederholungen und Variationen weniger Themen, mit seinem pedantischen Buchführen über jedes Granatloch, jedes Marmeladenbrot, jede Ratte, jedes Liebespäckchen, jedes Gespräch mit Kameraden und Vorgesetzten, jedes fremde und eigene Fühlen. In wochenlangem Lesen und Überdenken habe ich das wie einen nassen Schwamm zusammengedrückt. Es bleiben die unscheinbaren Einzelheiten eines alltäglichen, unheroischen, unsoldatischen Einzelschicksals, das ich gewiss mit sehr vielen, und eine Grundstimmung, die ich ebenso gewiss mit sehr wenigen teile.

Millionen sind aus dem Weltkrieg als Ungläubige, als Revolutionäre, als Pazifisten und Weltbürger zurückgekehrt, andere (nicht ganz so viele) Millionen als Gottgläubige, als erbitterte Nationalisten; alle haben irgendeinen Standpunkt, irgendein Dogma bewahrt oder gewonnen. Ich für meinen Teil habe nur den Zweifel heimgebracht, den absoluten Zweifel an jeder Position. Später haben sich mir einige Gewissheiten wiederhergestellt, so fest sogar,

dass ich für sie kämpfte, dass sich meine ganze wissenschaftliche Produktion durch anderthalb Jahrzehnte auf sie stützte – und dann sind diese Gewissheiten erneut und endgültig zusammengebrochen ...

Auf dem Bahnhof in München fand ich zweiundfünfzig Leute unseres Regiments vor, ein halbes Dutzend davon aus meiner Batterie, von meinen engsten Kameraden nur Kommerell. Auch stand dort eine grössere Abteilung Infanterie, ältere, zum Teil schon grauhaarige Männer, für die Etappe bestimmter Landsturm. Nachher in Augsburg stieg noch ein Trupp Neunerartilleristen hinzu, einige Gesichter waren mir von Landsberg her bekannt. Der grösste Teil des endlosen Zuges aber, in den wir verladen wurden, bestand aus Waggons mit Ausrüstungsgegenständen und Benzoltanks. Es hiess, alles das, Sach- und Menschenmaterial, sei nach Péronne bestimmt. Einige Neugierige sahen zu, es gab auch ein paar Abschiednehmende, aber alle Gefühlsäusserung fehlte. Hätte der Zug ausschliesslich Güter befördert, so wäre die Abfertigung auch nicht wesentlich anders verlaufen. Immerhin waren die zahlreichen Schniggel – anders habe ich die Infanteristen den ganzen Winter nicht nennen hören, und in dieses Wort legte der bayrische Kanonier alles, was er an leiser Verachtung, aber auch an schauerndem Mitleid und ehrlicher Bewunderung für die gequälte Masse des Schlachtviehs hegte –, die Schniggel also waren von ihrer Regimentsmusik begleitet. Im letzten Augenblick stellte sich die Kapelle in Positur und spielte einen Marsch, während wir hinausrollten.

Wir waren in einem ziemlich neuen und säubern Abteil dritter Klasse untergebracht, tagsüber nicht unbequem. Die Stimmung der Leute unterschied sich kaum von der auf der kurzen Fahrt zum Schiessen im Lager Lechfeld; patriotische Begeisterung, doch auch Trauer und Furcht fehlten gänzlich, man war nur neugierig, und die immer wiederkehrende Frage hiess, wann und wo wir den ersten Kanonendonner hören würden. Hauptinteresse bildete das Essen, das Auspacken und Austauschen der mitgenommenen Vorräte, das Warten auf die Verpflegungsstationen. Es

wurden aber auch immerfort Kartengrüsse an Eltern, Bräute und Kameraden geschrieben, jeder musste bei jedem mitunterzeichnen. An den Haltepunkten fand sich immer irgendein Schaffner, der die Beförderung übernahm. Ernsthafte Worte hörte ich nur von Kommerell; er sprach von seinen Eltern, seiner Verlobten, mehr noch von seinem Geschäft – «Gerade jetzt fortzumüssen, wo ich einen so aussichtsreichen Artikel herausbringe, ein kleines Tablett, das sich vielfältig benutzen lässt für Likörgläser, aber auch auf dem Schreibtisch, dem Nähtisch oder auf der Diele für Visitenkarten!»

Von Augsburg abgesehen, hielt der Zug auf keiner grösseren Station. Ein paarmal, auf kleinen Bahnhöfen, durften wir aussteigen, die Beine bewegen. Abends in Mond- und Schneelicht passierten wir bei Neu-Ulm die nicht sehr breite Donau. Kurz vorher am Bahndamm hatten wir Essen gefasst, kaum anders als in der Kaserne: Kasserolen standen bereit, in die heisser Kaffee gegossen wurde, Brot, Butter und Käse wurden in reichlicher Menge ausgegeben, alles war so genau vorbereitet, wurde von Pflegerinnen so rasch verteilt, dass man die unendliche Übung und völlige Eingespieltheit des Dienstes merkte. Dann kam die erste Transportnacht, deren Unbequemlichkeit noch durch die Komik und Neuheit der Situation gemildert wurde. Verrenkungen, ausgezogene Stiefel, Gestank und Schnarchen; einer lag immer in Decke und Mantel am Boden, die andern verschränkten ihre Beine über ihn weg von Bank zu Bank. Der Morgen bei Mannheim – wieder das wohlgeordnete Essenfassen – wurde sehr begrüsst.

Nun folgte eine lange Rheinfahrt mit all den bekannten und berühmten Punkten, von denen ich nie wusste, wie weit ich sie schon in Wirklichkeit gesehen hatte und wie weit sie mir nur aus zahllosen Abbildungen und Schilderungen vertraut waren. Von Zeit zu Zeit kam es mir seltsam unwirklich und ein bisschen komödienhaft vor, dass ich hier den Rhein entlang fuhr, um selber die Wacht am Rhein zu beziehen, von Zeit zu Zeit lauschte ich in mich hinein, ob ich irgendwelche heroischen oder Furchtempfin-

dungen entdecken könnte. Aber da war nichts als eine etwas dumpfe Zerschlagenheit, und das eigentliche Erlebnis des Tages bestand in der mittäglichen Erbskartoffelsuppe und warmen Wurst. Es war mir tröstlich, als ein unbekannter Soldat (er schien mir Student höheren Semesters) beim Essen unvermittelt wie aus einem Selbstgespräch heraus sagte: «Ich bin so gedankenlos ruhig, dass ich mir wegen meiner Saukälte Gewissensbisse mache.» Ich erwiderte ihm, mir gehe es ebenso, das liege wohl an einer momentanen Betäubung und auch daran, dass man sich die Sache noch immer nicht als wirklich und unabänderlich vorstellen könne.

In der zweiten Nacht verdichtete sich die Dumpfheit. Der Name Herbesthal machte mir Eindruck, nun begann also Feindesland, und gerade hier schwebte, lichterlos, aber scharf deutlich, in geringer Höhe ein Zeppelin unter den Wolken. Danach versank mir alles in stumpfe Gleichgültigkeit, in Halbschlaf und Schlaf.

Am nächsten Vormittag hiess es: «Fertigmachen zum Umsteigen nach Valenciennes.» Wir stiegen aus und standen lange bepackt am Bahndamm. Dann kam ein anderer Zug, dann gab es ein Kreuz- und Querfahren, Mannschaften und Güter wurden da- und dorthin abgegeben. Ein Stationsname erweckte mir Erinnerungen: Courrières. Dort hatte zehn Jahre zuvor ein grosses Grubenunglück stattgefunden, deutsche Bergleute waren den französischen Kameraden zu Hilfe geeilt, das hatte mich zu schwungvollen Versen auf Völkerverbindung und «Helden des Friedens» begeistert, mein Gedicht war noch am Tage seiner Geburt in der «National-Zeitung» erschienen, und ich hatte mich sehr stolz und zukunfts-gewiss gefühlt. Jetzt also war ich selber in Courrières, aber nicht als «Held des Friedens», und eben jetzt vernahm ich zum erstenmal das Geschützrollen der nicht mehr fernen Front. Endlich, um sechs Uhr nachmittags nach fünfzigstündiger Fahrt, war das Ziel unserer Gruppe, Haubourdin bei Lille, erreicht. In der nahen und entfernten Umgebung Lilles, vor allem in Aubers und Wavrin und bei dem berühmten Fromelles, hat sich mein ganzes bescheidenes Fronterleben abgespielt.

Haubourdin, halb Dorf, halb Stadt, mit vielen proletarisch armseligen Strassen und einigen Reichtumsoasen dazwischen, erinnerte mich an manches Industrienest Rheinland-Westfalens. Wir wurden zum Übernachten in einen Neubau geführt, eine sehr lange und vielfenstrige leere Fabrikhalle. Unter den Fenstern zog sich ein erhöhter Holzgang über den steinernen Fussboden, der im Übrigen dünn mit Holzwolle bestreut war. Auf ihr schliefen wir und froren erbärmlich trotz Mantel und Wolldecke. Der Feuersgefahr halber musste ein Mann auf dem Holzgang Posten stehen. Mich traf es um vier Uhr; ich sah den rötlichen Vollmond und hörte auf das gleichmässige Rollen, das mir seit Courrières fast pausenlos im Ohr lag. Wieder musste ich an das Damals denken: geradeso hatte das Rollen der Anhalter Bahn geklungen, geradeso hatten die Fenster unseres Zimmers in der Dennewitzstrasse geklirrt.

Am Morgen verpflegte man uns bei einer Sanitätsgruppe im Nachbarhaus. Es waren ältere gutmütige Leute. «Wir holen euch, wenn euch etwas zustösst», sagte der eine. Einige von uns lachten, aber Kommerell zeigte ein bestürztes Gesicht. Der Sanitäter tröstete: «Es sind immer nur Schniggel, ich weiss gar nicht, wie ein toter Kanonier aussieht. Verluste hat bloss die Infanterie, bei euch gibt es höchstens Unglücksfälle.»

Nach dem Frühstück wurden wir durch den Ort zum «Kommandeur» geführt. (So wurde der Major betitelt; ich weiss nicht, welches Amt er bekleidete, und habe ihn später nicht mehr nennen hören.) Ich sah einige halbzerstörte Häuser, sonst machte Haubourdin einen friedlichen Eindruck. Eine Strassenbahn verkehrte, sie sollte Lille in zehn Minuten erreichen. Zivilbevölkerung war auf den Strassen, im Schulhof lärmten vergnügte Kinder, über zahlreichen Ladentüren stand die Aufschrift: «Estaminet» oder «Buvette». Aber die meisten Passanten waren doch deutsche Soldaten, und die meisten Häuser trugen deutsche Schilder wie «Sanität» oder «Stab» oder «Verwaltung» oder «Ausgabe» irgendeines Truppenteils.

Der Major von Boeckh, ein grauhaariger Herr, wohnte in einer hübschen gartenumgebenen Villa, die einem Fabrikdirektor gehört haben mochte. Wir traten vor der Gartenterrasse an, und der Major liess sich von jedem einzelnen Namen und Beruf nennen und hatte für jeden ein freundliches Wort. Viele erklärten, sie seien «Ökonom». «Sagt doch Bauer», erwiderte er jedesmal, «es klingt viel hübscher und stolzer.» Über den Privatdozenten lächelte er, ein bisschen spöttisch, ein bisschen mitleidig. «Es wird schon gehen», meinte er. Dann folgte eine kurze Ansprache: «Ihr werdet jetzt auf die einzelnen Batterien verteilt, haltet euch brav und seid auch anständig gegen die Bevölkerung.»

Es hiess, die Haubitzen seien weniger exponiert als die Kanonen; man hätte mit gleichem Recht und Unrecht das Gegenteil behaupten können, aber in unserem Transport hatte sich nun einmal diese Meinung verbreitet. Ich kam zur sechsten Kanonen-, Kommerell zur dritten Haubitzbatterie. Er trat mit einer Art Kondolenzmiene an mich heran: «Lass es dir recht gut gehen, man ist überall in Schicksalshand.»

Nun wurden wir auf Leiterwagen verladen, und es gab ein mehrstündiges verwirrendes Umherfahren mit allerhand Aufenthalten; die Leute meiner Gruppe versickerten, andere stiegen hinzu. Die Gegend sah sich überall gleich: tellerflache nasse Äcker und Wiesen. Weidengesäumte Wasserstreifen, die dumpf-donnernde Ferne im Nebel. Die Landstrassen wirkten wie Dämme, bisweilen waren sie von hohen Pappeln eingefasst. Einmal ein Schloss, zwei-, dreimal ein Einzelgehöft hinter Wassergräben, mehrere Dörfer. In ihnen viele Zerstörungen – «Anklänge an Messina» schrieb ich nach Haus.

Am frühen Nachmittag war es an mir auszusteigen. Im Hof eines Bauernhauses empfing mich ein Unteroffizier: «Du bist der Neue – geh hinauf, sieh zu, ob du noch etwas zu essen findest; um vier geht es zur Feuerstellung.»

Ich kam in einen grossen Bodenraum, er enthielt eine Reihe Matratzen ähnlich unserm Saal in der Alphonsschule, schien aber

in der Hauptsache sozusagen das Gesellschaftszimmer des Hauses. An einem langen Tisch wurde gegessen, Karten gespielt, geflickt, mindestens zwanzig Leute sassen hier. Andere standen pfeiferauchend und plaudernd herum, es war ein ständiges Kommen und Gehen. Eine Weile kümmerte sich niemand um mich, dann nahm sich meiner ein freundlicher Riese an. Mit ihm habe ich bis zuletzt gute Kameradschaft gehalten, er als einziger hat mich noch im Feldlazarett besucht. Es war der Bauer Dröscher, Fahrer, aber häufig in der Batteriestellung beschäftigt, zweihundertsieben Pfund schwer, ohne dick zu sein, dreissig Jahre alt, verheiratet und Vater eines siebenjährigen Sohnes, Besitzer eines kleinen Hofes bei Kaiserslautern mit zwei Pferden, acht Kühen und einem Franzosen. «Mein Gefangener» spielte in Dröschers Berichten eine grosse und hübsche Rolle. Natürlich erfuhr ich das alles erst später und allmählich. Vorderhand verhalf er mir zu einer Schüssel Drahtverhau – Wort und Sache, ein Gemisch aus Büchsenfleisch und dicken Erbsen, waren mir fremd – und zu einiger Orientierung.

Ich befand mich in Wavrin, in der Staffel der Batterie. Die Staffel, das war der Aufenthaltsort der Fahrer. Hier stand der Wagenpark, lagerte die Ausrüstung der Batterie, hierher kamen die Kanoniere in regelmässigen Abständen «in Ruhe», von hier aus wurden allabendlich Munition, Baugerät, Küchenvorrat und so weiter nach vorn gebracht. Vorn, das war die «Plüschferme» bei Aubers, die Feuerstellung neben, die Beobachtung vor ihr. Ich fragte, worin die Ruhe bestünde. Nun, Arbeitsdienst sei natürlich dabei, aber man finde oft Gelegenheit, ihm zu entweichen, es gebe hier Friseure, Waschfrauen, eine Badeanstalt, ein Soldatenheim, ein paar Estaminets; und vor allem: Die Engländer schössen kaum jemals her, es sei fast wie im Frieden.

Während Dröscher erzählte, hob in nächster Nähe ein Knattern an. Die Kartenspieler und die Flickenden blieben ruhig sitzen, die andern liefen teils zu den Fenstern, teils in den Hof hinab. «Englische Flieger», sagte Dröscher gleichmütig, «da das Maschinen-

gewehr vom Kirchturm mitschiesst, sind sie ziemlich tief; getroffen wird doch nichts, aber sieh dir's nur an.» Ich ging auch hinunter; am Himmel standen weisse Bällchen und vermehrten sich immerfort; bald über, bald unter ihnen, bald rechts, bald links kreisten und zackten drei Flugzeuge, so als wollten sie die feindlichen Kanoniere necken. Nach einer Weile – die Engländer schienen gerade über unseren Köpfen zu tanzen, und die weissen Rauchbälle näherten sich ihnen – hörte ich ein Pfeifen und Klickern. «Sprengstücke», rief einer, «hereintreten!» Eine Minute später war alles ruhig.

Ganz so habe ich das kleine Schauspiel in den nächsten Monaten zu Dutzenden und Dutzenden Malen gesehen. Nur war es im Umkreis der Batterie ein wenig unangenehm, weil man dort trotz der herabfallenden Sprengstücke regungslos stehenbleiben musste, wo man sich gerade befand, denn jede Bewegung konnte dem beobachtenden Flieger auffallen und so das feindliche Feuer auf unsere Stellung lenken. Aber dass ein Flugzeug abgeschossen wurde, habe ich niemals erlebt. Ich sah nur einmal im Soldatenheim an den Beinen eines Schniggels ein Paar wunderschöne, freilich geflickte Ledergamaschen. «Die hab ich der Leiche eines heruntergeholt englischen Fliegers abgenommen», sagte er, «die linke war von dem herausspießenden Schienbein durchlöchert.» –

Dann sass ich wieder auf einem Leiterwagen, es ging auf gleicher Strasse durch gleiche Landschaft in den sinkenden Abend hinein. Das ferne Rollen war immerfort da, bisweilen traten nähere einzeln unterscheidbare Schläge hinzu. Leuchtkugeln stiegen jetzt auf und schwebten hoch und ruhig. Ich wusste, dort war der vorderste Graben, aber die Kugeln standen nicht nur vor uns, sondern auch seitlich. Ich konnte mir das nicht erklären, mochte aber nicht durch Fragen als ängstlicher Neuling auffallen. Übrigens war ich gar nicht ängstlich und nur durch den hübschen Anblick interessiert.

Doch dann kam etwas absolut Neues, das mir noch kein Bild, kein Kino, kein Zeitungsartikel, das mir auch das Lager Lechfeld

noch nicht vermittelt hatte. Ich habe es später hundertmal erlebt und immer mit der gleichen Erschütterung, und wenn ich jetzt auf die Frontzeit meine alte Probe mache, mit geschlossenen Augen auf die erste Erinnerung zu warten, so meldet sich nie irgendeine der wenigen wahrhaft kriegerischen Situationen, sondern immer «die Linie» mit ihrem Fahrstuhlgefühl. Ein Heulen brauste, und etwa fünfzig Meter vor unserm Wagen wuchs die mir bekannte Säule eines Granateinschlags aus dem Acker. Gleich darauf derselbe Einschlag in gleicher Entfernung vor uns auf der andern Strassenseite, und dann ging das Brausen über uns hinweg, und die Säulen wuchsen rechts und links hinter uns aus dem Acker. Wir fuhren etwas rascher, die Schüsse wiederholten sich ein paar-mal, ohne näherzukommen. Die Leute auf unserm Wagen schwiegen, gleichgültig oder mit dem Anschein der Gleichgültigkeit, weil es sich so gehörte. Nach einer Weile bat ich nun doch um Auskunft. «Der übliche Abendsegen», sagte ein junger Mensch neben mir, dessen Stimme ich den Intellektuellen anhörte. Es war der Unteroffizier Heilmann, ein Pfälzer, bei Kriegsausbruch mit dem Notabitur freiwillig eingetreten. «Die Engländer», sagte er noch, «schiessen meist auf die schweren Batterien hier am Wege, manchmal streuen sie auch die Strasse ab; weiter zurück, bis nach Wavrin hinein, langen sie selten.»

Die Linie! Immer wenn ich von der Staffel zurückkam, stiegen irgendwo halbwegs zwischen Wavrin und Aubers die Einschlagssäulen aus dem Boden. Und nie wurde ich das sekundenlange Fahrstuhlgefühl des Messers durch den Magen los, die geographische Vorstellung: du überschreitest die Linie zwischen den Bereichen des Lebens und des Todes. Im Übrigen habe ich den Druck der ständigen latenten Gefahr sehr bald gar nicht mehr empfunden, aber der Augenblick des Grenzübertritts aus friedlicherem Bezirk war mir jedesmal grauenhaft. Deshalb ging ich ungerne zur Staffel und beneidete nie die Urlauber.

Von Heilmann erfuhr ich noch, dass die Plüschferme auch Kochkiste genannt werde und in Wahrheit Le Plouich heisse, dass

sie zerschossener, nur teilweise geflickter Gebäudekomplex sei. Wir, die Leute der sechsten Batterie, bewohnten darin einen ausgebauten Stall, hätten auch dicht daneben ein eigenes Küchenhäuschen; in einem andern Bau innerhalb des die gesamte Anlage umgebenden Wassergrabens hause eine Landsturmatterie, aber das seien Preussen, mit denen man möglichst wenig zu schaffen haben mochte.

Das Bild, das sich mir dann in Le Plouich bot, ähnelte einigermaßen dem des Staffelbodens in Wavrin, war aber wesentlich räuberromantischer. Die Schlafschrangen an der Längswand dem Eingang gegenüber reichten in drei Etagen bis dicht unter das Balken- und Ziegeldach und besaßen keinerlei Trennung zwischen den einzelnen Lagerstätten; es wurde ständig hinauf- und heruntergeturnt und über Sitzende und Liegende weggekrochen, wobei sich Wolldecken und Kissen auf der Holzwolle verschoben und das Lachen, Knurren, Fluchen und Schimpfen keinen Augenblick verstummte. Der grosse Mitteltisch war an seinen Enden von einigen mit Stearin aufgeklebten Lichtstümpfchen, in der Mitte von einer grellen und stinkenden Karbidlampe beleuchtet, als Sitzgelegenheit dienten Kisten, Schemel, beschädigte Stühle verschiedenster Art und Herkunft. Auf rohen Bretterregalen, an Mauerhaken, von den Dachbalken herab, in den Ecken am Fussboden aus gestampfter Erde drängten sich aufgereiht, einzeln, baumelnd, in Klumpen zusammengehängt, chaotisch durcheinandergeworfen: Tornister, Stiefel, Strümpfe, Mäntel, Waffen, Helme, Brotbeutel, Pappkartons, Konservenbüchsen. Das Gewimmel, das Plaudern, Essen, Spielen, Putzen und Flickern der Leute war ebenso lebhaft und ebenso behaglich wie in der Staffel.

«Irgendwas vorgefallen, Clever?» fragte Heilmann, der vier Tage in Wavrin gewesen war, einen langen sehnigen Menschen. «Gar nichts; wir dürfen ja nicht schießen, und die Engländer halten sich immer an die Fünfhunder hinter uns. Gestern haben sie uns nur einen Brennzünder in den Hof geschmissen, bei der

Pumpe hat's einen Preuss' an der Hand erwischt, der schlägt vier Wochen Heimaturlaub heraus, dafür ist er Preuss'.» Dann zu mir: «Du bist der Neue, du sollst gleich mit hinüber ins Kanonierhaus, wir werden zusammen Wache haben. Nimm den Karabiner und komm mit.» – «Ich habe keinen und weiss auch gar nicht damit umzugehen.» – «Macht nichts, wir borgen uns einen aus und stellen ihn morgen zurück, die Griffe zeig ich dir, zu schiessen gibt's doch nichts.» Ich folgte ihm, die fremde Waffe am Riemen über der Schulter.

Wir traten durch eine Hofpforte unmittelbar in das Feld. Locker nachgebende Ziegelsteine, mit irgendwelch brüchigem Gestrüpp belegt, bildeten einen schmalen Pfad durch den aufgeweichten Acker. Es war nicht sehr dunkel, ein wenig Mondlicht schimmerte durch das gleichmässige Gewölk, ein wenig Helle drang wohl auch von den immer wieder aufsteigenden Leuchtkugeln der Front herüber. Wieder fiel mir auf, dass sie nicht nur vor uns, sondern auch seitlich schwebten. Clever fand Vergnügen daran, mich zu belehren. «Die Division hier ist vorgeschoben und halbwegs umfasst. Wenn ein englischer Angriff kommt, werden wir abgeschnürt. Aber bis in den März hinein haben wir sicher Ruhe, es ist ja viel zu nass.» Man hörte jetzt ausser dem Geschützrollen einzelne Flintenschüsse, auch gelegentliches Rattern von Maschinengewehren. «Das geht so jede Nacht. Bei Sonnenaufgang hat es ein Ende.» – «Und das Geschützfeuer?» – «Von Arras und Ypern herüber, da wird immer gekämpft.» Nach ein paar hundert Schritten waren wir in der Feuerstellung. Ich sah ein Stacheldrahtgehege, davor Gestrüpp, dahinter in einer Reihe nebeneinander fünf dunkle, wenig über den Boden ragende Würfel. «Komm nur gleich ins Kanonierhaus», sagte Clever, «wir müssen auf Vorrat schlafen – ich zeige dir alles während der Wache.»

Wir traten in den ersten Würfel ein; von der Tür führten fünf Stufen hinunter. Sofort empfand ich den Wohn- und Schlafstall der Plüschferme als eine luxuriöse Raumverschwendung. Hier im Unterstand waren die Kistenschragen für ein Dutzend Leute so

eng neben- und übereinander gelegt, dass man bäuchlings ein- und ausschlüpfen musste. Ich dachte an Brote im Backofen, mir fielen auch die viereckigen Löcher in einer Felswand ein, denen wir irgendwo auf Sizilien begegnet und die im Baedeker als antike Grabkammern bezeichnet gewesen waren. Ausser den Schrägen gab es hier noch einen winzigen Tisch, drei Schemel und einen unverhältnismässig grossen Eisenofen. Er war überheizt, seine Tür glühte. Ganz dicht bei ihm – törichte Angabe, denn was war hier nicht dicht beieinander? – stand ein Stapel gefüllter Munitionskörbe. Unwillkürlich platzte ich heraus: «In der Kaserne ist das Betreten der Munitionsräume mit brennender Pfeife oder Zigarre strengstens verboten.» Clever lachte, und drei Kartenspieler am Tisch lachten mit. «Man will doch wenigstens warm schlafen, und ob wir durch deutsche oder englische Granaten hin sind, wenn es ein Unglück gibt, ist einerlei», meinte ein Spieler. «Unsere Granaten sind das gewöhnt», setzte Clever hinzu, «und du wirst dich rasch daran gewöhnen, kriech nur unter.» Wir schoben uns also in den ersten Schrägen, der noch einige freie Stellen zeigte. Eine Weile starrte ich misstrauisch auf die rote Ofentür, dann schlief ich ein.

Nachher rüttelte mich jemand am Bein: «Zwölf Uhr, Ablösung!» Clever stand schon bereit. «Du kannst die Mütze nehmen und den Helm auf sechs Uhr lassen; jetzt kontrolliert doch kein Offizier, die lieben ihre Nachtruhe.» Es wurde die hübscheste Wache meiner ganzen Soldatenzeit. Genauso friedlich und scheinhaft wie im Hofe der Alphonschule, nur viel interessanter. Da war das den Neuling erhebende Gefühl, «Posten vorm Feind» zu sein, da war das Schauspiel des entfernten Feuerwerks, da war vor allem Clevers ruhiges Plaudern. Wir blieben die ganzen zwei Stunden beisammen, auf und ab gehend oder an einen Unterstand gelehnt. Er zeigte, erklärte, erzählte. Von den vier Geschützständen war der vierte leer, seine Kanone einem Fliegerabwehrzug beigegeben. «Geschütz drei ist ein Unglücksgeschütz, hat bei Neuve Chapelle die gesamte Mannschaft verloren, hat auch später

Verluste gehabt, einmal durch Rohrkrepiierer.» – «Habt ihr jetzt viel zu leiden?» – «Vom Feind fast gar nichts, in diesem Monat hat die Batterie noch keinen einzigen Verwundeten gehabt. Da drüben rechts im Osten, Fromelles, das ist eine windige Ecke, bekommt jeden Tag Feuer. Aber wir – sie streuen ein bisschen ab, manchmal schießen sie auch zu kurz oder zu weit, und wir kriegen aufs Dach, was den Fünfehnern hinter uns oder Aubers, dort gerade vor uns, gilt.» – «Und das kleine Geknatter?» – «Patrouillengeschosse, geht uns nichts an, der vorderste Graben ist an zwei Kilometer entfernt. Nein, uns stört viel mehr das Wasser. Jetzt gibt es wieder Regen; zwei Tage, und mit dem gemütlichen Wacheabrennen ist es zu Ende. Du kannst dir die Seele aus dem Leib pumpen. Überhaupt der Dreck und die Nässe. Grippe, Lungenentzündung, Nierenentzündung: das ist jetzt unser Heldentod, und dafür gibt's nicht einmal das Biermarkl.» Er zeigte auf sein verschmutztes blauweisses Bändchen, das bayrische Verdienstkreuz. «Aber du hast es.» – «Ich bin seit dem Anfang dabei», sagte er stolz, «ich hab es bekommen, als es noch Wert hatte; jetzt fallen die Markin und das EK an die Offiziersburschen, die Köche und die Friseure.» – «Wie lange mag das so weitergehen?» – «Hier draussen sagt man: der Weltkrieg 1914-20, aber ich glaube, 1921 liegen wir auch noch hier im Dreck.» – «Hast du's sehr satt?» – Er zuckte die Achseln. «Es ist mir schon alles gleich. Manchmal wär mir ein Heimatschuss lieber. Aber wenn man dann zum Krüppel würde ...» Ich fragte ihn nach seinem Beruf. Er war Schneider in einem pfälzischen Nest. Es ging ihm aber nicht ums Schneidern. Er gehörte einem Sportverein an, war Ringer, hatte einige Amateurpreise erhalten, träumte davon, aus dem Ringen seinen Hauptberuf zu machen. «Aber hier wird man ja ganz steif und hat auch gar keine Anregung.» – «Und die Kameradschaft?» Wieder das gleichgültige Achselzucken. «So viel Neue und Junge. Und immer mehr Bayern als Pfälzer. Die Bayern sind noch schlimmer als die Preussen. Die Preussen kann ich mir vom Leibe halten, die Bayern nicht.» – «Hast du nicht alte Kameraden bei den andern

Batterien?» – «Jede Batterie ist ein Dorf für sich. Man sieht sich oft wochenlang nicht.» – «Was tut ihr hier draussen den ganzen Tag?» – «Am wenigsten: schiessen. Jeden Morgen wird Arbeitsdienst verteilt. Fliegerdeckung erneuern, die trockene Zichorie da auf dem Pfad und über den Geschützständen, das Zeug wächst hier ringsum. Und die Granatlöcher in den Strassen stopfen und Unterstände ausbessern und Reservestellungen bauen. Und natürlich pumpen, pumpen, pumpen. Aber man lernt es auch, sich zu drücken. Und man muss auch seinen Spass haben. Pass einmal auf.» Er entfernte sich von mir und verschwand in dem geschützlosen Unterstand. Dann tauchte er wieder auf, einen schwarzen Würfel in der Hand, an dem eine Schnur hing. Er zündete sie an, warf das Ding ins Gestrüpp vor uns und schlenderte auf mich zu. Gleich darauf gab es einen tüchtigen Krach, und einen Augenblick später hob sich eine Klappentür an dem Unterstand neben mir, und gespenstisch blass im künstlichen Licht tauchte ein mir von der Alphonsschule her bekanntes Gesicht auf. «Leutnant Rupprecht fragt an, was für ein Schuss gefallen.» – «Gewehrschuss bei der siebenten Batterie», antwortete Clever, und die Klappe der Telefonzelle schloss sich wieder. «Hübscher Böller, nicht wahr?» sagte er dann zu mir. «Wir bewahren die Kanonenschläge auf, die früher zur Täuschung des Feindes benutzt wurden. Aber darauf fällt er längst nicht mehr herein.» Aus dem Kanonierhaus erschien ein Unteroffizier. «Was hat da geknallt?» – «Wohl ein etwas näherer Gewehrschuss.» – «Unsinn! das klang doch ganz anders.» – «Ich habe nichts bemerkt», erwiderte Clever ernst, «und dem Neuen ist auch nichts aufgefallen.» – «Macht keine Dummheiten», sagte der Unteroffizier ärgerlich und ging wieder hinein. «Er weiss so genau wie ich, dass man sich die Zeit vertreiben muss», lachte Clever.

So schob ich mich um zwei beinahe vergnügt in meine Grabstätte. Wenn es nicht ärger kam ... Der Ofen störte mich nicht mehr.

Während der zweiten Wache war Clever verschlafen, mür-

risch und schweigsam. Ich beobachtete, wie mit dem Dämmern das Gewehrfeuer seltener wurde und schliesslich verstummte. Aber kaum wurde es hell, so heulten auch schon Granaten. Ich zuckte nur beim ersten Brausen zusammen. Das schlug alles in die Fromellesgegend, man konnte mit vieler Tapferkeit zusehen. «Wir wollen jetzt zum Frühstück in die Kochkiste gehen», sagte Clever nach der Ablösung, «vormittags werden wir keinen Arbeitsdienst haben.»

Drüben fanden wir den Stall leer. In der Küche gab es einen grossen Napf Kaffee, einen Becher braune Melasse und ein Kommissbrot. Ich brockte es in die Schale, eine Katze kam zutunlich heran und frühstückte mit mir. Dann begann ich meinen ersten «Brief von der Front». Nach ein paar Zeilen kam ein Soldat gelaufen. «Es soll geschossen werden – zuwenig Leute drüben –, ihr sollt rasch hin.» Clever, der seinen Karabiner putzte, erhob sich gleichmütig. «Wird wieder ein lumpiges Dutzend sein; du kannst meinen Einser machen.» Ich folgte ihm mit heftigem Herzklopfen. Ich glaubte, nun käme ich das erste Mal wirklich ins Gefecht, denn unser Feuer würde doch den Gegner zur Antwort reizen.

Als ich mich ans Geschütz setzte, zitterten mir die Hände so, dass ich mich schämte und sie einen Augenblick lang in den Taschen verbarg. Aber schon nach dem dritten Abschuss war ich ganz ruhig und ein wenig enttäuscht. Es ging alles so friedlich zu wie auf dem Lechfeld, nur etwas langsamer und sehr viel weniger aufgeregt. Die ausserhalb des Unterstandes postierten Geschützführer gaben die Kommandos weiter, die ihnen selber ein Leutnant zurief. Man schoss auf dreitausend Meter ins Unsichtbare hinein, auf irgendein Ziel hinter dem englischen Graben. Der Feind kümmerte sich nicht im Geringsten um uns. Nach zwölf Schüssen hörten wir auf, wie Clever vorhergesagt hatte.

Ich durfte zur Plüschferme zurück, in der es jetzt lebhafter zuing, und nahm mein Schreiben wieder auf. Aber ich wurde noch einmal unterbrochen, und diesmal bedeutungsvoller, als ich an-

nehmen konnte. Ein Feldwebelleutnant kam herein: «Sie sind der Klemperer? Melden Sie sich gleich nach dem Essen auf der Beobachtung, Sie sollen dort beschäftigt werden.» Von den beiden Kameraden, die mir nachher den Weg zeigten, sagte der eine neidisch: «Natürlich eine Extrawurst für die feinen Leute», der andere begütigend: «Er wird nix z' lachen haben; immer mit dem spinneten Ruhl zusammen und Tür an Tür mit dem versoffenen Leutnant – ich möcht nicht mit ihm tauschen.»

Die Beobachtung, in der ich nun die nächsten zehn Wochen Dienst tat, war zugleich kriegerischer und friedlicher als die Batterie selber. Sie lag am Südeingang von Aubers, um etwa tausend Meter feindnäher als unsere Geschütze, und das war ungemein spürbar. Aubers selber war vollkommen zerschossen. In den zu Unterständen ausgebauten Kellern der zerstörten Häuser hatte Infanterie ihre Reservestellungen, hier befand sich auch ein geräumiger, gut eingedeckter Verbandplatz. Von der Kirche war nur eine Seitenkapelle erhalten, alles andere bildete einen Riesenhaufen zertrümmerter Mauerstücke und kleinen Steingerölls. Diese totale Vernichtung sollte erst vor wenigen Wochen durch unsere Pioniere besorgt worden sein, weil die Kirche am Beobachten gehindert hatte. Besser erhalten war das elegante Pfarrhaus; es glich einer Bühnendekoration: die vierte Wand fehlte. Sie war wohl eingestürzt, als sich der gewaltige Krater einer 38 cm-Granate gerade vor ihr im Strassenpflaster auftat. Man sah in die Zimmer hinein, auch die Treppe zum Obergeschoss war unversehrt. Alle Möbel fehlten, aber in dem überall ausgebreiteten schmutzigen Stroh lagen vereinzelt Bücher, und in den Ecken hatte man mehrere Bücherstapel aufgeschichtet, ich vermute: als Ersatz für Brennholz. Ich sah die Stapel durch: Theologica und Wörterbücher des Lateinischen und Griechischen. Aus dem Stroh fischte ich meine einzige Kriegsbeute, einen typisch hellbraunen Oktavband des achtzehnten Jahrhunderts, Jean Baptiste Rousseaus Oden und Kantaten in zeitiger Ausgabe. (Sie haben im Sommer

39 das Sprichwort vom Nichtgedeihen unrechtmässigen Gutes zuschanden gemacht; denn obwohl die Gestapo unter sachkundiger Führung einer studierten Bibliothekarin meine Bibliothek ausplünderte, entging ihr doch das wertvolle Bändchen.) Ein ebenso riesiger Krater wie vor dem Pfarrhaus klaffte im Hof einer ausgedehnten Ziegelei, deren hoher schmaler Schornstein unverletzt aus der allgemeinen Verwüstung ragte. Zwischen den zerstückelten Ziegeln des Fabrikbaus selber lagen hier zu Tausenden neue Backsteine mit dem unverwischten Aufdruck: «Tuilerie mécanique d'Aubers». Durch das Nordende des Fleckens zogen sich das Gleis einer Feldbahn und ein Reserveschützengraben; von hier aus strebten Laufgräben ins nasse Gelände abwärts nach vorn.

Den Besichtigungsweg, der mir den Jean Baptiste eintrug, machte ich unter Regeies Führung erst eine Woche nach meiner Ankunft; man musste dazu einen nebelverschleierten Tag abwarten, denn sonst wurde viel nach Aubers hineingeschossen, auch Feuer der Infanterie und der Maschinengewehre langte bis hierhin. Aber vieles von dieser unmittelbaren Kriegsnähe drängte sich mir gleich bei der ersten Bekanntschaft mit meinem Türmchen auf, und darunter waren zwei Eindrücke, die sich täglich wiederholen sollten und die mich jedesmal stärker ergriffen als das bald gewohnte Heulen und Pfeifen.

Ich sage: mein Türmchen, denn so heisst die Beobachtung immer in meinen Briefen, und so steht sie in meiner Erinnerung, obwohl dieser Ausdruck nur halbwegs zutrifft. Es handelte sich um den Eckteil eines im Übrigen verschwundenen Bauernhauses, den Regele, im Zivilberuf unstudierter, gänzlich unstudierter Baumeister, mit Steinen, Zement, Eisenklammern, Balken, Sandsäcken malerisch geflickt, ergänzt, verstärkt und zu einer kleinen dreistöckigen Festung umgewandelt hatte. Unten wohnte der diensthabende Offizier, manchmal waren es zwei, auch wohl drei, der Mittelraum gehörte der Mannschaft, ganz oben lag die eigentliche Beobachtung, ein kahles Zimmer mit einem Fenster nach Süden und einem Schlitz nach Norden, durch den das Scheren-

fernrohr hinausging. Ein Bänkchen vor dem Fernrohr, von ihm aus erreichbar der Fernsprecher an der Wand: das war die gesamte Einrichtung. Von hier aus hatte ich den ersten Blick auf Aubers und darüber hinweg in unbestimmte Ferne. Durch das dunkle schlammige Ackerland zogen sich, soweit das Auge nach rechts und links reichte, in paralleler Richtung dicht beieinander ein weisser und ein brauner Damm. Zentral vor mir, jenseits des braunen Walls, lag eine grössere Stadt, ich erkannte eine runde Gasanstalt und einen weissen Wasserturm, ich sah zehn spitze Kirchtürme und viele Fabrikschornsteine. Das war Armentières, der braune Wall davor bedeutete die Brustwehr des englischen, der weisse die des deutschen Grabens. An einigen Stellen, sagte mir der Unteroffizier Ruhl, seien die beiden Linien fünfzig, an andern dreissig bis zwanzig Meter voneinander entfernt.

Als er in seinem Erklären soweit gekommen, hörten wir den sich nähernden Gesang einer marschierenden Truppe. Es klang kräftig und lustig wie in München und war ein Lieblingslied der Bayern: «Ich will ja mein Feinsliebchen noch einmal sehn». «Ablösung für die Siebzehner vor uns», sagte Ruhl; «hier kommen sie immer vorbei, und das singen sie täglich, ich kann es schon nicht mehr hören.» In diesem Augenblick waren sie gerade unter unserem Fenster, der Gesang brach ab, sie plauderten untereinander. «Jetzt passieren sie die Strasse nach Fromelles, die hier rechtwinklig auftritt. Von da an ist das Singen verboten; Reden ist noch bis zur Feldbahn erlaubt; danach muss man das Maul halten, der Wind trägt die Stimmen weit; und die Engländer haben mehr Munition als wir.»

Dieses Herankommen und Abbrechen des Marschliedes ist die eine meiner täglichen Erschütterungen während der Türmchenphase. Die andere lernte ich am nächsten Morgen kennen.

Der Beobachtung gegenüber, am Weg nach Fromelles, stand eine winzige offene Kapelle, vielmehr das kleine steinerne Gehäuse eines Marienbildes, zu dem eine Stufe führte. Auf dieser Stufe lag, bis zum Hals mit dem Mantel bedeckt, ein toter Infan-

terist. Er war ganz jung, bestimmt keine zwanzig Jahre, und hatte ein gutmütiges, zufriedenes dummes Gesicht, dessen Dummheit durch den halb offenstehenden Mund unterstrichen wurde. Blut war nicht zu sehen, auch keine Verstümmelung, nur ein kreisrundes Loch in der Nasenwurzel. Und genau solche jungen dummen Kerle mit genau dem gleichen Loch an der gleichen Stelle habe ich nun durch zehn Wochen auf meinem Frühstücksweg zur Kochkiste fast jeden Morgen gesehen. Ganz selten war die Kapelle leer; ein paarmal fand ich zwei Schniggel dort, einmal einen Engländer, einen älteren Mann mit verkrampftem Gesicht, die braune Hose blutbefleckt (Bajonettstich im Patrouillenkampf, hiess es) – aber meine tägliche Selbstverständlichkeit war doch der eine, scheinbar immer wieder derselbe freundliche dumme junge Kerl mit dem offenen Mund und dem schwarzen kreisrunden Loch in der Nasenwurzel. Alle grausigen Kriegsszenen, die ich später bei Barbusse und hundert anderen las, haben für mich weniger Entsetzen als diese Erinnerung. Dort ist überall Grösse, Bewegung, Schlachtgetöse, Höllenromantik, Glanz des Heroismus, selbst wenn der Autor den Heroismus und alle Kriegsbegeisterung zu vernichten bemüht ist: Bei meinem dummen jungen Schniggel vor dem Marienbild am Wege nach Fromelles gab es nichts als die unsinnige Jämmerlichkeit des Krieges. Es war ein sehr einfaches Ereignis, das sich gewiss zahllose Male an zahllosen Stellen der Front abspielte. Hinter der weissen wie hinter der braunen Brustwehr lagen Scharfschützen, das Fernglas auf den Gewehrlauf geschraubt, mit jeder Handbreit des Geländes vertraut. Und immer gab es junge und neugierige Mannschaft, die beim ersten Mal wissen wollte, wie es jenseits der Sandsäcke aussah. Keine Warnung half, man brauchte ja nur eine Sekunde den halben Kopf herauszustecken. Und in dieser Sekunde bekam man das Loch zwischen Stirn und Nase. Gegen Morgen schafften die Siebzehner dann ihren Toten in diese Kapelle; von dort wurde er im Lauf des Tages zur Beerdigung abgeholt. Auf dem Friedhöfe in Wavrin – ich war da manchmal während der Staffeltage – stan-

den so viele Holzkreuze mit dreieckig überdachtem Schild. Unter jedem Namen hiess es: «Er starb den Heldentod fürs Vaterland.» (Es lagen auch Engländer da, unter gleich sauberen Kreuzen; nur dass bei ihnen der Satz vom Heldentod fürs Vaterland fehlte.)

Ich kann also wohl sagen, dass die Atmosphäre der Beobachtung kriegsgeladener war als die der Batterie. Wiederum war sie auch um vieles friedlicher, so friedlich, dass ich mindestens in der ersten Zeit bisweilen fast ein gewisses Behagen empfand. Nachher litt ich unter Misshelligkeiten; aber als ich im Januar die Beobachtung verlassen musste, kam ich mir doch wie ein Verbannter vor.

Die körperliche Anstrengung des Munitionsschleppens, Strassenflickens und so weiter, fiel hier fort. Man war entweder Telefonist oder Tagesbeobachter oder «Anschneider». Das Anschneiden bestand im nächtlichen Aufsuchen feindlicher Mündungsfeuer; man richtete das Fadenkreuz im Fernrohr auf die Flamme, zählte die Sekunden bis zum Knall des Abschusses und errechnete so die Stellung des Geschützes. Ich bin im ersten Monat als Anschneider, später, nach der Rückkehr meines erkrankten Vorgängers, zumeist als Telefonist tätig gewesen, immer (bald allein, bald umschichtig mit einem andern) im Nachtdienst von sieben Uhr abends bis sieben Uhr morgens.

Dass ich mit freudigem Einverständnis meiner Kameraden ständig für den Nachtdienst optierte, hatte mehrere Gründe, und die wenigst stichhaltigen unter ihnen taten die stärkste Wirkung. Bei Tage angekleidet zu schlafen nahm ich ohne Weiteres hin; aber abends, wie es sich hier draussen gar nicht vermeiden liess, halb oder gar nicht ausgezogen zu Bett zu gehn, war mir immer aufs Neue widerwärtig. Und etwas anderes quälte mich bei solchem regulären Zubettgehen erst recht. Es bedeutete einen Einschnitt in die Zeit; jedesmal war ein Tag abgeschlossen, morgen begann ein neuer; wie viele noch? war der unvermeidliche erste Gedanke beim Aufwachen, ein Ende liess sich nicht absehen, und ich litt dann eine ganze Weile unter dem gleichen Gefühl wie beim Passieren der Feuerlinie. Tat ich dagegen Nachtdienst, so

glitt kerblos ein Tag in den andern, ich blieb eingetaucht in die Gewohnheit des Krieges, in eine zeitlose Gleichförmigkeit. Und weiter schien mir der Kriegszustand während der Nacht erträglicher, seine Eintönigkeit farbiger, seine grauenhafte Sinnlosigkeit ein wenig romantisiert durch Dunkel und aufflammende Lichter, durch Stille und aufspringendes Kampfgetöse, durch Mond und Sterne und angestrahlte Wolken, seine Gefahr reizvoller. Ich will damit keine Spur von Heroismus vortäuschen. Wenn sich die schweren Einschläge näherten: jetzt lag einer vor der Beobachtung dicht bei der Kirche, jetzt zwischen uns und unserer Batterie – waren wir eingegabelt, galt die nächste Granate unserm Türmchen? –, dann zitterte mir jedesmal am Fernrohr oder Telefon die Hand. Aber auch hier half eine Illusion, obwohl ich um ihr illusorisches Wesen wusste: Ich hatte ein Dach über mir. Ich wusste genau, dass es keinem Einschlag standhalten konnte; aber wie mich der niedrigste Grasrand auf schmalen Gebirgspfad vor Schwindel bewahrt, so schützte mich das Dach vor dem Gefühl der Angst. Und zu alledem gewann ich eine Menge Zeit für mich. Tagsüber war ich so frei wie ein Nachtwächter. Gewiss hätte ich da auch schlafen sollen, wie die Nachtwächter und wie die Kameraden im gleichen Amt, aber ich legte mich meist nur für wenige Stunden. Natürlich zehrte der Mangel an Schlaf sehr an den Nerven, und meine zunehmende Überreiztheit hatte später peinliche Folgen, doch ständig angespannt, merkte ich lange nichts. Und nicht nur den Tag gewann ich für mich; auch viele Stunden der Nacht blieben mir. Ich musste nur wach auf dem Posten sein, im Übrigen konnte ich mich ausgiebig auf eigene Faust beschäftigen. Das galt nicht bloss für den Telefondienst, wo ich natürlich das Buch oder den Briefbogen neben dem Apparat liegen hatte, sondern auch für das Anschneiden. Denn nur wenn feindliche Artillerie in unserem Zielstreifen schoss, hatte ich oben im Dunkeln am Scherenfernrohr zu sitzen, sonst konnte ich mich im gut beleuchteten und geheizten Telefonzimmer aufhalten. Üblicherwei-

se aber bekamen wir nachts höchstens ein bis zwei Stunden mässiges Feuer, um das sich niemand im Haus ausser dem Anschneider kümmerte. Und auch der hatte wenig zu tun, da die Stellung der feindlichen Batterien bekannt war und nur eben nachgeprüft wurde.

Bloss einmal, zu Anfang Dezember, erlebte ich einen ernstlichen Alarm. Der Gaskrieg war damals noch in den Anfängen. Das Gas wurde abgeblasen, die Infanteristen trugen die sogenannte Schafskopfmassage in Beuteln vorn an der Schulter befestigt. Dieselben Beutel hingen in unseren Geschützunterständen und in der Beobachtung – ich hatte aber noch nie solch eine Maske selber gesehen oder gar aufgehakt. Erst im Januar war in unseren Batterieappellen von der Tücke der Gasgranaten und von der neu eingeführten «Büchsenmaske» die Rede, und erst im Februar 16 machte ich in Wavrin eine Gasübung mit. Man wurde vom Leutnant und vom Stabsarzt belehrt und dann unter der neuen Maske durch den «Stinkraum» geführt. Darauf hiess es: «Im Türrahmen, aber erst auf der Schwelle, die Maske lüften, damit ihr seht, in welcher Luft ihr geatmet habt.» Die Augen tränkten, man hustete und spuckte und war fest entschlossen, das neue, erst verlassene Instrument sorgfältig zu behandeln.

Am 9. Dezember also, um zwei Uhr früh, sass ich im Telefonzimmer und schilderte meiner Frau gerade das momentane Idyll: Neben mir, den Kopf auf den Armen, schlief der Telefonist Niklas – ich hatte das Kontrollzeichen für ihn erwidert, Schlafen am Apparat bestrafte das Kriegerrecht mit Zuchthaus –, auf dem Lager schliefen die Unteroffiziere Barz und Ruhl, und auf dem Tisch gerade vor meinem Blatt schlief pustend Heilmanns kleiner gelber Kater. Auch die Herren im Parterre schliefen endlich; bis eins hatten sie den Stabsarzt Rüttenauer als Gast zum sehr angelegten Abendbrot bei sich gehabt, danach war dem leicht Ange säuselten der Bursche Kreuzer auf den Heimweg nach Fromelles mitgegeben worden. Einzelne Infanterieschüsse und kurze Maschinengewehrstreifen brauchte ich als Artillerist nicht zu beach-

ten und hörte sie schon lange nicht mehr. Plötzlich eine verschlafene Stimme von unten aus dem Apparat: «Den Anschneider fragen, was los ist!» Erst jetzt fiel mir das ununterbrochene Rattern der Maschinengewehre auf. Ich eilte so leise als möglich hinauf; bis ich am Fernrohr sass, war ein Höllenspektakel im Gange.

Ganz so, wie man sich Schlachtenlärm nach tausend Schilderungen vorzustellen pflegt: wildes Infanterieschiessen, unaufhörliches Hämmern vieler Maschinengewehre, platzende Granaten vor uns, über uns, hinter uns. Ich sehe neben den üblichen weissen Raketen zur Rechten rote Leuchtkugeln aufsteigen, das Signal für Sperrfeuer. Ich sehe gerade vor mir aufsprühende weisse Lichtfontänen und eine weissliche Wolke, die sich unserm Graben zu nähern scheint. Ich höre das Dröhnen entfernter schwerer deutscher Batterien, das Krachen der näheren Haubitzen – unsere sechste Kanonenbatterie schweigt noch. Ich schreie ins Telefon: «Gasangriff, ein Gasangriff!» Im selben Augenblick (aber alles, seit ich von meinem Brief aufgeschreckt bin, ist eine einzige Gleichzeitigkeit) poltert es die Treppe herauf: «Blödsinn ... Sie haben keine Ahnung ... so ein untaugliches gelehrtes Huhn.» Leutnant Borgmann in Hemd und Hose, die Träger wie eine Pferdeleine herabhängend, stösst mich vom Fernrohrsitz, schimpft noch ein paar Sekunden weiter. Dann: «Es ist wahrhaftig Gas ... so geben Sie doch zum Donnerwetter den Befehl durch: Gasmasken bereithalten, Batterie feuerbereit!» Jetzt kommt der Oberleutnant und Batteriechef Forch herauf, in Pantoffeln, den Rock noch offen, aber wohlthuend ruhig. Er schiebt den aufgeregten Leutnant beiseite, er beobachtet, er steht sehr ruhig auf: «Unterroffizier Barz (das war ein altgedienter erfahrener Mann), übernehmen Sie das Scherenfernrohr.» Er geht ins Telefonzimmer hinunter, und ich höre ihn die Feuerbefehle erteilen, die Niklas an die Batterie weitergibt. Die nächste Viertelstunde stehe ich an dem rückwärtigen Turmfenster und sehe das Mündungsfeuer unserer Batterien und die feindlichen Einschläge. Zu tun habe ich gar nichts, es ist ein blosses Umanandstehen. Und auch der Leutnant ist überflüs-

sig und Ruhl unten genau so überflüssig. Aber wenn es jetzt hier einschlägt, denke ich, haben wir alle «den Heldentod fürs Vaterland» erlitten. Leutnant Borgmann schimpft, halb im Selbstgespräch, halb zu Barz und mir gewandt: «Es sind nicht genug Gasmasken für alle da ... Saustall, wenn es bis hierher kommt.» Nach einer Weile meldet Barz: «Der Wind scheint umzuschlagen, die weisse Wolke treibt seitlich ab.» Dann kommt von der Abteilung aus Fromelles für die leichten Batterien der Befehl zum Feuereinstellen. Bei den Engländern ist es ruhiger geworden. Nach einiger Zeit versickert auch das Gewehrfeuer, nur die entfernten schweren Geschütze beschliessen sich noch. Um drei ist alles wieder still. Die sechste Batterie und unsere Beobachtung haben keine Verluste; wie es bei den anderen Beteiligten aussieht, weiss ich nicht und erfahre ich auch nachträglich nicht. Die Offiziere und Unteroffiziere legen sich wieder schlafen, ich habe Befehl, am Scherenfernrohr zu bleiben. Nach der erst jetzt spürbaren Aufregung bin ich todmüde. Ich zünde die Pfeife an, die ich eben aus Berlin erhalten habe. Sooft ich einnicke, fällt sie auf den Fussboden und der kleine Knall weckt mich auf. Diesmal lege ich mich um sieben hin und schlafe in einem Zug bis zwei.

Aber diese Gefechtsnacht war einmalige Ausnahme. Sonst gab es nur jene sozusagen regulären Störungen. Ich las viel. Zu schwerer Lektüre, die ich mir allenfalls hätte verschaffen können, fehlte die Konzentrationsfähigkeit, doch auch die leichte bot immerhin geistige Nahrung, und ich kostete sie ernstlich aus, indem ich alles schriftlich so genau analysierte, als sammelte ich Material zu einer bestimmten Studie. Manche dieser Notizen sind mir denn auch späterhin von Nutzen gewesen. Allerlei Bücher, Reclamhefte und die roten Bände der Engelhornschen Romanbibliothek, trieben sich voller Eselsohren, Brandlöcher und Fett- und Marmeladeflecken herrenlos im Telefonzimmer umher, einiges konnte man aus dem Soldatenheim in Wavrin entleihen, manches brachte die Feldpost, bald mir, bald anderen, und man tauschte

untereinander. Ich las Georg Hermanns «Kubinke» und fragte mich, wieweit an diesem tragikomischen Friseurschicksal Fontane und wieweit Zola mitgeschaffen habe; ich las bei Engelhorn einiges von Ohnet, und das war mein erster Kontakt mit dem französischen Gesellschaftsroman des späteren neunzehnten Jahrhunderts. Lange beschäftigten mich zwei dicke Reclambände, «Dombey und Sohn», worüber ich an Dehlinger, die halbe Anglistin, eine förmliche Abhandlung mit vielen angehängten Fragen schrieb. Sie sandte als Gegengabe eine kleine volkstümliche Dickensmonographie. Friedel Krakauer schickte mir ein neuerschienenes Bändchen von Wundt: «Die Psychologie der kriegführenden Nationen». Der Inhalt empörte mich. «Das Buch», antwortete ich Krakauer, «ist ein Beweis für die verwirrende und herabzerrende Wirkung des Krieges auf das wissenschaftliche Denken. Wundt macht, wie man in Berlin sagt, unsere Gegner madig, und wo er um die Bedeutung eines englischen oder französischen Denkers nicht herumkommt, da ist ihm der Mann eben eine regelbestätigende Ausnahme.» Als ich mich dann in den Dresdener Jahren um die Herausarbeitung des spezifisch Französischen bemühte, schwebte mir diese Kriegsstudie Wundts immer als warnendes Exempel vor.

Dass Grete Dehlinger, Krakauer und ein paar andere Freunde, wie die Wahleltern Meyerhof, Julius Sebba und Ella Döhring, gelegentlich ausführliche Briefe von mir bekamen, hatte übrigens einen besonderen Grund. Den jeweiligen Truppenverschiebungen angepasst, gab es partielle Postsperren. Meine Frau klagte aus Urfeld, wohin sie übersiedelt war, sie sei seit einer Woche ohne Nachricht: «Auf der Münchener Hauptpost sollen abertausend Feldpostbriefe aufgespeichert sein und dürfen nicht ausgegeben werden, während die Wahleltern von Lissy gehört haben. Bist Du vielleicht auf dem Wege nach Osten oder Südosten?» Dann schickte ich irgendwelche Schilderungen oder Reflexionen nach Berlin oder Königsberg oder Frankfurt und bat im Postskriptum, sie als Lebenszeichen von mir nach Urfeld weiterzugeben.

Die Masse meiner Korrespondenz und alles Intime und ganz ungefärbt Aufrichtige ging natürlich unmittelbar an meine Frau. (Einige Versuche, auch meinem Bruder Berthold, der mich mit allen erdenklichen Liebesgaben überhäufte, ebenso ungefärbt zu schreiben, hatten ungünstigen Erfolg.) Ich sagte schon, welches geradezu peinigendes Bedürfnis mich immer wieder dazu trieb, mit meiner Frau zu sprechen; ich war wegen meines ständigen Schreibens vielen Neckereien und auch Schlimmerem ausgesetzt. So zwang mich schon allein das Suchen nach Schreibstoff zu genauem Beobachten. Ich hatte reichliche Gelegenheit dazu.

Offiziere und Mannschaft waren im Allgemeinen streng voneinander geschieden, aber die Enge unserer Unterkunft führte doch zu mancher Berührung. Der Batteriechef, Oberleutnant Forch, war ein ruhiger, reservierter, zu jedem gleichmässig höflicher Vorgesetzter. Leutnant Borgmann, dem man den Alkoholiker ansah und der rasch in heftige Erregung geriet, galt als brutal; besonders der Reitunterricht, den er zuzeiten den Einjährigen hinter der Front erteilte, war als furchtbar verschrien. Ich selber habe mich über den allgemein verhassten Mann nie zu beklagen gehabt. Leutnant Männer, Gerichtsoffizier und im Zivilberuf Assessor, übertrieb die Korrektheit ins Steife. Wenn er mit seinem schwarzen Wolfshund einherschritt, wusste man nicht, wer stolzere Würde an den Tag legte, der Herr oder das Tier. Nur einmal habe ich ihn laufen sehen und schreien hören. Eine Granate war ziemlich dicht vor der Beobachtung auf die Strasse gefallen; während noch der Rauch aufstieg und die Sprengstücke sangen, rannte der Wolfshund aus der offenen Tür bellend auf das Loch zu. Hinter ihm her stürzte der Leutnant und schrie immerfort: «Haltet ihn, so haltet ihn doch zum Teufel, es kann ihn ein Splitter treffen!» Dem Hund geschah nichts, und dem Leutnant wurde seine liebevolle Besorgtheit um das Tier nicht verübelt. Aber als er ihm ein andermal eine Schale Milch vorsetzte, gab es böses heimliches Murren: «Für uns ist keine Milch da, aber Leutnant

Männers Hund bekommt natürlich Offiziersverpflegung.» – Der rundliche Leutnant Wolff, jüdischer Fabrikantensohn und erst im Felde zum Offizier befördert, bemühte sich ein bisschen zu offenkundig um Popularität und verkehrte mit den Einjährigen beinahe kollegial. Mir half er einmal beim Einheizen. Tags darauf freilich sagte er: «Sie könnten, wenn Sie ausgeschlafen haben, etwas für mich in Fromelles auf der Abteilungskanzlei abholen.» Der ungedeckte Weg nach Fromelles war immer mit besonderer Lebensgefahr verbunden, und als ich in die Kanzlei kam, wurde ich in die Küche verwiesen, und dort erhielt ich eine Flasche Kognak. Auch dafür hätte ich leicht den Heldentod sterben können.

Im Acker unterhalb derselben fatalen Strasse machte ich die erste unangenehme Erfahrung mit dem Unteroffizier Ruhl. Mit ihm, der den Telefondienst seit Langem gewissermassen leitete, war ich fast Tag und Nacht zusammen. Er stand in meinem Alter und hatte vor dem Krieg in Südamerika als Landwirt gelebt, seiner wahrscheinlich übertriebenen Erzählung nach als herrschgewaltiger Inspektor einer märchenhaft grossen Hazienda. Er war im Frühjahr 1914 bei seinen deutschen Angehörigen zu Besuch gewesen und am 1. August freiwillig eingetreten. Die Kameraden nannten ihn unberechenbar, launisch und hinterhältig. Mir gegenüber war er bis Weihnachten ungemein zutunlich. Wir plauderten stundenlang, ich erfuhr und lernte vieles von ihm und vergass die Warnung der Kameraden und die Warnung jenes kleinen anfänglichen Zwischenfalls.

«Begleiten Sie mich auf Leitungspatrouille», hatte er mich am zweiten Vormittag aufgefordert. Das landschaftliche Bild des Sektors vor Lille, in dem ich meinen Frontdienst leistete, war überall derart das gleiche, dass mir im Erinnern alles zusammenschmilzt. Immer die winterbraunen Zichorienfelder, die nassen Wiesen, die schlammigen Äcker, die Wassergräben, die niedrigen Weiden-, die hohen Pappelreihen, die kleinen dichten Erlengebüsche, die Granattrichter verschiedener Grösse, die langen, von Blindgängern gepflügten Furchen, die Batteriestellungen hinter

Drahtgehegen, die zerschossenen Einzelgehöfte und Dörfer. Telefondrähte, über Weidenstümpfe gelegt oder auf niedrigen Stangen befestigt, zogen sich in vielen Richtungen über das Feld, und immer waren irgendwelche Stellen blankgescheuert oder zerrissen und mussten neu isoliert oder verknotet werden – eine sehr einfache Arbeit, solange nicht vom Feind herübergeschossen wurde. Leitungspatrouillen waren täglich unterwegs, und wenn an ruhigen Tagen ein Telefonist den Kameraden einer Nachbarbatterie aufsuchen wollte, so sagte er: «Ich gehe auf Leitungspatrouille.»

Unser Kontrollgang also führte sehr gemächlich nach Fromelles. Wir passierten die Kapelle – jetzt um Mittag war der Tote abgeholt und die Inschrift am Fuss des Kreuzes: «Parle pour nous, mère de Jésus» unverdeckt; dann traten wir von dem Strassendamm herunter auf die feindabgekehrte Seite des Feldes. Wir kontrollierten bis an den Ort heran. An seinem Eingang lag der Bahnhof. Ich sah einige ganz zertrümmerte Waggons und eine durchlöchernte Lokomotive. Mindestens die Lokomotive musste hier schon eingebürgert sein, denn auf ihr hatte man einen festen Leitungsmast errichtet. Dicht beim Bahnhof stand parkumgeben das Schloss, schwer zerschossen, schwer verbarrikadiert, mit vielen Unterständen. Hier war unser Abteilungskommando stationiert, und hierhin bin ich noch oft gekommen. Ruhl erzählte mir, wie viele andere Kommandostellen und wie viele Infanteriequartiere in Fromelles lägen und wie die Engländer den Ort und auch die Strasse Aubers-Fromelles kaum jemals in Ruhe liessen. «Manchmal schiessen sie auf einen einzelnen Fussgänger mit Granaten, sie brauchen ja nicht zu sparen wie wir. Früher war Vorschrift, dass Befehlsempfänger unserer Batterien nur zu zweit hierher gingen, zur Verbesserung der Chance, dass einer zurückkäme.» Er trat dann für ein paar Minuten ins Schloss, um einen Bekannten zu sprechen. Den Rückweg machten wir auf der Strasse selber. Es war ganz ruhig, traditionell ruhige Mittagszeit, und Ruhl wollte rascher zum Essen zurück sein. Aber nach ein paar hundert Metern gab es doch einen regelwidrigen kleinen

Feuerüberfall, und wir mussten von der Strasse hinunter in Deckung. Da schrie mich Ruhl plötzlich an: «Verflucht, warum sind Sie mitgelaufen? Ich hab es Ihnen nicht befohlen, Sie haben sich aufgedrängt. Wenn Sie jetzt verrecken, bin ich womöglich der Schuldige.» Ehe ich erwidern konnte, war das Schiessen zu Ende, wir kletterten auf die Strasse zurück, und Ruhl plauderte so freundlich wie zuvor.

Harmloser, aber auch weniger interessant als durch Ruhl war die Intelligenz im Telefonzimmer durch den Unteroffizier Heilmann und den knabenhaften Niklas vertreten. Heilmanns Hauptbeschäftigung galt dem Katerchen, das er vor Kurzem aufgegriffen hatte und das er mit wahrer Liebe umsorgte und zu Anstand und Mäusefang erzog. Er lag buchstäblich gemeinsam mit ihm auf der Lauer und triumphierte einen ganzen Tag lang über Peterles erste Beute. Der etwas pedantische Niklas hatte durch die Beziehungen seines Vaters, eines höheren Beamten, das Versprechen erhalten, als Fahnenjunker zu einem anderen Truppenteil versetzt zu werden. Davon war er ganz besessen und lenkte jedes Gespräch darauf; sein Wunsch wurde ihm übrigens erst im Frühling erfüllt.

Ich fragte mich manchmal, warum ich bei mir gerade diese drei die Intelligenz nannte. Mindestens Regele, der Baumeister, der als Tagesbeobachter Dienst tat, und der Offiziersbursche und -koch Kreuzer, im Zivilberuf Kellner, waren ihnen gewiss geistig überlegen. Aber eines Morgens stöberte Regele das Reclamheft «Die Dorfkokette» von Friedrich Spielhagen auf. Er las es den ganzen Tag über am Scherenfernrohr. Abends kam er zu mir: Das sei eine wunderschöne Geschichte, nur habe er sich allerlei Wörter angestrichen, die er nicht verstehe – ob ich ihm helfen könne. Er blätterte und nannte mir «melodisch», «episch», «bukolisch», «unisono», «Pietismus» und «Sentiment». Er sagte «Pihtismus» und sprach Sentiment unnasaliert. (Während er Zentimeter nasal «Ssantimeter» auszusprechen pflegte und mit Vornamen Jean, und nicht etwa Johann, hiess.) Ich erklärte ihm die einzelnen Aus-

drücke. Er hörte aufmerksam zu, danach sagte er kühler, als sonst seine Art war: «Das ist für euch geschrieben, nicht für unsereinen.» Vielleicht lag eine gewisse Ranküne in seinem Ton, bestimmt eine Absonderung.

Die andern Leute in der Beobachtung waren für mich mehr eine kleine militärische Gruppe als Individuen. Einen grösseren Kreis, Chorus und Einzelne, traf ich täglich in der Plüschferme.

Hier konnte ich mit dem hochgewachsenen Chemiker Levin stundenlange philosophische, literarische, politische Gespräche führen. Er hatte schon mehrere Jahre vor dem Krieg gedient, war seit Kriegsbeginn als Unteroffizier an der Front, trug das EK, war aber noch nicht befördert, fraglos seines stark betonten Judentums halber. Einmal nannte er mir gegenüber Zuckermanns Reiterlied eine gemeine Nachäffung des deutschen Volkstones und Lissauers Hassgesang eine Schamlosigkeit. «Sie lassen sich von Namen beeinflussen», sagte ich. «Gewiss», erwiderte er, «ein Volkslied von Zuckermann, ein Hassgesang gegen England von Lissauer, das geht nicht an, das ist zu plump angebedert, das ist ganz und gar verlogen.» Ich kam ihm mit meiner alten Balladentheorie von der Wahrheit des Ersehnten. Ein andermal standen Heilmann und ich mit ihm zusammen, als Pellkofer hinzutrat, das «Viech» der Batterie, ein etwas rabiater, aber gar nicht böstiger Bauernbursche. «Heut Nacht ist bei den Siebzehnern einer aus meinem Dorf auf Patrouille hingemacht worden – Sauhund der Engländer, der Jud der elendige!» Ganz offenbar war ihm «Jud» ein allgemeines Schimpfwort, mit dem er keine spezifisch antisemitische Bedeutung verband – ich bin überhaupt in meinem Frontumkreis keiner antisemitischen Regung begegnet, ausser bei mir selber, als später Auerbach erschien. Aber Levin sagte ruhig: «Sie sollten vorsichtig sein, Pellkofer, Sie sprechen zu drei Juden!» Er sagte das, obwohl er genau wissen musste, dass Heilmann und ich zu den Protestanten zählten. Pellkofer antwortete harmlos, er habe doch die drecketen Engländer gemeint, und entfernte sich, Heilmann lachte, ich schwieg, und dann nahmen wir unser unterbro-

chenes Gespräch wieder auf. Ich bin mit Levin nie aneinandergesprochen und nie warm geworden.

Unter den Nichteinjährigen war der flinke Techniker Zinsmeister das bayrische Gegenstück zu dem Pfälzer Regele. Ein sehr jugendlicher, etwas schwermütiger Bauernjunge aus Tölz schloss sich mir merkwürdig eng und manchmal rührend an. Rieger wurde zur Aushilfe in der Küche beschäftigt und sorgte immer dafür, dass ich auch zu ungewohnten Zeiten beim Herunterkommen von der Beobachtung eine gute Portion vorfand. Er erwies mir mehr Respekt, als sonst zwischen militärisch gleichgestellten Kameraden irgend üblich war. Im entschiedenen Gegensatz zu allen andern Leuten unserer Batterie besass er eine ganz kindliche Frömmigkeit. Gleich anfangs sagte er mir mit Tränen in den Augen: «Hast du gesehen, wie die Kirche in Aubers zugerichtet ist? Der Feind zerstört Kirchen, wir tun es auch – wie soll da Gottes Zorn besänftigt werden und der Krieg ein Ende nehmen?»

Es waren nicht ausschliesslich die Angehörigen unserer Batterie, die ich in der Ferne zu Gesicht bekam. Manchmal, freilich nur sehr selten und immer nur auf kurze Zeit, liessen sich auch Leute der im gleichen Gehöft einquartierten ostpreussischen Landstürmer sehen; sie verstanden sich gar schlecht mit den Bayern und Pfälzern, und dies im buchstäblichen Sinn – ich musste bisweilen den Dolmetscher machen. Manchmal auch traten auf Dienstwegen, vorgeschützten oder wirklichen, Kameraden der Nachbarbatterien ein.

So erzählte einer von den leichten Haubitzen noch im November, den Neuen, den Kommel oder Kommeri, habe es beim Wachebrennen merkwürdig erwischt; er lag tot, und man hatte doch gar keinen nahen Einschlag gehört, konnte auch erst gar keine Wunde entdecken, ein ganz winziger Splitter von ganz weit her war ihm «pfeilgerad ins Herz gefahren». (Ich hatte Kommerells Vater einmal in der Alphonsschule kennengelernt und schrieb ihm eine Kondolenzzeile. Nach einigen Wochen kam ein kalligraphischer Dankbrief. Die vielen Beileidsbezeugungen zum Heldentod

ihres Sohnes seien den Eltern ein wirklicher und schöner Trost. Es sei nur allzu traurig, dass der Heimgegangene den grossen Erfolg seines zuletzt herausgebrachten Artikels nicht mehr erlebt habe. Ein Stück davon werde mir als Erinnerung mit gleicher Post an meine Münchner Adresse zugesandt.)

Mit weitaus mehr Menschen und verschiedenartigeren Typen als in der Beobachtung und in Le Plouich berührte ich mich in Wavrin. Dorthin kam man im Allgemeinen nach zwölf Diensttagen vorn auf vier Tage in Ruhe. Es war, wie mir Dröscher vorausgesagt, keine vollkommene Ruhe, allerhand Waffen- und Kleiderappelle erforderten gründliche Putzvorbereitung, auch musste den Fahrern beim Aus- und Einladen der Munition, beim Scheuern, beim Umräumen und so weiter geholfen werden; aber ich hatte doch sehr viel freie Zeit, und allmählich lernte ich immer besser, mit mancherlei Ausreden dem Arbeitsdienst zu entgehen. In der Staffel selber bewegte ich mich natürlich meist unter den gleichen Leuten wie vorn und jedenfalls unter den Angehörigen der Batterie. Dabei war mir immer am wohlsten in Dröschers Nähe, obschon es zu einer wirklichen Anfreundung zwischen uns erst während des März in der Plüschferme kam.

Doch sobald ich den Staffelhof verliess, tauchte ich in ein sehr buntes Heeresgemisch. Der Friseurladen war überfüllt, und man musste warten. Die Badeanstalt – Brauseraum für die Mannschaft, fragwürdige Wannen für die Unteroffiziere, schöne Wannen für die Offiziere; wenn man sich mit den Dienstuenden gut stellte, liess sich eine Offizierswanne erhandeln –, die Badeanstalt war auch überfüllt, und man musste erst recht warten. Das Soldatenheim hatte nicht nur ein Lesezimmer, sondern auch einen Teeausschank, die Tasse, richtige Porzellantasse, nicht Trinkbecher, mit Zucker, weissem Zucker, nicht brauner Melasse, für fünf Pfennige. Und dann der Friedhof und die Marketenderei, und dann – der Ort war nicht evakuiert – die Estaminets und die Waschfrauen, und einige Wirte und einige Waschfrauen hatten

Töchter. Da wimmelte es überall von Soldaten mannigfaltiger Truppenteile, mit jedem kam man ins Plaudern, beinahe umso offenerziger und intimer, je ferner man sich stand, je weniger mit dauernder Beziehung zu rechnen war. Noch bunter ging es in La Vallée zu. Ein kleiner Spaziergang die obligate Pappelallee entlang führte zu dem Schloss, in dessen Park ein Barackenlager aufgebaut war. Hier wurden neue, von irgendwoher verschobene Truppen in ständigem Wechsel zeitweilig untergebracht, und die Kantine des Lagers galt für wesentlich besser versehen als die in Wavrin. Ich selber ergänzte in La Vallée häufig meinen Vorrat an Schreibpapier.

All die kurzen und langen Gespräche, die ich so führte oder mit anhörte, habe ich Tag für Tag skizziert, und immer versuchte ich ihnen abzugewinnen, was auf eine allgemeine Stimmung schliessen liess. Der Ton dieser Berichte und Reflexionen ist in der ersten Zeit, als ich noch untermüht war, ein durchaus sachlicher. Nachher, bei steigender Ermüdung und Verbitterung, wird er schroffer, und zuletzt stimme ich den stärksten Negationen mit Leidenschaft zu; aber wenn ich vom Ausdruck meines subjektiven Empfindens absehe, so ist doch das in hundert Variationen im Kern festgestellte von Anfang bis zum Ende das gleiche.

Was mir zuerst in grausames Schwanken geriet, in ein viel schwindelerregenderes als je zuvor, war die Idee der Vaterlandsliebe. Gewiss: Dass die Begeisterung vom Sommer 14 verschwunden war, hatte ich längst zu Hause bei den andern und bei mir selber beobachtet; und dass es Partikularismen in Deutschland gab, insbesondere Spannungen zwischen Preussen und Bayern, wusste ich von früh auf, wertete es freilich als eine im Grunde überlebte, harmlose und komische Tatsache, sozusagen hauptsächlich als Stoff für den «Simplicissimus» und die «Jugend». Aber bei aller eigenen stolzen Vorliebe für mein Preussen trug ich doch das Kartenbild des ganzen Deutschlands als eine unantastbare Selbstverständlichkeit in Kopf und Herzen, sympathisierte auch stark mit dem grossdeutschen Gedanken und fand es gar nicht ungerecht und ausschweifend, wenn man jetzt hier und da die Angliederung des Baltikums erwog.

Und nun zeigte mir jeder Tag, wie stark und instinkthaft diese Spannung zwischen Preussen und Bayern in den einfachen Leuten lebte. Ich beobachtete eine kleine Szene auf der Landstrasse. Zwei schwere Wagen behinderten sich im Entgegenkommen, es gab zwischen den Fahrern einen Streit, der zuerst bloss mündlich im üblich bayrischen Vokabular von Bock zu Bock geführt wurde: «Bazi ... G'scherter Hammi ... Stinkstiefel ... Sauteifi ... Teifi ...» und so weiter. Bis der eine «Drecketer Saupreiss!» schrie. «Wos hast g'sagt?!» Schon war der Beleidigte vom Wagen gesprungen, schon holte der Bedrohte mit der Peitsche aus. Ohne das zufällige Auftauchen eines Feldgendarms wäre es zu einer bösen Schlägerei gekommen. Hätte ich das früher als anekdotischen Bericht gelesen, so hätt ich es als drollig belacht. Jetzt war es für mich symbolhaft. Denn wenn in der Plüschferme die Ostpreussen zu uns herüberkamen und um eine Flasche Bier oder ein wenig Milch baten, womit die Bayern wesentlich besser versehen waren als sie, dann war bestimmt kein Tropfen vorhanden, und hinterher hiess es höhnisch: «Den Saupreussen werden wir doch nichts geben!» Und regelmässig hörte ich als Begründung: «Immer müssen wir den Kopf hinhalten; die Preussen verlieren die Stellung, die Bayern müssen sie zurückerobern.» Und Zinsmeister sagte: «Was geht uns überhaupt Ostpreussen an? Gerad so viel wie China. Es liegt nicht in Bayern.» Und wenn Pellkofer auf Ruhl schalt, dann war der nie ausbleibende Schluss: «Natürlich ist er ein falscher Hund, er ist ja ein Preuss.» Traf ich aber mit Preussen zusammen, so schütteten sie mir ihr Herz aus, sobald sie den Landsmann unter der bayrischen Achselklappe erkannten: «Was soll man mit den Bayern anfangen? Sie sind roh, sie haben keinen Verstand, sie haben keinen guten Willen, sie sind wie die Kinder ... Deutschland? das ist doch bloss Preussen.»

Aber es gab nicht etwa bloss diesen bayrisch-preussischen Gegensatz. Unsere Batterie setzte sich aus eigentlichen Bayern und Pfälzern zusammen. «Alle Pfälzer lügen», sagte Zinsmeister ernsthaft, «alle Bayern taugen nichts», sagte Regele ebenso überzeugt, und Clever stimmte bei. Und so gar mein gutmütiger und

frommer Rieger glaubte fest an die durchgängige moralische Minderwertigkeit der Pfälzer. Mag sein, dass hier früher einmal der konfessionelle Gegensatz mitgespielt hatte. Aber ich sagte schon, dass ich in meiner Batterie nur einem einzigen strenggläubigen Katholiken, dem Rieger eben, begegnet bin, den andern allen war das Kirchliche sehr unwesentlich. Nein, hier stand eine Scheidewand zwischen Stamm und Stamm. Und die Isolierung der Gruppen ging noch viel weiter, man fühlte nicht nur regional, sondern jede Stadt, jedes Dorf hatte ein eigenes Gefühl der Zusammengehörigkeit, eine eigene Präention, eine eigene Antipathie den andern Städten und Dörfern gegenüber. Vielleicht war das bei den Süddeutschen stärker ausgeprägt als bei den Norddeutschen, aber vorhanden war es auch bei diesen.

Und ebenso stark, mindestens ebenso stark wirkte ein anderes Gruppengefühl, das berufliche. Man war Bauer, man war Handwerker, man war Fabrikarbeiter. Dies alles und dies allein war man mit dem Herzen; Deutscher hingegen war man nur, weil man es so in der Schule gelernt hatte, Deutschland war ein blosses Schulwissen, ein blosser Begriff und ein jetzt wenig beliebter – denn «sie» hatten ihn erfunden, sie: die andern, die Gebildeten, die Bessergestellten, die Kommandierenden.

Einmal notierte ich: «Volk als Gegensatz zum Gebildeten: Zum Volk gehört, wessen Lebensgefühl in der Gruppe beschlossen ist und weder zum Ich noch zur Allgemeinheit vordringt.» Vaterland war ein Allgemeines, das die Gebildeten erdacht hatten und das nur sie im Herzen tragen konnten.

Aber konnten sie das wirklich? Wirkte nicht gerade die ihnen vorbehaltene Konzentration und Ausdehnung des Denkens lähmend? Sie hingen an ihrem individuellen Leben, sie erfassten über die nationalen Grenzen hinaus das Ganze der Menschheit. Und hatten wir Gebildeten im August 14 nicht gerade in das Volk einzutauchen gestrebt, um auf diese Weise zum einheitlichen Gefühl des Vaterländischen zu gelangen? In irgendeinem Kriminal-

roman hatte ich einmal von einem geheimnisvollen Todessturz gelesen: Jemand macht bei dunkler Nacht einen Kopfsprung ins Schwimmbassin; das Wasser ist abgelaufen, er bricht den Schädel

...

Das Eintauchen ins Volk: Im Grunde und von wenigen Momenten abgesehen, hatte ich solchem Bemühen immer skeptisch gegenübergestanden, und schon in der Kaserne war mir die Unüberbrückbarkeit der Kluft zwischen Volk und Gebildeten deutlich geworden; aber hier draussen wurde sie mir zur absoluten Gewissheit, obschon ich niemals mit einem der einfachen Leute in Zwist geriet und mit einigen von ihnen durchaus freundschaftlich verkehrte.

Was mich bewegte, war immer wieder derselbe Gedanken-gang. Wir lebten hier unter so gleichen Verhältnissen der Gefahr, des Drecks, der rettungslosen Abhängigkeit, dass wir notwendigerweise zur Einheit hätten verschmelzen müssen, wenn es eine Möglichkeit des Verschmelzens gab.

Und in vielen Punkten herrschte auch vollkommene Übereinstimmung.

Ausnahmslos alle, von dem sehr intellektuellen Levin bis zu dem Viech Pellkofer, hegten dieselbe achselzuckende Gleichgültigkeit gegen die Heerestelegramme mit ihren grossen Angaben über abgeschlagene Angriffe im Westen, über riesige Eroberungen und aber Tausende Gefangene im Osten und Südosten. Das interessierte bei uns draussen gar nicht mehr – der Krieg ging ja doch weiter. Und er war sinnlos. Dass er von uns gewonnen würde, glaubte buchstäblich niemand, dass er verlorengehen könnte, hörte ich nur ein einziges Mal äussern. Alle waren vom unentschiedenen Ausgang überzeugt; warum also nicht beizeiten aufhören? Und wenn sich die Regierenden dazu nicht entschliessen konnten, wenn sie nichts von Waffenstillstand und Friedensverhandlungen mitzuteilen hatten – wozu dann ihre Heeresberichte lesen?

War man gegen diese bloss gleichgültig, so wirkten die «grossen Sprüche» der Zeitungen geradezu aufreizend. Worte wie «Patriotismus», «Heldentum», «überlegene Moral unserer Truppen», «Glauben an unsere unvergleichliche Führung» wurden im-

mer wieder mit höhnischem Lachen quittiert, manchmal mit Empörung. «Was mir befohlen wird, tu ich, wenn ich mich nicht drücken kann», sagte Pellkofer; «aber freiwillig meld ich mich zu gar nichts mehr. Heldentum? Mein Kohlrabi will i heimbringen.» Die Gebildeten sagten Kopf für Kohlrabi, oder sie sagten überhaupt nichts, aber sie empfanden offensichtlich genauso wie Pellkofer. Einmal hörte ich eine besonders drastische Kritik. Zinsmeister las ein Zeitungsgedicht vor, das als Einwickelpapier herausgelangt war. Die Verse zählten Gründe für den sicheren deutschen Endsieg auf, und jede Strophe begann mit der Feststellung: «Wir haben einen, den habt ihr nicht!» So wurden der Kaiser, Hindenburg, Mackensen und noch ein paar Persönlichkeiten hymnisch gefeiert. Zum Schluss hiess es: «Wir haben einen, den habt ihr nicht. Das ist der Herrgott, der für uns ficht.» – «Das ist eine ungeheuerliche Geschmacklosigkeit», sagte Levin. «Das ist eine Sünde», sagte Rieger. Pellkofer sagte bloss: «Arschwisch!» Die andern lachten. Nach einer Weile nahm Dröscher, der selten ein grobes Wort gebrauchte, die Pfeife aus dem Mund und widersprach: «Nein, Pellkofer, ich muss zwar hier Papier nehmen, daheim ist mir ein weicher Grasbüschel lieber, aber solch einen Drecklappen – nein, dafür ist mir mein Hintern zu schade.»

Auch in andern Rankünen fanden sich Volk und Gebildete innerhalb der Mannschaft ganz zusammen. Immer wieder wurde auf die Offiziere, immer wieder auf die Etappenleute gescholten. Beiden Kategorien gehe es allzugut, sie hätten Vorteil vom Krieg, und ebendeshalb dauere er so endlos lange. Ein bitterböses Lied auf die «Etappenschweine», Melodie: «Lützows verwegene Jagd», kursierte überall in Notizbüchern und mündlich. Ich wusste, ein grosser Teil dieser Antipathien und Anschuldigungen war auf Dummheit und Neid gegründet. Und doch, sosehr ich mich dagegen stemmte, sosehr ich mich dessen schämte, nach einiger Zeit empfand ich der Etappe und den Offizieren gegenüber um kein Haar anders als die Zinsmeister und Pellkofer.

In meinem Umkreis brachte man dem nahen Lille ungefähr

dieselbe Verehrung entgegen, die im Frieden der Durchschnittsdeutsche für Paris gehegt hatte. Lille war die herrliche Stadt aller Genüsse, das Paradies auf Erden mit Kaffeehäusern, mit Bars und Weiblichkeit, mit Eleganz aller Art, es war dazu noch das verbotene Paradies, da man nur in allerseltensten Fällen die Erlaubnis, es zu betreten, erhielt. Mir selber wurde sie bald bewilligt: Ich bat den Batteriechef, mir ein Werk aus der Liller Universitätsbibliothek holen zu dürfen, und er ging freundlich darauf ein. (Natürlich war meine Bitte ein Vorwand, denn ein ernsthaftes Studium war mir hier draussen ja doch unmöglich, auch wusste ich im Voraus, dass man kein wertvolles Buch den Gefahren der Front aussetzen würde.)

Ich kam also von der Staffel aus auf einen Nachmittag in die Stadt. Sie machte als solche keinen sonderlichen Eindruck auf mich. Übliche französische Provinz mit der üblichen französischen Haus- und Ladengestaltung, den üblichen Anklängen an das grosse Vorbild Paris. Einige gotische Türme, einige Bauten im Louvrestil, natürlich eine elegante Rue Nationale, ein eleganter Boulevard de la Liberté, ein paar rhetorische Denkmäler. Verwundert war ich nur, dass dies alles trotz des ständig vernehmbaren Kanonendonners noch immer ein Friedensbild bot. Gewiss sah ich sehr viel deutsches Militär – es gab hier ausser den zahlreichen Kommandostellen, Lazaretten und Arsenalen auch übervolle Rekrutendepots –, aber überall bewegte sich doch die französische Zivilbevölkerung, auch gutbürgerliche und offenbar wohlhabende, nicht nur die armselige, die ich vom Vorort Haubourdin und (in spärlichen Resten) von Wavrin her kannte. Und das deutsche Militär selber sah friedensmässig aus; wie verdreht und abgerissen kam ich mir in meinem strapazierten Feldzeug unter diesen sauberen Leuten vor! Es ist hundertmal beschrieben worden, wie solcher Gegensatz den bitteren Neid der Frontsoldaten erweckte, und ich will mich gewiss nicht besser machen als die andern. Aber neben und über dem Neid auf den Friedenszustand der Etappe war es doch ein anderes, was mich stark bewegte.

Mitten zwischen völlig intakten Stadtteilen fand ich einige furchtbar verwüstete Strassenzüge, sie schienen erst gestern zerstört, man hatte gar nichts beseitigt oder gar erneuert. Ich fragte einen sächsischen Soldaten, wann die Engländer hier so heftig hineingeschossen hätten. «Die Engländer? Das haben wir im vorigen Jahr gemacht.» – «Und es ist gar nicht aufgeräumt worden?» – «Wozu? Abschreckung muss sein.» Ich las an vielen Strassenecken Anschläge: «Sera puni de mort qui ... sera fusillé qui ...» Auf die jämmerlichsten Vergehen stand nach Kriegsrecht Tod. Ich las auch eine frisch angeklebte Bekanntmachung, der Student Meunier, né 1899, also ein Sechzehnjähriger, denn ich war am 11. Dezember 1915 in Lille, sei wegen Hochverrats erschossen worden. Und im Soldatenheim hörte ich die vergnügte Unterhaltung einer Gruppe: «Gestern haben sie endlich wieder mal hereingefunkt ... Famos! das können wir zu Weihnachten gebrauchen.» Ich fragte, was ihnen daran Freude mache. Nun, einen Taler werde es wohl bringen, wenn auch natürlich die Offiziere das meiste schluckten. «Sooft die Engländer nämlich Lille beschiessen, müssen die Einwohner Kontribution zahlen, und das Geld wird unter die Besatzung verteilt.»

In der folgenden Nacht schrieb ich aus meinem Telefonzimmer nach der Aufzählung dieser Einzelheiten: «Müssen die Etappenleute nicht wirklich zu Etappenschweinen, müssen sie nicht zwangsläufig demoralisiert werden und an der Fortdauer des Krieges Interesse haben, wenn sie ohne das Gegengewicht schwerer eigener Gefahren und Strapazen täglich als Eroberer vor einer völlig entrechteten Bevölkerung paradieren können?»

Der Zorn auf die Etappenschweine, der auch mich zeitig ergriff, war ausnahmslos verbreitet. Die Abneigung gegen die Offiziere, der ich mich länger verschloss, kannte Ausnahmen. In Wavrin am Friedhofseingang traf ich ehrlich betrübte SchniggeL «Unser Leutnant, dass es gerade den treffen musste! Der war gut, der hielt seinen Kopf hin, der frass keine Extrawurst, der war anders als die andern.» In die Kochkiste trat unangemeldet und ohne

jede Begleitung, einen Krückstock in der Hand, Streifenhose und Mantel arg beschmutzt, ein alter General. «Gut beisammen, Leute? ... Euer Dach taugt nichts; der Unterstand beim Haus muss verstärkt werden, ich hab es schon angeordnet ... Bleibt gesund, ich muss weiter.» Strahlend sagten die Alten: «Das war Exzellenz Kyfhaber, der die Division führt. Der geht allein mit seinem Stock durch den vordersten Graben und sieht alles und sorgt für alles. Der ist anders als die andern.» Sie sagten auch: «Im Bewegungskrieg war es besser – aber jetzt im Stellungskrieg ...» Oder: «Mit den ersten, den aktiven Offizieren, war es besser. Aber jetzt, wo die Reservisten und die Frischgebacknen das grosse Maul haben ...» Oder auch und mit Vorliebe: «Jetzt, wo jeder Arschpauker Leutnant ist.» Niemand war so durchgängig unbeliebt wie die Volksschullehrer, und nie hiessen sie anders als Arschpauker. Im Ganzen lag es so, dass auf hundert böse Äusserungen über die Offiziere höchstens eine freundliche kam und dass diese eine unfehlbar den Zusatz erhielt: «Der ist anders als die andern.»

Das erste ausführliche Gespräch über die Unbeliebtheit der Offiziere hatte ich mit Ruhl, und es begann philologisch. Ruhl sagte rätselhaft: «Wieder so eine Anordnung vom Akihl; die Biffel sollen fortan bei jedem Wetter in den vordersten Graben – bisher genügte, wenn es sehr nass war, die Kommandostelle des Bataillons –, sie sollen nach Möglichkeit Sprengstücke mitbringen.» – «Ich verstehe Sie nicht: Wer ist Akihl, und wen nennen Sie Büffel?» Ruhl erklärte: «Der B.-i.-v.-L. – ist der Beobachter in vorderer Linie, der auf alles die Artillerie Angehende zu achten hat. Die Batterien stellen ihn umschichtig für die vierundzwanzig Stunden. Immer einen Unteroffizier und einen Mann. Der Unteroffizier wird bestimmt, es gehört zu seinem Dienst; der Mann meldet sich freiwillig. Bivl ist im offiziellen Gebrauch, Akihl haben wir hier zum Spass gebildet, es gilt dem Oberstleutnant Wurm: Artilleriekommandeur in hinterer Linie.» Wurm war mir damals noch unbekannt, und wir kamen rasch vom Sonderfall zum allgemeinen Thema.

Was warf man den Offizieren vor?

Dass sie «sich schonten», nach Möglichkeit hinten blieben und vorn jedenfalls den besten Unterstand beanspruchten, schien die wenigst verbreitete und auch wohl am seltensten zutreffende Anklage. Schlimmer war, dass sie so ungleich höher besoldet wurden als die Mannschaften: Jeder kleine Steuerbeamte, jeder Volksschullehrer verdiente jetzt als Leutnant doppelt und dreifach so viel als vorher in seinem Friedensberuf. «Es ist schon ein Sprichwort hier draussen und ein wahres: Der Krieg dauert so lange, bis auch die Herren Offiziere dreiundfünfzig Pfennig Löhnung bekommen. Aber dazu gibt es eine Variante, und die ist noch wahrer: Er dauert so lange, bis die Offiziere aus der Mannschaftsküche verköstigt werden.»

Das war der meistgenannte Grund, und hier regnete es die erbittertsten Vorwürfe: Die Offiziere bekamen besser zu essen als wir, ihnen wurden die reichlichsten Rationen, die schönsten Stücke zugewiesen, sie hatten ihre besonderen Köche, sie hatten mehr Geld und Möglichkeiten, sich zusätzlich Kost zu verschaffen. Sie bezogen täglich Weissbrot aus der Divisionsküche, der Mann bekam nur zehn Pfennig wöchentlich, um Weissbrot zu kaufen; sie erhielten täglich Milch, der Mann bekam sie nur dreimal wöchentlich und manchmal noch seltener. Und dann die Jagd auf Hasen und wilde Kaninchen, die hier nicht selten waren. Einmal fand ich in der Staffel einen Fahrer, der sich mir bisher in nichts von den andern unterschieden hatte, beim Reinigen seiner ganz verschlammten Stiefel in wilden abgerissenen Selbstgesprächen, fluchend, seufzend, mit den Zähnen knirschend. Ich hörte Brocken wie: «Verrecken möcht i ... aber die Hunde mitnehmen ...» Nach einer Weile fragte ich ihn, was ihn so gekränkt habe. Die Treibjagd, sagte er, der Wachtmeister habe ihn dazu kommandiert, sechs Stunden habe die Schinderei in dem fürchterlichen Dreck gedauert, dreimal habe er die Stiefel verloren, und nun könne er zusehen, wie er seine Sachen wieder rein bekomme. – Ob das denn Dienst gewesen sei? – Natürlich nicht, aber Gnade ihm Gott, wenn er die sogenannte Bitte des Wachtmeisters abge-

lehnt hätte. – «Habt ihr denn nicht Beute gemacht, die für die Mühe entschädigt?» – Beute in Menge, aber davon bekämen die Offiziere das allermeiste und der Wachtmeister den Rest und die freiwilligen Treiber den Abfall. Immer wenn ich später von dem «Dolchstoß in den Rücken der Armee» las und von dem Gift, womit die sozialistischen Agitatoren die Stimmung der Truppen infiziert hätten, sah ich diesen Fahrer Winkler vor mir und auch Leutnant Männers Wolfshund an seinem Milchnapf.

Die Einjährigen waren über die bessere Verpflegung der Offiziere genauso empört wie die Gemeinen. Und genau wie die Gemeinen waren sie von den Gedanken an das Essen überhaupt in hohem Grad beherrscht. Ich kann wohl sagen, dass neun Zehntel unserer Unterhaltungen sich um Essen und Trinken drehten; alles andere, der Balkan, Verdun, ein möglicher Gasangriff der Engländer, eine mögliche Verschiebung unserer Division, kam erst in weitestem Abstand hinterher.

Habe ich ein Recht von den andern zu sprechen, als wenn ich ihre Empfindungen nicht geteilt hätte? Kaum. Auch mir war es ungeheuer wichtig, was für aufbessernde Liebesgaben die Feldpost von Hause bringen würde, auch ich beteiligte mich, wenn es Drahtverhau gab oder der Kakao (Käko, sagten die Bayern) gar zu dünn geraten war, an dem üblichen Ausmalen des Diners, das man jetzt bestellen würde, wenn man daheim in einem guten Restaurant statt hier in der Kochkiste säße. Aber ich brachte es nicht über mich, stundenlang wie die andern an der Herstellung eines Extragerichts zu arbeiten – man lief von Marketender zu Marketender, man tauschte, man briet, man kochte – lieber schluckte ich, was geliefert wurde und zur Hand war, und hielt mich dann an meine Schreiberei und Lektüre. Das trug sehr viel zu meiner Isolierung bei; denn noch einmal: auch in diesem allerwichtigsten Punkt des dominierenden Interesses am Essen bestand völlige Übereinstimmung zwischen den Gebildeten und den Ungebildeten.

So vieles also im täglichen Denken und Fühlen verband die

beiden Schichten miteinander. Und doch stand immer und unverrückbar die gleiche Mauer zwischen ihnen wie im Frieden und daheim. Ich urteilte nicht nach meinem eignen Empfinden, auch nicht nach gelegentlichen Reflexionen der Einjährigen. Nein, wenn ich tagsüber stundenlang in der Plüschferme oder der Stafel bei meiner Schreiberei sass, hörte ich zwangsläufig vieles mit an, was die Leute untereinander plauderten. Da war, durchaus nicht immer feindselig betont, aber doch immer die Trennung, das Wir und Sie vorhanden. «Der Niklas hat sich heut im Trinkbecher Schaum geschlagen, um den Bart zu kratzen. Am Wochentag! Und dabei hat er gar keinen Bart. Wie die immer tun.» – «Er ist aber ein ganz guter Junge.» – «Das schon, aber zwei Arschlöcher haben die aa net.» ... «Der Vogel bildet sich was darauf ein, dass er seine Packeln mit uns teilt. Ich, wann so viel von daheim bekäm wie die, tät ich's auch.» ... Oder: «Wie der Levin neulich vorm Forch für den Winkler eingetreten ist! Es gibt doch feine Leute unter ihnen.» ... «Den Heilmann haben's gestern vom Revier ins Lazarett überwiesen. Nierenentzündung. Die haben's aa nöt besser als wir ...» Und so weiter und so weiter.

Im Guten wie im Bösen immer dieser Trennstrich sie und wir. «Die Kinder des Volkes» und «die Söhne der höheren Stände»: sprachlich war das viel früher einmal gutes Deutsch gewesen, und als Klischee des Zeitungsstils hatte es noch bis in meine Kinderzeit hinein gedient. Sprachlich war das jetzt überwunden, aber auch nur sprachlich. Als faktische Scheidung liesse es sich niemals ausrotten. Es gab keine wirkliche Verschmelzung zwischen den Bildungsschichten. Später im Lazarett habe ich ein paarmal gesehen, wie die Leute mit einem russischen Bauern, einem englischen Arbeiter trotz der Verständigungsschwierigkeit im Grunde ungleich aufgeschlossener und vorbehaltloser verkehrten als mit ihren einjährigen Kameraden.

Und was hatte es nun auf sich mit dem unverbildeteren, natürlicheren, gemüthhaltigeren, tüchtigeren Wesen des «Volkes», zu dem unsereiner nie gehören konnte, des Volkes in Anführungsstrichen? Ich sah manchen hübschen Zug, aber es fiel mir auf, wie

sehr mir jeder dieser hübschen Züge als Besonderheit und Ausnahme auffiel. Bei Wavrin sank ein kleiner Franzosenjunge mit wehendem Kittel bis über die Knie in den schlammigen Acker, arbeitete sich immer tiefer hinein statt heraus und begann jämmerlich zu schreien. Ein Fahrer stapfte heran, zog ihn an beiden Händen in hohem Schwung heraus, nahm ihn auf die Arme, tröstete ihn lange und zärtlich in drolligem Gemisch aus Deutsch und Kauderwelsch: «Schon gut, Kleiner, net weinen, wirst schon wieder sauber, bon fonctionneux ...» («Bon fonctionneux» sollte heissen: es funktioniert richtig, es ist in Ordnung; die Leute wendeten es auf alles und jedes an, wenn sie ihre Hose geflickt hatten, wenn sie eine Kantine lobten, wenn sie ein schönes Packel von daheim erhalten.) Häufig stiess ich auf Tierliebe, es wimmelte von gehegten Katzen und Hunden.

Aber wieviel ganz anderes gab es zu sehen und zu hören.

«Dem Leutnant Männer sein Wolf wird kein langes Leben haben», prophezeite Rieger, «bei der dritten Batterie haben s' solchen Offiziershund und Milchsäuer vergiftet.»

Einmal erlebte ich eine scheussliche Szene, an die ich lange mit Scham über mein eigenes mutloses Verhalten zurückdachte. Von Wavrin sollte ein grosser Wagen mit leeren Munitionskörben und einigen Versagern nach St. Emmerin gebracht werden. Der Fahrer sass auf dem Sattelpferd, ein Unteroffizier ritt nebenher, ich selber krönte die hochgetürmte und heftig schwankende Ladung mit dem Auftrag, auf die Versager zu achten, die beim Herabfallen leicht hätten explodieren können. Es war eine höchst ungemütliche Situation, immer wollte irgendein Stück abrutschen, ich schwamm auf dem Bauch und langte mit den ausgereckten Händen bald da-, bald dorthin. Wir waren schon ziemlich weit gekommen, als der Wagen im Schlamm des schmalen Feldwegs steckenblieb. Der Fahrer wurde wütend. Er peitschte auf die verschwitzten Pferde ein, bis sie struppig und verstriemt waren. Schliesslich sagte der Unteroffizier, er reite zurück und hole Vorspann. Kaum war er fort, so wurde es ganz schlimm. Der Fahrer,

ein blasser, knochiger Mensch, steigerte sich in eine wahnsinnige Aufregung, einen wahren Tobsuchtsanfall. Er war längst abgesprungen und hatte an den Zügeln gezerrt, jetzt stiess er mit dem Peitschenkopf abwechselnd nach beiden Tieren. Dann umarmte er mit verzerrtem Gesicht und unter Tränen das Sattelpferd: «Du bist brav, aber der andere, der sauige Hund, will nicht!», und er schlug das gescholtene Tier mit der Faust aufs Maul. Dann sprang er zurück und peitschte wieder auf beide ein. Dann lief er an den Wegrand, riss ein Grasbüschel aus, lockte die zitternden Pferde damit und gab ihnen Koseworte. Dann zog er sein Messer aus dem Stiefel, fuchtelte ihnen dicht vor den Augen: «Ich mach euch hin, ich mach euch hin – wann ich nur dürft, wann nicht gerade morgen Visit wär, die Augen stiess ich euch aus!» Ich war vom Wagen geklettert und redete ihm zu, sich zu beruhigen. «Wenn du mich anrührst, bist du hin!» brüllte er, und ich wagte mich nicht näher. Er behielt das Messer in der Hand, griff mit der freien Hand ins Maul des «sauigen Hundes» und zerzte ihn wild an der Zunge. Es war ein greulicher Anblick, und ich weiss nicht, wie lange die Quälerei dauerte. Wahrscheinlich nur eine Minute, aber mir schien es eine Stunde. Zuletzt warf sich der Mann totenblass auf die Erde, setzte sich dann aufrecht und wimmerte: «Es geht nicht, es wird auch mit vieren nicht gehen.» Eine Weile blieb er still, dann wandte er sich freundlich mit leiser, ganz belegter Stimme an mich: «Der Schwindel, der Schwindel! Und du bist freiwillig herausgegangen? Das hätt ich nimmer getan.» Kurz darauf kam der Unteroffizier mit zwei Vorspannpferden zurück, und nun wurde der Wagen rasch in leidliche Fahrt gebracht. Ich dachte, es habe sich bei alledem um einen pathologischen Einzelfall gehandelt. Aber ich erfuhr hinterher, dass das Reissen an der Pferdezunge nichts Seltenes sei. Eine besondere Strafandrohung setzte drei Wochen Mittelarrest darauf.

Ein andermal, vor der Marketenderei in La Vallée, sagte mir ein preussischer Infanterist: «Wenn es noch wär wie im Anfang! Mensch, die Bejeisterung! Einmal, in Belgien, fanden wir in ei-

nem richtigen Schloss ein richtiges fertiges Festessen auf gedeckter Tafel und so viel Wein – Mensch, das kannst du dir gar nicht vorstellen. Und hinterher der Spass: Alles haben wir kurz und klein geschlagen, die Teller, die Gläser, die Spiegel und zuletzt das Klavier – es war herrlich.» – «Aus Rache?» fragte ich. «Ach nee, aus blosser Bejeisterung. Ja damals im Anfang!» Ein anderer, er trug das EK, erzählte: «Beim ersten Urlaub hab ich meiner Braut einen Brillantring mitgebracht, der war ehrlich erworben. Mit dem Bajonett.» – «Hast du ihn dem Toten vom Finger gezogen?» – «Das ging nicht, ich musste den Finger abschneiden, der Leiche könnt es ja egal sein.»

Was man so gern poetisierend die grössere Gemütskraft des Volkes nannte, war doch nur die grössere Hemmungslosigkeit seiner Affekte, und dass diese Affekte hier draussen sich öfter in Taten der Roheit und Grausamkeit äussern mussten als in solchen der Güte, war ohne Weiteres klar. Die Frage blieb, wie diese Menschen sich im normalen alltäglichen Zustand verhielten, und hier im Stellungskrieg gab es ja längst einen gewohnten Alltag. Waren sie da besser, schlichter, bescheidener, ergebener als der Intellektuelle?

Erster Massstab, nach dem ich griff, war natürlich das Essen. Wenn es hier überhaupt einen Unterschied zwischen den Schichten gab, so waren die Kinder des Volkes fraglos die Unbescheideneren. Von Haus aus bestimmt unverwöhnter, kritisierten und schalten sie doch ungleich mehr als die Einjährigen. Nie war ihnen der «Schlangenfrass» fetthaltig genug, nie war die Butter frisch genug, nie gab es Milch und Bier in ausreichender Menge.

Und ihr geduldiges Aushalten? «Wenn doch der Schwindel ein Ende hätte! Ganz gleich, welches – von mir aus mag der Engländer in Berlin einziehen.» Und immer wieder das Phantasieren vom Heimatschuss. Ein Sprengstück pfiiff und fuhr glucksend dicht neben unsrer kleinen Gruppe in den nassen Acker. Pellkofer lief auf die Stelle zu, stampfte mit dem Fuss darauf und schrie: «Kannst net da durchgehen, du Luder, und mei Zeh mitnehmen?»

Und Zinsmeister malte sich mit ärztlicher Genauigkeit aus, wie die Wunde beschaffen sein sollte, die er sich am Bein wünschte. Sie sollte nur langsam heilen, so dass er nicht wieder ins Feld müsste, ein bisschen dauerndes Hinken könnte auch nichts schaden, das trüge Rente ein, zum Krüppel natürlich wolle er nicht geschossen werden.

Und doch schien es mir unzweifelhaft, dass den meisten unter ihnen das Aushalten viel leichter fallen musste als den geduldigeren Intellektuellen. Was diesen schwere körperliche Strapaze bedeutete, war ihnen geringere Mühe als die zu Hause gewohnte. Und geistige Tätigkeit, die unsereinem fehlte, entbehrten sie nicht. Sie wurden weniger von Langweile geplagt. Wenn ich sie in ihren Dienstpausen Karten spielen sah und plaudern hörte oder auch zanken (denn sehr kameradschaftlich ging es durchaus nicht immer zu), dann hatte ich oft den Eindruck, sie fühlten sich genauso vergnügt wie in ihrer Schenke daheim.

Und wie stand es um ihren Mut? War er unangekränkelter und natürlicher als der Mut der Gebildeten? Bei einigen gewiss. Raufen war ja auch daheim eine Gaudi – wer fragte ängstlich nach einem Loch im Kopf, einem Messerstich im Arm? In Wavrin hörte ich Siebzehner-Infanteristen, die sonst noch erbitterter und mit mehr Recht auf den Krieg schalten als die Kanoniere, voller Begeisterung von Patrouillengängen sprechen, die zu wilden Nahkämpfen geführt hatten. Und wäre nicht das sonstige Hundeleben der Schniggel gewesen, so hätte um solcher Episoden willen mancher aus unserer Batterie gern mit ihnen getauscht. Aber ich vermochte die Rauflust trotz ihrer militärischen Verwendbarkeit keineswegs als sittliches Plus zu bewundern. Auch war sie nicht sonderlich weit verbreitet, nicht einmal unter den Jungen und Ledigen. Das allgemeine Gefühl war doch ohne Unterschied der sozialen Schicht: «Mei Kohlrabi will ich behalten.» Dass man nicht fortlief, verstand sich von selbst, es hätte ja auch nichts genutzt; dass man keine Angst bezeigte, war auch ohne Weiteres verständlich, denn wer macht sich gern lächerlich?

Aber hatten die Kinder des Volkes nicht gesündere, wider-

standsfähigere Nerven? Keiner brauchte wie ich die Hände in die Taschen zu stecken, um das Zittern der Finger zu verbergen. Doch ich bekam Revanche. Wie oft sah ich – in Wavrin mindestens ebenso oft wie in München – die stärksten Kerle erblassen, wenn die Impfspritze ihrer Brust nahte, ein riesiger Bauernjunge kippte sogar glatt um und wurde vom Hintermann aufgefangen ...

Eine Erinnerung aus endlos zurückliegenden Tagen tauchte in mir auf. Einer der Begeisterungsanfälle meines guten Landsberger Direktors. Ich weiss nicht mehr, was ihn bei der Horazlektüre auf Goethes kleines Sinngedicht von der Libelle brachte: Sie entzückt den Betrachter, er fängt sie, und ihre schillernde Buntheit verblasst zu farblosem Grau. Anz wanderte stürmisch beseligt von der Tür zum Fenster, vom Fenster zur Tür, indem er die Verse rezitierte und jeden einzeln auskostete, auslegte, wiederholte und pries. «,So geht es dir, Zergliederer deiner Freuden.’ ... Welche Weisheit, welche poetische Kunst, den Gedanken zu verbildlichen! ... ,So geht es dir, Zergliederer deiner Freuden’!» Nächstelang kam ich jetzt von dieser Zeile nicht los, ganz wie man von ein paar Takten einer Melodie verfolgt wird. Vaterland, Volk, das «gute» Volk: Ich hatte wohl anfallweise gedankliche Zweifel an diesen überkommenen Begriffen gehegt, aber im Innersten, gefühlsmässig, waren sie mir doch etwas Selbstverständliches gewesen, etwas verlässlich Feststehendes, etwas erfreulich Wärmerndes, etwas Reines und Schimmerndes. Und jetzt gab ihre Festigkeit nach wie der nasse flandrische Boden, und ich konnte sie so wenig blank erhalten wie hier draussen meine Stiefel.

Von Anfang an empfand ich das als einen wachsenden Druck auf der Seele, aber eine eigentliche Verdüsterung trat erst ein, als die relative Behaglichkeit meines persönlichen Zustandes aufhörte. Den Beginn dieses Umschwungs kann ich datieren: Das Unheil hob an am Weihnachtsabend mit dem Verlust des Rotweins.

Beim Herannahen des Festes sank die allgemeine Stimmung der Batterie beträchtlich. Warum erhielt niemand (oder doch nur

ein einziger alter Unteroffizier) Urlaub? Warum musste man am Heiligen Abend hier im Dreck verschimmeln, statt zu Haus bei den Seinen zu sitzen? Die Leute wurden sentimental und schwelgten in lichten Erinnerungen. Und hier draussen würde es doch wieder nur das gleiche sein, was der ganze Krieg war: «Schwindel». Man würde die Kochkiste mit blauweissen Bändern schmücken, Tannenreiser und ein Baum würden geliefert werden; «ein Leutnant hilft leutselig beim Putzen, dann wird ‚Stille Nacht‘ gesungen, dann verteilt der Batteriechef nach einer kleinen Ansprache die eingegangenen Liebesgaben, Socken, Tabak, Taschenmesser, Schokolade – Ihr feinen Knöpfe habt natürlich zu unsern Gunsten verzichtet und von euern eignen Sachen beigesteuert –, von alledem erscheinen geleckte Bilder und gerührte Berichte in der ‚Woche‘, die jetzt schon bereitliegen. Ich pfeif auf den ganzen Schwindel.» Zinsmeister prophezeite das, die andern stimmten ihm bei, und Pellkofer malte das voraussichtliche Festessen der Herren Offiziere aus. Nur Rieger begütigte: «Drahtverhau werden wir auch nicht gerade bekommen.» (Es traf dann auch alles zu. Die Vorbereitungen sah ich mit an; als leutseliger Offizier fungierte beim Baumschmücken Leutnant Männer, seinen schwarzen Wolf hatte er an einen Bettpfosten gebunden.)

Besonders verstimmend wirkte ein zufälliger Umstand: Gerade zu Weihnachten traf der Bivl-Dienst unsere Batterie. Niemand wollte am Heiligen Abend freiwillig vor. «Und noch dazu bei diesem Hundewetter. Die Laufgräben stehen voller Wasser, man muss über freies Feld, und die englischen Maschinengewehre sind auf jede Stelle eingeschossen.»

Als dieses Thema zwei Tage lang in der Plüschferme bis zum Überdross durchgesprochen war, erklärte mir Ruhl im Telefonzimmer: «Ich werde mich freiwillig melden. Es hätte mich auf alle Fälle in den nächsten Wochen getroffen, und übrigens dürften die Engländer am 25. Ruhe halten. Voriges Jahr hat es an manchen Punkten Verbrüderungsszenen gegeben, sie sind waffenlos in die deutschen Gräben gekommen, man hat Zigaretten ausgetauscht.

Auf alle Fälle entgeh ich so dem heuchlerischen Festakt in der Plüschferme.» Ich sagte, nein, ich hörte mich sagen: «Ich mache Ihren Begleiter.» – «Unsinn», entgegnete Ruhl, «das ist gar nichts für Sie, man wird es auch nie von Ihnen erwarten, es sind so viele Jüngere und Unverheiratete da.» – «Doch, ich melde mich»; und schon klopfte ich unten beim Batteriechef an. Forch lächelte höflich, ein wenig skeptisch: «Wenn Sie es wollen, wenn es Ihnen Spass macht.» Das war am 22. Die beiden folgenden Tage trieb ich die übliche unbefriedigende und resultatlose Gewissensdurchforschung. Warum hatte ich mich freiwillig gemeldet? In der Hauptsache sicherlich, weil ich einen plötzlichen Schauer gefühlt und ihn überwinden gewollt hatte. War es ein Akt der Eitelkeit vor mir selber, war es wirkliche Selbsterziehung? War es recht oder unrecht – unrecht gegen meine Frau, gegen mein eigenes Ich? War es dumme Abhängigkeit vom äusseren, vom falschen Ehrbegriff? Ich war froh, dass ich mich gebunden hatte, froh, als die Wartezeit vorüber war und wir bei früher Dunkelheit aufbrachen.

Ich trug den schweren langen Fahrermantel und die hohen Kanonierstiefel. Wie sehr beneidete ich nachher die Schniggel um ihre von Haus aus leichteren und jetzt noch mehr erleichterten Mäntel. Allgemein schnitten sie davon für den Grabendienst breite Streifen bis fast zum Knie herauf ab, die Streifen wiederum verwendeten sie als Wickelgamaschen über den Schnürstiefeln. Am Gürtel zog mir, ausser dem Seitengewehr, die für diese Exkursion bewilligte Mauserpistole, die volle Patronentasche und ein grosser Sandsack mit Proviant für Ruhl und mich. Dafür hatte sich Ruhl mit einer Zeltbahn und zwei Decken beladen. Noch steckte mir in der linken Manteltasche eine kleine Flasche Madeira, letzte Feldpost meines Bruders Berthold, und aus der Rechten sah zur Hälfte eine übergrosse Flasche Rotwein heraus, die Ruhl gehörte. Endlich hatte ich die mir unvertraute Gasmaske an die Schulter knüpfen müssen. So war ich gegen alle Gewohnheit mit Auswüchsen, Anhängseln, Gewichten beschwert und bewegte mich ziemlich unbeholfen. Aber vorerst hatten wir, was

man hier draussen in seiner Bescheidenheit einen guten Weg nannte; Die aus Aubers zum nächsten Ort hinausführende Rue Deleval war beinahe fest.

Ins Gemäuer einer ihrer letzten Häuser war die Befehlsstelle des Bataillons eingebaut, oben das Telefon- und Ordonnanzzimmer, unten («natürlich besser eingedeckt», sagte Ruhl) der Unterstand der Offiziere. Wir wurden oben von acht oder neun Leuten sehr freundlich aufgenommen. Sie sassen über ihren Weihnachts-süssigkeiten und Delikatessen, teilten alles untereinander und hatten einen extrastarken Kaffee gekocht. Wir wurden eingeladen und stifteten unsrerseits den Madeira. Lieber hätte ich die unbequeme Flasche Rotwein hergegeben, aber Ruhl behauptete, sie werde den ganzen morgigen Tag über für uns beide reichen.

Kam es uns nur so vor, oder war es wirklich und immer so oder nur am Heiligen Abend und in unserer Gegenwart? Jedenfalls schienen diese Schniggel kameradschaftlicher miteinander zu verkehren als wir Artilleristen. Wir sagten es ihnen; da erwiderten sie geschmeichelt, das liege wohl an den höheren Gefahren, denen sie täglich ausgesetzt seien. Ein Telefonanruf wegen baldiger Rückschaffung eines Schwerverwundeten unterstrich ihre Antwort. Unser Gespräch bekam bald einen gewissen internationalen Anstrich. Der diensttuende Telefonist, Sohn eines Münchner «Südfrüchtenhändlers» und einer italienischen Mutter, hatte lange in Neapel gelebt und sehnte sich dorthin zurück, ein anderer hatte Schweizer zu Verwandten und erhielt regelmässig den Berner «Bund», Ruhl erzählte viel von Südamerika. Italienische und spanische Flüche wurden auf ihre Stärke und Vielseitigkeit untereinander und mit denen Oberbayerns und Tirols verglichen. In ihnen war ein Bauer mit breiten Ohrringen, einer der Befehlsübermittler, unerschöpflich. Nach einiger Zeit holte der Mann seine Gitarre aus einem Kistenregal, und es wurde gesungen. Im dickummauerten Raum war das gestattet, wenigstens heute. Auf das Weihnachtslied folgten hübsche Marsch- und Volkslieder, auf

diese soziale Sentimentalitäten – hier hörte ich zum erstenmal «Sous les ponts de Paris» in deutscher Fassung –, und den Beschluss machten natürlich derbe Unanständigkeiten. Um elf kam ein Leutnant herauf, der den Ordonnanzen die nach vorn zu bringenden Befehle übergab, und kurz darauf meldete ein Unteroffizier das Eintreffen der Ablösung für mehrere Grabenstücke, im Ganzen vierzig Mann.

Ihnen schlossen sich die Ordonnanzen und wir an, und ein Weilchen ging es noch auf der Strasse in Viererreihen weiter. Dann bogen wir ins Weglose ab, und nun war es ein Gänsemarsch. Die neue Formation hatte sich ohne Kommando als eine gewohnte Selbstverständlichkeit gebildet. Ich befand mich etwa in der Mitte des Zuges, dicht hinter Ruhl. Vorhin im Bataillonsunterstand war mir als Neuling eingeschärft worden, gebückt zu gehen, sobald Leuchtkugeln aufstiegen, und mich hinzuwerfen, sobald das Maschinengewehr schösse. «Und nicht zu früh zum Nachsehen den Kopf heben, und alles mit dem Ohr zu machen.»

Die Nacht war jetzt an sich ziemlich hell, und alle paar Sekunden schwebten Leuchtkugeln vor uns. Wenn es zwei auf einmal waren, hätte man eine Zeitung bei ihrem Licht entziffern können. So gingen wir fast immerfort gebückt, und das strengte mich sehr an und nahm mir den Atem. Wäre es wenigstens ein richtiges Gehen gewesen. Aber es war ein unaufhörliches Steigen, Sinken, Gleiten, Stolpern, Steckenbleiben und Wiedersteigen. Der Mantel und die Stiefel zerrten mich hinunter, hielten mich fest, die entsetzliche Weinflasche schlug gegen die Hüfte und schien schwer wie ein Fass. Das Gelände war mir vom Scherenfernrohr her und aus vielen Beschreibungen bekannt, es war auch nicht sonderlich anders als bei uns in der Feuerstellung, und doch empfand ich es als etwas völlig Neues und unwirklich Phantastisches. Schlammiges Feld und nasse Wiese, Granatlöcher, Wassertümpel, zerfallende Dämme, Kanalstücke, die ursprünglich wohl Laufgräben gewesen waren, mit Steinen, Holz und Flechtwerk befestigte Stellen, einmal ein Bach, über den ein schleimiger Baumsteg führte, und überall Drähte, Leitungen und niedriger

Stacheldraht, in tückischen Einzelfäden, in Netzen, in wirren Klumpen, bald frisch blinkend, bald uralt verrostet. All das wie in einem potenzierten und zuckenden Mondlicht. Bei jedem Aufzucken fielen vor uns Gewehrschüsse. Dann war ein Pfeifen in der Luft und fast gleichzeitig ein naher kleiner heller Knall, so als flöge der Pfropfen aus einer Kinderpistole. Das war das Platzen der Geschossmäntel, wurde mir nachher erklärt. Niemand kümmerte sich darum. Mir blieb keine Zeit zu irgendwelchem Angstgefühl, ich war nur bemüht, nicht aus der Reihe zu kommen, nicht zu fallen, Atem zu holen.

Plötzlich lagen wir. Ich hatte das Rattern des Maschinengewehrs nicht bewusst gehört, die Bewegung der Vordermänner nicht bewusst gesehen, ich weiss nur: Ich lag an einer zerbröckelnden Böschung, mit den Füßen im Wasser, mit dem Bauch in schlammiger Erde. An meinem Ohr war jetzt ein ununterbrochenes Zischeln, über meiner Mütze, dicht über ihr, das Pfeifen und immer wieder der kleine Pfropfenknall. Ich presste mich platt an den Boden, deckte die Schläfen mit den Händen und schielte von Zeit zu Zeit nach meinem Nachbarn, der wie ein Igel zusammengerollt war; ich glaube, er kauerte auf den Hacken. Bewusste Angst spürte ich auch jetzt nicht, nur ging der Atem noch mühseliger als zuvor. Mit einemmal war es still, das Flüstern am Ohr hatte aufgehört. Der Igel neben mir rutschte ein wenig aufwärts und seitwärts und verschwand. Mechanisch machte ich ihm die Bewegung nach, fand eine Lücke in dem Damm, an dem ich gelegen, schob mich hinein und stand auf den Planken eines bis zur Schulterhöhe wallumgebenen Ganges. Auch hier musste ich gebückt weiter, auch hier glitt ich bei jedem Schritt aus, auch hier piffen und zerknallten einzelne Kugeln über mir, aber ich fühlte mich doch sehr erleichtert und bekam besser Luft. Nach wenigen Minuten traten wir wieder ins Freie, und die vorigen Schwierigkeiten begannen von Neuem. Ich war jetzt durch vier Leute von Ruhl entfernt, ich sah, wie er sich umdrehte und etwas zurückreichte; es wurde durchgegeben und mir in die Hand gedrückt. Es

war ein Stiefel, den ihm der Schlamm ausgezogen hatte. Im gleichen Augenblick, das erfuhr ich nachher, hatte er sich den Fuss am Stacheldraht verletzt. So trug ich nun den Stiefel in der rechten Hand, mit der ich vorher die schlenkernde Weinflasche festgehalten hatte. Noch einmal setzte das Maschinengewehr ein; diesmal hörte ich sein Rattern und ging weniger besinnungslos zu Boden, diesmal schien mir auch sein Feuer weniger lang anzuhalten.

Unsere Reihe verkürzte sich, kleine Trupps lösten sich los und verschwanden seitlich. Dann war ein Wellblechdach vor mir, darunter eine kleine Holztür, und dann sass ich auf einer Bank im Unterstand, durch und durch nass, müde bis zur Benommenheit und animalisch beglückt von dem Gefühl der Ruhe und Sicherheit.

Nach einer Weile begann ich mich umzusehen. Gemessen an der Enge und dem Schmutz dieses Raumes war nicht etwa nur die Kochkiste, nein selbst der Unterstand bei der Feuerstellung eine wahrhaft komfortable Wohnung. Der Tisch, die Bank, die drei Schemel staken mit den Füßen im Schlamm, auch die Bettschragen an der Wand mit ihrem wenigen schmutzigen Stroh waren voller Schlamm – kein Wunder, da dort mindestens ein Dutzend Leute in lehmbekrusteten Uniformen und Stiefeln lagen. Dem Eingang gegenüber, unter dem Schwellenrost einer zweiten, niedrigeren Tür glänzte im Schein der beiden Stearinkerzen auf dem Tisch ein Wasserloch – es wurde nachher ausgeschöpft, stündlich ausgeschöpft, und sickerte immer wieder voll. In dieser Höhle waren nachts ständig einige zwanzig Mann zusammengepfertcht, die sich mit etwa ebenso vielen draussen befindlichen regelmässig ablösten.

Tagsüber war das Gedränge weniger dicht, denn da wurde die gesamte Besatzung des dreihundert Meter langen Streifens auf vierundzwanzig Mann einschliesslich des Telefonisten und des Feldwebels reduziert. Draussen führte ein ganz kurzer rostbelegter Gang senkrecht auf den eigentlichen vordersten Graben zu, einen schiffbaren Kanal zwischen Wällen aus Sandsäcken, abbrö-

ckelnder Erde und Flechtwerk. Man überschritt das Wasser auf einer Planke und betrat dann sorgfältig geduckt einen Brettersteg, der den äusseren Wall in halber Höhe entlanglief. Wer sich etwa aufrichten wollte, war dem Feind mindestens mit Kopf und Schultern preisgegeben. In Abständen von etlichen Metern war die Deckung höher geschichtet und mit einer Schiessscharte versehen; hier stand, mehr gegengelehnt als aufrecht, der Posten. Den Graben selber sah ich mit eigenen Augen erst gegen Morgen; solange sass ich auf meinem Schemel und liess mich und den Lehm an all meinen Sachen trocknen.

Das Geplauder, aus dem ich jene Einzelheiten erfuhr, kam bald in Gang. Ein paar Schniggel sassen am Tisch, ein paar krochen aus den Schrägen hervor, Posten lösten sich ab, mit Hartspiritus wurde Kaffee gekocht oder Büchsenfleisch aufgewärmt. Im Grunde waren Ton und Stimmung der Gespräche hier kaum anders als in der Plüschferme. Natürlich wurde ausgiebig auf den ganzen Schwindel (das beliebteste Wort für den Krieg) gescholten, natürlich war immer wieder vom Heimatschuss die Rede. Man spielte mit einer Leuchtpistole. «Aus Versehen» gegen den eignen Fuss gefeuert, täte sie die schönste Wirkung, und niemand könne einem die Absicht nachweisen. Aber das war doch blosses Gerede. Irgendwo, in einer andern Kompanie, sollte solch ein Fall einmal vorgekommen sein. Und zwischen das Schelten mischten sich heitere Betrachtungen. Was man in den letzten Ruhetagen unternommen habe, was man für die nächsten plane. Sich zum Schlafen richtig auszuziehen, in ein Estaminet zu gehen, womöglich gar «ein Kommissbrot mitzunehmen». (Die Bedeutung des Ausdrucks war mir schon bekannt. Es sollte unter den zurückgebliebenen Bevölkerungsresten der nächstliegenden Orte hier und da Mädchen von solcher Armut geben, dass sie um ein Brot zu haben waren.) Jetzt ging das Plaudern natürlich für eine Weile in hanebüchene Witze über. Dann wurde man wieder ernster, aber ein Schimmer von Heiterkeit blieb. Ganz ohne Vorzüge war die gegenwärtige Situation schliesslich auch nicht. Man gehörte mit

Stolz zur «Sandsackldivision», sie war durch ihr Aushalten im nassen Gelände geradeso berühmt wie manche fliegende Division durch ihre Sturmangriffe, es war schon ein Lied auf sie in der Liller Kriegszeitung erschienen. Und dass man gerade heut Grabendienst hatte, gewiss, es war nicht schön, aber die Engländer würden auch Weihnacht feiern. Der Flachbahnsepp, das speziell auf den Graben gerichtete Geschütz, schwieg seit dem Nachmittag und würde sicherlich auch morgen schweigen, und vielleicht käme es gar wieder zu einer Verbrüderung wie im vorigen Jahr. «Die haben so gute Zigaretten!» – «Aber trockener als wir wohnen sie drüben auch nicht. Es ist doch überall das gleiche Elend!»

Der Feldwebel, ein älterer Mann, suchte abzulenken. «Herüberkommen lassen dürfen wir die Engländer auf keinen Fall; wenn sie sehen, wie wenige wir hier sind, gehen sie nicht mehr zurück. Und jetzt wollen wir nicht an das Wasser denken, sondern einen ordentlichen Grog brauen.» Damit waren alle vergnügt einverstanden.

Ich begann mich zu schämen. Mit welchem Recht machte ich innerlich so viel Aufhebens von meinem kurzen Grabenbesuch, mit welchem Recht fühlte ich mich in der Plüschferme und der Beobachtung als Frontsoldat? Nur hier war das eigentliche Inferno, dort hinten höchstens der melancholische Limbo, und diese Schniggel trugen ihren ständigen Höllenaufenthalt mit Gleichmut.

Als sich der Rumgeruch verbreitete, wachte Ruhl auf. Er hatte sich gleich auf den Schrägen zurückgezogen, hatte seinen zerschnittenen Fuss gesäubert und war eingeschlafen. «Wir wollen von unserm Rotwein beisteuern», sagte er. Da merkte ich, dass ich die Flasche verloren hatte, und daraus entstand unser erster Zwist. «Sie sind zu nichts zu gebrauchen», brauste er auf, «Sie haben die Flasche in der Angst verloren.» – «Ich habe den Hals fahrenlassen, als ich nach Ihrem Stiefel griff», erwiderte ich empört, «hätten Sie besser auf Ihren Stiefel geachtet, wäre der Wein noch da.» Die Schniggel lachten über uns beide, und so wurde der Streit vertagt.

Der Rest der Nacht verlief sehr ruhig, in unserer Nähe fielen

nur wenige Gewehrschüsse, auch das ewige Grollen aus der Ferne klang schwächer als sonst. Bisweilen schlief einer der Plaudernden mitten im Reden ein, dämmerte eine Weile in sich zusammengesunken, richtete sich dann auf und sprach weiter, als hätte er sich gar nicht unterbrochen. Das fiel niemandem auf, man war es offenbar gewohnt. Gegen Morgen wollten wir unsern eigentlichen Beobachtungsdienst beginnen, wir gingen also in den Graben. Aber die Artillerie in unserm Streifen schwieg, es gab durchaus nichts zu beobachten, und nach fünf Minuten waren wir wieder im Unterstand. Ruhl legte sich in den Schrägen, ich schlief eine Weile im Sitzen, den Kopf auf dem Tisch. Als es hell wurde, hörten bei uns auch die vereinzelt Gewehrschüsse auf, es war vollkommen still, nur aus der Ferne kam das ewige Grollen. «Da sind dichter besetzte Stellungen», sagte einer, «da lohnt es den Engländern.» Wir frühstückten, schon hatte der Aufenthalt für mich viel von seinem Grauen und seiner Romantik verloren.

Da erschien der Feldwebel, man merkte ihm eine gewisse Erregtheit an: «Alle herauskommen, das Gewehr mitnehmen. Ihr zeigt euch, aber mit leeren Händen und freundlichem Gesicht. Und ihr winkt freundlich ab – herüberkommen dürfen sie auf keinen Fall.»

Draussen standen die Leute schon aufrecht, mit Kopf und Brust frei über den Wall hinausragend; sie gestikulierten, schrien und lachten. Ich trat heran. Vor uns das niedrige Stacheldrahtgeflecht, dann ein Stück freies Feld, dann das Drahtgeflecht und der braune Wall der Engländer. Und auf dem braunen Wall standen zwei, drei Dutzend brauner Kerle, sie waren waffenlos, sie schwenkten ihre Schirmmützen, sie riefen, ich unterschied die Worte «merry Christmas ... happy Christmas ...» Bei uns hiess es: «Nöt schiessen – aber drüben bleiben, drüben bleiben!» Jetzt begannen einzelne Engländer von ihrem Wall in das Drahtgehege hinabzusteigen und langsam vorwärtszustampfen. Einer hielt ein glänzendes Zigarettenetui hoch, und um sich ganz deutlich zu ma-

chen, zog er eine Zigarette heraus und zündete sie an. «Drüben bleiben!» brüllte unser Feldweibel. «Wie schade, dass wir so gar keinen Spass haben dürfen», sagten ein paar andere, und das Abmahnen und Abwinken wurde zögernder und schien in einladende Gesten übergehen zu wollen. Da krachte es hinter uns, und über dem englischen Graben lagen Schrapnellwölkchen, aber so himmelhoch, dass es offensichtlich nur eine Warnungssalve war. Die Engländer eilten zurück und tauchten unter. «Ihr Sauteifi von Artilleristen!» wandte sich ein Schniggel wütend mit geballter Faust gegen mich, «wenn man euch braucht, seid ihr zu faul zum Schiessen, und jetzt versalzt ihr uns das bisschen Frieden. Gleich wird der Tommy wieder loslegen.» –

Aber der Tommy heiligte den ganzen Feiertag, und bis tief in den Nachmittag sass ich schläfrig und ziemlich apathisch herum. Was half das Sichschämen? Die den Infanteristen gewohnte Strapaze und Nervenanspannung des Hinwegs hatte mich doch hart mitgenommen.

Gleich nach sechs brachen wir auf, diesmal wir beide allein. Ruhl kannte den Weg von früher her, ich selber hätte ihn nicht gefunden, trotzdem eine gewisse Helligkeit herrschte und regelmässige deutsche und englische Leuchtkugeln mehr zusätzliches Gespensterlicht verbreiteten, als uns lieb war. Wieder strengte mich das geduckte Waten im Schlamm und Wasser furchtbar an, wieder pfiff und knallte es über uns, aber das Maschinengewehr schwieg, mochten nun zwei Leute allein weniger auffällig oder weniger lohnend sein als eine ganze Reihe. Erst ganz zuletzt, als wir keine fünfzig Schritte mehr von der festen Rue Deleval entfernt waren und ich schon alles überstanden glaubte, hob das abscheuliche Rattern doch noch einmal an. Die nahe Deckung der Häuser lockte; statt sich hinzuwerfen, lief Ruhl tief gebückt und fast auf allen vieren weiter. Ich versuchte es ihm nachzumachen, verlor den letzten Rest Atem, richtete mich unwillkürlich, um Luft zu bekommen, frei auf, rannte, stiess gegen irgendein Hindernis und schlug mit homerischem Waffengeklirr lang hin. Einen Augenblick hatte ich gar keine Empfindung, einen zweiten

glaubte ich getroffen zu sein, denn alle möglichen Glieder schmerzten. Dann merkte ich, dass mir nichts geschehen war und dass das Rattern aufgehört hatte.

Ich stand auf und erreichte die Strasse. Ruhl war verschwunden. Nach einer Weile fand ich ihn; er sass auf einem Mauerstein, den Rücken gegen den schützenden Hausvorsprung gelehnt, und rauchte behaglich seine kurze Pfeife. «Leben Sie auch noch?» sagte er unerfreut. «Ich hörte Sie fallen und glaubte, Sie seien erledigt.» – «Sie hätten sich immerhin um mich kümmern können.» – «Sie haben sich ja auch nicht um den Wein gekümmert.» – «Und Sie sich nicht um Ihre Stiefel.» ... Diesmal stritten wir länger und giftiger, und wenn es auch später noch, neutrale und sogar ein paar gute Tage zwischen uns gab, so war doch unsere Freundschaft zu Ende und verwandelte sich allmählich in bittere Feindschaft.

Zuerst war für Ablenkung gesorgt. Zwei volle Tage musste ich meine gesamte dienstfreie Zeit auf Waschen und Putzen verwenden. Das Wetter war mild, ich trug meinen Drillich und an den blossen Füßen die hohen Bauernholzschuhe, die mir Mutter ins Feld hinausgeschickt hatte. Buchstäblich alles, was ich im Graben getragen, war schlammdurchtränkt. Ich wusch die Stücke unter der Pumpe im Hof der Plüschferme. Den Mantel, der am meisten gelitten hatte, suchte ich hockend in einem nahen unsaubern Tümpel durchzuspülen. Das allein war eine stundenlange Arbeit, sie blieb fast erfolglos, und ich musste zur Pumpe zurück. Womit ich aber gar nicht zu Rande kam, das war die völlig verrostete Muserpistole; hätte mir nicht zuletzt Zinsmeister geholfen, so wär es mir beim nächsten Waffenappell übel ergangen. Auf die Waschtage folgte ein Staffelaufenthalt – hier stellte ein französischer Uhrmacher fest, dass meiner Armbanduhr nicht mehr zu helfen sei –, und dann kamen Sylvester und Neujahr mit ihren lange nachwirkenden Aufregungen.

Sylvester ging es sehr laut und lustig zu. Ich hatte Anschneiderdienst, aber in unserm Streifen schwieg die Artillerie wieder einmal, und ich konnte mich meist im Telefonzimmer aufhalten.

Wir sassen dort zu sieben und tranken Punsch. Das Telefon wurde eifrig benutzt, um Glückwünsche mit den Kameraden der Nachbarbatterien auszuwechseln. Unter uns im Offizierszimmer ging es offenbar ganz ähnlich zu. Nur dass man da Bowle trank und sich von den beiden Köchen, dem flinken, lustigen Kellner Kreuzer und dem schwerfälligen und schwermütigen Becker, bedienen liess. Die Scherze, die durch die Decke heraufdrangen, die Glückwünsche, die auch von unten durch das Telefon in die Umgebung gesandt wurden, unterschieden sich wenig von denen des Mannschaftszimmers. Besonders oft hörte man Leutnant Borgmanns Stimme, sie klang jedesmal alkoholisierte.

Nach elf Uhr hob überall, in Aubers, weiter hinten und vorn, ein unregelmässiges Gewehrfeuer an. Das war keine Kriegshandlung: Man salutierte nur nach bayrischer Sitte dem neuen Jahr. Um Mitternacht selber freilich wurde das Schiessen vor uns unangenehm heftig. Vielleicht, dass sich die Engländer bedroht gefühlt und nun ihrerseits ein ernstgemeintes Feuer eröffnet hatten. Ich stieg in das Türmchen hinauf. Der Lärm begann aber abzuebben, und die Geschütze schwiegen nach wie vor. Da schrie neben mir Leutnant Borgmanns Stimme aus dem Apparat: «Aufschneider-Professor, lassen Sie sich oben vertreten, wir brauchen hier einen gelehrten Mann, kommen Sie sofort.»

Ich ging hinunter und blieb im Türrahmen in strammer Haltung stehen. Ausser unsern Offizieren sassen noch mehrere Gäste am Tisch; ein Vizefeldwebel stand neben der grossen Bowle, die Hand an der Schöpfkelle. Leutnant Borgmann stierte mich an: «Erst müssen Sie trinken, um sich anzuregen.» Der Vize drückte mir ein volles Glas in die Hand, die Offiziere sahen alle zu mir hin, die Situation stand nicht in meinem Knigge und war mir peinlich. Zum Glück wurde die Aufmerksamkeit sogleich auf Borgmann gelenkt, denn ohne mein Trinken abzuwarten, begann er eine sehr betrunkene und sehr unanständige Rede. Er sprach heiser und grölend, aber fast ohne Stocken. Zur Würze des Krieges

bedürfe es nicht nur der Gefahr und des Weins, sondern auch der Weiblichkeit, schönerer Weiblichkeit, als in diesem dreckigen Morast aufzutreiben sei. Er detaillierte eingehend und anatomisch genau, was er unter schöner Weiblichkeit verstünde. Ich stand die ganze Zeit über mit meinem Glas im Türrahmen. Endlich sagte Borgmann: «Ich habe Sie gerufen, weil Sie doch ein Schriftgelehrter sind. Ich befehle Ihnen, eine der galanten Damen des achtzehnten Jahrhunderts herbeizuzitieren, eine grande amoureuse.» – «Herr Leutnant würden damit nicht zufrieden sein», antwortete ich, «die Damen wären für Herrn Leutnant zu alt.» Die Offiziere lachten, und ich fürchtete, Borgmann werde mir eine Grobheit entgegnen. Er fragte aber nur ganz kindlich: «Geht es wirklich nicht?» In diesem Augenblick, es war mir eine Erlösung, hörte man eine nicht allzu entfernte Batterie. Ich sagte: «Herr Leutnant gestatten gewiss, dass ich erst anschneide», schlug die Hacken zusammen und machte kehrt.

Draussen stiess ich auf Becker und gab ihm das Glas. Er sah mich aus grossen blauen, etwas dümmlichen Augen mehr betrübt als geärgert an: «Ist es nicht eine Schande? ... Wer wird den Borgmann zu Bett bringen? Wer kann in diesem Elend vergnügt sein?» Bald danach brach man auf, zuerst die Offiziere, dann unsere Kameraden. Ich hörte Becker und Kreuzer noch eine Weile herumräumen, dann wurde es still.

Am Neujahrmorgen ging ich zeitig zur Plüschferme hinüber: Ruhl hatte gestern viel getrunken; besser, ich vermied das Zusammensein beim Frühstück mit ihm. Im Hof traf ich den Feldwebel-leutnant. «Laufen Sie doch zur Küche hinüber», sagte er, «und wecken Sie Becker auf, er schläft wohl seinen Rausch aus; Sie können ihm eine Handgranate unters Bett werfen – ich will endlich meinen Kaffee haben.»

Ich ging zur Küche und sah durch ein zerbrochenes Fenster hinein. Becker lag regungslos auf dem oberen von zwei Bettschragen, die Augen geschlossen. Eine ganz junge gelbe Katze stand auf seiner Decke, starrte ihn an und miaute jämmerlich. Ich schrie:

«Du Becker, wenn es die Katze nicht schafft – ich soll dir eine Handgranate unters Bett werfen.» Er schlug die Augen auf, drehte mir langsam das Gesicht zu, ohne den übrigen Körper zu bewegen, und sah mich blicklos an. «Bist du aber betrunken!» rief ich. Indem stand Kreuzer neben mir, ich hatte ihn nicht kommen hören. «Der ist nicht betrunken», meinte er aufgeregt, «der ist krank, dem ist was zugestossen.» Ich sah noch einmal hin, da rollten Beckers Augäpfel halb hinter die Lider. «Wahrhaftig», sagte ich, «jetzt sind ihm die Augen gebrochen, er ist tot.» – «Unsinn! Aber man muss den Sanitäter holen.»

Kreuzer rannte zur Ferme hinüber, ich blieb am Fenster. Mein Mitleid galt vor allem der kleinen Katze, die am ganzen Körper zuckte. Vielleicht war sie vergiftet worden und hatte bei dem gutmütigen Becker Zuflucht gesucht. Dass Menschen hier draussen umkamen, verstand sich, aber was ging die armen Tiere unser Wahnsinn an? – Allein und als erster den Raum zu betreten, warnte mich etwas. Ich ahnte sofort, dass hier eine Untersuchung folgen würde.

Nun kam Kreuzer mit dem Sanitäter zurückgelaufen, und wir traten zu dritt ein. Die Küche war unaufgeräumt, ein Herdfeuer brannte nicht. Zu Füßen des Bettes lehnte gegen den unteren Schrägen ein Karabiner. Der Sanitäter sagte auf den ersten Blick: «Aus.» Dann warf er die Katze herunter. «Der ist auch nicht zu helfen, ich mach sie nachher tot.» (Später schwamm der kleine Kadaver noch tagelang zwischen grünverschimmelten Abfällen auf der Pfütze im Hof.) Er schlug die Decke zurück. Beckers Hemd hatte ein paar Blutflecke, in seiner Brust war ein kleines Loch, die Wunde sah harmlos aus, und der Tote lag sehr friedlich da. «Herzschuss – da kannst nix macha», sagte der Sanitäter gleichmütig. «Gewiss Selbstmord», erklärte Kreuzer, «hier steht ja auch sein Karabiner, und er hat es längst satt gehabt.» Kreuzer sah blass und verstört aus, die beiden «Küchenbullen» waren ja enge Kameraden gewesen. «Lass den Karabiner stehen», warnte der Sanitäter, «wir dürfen nichts anrühren. Ich glaub nicht an Selbstmord; wie soll er denn nach dem Schuss das Gewehr dort angelehnt haben? Auch seh ich keine Brandwunde.»

Inzwischen war der Feldwebelleutnant Rupprecht erschienen, und ein paar Minuten später kam Leutnant Männer von der Beobachtung herüber. Als Gerichtsoffizier nahm er sofort ein erstes Verhör vor, dem gegen Abend, nachdem ein Stabsarzt die Leiche untersucht, in dessen und Oberleutnant Forchs Beisein ein zweites weit umfassenderes im Offizierszimmer der Beobachtung folgte.

Fast alle Leute der Plüschferme mussten über Becker aussagen; er war der dienstälteste Kanonier der Batterie gewesen, hatte bei Kriegsausbruch gerade sein zweites Jahr zu Ende gedient und seitdem immerfort im Felde gestanden, ohne befördert zu werden, ohne Auszeichnung, aber auch ohne irgendwelche Strafe. Ein stiller, etwas zurückhaltender, freundlicher Mensch, trotz seiner exponierten Stellung als Koch mit keinem Kameraden in Zwist. Ganz offenbar vermochte der Stabsarzt ebenso wenig wie der Sanitäter und die Offiziere mit voller Sicherheit festzustellen, ob Selbstmord vorliege. Manches sprach dafür, manches dagegen. Der Schuss war aus grosser Nähe abgegeben, und Beckers abgefeuerter Karabiner hatte am Fussende des Bettes gelehnt. Aber wie hatte Becker die Waffe gehalten, wie sie nach seiner tödlichen Verletzung dort unten hingestellt? Und konnte er nicht mit seinem eigenen Karabiner, ebenso gut wie all die andern, auch nur «Neujahr angeschossen» haben? Das Verhör erstreckte sich zum grossen Teil darauf, ob er irgendwelche Verstörtheit bekundet oder gar Selbstmordgedanken geäussert habe. Die Kameraden sagten durchweg aus, er sei immer ziemlich ernst und manchmal traurig gewesen, aber eine besondere Verbitterung sei ihnen nicht aufgefallen.

Ich selber wurde zweimal sehr ausführlich vernommen, weil ich ihn ja am Sylvesterabend als einen der letzten gesprochen und ihn nachher als erster auf seinem Sterbebett gesehen hatte. Unseligerweise – die Sache hatte später erst eine halb komische, dann aber eine sehr böse Folge – liess ich mich am Vormittag unter dem frischen Eindruck, und da dies von Männer allein geführte Verhör privaten Anstrich erhielt, zu einer überflüssigen Bemerkung

kung hinreissen. «Wie haben Sie Becker gestern Abend gefunden, was hat er Ihnen gesagt?» – Ich unterschlug die Kritik an Borgmann, zitierte nur die Worte: «Wer kann in diesem Elend vergnügt sein?» und fügte hinzu, sie hätten deprimiert, aber keineswegs verzweifelt geklungen. «Es muss aber doch Selbstmord sein», sprach Männer mehr in sich hinein als zu mir, «Feinde unter den Kameraden hat er bestimmt nicht gehabt.» Da fuhr es aus mir heraus. «Ich habe ihn vorhin mit einer Handgranate wecken sollen. Könnte nicht irgendwer einen ähnlichen Scherz mit ihm gemacht und auf ihn angelegt haben, ohne zu wissen, dass der Karabiner geladen war?» Männer schwieg eine Weile, dann sagte er ärgerlich: «Sie haben kein Recht, Vermutungen zu äussern. Sie können abtreten.»

Ich bereute meinen Vorwitz sofort und gab am Abend sehr einsilbige Antworten. Man wurde da einzeln vernommen und dann fortgeschickt, weitaus am längsten blieb Kreuzer unten. Zu uns von der Beobachtung drang manches laute Wort durch die Decke, auch presste der junge Niklas in Erinnerung an Indianergeschichten sein Ohr an den Boden. «Männer setzt dem Kreuzer arg zu», berichtete er, «aber Forch scheint ihn ein bisschen in Schutz zu nehmen.»

In der Batterie war man seit dem Vormittag von Kreuzers Schuld überzeugt. Er war ein lustiger und verwegener Mensch, der den langsamen Becker oft freundschaftlich geneckt hatte; er war auch ein grosser Jäger, schoss Hasen für die Offiziere und für seine eigene Rechnung, besass die besondere Erlaubnis, den Dienstkarabiner ständig zur Jagd zu benutzen. Gestern war so viel getrunken und geschossen worden, warum sollte Kreuzer nicht gegen Morgen zum Spass auf Becker angelegt haben? Alle waren der Meinung, dass sich das Unglück auf diese Weise ereignet habe, aber alle wünschten auch, dass Kreuzer freikomme. «Man kann ihm nichts nachweisen, wenn er sich nicht selber verrät, und er ist ein kalter Bruder», sagte Clever, der sich während meiner ersten Wache im November den Scherz mit dem Kanonenschlag gegönnt hatte. «Ist auch gut so, das hätt jedem von uns

passieren können.» Einige nickten, niemand widersprach.

Einmal während des Abendverhörs wurde Kreuzers pathetisch erhobene Stimme vernehmbar: «Ich hab's nicht getan, Herr Leutnant. Wenn ich's gewesen wäre, liesse mir mein Gewissen keine Ruh, ich müsste bekennen.»

Am andern Morgen hiess es, die Untersuchung habe Selbstmord ergeben, und am 3. Januar wurde Becker feierlich auf dem Friedhof in Haubourdin beerdigt.

Vorher hatte der Wachtmeister in der Staffel befohlen, vier Kränze herzustellen, die dazu kommandierten Leute waren mit der Arbeit schlecht zu Rande gekommen, der Wachtmeister hatte gebrüllt: «Das sollen Kränze sein? Arschwische sind das! Noch einmal machen, und besser, oder ihr lernt mich kennen.» Zum Glück hatte sich dann ein Tapezierer gefunden, der etwas vom Binden verstand. Einen dieser Kränze trug ich selber.

Bis Haubourdin fuhren wir, zwei Unteroffiziere und dreissig Kanoniere und Fahrer, in zwei rüttelnden Leiterwagen, vorüber an neuen Befestigungen und zahlreichen russischen Gefangenen, die hier Arbeitsdienst taten. Dann marschierten wir durch den Ort. Plötzlich, von irgendwoher gekommen, zottelte ein schäbiges Planwägelchen mit einem struppigen Pferdchen davor an unserer Spitze. Erst nach einer Weile erfasste ich, dass dies der Leichenwagen war und die Kiste aus rohen Latten darauf der Sarg. Am Kirchhofstor hielt ein Gig, Batteriechef und Feldwebelleutnant stiegen gerade aus. Von den Abteilungen der Zivilbevölkerung getrennt, dehnte sich ein grosses, schon stark in Anspruch genommenes Gräberfeld deutscher Soldaten. Mehrere neue Gruben waren nebeneinander ausgehoben, am Schmalrand der Reihe stand eine Gruppe Infanteristen, am Längsrand stellten wir uns auf. Zwei französische Totengräber bemühten sich, die Sargkiste hinabzulassen; sie sperrte sich, es musste erst ein Grabrand weiter abgestochen werden. Dann erschien eilig im Offiziersmantel mit lila Kragen, ein ziemlich grosses silbernes Kreuz an silberner Kette auf der Brust, der protestantische Pfarrer. Er sprach wenige

freie Sätze: Möge Gott dem unglücklichen Kameraden, auch er ein Opfer des Krieges, in seiner dunklen Stunde beigestanden haben. Als nun das Gebet folgte, nahmen wir Artilleristen mit einer gewissen anständigen Freiheit die Helme ab. Den Schniggeln dagegen kommandierte ein Feldwebel sehr stramm «Zum – Gebet!», worauf sie die Hand an den Helm legten und leicht gebückt standen, als wollten sie erbrechen. Nach dem Pastor trat der Oberleutnant vor und sagte energisch: «Kameraden! Auch dieser Kamerad ist den Heldentod fürs Vaterland gestorben.» Dann warfen die Offiziere, dann wir Mannschaften rasch drei Schaufeln auf den Sarg, dann verabschiedeten sich die Offiziere von dem Geistlichen, der auf die Schniggelleichen zu warten schien, dann wurde uns das Zeichen zum Abmarsch gegeben. Bis zur festgesetzten Rückfahrt blieb noch eine Stunde Zeit, und alles freute sich auf Kantinenrast. Aber die Kantine war geschlossen, und die Stimmung, die rasch von leichter Ergriffenheit ins Vergnügliche umgeschlagen war, verwandelte sich in Unmut. Alles musste einem vergållt werden, es war doch alles «nix als Schwindel» ...

Die Sache Becker schien erledigt, auch Kreuzer legte wieder sein normales Wesen an den Tag – da flackerte sie noch einmal auf. Der Regimentskommandeur hatte erneute Untersuchung angeordnet. Ich erhielt eine Ladung vor das Kriegsgericht in Haidbourdin: «Ermittlungsverfahren in Sachen Becker.»

Im Vorzimmer plauderte der Schreiber mit einem riesigen blonden Schniggel. «Auch wegen Vaterschaft?» rief mir der Blonde entgegen. «Dös wann i g'wusst hätt, dass mir das Luder so arg vui Scherereien machen würd, nacha hätt i's gar nôt ...» Er erzählte gleich unaufhaltsam seine Geschichte und bewies bei aller Derbheit des Ausdrucks eine ganz anständige Gesinnung. Im Grunde sei alles bloss Formalität: Während des Krieges brauche er nicht zu zahlen, es handle sich nur um Anerkennung des Kindes, und nach Friedensschluss wolle er das Luder ohnedies heiraten. Erst nachdem er sich alles vom Herzen geredet, wiederholte

er seine Frage: «Und du – kommst auch wegen Vaterschaft?» Ehe ich antworten konnte, wurde er hineingerufen. «So gut hast du's nicht», sagte der Schreiber, «du stehst ja unter Mordverdacht.» Ich lachte, so schlimm werde es nicht sein. «Doch», antwortete er gekränkt, «die Untersuchung geht auf Mord und nicht etwa auf fahrlässige Tötung, und du bist schlimm drein verwickelt.» Da erschien der Blonde schon wieder, rief vergnügt: «Fünfzehn Mar-kin», und gleich darauf musste ich eintreten.

Ich war nun doch ein bisschen erregt, aber der Kriegsgerichts-rat, ein älterer Herr in Majorsuniform, behandelte mich sehr liebenswürdig. «Sie brauchen keine Furcht zu haben, ich glaube nicht, dass Sie für die Tat in Frage kommen, aber ich muss doch jedem leisesten Verdacht nachgehen. Im Protokoll der früheren Untersuchungen steht, dass Sie in der Sylvesternacht nach zwölf Uhr mit Becker geplaudert haben. Sind Sie mit ihm zusammen nach Le Plouich gegangen?» – «Ich hatte bis sieben Uhr früh Anschneiderdienst, es ist leicht nachzuweisen, dass ich die Beobachtung in Aubers erst gegen halb acht verlassen habe.» – «Sehr schön. Aber nun haben Sie beim Verhör spontan die Hypothese einer fahrlässigen Tötung aufgestellt. Wie sind Sie darauf gekommen? Wenn man Sie nicht einer halben Selbstentlastung bezichtigen will, könnte man doch immerhin irgendwelche Mitwisserschaft annehmen. Wussten Sie etwas über den Vorgang, hatten Sie einen bestimmten Verdacht?» – «Es ist mir nur so herausgefahren, wie es mir gerade einfiel. Ich hätte schweigen sollen.» – «Ist Ihnen bekannt, dass Kreuzer als unvorsichtiger Schütze gilt?» – «Ich habe es erst nach Beckers Tod von den Kameraden erwähnen hören.» – «Sind Sie nicht häufig mit Kreuzer zusammen gewesen? Er wird doch auch meist auf der Beobachtung beschäftigt.» – «Es ist bekannt, dass ich dort und in Le Plouich den grössten Teil meiner dienstfreien Zeit lesend und schreibend für mich verbringe.» ... So ging das Fragen und Antworten noch eine ganze Weile weiter; ich musste ein langes Protokoll unterschreiben.

Aber zuletzt sagte der Kriegsgerichtsrat mir noch einmal freundlich: «Sie brauchen sich keine Sorge zu machen.»

Ein paar Tage später erzählte mir Kreuzer mit glücklichem Gesicht: «Jetzt haben sie herausgefunden, dass es in Beckers Familie schon zwei Selbstmorde gegeben hat. Nun werden sie mir wohl endlich Ruhe lassen.» Wahrscheinlich wurde denn auch das neue Ermittlungsverfahren eingestellt, ich habe nichts mehr davon gehört. Aber die eigentliche Rechnung über meinen sproposito – gibt es im Deutschen für solche Entgleisung einen gleich guten Ausdruck wie diesen napoletanischen? – wurde mir bei anderer Gelegenheit präsentiert. –

Während des Januars verschlechterte sich meine Lage in der Beobachtung. Ich hatte viele Tag- und Nachtstunden mit Ruhl zusammenzuhause, und die Spannung zwischen uns wuchs. Er war in seinem Betragen ganz ungleichmässig und völlig unberechenbar. Manchmal ein so guter Plauderer und liebenswürdiger Kamerad wie vor Weihnachten, dann wieder hämisch und bissig. Mitten in einem durchaus unmilitärischen Gespräch fiel es ihm plötzlich ein, den Vorgesetzten herauszukehren. «Sie haben mir nicht zu widersprechen; ich bin Unteroffizier, Sie sind Gemeiner.» Viele Reibungen entstanden durch das Essen. Er war stolz auf seine Kochkunst, bereitete vieles selber und verachtete den «Frass aus der Feldküche». Was wir an guten Dingen von Hause geschickt bekamen, taten wir zusammen. Ich vermochte mehr beizusteuern als er, dafür machte er den Koch. Nach einiger Zeit fand er, ich liesse mich von ihm bedienen und verlangte, ich solle mich am Kochen beteiligen. Ich tat es, und nicht einmal ungeschickt, ich hatte ja einige Übung aus Bohèmetagen, aber er bemäkelte jeden Handgriff. «Natürlich, der Herr Privatdozent – fühlt sich zu fein, nicht wahr?» Ging ich dann zum Essen nach Le Plouich hinüber, so war er beleidigt.

Er war nicht der einzige, der mir auf die Nerven fiel. Allmählich begann ich, mich auch über die Offiziere zu ärgern. Gewiss, sie behandelten mich alle freundlich, und manchmal war ich mehr

der Privatdozent für sie als der gemeine Kanonier. Aber wenn ihr Bursche nicht anwesend war und wenn es sich gerade so traf, und es traf sich bei der engen Hausgemeinschaft immer öfter so, dann musste ich mit Selbstverständlichkeit den Burschen machen. «Fegen Sie schnell bei mir aus ... Sie können draussen Holz klein machen ... Holen Sie meine Stiefel aus der Plüschferme, sie müssen gestern vom Staffelschuster zurückgekommen sein ... Bringen Sie den Schinken mit ...» Ich bemühte mich, das alles humoristisch zu nehmen, aber es verstimmte mich doch. «Weisst Du noch», schrieb ich meiner Frau, «wie ich in Rochlitz über das Kriegstagebuch des alten Haberkorn die Nase rümpfte? Nichts von Königgrätz, nichts als Essen und Stiefel. Und was steht jetzt in meinen Briefen aus dem Feld? Zu 99 Prozent dasselbe. Alles andere, den eventuellen Heldentod y compris, ist wahrhaftig weniger wichtig.»

Natürlich hätte ich die kleinen Misshelligkeiten untragischer genommen, wäre mein körperliches Befinden besser gewesen. Es litt nicht nur unter dem Mangel an Schlaf, ich bekam jetzt auch die Nässe zu spüren. Sie wütete im Stellungskrieg kaum weniger als die Kugel und war verhasster als die Kugel. Dicht neben der Beobachtung lag eine unbesetzte Reserveposition der Artillerie; auf dem Boden der vier tiefen Geschützeinschnitte sammelte sich reichlich viel Wasser. Pioniere, die ein Entwässerungsnetz anlegen sollten, waren angefordert worden, aber das schlich wochenlang durch mehrere Kanzleien, und inzwischen musste etwas für die Stellung geschehen. Ich wurde jetzt Morgen für Morgen zum Ausschöpfen kommandiert. Manchmal arbeiteten wir zu zweit, und dann war es nicht gar so schlimm. Einer kletterte mit zwei Eimern hinunter und reichte die gefüllten dem andern, der sie in den Graben am Rand des Ackers entleerte. In anderthalb Stunden etwa wurde man damit fertig. Aber manchmal sagte auch der dicke Leutnant Wolff: «Ich bin vorhin an der Stellung vorbeigegangen, es steht heute nicht viel Wasser drin, die paar Eimer schaffen Sie bequem allein.» Dann musste ich hinunter- und herauf-, her-

auf- und hinunterklettern und wurde beinahe so durchnässt und schlammüberkrustet wie auf dem Bivlgang und schleppte zwei Stunden und länger und war nachher vollkommen ermattet. Nach einiger Zeit stellten sich die Pioniere ein. Aber sie hatten umfangreiche Arbeit zu leisten, und ehe sie meine sämtlichen Geschützeinschnitte trockengelegt hatten, war ich bereits auf ziemlich katastrophale Weise aus dem Dienst in der Beobachtung entfernt.

Einige Gespräche mit dem leitenden Unteroffizier des Entwässerungskommandos, einem Monteur aus Westfalen, haben sich mir tief eingeprägt. Er war der erste, von dem ich die Möglichkeit einer Revolution in Deutschland erwähnen hörte. Er war ein reifer verheirateter Mann, für seine Person nicht sonderlich verbittert. Anfangs glaubte ich, er gehöre zur Zentrumspartei – «Sie sollten einmal Pater Norbert in Brüssel predigen hören, wie der den Offizieren die Wahrheit sagt!» –, aber er war Sozialdemokrat. Alles, was er mir sagte, ergriff mich, aber im Überdenken meinte ich doch, er übertreibe. Er schilderte in vielen Einzelheiten, wie sich die Stimmung an der Front und daheim immer mehr verdüstere. Er erklärte, seine Partei erhalte täglich stärkeren Zulauf. Viel wichtiger als das aber sei, dass dieser Zulauf fast ausschliesslich einer abgespaltenen Linksgruppe der Sozialisten gelte. Er selber halte den Radikalismus dieser Unabhängigen für zu weitgehend, begreife aber seine Anziehungskraft. Seiner Meinung nach müsste die Regierung so rasch als möglich einen halbwegs passablen Frieden, ja selbst einen ungünstigen Frieden schliessen und dann sofort die ernstlichsten Reformen durchführen. An einen vollkommenen Sieg sei ja nicht mehr zu denken, und wenn man sich noch länger ausblute und die Unzufriedenheit noch länger anwachsen lasse, um nachher doch nur Remis zu machen, dann sei die Revolution unvermeidlich ... Ich habe das alles damals sehr genau und ausführlich notiert, und was mich heute daran am meisten berührt, ist weniger meine Skepsis – Revolution in Deutschland war mir eben etwas Unvorstellbares, und bis zuletzt noch habe ich sie für unmöglich gehalten – als die Tatsache des

Aufzeichnens selber. Ich vertraute doch diese Blätter der Feldpost an. Mit welcher Angst vermeiden wir heute in Briefen die geringste Anspielung auf politische Missstände, wie haben wir das Zittern vor Zensur und Verfolgung gelernt! Damals kam ich gar nicht auf den Gedanken, dass mit solchen Berichten Gefahr für den Schreiber verbunden sein könnte. Und doch habe ich mich damals zu Dutzenden Malen einen «rechtlosen Sklaven» genannt. O Relativität des menschlichen Empfindens!

Gleich in den nächsten Briefen ist mein Verbrauch an Worten wie «rechtlos», «Sklave» und «Sklaverei» besonders stark. Natürlich war die kleine Katastrophe, die mich empörte, wieder eine Stiefelaffäre. Wenn ich die grässliche Morgenarbeit des Ausschöpfens hinter mir hatte, pflegte ich die schweren und nassen Kanonierstiefel mit den bequemen und trockenen Schnürstiefeln zu vertauschen. Das ganz neue braune Paar, das ich beim Ausmarsch in München erhalten hatte, sass mir sehr gut. Ich hütete es ängstlich, denn es hatte schon manchen Neid erregt, da sich die meisten Kameraden mit abgetragenen, vielfach geflicktem Schuhzeug behelfen mussten. (Das Leder begann knapp zu werden; Verordnungen, Sohlen und Absätze durch Nägel und Hufeisen zu schützen, wurden in den Appellen verlesen.) Man redete viel von «Ausborgen», «Requirieren», «Ohne-Geld-Kaufen», «Mitgehenlassen», allenfalls auch von «Klauen» – nur das Wort «stehlen» wurde nie angewandt. Einmal gab es ein Riesengelächter. Zinsmeister las die Schilderung eines Stabsquartiers in Nordfrankreich, ich glaube aus den «Münchner Neuesten», vor. In dieser reichen Villa, schrieb der Berichterstatter, mitten in einem eroberten Ort, stehe noch alles unberührt an seinem Platz: «Der deutsche Soldat nimmt nichts fort.» Das wurde bei uns zum geflügelten Wort. Es gab ja nichts, was man nicht nahm, wenn man es brauchen konnte, und was konnte man nicht brauchen? Verschlepp- oder verheizbarer feindlicher Besitz fand sich in unsrer Gegend nur noch selten und nur in kümmerlichen Überresten. Aber wenn Pioniere irgendwo eine Drahtrolle oder Schniggel ein

paar leere Sandsäcke aus buntem Kattun unvorsichtig hatten liegenlassen oder wenn ein neuer Mann in der Batterie einen Trinkbecher besass, während man selber sich längst mit einer Konservbüchse beholf, oder wenn in der Kochkiste ein Taschenmesser herumlag oder eine feste Dauerwurst, von denen man nicht wusste oder nicht zu wissen brauchte, wem sie gehörten – warum sollte dann der deutsche Soldat nichts fortnehmen? Er stahl ja nichts: feindlicher Besitz war Beute, und deutscher Besitz weniger persönliches Eigentum als allen gemeinsames Heeresgut. Es war wirklich nicht Diebstahl, kameradschaftlich gehandelt freilich war es auch nicht.

Jetzt also, wo ich meine Schnürstiefel besonders dringend brauchte, waren sie plötzlich verschwunden. Ruhl war gerade schlecht gelaunt. «Weiss Gott, wo die herumfahren. Bei Ihrer Loddrigkeit ist das nicht verwunderlich. Sie streuen ja immer Ihr halbes Gelump hier aus und die andre Hälfte in der Plüschferme.» Eine Stunde später aber sagte er freundlich: «Es sind ja noch Heilmanns Schuhe hier. Der liegt noch lange an seiner Nierenentzündung, und aus dem Lazarett kommt er erst einmal auf Heimaturlaub. Nehmen Sie inzwischen seine.» Sie passten mir schlecht und waren undicht. Jeden Tag klagte ich darüber. Eine Woche später fragte mich Pellkofer: «Hast du einmal Ruhls Schnürstiefel angesehen? Kommen sie dir nicht bekannt vor?» – «Wieso? Sie sind schwarz – meine waren braun.» – «Man muss seine Stiefel in jeder Farbe wiedererkennen. Zinsmeister und ich haben gesehen, wie er sie dem Schuster in der Staffel zum Schwärzen gab.» – «Wenn es wirklich meine sind, kann ich es wahrscheinlich feststellen; am rechten Senkel fehlte die eine Metallhülse.» Am nächsten Tag sah ich, dass diese Hülse wirklich noch immer fehlte. Ich war sehr empört, nahm mir aber vor, mir nicht den Mund zu verbrennen, und schwieg auch eine ganze Weile.

Und dann kam ich eines Morgens besonders müde und gereizt vom Ausschöpfen zurück, und Ruhl war besonders unleidlich und stichelte wieder auf meine Untauglichkeit zu allem und auf meine

Unordentlichkeit. Da ging mir die Galle über, und ich warf ihm den Stiefelraub vor. Er brüllte mich an: «Ich werde Sie wegen Beleidigung eines Vorgesetzten melden.» Ich erwiderte mit gleichem Stimmaufwand: «Das könnte übel für Sie ausgehen.» Gleich darauf summt das Telefon: «Unteroffizier Ruhl soll herunterkommen.» Leutnant Männer hatte mindestens den Schluss unserer Unterhaltung gehört. Ruhl trat triumphierend ein: «Sie sollen sofort zum Leutnant.»

Unten hiess es sehr ungnädig: «Ruhl beschwert sich über Ihr unbotmässiges Verhalten, und ich habe selber gehört, dass Sie ihn ganz ungebührlich anschrien. Ich verwarne Sie ernstlich; er ist Ihr Vorgesetzter.» – «Er hat mich schwer gereizt, er verhöhnt mich, nachdem er mir meine Stiefel gestohlen hat.» – «Ich warne Sie noch einmal. Wenn das eine Anzeige ist, kommt die Sache vor das Kriegsgericht, und wenn dann Ihre Behauptung nicht zutrifft, werden Sie sehr schwer bestraft.» – «Ich habe ausdrücklich nicht die Absicht, eine Anzeige zu machen, aber wenn es sein muss, kann ich den Wahrheitsbeweis führen!» Männer schwieg einen Augenblick; dann sagte er unwirsch: «Ich habe keine Lust, mir noch einen Indizienbeweis von Ihnen aufoktroieren zu lassen. Sie können abtreten. Seien Sie vorsichtig.»

Am Nachmittag sagte mir Ruhl im Befehlstone: «Im Auftrag des Oberleutnant Forch, Sie sind zur Batterie zurückversetzt. Sie nehmen sofort Ihr gesamtes Zeug und gehen zur Plüschferme hinüber.»

Es war nicht nur die mir widerfahrene Ungerechtigkeit, die mich kränkte. So wenig wohl ich mich auch während der letzten Zeit in der Beobachtung gefühlt hatte: Darüber konnte ich mir natürlich nicht im Unklaren sein, dass nun die vielen Stunden fast ungestörten Schreibens und Lesens vorüber waren. Die Sache dem Batteriechef vorzutragen, was doch auf eine Beschwerde nicht nur gegen Ruhl, sondern auch gegen den Leutnant Männer hinausgelaufen wäre, zog ich erst gar nicht in Betracht. Das Beschwerderecht des gemeinen Soldaten – du lieber Gott! Neulich war Forch zum Mittagsappell in der Staffel erschienen. Dort hatte es Zwist zwischen einem Unteroffizier und einem Fahrer gege-

ben. Im Allgemeinen verkehrten ausserhalb des eigentlichen Dienstes Unteroffiziere und ältere Gemeine kameradschaftlich auf du und du. Bei jeder Misshelligkeit aber besann sich der Unteroffizier auf seine Tressen. Daraus entstanden zahllose Reibungen, und immer zog der «Mann» den Kurzen. Der Oberleutnant hatte aus dem mitgebrachten Gesetzbuch ein paar Artikel mit ihren furchtbaren Strafandrohungen verlesen, hatte ein paar feierliche Worte über die Notwendigkeit strengster Disziplin geredet und dann den Beschwerdeführer und die gesamte Mannschaft väterlich beschworen, sich nicht ins Unglück zu stürzen. «Der Forch ist ein guter Mann», war nachher Dröschers Meinung gewesen, «aber das Ganze ist eben ein Schwindel.»

Vorderhand hatte der Schwindel eine unvermutet günstige Folge für mich; er verhalf mir zu den wenigst eintönigen und beinahe romantischen drei Wochen meiner Frontzeit. Eben hatte der Wachtmeister am nächsten Morgen in der Plüschferme den Arbeitsdienst verteilt, und an mich war «Fliegerdeckung» gefallen, also Heranschaffen von Zichoriengestrüpp, als der Feldwebel-leutnant mit einem neuen Befehl hereintrat. «Die Kanoniere Klemperer und Rieger sind zum Franzosenzug der fünften Batterie abgestellt. Sie melden sich mit allem Gepäck um vier Uhr nachmittags auf der Kanzlei in Desprez. Wachtmeister, Sie zeigen ihnen den Weg auf der Karte.»

Ich hatte keine Ahnung, worum es sich bei dem «Franzosenzug» handelte, aber auf alle Fälle bedeutete das doch etwas Neues, und Rieger war mir als Kamerad sehr lieb. Das Packen und der Transport unserer gesamten Habe würden freilich Mühe bereiten, denn wir waren ja nun schon lange in Le Plouich ansässig, und so hatte sich allerhand Privatbesitz angesammelt.

Wir steckten alles zusammen in einen grossen Sack und banden ihn mit einem Riemen zu. Rieger fasste den abgeschnürten Zipfel, ich den Riemen, und so trugen wir das schwere Stück zwischen uns. Nach zehn Minuten tropfte uns die Stirn, und jetzt be-

gannen die Engländer zu schiessen. Ihr Ziel war eine Haubitzenbatterie im Acker längs des Weges; sie lag wohl reichliche fünfzig Meter von der Strasse entfernt, aber die Engländer schossen nicht sehr genau. Plötzlich heulte etwas auf uns zu, ich spürte den mächtigen Luftdruck, es gab ein schweres Platschen, der dicke Blindgänger war dicht neben uns in die nasse Erde gefahren. Unwillkürlich hatte ich einen Sprung zur Seite gemacht und den Riemen losgelassen. Da sagte Rieger, der seinen Zipfel festhielt, ohne Heftigkeit, aber ausdrücklich tadelnd: «Du saudummes Luder, saudummes; warum lässt du los? Nun musst erst wieder anheben.» Der Ausspruch war inhaltlich so vollkommen richtig und stand formal in so vollkommenem Gegensatz zu Riegers sonstiger höflichrespektvoller Art, dass ich laut lachen musste. «Sei mir net böse», fügte er gleich darauf hinzu, «aber was soll das Beiseitespringen? Gott schickt dir den Tod oder beschützt dich, wie ER es für gut hält. Ich bin ganz ruhig.» – «Du hast recht», erwiderte ich beschämt.

Und wenn ich für «Gott»: «Schicksal» sagte, so gab ich ihm auch wirklich recht. Ich dachte an Kommerell, ich dachte an unsern einzigen Weihnachtsurlauber, den alle beneidet hatten, und in München war er tödlich überfahren worden, ich dachte an meinen Neffen Eberhard Riesenfeld, der so kindlich vergnügt Soldat gespielt hatte und vor Kurzem an einem ganz ruhigen Tag bei Dünaburg durch eine verirrte Kugel gefallen war. Nur: Was half solch Gottvertrauen oder Fatalismus gegen schlechte Nerven? Aber vielleicht half Selbsterziehung?

Mein guter Vorsatz wurde belohnt. Die Engländer schwiegen, und gleich darauf stiessen wir auf eine nach Fromelles fahrende Feldküche, der wir unsern Sack für den grössten Teil des Weges aufladen durften.

Mein neuer Bezirk war nur wenige Kilometer von dem früheren entfernt und ihm in jeder Beziehung ähnlich. Bloss dass hier alles einen soldateskeren Anstrich und häufig einen theatralischen Glanz hatte.

Das Staffelnest Desprez war annähernd so friedlich wie Wavrin, es besass ebenfalls noch einige Zivilbevölkerung. Doch

gleich mein erster Arbeitsdienst bestand hier in der Mithilfe beim Räumen eines kleinen Hauses, das an das Gehöft unserer Staffel grenzte. Eine französische Familie, Grossmutter, zwei verheiratete Töchter, zwei dicke watschelnde Jungen, wurde exmittiert, es hiess, wegen irgendwelcher Durchstecherei. Vor der Tür stand ein Leiterwagen unter Aufsicht des Feldgendarmen, den der blecherne Halbmond über der Brust kenntlich machte. Der Wagen wurde hochbepackt, fasste aber nicht entfernt den gesamten Hausrat. Was zurückblieb, wurde in einen Flurraum zusammengedrängt und inventarisiert, es war ein Gewirr von Möbeln, Geschirr, Heiligenbildern, Küchen- und Stallgeräten, Kochtöpfen, Schirmen, Stöcken, Gebetbüchern. Die ganze Familie hockte auf dem Leiterwagen über ihrem Eigentum, der Gendarm kutscherte. Im Abfahren rief eine der jungen Frauen trotzig: «Je ne pleure pas! Quand on était toujours en prison ...» Es wurde verboten, den Flurraum zu betreten und etwas von den verstaubten Sachen fortzunehmen, aber niemand kümmerte sich um das Verbot, und über Nacht war das meiste verschwunden oder verschleppt. Die Leute sagten: «Warum sollen wir nicht nehmen, was wir gebrauchen können? In ein paar Wochen wird es hier ernst, und dann geht doch alles drauf.»

Die fünfte Batterie selber lag, nicht Geschütz bei Geschütz wie unsere sechste, sondern auseinandergezogen, in die Trümmer des gänzlich zerschossenen Dorfes Herlies eingebaut, ihre Beobachtung befand sich zwischen Infanteriequartieren in Fromelles. Leutnant Jansohn zeigte sie mir einmal, ihre Einrichtung unterschied sich kaum von der in Aubers. Dem Franzosenzug endlich war eine umgebaute, vielmehr in hundert Einzelheiten noch umzubauende Reservestellung im Acker neben Herlies zugewiesen; sie sah der Anlage bei Aubers, mit deren Ausschöpfen ich mich eben abgeplagt hatte, zum Verwechseln ähnlich.

Alle, die mit unserer Neuformation zu tun hatten oder sie nur zu Gesicht bekamen, machten verwunderte und spöttische Bemerkungen, aber alle sagten auch: «Immerhin ein Zeichen, dass

es ernst wird.» – Während es nämlich bis vor Kurzem geheissen hatte, was immer auch kommen würde, in unserm Streifen dürfte es ruhig bleiben, so war man jetzt anderer Meinung. Jedermann erklärte, irgendetwas stehe bevor, man wisse nur noch nicht, ob ein deutscher oder ein englischer Angriff. Und wirklich wies manches auf dies Irgend-etwas hin: Die gesamte Abteilung hatte die neuen Büchsenmasken erhalten, in allen Batterien wurden einzelne Leute zu Krankenträgern ausgebildet, in Lille trafen verbürgermassen täglich neue Truppen ein, die Batterien unserer Division sollten enger zusammengeschoben und in den frei werdenden Raum würde neue Artillerie eingesetzt werden. Eben eine solche Ergänzung, die sonderbarste freilich, stellte der Franzosenzug dar.

Es handelte sich nämlich um zwei aus Lille herangebrachte Festungskanonnen. Sie trugen das Datum 1883 eingegossen, wirkten aber noch viel zeitferner, wie ehrwürdige Paradestücke eines Kriegsmuseums, wie Dekorationen eines historischen Films. Im Verhältnis zu den uns bekannten modernen Geschützen waren sie für ihr Kaliber viel zu gross und plump, und ihr fossiles Wesen trat umso stärker in Erscheinung, als sie, nur durch ein paar Zweige maskiert, zwischen den Geschützeinschnitten, die jetzt als Mannschaftsräume dienten, auf ihren riesigen Lafetten frei im Acker standen. Um sie zu laden, musste man auf einen Tritt klettern, ihre Seitenrichtung wurde durch einen auf das lange Rohr gelegten Richtkreis, die Höhenrichtung mit einem Quadranten bestimmt. Dann kam eine Schlagröhre, ein kleiner pulvergefüllter Haken, in das Zündloch, und an ihr wurde eine lange Schnur befestigt. Nun trat die Mannschaft zurück, und jetzt endlich riss der Einsen ab. Ich habe das alles mehrfach mit angesehen, aber immer nur den leisen Knall der Schlagröhre gehört, einen wirklichen Abschuss nie erlebt. Nach ihm sollte das mit Hemmschuhen versehene Ungetüm ein weites Stück zurückrollen, worauf es neu in Stellung gebracht und zum nächsten Schuss neu gerichtet werden musste. Uns allen kam das wie ein Landsknechtsspiel vor. Man

hatte tausend Stück der zugehörigen 9,5-cm-Granaten mit herausgeschafft, es sollten noch weitere dreitausend im Liller Arsenal lagern. Der Befehl, hiess es, lautete dahin, die aus allen Batterien des Regiments zusammengesetzte Mannschaft einzuexerzieren, danach ein Probeschiessen zu veranstalten und dann das Gros der Munition für das Sperrfeuer aufzusparen.

«Wer nur den Schwindel mit den Turnierrössern ausgeheckt hat», sagte der etwas leichtfertige Vize Kammerer, ein Kaufmann, «immerhin sind sie eine Abwechslung.» – «Vielleicht tun sie doch ihre Wirkung», meinte Wachtmeister Obernesser, ein biederer Sattler, neben Rieger die einzige fromme Seele, der ich im Feld begegnet bin. (Ein dutzendmal habe ich ihn erklären hören, der Krieg sei uns vom Himmel geschickt, «weil wir so hoffärtig waren».) Kammerer und Obernesser waren die eigentlichen und mehr als milde Herren des Franzosenzuges; Leutnants tauchten nur sporadisch auf, den Hauptmann Parseval habe ich nie zu Gesicht bekommen. Man sagte, er verachte uns und kümmere sich nur um seine «richtige fünfte», übrigens mache er sich auch in Herlies rar und verbringe die meiste Zeit auf der Beobachtung in Fromelles.

Was jene Meinungen vom Wert des Franzosenzuges anlangt, so stimmten nur wenige unter uns Obernessers «Vielleicht» zu, die überwiegende Mehrzahl urteilte wie Kammerer: «Schwindel!» Ausnahmslos alle aber freuten wir uns der Abwechslung. Man fühlte sich wie in einer Reisegesellschaft, es gab gleich ein grosses Erzählen und Austauschen von Erfahrungen. Zwei Bedienungsguppen von je vierzehn Mann waren zusammengestellt worden, die einander in viertägigem Turnus abzulösen hatten; Kanonier Murr von der neunten und Kanonier Klemperer von der sechsten machten die Telefonisten der Gruppe zwei. In Desprez bezogen wir alle einen grossen gemeinsamen Raum, eine Art bequemer Wohnküche. Ihr einziger Nachteil war die Nässe des Strohs in den Bettschragen, es wollte nicht trocken werden, und ich schlief hier ganz angekleidet und im Mantel. Rieger fungierte als Koch und wurde von allen ins Herz geschlossen.

Natürlich fehlte es nicht an Zwistigkeiten. Ein älterer, mürrischer Mann knurrte, er könne mit seinen rheumatischen Gliedern nicht jedesmal in ein Bett oben an der Decke turnen. Ich tauschte mit ihm und hörte im Einschlafen heftiges Gebrumm unter mir. Am andern Tag ging der Mann zu Obernesser: «Herr Wachtmeister, Sie sind doch selber Pfälzer. Ich beschwere mich. Der Schreiner neben mir hat gesagt, er wolle neben keinem Pfälzer schlafen.» Ohne Obernessers mehr väterliches als autoritäres Begütigen wäre der Zwist böse ausgegangen. Aber im Allgemeinen vertrat man sich gut.

Hauptspassmacher und -erzähler war Diestler, ein kleiner, unersetzter rastloser Mensch mit flackernd funkelnden schwarzen Augen. Das Reden und Komödienspielen kam oft wie ein Krampf über ihn, manchmal sprach und agierte er noch weiter, wenn schon alles in den Schrägen lag und schlief. Er hatte zwei Themen. Ich war mir durchaus bewusst, dass er in beiden ebenso viel Dichtung als Wahrheit auftischte, aber die Richtung seiner Lügenphantasie und die Erfindungen seines Geltungsbedürfnisses waren mir nicht weniger interessant als die Dinge, die er wohl tatsächlich erlebt haben mochte. Das eine Thema, das heroisch humoristische, war das endlose «Loszittern», das Wandern und Immerweiterwandern des Tischlergesellen durch Bayern und Österreich. Wie er Gendarmen angehalten, wie man ihn im Schub über die Grenze zurückbefördert, wie er neue Stiefel erbettelt, ergaunert, wie er einen Gendarmen g'haut, wie er gesessen, was er den Leuten im Prager Konsulat, was er dem Amtsrichter in Landshut auf die Nase gebunden habe, wie himmelhoch er allen Richtern, aller Polizei, allen feinen Leuten überlegen sei. Er spann das zu ganzen Szenen mit Rede und Gegenrede aus, mit Mimik und Gestikulation und vielfach veränderter Stimme, er fühlte sich offenbar gleichzeitig als Held, als Charakterschauspieler und Komiker. Sein zweites Thema, das melodramatische, handelte von seinem Elternhaus. Wie der versoffene Vater die Mutter g'haut und wie er selber die Mutter in Schutz genommen und den Vater

g'haut habe. Und wie seine zwei älteren Brüder ins Feld gemusst und bei Lüttich gefallen seien, und wie darüber die Mutter der Schlag gerührt, und wie der Doktor fünf Mark verlangt habe, trotzdem er doch nur den Tod feststellen konnte, da sei er aber an den Rechten gekommen, bei ihm natürlich, denn der Vater war wieder voll. Und wie der Vater vier Wochen danach ein Saumensch geheiratet und was er selber dem Saumensch gesagt habe, statt es Mutter zu nennen. Und wie er dann einrücken musste und wie der Vater gesagt: «Dich soll die erste Granate reißen; das ist mein väterlicher Segen.» Und wie er dem Vater aus Serbien «per Sie» eine Postkarte geschrieben habe: «Hochgeehrter Herr Diestler! Ich habe schon tausend Granaten heulen gehört und lebe noch immer, und Sie saufen sich hoffentlich recht bald zu Tode. Empfehlen Sie mich dem Saumensch. Hochachtungsvoll Ihr getreuer Sohn Ludwig Diestler.» So ging das Stunden um Stunden in ungemein bildkräftiger und unflätiger Sprache. Anfangs bedauerte ich, nicht stenographieren gelernt zu haben, nach einer Weile stumpfte ich gegen die ewigen Variationen ab.

Aber noch sehe und höre ich Diestler, wie er eine Woche nach unserer Ankunft abends in die Wohnküche stürzte, Gesicht und Hände erdbeschmiert, die Augen noch funkelnder als gewöhnlich. «Alle Mann heraus!» schrie er. «Helfen, ehe die Offiziere hinzukommen. Wir haben die Stelle gefunden, ich dachte mir gleich, das Beste liegt vergraben.» Wir folgten ihm in den Garten des neulich geräumten Häuschens, er hatte dort mit den Händen und dem Seitengewehr gewühlt und einen zinnernen Wandteller entdeckt. Jetzt halfen ihm ein halbes Dutzend Leute, ein paar Spaten waren schon in Tätigkeit. Sehr bald lagen ein Kupferkessel, weitere Wandteller und zwei Humpen aus Zinn frei, dann folgte eine lose vernagelte Kiste mit feinem Kaffeeporzellan. Diestler drängte immerfort zum Weitergraben, er phantasierte von Koffern mit Wertsachen, vielleicht gar mit Geld, und gab das Suchen als letzter auf. Der Fund wurde hereingeschafft, und jetzt äusseren sich erst einige missbilligende Stimmen: «Was sollen wir mit

dem Zeug? Fortschaffen können wir's doch nicht.» Dann sagte einer: «Das Metall muss in Haubourdin abgeliefert werden; es gibt eine Mark fürs Kilogramm. Sofort erhob sich Widerspruch: «Es ist viel mehr wert. Was meint Ihr wohl, was die Offiziere nach Hause schicken!» – «Aber unsereiner darf nichts schicken.» – «Aber man kann's einem Urlauber mitgeben, der schmuggelt's schon durch.» Inzwischen war Diestler zurückgekommen, gereizt wegen des nicht gefundenen Koffers. «Ich nehme den Kessel», rief er, «als Entdecker habe ich Anspruch auf das beste Stück. Und wenn ihr so dumm seid, das andere den Offizieren zu überlassen, könnt ihr mir leid tun. Teilt schnell und lasst das G'lump verschwinden, ehe der fromme Obernesser was merkt.» Murr wählte sich die feinsten Tassen aus. «Ich bin Sammler», erklärte er und leiser zu mir: «Du musst auch was nehmen, sonst fällst du auf.» Ich nahm eine Tasse und schenkte sie ihm anderntags für seine Sammlung. In wenigen Minuten war alles fortgeräumt.

An Murr hielt mein Interesse länger vor als an Diestler, ja wir befreundeten uns miteinander, und ich bewahre ihm noch heute ein vergnügtes Angedenken. Geflunkert hat er kaum weniger als der psychopathische Vagabund, aber, um es in seiner Sprache auszudrücken, «auf einer höheren Ebene» und jedenfalls auf amüsantere Weise und reichhaltiger.

Wir lebten eng zusammen. Als mein eigentliches Zuhause betrachtete ich in diesen Wochen nicht den Staffelfraum in Desprez, sondern den Telefonunterstand des Franzosenzuges, den ich mit Murr und Bremer, einem baumlangen, als kriegsfreiwilliger Mulus ins Feld gekommenen Unteroffizier teilte. Es war eine Höhlenwohnung, wesentlich tiefer in den Acker gegraben und wesentlich winziger als das Kanonierhaus unserer sechsten Batterie, und im Anfang tropfte es unbarmherzig durch die Betondecke in den kahlen, schwimmenden Raum. Aber dann wurde mit Wellblech und Dachpappe nachgeholfen, wir bekamen einen neuen Tisch, eine neue Bank, eine neue Karbidlampe, und als auch der

kleine Eisenofen richtig in Gang gesetzt war und als gar Murr einen wohlerhaltenen Wandteppich auftrieb und zur Tischdecke bestimmte, hatten wir ein beneidet idyllisches Heim.

Murr war neunundzwanzig Jahre alt, hatte eine ausgebreitete Glatze über der hohen Stirn, ein etwas verlebtes Gesicht und grosse, intelligente graue Augen. Er besass eine entfernte Ähnlichkeit mit meinem einstigen Dichterfreund Manfred Berger, aber durchaus nicht dessen entsagende Dekadenz. Er war Friseur, eine Art Überfriseur, und fühlte sich gleichzeitig als Künstler und als organisatorischer Grosskaufmann. Er erzählte, wie er dem seiner eigenwilligen Natur unerträglichen Zwang des Elternhauses und der Schule entlaufen sei, wie er nach der Lehrzeit – «das übliche Frisieren nach der Schablone ist mir verhasst!» – seine eigentlichen Studien in Paris betrieb und hier viel mit Malern, Bildhauern, Theaterleuten verkehrt habe, wie er jetzt drei Salons besitze, zwei in Nürnberg, einen in Partenkirchen, und dreissig Herren (er sagte nie «Gesellen» oder «Angestellte», immer nur «Herren») nach seiner Initiative arbeiten lasse. Er sprach von seiner Spezialität der Transformationen, genauso wie ein Maler von seinen Gemälden spricht. Er erreiche in diesen zusätzlichen Gebilden aus künstlichem Wellenhaar eine absolute Natürlichkeit, er wirke niemals der Natur entgegen, nein, er verschönere sie, er meisse die von ihr angedeutete Individualität heraus, er ver helfe ihr zu sich selber. «Natur und Individualität – niemals werde ich mich gegen meine beiden Leitsterne versündigen! Einmal sollte ich eine adlige Braut ondulieren, um fünfundzwanzig Mark; ich lehnte ab, weil das nicht zu ihrem Wesen gepasst hätte, und gerade an ihrem Hochzeitstag musste sie doch ihre Wesenheit betonen. Dass ich mich nie von meinen Prinzipien entferne, hat mich berühmt gemacht. Wie viele Künstlerinnen und fürstliche Damen habe ich schon frisiert! Dreimal bin ich an den Dresdener Hof berufen worden ...» Aber bei allem Pochen auf seine Kunst und seinen Ruhm war er sich doch nicht zu gut dazu, mir kameradschaftlich die Haare zu schneiden und den wüsten Stoppelbart ab-

zunehmen. Dafür liess er sich von mir die Orthographie mancher Fremdwörter sagen, die er gern und nicht immer richtig ins Gespräch mischte. Er hatte manches gelesen und vieles aufgeschnappt, er ästhetisierte und philosophierte lange Stunden, immer als Anhänger modernster Richtungen, besonders auf ethischem und pädagogischem Gebiet.

Hier stiess er auf den entrüsteten Widerstand Bremers, der die Tugendbegriffe der guten Familie und des alten Bürgertums leidenschaftlich verteidigte. (Aber einen der ausgegrabenen Zinnhumpen hatte der Sohn des Landgerichtsrats doch unbedenklich auf die Seite gebracht; das sei gutes Kriegsrecht, behauptete er.) Ich wurde von den beiden oft als Schiedsrichter angerufen und war jedesmal bemüht, ihnen beiden unter allerlei mildernden Vorbehalten recht zu geben. Nur in einem Punkt waren Murr und Bremer sich einig und immer gegen mich verbündet: Die Preussen taugten gar nichts, militärisch waren sie noch unfähiger als die Österreicher.

Doch das Erzählen und Disputieren füllte nur einen Teil unserer freien Zeit. Sie war überreichlich bemessen, denn wer hätte mit unserm Spielzeug telefonieren sollen? Selbst die Kontrollanrufe fielen lange fort, weil unser Summer nicht funktionierte. Zu Murrs Ausrüstung gehörte eine kriegsstarke Gitarre – «kriegs-stark» hiess alles, was seit 14 im Felde war, ein Messer, eine Taschenlampe, ein Füllfederhalter –, er spielte wunderhübsch und sang dazu mit einer sehr passablen und nicht ungeschulten Stimme unermüdlich. Bestimmt habe ich in dem ganzen letzten Berliner Winter, in dem ich mich so eifrig für Scholander und Kothe und die gesamte Kabarettkunst interessierte, nicht halb so viele deutsche Lieder und französische Chansons gehört wie in der kurzen Zeit beim Franzosenzug. Und hier wurde der Genuss noch erhöht durch die Romantik des Kriegs- und Höhlenrahmens und durch wahrhafte Gelage. Denn Murr war auch ein erfindischer Mixer und immer mit mannigfachen Kognak- und Likörvorräten versehen. Gewiss steuerten auch Bremer und ich nach Kräften bei, aber das meiste stammte doch von Murr, der sich sei

ner Kapitalkraft ebenso gern rühmte wie seines Künstlertums.

Doch will ich über alledem keineswegs vergessen, was er auch an rein soldatischen Tugenden besass, wobei ich den Virtusbegriff in jener antiken und mittelalterlichen Weise fasse, die hierbei kein einengendes positives Vorzeichen kennt. Murr besass in allen militärischen Dingen die geschmeidigste und liebenswürdigste Unverfrorenheit, er war immer dienstfertig und willig und drückte sich dennoch von jeder unangenehmen Arbeit. Er hatte die längste Zeit einen Schreiberposten in Haubourdin bekleidet. Erst als er sich gegen das Verbot allzu oft nach Lille eingeschmuggelt hatte, über dessen Weinlokale und Weiblichkeit er aufs Genaueste orientiert war, erst als er wiederholt Kameraden zu Urlaubsscheinen verholten hatte, nicht bloss nach Lille und vielleicht auch nicht immer aus reiner, ganz unvergüteter Kameradschaftlichkeit und vielleicht auch manchmal unter Gebrauch kleiner Schmiergelder und kleiner Urkundenfälschungen – aber das sind grosse und plumpe Namen für harmlose Kunstgriffe –, erst als ihn sein Wachtmeister und sein Leutnant gar nicht mehr reinwaschen konnten, war er nach vorn zur neunten Batterie und von ihr zum Franzosenzug gekommen. Aber auch in der neuen Position bewährte er sich glänzend. Er wusste es sich auch hier behaglich, er wusste sich auch hier beliebt zu machen. Heroismus gehörte nicht zu seinen Präentionen, aber seine Unerschrockenheit, die sich nicht etwa wie die Riegers auf frommes Gottvertrauen stützte, war genauso gross wie seine Unverfrorenheit, ja sie war nur eine andere Äusserung dieser Grundeigenschaft seines Charakters.

Wir bekamen reichlich viel Feuer. Es war immer das gleiche: Unser Franzosenzug schwieg gänzlich still, die Batterien rings um uns schossen wenig, denn sie mussten Munition sparen, aber die Engländer gingen mit ihren Granaten verschwenderisch um und streuten die gesamte Fromelleszone dicht und lange ab. Einmal, als sie es besonders arg trieben, hiess es: «Die Telefonleitung nach Herlies ist zerrissen, Telefonisten zum Flicken heraus!»

Während die Kanoniere in ihren Unterständen blieben, mussten wir drei mit Zange, Schere und Guttapercha ins Freie. In den letzten Nächten hatte es schwachen Frost gegeben, der Boden war etwas fester als sonst. Das erleichterte das Laufen und machte die Arbeit weniger schmutzig. Ich beherzigte Riegers Mahnung und führte die Handgriffe genauso sachlich aus wie meine Kameraden; übrigens ist es hundertmal leichter, in der Gefahr ruhig zu bleiben, wenn man eine bestimmte Arbeit zu verrichten hat, als wenn man untätig abwarten muss. Aber natürlich: Sooft die Einschläge gar zu nahe fielen, warf ich mich, ebenso wie der lange Bremer, ganz zu Boden. Da sah ich, wie Murr sich auf ein Knie niederliess und einen streng verbotenen Kodak hervorholte. Wir waren jetzt dicht bei Herlies. Ein einziges Gehöft hier besass noch ein Ziegeldach. Dahinein schlug die nächste Granate, und der Ziegelstaub färbte den breit aufsteigenden Rauchstamm rosenrot. Es war ein prachtvoller Anblick. «Wie schade, dass ich keine Farbaufnahme machen konnten, rief Murr, während die Sprengstücke pfffen, «welche Nuancen!»

Erstaunlich, wie geringen Schaden solche Kanonade mit all ihrem Vernichtungsaufwand manchmal anrichtet. Als wir zu den Unterständen zurückkamen, fanden wir dort einen einzigen Verletzten: Ein Mann hatte die Hand zur Tür hinausgestreckt und war von einem Sprengstück am Zeigefinger gestreift worden; der blutete nicht mehr als meiner, den ein zerbrochener Isolator (ein Flaschenhals) geritzt hatte. Wir liessen uns gemeinsam vom Sanitäter die Wunden auswaschen und Leukoplast geben.

Dass wir Telefonisten bei dieser Gelegenheit das besondere Heldentum unseres Berufs demonstriert hatten, war von Vorteil, denn die Kameraden entrüsteten sich über unser Schlaraffenleben. Sie selber mussten exerzieren und an den Wegen, dem Drahtverhau um die Stellung und der Fliegerdeckung arbeiten. Aber ein schweres Leben hatten auch sie nicht. Da fast jede Offiziersaufsicht fehlte und Kammerer bequem und Obernesser gutmütig war, so wurde der Dienst äusserst lässig betrieben, selbst die Nachtpos-

ten schonten sich, sie traten oft auf einen Schluck und ausgedehnte Plauderminuten in den und jenen Unterstand. Dieser allgemeinen Lässigkeit verdanke ich zwei malerische Szenen.

Vize Kammerer sagte am zeitigen Nachmittag zu Bremer: «Ich gehe mit Obernesser auf Leitungskontrolle; bis fünf sind wir zurück.» Eine Weile danach setzte in der Richtung ihres Weges ziemlich heftiges englisches Feuer ein und dauerte bis zur Dunkelheit an. Um fünf waren die beiden nicht zurück, auch um sechs noch nicht. Bremer wurde unruhig, es könnte ihnen etwas zuge-
stossen sein. «Unsinn», sagte Murr, «man weiss doch, was es mit solchen Kontrollgängen auf sich hat; die kneipen irgendwo.» – «So etwas tut Obernesser nicht», wandte Bremer ein, «der ist viel zu fromm dazu.» – «Auch ein Frommer kann verführt werden, immer hilft die sechste Bitte nicht.» Gegen sieben rief Bremer die fünfte Batterie und die Staffel an: keine Nachricht von den beiden Überfälligen. Nun steigerte sich die Besorgnis und zog weitere Kreise, es wurde viel telefoniert. Als man um zehn noch immer ohne Nachricht war, wurde eine Suchpatrouille in das beschossene Gelände ausgeschickt, fünfzehn Mann, zu denen Bremer und ich als Freiwillige gehörten (Murr nicht, er blieb bei seinem: «Unsinn, stört sie doch nicht beim Kneipen!») Wir schwärmten in langer Kette aus. Alte Trichter, auf deren Wassertümpeln eine dünne Eisschicht glänzte, frische Trichter mit rissigen Rändern, breite, von Blindgängern gepflügte Furchen, gewaltige nichtexplodierte Granaten flach am Boden liegend, ein grosses Sprengstück, an dem in weisslichen Waben viele Schrapnellkugeln wie Kindermurmeln klebten, gebückte Gestalten in langen Mänteln mit langen Schatten, all das im bläulichen Mondlicht, dazu die Leucht-
kugeln der Grabenlinie, das ferne Knattern und Rollen – es war ein theatralischer Genuss. Die Vermissten wurden nicht gefunden, und wir telefonierten um einen Sanitätshund. «Kann erst morgen gestellt werden», hiess es bei der Verbandstelle. «Bis dahin können die armen Teufel verblutet und erfroren sein», sagte Bremer mitleidig. «Bis dahin haben sie ihren Rausch ausgeschla-

fen und eine Ausrede gefunden», beharrte Murr ärgerlich und drehte sich auf die andere Seite. Und er behielt recht.

Am nächsten Abend fühlten wir drei uns besonders behaglich. Murr hatte eine neue Mischung hergestellt, der Ofen gab so starke Wärme, dass ich den Rock aufgeknöpft hatte, die beiden andern sassen in Hemdärmeln. Eben sang Murr auf eine wehmütig-feierliche Melodie und bei grosser Gitarrenbegleitung den Wortlaut der jüngsten Anordnung über das Verhalten bei einem Gasangriff: «Vertraue deiner Gasmasken und flüchte nicht in den Unterstand; schiesse, ja schiesse in die Gaswolke, atme ruh-u-u-ig ...», da ging die Tür auf, und ein Leutnant trat herein, das ganz junge Gesicht totenblass, nur die lange Narbe einer Tiefquart leuchtete rot. Er trug etwas Schweres unterm Arm und stellte es auf unsern schönen Tischteppich, genau zwischen die beiden Likörflaschen. Es war eine unserer Liller Granaten. Aufgeregt suchte er nach Worten und sprach abgerissen: «Ich gehe seit zehn Minuten durch die Stellung – kein Posten ... ich fingere an den Geschützverschlüssen, ich nehme diese Granate fort ... kein Posten ... Wissen Sie, was darauf steht? Acht Jahre Zuchthaus ... ich muss Anzeige machen ... ich will niemanden ins Unglück stürzen ... holen Sie doch den Posten her ... so nahe am Feind!» Bremer lief hinaus und kam mit Diestler zurück, der sich, den Karabiner am Riemen, sehr unbefangen aufpflanzte. Herr Leutnant möge verzeihen, er habe nur gerade einmal nach der Ablösung in den Unterstand eing'schaut, es sei schon fünf Minuten über seine Zeit gewesen. Der Leutnant hatte sich gefasst und wiederholte zusammenhängender und strenger, was er zu uns gesagt hatte; es war aber deutlich zu erkennen, dass er keine Anzeige machen würde. Kaum war er fort, murmelte Diestler höhnisch: «Wie der sich aufg'spielt hat! So ein Kerlchen will mir imponieren.» Unteroffizier Bremer, der geringe Autorität besass, überhörte die Bemerkung, und so taten wir zwei Gemeine es auch, aber unsere Sympathie war diesmal auf Seiten des Offiziers. Immerhin hatte der Auftritt zur Folge, dass wenig-

stens im Punkt des Wachtdienstes die Schlamperei aufhörte, zumal sich Leutnant Jansohn nun öfter blicken liess.

Einmal sprach er mich freundlich an und erkundigte sich nach meiner soldatischen Laufbahn. «Bei uns», sagte er, «sind die Einjährigen, die über ein Vierteljahr an der Front stehen, schon Gefreite. Ich will Ihnen unsere Beobachtung zeigen und Sie dort dem Hauptmann vorstellen, vielleicht kann er etwas für Sie tun.» So bekam ich die Beobachtung der Fünften zu sehen, aber nicht ihren Hauptmann Parseval. Er war gerade und ausnahmsweise abwesend, und ehe Jansohn Neues für mich unternahm, hatte die Episode des Franzosenzugs ihr abruptes Ende gefunden.

Vorderhand beklagte ich die fehlenden Gefreitenknöpfe nicht sonderlich; kein Brief aus diesen Tagen, der nicht angeregt und amüsiert klingt, von den Kameraden berichtet, Liedertexte und Ausdrücke der Kriegssprache mitteilt. Das nämlich war noch ein besonderer Vorteil der Telefonhöhle, dass ich mit meinem vielen Schreiben keinen Anstoss erregte, weil auch Murr und Bremer eifrige Korrespondenten waren. Bremer schrieb regelmässig an eine gleichaltrige Cousine, mit der er seit seinem zwölften Jahre verlobt war – «dös gibt's fei aa», sagte Murr –, und Murr pflegte einen ausgedehnten Briefwechsel mit allerlei Herzens- und Geistesfreundinnen – «Klemperer, heisst es ‚Physionomie‘ oder ‚Physiognomie‘?»

Dann, als der Februar zu Ende ging, ging auch, bildlich und unbildlich gesprochen, das gute Wetter zu Ende. Auf den milden Frost folgten kalte Regengüsse und heftige Vorfrühlingsstürme. Während eines Gusses, und wahrscheinlich durch ihn vom eigentlichen Zweck seines Ausflugs abgedrängt und verärgert, erschien in Begleitung des bekümmerten Kammerer ein sehr schneidiger Major mit Jagdflinte und Jagdhund und liess sich den Franzosenzug in allen Einzelheiten zeigen. Schon vierundzwanzig Stunden danach lag ein scharfer und detaillierter Befehl «zur Abstellung aller gerügten Mängel» vor. Wege, Fliegerdeckung, Drahtgehege waren nachzubessern, die Munition musste geölt und sorglicher

gelagert, das Exerzieren am Geschütz eifriger betrieben werden. Unmittelbar wurden wir Telefonisten von dem vermehrten Dienst nur wenig betroffen; da er aber die Stimmung der andern herabdrückte und ihren Neid auf uns verstärkte, so waren wir doch in Mitleidenschaft gezogen.

Dann erkrankte der gute Rieger, der so liebevoll für mich gesorgt hatte, und das gab mir einen wirklichen Stoss, und nicht nur in der Magengegend. Von Verwundungen habe ich diesen ganzen Winter über in meiner Umgebung kaum etwas gesehen oder gehört, aber wieviel von Erkrankungen! Grippe, Nierenentzündung, Lungenentzündung, Mittelohrentzündung, das ging so reihum und warf die härtesten Bauernjungen. Es war, wie die Bayern sagten, «nix Genaues». Für jede Schussverletzung erhielt man mindestens das Verwundetenaabzeichen, häufig auch das Verdienstkreuz, und dann konnte man sich als Held in der Heimat sehen lassen; als Kranker aber, hörte ich oft sagen, «magst verrecken, und ehe du wieder kriechen kannst, bist auch schon wieder gesund geschrieben und wieder an der Front». Den Tag nach Rieger packte es Murr. Wir hörten ihn in der Nacht stöhnen. «Mein Ohr! mein Ohr! Mir platzt der Schädel ... ruft den Sanitäter!» Ich war nicht recht überzeugt von der Schwere seines Leidens, ich glaubte, er simuliere, um wieder auf seinen Schreiberposten zu gelangen; aber ich tat ihm wohl Unrecht, denn der Sanitäter liess ihn am Morgen sofort ins Revier schaffen, und von da kam er ins Lazarett nach Lille. Ich habe von ihm und Rieger nichts weiter gehört.

So war der Glanz in unserm Telefonunterstand erloschen. An Murrs Nachfolger, dem Gefreiten Feuerstein, flammte nichts als der Name. Er hatte bei seiner Einberufung dicht vorm philologischen Staatsexamen gestanden, aber doch nicht dicht genug, um es noch ablegen zu können. Er paukte hier draussen mit pedantischer Energie; seine Bibliothek bestand aus acht Göschenbändchen, der altfranzösischen Grammatik von Schwan-Behrens und den «Martyrs» von Chateaubriand. Zu einem längeren Zusammenwohnen mit ihm im Unterstand kam ich nicht mehr.

Kurz nach Murrs Erkrankung wurde unsere Gruppe abgelöst, und in der Staffel hiess es am Abend, der Franzosenzug habe heute scharf geschossen, man sei mit dem Ergebnis wenig zufrieden. Offenbar fiel ein weiterer Versuch ebenso ungünstig aus, denn am zweiten Abend in Desprez wurde plötzlich befohlen: «Alle Mann vom Franzosenzug in die Stellung, sie helfen beim Abbau und Rücktransport, der Zug ist aufgelöst.»

Ich half die Munition zu einem Lastwagen schleppen und aufladen. Ich half nach kurzer Rüttelfahrt beim Umladen der Munition vom Lastwagen auf das Lastauto. Ich half nach weiterer Rüttelfahrt, die Munition von dem Lastauto in den Keller des Liller Arsenalts schaffen. Von den tausend Granaten, die ins Feld gekommen, kehrten achthundertundachtzig zurück. Wir arbeiteten bis drei Uhr nachts; als wir in dem leeren Auto nach Desprez zurückfahren, rasselte das eine der beiden prähistorischen Geschütze an uns vorbei. Das andere, riefen uns die Fahrer zu, sei entgleist und von der Strasse in den Acker gestürzt, man werde es erst morgen heraufwinden können – «der Schwindel, der Schwindel!»

Wir durften in Desprez bis gegen Mittag schlafen und wurden dann zu unsern ursprünglichen Batterien zurückgeschickt. Alle waren enttäuscht und mürrisch, man ging im Allgemeinen ohne herzlichen Abschied auseinander. Bremer wollte mir gelegentlich schreiben, aber er hat es nie getan. Feuerstein liess mir den zerfetzten gelben Chateaubriand: «Schicken Sie ihn mir zurück, wann es Ihnen passt.» – «Und wenn ihm etwas zustossen sollte?» – «Einerlei, ich kann ihn nicht mehr sehen.» Er hat ihn auch nicht mehr gesehen. –

Und nun, zugleich mit dem Monat März, begann die letzte, die eigentlich trostlose Phase meiner Frontzeit. Mich verfolgt heute der Titel eines berühmten Werkes von Alfred de Vigny: «*Servitude et grandeur militaires*». Ich habe, weiss Gott, nichts Grosses im Felde erlebt; wenn ich aber das Vorgegangene mit der «*Servitude*» dieses letzten Monats vergleiche, dann scheint es mir

voller Leuchten und beglückender Bewegtheit. Dabei ist es vielleicht, nein sicherlich, ganz ungerecht, wenn ich von Knechtschaft rede. Niemand hat mich tyrannisch behandelt oder übermässige Anforderungen an mich gestellt, ich war keiner besondern Gefahr, keiner besondern Entbehrung ausgesetzt, ich hatte weder über Offiziere noch über Kameraden ernstlich zu klagen. Und doch fühlte ich mich von Tag zu Tag geknechteter und immer enger von verzweifelter Bitterkeit gewürgt.

Was mich so peinigte, war allein das Gefühl der gänzlichen Leere, der Nichtigkeit meines eigenen Vegetierens und alles Geschehens um mich her. Es ist ein allgemein anerkannter Satz der Ästhetik, dass Unglück und Leiden besser zur Darstellung geeignet seien als Glück. Ich bestreite das: Es gibt kein grösseres Leiden als die innere Ode, die Inhaltlosigkeit endloser Tage, denen eine unabsehbare Reihe ebenso endloser Tage folgen wird, die bewusste Nichtexistenz bei lebendigem Leibe. Wie soll man das Nichts darstellen?

Natürlich übertreibe ich – irgendeinen Inhalt hat jeder Tag. Ich fand jetzt Anschluss an den riesigen Bauern Dröschler, der mir im November am ersten Tag in der Staffel freundlich begegnet war und der jetzt dauernd in Le Plouich beschäftigt war. Er bat mich mit einer gewissen Heimlichkeit – die Kameraden brauchten es nicht zu wissen –, ihm einen Brief aufzusetzen. Sein siebenjähriger Sohn sei in der Schule zurückgeblieben, weil er selber im Felde stehe, die Mutter mit Arbeit überlastet, der erfahrene Lehrer eingezogen worden und dessen Stellvertreter nicht der richtige Mann für den langsamen, aber nicht unbegabten Jungen sei. Nun kehre dieser Tage der ursprüngliche Lehrer auf seinen Posten zurück, und ihm möge ich das alles auseinandersetzen und den Kleinen ans Herz legen. Ich tat es; wie ich später erfuhr: mit gutem Erfolg, und darüber wurde ich einigermaßen Dröschlers Vertrauter. Bei seiner zweiten Bitte – diesmal sollte ich ihm einen französischen Brief verdeutschen – geriet mir der brave Vater einen Augenblick in den Verdacht der Unmoral. Es stellte sich aber et-

was Rührendes heraus. «Die Verwandten meines Kriegsgefangenen», sagte er, «wohnen in Fournes, und ich habe seiner Schwester versprochen, diesen Brief zu befördern. Sag mir, was drinsteht, obwohl ich ja auf alle Fälle bestraft werde, wenn etwas herauskommt. Aber mein Kriegsgefangener (anders nannte er ihn nie) ist ein guter Arbeiter, und seine Leute, die ich manchmal von Wavrin aus besuche, gefallen mir auch und sind doch so übel daran.» Das Schreiben enthielt unbeholfene und unorthographische Grüsse und Mitteilungen, die allerhand Nachbarn und Freunde betrafen. Zuletzt hiess es: «Wir waren so glücklich und sind jetzt so unglücklich; wir wissen ja nie, in welches Haus die nächste Kanonenkugel fahren wird.» Danach bekam ich einen Brief zu lesen, in dem Dröschers alter Vater die treuen Dienste des Gefangenen rühmte, und darauf musste ich ins Französische übersetzen, was Dröscher an den «wehrten Jules» schrieb. Ich habe mir die wesentlichsten Sätze des wunderhübschen Briefes notiert: «Mein Vater schrieb mir, dass Du alles so schön und gewissenhaft verrichten würdest ... Das Schicksal wollte es jetzt einmal so haben, sowohl bei Dir als auch bei uns deutschen Soldaten, und jeder muss sich jetzt hinein fügen. Du hast durchaus kein schlechtes Los, denn Du wirst durchaus nicht behandelt von meiner Familie aus als Gefangener, sowohl in der Arbeit als auch im Essen und in der Behandlung . . . Sei nur ordentlich über das Dir anvertraute Vieh. Es wäre mir auch lieber, wenn das Pferd Bertha nicht krepirt wäre, Ihr müsst Euch jetzt halt so behelfen.» Der Schluss lautete: «Ich hoffe, dass wir bald Frieden haben mögen und grüsse Euch alle herzlich.»

Ich wurde mit Dröschers häuslichen Verhältnissen vertraut; er klagte nicht weniger, vielleicht sogar ein bisschen mehr über den Tod des Pferdes als über die schlechte Gesundheit seiner Frau, sprach aber doch mit vieler Liebe von seiner Familie. Er erzählte, wie er ganz klein mit zwei Kühen angefangen habe und wie er jetzt acht Kühe und dreissig Morgen besitze und wie sich die Frau um alles bemühe und wie sein im Nachbardorf wohnender Vater

manchmal nach dem Rechten sehe, aber doch nicht Zeit zum Helfen habe. Er sagte: «Es ist überall dasselbe, die Weibsbilder können es nicht schaffen, immer heisst es: Wenn du doch daheim wärst! Die Kameraden zeigen mir ihre Briefe, da steht es auch jedesmal.»

Gespräche mit Dröscher waren mir immer lieb; aber sie vermochten meiner wachsenden Trostlosigkeit nicht genügend entgegenzuwirken, zumal das blosses Faktum seiner Anwesenheit mich bitter stimmte. Was hielt ihn denn jetzt dauernd in der Plüschferme? Er sollte, wie schon im vorigen Jahr, Gemüse pflanzen und diesmal ein besonderes Beet für die Offiziere anlegen. Die Gerüchte von einer Offensive in unserm Abschnitt, von naher Veränderung und gar Entscheidung waren so plötzlich verstummt, wie sie aufgetaucht waren, man richtete sich auf langes Bleiben ein.

Zinsmeister sprach stolz von seiner «Galerie»: er tapezierte seinen Fermewinkel mit ausgeschnittenen Zeitschriftenbildern.

Genau am Frühlingsanfang (bei greulichem Schlackerwetter) wurde ein Divisionsbefehl verlesen: «Um die Versorgung für den kommenden Winter sicherzustellen, ist streng darauf zu achten, dass die Mannschaften die gefassten und getragenen Wollsachen (Decken und Unterkleider) weder fortwerfen noch an Angehörige schicken, sondern abliefern. Es fehlt an Rohmaterial, und es muss für den kommenden Winter ...» – «Nicht wahr, das klingt anders als Entscheidung bei Verdun?» setzte ich im Tagebuchbericht für meine Frau hinzu.

Beliebtstes Thema der Leute war jetzt die nächste Obsternte; wenn sie doch wieder so reich ausfielen wie voriges Jahr, man hatte so herrlich darin geschwelgt! Kindliche Unberechenbarkeit des Volkes: Dieselben Bauern, die so sehulich den Frieden, dieselben Jungen, die so leidenschaftlich den Heimatschuss herbeiwünschten, freuten sich innig auf das Obst, das sie hier im zerschossenen Flandern nächsten Sommer und Herbst essen würden. Und jede Kleinigkeit genügte, um ihnen die geschmähte Gegenwart zu verschönen.

Einmal gab es auch in Le Plouich eine Schatzgräberszene. Ein Fass Wein wurde entdeckt. Es war beim Ausgraben beschädigt worden, es war wohl schon vorher undicht gewesen – das Zeug schmeckte widerwärtig. Und doch, welche Wonne, die drei Tage anhielt! Allein schon das Geheimnis vor den Offizieren und vor den Preussen, das heimliche Abfüllen in alle nur denkbaren Gefässe, als Flaschen, Essnäpfe, Waschschüsseln, Tränkeimer, alte Konservenbüchsen, das Verstecken der Vorräte, das Schmiere stehen, die Anspielungen der Eingeweihten war eitel Entzücken.

Und doch wurde immerfort erbittert, ja hasserfüllt geschimpft. Es schien mir, als habe sich der Gebrauch des Lieblingsworts «Schwindel» ver Hundertfacht.

In Wavrin wurden die Fahrer beim Appell zur äussersten Sparsamkeit im Verfüttern des Hafers ermahnt. Ein roh aussehender Mensch sagte es mir mit Tränen in den Augen: «Am liebsten würd ich meinen Gaul erschiessen, um ihn nicht mehr so leiden zu lassen. Drei Pfund Haber bekommt er den Tag. Mit sechs möcht es vielleicht zur Not gehen, wenn reichlich Heu dazukäme; aber nichts als drei Pfund Haber, gar nichts dazu, und dabei sollen die armen Rösser arbeiten, und in dem Dreck hier – der Schwindel, der niederträchtige Schwindel!»

In Le Plouich wurden die kräftigsten und bestgewachsenen Leute ausgewählt und mit den besten Ausrüstungsstücken versehen, die in der Batterie noch aufzutreiben waren. Dann befreite man sie vom sonstigen Dienste und liess sie langsamen Schritt und Ehrenbezeugung üben. Sie hatten an einer Parade teilzunehmen, die in Lille vor dem zur Front gereisten König stattfand. Lille, das war in diesem Fall die Front, und die ausgesuchten, hergerichteten, gedrillten Truppen, die man dem König vorführte, das waren «unsere tapferen Frontkämpfer» in ihrem üblichen Zustand. «Der Schwindel, der niederträchtige Schwindel!» Wochenlang wurden die bitterbösesten Witze über diese Parade gemacht, einer überbot den andern in Anekdoten von ähnlichen Frontfahrten höchster Herrschaften, von dem damit verbundenen Ordenssegen, den Berichten der Presse, den Bildern der «Wo-

che». Bildern der «Woche». Man hätte meinen können, sie seien Rebellen, bereit, die Waffen fortzuwerfen, wenn nicht gar gegen die eigenen Offiziere zu richten.

Aber im nächsten Augenblick freuten sie sich wieder über den verborgenen Wein oder die Aussicht auf die Obsternte und vergassen alle Beschwerden bei einer wildbewegten Partie Schafskopf, und im übernächsten führten sie mit willigster Selbstverständlichkeit aus, was ihnen befohlen wurde. Sie waren Kinder, ich konnte ihnen zuhören, mit ihnen plaudern, aber ich wurde doch das Gefühl der völligen Einsamkeit niemals los.

Früher hatte ich manches ernsthafte Gespräch mit Levin geführt; jetzt vermied ich ihn, weil ich ihn immer mit dem mir tief unsympathischen Unteroffizier Auerbach zusammenfand. Vielleicht war ich ungerecht gegen diesen Neuaufgetauchten. Der junge Mensch – ich glaube, er studierte Volkswirtschaft – stand seit Anfang des Krieges als Freiwilliger bei der Batterie und war jetzt nach langer Krankheit und längerem, durch Konnexionen gestrecktem Urlaub zur Truppe zurückgekehrt. Geld und Beziehungen halfen viel. Schon erhielt man ganz offenkundig für hundert Mark gezeichneter Kriegsanleihe zwei Tage Urlaub. Und Auerbach war ein Stiefsohn des berühmten Lyrikers Richard Dehmel. («Mein Vater», sagte er mir, «ist der einzige noch immer begeisterte Kriegsfreiwillige; freilich ist er märchenhaft rasch Leutnant geworden und hat nichts auszustehn gehabt.») Bei den Leuten, die ihn Auerhahn nannten, war er ungemein beliebt, und nicht nur wegen seiner Freigebigkeit: Er verkehrte laut und burchikos mit ihnen, er trat den Offizieren gegenüber für sie ein, man erzählte dies und jenes von seinem tapferen, ja verwegenen Verhalten. Mir selber tat er nichts Übles, aber er fiel mir durch seine spöttische Überlegenheit, sein Alleswissen und -aburteilen qualvoll auf die gereizten Nerven. Und immer schien er triumphierend zu fragen: «Spiele ich meine Soldatenrolle nicht unübertrefflich gut?» Die Leute nannten ihn unter sich mit voller Anerkennung einen «foinen Jud», mich selbst drängte er in antisemiti-

sche Gefühle. Warum schäme ich mich eigentlich, das Jargonwort zu gebrauchen, das allein sein Wesen erfasst? Ich habe eine bestimmte Art des Entgleisens mit dem italienischen sproposito bezeichnet, warum nenne ich Auerbach nicht einfach ein Chuzpeponim? Ich ging ihm nach Möglichkeit aus dem Wege. So war ich zwischen den Schichten innerlich ganz isoliert.

Zum Lesen und Schreiben kam ich natürlich viel weniger als vorher. Manchmal konnte ich mich mit Schreibblock und Tintenstift oder mit den «Martyrs» in die Stille eines Geschützunterstandes zurückziehen, aber wenn man mich entdeckte, wurde ich ausgelacht und gehänselt. Kriegerische Erregungen fehlten. Wenn einmal zwanzig Schuss verfeuert wurden, war das schon viel: Mit der Munition wurde gerade so ängstlich gespart wie mit dem Hafer. An die regulären englischen Granaten, die unserer harmlosen Batterie nur aus Versehen nahekamen, war ich gewöhnt, sie hatten nichts Aufrüttelndes mehr für mich.

Heroischer aber war ich deshalb doch nicht geworden. Ein gutes Stück weiter vorn, jenseits der Strasse Aubers – Fromelles, lag ein verlassener Geschützeinschnitt im Acker. Jemand kam auf die Idee, das englische Feuer dahin abzulenken. Ich erhielt den Auftrag, gegen Morgen mit einem Sandsack voll Holzwolle und einer Kanne Petroleum hinzugehen, Holz aus der Ruine einer nahegelegenen Scheune zu holen und genau bei Sonnenaufgang ein Feuer anzuzünden. «Aber sobald der Rauch richtig aufsteigt, verdrücken Sie sich eilig», warnte der Feldwebelleutnant, «die Engländer werden sofort hinschiessen, das ist ja der Zweck der Übung.» Es kostete mich schwere Selbstüberwindung, meine Aufgabe auszuführen. Bevor ich das Streichholz an die durchtränkte Holzwolle hielt, schwor ich mir einen grossen Eid, zu bleiben, bis sich wirklich eine hohe Rauchsäule entwickelt hätte. Das dauerte ziemlich lange, denn die zusammengetragenen Bretterstücke waren nass. Endlich brannten sie, und dicker schwarzer Qualm stieg auf. Im selben Augenblick hörte ich ein dumpfes Krachen und heulendes Brausen, und im selben Augenblick lag ich auch schon weit entfernt von meinem Scheiterhaufen in voller

Deckung hinter der Strassenböschung. Gleich darauf musste ich über meine Sportleistung lachen: Was mich so beflügelt hatte, waren feindwärts fliegende schwere deutsche Granaten gewesen. Die Engländer hatten sich um mein Fanal gar nicht gekümmert.

Ich musste die gleiche Prozedur an den beiden folgenden Morgen wiederholen; da war ich sehr ruhig, aber da war es auch kein Verdienst mehr, ruhig zu sein, denn jetzt hatte ich mich ja von der Ergebnislosigkeit der Sache überzeugt. Als dann auf Beschwerde einer in der Nähe arbeitenden Pioniergruppe der Täuschungsversuch aufgegeben wurde, war ich doppelt verärgert, erstens weil ich mich genauso schlecht bewährt hatte wie der Täuschungsversuch selber, und zweitens weil dieses Feueranlegen im Morgenrauen doch immerhin ein kleines Räuberspiel bedeutet, eine gewisse Emotion gewährt hatte. Denn im Übrigen bestand ja mein ganzer Tag aus nüchternstem Arbeitsdienst.

Und wäre es noch Arbeit gewesen! Aber immer nur Fliegerdeckung ausbessern, also Zichoriengestrüpp und dürre Zweige heranholen und auf Wege und Unterstände streuen, und das so langsam als möglich, um nur nicht zu zeitig fertig zu sein und beschäftigungslos herumzustehen, wenn sich ein Vorgesetzter blicken liess: Wie langsam dabei die Stunden rannen – hat man einmal auf ihr langsames Gleiten zu achten begonnen, dann stehen sie bewegungslos still –, wie ich meinen Betrachtungen ausgeliefert war, und wie diese Betrachtungen sich immer mehr verdüsterten!

Gewiss, es gab auch andere Arbeiten, ernsthaftere und anstrengendere, zu verrichten. Etwas war immer zu bauen, zu erneuern, zu flicken, an den Strassen, an den Unterständen, an den Drahtgehgen. Aber all das erforderte Körperkräfte: Schwere Balken und Zementplatten mussten getragen, schwere Karren mit Steinen, mit Schutt, mit Drahtrollen, mit Erde über den meist nassen Boden geschoben, schwere Hacken und Hämmer gehandhabt werden. Und meine Kräfte liessen täglich nach.

Es schien, als wäre auch im Punkte der Gesundheit das Halbe mein Schicksal. Die andern waren entweder gesund und robust,

oder sie erkrankten deutlich und kamen ins Lazarett. Bei mir langte es weder zur Frische noch zur ansehnlichen Krankheit. Ich hatte einen endlosen Schnupfen, ich hatte entzündete Augen, ich hatte Gliederschmerzen, und vor allem, ich war immer müde und von jedem bisschen Heben, Laufen, Schleppen, Graben sofort in Schweiß und ohne Atem. Da war besonders eines, das mich überaus mitnahm: das Pumpen. Zur täglichen Fliegerdeckung trat mit Selbstverständlichkeit sehr häufig der nächtliche Postendienst, und die Posten mussten jetzt die Pumpen der immer vom Ertrinken bedrohten Geschützeinschnitte bedienen. Eine ganz einfache Vorrichtung, viel einfacher als das Ausschöpfen, über das ich in Aubers geklagt hatte; aber wenn der Atem streikt, wenn das Kreuz schmerzt und die Beine zittern, wird sie zur Qual. Die Kameraden waren nicht unfreundlich, sie sahen, dass ich nicht aus Faulheit oder bösem Willen versagte, und entlasteten mich, aber sie erklärten mir doch sehr offen und erklärten es auch den Vorgesetzten, dass ich ihnen zur Last fiel. «Du bist höchstens eine halbe Kraft», sagte mir Zinsmeister, «wer mit dir zusammenarbeitet, muss für anderthalbe arbeiten. Du solltest sehen, an einen andern Platz zu kommen, wo man dich brauchen könnte.»

Ja, wie das anstellen? Einmal war ich beim Batteriechef gewesen: «Herr Oberleutnant, ich habe mich schon in München um einen Dolmetscherposten bemüht; darf ich meine Bitte von hier aus wiederholen?» – «Wie soll ich Ihnen von hier aus dazu verhelfen?» Das war Forchs ganze Antwort gewesen. Einmal hatte Leutnant Wolff halb belustigt, halb entrüstet zugesehen, wie ich mit einem grossen Hammer Steine zum Ausfüllen eines Loches in der Strasse zerschlug. «Man sieht, Sie haben das nicht gelernt, das ist keine passende Beschäftigung für Sie.»

Ein vitiöser Zirkel ergab sich. Weil ich zur schweren Arbeit unbenutzbar war, wurde ich täglich zum Heranschaffen der Fliegerdeckung kommandiert, weil ich tagsüber zu wenig angestrengt wurde, kam ich jede zweite Nacht und manchmal noch öfter auf

Wache, wobei das Pumpen immer nebenher ging – es war doch eine so einfache Sache, jedes Kind konnte das leisten. Ich wurde immer matter und empfindlicher. Wenn mir im Schlaf eine Ratte über das Gesicht lief, und Plüschferme und Kanonierhaus wimmelten von den unbekümmertsten Ratten, fuhr ich auf, und wenn ich den Kopfschützer über das Gesicht zog, litt ich an Atemnot. Der Sanitäter gab mir massenhaft Aspirin gegen die Gliederschmerzen; das viele Schwitzen machte mich nur noch elender. Schliesslich sagte er, ich müsste mich in Wavrin auf dem Revier untersuchen lassen. Der Arzt dort, ein sehr junger Mann, klopfte und horchte an mir herum, dann erklärte er salomonisch: «Sehr gesund sind Sie nicht, aber krankschreiben kann ich Sie auch nicht. Ich kann nichts Bestimmtes finden, die ganze Sache bekommt Ihnen nicht.» Und er schrieb ein Attest: «Schonungsbedürftig. Bei leichter Arbeit zu verwenden.»

Nun wurde es ganz schlimm. «Leichte Arbeit»: das war natürlich Fliegerdeckung. Zur Schonung wurde ich vom nächtlichen Postendienst dispensiert. Das wiederum erregte natürlich Missstimmung unter den Kameraden. «Warum schickt man dich nicht ins Lazarett oder in die Etappe? Dann käme ein anderer an deine Stelle. Aber so zählst du hier mit, und wir müssen deine Wache brennen.»

Ich bat den Wachtmeister, den Feldwebelleutnant um zusätzliche Arbeit. Sie liessen mich das Essen für die Offiziere in die Beobachtung tragen. Ich wurde auch zum Befehlsempfänger bestimmt, das heisst, ich musste allabendlich zur Abteilungsstelle nach Fromelles gehen. Es ist fraglich, wieweit man diese Gänge als «leichten Dienst» bezeichnen konnte. Auf das Strassenstück zwischen der Kapelle bei Aubers und dem Bahnhof Fromelles schossen die Engländer bei jeder wahrgenommenen Bewegung. Es kam vor, dass ihnen ein einzelner Mann als artilleristisches Ziel genügte, sie hatten ja Überfluss an Munition. Man musste geduckt gehen, man tat sehr gut daran zu laufen. Beides fiel mir immer schwerer.

Eines Mittags sagte mir Clever: «Jetzt können wir uns alle freuen. Wir werden dich los, und du wirst ein feiner Knopf, du

sollst zum Kommandeur kommen», und schon gab mir Feldwebelleutnant Rupprecht den Befehl: «Richten Sie sich ordentlich her, setzen Sie den Helm auf und melden Sie sich in Fournes, Stabsquartier Zwo-Sechs, beim Oberstleutnant Wurm.» Er lächelte dabei verheissungsvoll. Sofort waren meine Schmerzen und meine Müdigkeit vergessen. Jetzt musste die Erlösung kommen. Entweder hatte Forch sich doch für mich verwandt, oder es steckte etwas hinter den geheimnisvollen Worten meines Bruders Berthold. Er hatte mir vorgestern geschrieben, ich möge die Nerven behalten, meine Lage werde sich ändern.

Oberstleutnant Wurm, der «Akihl», erinnerte durch Aussehen und Sprechart an einen Charakterschauspieler, nicht gerade einer Schmiere, doch immerhin eines kleineren Provinztheaters. Er sprach freundlich zu mir, aber mit einem leise inquisitorischen Unterton. «In welchem Verhältnis stehen Sie zu dem preussischen Generalleutnant Schott?» («Preussisch» schien mir ungewöhnlich.) – «Ich traf Exzellenz Schott einige Male bei meinem Bruder, dessen Schwiegervater er ist.» – «Er verwendet sich hier für Sie in einem an mich gerichteten Brief. Ob ich einen Posten für Sie hätte, an dem Sie Ihre Kenntnisse verwerten könnten. Ich muss Exzellenz Schott antworten, dass ich nichts für Sie tun kann. Wir haben viele Akademiker in der Division, auch Privatdozenten, sogar Professoren, alle gehobenen Stellen sind besetzt.» Er machte eine Pause, sah mich bedeutend an und fuhr dann mit einigem Pathos fort: «Aber in einer andern Weise, innerlich, kann ich Ihnen helfen. Sie sind ein Mann der Bildung und des Denkens. Durchdringen Sie sich mit dem Gedanken, dass nicht jeder Intellektuelle Offizier sein kann, dass es ein Hohes ist und gerade für die Menschen der Oberschicht etwas sehr Hohes, bescheiden inmitten der Mannschaft dem Vaterland zu dienen. Der Gedanke wird Ihnen Kraft und Ausdauer verleihen. Wenn Sie physisch und wohl auch seelisch weniger zum Soldaten geeignet sind als der schlichte und derbe Mann aus dem Volk, so vermögen Sie dies Defizit durch die höhere Spannung des Geis-

tes zu ersetzen.» Er winkte huldvoll, ich schlug die Hacken zusammen und war draussen.

Eigentlich empfand ich gar keine besondere Erbitterung gegen den alten Komödianten. Dass er ein Komödiant war, hatte ich ja schon wiederholt von Ruhl und Levin gehört. Warum sollte er sich also die schöne Gelegenheit entgehen lassen, einem preussischen General gegenüber den Brutus zu spielen? Ich war auch nicht sonderlich beschämt. Dass Konnexionen benutzt werden mussten, dass sich ohne sie nicht das Geringste erreichen liess, stand längst für jeden fest. War es meine Schuld, wenn der Generalleutnant Schott irgendeinen psychologischen Rechenfehler begangen hatte? Ich war nur unendlich enttäuscht und müde und zerschlagen.

In Le Plouich wurde ich wegen der Ergebnislosigkeit der Audienz weder verspottet noch bedauert. Es hiess allgemein: «Er hat dich nur erst sehen wollen, etwas kommt nach.» Aber es kam nichts. Ich schleppte mich so weiter, jeden Tag ein bisschen mühseliger. Ich dachte: «In einem Punkt hat der Komödiant recht, Dr. phil. verpflichtet zu philosophischer Haltung.»

Am Sonntag nahm ich am evangelischen Gottesdienst teil, der in der Plüschferme angesetzt war, er füllte doch immerhin eine Stunde aus. Man räumte ein wenig auf, hängte Wolldecken vor die Bettschragen, stellte ein Kistchen als Pult auf den Tisch. Ausser den protestantischen Pfälzern in unserer und der vierten Batterie waren die Preussen von nebenan anwesend. Der Geistliche, jung, schlank, dunkelhaarig, in Waffenrock und Reitstiefeln eine feine Erscheinung, kam im Wagen und brachte eine rote Altardecke mit; er breitete sie über die Kiste, plazierte Kelch und Oblate und intonierte mit tiefer Stimme: «Wer nur den lieben Gott lässt walten.» Dann predigte er ohne Öl und alle Affektation allzu navier oder kriegerischer Töne über das Pauluswort «Freuet euch, denn der Herr ist nah». Er begann mit dem Einwand, wie er in solcher Not über diesen Text predigen könne. Und er malte die Not sehr menschlich, sehr schleierlos: das Elend, die Sorge in der

Heimat, die Todumkralltheit hier draussen, die zermürbende Spannung gerade jetzt, wo die Entscheidung bevorstünde und niemand wisse, wann und wo der Kampf losbrechen und ob es der letzte Kampf sein werde – «o wär er's doch, mach Ende, Herr, wir sehnen uns ja so unendlich nach Frieden!» Der Mann gefiel mir, er war kein Heuchler, keine «Simplicissimus»-Figur. Aber nun, denn darauf steuerte ja der Text zu, nun musste der liebe Gott erhalten. Freuet euch, der Herr ist nah! Und er allein, die Erde nicht, vermag dauernde Freude zu schenken, denn damit hat der Feind des Christentums, hat Nietzsche recht: Alle Lust will Ewigkeit. Der Herr ist nahe, wir erkennen ihn fünffach: in unserm Gewissen, im Gebet, in der Natur, in der Bibel und, heute mehr denn je, in der Geschichte. «Hat er nicht jetzt schon Belgien für die Kongogreuel, Serbien für den blutigen Fürstenmord gestraft?» ...

Ich dachte immerfort: Wie ist es nur möglich? Der Mann ist kein Pfaffe, er glaubt wahrhaftig, was er sagt. Er sieht um sich, was ich sehe, er weiss, was ich weiss, er hat denken gelernt wie ich – und er glaubt, was er sagt. Und fünfzig Leute hören ihm zu und nehmen das hin, die meisten stumpfsinnig und verständnislos, sie sind eben gekommen, weil der Gottesdienst eine Abwechslung bedeutet, weil man sich hier mit Kameraden anderer Truppenteile trifft, weil es sich so gehört und üblich ist – und ein paar (vier haben sich zum Abendmahl gemeldet) wirklich ergriffen und überzeugt. Wie ist es nur möglich? Nein, lieber Zichorie zur Fliegerdeckung sammeln, dann bin ich weniger allein.

Am Dienstag, als ich ihm den Befehl aus Fromelles überbrachte, sagte der Oberleutnant Forch gutmütig: «Sie gehen sehr gebückt. Soll ich einen Antrag an die Division richten, Sie auf einen Posten zu versetzen, wo Sie sich nützlicher machen können? Aber raschen Erfolg wird das natürlich nicht haben, Sie wissen – der Amtsschimmel ...» Es war gewiss gut gemeint; aber wieviel rascher hätte er mir helfen können, indem er mich wieder an das Telefon oder das Scherenfernrohr setzte! Warum tat er es

nicht? Doch nur, weil mir Ruhl die Schnürstiefel gestohlen und weil ich dem Leutnant Männer einen Indizienbeweis aufoktroiyert hatte. «Wie Herr Oberleutnant meinen», antwortete ich.

Am nächsten Sonntag waren die Gliederschmerzen und die Mattigkeit so gross, dass mir das Aufstehen schwerfiel. Der Feldwebelleutnant sagte: «Legen Sie sich wieder hin. Morgen sollen Sie sowieso zur Untersuchung ins Revier. Wegen des Antrags auf Ihre Versetzung.» Aber am Nachmittag hiess es: «Können Sie noch einmal nach Fromelles? Ich habe so wenig Leute in der Batterie, und Sie sind doch jetzt ausgeruht.» Ich wollte erst nein sagen und sagte dann doch ja. Ich dachte mir: «Ich werde ganz langsam schleichen, und vielleicht tut mir die Frühlingsluft gut. Und wenn sie schiessen, dann schleiche ich ebenso langsam weiter. Rieger hat ja doch recht, auch fühle ich mich so elend, dass eine Kugel vielleicht das kleinere Übel wäre.»

Ich brauchte für den Hinweg die doppelte Zeit wie sonst. Ein Schreiben für den Batteriechef wurde mir ausgehändigt. Ich begann den Rückweg, das Kreuz schmerzte abscheulich, die Beine schienen mir geschwollen und gelähmt, ich kroch wie eine Schnecke. Eben war ich an der zerschossenen Lokomotive vorüber und erholte mich im Stehen. Ich beschloss, nach je fünf Schritten zu pausieren und ruhig eine Stunde auf den Heimweg zu verwenden. Ich sagte mir, es bedürfe dieses Beschlusses gar nicht, ich könnte eben nicht mehr rascher vorwärts.

Da hing mit gelben Flammen eine Brennzünderreihe über unserm Schützengraben. Im selben Augenblick trat zum Krachen der Geschütze das Tacken der Maschinengewehre und ein wildes Infanteriefeuer. Einzelne Kugeln piffen an mir vorbei. Und jetzt schossen auch unsere Batterien. Wenn das da vorn nicht nur ein Feuerüberfall, sondern ein Angriff war, dann lag meine Strasse im nächsten Moment unter Sperrfeuer.

Ich weiss noch genau, dass ich diese Erwägung dicht bei der Lokomotive anstellte. Und dann weiss ich nur, dass ich auf dem Boden sass, den Rücken gegen die kleine Kapelle bei der Beobachtung gelehnt. Ich hatte gar kein Empfinden des Schmerzes

oder der Müdigkeit. Ich hatte nur das angenehme Gefühl, in Deckung zu sitzen. Ich bemühte mich nur, zu Atem zu kommen. Nach einer Weile merkte ich, dass Geschütze und Maschinengewehre schwiegen, nur die üblichen vereinzelt Gewehrschüsse knallten. Ich sah nach der Uhr: Den Befehl in Fromelles hatte ich vor zwanzig Minuten erhalten, die Strecke vom Bahnhof zur Kapelle musste ich in zehn Minuten durchlaufen haben. Ich habe schon früher einmal erzählt, dass ich nur im Sommer 1904 mit gleicher Geschwindigkeit gelaufen bin. Das war meine letzte Heldentat im Weltkrieg und verrichtet am 2. April 1916, das Pfeifen der Kugeln hörte ich erst drei Jahre später in München wieder.

Ich gab das Schreiben in der Beobachtung ab, ich gelangte in die Plüschferme, in meinen Bettschragen: Das ging alles so langsam und mühselig wie vor dem Feuerüberfall, aber es ging. Ich schluckte Aspirin, ich schleppte mich mit schleifenden Beinen am andern Morgen nach Wavrin ins Revier. Der junge Arzt griff nach meinem Puls, liess ihn aber gleich wieder los: «Ich soll Sie untersuchen, aber Sie müssen doch sofort ins Lazarett, da ist es ein Aufwaschen. – Sie haben hohes Fieber. Ich gebe Ihnen eine Zeile mit.» Ich kam noch mit eigener Kraft bis in den Aufnahmeraum des Lazarettes. Dann war es plötzlich zu Ende. Ins Bett wurde ich mehr getragen als geführt. Und als ich mich noch einmal aufrichten wollte, um die Hände in der vorgehaltenen Schüssel zu waschen, lag ich sehr schnell wieder auf dem Kissen.

Nun galt mein ganzes Interesse der Frage, ob ich verbrennen und ob mein Kopf von dem glühenden Druck auseinanderplatzen würde. Ich muss wohl den Arzt danach gefragt haben, denn er lachte mich beruhigend aus, während ich einen neuen Brustwickel bekam. Ich hörte ihn auch einmal zu seinem Begleiter sagen: «Wir wollen ihn in den stilleren Raum legen, wenn das Fieber morgen nicht herunter ist.»

Der Zustand des Verbrennens bei halber Benommenheit ging

rasch vorüber; danach war ich sehr schwach, begann aber bald mit dem Versuch eines ersten Tagebuchblattes auf der Decke. Er fiel kritzig aus und schloss nach wenigen Bleistiftzeilen mit dem Verbot des Arztes.

Ich lag im Mittelpart eines grossen vielfenstrigen, durch Glaswände dreigeteilten Raumes für Kranke (nicht für Verwundete). Die Abteilung zu meiner Linken gehörte den «Leichten», die rechts den «Schweren». Mir schräg gegenüber bekam ein Schniggel einen Erstickungsanfall und gebärdete sich wie ein Tobsüchtiger. Er sprang brüllend aus dem Bett, drei Wärter stürzten auf ihn zu, zwei hielten ihn an den Armen, der dritte setzte den Sauerstoffapparat an. Sobald der arme Teufel wieder lag und nur noch wimmerte, wurde er auf seiner Matratze durch die Glastür zu den «Schweren» getragen. «Den sehn wir nimmer wieder», sagte mein Bett Nachbar, «doppelseitige Lungenentzündung – und wenn sie ihn schon dahinein bringen ... Beim Stabsarzt heisst das ‚der stillere Raum‘, bei uns die Botenkämmer, denn von dort gibt es einen Fahrstuhl zum Leichenkeller. Aber wir dürfen uns nicht beklagen, wir haben es sehr gut hier; der Stabsarzt ist ein feiner Kerl.»

Es beklagte sich auch niemand, und niemand regte sich über den Anfall des Kameraden auf; es herrschte ein allgemeines Behagen – natürlich unterbrochen von gelegentlichem Stöhnen oder Fluchen – und bei Tage sogar meist eine starke Vergnüglichkeit. Die Leute fühlten sich wie im Paradiese. Sie kamen aus Dreck und Strapazen und Feuer, sie lagen geborgen im Trocknen, in guten Betten, sie konnten sich ausruhen, sie wurden bedient, sie wurden sehr gut beköstigt; gegen Schmerzen und Schlaflosigkeit gab es Spritzen oder etwas zu schlucken, und wenn sie sich frisch fühlten, konnten sie miteinander plaudern; es bestand auch die hohe Wahrscheinlichkeit eines Heimaturlaubs – Herrlichkeit über Herrlichkeit! Und die Wärter (das sechste Reservelazarett hatte nur männliches Personal) benahmen sich derb kameradschaftlich, und die Ärzte, und vor allem «der feine Jud, der Doktor Fromm», waren «nicht wie die Offiziere».

Wir waren in unserer Abteilung neunzehn «Mittlere», aber tagsüber erhielten wir Zuwachs. In der Mitte des Saals stand ein Tisch, auf dem das Essen bereitgestellt und nach Vorschrift verteilt wurde. Hierbei und beim Aufräumen und Abwaschen halfen die «Leichten», die nicht mehr zu liegen brauchten. Besonders beliebt war «Kamerad Ruski», ein russischer Gefangener aus der in Lille stationierten Arbeitskolonne, ein rundlicher Bauernjunge, immer freundlich vergnügt, immer dienstwillig, immer zutunlich den Kranken, den Wärtern, den Ärzten gegenüber, immer redelustig in seinem gebrochenen Deutsch, immer voller Komik, von der man nie wusste, wieweit sie auf Naivität, wieweit auf Schläue beruhte. «Deutsche Soldat in Lille tags essen, sich drücken, nachts Maruschka ..., ich in Deutschland seit Tannenberg. Besser als tot, Maruschka fehlt, aber Essen serr gutt ...» Er konnte immer essen, er wurde mit jedem Rest fertig, den ein anderer stehenliess, und er rühmte jeden Bissen: «Deutsches Essen serr gutt!» Er hatte wesentlichen Anteil an der guten Stimmung des Saals. Mir selber erwies er einen besonderen Dienst; ich liess ihn heimlich die viele Milch trinken, die ich durchaus schlucken sollte und für die ich geringste Sympathie hegte.

Alle hatten es gut auf unserer Station, und ich hatte es sehr gut; bei den Ärzten kam mir meine Zivilstellung und wohl mehr noch die Stellung meiner ärztlichen Brüder zugute. Der Chef, Psychiater der Universität Würzburg, war nur eine flüchtige Erscheinung: stattlich im weissen Mantel schritt er mittags von Bett zu Bett, schenkte ein durchbohrendes Lächeln, verabreichte einen kräftigen Händedruck und verschwand. Der eigentliche Vater und Schäferhund der Station war Stabsarzt Dr. Fromm, sehr jüdisches Gesicht, durchaus Zivilist unter der Uniform, dabei voll ruhigster Sicherheit des Auftretens. Die Leute schworen auf ihn: «Der sieht wirklich nach ... der macht keine Sprüch ... der weiss, wie dir zumut ist ... der hilft dir ...» Er kam fünf-, sechsmal täglich, er liess sich auch häufig in der Nacht sehen, sein Fragen, Abhorchen, Abklopfen nahm kein Ende. Er war ein Landarzt aus Schlesien, ich

hätte darauf wetten mögen, dass er der Sohn eines Rabbiners war. Zu mir sagte er nach ein paar Tagen: «Sie haben einen tüchtigen Stoss bekommen, Herzneurose, Grippe, Nephritis, Sie werden lange Erholung brauchen, ich glaube nicht, dass Sie noch einmal frontfähig werden. Ich schicke Sie bald mit einem Lazarettzug nach Deutschland; sehen Sie dann zu, sich mit einem Ihrer Herren Brüder in Verbindung zu setzen.» Die «Herren Brüder», das war die einzige private Bemerkung, die ich von Fromm zu hören bekam; er blieb bei aller freundlichen Sorgsamkeit reserviert.

Anders der sehr jugendliche Assistenzarzt Dr. Eidenbühler, ein auffallend schöner Mensch, schlank, mit goldblondem Haar und strahlend blauen Augen. Er sass oft und lange an meinem Bett und vertraute mir gleich an, dass seine eigentliche Liebe der Literatur gelte und dass er es nur nicht gewagt habe, sich auf sein schriftstellerisches Talent zu stützen. Ich sagte ihm: «Auch Schnitzler ist Arzt und hat sehr lange praktiziert, und ich halte ihn für einen der besten, wenn nicht für den allerbesten unter den heutigen Autoren.» – «Für mich ist er der zweitbeste», antwortete Eidenbühler, «der erste ist Thomas Mann ... Sie kennen die ‚Buddenbrooks‘ noch nicht?» Und am nächsten Morgen brachte er mir den Band.

Auch von anderer Seite wurde mir Lektüre angeboten: Mehrmals kamen der evangelische und der katholische Geistliche auf die Station. Beide sprachen liebenswürdig zu jedem Patienten, ohne nach seiner Konfession zu fragen, beide liessen sie ungefragt den Herrn Jesum aus dem Spiel und plauderten harmlos, aber der Katholik schien mir anschmiegsamer als sein protestantischer Amtsbruder. Ich hörte ihn mit einem Pfälzer Bauern des Langen und Breiten über Feldbestellung und Geflügelzucht fachsimpeln, und gleich darauf führte er mit mir ein Gespräch über Wölfflin und fragte mich, was ich mir zu lesen wünschte.

Aber mir war gar nicht nach Lektüre zumut, auch in den «Buddenbrooks» blätterte ich nur. Ich schrieb nur ein paar Briefseiten; körperlich fielen sie mir nicht mehr schwer, aber sie befriedigten mich nicht, ihr Ton war gar zu superlativisch, und ich kam vom

Superlativ nicht los. Die meiste Zeit, ganz gegen meine sonstige Gewohnheit auch in vielen Nachtstunden, kaute ich einige immer wiederkehrende Gedanken und Gefühle durch, ein unlösliches Gemisch aus Freude und Bitterkeit.

«... Es ist hier wirklich gut sein. O unsere Lazarette! Wie möchte ich sie rühmen als Höchstes der Humanität und Kultur! So fein, so sorgsam, so reichlich, so tadellos alles. Aber dann frage ich mich: wozu? Man stellt den Mann wieder her, um ihn wieder auszunutzen. Wenn Leute nach dreimaliger Verwundung und Heilung beim vierten Vornsein fallen, so hat das deutsche Lazarett aus einem Menschen vier Schlachtochsen gemacht. Was hat das mit Humanität zu schaffen? ...» Ich vermochte mich der Wendung in meinem eigenen Schicksal nicht zu freuen, die allgemeine Sinnlosigkeit des Krieges verbitterte mich allzu sehr. Und was war denn so Erfreuliches an meinem privaten Schicksal? Ganz erfolglos war ich geblieben, zu keinem Ordensbändchen, nicht einmal zu den Gefreitenknöpfen hatte ich es gebracht und nicht einmal zu einem dekorativen Heimatschuss. Nur krank und unbrauchbar kam ich zurück.

Wiederum: Ich kam doch zurück, wie aus dem Grabe erstanden und mit unverstümmelten Gliedern. Und ich durfte mir mit gutem Gewissen sagen, dass ich meine Pflicht getan hatte. Nur noch kurze Zeit, dann war die grausame Trennung zu Ende, meine Frau würde zu mir eilen, sobald sie erfuhr, wohin man mich gebracht hatte. Es war ein so ungeheures, noch vor wenigen Tagen für unmöglich gehaltenes Glück, dass ich mich manche Minute vor Seligkeit nicht zu fassen wusste.

Dann stieg die Bitterkeit wieder auf, dann warf ich mir diese Bitterkeit als ein Nachlassen meiner Liebe, als einen Treubruch vor, dann fürchtete ich mich vor dem Wiedersehen – in meiner inneren Zerschlagenheit würde ich ein unleidlicher Quälgeist sein –, dann lachte ich mich aus und jubelte wieder in mich hinein, und so ging das immerfort auf und nieder.

Von meiner Batterie, Kameraden und Vorgesetzten, hörte und sah ich nichts, obwohl doch das Lazarett nur ein paar hundert Schritt von unserer Staffel entfernt lag. Erst ganz zuletzt erschien Dröscher. Er brachte mir die grosse Pappschachtel, in der ich in der Plüschferme meine Privatsachen aufbewahrt hatte. Der Karton war gestopft voll gewesen, jetzt war er fast leer. Mein bisschen Wäsche und Strümpfe, meine Pfeife, mein Tabaksbeutel, meine Schere, mein Schreibblock, mein Federhalter, mein Schal, meine Holzpantinen, ein paar Reclamhefte, sogar die «Martyrs» – alles hatte Erben gefunden. Nur die Oden Jean-Baptiste Rousseaus und ein ganz zerbrochenes Taschenmesser klapperten in der geplünderten Sparbüchse.

Am 12. April wurde mir in die Uniform geholfen; ich konnte schon ganz gut stehen, nur beim Gehen kam mir der Boden noch entgegen. Am Rock war ein Zettel befestigt mit der Aufschrift: Nephritis. Dann kam ich auf eine Bahre, über meine Brust lief der Strick, der die zu beiden Seiten herabbaumelnden Kanonierstiefel verband. So wurde ich mit drei andern zusammen in ein Krankenauto geschoben, zum Bahnhof Haubourdin gefahren und in den «Sanitätszug der vereinigten westfälischen Städte» verladen.

Da war es schöner, geräumiger und bequemer als in einem Schlafwagen: breite und weiche Betten, je zwei übereinander, ein Tisch und ein Fauteuil in unserm Abteil, viel eifriges Personal, viel Essen und viele Liebesgaben. Und in meiner Umgebung kein Schwerleidender. So herrschte freudige Stimmung. Aber am Schluss jeder Betrachtung hiess es doch in endlosen Variationen: «Wenn nur der Schwindel endlich vorüber wäre, ganz gleich, wie er ausgeht; wenn ich nur nicht wieder hinausmüsste!» Ein halber Tag verfloss mit Kreuz- und Querfahrten und Aufhalten in Nachbarorten, wo wir neue Insassen aufnahmen, erst spät nachts passierten wir die Grenze. Danach wurde langsam, aber pausenlos weitergefahren. Die Pfleger erzählten, das Ausladen beginne in Unna. Jeder Patient erhielt einen Zettel mit dem Namen seiner

Station. In unserm Abteil gab es rote Zettel für Paderborn und grüne für Lippstadt. Ich kannte die westfälischen Orte von meinen einstigen Vortragsreisen her, es war mir gleich, wohin man mich brachte. Im Bett über mir erhob sich lautes Fluchen: «Dass ich gerade nach Paderborn muss, solch gottverdammtes Pech!» – «Was stört dich da?» fragte ich. – «Ein Mädel; wenn die mich auffindet, und sie findet mich sicher, dann sitz ich in der Tinte.» – «Willst du lieber nach Lippstadt, wollen wir die Zettel tauschen?» – «Mensch, ich könnte dich umarmen!»

So kam ich am späten Abend nach Paderborn und ins Sankt-Vinzenz-Krankenhaus. Ein grösserer Gegensatz als zwischen dem Musterlazarett in Wavrin und dem Vinzenzhaus ist kaum denkbar.

All mein Erinnern an die Paderborner Zeit, wonach es auch sonst greife, pflegt immer mit einer Szene zu beginnen, die ich genau neununddreissigmal erlebte, denn neununddreissig Tage war ich dort, wie der Ausdruck lautet, «in Behandlung». Jeden Abend, gleich nach dem Einschlafen, aber auch nicht früher, wurde die Tür mit energischem Knallen der Klinke weit aufgerissen. Auf dem steinernen Boden des hallenden Korridors kniete eine Schwester mit weisser grosser Flügelhaube und sprach sehr laut und sehr monoton ein langes Gebet zur heiligen Jungfrau, dem aus allen Zimmern respondiirt wurde. Es gipfelte in dem Satz: «Und sollte es Gottes heiligem Willen gefallen, dass dies meine letzte Nacht sei, und wenn ich sterben sollte ohne ...» Ich weiss den Wortlaut nicht mehr, aber der Sinn war: ohne das Sakrament empfangen zu haben, dann bitte für mich. Auch morgens und mittags ereignete sich das Türaufreissen und Beten, aber der allabendliche Satz machte doch den grössten Eindruck auf mich. Erst schien er mir innerhalb eines Krankenhauses ärgerlich unangebracht und brutal; nachher sagte ich mir, dass er für einige eine wohlthätige Vorsichtsmassregel bedeute und für die meisten eine gedankenlos hingegenommene Gebetsformel unter hundert andern Kultformeln.

Mit diesem Früh-, Mittag- und Abendbeten vom Korridor aus

war es aber nicht getan. Über jedem Bett war nicht nur die Krankheit und die Fieberkurve, sondern auch die Konfession des Patienten verzeichnet, und jeder Katholik musste unweigerlich an der täglichen Andacht in der Kapelle teilnehmen. Wenn er nicht aufstehen konnte, so wurde sein Bett auf die breite Galerie der Kapelle gerollt; wenn er bewusstlos lag, so strömte doch die heilige Handlung über ihn hin, wenn die Bewegung des Bettes seinem Körper schlecht tat, so läuterte sich doch seine Seele.

Bei all dieser vom ärztlichen Standpunkt aus vielleicht fragwürdigen Überbetonung des katholischen Seelenheils wurde aber auch des protestantischen nicht vergessen. In dem grossen Zimmer 46 stand ein Harmonium, und hier hielt am Sonntag ein bewegliches grauhaariges Männchen für die Evangelischen ein Mittelglied zwischen Gottesdienst und Religionsunterricht ab. Der Kleine im schwarzen Rock lief quecksilbrig zwischen dem Instrument und einem Pulttischchen hin und her, spielte und sang den Choral, sprach ein Gebet, las aus der Bibel vor und plauderte, denn es war vielmehr ein lockres Plaudern als eine Predigt, bald über den Choral, bald über die Textstelle; bald moralisierend, bald als Historiker und Literarhistoriker.

Und wenn die protestantische Minderheit im Kultischen hier nur eben zu ihrem Recht kam, indem sie sich für ihren Gottesdienst mit dem Behelfsraum begnügen musste, während den Katholiken in dem Baukomplex ausser der stattlichen Kapelle noch eine grosse Kirche zur Verfügung stand, so fragte die liebevolle Sorgfalt der Vinzenterinnen niemals nach dem Bekenntnis der Kranken. Sie waren die besten, die freundlichsten, die unermüdetlichsten Pflegerinnen, ich möchte gern im Häufen des Lobes fortfahren, aber es würde nach Phrase klingen und wäre doch nicht genug. Dabei legten sie in ihrer strengen Tracht keine feierliche Würde an den Tag oder etwa eine betont stille und demütige Heiterkeit im Herrn. Sie konnten sehr derb und sehr lustig sein, sie hörten vergnügt zu, wenn Soldatenlieder gesungen wurden, sie gingen mit Natürlichkeit und Behagen auf drastische Geschichten

ein, sofern es nicht gerade Zoten waren. Dann wieder offenbarten sie ohne alle Affektation eine klösterliche Zartheit des Empfindens. Einmal sang ein westfälischer Musketier nach zwei hübschen Volksliedern eine unverhüllte Schweinerei. Die Schwester stand auf, sagte: «Ich werde Ihnen acht Tage böse sein» und ging hinaus. Einen Augenblick später kam sie zurück und erklärte ganz schlicht: «Nein, über Nacht darf ich keinem böse sein, ich kann sonst nicht schlafen.» Nicht einer der Anwesenden lachte. Ein andermal sass ich mit einem Berliner Landsturmmann und Fabrikarbeiter zusammen. Er hatte mir eben gesagt, dass ihm die Pfaffen ebenso unlieb seien wie die Junker. Seit fast zwanzig Jahren sei er organisierter Sozialdemokrat. «Ick habe manchmal den letzten Jroschen in die Parteikasse jezahlt, ick habe Streikposten jestanden, ick habe jesessen – weesst du, det is wie eine kleene Relijon.» Da ging eine Schwester an unsrer Bank auf dem Korridor vorüber, aufgeregt, mit Tränen in den Augen. «Na, wat is denn mit Ihnen los, Schwester Anastasia?» Wir waren unter den Patienten der Station die Ältesten, so schüttete sie uns ihr Herz aus. «Es kränkt mich oft so. Immer wenn wir die Türen zum Gebet öffnen, gibt es Leute, die nicht einmal die Karten aus der Hand legen, sogar Katholiken. Und wir beten doch von Herzen.» Als sie fort war, sagte Genosse Patzke: «Die jloobt wirklich; man sollte ihr nich kränken.»

Am 1. Mai wohnte ich drei Stunden lang der Einkleidungsfeier bei. Einige fünfzig Mädchen wurden teils zu Nonnen geweiht, teils von der einjährigen Lehrzeit zur zweijährigen Prüfungsfrist befördert. Ein Weihbischof, ein sehr alter müder Mann, zelebrierte. Es war ein Kostümfest. Dem Bischof wurden immer neue Gewandstücke umgelegt, während er betete, sprach, sich verneigte, wehräucherte. Er schritt hinaus und kehrte als ein anderer aus der Kulisse zurück: im vollen Bischofsornat mit glänzender, steifer weisser Atlasmütze, mit hohem goldenem Hirtenstab. So stand er im Mittelgang der Kirche und predigte über den Festtag für die Bräute Christi und die Demut der heiligen Elisabeth. Und

dann nahm man ihm den Hirtenstab ab, und dann wurden ihm wieder andere Gewandstücke umgehängt, während er wieder zelebrierend dem Tabernakel zugekehrt war. Auch die Bräute Christi hatten ihren Anteil an der Kostümfülle. Ganz weiss und weiss verschleiert zogen sie mit langen brennenden Kerzen hinter dem die Gemeinde segnenden Bischof zu den vordersten Kirchenbänken ein. Danach, im zweiten Akt, trugen sie bereits die Schwestertracht, das schwarze Kleid und die weisse Riesenhaube mit dem Schnabel über der Stirn und den breiten Genickstücken. Und zu der Beschäftigung der Augen trat einschläfernd, betäubend, berauschend wie der aufsteigende Weihrauchduft die Monotonie der endlosen Responsorien, der immer gleichen langen Weiheformel für die Defilierenden: «Empfange den Schleier ... Empfange den Schleier.»

Ich musste an die Aufbahrung des Wittelsbachers in München zurückdenken, an die einhämmernde Wirkung des «Luitpold Prinzregent, Luitpold Prinzregent». Damals hatte ich das alles raffiniert theatralisch genannt und war von der grösseren Reinheit und Deutschheit des Protestantismus überzeugt gewesen. Raffiniert und theatralisch schien mir auch diese Veranstaltung der Weihe. Aber ich sah doch die schwärmerische Hingabe auf den Gesichtern der neuen Klosterfrauen, und wenn das Rausch war, so konnte ich am Wesen unserer Krankenschwestern täglich erkennen, wie dieser Rausch vorhielt und wie Hohes er bewirkte. Vielleicht hätte Genosse Patzke geurteilt: «Et is eene jrosse Relijon.» Zum erstenmal kamen mir Zweifel an der Überlegenheit des Protestantismus. Man musste doch unterscheiden. Lessings Protestantismus würde ich immer als das Reinste und Deutscheste lieben, wahrhaftig als meine eigene Konfession; aber das war Freiheit des Denkens und des Gewissens, das hatte mit dogmatischem Christentum nichts mehr gemeinsam, mit evangelischem so wenig als mit katholischem, und der eigentliche, der kirchliche und orthodoxe Protestantismus bedeutete eine genauso enge Geistesfessel wie der Katholizismus und war nur glanzloser, un-

freudiger, verkniffener als er. Wenn es nun einmal für die Mehrzahl der Menschen ohne kirchliche Bindung nicht gehen wollte, war dann der Katholizismus nicht doch vielleicht das kleinere Übel?

Kaum vierundzwanzig Stunden nach mir war meine Frau in Paderborn angelangt. In ihrer Familie hatte das Glaubenssthema traditionelle Bedeutung: Ein väterlicher Vorfahr war als schwedischer Glaubenskämpfer mit Gustav Adolf ins Land gekommen, ihre Mutter stammte von salzburgischen Glaubensflüchtlingen ab, es gab auch einen polnischen Einschlag, und der polnische Ahnherr war zum Protestantismus übergetreten und sogar lutherischer Geistlicher geworden. So diskutierten wir im katholischen Paderborn endlos über das Für und Wider der Konfessionen.

Aber der Kontrast zwischen dem profanen sechsten Reserve-lazarett und dem frommen Vinzenzhaus erstreckte sich nicht nur auf das Spirituale. Einmal ergänzte ich jenen alarmierenden Satz des Abendgebetes: «Und wenn ich heute Nacht sterben sollte» auf ketzerische Weise: «so wird es mir kaum an geistlichem Zuspruch, aber ganz bestimmt an ärztlicher Hilfe fehlen.» Das grosse Haus war mit kranken und verwundeten Soldaten der verschiedensten Truppenteile dicht belegt und besass nur einen einzigen Arzt. Gewiss waren die meisten Insassen Rekonvaleszenten und bedurften mehr der Pflege als der Behandlung. Immerhin hätte der Arzt eine gewaltige Arbeit leisten müssen, um seiner Pflicht auch nur halbwegs zu genügen. Und Dr. Mühlbach liebte es gar nicht, sich zu überanstrengen. Er hielt auf seine Sonntagsruhe, seine Nachtruhe, seine Feiertagsruhe. Er erledigte, was durchaus erledigt werden musste, so rasch und summarisch als möglich. Tagein, tagaus hörte ich dieselben Klagen: «Mein Verband sollte vor drei Tagen gewechselt werden, es stinkt schon!» ... «Er reisst einem den Verband herunter, dass du die Engel im Himmel pfeifen hörst. Ihm tut's nicht weh. Es muss bloss schnell gehen. – ,Der nächstek» ... «Wie er mir an der Hand herumgesäbelt hat und ohne örtliche Betäubung! ,Ein Kerl wie Sie wird doch das bisschen Schmerz aushalten.'»

Ich selber konnte mit ihm zufrieden sein. Er hat mich nie untersucht, mir nie irgendwelche Vorschriften gemacht. Das erste Mal sah er mich kurz an und sagte freundlich: «Ein bisschen schlapp noch. Wird schon werden.» Danach, alle drei, vier Tage, wenn er mich zufällig auf dem Korridor traf: «Wie geht's?», und ehe ich antworten konnte, war er vorüber. Ich war mir selbst überlassen.

Erst schlich ich mühselig auf dem Korridor herum, die hohen Fenster gingen auf sanfte Hügellinien; dann traute ich mich in den Garten, der eben zu blühen begann; dann nahm ich den im Vinzenzhaus üblichen Nachmittagsurlaub von zwei bis sechs in Anspruch; und schliesslich, noch im April, beantragte und erhielt ich «Arbeitsurlaub», der mir Freiheit für den ganzen Tag gab.

Darauf war ich durch einen lungenleidenden Philologen gekommen, der in Paderborn das Gymnasium besucht hatte. Das besitze eine grosse Bibliothek, die Theodosiana, sagte er mir, und man würde mich dort bestimmt freundlich aufnehmen.

Ich wurde mehr als freundlich aufgenommen. Ich durfte in den Bücherregalen herumstöbern, ich nahm mir den «Émile» ins Krankenhaus mit. Aber das war nur ein Vorspiel. Der Bibliothekar erzählte: «Wir haben dreizehntausend Bände an die Leonina, die Bibliothek der theologischen Fakultät, abgegeben. Dort werden Sie mehr finden, was Sie interessiert, als bei uns, dort ist auch ein schöner Lesesaal.» Und er gab mir eine Empfehlung an den Bibliotheksdirektor und Professor Müller.

Der riesige, dicke, laute Mann im Priesterrock empfing mich sogleich liebenswürdig; als ich ihm aber (wahrheitsgemäss und doch ein klein wenig heuchlerisch) berichtete, dass ich bei Clemens Bäumker summa cum laude promoviert hätte, verwandelte sich diese Liebenswürdigkeit in eine geradezu stürmische Herzlichkeit. Regeln seien dazu da, von Zeit zu Zeit durchbrochen zu werden, und mir tue «andere Luft» not. Er werde sich sogleich bei seinem Freunde, dem Oberstabsarzt Weber, dafür verwenden, dass ich grössere Bewegungsfreiheit erhielte, ich könnte mir je

den Morgen beim Pförtner den Schlüssel zum Lesesaal geben lassen – «Sie werden allein sein, unsere Seminaristen stehen im Felde» –, ich dürfte nach meinem Belieben Bücher ins Vinzenzhaus mitnehmen oder auf dem Lesesaal arbeiten. «Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts finden Sie in Menge; man muss doch seine Gegner kennen.» Dann plauderte er über Bäumker und über Musikgeschichte und über die internationalen Kongresse, die er noch unmittelbar vor dem Krieg in London und Paris mitgemacht hatte. (Ich notierte: «Es mag ja Jesuitismus dabei sein – aber ist es nicht doch das kleinere Übel und ein sehr angenehmes?»)

Nun sass ich also täglich von acht Uhr morgens bis gegen elf in dem schönen einsamen Lesesaal bei meinen Franzosen, und danach – kein Mensch bekümmerte sich um die weitere Verwendung meines dauernden Arbeitsurlaubs – waren wir bis sieben Uhr abends völlig unbehindert zusammen; nur zu Mittag ass ich aus notwendiger Sparsamkeit meist im Vinzenzhaus.

Wir – das bedeutete endlich wieder: wir beide und nicht mehr die Bindung an eine Gruppe, mit der ich nichts gemein hatte. Übrigens waren mir die Kameraden im Vinzenzhaus keineswegs zuwider oder auch nur lästig. Die vier in meinem Zimmer und all die vielen andern, mit denen ich mich täglich berührte, erwiesen sich als verträgliche und umgängliche Menschen; aber es war immer wieder dasselbe, nur dass ich jetzt auf Westfälisch und Berlinisch hörte, wie ich es früher auf Bayrisch gehört hatte: Man schimpfte auf das Essen, das hier noch schlechter sei als draussen, man schimpfte auf die Offiziere, man schimpfte auf «den ganzen Schwindel». (Eine kleine Abweichung bildete einzig der Heimatschuss. Ganz so beglückend, wie man gehofft, war er nicht. Schon deswegen nicht, weil man ja doch wieder nach vorn musste. «Sie schieben dich ab, sobald du nur die Knarre halten kannst.») Und immer gab es ein paar Studierende, die unter dem Krieg noch mehr litten als das Volk. Ich wusste beim Anfang jedes Gespräches genau, was folgen würde, es war langweilig. Höchstens gelegentli-

che Abende auf Zimmer 46 interessierten mich. Das Harmonium dort diente nicht nur frommen Zwecken. Operettenmelodien und Schlager – seit wann sagte man «Schlager» für Gassenhauer und Couplet? Das Wort war mir neu – klangen sehr drollig darauf. Und im kameradschaftlichen Umgang mit einem englischen und einem französischen Gefangenen wurden Lieder ausgetauscht, «Püppchen, du bist mein Augenstern» gegen «Sous les ponts de Paris» und «It's a long way to Tipperary». Auch die Marseillaise wurde gespielt und gesungen, freilich leise, denn sie war verboten. Aber solche vergnügte Abendstunden waren doch seltene Ausnahmen, und auch dann halfen sie nur eben über die Zeit weg, die wir nicht miteinander verbringen durften.

Unser Wiedersehen hatte sich weder feierlich noch rührend abgespielt. Das Krankenzimmer war noch ungelüftet, ich sass sehr zerschlagen auf einer Bank im Korridor, immerfort kamen Soldaten und Pflegerinnen vorbei, ich fühlte mich hilflos und war mürrisch. Zum Glück bewahrte meine Frau ihren Humor; sie erzählte mir lachend, wie sie den Tramschaffner nach dem Vinzenzhaus gefragt. «Sie haben wohl einen Feldgrauen dort?» erkundigte er sich. Indem hielt die Bahn, weil ein Leichenzug mit Musik die Strasse kreuzte. «Sehen Sie», hatte der Schaffner teilnahmsvoll gesagt, «da begraben Sie auch einen vom Militär.» An den beiden nächsten Tagen konnten wir schon erfreulicher im Garten zusammensitzen, und dann wagte ich den Weg ins Hotel Gerbaulet hinüber. Die Fenstertür im Zimmer meiner Frau ging dort auf eine Terrasse. Man sah auf den Reitplatz der blauen Husaren hinunter, die noch das N auf den Achselklappen ihrer Friedensuniform trugen – das elegante Regiment hatte dem Zaren Nikolaus gehört. Wir bewunderten, kritisierten, belachten die Reitenden, wir tranken unsern Kaffee, wir debattierten über Religion und Politik, ich las vor. Und dann glückten mir kleine Spaziergänge und bald auch grössere..

Der Frühling hatte sich in diesen Maitagen mit einer ungeheuren Üppigkeit entfaltet, er umringte die Stadt, er durchhäuterte sie,

und die Pracht des Blühens und der steinerne Prunk der alten Kirchenveste hoben sich wechselseitig. Aber das Schönste und Eigenartigste an Paderborn war doch das Wasser. Unter den massiven, in Gärten gebetteten Bauten des Stadthügels, unter dem Riesendom quillt es in breiten Linien hervor, flach, aber reichlich und stark strömend und leuchtend klar. Und plötzlich und rätselhaft – ich kann den Punkt, ich kann die Art der Vereinigung nicht finden – ist aus dem allgegenwärtigen Rieseln, Sickern, Plätschern und Gurgeln ein geschwollener Bach geworden, der brausend und reissend seinen Weg nimmt. Schwindelerregend und betäubend ist all dies Flirren und Fliessen, der ganze Boden scheint in Bewegung, aber das Michaelskloster und das Gericht und der Dom stehen fest mit gewaltiger Wucht, und das Grün der Gärten mildert die Unrast und dämpft die Gewalt.

Eigentlich hätte ich so in Paderborn vollkommen glücklich sein müssen. Und doch waren die Stunden der Zufriedenheit nur sehr knapp bemessen, und kein Tag verging, an dem ich nicht mir und mehr noch meiner Frau das Leben schwer gemacht hätte. Schuld daran waren natürlich zum grossen Teil meine sehr mitgenommenen Nerven und meine alte Unbescheidenheit: selbst die leichte Fessel der Krankenhausregel empfand ich jetzt als drückend, und jede Ehrenbezeugung, die ich auf der Strasse leisten musste, reizte mich. Ich hatte das Soldatensein, ich hatte den Krieg erbittert satt. Der Schauer vor der Zukunft trat hinzu. Wenn ich hier entlassen wurde, kam ich bestimmt zum Stammregiment nach München, und von da aus nach einiger Zeit wieder an die Front. Mir graute vor der Front, mir graute fast mehr vor der Münchner Kaserne. Alles erschien mir in der nahen Erinnerung noch trostloser, als es tatsächlich gewesen. Und meine Ideale von 1914 flirrten verwirrend wie die Paderquellen, und keine Kirche gab ihnen Festigkeit. Ich schrieb an Muncker, ob mich die Universität reklamieren könnte, vielleicht teilweise, so dass ich den Winter über Kolleg hielte und dafür halbe Befreiung vom Garnisonsdienst bekäme. Munckers Antwort war ebenso herzlich

wie negativ; eine solche halbe Befreiung besass schon Lerch, der jetzt als Schreiber in einem Münchner Lazarett beschäftigt wurde; zwei romanistische Privatdozenten aber würden der Senat und die Militärbehörde für zuviel erachten.

Doch der Hauptgrund meiner Bedrücktheit war ein anderer. Ich muss hier schon den in meiner Jugend abgeklapperten und jetzt verpönten und vergessenen Heine zitieren: «Sie haben mich gequält, / Geärgert blau und blass, / Die einen mit ihrer Liebe, / Die andern mit ihrem Hass.» Das trifft genau auf mich zu, nur dass Liebe und Hass von ein und derselben Person ausgingen, von meinem Bruder Berthold, der mich als Georgs Begleiter in Paderborn besuchte.

Georg, als Krankenhausdirektor, Universitätsprofessor und beratender Arzt des Gardekorps sehr grosses Tier in Berlin, hatte mich gleich nach meiner Ankunft im Vinzenzhaus veranlasst, einen Antrag auf Überweisung an ein Berliner Lazarett zu stellen. Das war von der bayrischen Instanz merkwürdig rasch abgelehnt worden; eine solche Überweisung, erklärte sie, käme nur in Frage, wenn der Lazarettaufenthalt voraussichtlich länger als vier Monate dauern würde. Daraufhin fuhren Georg und Berthold mit dem Nachtschnellzug für ein paar Stunden zu mir. Sie brachten mir damit ein wirkliches Opfer, denn beide waren vielbeschäftigt und mussten die verlorene Zeit gewiss durch Schlafverkürzung einbringen. Georg untersuchte mich eingehend und kam zu dem gleichen Schluss wie Dr. Fromm in Wavrin: Ich sei hart mitgenommen und brauchte lange Ruhe. Er fing den schwer erreichbaren Dr. Mühlbach ab und berichtete mir dann triumphierend: «Du wirst nach deiner Entlassung aus dem Vinzenzhaus für sechs Wochen zur Kur nach Driburg geschickt.»

Das war gewiss erfreulich – hätte mich Georg nur nicht durch sein starres Festhalten am Konventionellen, selbst unter vier Augen, gar so sehr irritiert. War es Heuchelei, war es pädagogische Maske, war es Selbstbetrug? Er musste doch als Fachmann sofort erkennen, wie schlecht es um das Ärztliche hier bestellt war. Aber

als meine Frau in aller Harmlosigkeit ein wenig von den medizinischen Üblichkeiten der frommen Anstalt plauderte, erklärte er ernsthaft: «Alle deutschen Hospitäler sind mustergültig. Kriegerfrauen sollten überhaupt kein Lazarett betreten, sie sind viel zu erregt.» Und er musste doch auch wissen, wie es um die Stimmung des Heeres und des Volkes stand. Er musste es hundertfach wissen, aus täglicher eigener Berufserfahrung und aus Felix' längst desillusionierten Berichten. Aber wenn ich ihm von meinen Gedanken und Erlebnissen sprach, dann war alles schief und unwahr und nur ein Wahnbild überreizter Nerven. Es gab keine Ungerechtigkeit im deutschen Heer, keine Unzufriedenheit der Mannschaft mit den Offizieren, keine Gleichgültigkeit und Skepsis gegen den Ausgang des Krieges, keine Sehnsucht nach dem Heimatschuss – es gab nur, was in den Zeitungen stand: ein vollkommenes Freundschaftsverhältnis zwischen Truppe und Offizier, vollkommene Kameradschaft der Truppe, unbedingte Siegeszuversicht, flammenden Patriotismus. Georg selber war so patriotisch, dass er fremdländische Namen, wie es ein strenger Nationalismus forderte, Deutsch aussprach. Der Emigranten- oder Refugiéname der Hotelfirma Gerbaulet wurde zum deutschen Paroxytonon umgebildet und hiess Gerbauhlet. Ich bewahre einen Brief, den er mir kurz nach unserm Zusammentreffen schickte. Es steht viel Herzliches darin, vor allem aber ein pathetischer Exkurs über meine vorangegangene Äusserung, ich fühlte mich jetzt «so wohl, als es mir in der Uniform möglich» sei. «... nimm es mir nicht übel, Lieber, aber damit verletzest Du mein Gefühl als Bruder und Patriot ... Ich kann nicht zugeben, dass die Uniform in dieser Zeit ihrem Träger Unlustgefühle bereiten könnte oder dürfte ... Vor meinen Jungen habe ich Deine Karte verborgen, denn ich möchte nicht, dass sie von ihrem Onkel Schlechtes denken sollen. Unmöglich könnte ich ihnen klarmachen, warum ein Mitglied des deutschen Heeres auf die deutsche Uniform schelten sollte ...» Diese Tonart machte es mir schwer, eine ungetrübte Freude über Georgs Eingreifen zu empfinden und ihm gebührend

dankbar zu sein. Immerhin enthielt sein Betragen nichts, was mich sonderlich überrascht oder nachhaltig bedrückt hätte.

Ganz anders aber und bis ins Tiefste traf mich Bertholds Verhalten. Er hatte mich im Feld mit Liebesgaben, oft närrisch ausgeklügelten und kostbaren, überschüttet, er konnte sich in Paderborn an zärtlicher Besorgnis um meine Person nicht genugtun, er drängte mir eine Menge Geld auf, die ich als Lazarettinsasse gar nicht für mich gebrauchen konnte. Zugleich aber war seine alte, die von mir längst erloschen geglaubte Feindschaft gegen meine Frau neu erwacht. Es schien mir, er sei eifersüchtig auf sie. Sagte Georg, dass Kriegerfrauen nicht in ein Lazarett gehörten, so fand Berthold die Anwesenheit meiner Frau «aussergewöhnlich und unzutraglich». Ich müsste Ruhe haben. Er fand es auch «luxuriös und nicht zeitentsprechend», dass sie sich auf ganze Wochen in einem Hotel einquartiert habe. Ich muss hier wiederholen, dass ich seit meiner Übersiedlung nach München meinen gesamten Unterhalt aus seinen Händen erhielt, dass mir immer wieder eingeprägt worden war, nur an meine Laufbahn und mein «standesgemässes» Auftreten zu denken. Ich hatte, als ich ins Feld ging, mit Selbstverständlichkeit angenommen, dass die für uns bestimmten Beträge regelmässig weiter auf das verabredete Bankkonto gelangen würden. Hätte ich staatliche Kriegsunterstützung für meine Frau beantragt oder hätte sie irgendeinen Erwerb ergriffen, so wäre mir das von Seiten meiner Familie als völlig ungehörig verübelt worden. Natürlich hatte Berthold denn auch für meine Frau gesorgt, aber nicht gerade reichlich und nicht ohne sie unsere Abhängigkeit deutlich und kränkend fühlen zu lassen. Genaueres über diese hässliche Spannung, die sich in Paderborn verschärfte und danach immer unerträglicher wurde, erfuhr ich erst ein Vierteljahr später, wo es dann zu einem grausamen Zusammenstoss zwischen Berthold und mir kam: Ich warf ihm Treulosigkeit und Verrat vor, er nannte meine Anschuldigungen unberechtigt, phrasenhaft und von äusserster Undankbarkeit eingegeben. In Paderborn suchte man meine Rekonvaleszenz zu schonen,

aber ich ahnte und erriet doch mehr als genug und empfand die Hilflosigkeit meiner Lage aufs Bitterste.

All dies Belastende blieb unverändert, als ich Ende Mai nach Driburg überwiesen wurde, und kam mir nie aus dem Sinn. Aber hier erholte ich mich so gänzlich und traf es in allem so gut, dass die glücklichen Stunden bei weitem die düstern überwogen. Ich nahm mir nicht nur jeden Tag vor, das Idyll dieses Intermezzos als ein Schicksalsgeschenk auszukosten; ich genoss es wirklich Tag für Tag.

Driburg liegt kaum eine Bummelzugstunde von Paderborn entfernt im Eggegebirge. Die Bahn, eine wesentliche Verkehrslinie zwischen Mitteldeutschland und Rheinland-Westfalen, schneidet rechtwinklig die Hauptstrasse des Ortes und nimmt eine genaue Zweiteilung vor: Westlich des am Schnittpunkt befindlichen Bahnhofs liegt die Stadt, östlich das Bad. Die Stadt ist eher ein wohlhabendes Dorf. Lauter Fachwerkhäuser mit grossen Mittelhallen unter dem Giebel, deren Holztore tagsüber offenstehen und die als Geräteschuppen dienen und als Raum für Bauern- und Handwerksarbeit. Das Bad war und ist wohl noch der Kurort bescheidener Leute, solvente gehen bei gleichen Leiden nach Wildungen. Driburg gehört den Kassenpatienten, einige Bergwerke und Industrieunternehmungen haben hier eigene Erholungsheime für ihr Personal. Im Jahre 1916 trat der soziale Unterschied zwischen Wildungen und Driburg besonders stark hervor: Dort wurden die Nieren der kranken Offiziere, hier die Mannschaftsnieren kuriert. Aber von den Besuchern abgesehen, macht das Bad durchaus keinen ärmlichen Eindruck, im Gegenteil: Es besitzt eine ausgeprägte stille historische Eleganz. Es ist gräflich Oyn-hausenscher Besitz, und auf seine Anlage haben bestimmt die «Neue Heloise» und Delilles «Gärten» eingewirkt, doch so, dass alles Französische wunderschön ins Westfälische transponiert wurde. Auch hier stehen nur Fachwerkbauten, aber es sind grosse und stattliche Herrenhäuser, und sie stehen in einem sehr gepflegten Park mit weiten lichten Rasenflächen und malerisch angeordneten Baumgruppen, in denen jeder einzelne

Stamm zur Geltung kommt, und unter den Bäumen wiederum dominiert in herrlichen Exemplaren als besonderer Schmuck Westfalens die Blutbuche. Der naturbetonte Park geht ohne Abgrenzung in freie, kaum weniger gepflegte Landschaft über, aus dem Rasen werden Wiesen, aus den Baumgruppen Laubwald, gemischter Wald, Nadelwald; der Rosenhügel, über den der Weg nach dem Dorf Ahlhausen führt, gehört halb noch zum Park, halb schon zur freien Landschaft. «Ich muss hier immer wieder mit ‚sanft‘, ‚grün‘ und ‚wellig‘ operieren», heisst es in meinem Tagebuch ein wenig hilflos nach der Beschreibung des zehnten Spaziergangs. Etwas energischer als die übrigen Höhen der Nachbarschaft schien mir der Berg anzusteigen, auf dem zu Häupten der Stadt die Ruine der Iburg steht; über ihr reckt sich ein Waldstück wie ein hochgebürsteter Haarschopf. (Ich glaube nicht, dass sich seit den zwanziger Jahren, wo wir es zum letztenmal sahen, vieles in Driburg geändert haben wird. Wie gern möchten wir das Erinnerungsbild nachprüfen! Aber wir sitzen gefangen.)

Ehe ich mich dienstlich zur Stelle meldete, brachte ich meine Frau unter. Auf der Badseite zog sich am Bahndamm eine Vorstadtstrasse hin, da lagen eine Glasgiesserei, eine Sägemühle, ein paar kleine neuere und nüchterne Steinhäuser mit kunstlosen, ziemlich dürftigen Gärten. Aber bei den alten Schwestern Müller im ersten dieser Häuser sollte man nach dem Rat eines Coupégeführten gut aufgehoben sein. Das traf auch zu, und hier, zwischen den Obstbäumen, der Ziege und den Hühnern, neben der bald angeschafften Hängematte meiner Frau habe ich sehr viel mehr Zeit zugebracht als im militärischen Genesungsheim.

Das unterstand einem Stabsarzt, der zugleich Badearzt war. Es umfasste drei vollbesetzte Häuser, von denen nur eines, das kleinste und kasernenunähnlichste, im Kurpark selber lag. Badeärzte halten von Berufs wegen sehr auf gute Beziehungen zu angesehenen Kollegen in der Grossstadt. Es versteht sich, dass Georgs Empfehlungsschreiben mir bei dem übrigens von Natur aus wohlwollenden und überall beliebten Dr. Vosswinkel höchst

förderlich war. Auch wurde das Genesungsheim gleich nach meiner Ankunft von einem alten Generalarzt inspiziert. «Wie geht es Ihrem Bruder Gouvernementsarzt in Kowno?» sprach er mich an. «Wir waren in Warschau zusammen, grüssen Sie ihn von mir.» Seitdem war ich auch bei dem Bürofeldwebel, der für die Mannschaft eine fast gewichtigere Persönlichkeit bedeutete als der Chefarzt, *persona gratissima*. Natürlich war ich dem hübschen Haus im Kurpark zugeteilt worden; das geräumige Viererzimmer lag zu ebener Erde mitten im Grünen, mein Bett stand an einem breiten Fenster.

Der militärische Zwang war in Driburg an sich gering, konnte aber durch Feldwebelschikane lästig werden; für mich fiel er fast gänzlich fort. Man musste in geschlossener Truppe morgens und nachmittags zum Stahlbrunnen marschieren, man musste nach dem Moor- oder kohlelsauren Bad drei Stunden Bettruhe halten, man durfte nach dem Abendessen um sieben den Kurpark nicht mehr verlassen. Für mich blieb von alledem nur der Frühmarsch zum Brunnen. Danach war ich bis zur Schlafenszeit um neun Uhr frei, und wenn ich gelegentlich eine Viertelstunde später einpasste, wurde es mir ebenso wenig verübelt wie das gelegentliche Schwänzen der gemeinsamen Mittagstafel. Die Ruhe nach dem Bad konnte ich im Garten der Pension Müller abhalten, den Nachmittagsbrunnen zu beliebiger Zeit trinken; ich erhielt auch Urlaub nach Paderborn zum Heranschaffen von Büchern.

Mit den Kameraden hatte ich geringe, aber durchaus freundliche Berührung; ich kannte ihre Gespräche, wusste nach dem ersten aufgefangenen Satz, wovon die Rede war, worauf sie hinauswollten, hatte keine Mühe, das erwünschte Wort einzuwerfen. Einmal beim Gang durch das Badehaus rief mich ein Kopf aus einer Moorwanne an: Es war der Unteroffizier Heilmann, mit dem ich in Le Plouich zusammen gewesen und der schon um Weihnachten erkrankt war. Wir tauschten fünf Minuten lang Erinnerungen, wollten uns wiedertreffen. Aber er wohnte in einem andern Haus, und wir hatten uns so wenig zu sagen. Auch lief seine Kurzeit ab: «Noch fünf Tage hier, dann vierzehn Tage bei

meinen Eltern, und dann wieder Front.» Wir kamen nicht mehr zusammen.

Es gab ein einziges, freilich endlos variiertes Thema, das sich als spezifisch driburgisch den überall üblichen Soldatenthemen anreichte: das Eiweiss. Eiweiss war die wichtigste Angelegenheit, aber, wohlgermerkt, vom Standpunkt des Soldaten aus nicht etwa eine Verringerung durch den Kurgebrauch. Vom Eiweissbefund hing die Länge des Aufenthalts ab. Man wurde im Allgemeinen auf sechs Wochen hergeschickt, es konnten vier und dann noch einmal drei Wochen zugelegt werden, und dreizehn Wochen waren das von allen sehnlich angestrebte Ziel. Von Zeit zu Zeit kamen glückende Täuschungsversuche vor: Man half einander mit dem kostbaren Stoff aus. Ich selber, sagte ich mir, würde solch ein gefährliches und kaltblütige Geschicklichkeit erforderndes Betrugsmanöver nicht nötig haben, bei mir würden sich sicherlich auch noch nach zehn Wochen die nötigen «Spuren von Eiweiss» zeigen, mir war die Unendlichkeit der dreizehn Wochen sicher.

So konnten wir uns unserm Idyll überlassen. Bei den gemeinsamen Wanderungen trug ich meine pompöse «Generalsuniform», die mir Sonja Lerch aufbewahrt und hierhergeschickt hatte. (Ins Feld hatte sie mir von den schönen Mürbekuchen gesandt, die sie ihrem Mann zu backen pflegte.) Allmählich kamen wir weit herum in der Umgegend – wenn ich aus Paderborn Bücher holte, traf ich auf dem Rückweg meine Frau in Altenbeken –, aber unser Lieblingsziel, das, was uns Lehnitz in Oranienburg gewesen, wurde Ahlhausen. Im Gasthof des Dorfes gab es die schönsten frischen Waffeln, und wenn man Brot und Butter zum Kaffee bestellte, wurde das Brot ohne Marken verabreicht und eine volle Butterdose zur freien Benutzung auf den Tisch gestellt.

Zum erstenmal machten wir uns Gedanken über die mangelhafte Verteilung der Lebensmittel im blockierten Deutschland. In München hatte es einen Frauenkrawall zur Erzwingung zusätzlicher Brotkarten gegeben, was wir natürlich nicht aus der Zeitung,

sondern durch Lerchs erfuhren, in Berliner Blättern annoncierten «Feinkosthandlungen», die früher Delikatessgeschäfte geheissen, «junge Saatvögel», die früher Krähen geheissen hatten; in unserm Genesungsheim waren durch Verfügung des Generalkommandos aus zwei fleischlosen Tagen vier geworden. Und dieses Dorfgasthaus triefte von Fett und Butter, und als wir uns neulich in Driburg ein zur Vermietung angezeigtes Mansardenzimmer angesehen hatten, weil uns das Haus interessierte, da baumelten in der anstossenden Kammer Schinken und Würste in schwerer Menge von der Decke. Aber das Wort «Schieber» war noch nicht zu uns gedrungen, und noch ahnten wir nicht, dass einmal die Ernährungsfrage den Krieg entscheiden würde.

Ausser dem Reiz der Waffeln, der Landschaft und der schönen Fachwerkhäuser bot Ahlhausen auch literarische Anregung. Das Gasthaus hiess «Dreizehnlinden» nach einem Epos, das hierherum spielte, die Büste seines Dichters stand im Saal: Friedrich Wilhelm Weber war 1813 in diesem Dorf zur Welt gekommen und hatte viele Jahre als Badearzt in Driburg gewirkt. Ich hatte zuvor weder ihn noch sein Werk jemals nennen hören. Aber in Driburg trieb man förmlichen Kult mit ihm; sein Bild, sein Geburtshaus, seine Verse waren auf Ansichtskarten wiedergegeben, im Lokalblättchen wurde er zitiert, im Genesungsheim eifrig gelesen. Ich dachte: Lokalpatriotismus, ich dachte das erst recht, nachdem ich das Epos vorgelesen hatte: flüssige Verse und fromme katholische Gesinnung ohne Fanatismus – aber typisches Epigontum in der Handlung und den farblosen Charakteren. Nachher war ich überrascht, aus Richard M. Meyers Literaturgeschichte den «ungeheuren Erfolg» und die weite Verbreitung des Buches zu erfahren. Es war fraglos ein Erfolg innerhalb des katholischen Deutschlands, von dem ich nichts wusste. Wieder machte ich mir Gedanken über diese Sonderwelt. –

«Dreizehnlinden», die «Buddenbrooks», Novellen von Stendhal und von Dostojewski, «Robinson Crusoe», den richtigen, nicht die Jugendbearbeitungen: Ich las im Garten neben der Hän-

gematte vor, was mir in den Griff kam. Ich studierte aber auch fleissig am Gartentisch meine französischen Aufklärer und eine spanische Grammatik. So hatte ich wahrhaft schöne und volle Tage.

Nur eben, der Krieg ging weiter, und die vielen deutschen Siege schufen mir keine Illusionen und Friedenshoffnung. Einmal heisst es im Tagebuch: «Mein Triumph über den Skagerraksieg hat nicht angehalten. Dieser Sieg ist noch sinnloser als die Siege zu Lande. Was entscheidet er denn? Wir haben nur ein Fünftel der englischen Verluste? Aber das wiegt ja für uns schwerer als für die Engländer der fünffache grössere Verlust! Wir haben den moralischen Erfolg? Aber die Engländer werden ja alles anders darstellen, und tatsächlich ist offenbar die deutsche Flotte gerade so erschöpft in ihren Hafen zurückgefahren wie die englische. Ja, wenn man nachstossen, vernichten, landen könnte, oder wenn man die Blockade endgültig zuschanden machte ... Aber bloss so im Stil des Mittelalters sich um der Ritterehre willen eine Schlacht liefern, worauf beide Parteien wieder nach Hause ziehen, ohne dass irgendetwas Wesentliches geändert ist – es ist ein wahnsinniger Anachronismus.» Ein andermal notiere ich knapp: «Was in Italien und bei Verdun erreicht wurde, ist in Galizien gegen die Russen wieder verlorengegangen.» Nach jedem Heeresbericht musste ich eine besondere Anstrengung aufwenden, um das Carpe-diem-Programm weiter durchzuführen.

Übrigens bedurfte es gar nicht der Telegramme, um mich an den Krieg zu erinnern. Wir wohnten an der Bahnstrecke, ich ging an ihr entlang, sooft ich zwischen der Pension und dem Gensungsheim hin und her pendelte, wir sahen, berührten oder kreuzten sie bei jedem Spaziergang. Und es verlief buchstäblich keine halbe, sehr häufig keine Viertelstunde des Tages, ohne dass Militärzüge in beiden Richtungen vorüberrollten. Mannschaften, Geschütze, Geräte, Proviant, Verwundetentransporte und wieder und wieder Mannschaften. So rollte das immerfort, und wachte ich einmal in der Nacht an meinem halbgeöffneten Fenster im

Kurpark auf, dann war das Rollen auch da. So endlos wie das Rollen des Geschützfeuers bei Arras und Ypern, so endlos wie das Rollen der See. Man gewöhnte sich daran, man hörte es nicht mehr mit dem Ohr, aber die Seele überhörte es keinen Augenblick.

Einmal stand ich mit einem Zimmergenossen an der Bahn-schranke der Langen Strasse; ein Mannschaftszug hatte im Bahnhof gehalten und setzte sich langsam in Bewegung. Plötzlich rief ein junger Mensch vom Coupéfenster: «Karl! Karl!» Mein Begleiter blickte auf, nickte, schrie und lief eine Weile neben dem Zug her. «Das war mein Bruder», erzählte er mir darauf, «wir haben uns seit dem 1. August 14 nicht mehr gesehen. Ich glaubte ihn im Osten, jetzt kommt er wohl nach Verdun.»

Wohin würde ich kommen? Es war Mitte Juli geworden, es würde auch Mitte August werden, und dann nahmen die dreizehn Wochen ein Ende. Einmal hatte mir Felix, der Gouvernementsarzt, aus Kowno geschrieben, er wolle versuchen, meine Versetzung zu einem preussischen Regiment zu veranlassen, wo er sich dann meiner annehmen könnte. Aber dieser Brief war noch nach Le Plouich gegangen, und damals hatte ich daran zurückgedacht, wie mir Felix im vorigen Jahrhundert den herrlichen Kaufmanns-posten in London oder Brüssel verheissen. Nein, auf Felix baute ich nicht: Maxzwei-Kaserne und Plüschferme, sie waren unvermeidlich. Ich musste mich nur bemühen, keinen Tag zu früh an sie zu denken.

Da, am 18. Juli nach dem Mittagessen, trat der Feldwebel an mich heran und sagte feierlich: «Ich gratuliere Ihnen, Sie sind ins Hauptquartier Ost berufen.» Ich antwortete, er solle nicht so grausam scherzen, ein Gemeiner werde nicht «berufen», und nun gar ins Hauptquartier. Er blieb aber dabei und befahl mir, sofort zum Herrn Stabsarzt hinüberzugehen. Drüben im Arbeitszimmer seines umrankten Hauses las mir Dr. Vosswinkel ein eben eingetroffenes Telegramm vor, das er mir nachher zur Legitimation mitgab; darin wurde Drahtantwort gefordert, «ob Kanonier Victor Klemperer, 6. Bat., 6. b. FAR, z. Zt. Lazarett Bad Driburg, zur

Verwendung bei Buchprüfungsamt Oberbefehlshaber Ost zur Verfügung gestellt werden könne. Wenn ja, Inmarschsetzung über Eydtkuhnen nach Hauptquartier Ost. Meldung bei Presseabteilung Nr. 3321.» Dr. Vosswinkel fügte hinzu, ihm sei es recht, wenn ich noch fünf Wochen hierbliebe. Aber er an meiner Stelle würde augenblicklich fahren, ehe noch ein Gegenbefehl eintreffen könne; ein so guter Posten sei allzurasch fortgeschnappt. Natürlich stimmte ich dem Stabsarzt zu. Es wurde also gleich depechiert, dass «ärztlicherseits zwecks Verwendung des Kanoniers Klemperer keine Bedenken» vorlägen und dass ich am 18. Juli über Eydtkuhnen in Marsch gesetzt sei.

Zwei Tage später war ich in Kowno. So begann die dritte und weitaus längste Phase meiner Soldatenzeit.

3. Buchprüfungsamt Ober-Ost

Beim etwas verwirrten Erwachen am Morgen des 21. Juli fiel mein Blick zuerst auf den ungeheuren Ofen, dessen leuchtend cremefarbene schmucklose Kachelfläche eine Ecke des sehr hohen Zimmers bis zur Decke zumauerte, ohne die üblichen Abstände von den Wänden zu lassen. Danach sah ich einen Gefreiten mit dem Bändchen des EK, der, eine Blechkanne in der Hand, auf dem hellen Fell vor meinem breiten Bett stand: «Ich bringe Ihnen warmes Rasierwasser, ich bin der Paul», stellte er sich mit respektvoll zutunlichem Lächeln vor, «in Berlin der Diener des Herrn Professors und jetzt Bursche beim Herrn Oberstabsarzt. Der Herr Professor lässt Herrn Doktor bestens grüssen, er ist in vierzehn Tagen von der Dienstreise zurück. Sie möchten es sich vorläufig hier bequem machen, er hat Ihnen auch einen Brief mit Ratschlägen dagelassen.»

Der Ofen und Paul mit dem Rasierwasser sind mir als tiefste Eindrücke, als die eigentlichen Symbole des Kownoer Intermezzos lebendig geblieben, selbst die Wucht des Njemen und der Unrat in Zellers Haus kommen erst hinterher. Der Riesenofen: das war Russland; das präsentierte Rasierwasser: das war die soziale

Wiedergeburt und Erhöhung nach dem ungewaschenen Stoppelbart in Le Plouich und dem eigenen Burschenamt in Aubers.

Meine Verwirrung am ersten Morgen war sehr erklärlich. Den Aufbruch von Driburg hatten wir in grösster Eile betrieben, um einen geheimen Tag für Königsberg zu gewinnen. Dort in ihrer Vaterstadt hatte sich meine Frau einquartiert; so war sie bei etwaigen Urlaubsfällen leicht für mich erreichbar. Und dort hatten wir mit Julius Sebba, dem derzeitigen Musketier und Schreiber am Kriegsgericht, sehr herzliche und stark begossene Erinnerungen an Wilmersdorf, Dalbelli und Oranienburg gefeiert. Und dann war ich, unterwegs immerfort über die weiten Strecken siedlungslosen Landes staunend, am späten Abend todmüde in Kowno angekommen, hatte mich nur eben zur Wohnung des Gouvernementsarztes durchgefragt, war hier von irgendjemand, der Paul vertrat, in Felix' Schlafzimmer geführt worden und hatte alles Rekognoszieren und Überlegen auf den nächsten Morgen verschoben.

Mit dem Ofen und mit dem Rasierwasser erging es mir ähnlich wie mit dem Abendgebet der Nonnen im Vinzenzhaus: Der Eindruck wiederholte sich regelmässig in den zwölf Tagen meines Kownoer Aufenthalts, er wurde gewohnt, aber er gewann ständig an Symbolhaftigkeit.

Die Kownoer Phase sollte nicht nur dem Zeitmass nach unvermutet kurz bemessen sein; sie verkürzte sich mir auch innerlich, denn ich muss von ihr viele Stunden einer erbitterten Verzweiflung abrechnen, in denen mir alle Aufnahmefähigkeit für die neue Umgebung fehlte. Der in Paderborn nur halb vermiedene und seitdem latente Zwist mit meinem Bruder Berthold kam jetzt brieflich zum vollen Ausbruch, ich sah mich so schwer und irreparabel gekränkt, dass ich Bertholds Geldhilfe zurückweisen und alle Beziehungen zu ihm lösen musste. Ich wollte die Dozentenlaufbahn aufgeben und gleich nach dem Krieg einen Erwerb suchen; ich musste mich im Augenblick auf Sebba stützen, der mir schon in Königsberg seine Hilfe angeboten hatte und mir nachher auch wirklich treu beisprang. Ich bin in diesen zwölf Tagen

manchmal gar nicht in Kowno gewesen, ich habe irgendwo herumgesessen, bin irgendwo herumgelaufen wie im leeren Raum, ich fühlte mich so ganz entwürdigt, so ganz hilflos und gescheitert.

Aber schliesslich waren das nur Anfälle, aus denen ich mich immer wieder aufraffte; ganz und gar der Anfänger von 1905 war ich ja nun doch nicht mehr, und hatte ich nur erst den Krieg hinter mir, so musste sich ein Weg für mich finden. Ich machte mir über die leeren Stunden jedesmal heftige Vorwürfe und nahm dann das viele Neue, das mir entgegentrat, umso eifriger auf. Ich wuchs so blitzschnell in mein neues Zensoramt hinein, dass ich über mich selber spottete: «Wie einem das Amt den Kopf herumbiegt! Ich komme mir vor wie eine böse Romanfigur Gutzkows oder Laubes, ich verbiete oder bereite mich doch aufs Verbieten vor. Und dabei bin ich eben erst aus einem rechten Kuckucksei gekrochen. Solamen miserum: Es gibt hier mehr Kuckuckseier ...»

An diesen Briefzeilen stimmten Selbsterkenntnis und Trost peinlich genau.

Als ich das Presseamt betrat, kam ein jüdisch aussehender junger Mann lebhaft auf mich zu: «Kennen wir uns nicht vom Café des Westens her?» Ich verneinte kühl und fragte nach dem Oberleutnant Frentz, an den als seinen besonderen Vertrauten mich Felix gewiesen hatte.

Der Oberleutnant empfing mich verwundert und ein bisschen geärgert. Weshalb ich nur so unerwartet rasch eingetroffen sei, ich hätte mir ruhig Zeit zur Reise lassen sollen, dann wäre hier alles besser für mich vorbereitet gewesen. Aber vielleicht, fügte er beruhigend hinzu, als er mein Erschrecken sah, sei es auch so gut. «Sie melden sich einfach als fait accompli bei Ihrem Hauptmann, dann findet er sich schon mit Ihnen ab. Neumann-Hofer hat sich nämlich bei Übernahme des Postens ausbedungen, seine Leute selber auszuwählen.» Ich bat um Aufklärung, ich sei ahnungslos, um was es sich hier überhaupt handle. Jetzt erfuhr ich, dass vor einigen Wochen beschlossen worden sei, zur Entlastung des Presseamtes ein besonderes Buchprüfungsamt Ober-Ost zu

bilden, das die Zensur über alle ins Verwaltungsgebiet, also nach Litauen und dem Baltikum, eingeführten Bücher nach neu zusammengefassten Richtlinien ausübe. Kaum habe Felix, als behandelnder Arzt einiger sehr hoher Offiziere ein mächtiger und gut informierter Mann, davon gehört, als er auch schon aufs Geratewohl meine Anforderung erwirkt habe. Inzwischen sei nun Neumann-Hofer, zwar bloss Hauptmann der Landwehr, aber bekanntes liberales Mitglied des Reichstags, zum Leiter des neuen Amtes berufen und mit der Besetzung sämtlicher dazugehöriger Stellen betraut worden. Alles befinde sich noch im ersten Aufbau, sogar die neuen Möbel und Schreibutensilien des Büros seien noch nicht zur Stelle. (Sie trafen erst am Tage meines Fortgangs auf zwei Leiterwagen ein, mit einem Übermass an Papier und Federn, an Tintenfässern, -löschern und -Wischern, als hätte man mit dreissigjähriger Kriegsdauer gerechnet.)

Neumann-Hofer, ein dicker, schwärzlicher Herr, gewann mich sofort, indem er mich «Herr Doktor» anredete. Doch seine erste Frage lautete: «Welche Sprachen sind Ihnen vertraut?» Und auf meine Auskunft erwiderte er: «Die kann ich auch. Was wir hier brauchen, ist Polnisch, Russisch, Litauisch, Hebräisch und Jiddisch.» Ich fürchtete glatte Ablehnung; er fuhr aber gleichmütig fort: «Das kann ich alles auch nicht. Nun, wir richten uns schon irgendwie ein. Besprechen Sie das Weitere mit Herrn Ewers, und überlassen Sie sich vorläufig seiner Führung, er weiss Bescheid.» So lernte ich gleich die beiden wesentlichen Eigenschaften meines Hauptmanns kennen, die mir durch viele Monate das Leben erleichtern, manchmal mich aber auch empören sollten: lebenswürdige Jovialität und das Bestreben, nur das allergeringste Minimum seiner Zeit und Arbeitskraft dem militärischen Dienst zu opfern.

Unsere kurze Unterredung fand im Hause der «Kownoer Zeitung» statt. Im Nebenraum sass Ewers, dann folgte ein grösseres Zimmer, in das sich ein Feldwebel, zwei Schreiber und die Ordonnanz Zeller teilten – das war das vorläufige Büro unseres Amtes.

Landsturmmann Ewers, Anfang der Vierzig, etwas magenlei-

dend, sehr gepflegt, nie im Felde gewesen, hatte seine Zivillaufbahn als Gymnasiallehrer begonnen, war Seminardirektor geworden und in den letzten Jahren vor dem Krieg Hilfsarbeiter im preussischen Kultusministerium gewesen. Er hatte durchaus das Selbstbewusstsein und die Würde des hohen preussischen Beamten, aber ohne jeden «Simplicissimus»-Anstrich. «Wir müssen immer daran festhalten», begann er seine Belehrung, «dass wir wissenschaftliche Hilfsarbeiter sind und keine Schreiber.» Er selber übernehme die Zensur der Schulbücher und überlasse mir die politische Literatur, für Belletristik würden wir noch einen dritten Mann bekommen, wie denn überhaupt Ausbau vorgesehen sei.

«Mir wird natürlich nur Deutsch Geschriebenes vorliegen?» fragte ich. – «In der Hauptsache ja. Im Übrigen haben wir Dolmetscher. Sie können ohne Furcht sein, mit den Landessprachen weiss keiner von uns Bescheid.» Er sagte das ganz ruhig und ohne alle Satire. Er traf aber damit wahrscheinlich den wundesten Punkt der ganzen Ober-Ost-Verwaltung.

Wollte man sich der Seele dieser Bezirke bemächtigen – und darauf und nicht auf Unterdrückung und vorübergehende Ordnung zielte doch alles ab –, so musste man die Sprachen der Bevölkerung kennen, so musste man mindestens gewiss sein, dass in ihren Sprachen völlig zum Ausdruck kam, was man ihnen nur auf Deutsch sagen konnte. Aber sehr wenige Verwaltungsbeamte, Zensoren und Redakteure waren auch nur in einem der fünf notwendigen Idiome zu Hause. Verordnungen, Aufrufe, Zeitungsartikel wurden Deutsch verfasst; Dolmetscher mussten sie übertragen, Dolmetscher mussten die Publikationen des Landes verdeutschen. In den Akten, mit denen ich zu tun hatte, fand ich ein paar mal solche Verdeutschungen. Da war ein Werbeauftrag für die auf österreichischer Seite kämpfende polnische Legion. Er begann: «Polnische Legionen sind eine Organisation, welche gemeinsame Herzklopfen (Plural) des Volkes bedeuten.» Daneben ein Flugblatt, das in biblischer Prosa die Not des Landes beklagte: «Sei

ich Jeremias, ich würde ein morsches und dreckiges Kleid zeigen, ... sei ich Ezechiel, ich würde mein Haar und meinen Bart rasieren lassen.» Wie mögen diese selben Dolmetscher die deutschen Texte in ihre Muttersprache übertragen haben? Wieviel Missverständnis, wieviel Reibung und Unheil muss aus diesem philologischen Versagen erwachsen sein!

Am besten konnte man sich deutscherseits noch im Hebräischen und Jiddischen aus; dafür hatte man jüdische Soldaten heranziehen können. (So war es denn später ein leichtes, auf die Veijudung der Ostetappe zu schimpfen.) In unserm entstehenden Buchprüfungsamt mangelte es vorläufig auch noch an diesen Fachleuten. Der während meiner Kownoer Tage am sehnsüchtigsten genannte Name hiess Moses Jakobsohn. Das war ein Rabbinatskandidat, den man wiederholt von der Westfront angefordert hatte, ohne ihn bisher herüberziehn zu können.

Für den Mangel der Organisation im Sprachlichen schien Ewers ziemlich unempfindlich; dagegen war seine Auskunft über unser Zensorenamt sehr klar und übersichtlich, und sein Privatismum gab mir eine sichere Grundlage.

Unser eigentliches und Hauptproblem, erklärte er, sei natürlich das polnisch-litauische. «Polen haben wir befreit, es soll ein selbständiger Staat werden und unser freiwilliger Verbündeter.» (Er sagte «befreit» ohne Spott, und ich nahm es auf, wie es gesagt war; ich muss mir das genau merken und unterstreichen, um der Analoga im gegenwärtigen Krieg willen.) «Wahrscheinlich wird ja Leopold von Bayern König von Polen. Also ist alles zu verbieten, was polnische Gefühle verletzen könnte. Auf der andern Seite können wir hier in Ober-Ost grosspolnische Ideen durchaus nicht gebrauchen. Die Polen glauben Anspruch auf Kowno und Wilna zu haben. Litauen aber und, natürlich, das deutsche Baltikum kommen zu uns, werden reichsdeutsches Gebiet. Exzellenz Ludendorff, der jetzt unser Gouverneur ist, wird es auch im Frieden bleiben; viele Landwirte, die jetzt hier als Offiziere stehen, werden sich im Frieden hier ansiedeln. Wir dürfen also in Ober-

Ost keine Propaganda für Polen dulden. Mit den Litauern werden wir glatt und friedlich fertig; sie werden uns ohne Weiteres und gern als Herren anerkennen. Die Juden sind uns wohlgesinnt, sprechen ja auch Deutsch oder halbwegs deutsch. Zionistische Bestrebungen unter ihnen brauchen wir nicht zu hindern; im Gegenteil: wer abwandert, schafft uns Raum.»

Ich fragte, ob es gewiss sei, dass Ober-Ost zum Reich komme. – «Ganz gewiss. Wir müssen bald Frieden schliessen, und einen ungünstigen Kompromissfrieden, wir behalten wahrscheinlich gar nichts von unsern Eroberungen im Westen. Aber im Osten wird uns das meiste bleiben. Und das ist auch gut so, für die Bevölkerung hier ebenso gut wie für uns. Denn hier sind wir fraglos Kulturbringer!» Dem stimmte ich ganz überzeugt und sehr gern zu – ich war ja gestern durch ehemals russisches Gebiet gereist, ich hatte heute schon einige Bekanntschaft mit Kowno gemacht. Und was die Prognose des Kriegsausganges anlangte, so leuchtete sie mir auch durchaus ein. Einen noch bescheideneren und schlechteren Frieden, als sich bloss mit den Eroberungen im Osten zu begnügen, brauchte doch Deutschland nach so vielen Siegen und so grossem Landgewinn auf keinen Fall zu schliessen.

Für unsere Ober-Ost-Zensur also, fuhr Ewers fort, sei es daher notwendig, sich von den Entscheidungen der Zensur im Gouvernement Warschau nicht beeinflussen zu lassen. Vieles, was dort erlaubt werde, sei bei uns zu verbieten. In erster Linie alles, was grosspolnische Ansprüche erhebe, ja überhaupt sich mit dem Begriff Grosspolen befasse. Weiter auch alles, was Gemeinsamkeiten der Vergangenheit, der Kultur, der Ideale zwischen Polen und Litauern betone, und endlich alles, was die Polen in militärischer und staatlicher Hinsicht allzu sehr beweihräuchere. «Am besten wäre es, man könnte Polen in Ober-Ost überhaupt totschiweigen.»

Merkwürdig ergänzt wurde mir Ewers' Belehrung in diesem Punkt kurz danach durch den Leutnant Opelt vom Presseamt, einen jungen zutunlichen Mann, der sich später auch mehrfach als

Bote der Zentrale in Leipzig sehen liess. Opelt zeigte mir eben erschienene Einfuhrbestimmungen für alle Art Literatur nach Ober-Ost. «Das Komische hieran ist», sagte er, «dass durchweg nur von Einfuhr aus dem Reich die Rede ist; wir erhalten aber sehr vieles aus dem Gouvernement Polen.» – «Und warum ist davon nicht die Rede?» – «Weil man diese Einfuhr am liebsten ganz unterdrücken möchte, durch ein Verbot aber die Polen kränken würde, was auch nicht angebracht ist.»

In der Folge hat mir dieser Hauptpunkt Polen die geringsten Schwierigkeiten verursacht. Ich hielt mich streng an die Vorschrift, jedes Werben für Grosspolen und jede Berührung des grosspolnischen Themas zu verbieten – nein: zum Verbot vorzuschlagen, denn es fehlte nicht an übergeordneten Instanzen; dagegen fühlte ich mich nicht verpflichtet, jede Glorifikation edlen Polentums anzukreiden. Kam hier eine Beanstandung, dann konnte ich immer auf die andere Seite meiner Instruktion hinweisen, wonach polnische Gefühle nicht verletzt werden sollten. Der eigentliche Grund meiner Weitherzigkeit in dieser Hinsicht bestand aber darin, dass ich meinem eignen, den Polen wenig freundlichen Empfinden misstraute, dass ich noch immer, trotz allen Wissens um ihre Ungerechtigkeit, spontane Neigungen zum Chauvinismus in mir spürte. So reichte mir einmal in den ersten Kownoer Tagen Ewers ein deutsches Lesebuch zur Ansicht, das für die Unterklassen der höheren Schulen in Kurland vorgeschlagen wurde. Ich äusserte mich sofort heftig gegen das Buch. Eines seiner Stücke erzählte von der Eroberung Königsbergs durch die Russen im Siebenjährigen Krieg, schilderte die Russen teilweise in günstigem Licht, berichtete aber auch von den Kontributionen, unter denen Ostpreussen damals zu leiden hatte. Alles an diesem Stück ging mir gegen den Strich. Ich sagte, so ein kleiner «eroberter» Kurländer brauche vorderhand gar nicht zu wissen, dass auch Preussen einmal besiegt worden sei, ebenso sei es ganz unnötig, dass man ihm die Russen in günstiger Beleuchtung vorführe, und erst recht unnötig sei es, an Kontributionen zu erinnern. Ich bemäkelte ausserdem die Aufnahme einiger Abschnitte

von De Amicis und Roosevelt (heute muss ich wohl sagen: dem älteren Roosevelt), weil die Italiener und die Amerikaner unsre Feinde seien. Nachher ärgerte ich mich über die törichte Engherzigkeit dieser Stellungnahme. –

Weitaus heikler als der polnische Spezialteil waren die meisten allgemeinen Vorschriften der Zensur, die mir Ewers mitteilte, denn sie liessen dem subjektiven Ermessen viel grösseren Spielraum. In Betrachtungen über den kommenden Frieden sollten keine übermässigen Annexionen gefordert werden. Was waren «übermässige» Forderungen? Immerhin gab es hier für den Zensor den Anhaltspunkt, dass er Ansprüche auf den Westen zurückwies, auf den Osten passieren liess. Und bis ich an die eigentliche kritische Arbeit kam, lag auch schon ein rundes Verbot vor, von Kriegszielen irgendwelcher Art zu handeln. Weiter aber sollten keine allzu heftigen Beschimpfungen der Feinde geduldet werden, weil man ja doch an künftiges Verhandeln denken musste. Hier stand es anders als in der Annexionsfrage, hier fehlte jeder Anhalt. Wo fing das «allzu heftige» Beschimpfen an? Dass man nicht liebenswürdig vom Gegner sprechen konnte, wo so viel Blut floss, verstand sich doch von selber. Eine noch viel schlimmere Unsicherheit des politischen Zensors aber knüpfte sich an eines der verbreitetsten Schlagworte der Zeit, an den «Burgfrieden». «Der Burgfrieden muss gewahrt werden», das hiess: Es solle jede Partei, von den Sozialdemokraten bis zu den Ultrakonservativen, das Recht haben, ihr Programm zu vertreten, sofern sie dabei nicht hetzerisch gegen den innerpolitischen Gegner auftrate. Was war hier hetzerisch? Stundenlang habe ich in der Folgezeit über Einzelfälle diskutieren müssen, und oft wurde eine mühsam erwogene Leipziger Entscheidung draussen wieder umgestossen.

Mir persönlich aber hat in meiner Zensortätigkeit ein unpolitischer Punkt sehr viel mehr Ärger bereitet als alles Politische. Ewers informierte mich zuletzt über das Verbot der Schmutzliteratur. Natürlich erinnerte ich mich sogleich von meiner Publizistenzeit her der Kämpfe um die Lex Heinze, der endlosen Satiren,

Artikel, Reden und Witze gegen das Zentrum, die «Schwarzen», die «Sittlichkeitsschnüffler» – man sollte ein Lexikon der Schlagwörter schreiben, es wäre die beste Kulturgeschichte –, und all die Karikaturen der Tartüffs in Mönchskutten, im Talar des protestantischen Geistlichen, des Richters und Staatsanwalts tauchten vor mir auf, und alle liberalen Resolutionen für die Freiheit der Kunst umringten mich. Ich lachte ein bisschen ängstlich: «Soll ich den Kunstzensor machen? Ich habe so gar nichts übrig für Prüderie, sie ist so verlogen, sie kommt mir vor wie ein komischer Anachronismus.» – «Sie müssen unsere besondere Situation berücksichtigen», erwiderte Ewers. «Das Lesepublikum im Ober-Ost besteht zu neunundneunzig Prozent aus den Soldaten, und von diesen neunundneunzig Prozent sind wieder neunundneunzig Prozent ungebildete und unreife junge Menschen, die der Krieg in Unreife festhält. Bedenken Sie auch die ungeheure Verbreitung der Geschlechtskrankheiten im Heer. Sie werden sagen, die liessen sich auch ohne unsittliche Lektüre erwerben. Gewiss – aber sollen wir das Unheil noch verstärken, indem wir durch offenbaren Schmutz die Phantasie vergiften lassen?»

Das beruhigte mich drei Tage lang, aber am vierten sollte ich die Antwort auf einen drastischen Brief entwerfen, den der Leutnant der Reserve Graf Matuschka, zur Zeit Kreishauptmann eines litauischen Bezirks, an unser Amt geschickt hatte. Darin forderte er, man solle der Feldbuchhandlung Stilke die Konzession entziehen, weil sie Schmutzliteratur verbreite. Unter den beanstandeten Büchern befanden sich Werke von Zola, Daudet und Maupassant. Meine ablehnende Antwort fiel mindestens ebenso schroff aus wie der Antrag, und Hauptmann Neumann-Hofer fand wenig daran zu ändern. Wenn mir damals jemand gesagt hätte, dass ich zehn Monate später dem keuschen Grafen innerlich halbwegs Abbitte leisten und selber als sein Gesinnungsgenosse gelten würde!

Neumann-Hofers Zufriedenheit erwarb ich mir gleich darauf in höherem Masse durch ein erstes Referat. Er übergab mir eine

Broschüre: Verbot komme nicht in Betracht, aber er möchte mündlich meine Meinung hören. Es war ein in der Aula gehaltenen Vortrag eines Gymnasialdirektors über deutsches Wesen. Der Mann verherrlichte den deutschen Geist, das deutsche Gemüt in der schwülstigsten Weise, so als ob alles Gute und Bedeutende ganz unverfälscht allein in Deutschland anzutreffen sei, und sprach den Engländern, Franzosen, Italienern, Russen und Amerikanern jede gute Eigenschaft und jeden Anteil am Fortschritt der Kultur ab. Ich sagte meinem Hauptmann nachher, ich fände das abscheulich und würde es gern verbieten. Er antwortete lachend, ich hätte ganz recht, aber Verbote müsse man sich für schlimmere Fälle aufsparen. Es liesse sich nur unter der Hand und im Allgemeinen auf die Unerwünschtheit des geschmacklosen Hurrapatriotismus hinweisen.

Von diesem mündlichen Referat abgesehen, das eine Art Prüfung bedeutete, habe ich eigentliche Zensortätigkeit in Kowno noch nicht geleistet. Ich bekam eine Arbeit zugewiesen, die Leutnant Opelt, mich bemitleidend, mechanisch nannte, die mir aber sehr interessant und förderlich war. Das Buchprüfungsamt als neue Zentrale musste einen Überblick der bisher von verschiedenen Stellen erlassenen Einfuhrverbote gewinnen, und ich hatte einen entsprechenden Katalog anzulegen. Jedem Verbot war ein begründendes Referat, vielen ein ganzes Aktenbündel beigegeben. Ich gewann mannigfachen Einblick.

Neben Flugblättern, die für Liebknecht warben, fanden sich konservative Schriften, die der deutschen Regierung die heftigsten Vorwürfe weichlicher Schlawheit machten und die Annexion Belgiens nebst eines grossen Teils Nordfrankreichs forderten. Ich bekam Bédiers «Deutsche Greuelthaten» zu Gesicht. Ich las einen Briefwechsel des bayrischen Ministeriums mit der Frauenrechtlerin Anita Augspurg, der man pazifistische Propaganda und Auslandsreisen verbot; Informationen über deutschfeindliche pazifistische Zeitschriften waren diesem Faszikel angefügt. Ich sah eine lange Reihe vom Berliner Polizeipräsidium verbotener Schund-

literatur – nie hätte ich geglaubt, dass solche Dinge noch im Deutschland des zwanzigsten Jahrhunderts Drucker und Publikum fänden. Einige der Titel, in denen selten das Wort «Räuberhauptmann» fehlte, notierte ich mir. «Räuberhauptmann Einhand, der Satan von Schlesien» – «Vierzigfach verheiratet oder Das Opfer des berüchtigten Frauenjägers von New York» – «Ernst Adolf Schilling, genannt die Blutdogge, der furchtbarste und gewaltigste Räuberhauptmann Deutschlands und Österreichs. Geschichtlicher Volksroman aus der Zeit Augusts des Starken» – «Cartouche, der tollkühne Räuberhauptmann aller Zeiten, der Schrecken der Tyrannen, der Abgott der Frauen». Die Verlagsangabe lautete häufig: «Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst, Berlin».

Ich konnte mich auch ein wenig über Organisation und Desorganisation des Buchhandels im besetzten Ostgebiet orientieren. Die Berliner Firma Stilke, deren Chef irgendwo als Rittmeister einen guten Verwaltungsposten bekleidete, hatte eine Reihe von Feldbuchhandlungen eingerichtet und besass fast ein Einfuhrmonopol für Ober-Ost. Sie führte in der Hauptsache leichte, zum Teil auch anrühige Ware ein. Eine deutsche Buchhandlung in Mitau, sehr empfohlen von unserer dortigen Behörde, bemühte sich seit Monaten um guten deutschen Lehr- und Lesestoff. Die Behörde schrieb ausdrücklich, es handle sich in dieser Gegend um gebildetes deutsches Publikum, das seit dem Kriege von deutscher Lektüre abgeschnitten sei. Der Mann in Mitau war endlich nach vielen Gutachten und Attesten in den Besitz der Einfuhrerlaubnis gelangt und hatte seine Bücher in Leipzig bestellt. Danach war die Sendung in Königsberg angehalten worden und lag noch dort. Inzwischen hatte man neue Einfuhrverordnungen erlassen, und eben jetzt wurde dem Mitauer «anheimgestellt, auf den diesbezüglichen neuen Formularen neue Anträge beim Buchprüfungsamt einzureichen».

War mir der Bürostil, den ich bisher nur aus Satiren gekannt, in seiner Wirklichkeit neu, so erweckte der Bürodienst unvermutete Erinnerungen. An die Lehrlingszeit bei Löwenstein & Hecht

nämlich. Auch in Kowno war eine ermüdend lange Arbeitszeit (von acht bis eins, von vier bis acht) zu absolvieren, auch in Kowno war die tatsächliche Arbeitsleistung eine ganz geringe. Dass wir «wissenschaftliche Hilfsarbeiter» seien und keine Schreiber, hatte Ewers an den Anfang seiner Belehrung gesetzt. Unsere persönliche Stellung, mit ihren Vorzügen und Nachteilen, gab Stoff zu so vielen Gesprächen, dass sich die Arbeit am Katalog genauso strecken liess wie das Kiesstreuen auf dem Remisenhof der Maxzwei-Kaserne.

Ewers war nie an der Front gewesen, er war nach aller kürzester militärischer Ausbildung auf seinen Kownoer Posten gelangt, er fühlte sich in seiner hohen zivilen Beamtenwürde: So sah er nur die Nachteile der gegenwärtigen Lage. «Unter vier Augen», klagte er immer wieder, «werden wir von den Offizieren mit ‚Herr‘ angeredet und als gleichgestellt behandelt; sobald aber ein dritter dabei ist, sind wir doch nur der ‚Mann‘ und haben strammzustehen. Und in den Restaurants gibt es besondere Räume für Offiziere und für Mannschaften, und einige Lokale sind den Mannschaften ganz verboten. Und die Offiziere erhalten aus ihren Kasinos bessere und billigere Verpflegung als wir. Und dann die besondere Ungerechtigkeit unserer Besoldung. Ich meine jetzt nicht den Unterschied zwischen Offiziers- und Mannschaftslöhnung. Es gibt bei uns in Ober-Ost ganze Gerichtshöfe, die ausschliesslich mit LandsturMLEuten besetzt sind. Wenigstens die Richter sind durchweg Gemeine, höchstens unter den Schreibern gibt es gelegentlich einen Unteroffizier. Soweit die Schreiber aber im Zivilberuf Anwälte sind, zählen sie militärisch zumeist auch nur als Gemeine. Den Richtern also, die doch nichts Besseres sind als wir, weder ihrem militärischen noch ihrem zivilen Rang nach, noch was ihre akademische Bildung anlangt, geht es hundertmal besser als uns, übrigens auch als den armen Anwälten; sie beziehen ihr Beamtengehalt, sie tragen besondere Beamtenuniform, sie werden wie Offiziere behandelt. Wir dagegen! Auf morgen ist schon wieder das ekelhafte Exerzieren angesetzt; da müssen wir uns von unsern Schreibern anschauen lassen.»

Ich stimmte Ewers in allem bei, und besonders das Beamtengehalt hätte ich gerade jetzt unendlich gern bezogen, denn ich befand mich in bösester Geldnot; aber weil so ganz andere militärische Erfahrungen hinter mir lagen als hinter Ewers, wusste ich doch die Lichtseiten meiner neuen Lage ungleich höher zu schätzen als er. Gewiss, ich war bloss «Mann», aber das «Herr Doktor» im dienstlichen Verkehr tat mir doch sehr wohl. Und der Feldwebel unseres Büros, ein aktiver Badenser, hatte uns beiden erstaunlich taktvoll gesagt: «Ich weiss, Sie haben hier als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter das höhere Amt als ich, aber militärisch bin ich doch Ihr Vorgesetzter und habe für die Ordnung des ganzen Büros zu sorgen – wir wollen uns gegenseitig respektieren.» Ich war bloss «Mann», aber ich wohnte (wenigstens vorläufig) im Gouvernementspalais, ich durfte abends bis ein Uhr nachts ausser dem Haus sein und bekam morgens mein Rasierwasser ans Bett. Freilich warnte mich Paul einmal: «Der Alte» – er meinte einen im gleichen Palais einquartierten Oberst, dessen Pferd er zu versorgen hatte –, «der Alte ist heute fürchterlicher Laune und hat mir eines lumpigen Pferdeapfels wegen Mittelarrest angedroht; gehen Sie lieber hintenherum, sonst brüllt er Sie auch noch an.» Dafür aber hatte mir am gleichen Morgen das von Ewers gefürchtete Exerzieren ein wahres Vergnügen bedeutet.

«Nur ein ganz kleiner, ein komischer und amüsanter Zug an der Schnur um den Fussknöchel war es», schrieb ich an meine Frau. Die Verordnung lautete, dass die Mannschaften des Bürodienstes aller Verwaltungsgruppen allmonatlich eine Stunde zu exerzieren hätten. Der Appell auf der grünen Insel im Njemen ergab hundertzweiundachtzig Mann und achtzehn Unteroffiziere. (Ewers war abwesend; sein Magenleiden hatte sich zur rechten Zeit gemeldet.) Ich kam mir in dieser ungewohnten Soldatenmenge wie ein Schniggel vor. Nach dem Appell aber lösten sich die langen Glieder in kleine Abteilungen auf, und mit einem halben Dutzend anderer zusammen hatte ich wieder einmal die famose Ehrenbezeugung im langsamen Vorbeimarsch zu leisten.

Weil nun dies halbe Dutzend aus Veteranen des Bürodienstes bestand und weil der kommandierende Unteroffizier ein Schreiber unseres Buchprüfungsamtes und wohl auch, weil der Oberleutnant, der die gesamte Übung leitete, am andern Ende der Wiese postiert war, so kam es, dass ich, wahrhaftig ich, wegen der Exaktheit meiner Haltung und meines Grüssens gerühmt und den Kameraden als Muster angepriesen wurde. Als ich das hinterher in unserm Bürozimmer erzählte, behauptete Zeller, die Ordonnanz, beinahe ernsthaft: «Sie haben auch etwas Kriegerisches an sich – wenigstens im Vergleich zu den andern; die sehen aus wie Briefträger.» Auch Zeller hatte sich vom Exerzieren gedrückt, aber im Unterschied von Ewers ohne gültige Entschuldigung. Er habe verschlafen, sagte er freimütig und gleichgültig, der Feldwebel werde die Sache einrenken, dazu sei er da. Es stand eine sehr hohe Arreststrafe auf solch unentschuldigtes Fortbleiben, auch wohl Strafversetzung zur Truppe zurück, aber der Feldwebel half wirklich, und die Ordonnanz zeichnete ungestört an ihren Phantasiegestalten und ihren Figurinen zu «Wallensteins Lager» weiter.

Mit Magnus Zeller habe ich in diesen Tagen ebenso viel verkehrt wie mit Ewers. Er kam in unser Zimmer zum Plaudern, und über Mittag und abends machte ich meinen Spaziergang mit ihm. Er und Ewers vertrugen sich bei völliger Gegensätzlichkeit. Ich stand zwischen den beiden, mutatis mutandissimis sozusagen, wie beim Franzosenzug zwischen Murr und Bremer, und beide schütteten mir ihr Herz aus. Jeder beurteilte den andern mit Staunen und nachsichtiger Ironie. «So etwas existiert wirklich», hiess es in hundert Variationen von beiden Seiten, «und nicht nur in Witzblättern; man muss ihn studieren, man darf ihm nichts Übelnehmen.» Für Zeller war Ewers die «Simplicissimus»-Marionette des preussischen Beamten; für Ewers war Zeller der unwahrscheinlich zügellose Bohemien. Beide taten sich damit etwa zur Hälfte unrecht. Ewers hatte sehr menschliche Qualitäten, und Zeller besass einige Eigenschaften, die auch der Bürger schätzt.

Zum mindesten einen entschiedenen und beharrlichen Fleiss. Bei ganz jungen Jahren – in der viel zu weiten, schlechtsitzenden Uniform sah der schwächliche, blasse Mensch wie ein verhungertes Lehrling aus – hatte er bereits unter den Malern der Berliner Sezession einen angesehenen Namen. Er zeigte mir Reproduktionen seiner Bilder, die in Zeitungen erschienen waren, er zeigte mir auch farbige Originalblätter, die er als Soldat in sehr trauriger Lage ausgeführt hatte, er benutzte seine augenblickliche Sinekure zu eifrigem Zeichnen und Pinseln. Eines seiner Kriegsblätter prägte sich mir besonders ein und bedeutete wohl auch den stärksten Ausdruck seiner Kriegsgesinnung. Darauf wanden sich, im Schlaf mit geschlossenen Augen und qualvoll verzerrten Gesichtern, halbnackte Soldaten und kratzten sich blutig unter den Bissen riesiger giftgrüner Flügeltiere; es schien der Ausschnitt eines Danteschen Höllenkreises. «Die Bestien», erklärte er mir, «sind die genaue vielfache Vergrößerung der Läuse, die uns zerstoehen haben.» Mehr als Hass auf den Krieg sprach aus der Tuschezeichnung: Verachtung und Ekel.

Neben dem Fleiss buchte ich Zellers Erwerbssinn als bürgerlich. Zu den üblichen Klagen über die Offiziere fügte er eine spezielle Beschwerde. Er hatte monatelang als Schipper im Feuer gestanden. Er sagte, er sei vom Dienst befreit worden, sooft er einen Vorgesetzten porträtierte. «Manchmal bekam ich ein Hundegeld dafür und manchmal gar nichts, es war die reine Erpressung. Ich will später auf Rückgabe der Bilder oder auf angemessenes Honorar klagen.»

Der Gedanke an Erwerb lag ihm aus triftigem Grund nahe. Er hatte vor drei viertel Jahren auf Urlaub geheiratet – «sehr gut bürgerlich». Die junge Frau, ich glaube: die Tochter eines Landgerichtsrats, hatte die Eheeinwilligung der Eltern erzwungen; sie lebte jetzt bei ihnen, nachdem sie mit ihrem Urlauber eine achttägige Hochzeitsreise gemacht hatte. Er sprach sehr ernsthaft von seiner Absicht, ein geregeltes Leben zu führen und Treue zu halten. Natürlich könne er nicht für sich einstehen, wenn ihm einmal eine frühere Freundin «traurige Augen» mache.

Er stammte aus einem Pastorenhaus, dem er früh entlaufen war. «Aber mein verstorbener Vater ist immer um mich.» Er erzählte mit vollkommener Gläubigkeit von allerhand spiritistischen Experimenten und Erlebnissen. Die merkwürdigste Rolle darin spielte ein Kragenknopf seines Vaters. Das Knöpfchen hatte die Eigenschaft, rätselhaft zu verschwinden und noch rätselhafter wieder aufzutauchen – einmal auf dem Bord eines Segelbootes, das im Wannensee gesunken und dann wieder gehoben worden war. Für die Komik dieser Kundgebung eines frommen Pastors aus dem Jenseits hatte er offenbar keinen Sinn. (Wie denn den meisten Spiritisten der Sinn für das Komische fehlt, nur Jules Romains macht eine Ausnahme von der Regel.)

Ich fragte Zeller, wie er zu seinem Ordonnanzposten hier gekommen sei. Er sagte, es habe lange gedauert, bis ihn Berliner Freunde aus dem «Schlamassel» geholt hätten. Es scheine ihm, als habe man jetzt die Tendenz, aus dem Kownoer Pressequartier eine Rettungsinsel für die Reste der verblutenden Intelligenz zu machen. Richard Dehmel werde in den nächsten Wochen erwartet, Eulenberg und Struck seien hier – «das heisst, im Augenblick sind sie dienstlich in Mitau. Eine Artikelserie über baltische Städte soll in der ‚Kownoer Zeitung‘ erscheinen, Eulenberg schreibt, Struck illustriert. Wissen Sie, wir könnten etwas Ähnliches zusammen unternehmen, wir könnten nach Wilna und Grodno. Ich muss Sie in unsern Klub der Intellektuellen einführen, da verkehrt alles, was Kultur hat und keine patriotischen Scheuklappen trägt, Offiziere und Mannschaften. Wir kommen wöchentlich zusammen, es wird geplaudert, es werden Vorträge gehalten, neue Bilder gezeigt, neue Verse und Geschichten vorgelesen; da findet sich schon eine Möglichkeit für unsere Reise.»

«Was verstehen Sie unter patriotischen Scheuklappen?»

«Mir sind in vielem die andern lieber. Ich habe als Armierungssoldat viele Wochen ungedeckt schippen müssen. Drüben am andern Flussufer standen die Russen, wir waren ihnen ausgeliefert. Die Leute schossen nicht auf uns, wenn sie unter sich waren. Kam einer ihrer Offiziere, dann mussten sie feuern, aber dann

gaben sie uns vorher Zeichen, dass wir uns verdrücken konnten. So gutmütig sind unsere Muschkoten wahrhaftig nicht ... Wie dieser wahnsinnige Krieg ausgeht, ist mir ganz Wurst, er soll nur ein Ende nehmen. Ja und die Deutschen sollen ihre Hände von Paris lassen. Wenn ich mir vorstelle, dass sie da auf deutsche Art die Strassen kehren und Ordnung schaffen, dass es dort durch Monate nach Deutschen riecht – schrecklich!»

Ein andermal sagte er mir, er sei politisch ganz uninteressiert, er sei nur Pazifist und Zionist. – «Sie als Protestant und Pastorsohn Zionist?» – Ja, er habe viele jüdische Freunde, und ich sollte hier nur einmal das Volk und die Gebildeten kennenlernen, und ich sollte in die Vereinigung der Intellektuellen kommen, dann würde ich ihn verstehen.

Ich bin damals nicht in den Klub gekommen (und natürlich ist auch aus der Grodno- und Wilnafahrt mit Zeller zusammen nichts mehr geworden). Als die Intellektuellen in der letzten Juliwoche tagten, war Zeller, dem ich mich anschliessen wollte, auf irgendeine Weise verhindert, und am 1. August fuhr ich bereits wieder nach Deutschland. Erst ganz am Kriegsende, in Wilna, habe ich die Vereinigung kennengelernt, aber da ging schon alles deutlich der Auflösung entgegen, und auch in Wilna war ich nur ganz kurze Zeit. Auf diese Weise bin ich sicherlich um viel Interessantes gekommen, aber ebenso gewiss auch einer grossen Peinlichkeit entgangen. Ich wäre sonst in eine ähnliche Lage geraten wie sechs Jahre zuvor unter den Prager Studenten. Gerade jetzt, im Sommer 41, ist mir das stark zum Bewusstsein gekommen.

Ich muss hier aus der Zeitordnung meines Berichtens fallen. Seit dem Weltkrieg hat sich in Deutschland, im gleichen Masse wie der Antisemitismus stieg, eine zionistische Sonderliteratur entwickelt. Ich habe mich nicht um sie gekümmert und nicht um sie bekümmern wollen. Erst jetzt in der engen Zusammenkoppelung mit den Leuten der jüdischen Gemeinde werde ich auf manches davon aufmerksam gemacht. So fiel mir neulich ein kleines Buch in die Hand: «Hawdoloh und Zapfenstreich» von Sammy

Gronemann, illustriert von Magnus Zeller. Nach fünfundzwanzig Jahren stiess ich hier wieder auf den Namen der seltsamen Kownoer Ordonnanz. Ich blätterte und sah mir die satirischen und tragischen Zeichnungen an, ich lieh mir dann das Bändchen zu genauer Lektüre aus.

Der Verfasser, ein Rechtsanwalt ostjüdischer Herkunft, ist wenige Tage nach meiner Abreise von Kowno ins Presseamt Ober-Ost gekommen und dort ein reichliches Jahr tätig gewesen. Er erzählt in gewollt anspruchslosem Plauder- und Feuilletonstil, oft witzig, bisweilen humorvoll, nie unangenehm witzelnd, von den Menschen und Dingen, mit denen ich selber in Berührung war. Er bestätigt und ergänzt mir manches, was ich mir damals aus geringer unmittelbarer Erfahrung, aus vieler Aktenlektüre und vielen Gesprächen zusammenreimte. («Ich glaube», schrieb ich aus Kowno an meine Frau, «der Russe war den Leuten hier zuwider und bequem, der Deutsche ist ihnen zuwider und unbequem.») Gronemann gibt mir auch einige Daten über das spätere Leben etlicher Menschen, die damals vor mir auftauchten und mir dann versanken. Zeller, der es über Fachruhm kaum hinausgebracht haben dürfte, ich wäre ja andernfalls seinem Namen doch wohl begegnet, muss sich immerhin innerhalb des engeren Kreises ausgezeichnet haben, denn für Gronemann ist er ständig «Meister Zeller». Struck, der sich als Kenner der ostjüdischen Verhältnisse organisatorisch und wohltätig bewährte, hat das Ziel seiner zionistischen Sehnsucht erreicht und sich ein Landhaus in Haifa erbaut. Und aus dem jungen Dr. Rosenthal ist ein Ordinarius der Universität Breslau geworden. Wenn Gronemann mit ihm sympathisiert, muss er ein recht gläubiger Jude gewesen und geblieben sein; wenn er es ungetauft zum Ordinarius gebracht hat – meinen Brüdern ist das trotz der Taufe bei allen sonstigen Erfolgen nicht gelungen, und mir selber nur an einer technischen Hochschule –, muss er Bedeutendes geleistet haben. Damals war er Assistenzarzt mit Offiziersrang, versicherte mir in überströmender Herzlichkeit, dass er den schönen Posten durchaus Felix verdanke, und suchte einen Teil dieses Dankes an mich abzutragen,

indem er mich zu einem festlichen Mittagbrot in sein Lazarett einlud und mir hier und auf einem Spaziergang viel von den Kownoer Verhältnissen erzählte. Mich störte nur seine über-grosse Ängstlichkeit. «Um Gottes willen, sprechen Sie leise», unterbrach er mich, als ich Kritik an den mangelnden Sprachkenntnissen meiner Umgebung übte. «Seit dem Dynamitanschlag auf Hindenburg wimmelt es hier von Geheimpolizei ...»

Alles in Gronemanns Buch ist mir interessant, nichts finde ich in ästhetischer Hinsicht zu beanstanden, keiner seiner anekdotischen Berichte scheint mir die Wahrheit allzu karikaturistisch zu verzerren. Warum ist mir das Werkchen dennoch verhasst, so verhasst, dass ich es nur mit Widerwillen zu Ende las?

Es ist darin ein paarmal von Felix die Rede, halb sympathisierend, denn er hat sich Gronemanns Freunden freundlich erwiesen, halb spöttisch, denn er war ja ein Abtrünniger, ein Parteigänger der Assimilation. Einmal herrscht Aufruhr im Krankenhaus. Ein eingeborener Jude ist an unaufgeklärter Krankheit gestorben und soll sezirt werden. Seine Glaubensgenossen sind eingedrungen, umstehen drohend die Leiche, bereit, den Frevel an ihrer Religion mit Gewalt zu verhindern. Ärzte und Personal sind ratlos und rufen telefonisch ihre oberste Fachinstanz an. Felix erklärt, das Recht der Wissenschaft und Zivilisation müsse gewahrt werden, erscheint dann selber, «jeder Zoll ein Oberstabsarzt», sieht die Erbitterung der Juden und gibt um des Friedens willen den Leichnam unsezirt frei. (Ich habe mich gefragt, ob er an diesem Nachgeben recht getan hat. Ich habe mich gefragt, ob er auch dann nachgegeben hätte, wenn es sich um eine polnische oder litauische Leiche gehandelt hätte. Oder wenn er selber nicht jüdischer Herkunft gewesen wäre. Ich habe alle drei Fragen verneint. Ich habe mich auch gefragt, wie ich an seiner Stelle entschieden hätte. Ich habe mir geantwortet: aller Wahrscheinlichkeit nach wie er, aber unter innerlicher Selbstbeschimpfung, an der es übrigens auch bei Felix nicht gefehlt haben dürfte.)

Gronemann nun berichtet diese Szene, indem er den frommen Juden vorbehaltlos beistimmt, indem er sie als Verteidiger ihres Heiligsten mit Glorie umgibt. Und mit derselben Glorie umstrahlt er ihre Talmudschulen und jedes Merkmal ihrer Erstarrtheit in dem, was tausend Jahre zurückliegt und sinnlos und lebensfeindlich geworden ist. In alledem sieht er nichts als ungebrochene Kraft der Seele und des Geistes, und alles das stellt er als beschämendes Vorbild den haltlosen und verräterischen Assimilationsjuden Deutschlands gegenüber. Gewiss, er meint, man werde die aufgespeicherte Kraft der Ostjuden frei machen und bilden müssen. Das aber könne nur in ihrem eigentlichen Vaterland geschehen, in Zion, das auch das eigentliche Vaterland der deutschen Juden sei. Wenn die es verleugnen, so verleugnen sie ihr Blut und also ihre Natur ... Aber die menschliche Natur, die entscheidend menschliche und nicht ihr allgemein animalischer Teil, ist doch der Geist! Aber ich habe doch dieses ostjüdische Volk auf den Strassen und in den Ländern beobachtet, die Droschkenkutscher, die Verkäufer, die Friseure, die schreienden Zeitungsjungen, die spielenden Kinder, und zwei Jahre danach auch die «Lernenden» in einer Wilnaer Talmudschule – habe ich mehr Gemeinschaft mit ihnen als mit den Kutschern, den Kindern, den Zeitungsjungen, den Fischern in Neapel? Gemeinschaft der Blutkörper und der Hautfarbe habe ich mit den Leuten in Kowno und Neapel, Gemeinschaft des Geistes nur mit dem, was europäisch, engste und letzte Gemeinschaft nur mit dem, was deutsch ist. Immer ist mir die Gesinnung verhasst gewesen, die aus Gronemanns Buch spricht, und heute ist sie mir verhasster als je, denn sie gibt Hitler recht und hat ihm vorgearbeitet, und manchmal ist es mir wahrhaftig zweifelhaft, ob ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen einem Nationalsozialisten und einem Zionisten ...

Nun werden gewiss nicht alle Mitglieder des Intellektuellenklubs Zionisten gewesen sein wie Gronemann und Zeller, aber sehr stark muss sich diese Strömung doch geltend gemacht und sehr selten dürfte das Thema Zion an den Vereinsabenden gefehlt

haben. Wie hätte ich da meine Herzensmeinung unterdrücken, wie sie ausdrücken können, ohne in den Verdacht der Heuchelei zu geraten?

Persönlich bin ich nur mit zwei der damaligen Grössen im Pressequartier, mit Struck und Eulenberg, auf einen Händedruck und ein Dutzend Worte zusammengekommen. Der Maler Struck, lang, hager, ältlich, mit langem, magerem Gesicht und schwermütig gütigen dunklen Augen, erinnerte an die Gestalt des Don Quijote, aber mehr an den ganz vergeistigten und idealisierten Don Quijote Unamunos als an das komische Original des Cervantes.

Der Dichter Eulenberg war als Erscheinung Strucks völliges Gegenspiel: Sein blonder runder Jungenkopf mit den vollen Backen strahlte vor Frische und Vergnügtheit, sein tadellos gleichmässiges Gebiss funkelte in Weiss um die Wette mit dem Gold einer vereinzelter, aber vordringlichen Plombe. Doch was mir von unserer kurzen Begegnung als Charakteristischstes im Gedächtnis haftet, ist der Umstand, dass Eulenberg, gerade vom Bahnhof kommend, mit Zeller und mir von einer Droschke herab sprach. Ich sehe noch den jüdischen Kutscher mit dem flachen Zylinder, das struppige Pferdchen unter dem hohen Jochbogen, das elende Gefährt. Immer war Eulenberg für mich ein Ankommender, immer ist er das geblieben, nie ist er sozusagen aus der Bahnhofsdroshke ausgestiegen. Ich weiss noch, wie mir 190g ein begeisterter Primaner in einem jüdischen Literaturverein Westfalens zuerst seinen Namen nannte. «Sie müssen Herbert Eulengergs ‚Schattenbilder‘ lesen, er ist der kommende Mann!» Dann schrieb Bab voller Lob über den Dramatiker Eulenberg. Er werde noch Grosses leisten, er sei «der kommende Mann». Dann las ich in Driburg seinen «Münchhausen» und fand das Stück aus gut und unreif gemischt. Dann hat er noch manches produziert, und alles hatte dichterischen Wert, aber das Höchste und den vollen Ruhm hat er nie erreicht, und immer ist er «der kommende Mann» geblieben, bis es still von ihm wurde ... Weil ich schon die Zeitordnung durchbrochen habe: Vor einigen Wochen hörte

ich nach sehr langer Pause einmal wieder seinen unmodern gewordenen Namen nennen. «Ich habe was Hübsches für meine Tochter aufgetrieben, natürlich etwas Unerlaubtes und unter dem Ladentisch zu Verkaufendes, Eulenbergs ‚Schattenbilder‘», sagte mir der frühere Lektor und Kollege Leonhardi, der so tapfer ist, mich auf der Strasse zu grüssen und sogar anzusprechen. «Die ‚Schattenbilder‘ liebe ich auch sehr», antwortete ich, «aber warum sollten sie unerlaubt sein?» – «Ja es ist doch ein Heine dazwischen; so etwas darf man nur heimlich an sichere Leute verkaufen.» –

Dass ich in Kowno so wenige von den dichtgesäten Intellektuellen kennenlernte, lag nicht nur an dem Verpassen des Klubabends und der Kürze meines Aufenthalts, sondern mehr noch an der Geldnot, in die ich durch den Zwist mit meinem Bruder Berthold geraten war. Das besondere Vorrecht der Presseleute bestand ausser in dem freien Ausgang bis ein Uhr nachts in der Selbstbeköstigung. Hierfür erhielt der «Mann», die Löhnung einberechnet, täglich zwei Mark fünfzig. Es gab in Kowno eine ganze Reihe deutscher, polnischer, litauischer, jüdischer Restaurants, Mittagstische und Konditoreien; in allen ass man reichhaltiger, interessanter und wesentlich teurer als in den Soldatenheimen, auch hob man sich stolz aus der namenlosen Masse der Besatzungsarmee, wenn man diesen Heimen fernblieb. Ich habe einmal mit Zeller und Ewers zusammen in einer kahlen litauischen Gaststube gegessen; die Fenster hatten keine Vorhänge, die Tische keine Tischtücher, die Servietten und der gedielte Fussboden waren schmutzig. Das Fleisch und die Klösse triefen vor Fett, wurden aber von Zeller und mir als «ethnologischer Frass» bewältigt und nachher durch einen starken Schnaps unschädlich gemacht, während der magenleidende Ewers sich nach dem ersten Bissen entsetzte. Zeller sagte, wir müssten mindestens am Sonnabend im jüdischen Restaurant speisen, das sei der wahre Genuss und lohne die hohen Kosten. Mir waren sie zu hoch, ich ass in der namenlosen Masse.

Einmal verirrte sich doch ein Angehöriger des Presseamts in mein Soldatenheim; es war der junge Mensch, der mich am ersten

Tag als Bekannten vom Café des Westens her hatte begrüßen wollen. Er setzte sich zu mir und redete zutunlich auf mich ein. Er sei Börsenmakler in Berlin, er sei schon während der Ausbildung in der Kaserne erkrankt und dann hierhergeschickt worden, weil seine Familie aus dem Osten stamme und er vom Elternhaus her Hebräisch und Jiddisch verstehe. Kowno, sagte er, habe eine grosse Zukunft, wenn es jetzt zu Deutschland komme, aber um Tilsit tue es ihm leid. Es freute ihn, dass ich das nicht verstand, und er belehrte mich ausführlich. Tilsit sei Umschlagplatz für den Holzhandel, dahin kämen alljährlich die Holzhändler aus Russland. Werde nun Kowno deutsch, dann trete es in diesem geldschweren Punkt an Tilsits Stelle. Ich fragte ihn, ob er eine Familie Sebba in Tilsit kenne. «Aber natürlich! Die alten Sebbas sind eingewandert wie meine Eltern. Der alte Sebba ist in sehr guten Verhältnissen vor ein paar Jahren gestorben, Max Sebba sitzt als Arzt in Danzig, Julius als Anwalt in Königsberg, der jüngste Sohn ist noch Schüler, die eine Tochter hat den Medizinalrat Abramsohn in Breslau geheiratet – eine gute Partie von beiden Seiten –, die jüngere, Lene, ist noch zu haben, auch eine sehr gute Partie.» Ich lachte über seine genauen Auskünfte, denen es nicht an Vermögens- und Mitgiftzahlen fehlte.

Aber im Überdenken erschien mir die Sache weniger komisch, ja sie erschütterte einen Augenblick meine Überzeugungen. Welche Verflochtenheit zwischen den Ostjuden diesseits und jenseits der Grenze! Liess sich die Trennung behaupten, die mir so wesentlich war? Aber ich fand meine Sicherheit wieder. Für mich bestand die Kluft. Ich war in Deutschland geboren, ich hatte nichts anderes eingatmet als deutsche Luft, als deutsche Geistigkeit; ich konnte nichts anderes sein als Deutscher. Ich notierte in meinen Tagebuchbriefen: «,Wäre ich in Paris geboren, ich wäre Christin geworden’, sagte die Mohammedanerin Zaïre. Die kulturelle Atmosphäre entscheidet, nicht das Blut. – Nein, auch das ist mir zu materialistisch, zu unfrei gedacht. Es stimmt vielleicht

für die meisten Menschen, für alle nicht. Wenn mein Ich es will, kann mich die Umgebung so wenig halten wie das Blut. Gibt es einen besseren Deutschen als Franzos' Pojaz, den die Sehnsucht aus Halbasien nach Deutschland führt? Der Geist entscheidet von sich aus ...»

Doch natürlich bewegten mich diese Gedanken ungleich flüchtiger und weniger schmerzhaft als heute. Kowno war ein Kulturstudium und ein Problem, wie es hundert andere allgemeine Kulturstudien und Probleme gab. Und dazu war es eine Ablenkung von der augenblicklich drängenden Sorge. Ich hatte in der Zeitung gelesen, dass die immer noch unbesetzte Posener Professur, auf die ich in Neapel gehofft, Ernst Robert Curtius angeboten worden war. Noch sagte mir der Name Curtius gar nichts, und die ganze Posener Angelegenheit war eigentlich längst meinem Gedächtnis entfallen. Aber jetzt bereitete mir diese Zeitungsnotiz doch eine bittere Enttäuschung. Was wurde aus mir, wenn ich auch bei späteren Kathedervakanzen gegen andere zurückstand? Ich sprach einmal mit Ewers von meiner Furcht vor der Zukunft. Er sagte, das preussische Kultusministerium brauche immer wieder Lehrer für die deutschen Schulen in Lateinamerika, da komme ein Romanist wohl unter, ich könnte mich nach dem Krieg darum bewerben. Das war mir eine nur halbtröstliche Auskunft: Amerika lockte, aber der Schullehrer lockte gar nicht. War mir die Universitätslaufbahn verbaut, dann wollte ich lieber ins Publizistische zurück. Vielleicht fand ich hier im Pressequartier Gelegenheit, alte Beziehungen aufzunehmen, neue anzuknüpfen. Ich hoffte auf den Intellektuellenabend, und das Reiseprojekt lag mir am Herzen. Vorderhand unternahm ich in der bürofreien Zeit, allein oder in Zellers oder Ewers' Begleitung, lange Gänge durch die Stadt und ihre Umgebung.

Die Stadt war klein und wirkte noch kleiner, als sie tatsächlich war. Nach einem Plan, den ich auf Felix' Schreibtisch gefunden (im Handel waren alle Stadtpläne verboten), nannte ich sie den springenden Fisch, denn ganz so, mit Kopf, Schwanz und Rückenflossen, zeichnete sie sich zwischen Njemen und Wilija, den

hier zusammenströmenden Flüssen, ab. Aber das liess sich nur auf der Karte feststellen, sofern man kein Flieger war, da auch hochgelegene Punkte keinen völligen Überblick boten: Die einzelnen Fischstücke waren durch dazwischengeschobenes Land isoliert, durch Erhebungen gegeneinander abgedeckt. Alle Stadtteile, auch der bedeutendste mit der Kathedrale und den Regierungsbauten, mit der Hauptstrasse, die jetzt Kaiser-Wilhelm-Strasse hiess und unter deren Bäumen das deutsche Militär promenierte und die eingeborene Eleganz, die männliche ein bisschen im Stil des Operettenbalkans, die weibliche stark geschminkt und ihr Feuer betonend – durchweg alle Stadtteile trugen den Stempel der Ärmlichkeit. Verliess man die Hauptstrasse, so geriet man rasch und fast überall vom Ärmlichen ins Jämmerliche. Die Privathäuser besaßen zumeist nur ein Stockwerk, oft waren es elende Holzbaracken, die Strassen waren mangelhaft oder gar nicht gepflastert. Gab es einen Bürgersteig, so bestand er häufig aus sehr alten schlüpfrig-schmutzigen Brettern. Einmal begleitete ich Zeller in seine Wohnung. Er hatte zwei Zimmer in einem Hause der Innenstadt, luxuriös durch ihre Ausdehnung und die Stärke der nackt von der Decke hängenden beiden Glühlampen. Das grelle Licht liess die brüchige Dürftigkeit des Mobiliars und seine dick verstaubte Unaufgeräumtheit hervortreten; auf dem ungemachten Bett, auf Tisch und Waschtisch lagen Waffen, Esswaren, Zeichnungen, Malutensilien und Schuhwerk durcheinander. Das eigentliche Charakteristische an diesem Hause aber – Zellers Zimmer in ihrer Mischung aus Unterstand und Bohèmeatelier hätten auch in der Westetappe liegen können –, das Kownogepräge wiesen der Hof und die Toreinfahrt auf. In der Mitte des Hofes war ein Kohlbeet angelegt, das sich bis zu dem Aborthäuschen an der rückwärtigen Mauer hinzog. Viele Kinder, die meisten nur in Hemden, alle nacktfüssig, spielten dort unten mit unglaublichem Geschrei. Fast ebenso laut ging die Unterhaltung etlicher Frauen, die Wäsche aufhängten; ihre Sprache war reich an Gutturalen, in Zürich hätte ich die unverständlichen Laute für Schwyzerdütsch gehalten, hier in Kowno war das be-

stimmt Jiddisch. Zwischen den Frauen und den Kindern über das Kohlbeet hin jagten aufgeregt vier entzückende dunkelgraue Ferkel. Die Eigentümlichkeit der Toreinfahrt erwuchs aus der verwirrenden Menge der aufgehäuften menschlichen und hündischen Exkreme; sämtliche Kinder und Hunde des Viertels schienen sich hier zu betätigen.

Die Gänge durch die Armutsquartiere mit ihrem Typengemisch waren immer wieder interessant, die Gänge in der Umgebung waren wunderschön. In der Stadt war ich viel mit Zeller zusammen, der Köpfe suchte und die Landschaftsmalerei ein wenig zu verachten schien – «Trübner», sagte er, «fragt jeden Anfänger, ob er Landschaftler werden wolle oder Maler.» Draussen machte Ewers gern meinen Begleiter.

Wir hatten glühheisses, von mehreren Gewittern abgesehen, strahlendes Sommerwetter. Mit ihren Sandhügeln, ihrem Wasser, ihren dunklen Wäldern war die Gegend durchaus märkisch, vielleicht grossartiger als die Mark. Vielleicht – ich habe mich schon damals gefragt, ob ich wirklich den Eindruck des Grossartigeren empfang oder ihn mir nur suggerierte, weil ich um die Enge der Mark und die Weite des Ostraums wusste. Gewiss, einen so breiten Strom wie den Njemen besaßen wir nicht bei Berlin, aber dem Auge tat etwa der Müggelsee den gleichen Dienst.

Was mir vom Njemen unauslöschlich in Erinnerung geblieben, ist weniger seine Breite als die sanfte Unwiderstehlichkeit seiner Strömung. Ich schwamm in der für das Militär auf weissem Strand errichteten Anstalt. Man hatte einen reichlichen Raum abgesteckt, der nicht überschritten werden durfte. Etwa in der Flussmitte war Flechtwerk verankert, und abwärts waren Pfähle eingerammt. Aufwärts brauchte man keine Grenze festzulegen: Unmöglich, gegen den Strom zu schwimmen, es bedurfte aller Kraft, um sich nur einigermaßen auf einem Punkt zu behaupten. Ich nahm mir vor, in gerader Linie zu dem Flechtwerk hinüberzuschwimmen, und kam tief unten, dicht bei den Grenzpfählen an, ohne im Geringsten gespürt zu haben, wie ich abgetrieben wurde.

Ich watete vom Strand her in das ganz allmählich tiefer werdende Wasser, und als es mir zu den Achseln reichte, die Schultern blieben noch frei, stellte ich mich mit der Brust gegen den Strom. Unmöglich zu stehen: Etwas drängte mich, einen Schritt und immer wieder einen Schritt zurück zu tun. Es war kein Stoss, kein Ziehen, kein Druck, ich hörte kein Rauschen oder Glucksen, ich sah nicht einmal ein Strömen, höchstens ein sanftes Gleiten. Es war ein spukhafter Zwang, eine wesenlos jenseitige Gewalt. –

Noch war mir alles an Kowno neu und vieles rätselhaft, da ging mein Aufenthalt schon zu Ende. «Wir tun demnächst eine Prüfungsstelle für die Einfuhr deutscher Bücher nach Ober-Ost in Leipzig auf», sagte mir Neumann-Hofer, «ich übernehme die Leitung, wollen Sie als Zensor mit mir gehen?» Ich stimmte mit einer Beglücktheit bei, deren Grund ich nicht mehr anzugeben brauche und die allenfalls durch das «Demnächst» gedämpft wurde – man wusste ja, was das im militärischen Sprachgebrauch bedeuten konnte – und durch den Geruch der Ode, der Leipzig für uns beide anhaftete.

«Demnächst» erwies sich diesmal als «unvermutet bald». Nur zwei Ereignisse sind noch aus Kowno zu berichten.

Das eine, rein negativ, hätte mir den Abschied erleichtern können, wenn dies nötig gewesen wäre. «Der Glanz ist von Kowno genommen», berichtete Leutnant Opelt, «wir sinken vom Hauptquartier zum Etappennest. Der Stab verkrümelt sich, und heute soll Hindenburg selber schon abgereist sein, es heisst, er übernimmt den Oberbefehl des ganzen Heeres.» – «Schade, ich habe immer noch gehofft, ihn einmal zu sehen.» – «Das wäre Ihnen doch nicht geglückt. Seit dem Dynamitanschlag hat er sich nicht mehr gezeigt. Immer von der Haustür unter Bedeckung ins geschlossene Automobil.» (Übrigens habe ich auch Ludendorff nie zu Gesicht bekommen, nur seine Unterschrift ein dutzendmal.)

Das andere Ereignis war ein Gottesdienst in der Kathedrale, nach Landsberg und Le Plouich mein dritter und letzter Kriegs-

gottesdienst. Man hatte die mit vielen Heiligenbildern auf Goldgrund gezierte Kirche ein wenig protestantisch und militärisch hergerichtet, rohe Sitzbänke waren im Längs- und Querschiff, eine Sprechkanzel dicht vor den Bänken, ein einfacher Altar mit Trommeln und Gewehren als Seitenschmuck vor dem prunkvollen Hochaltar aufgestellt worden. Viele hundert Soldaten, alle in vertragenem Graugrün, füllten die Kirche, die wenigen Offiziersuniformen, die ganz vereinzelt Zivilanzüge gingen in dem graugrünen Meer unter. Und Orgelspiel und Gesang gingen unter in dem Bläserchor, der mit ungeheurem Schall aus grosser Höhe dröhnte. Der Geistliche im Talar sprach über die innere Kraft, bediente sich unbiblisch moderner Wendungen und gipfelte seine Predigt, sicherlich ahnungslos, in der zweischneidigsten Mahnung. Die innere Kraft, die moralische Stärke, sagte er, werde diesen Krieg entscheiden, Heldenmut vorm Feinde hätten die deutschen Soldaten oft und oft bewiesen; aber Zivilcourage, habe Bismarck erklärt, werde unter den Deutschen seltener angetroffen, und so sei aufs Innigste zu wünschen, dass die andächtigen Hörer ihre im Schlachtendonner gereiften Überzeugungen auch nach Friedensschluss festhielten und mannhaft verträten ... «Weiss der Herr Pastor nicht», schrieb ich an meine Frau, «wie diese Überzeugung in neunzig von hundert Fällen aussieht?»

Am Dienstag darauf, dem 1. August, sass ich allein über meinem Katalog. Ewers hatte sich frei gemacht, «um ein wichtiges Aktenstück zu Haus in völliger Ruhe zu erledigen». Leutnant O-pelt kam mir Gesellschaft leisten. Eigentlich, meinte er, sei das Katalogisieren keine Arbeit für mich, das könne auch jeder Schreiber leisten – nun, nächste Woche werde der Leipziger Betrieb aufgenommen, der wichtigste Mann, der Bürofeldwebel, sei schon zur Stelle. Am liebsten führe ich gleich, sagte ich. «Ich will meine Frau in Königsberg abholen, und ein Ausflug an die Ostsee bei dieser Hitze ...» – «Als vorbeugende Stärkung für das hungrige Sachsen» (zum erstenmal hörte ich vom «hungrigen» Sachsen sprechen), «das müsste sich doch machen lassen, Herr Dok-

tor.» – «Aber ich kann den Hauptmann nicht um Urlaub bitten.» – «Ich höre ihn eben kommen, vielleicht kann ich's ihm zuflüstern.»

Eine Viertelstunde danach trat Neumann-Hofer herein. «Urlaub kann ich Ihnen nicht geben, aber Reiseorder nach Leipzig. Sie haben dort am 7. August anzutreten und können hier abreisen, sobald Sie reisefertig sind.» – «Das bin ich, Herr Hauptmann. Packen geht schnell.» – «Aber Entlausen nicht.» – «Ich bin doch ganz läusefrei.» – «Aber ohne Entlausungsschein kommen Sie nicht durch die Bahnsperre.»«

Es gelang mir, noch um sechs Uhr, als man die Anstalt eben schliessen wollte, gereinigt zu werden. Für meine Person war es nur ein Seifenbad mit nachfolgender Dusche, aber für meine armen Sachen eine Dampfdesinfektion, die ihnen traurige Verblichenheit und Schlaffheit hinterliess.

Am nächsten Morgen überraschte ich meine Frau beim Frühstück. Diesmal konnte ich Königsberg gründlicher geniessen als auf der Ausreise. Musik in Strömen wie in Wilmersdorf (Klavier und Cello, Beethoven und Grieg), die alte Freundschaft mit Sebba durch Duzbrüderschaft bekräftigt, die Speichergassen, das Hafentreiben, das grossstädtische Leben, ein viel bewegteres als in dem über doppelt so grossen München, Bad Rauschen mit seiner hohen, zerklüfteten Küste, seiner starken Brandung, auf allen Strassen, in allen Läden, Kaffeehäusern, Restaurants, in allen Volksschichten der mir zum Herzen gehende Dialekt und Tonfall, allgegenwärtige Symphonie, was ich bisher nur in Einzelstimmen gehört, und immer wieder Beethoven und Grieg: Es wäre vollkommen schön gewesen ohne den Druck des unseligen Zwistes, es war auch so schön genug, und das Carpe diem wurde uns ja seit zwei Jahren durch den Krieg eingehämmert.

Am 6. fuhren wir dann ins «hungrige und öde Leipzig», das uns von allem Anfang an sehr angenehm enttäuschte: Den Hunger haben wir dort erst viel später kennengelernt, die Ode nie.

Wenn man als Fremder nach München kommt, ist man geblendet; wenn man dort wohnt, ist man bald alle Illusion los. Mit Leipzig verhält es sich genau umgekehrt. Erst bietet es gar nichts, nachher alles. Es ist uns mit ihm und den Sachsen ergangen wie mit Neapel und den Italienern: Wir kamen mit grosser Voreingenommenheit hin und wurden entwaffnet, bekehrt, gewonnen. Dieser Hymnus ist mitten im Kohlrübenwinter 17 geschrieben, zu einer Zeit also, da wir aufs Ernstlichste hungerten und froren, da Leipzig nicht mehr den Reiz der Neuheit für uns hatte und da die Freunde, die uns später an die Stadt banden, noch nicht aufgetaucht waren.

Worauf eigentlich gründete sich mein, nein, unser früheres Vorurteil gegen Leipzig? Wirklich nur auf jene Droschkenfahrt von Bahnhof zu Bahnhof durch physiognomielose Strassen im Jahre 1910? Und auf die kleine, reizlos illustrierte Stadtmonographie, die wir einmal in der kleinen Konditorei am Paderborner Dom gelangweilt durchblättern? Sicherlich hat dies beides unsere Abneigung verstärkt, aber es hat doch eben nur das bereits vorhandene Gefühl bestätigt. Nein, es war das gemeingermanische Vorurteil gegen Sachsen, das uns beherrschte. Wenn ich sagen sollte, warum vor allem ich mein «Dix-huitième» so sehr liebe, dann würde ich antworten, um seines Kampfes willen gegen das préjugé. Aber wer macht sich frei von Vorurteilen, und wenn er auch noch so sehr darum bemüht ist? Dass die Katzen nicht tückisch, dass die Esel nicht dumm, dass die Italiener nicht falsch und schmutzig sind, hatte ich gelernt. Aber dass die Sachsen ein philiströses, ein kleinlich geschäftiges, ein nüchternes und ziemlich lächerliches Volk in einem nüchternen Lande seien, das glaubten wir trotz der hübschen Rochlitzer Erfahrungen noch immer einigermassen, und dass Leipzig den Gipfel der sächsischen Nüchternheit bedeute, das glaubten wir ja doch aus eigener Anschauung zu wissen.

Und was hat mich nun Leipzig lieben gelehrt, in dem wir alles in allem länger gewohnt haben als in München? Meine Empfäng-

lichkeit für die äussere Form ist nur schwach, und so gilt für mich wahrscheinlich noch mehr als für viele andere, dass ich eine Stadt schön oder hässlich finde je nach den Erlebnissen, die ich in ihr gehabt. Danach könnte ich mir wohl einwenden, mir habe Leipzig gefallen, zuerst weil ich dort wieder ein Zuhause und zusagende Arbeit fand, später wegen meiner friedlichen Theaterkampagne mitten im Kriege, zuletzt wegen des Verkehrs mit einer Reihe markanter Menschen, und das alles hätte sich mir ganz ebenso innerhalb manch anderer Stadt bieten können. Dennoch: Leipzig selber hat mich immer wieder erwärmt und mir je länger, je mehr imponiert. Imposant war gleich im Einfahren der neue Bahnhof. Eine solche Anzahl von Schienensträngen, eine solche Riesenhalle hatte ich noch nicht gesehen. Und dann der gewaltige Bau von aussen. Irgendwie erinnerte er mich an das Haus Wertheim, den Messelbau in Berlin. Ich weiss nicht, ob sich der Vergleich fachlich rechtfertigen lässt, ich vermag ihn auch nicht durchzuführen. Aber der Messelbau und der Leipziger Bahnhof, das waren und bleiben für mich die ersten architektonischen Merkmale des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie waren überall licht und hoch, einfach und mächtig, sie waren schön durch reine Zweckmässigkeit, sie dienten einer flutenden Masse. Danach imponierte mir der Sternzipfel der Wissenschaft. Aus dem Kreisrund des älteren und alten Leipzig wachsen die neuen Vorstädte mit ihren vielen Grünanlagen wie einzelne Sternzacken. Die eine dieser Zacken ist ganz aus den weissen Bauten der Universitätsinstitute und -kliniken gebildet. Am Ende dieses Zipfels lag, eben fertiggestellt und noch nicht dem Verkehr übergeben, die Deutsche Bucherei, die mir im Stil dem Bahnhof verwandt schien. In ihr sollte ich den grössten Teil meiner Leipziger Zeit verbringen. Und in der Innenstadt imponierten mir die amerikanisierenden Messpaläste. Gewiss drückten die weissen Massen des zwanzigsten Jahrhunderts ein wenig pietätlos auf das alte Leipzig. Meine Frau, die die schönen Häuser der früheren Jahrhunderte auszukundschaften und mir dann zu zeigen pflegte, entrüstete sich auch ein paarmal, wenn

ein Zeitungshändler mit seinen Blättern eine schöngeschnitzte Tür verhängt hatte, wenn ein kunstvoller Giebel hinter Firmenschildern verschwand. So wie der alte Pleisseturm vom neuen Rathaus umringt war, so schminkte das neue Leipzig das alte ab; aber nüchtern und nun gar kleinlich konnte man das Neue gewiss nicht nennen, es hatte Gewalt. Und wie der Pleisseturm überall sichtbar blieb, so gab es auch noch sehr gehegte alte Häuser. Schade nur, dass sie sich in den Börsenplatz mit dem Denkmal des jungen Goethe teilen mussten. Es gibt ein paar Denkmäler, die ich liebe, die meisten sagen mir wenig oder gar nichts, nur dieses eine ist uns verhasst. Fraglos hat Bescheidenheit niemals zu Goethes Charaktereigenschaften gehört, aber eine solche Arroganz, wie sie aus jeder Linie dieses Denkmals spricht, hat ihm doch immer ferngelegen. Ich bin seit dem Kriege noch manchmal bei kurzen Aufenthalten in Leipzig am Börsenplatz vorbeigekommen, und immer wieder hat mich die Anmasslichkeit des jungen promenierenden Elegants abgestossen. Ich denke mir, der Bildhauer muss die beiden ganz ähnlich Promenierenden, den Goldoni in Venedig und den Voltaire in Ferney, gekannt haben; wenn er sich aber ans Allgemeine dieser beiden Standbilder gehalten hat, so ist er ihrer menschlichen Schlichtheit umso ferner geblieben. Als ich später eine von Seffner selbst geformte Gipsminiatur des Denkmals sah, entsetzte ich mich freilich weniger viel; hier war das Geckenhafte ins Rokokozierliche, die Impertinenz in jugendliche Unbekümmertheit umgebildet, und Saudek sagte mir, nicht ohne leise Konkurrentenbosheit, die Arbeiten Seffners zeigten sich immer in vorteilhafterem Licht, wo sie sich in kleinem Massstab als Werke der Kleinkunst darböten. Aber wie dem auch sei, der junge Goethe auf dem Börsenplatz hat zu meiner Bewunderung Leipzigs bestimmt nicht beigetragen. Und kaum viel weniger als der geleckte Goethe missfiel mir das ungeschlachte Völkerschlachtdenkmal, das ich auf dem Wege zur Deutschen Bücherei täglich vor Augen hatte. In gewissem Sinn sind die beiden gegensätzlichen Monumente miteinander verwandt: dort die Affektation der Eleganz,

hier die Affektation der archaisch gebundenen Riesenkraft. Wenn ich es so im Vorübergehen als getürmte Steinmasse sah, erschien es mir nur abgeschmackt; als ich seine Innenwunder betrachtete, fand ich es lächerlich. Wir nahmen einmal an einer Führung durch die Rotunde teil. Das Denkmal war damals noch sehr neu, eine Menge Menschen strömte herein, und ein alter Mann erklärte alles sehr feierlich und sehr genau: «Diese symbolische Gestalt, besonders ihr gespannter Arm, bedeutet die deutsche Volkskraft, der Kopf wiegt sechshundert Zentner. Die Mutter hier brauche ich wohl nicht näher auszulegen.» Die symmetrischen Zwillinge an den Brüsten dieser ohne Weiteres verständlichen Mutter habe ich später manchmal als Exempel für Bergsons Theorie des Komischen angeführt.

Und noch etwas gefiel mir gar nicht an Leipzig: seine landschaftliche Rahmung. «Überall ein bisschen und nirgend was Rechtes», sagte Kamerad Gehrisher. Er meinte damit das Wasser. Ich memorierte immer die fünf Ströme: die Pleisse, die Parthe, die Elster, die Luppe, die Rietzsch, das waren lauter Wasserfäden, allerhöchstens mühselig im Flachland rinnende Bäche. Der Denkstein für Poniatowskis Tod brachte mich in Verwirrung. Wie konnte jemand auf einem ausgewachsenen Pferd dieses Streifen zu durchschwimmen versucht, wie konnte er hier Platz gefunden haben zum Ertrinken? Ich musste mir erst erklären lassen, dass es hier hundert Jahre zuvor einen richtigen und angeschwollenen Bach gegeben habe. Aber es war nicht die Ärmlichkeit des Wassers, was mir die Gegend so unbefriedigend erscheinen liess, es war ihre Unentschiedenheit. Wie sich die Landschaft da zwischen den Stadtzacken und noch weit hinaus dehnte, überall mit geringsten Variationen die gleiche, war es eine nasse Wiese, ein schütterer Sumpfwald, ein feuchter Park? Von allem ein bisschen und nirgends was Rechtes. Doch was kam es mir auf die Umgebung der Stadt, was auf einzelne ihrer Monumente an? Die Stadt als Ganzes fesselte mich, ich spürte immer ihr starkes Arbeitsleben, die grossen neuen Bauten waren nicht in sie hineingesetzt, sondern aus ihr hervorgewachsen, sie wurden pausenlos

und sichtbar von diesem Leben durchspült. Natürlich sah ich anfangs fast ausschliesslich und auch nachher vor allem den buchhändlerischen Teil dieses Lebens. Dann sagte mir Wohricek einmal, wie sehr der Pelzhandel im Vordergrund stünde, und nun bekam ich Augen für den Brühl, wo die Ostjuden in schweren seidenen Kaftanen auf offener Strasse ihre grossen Geschäfte abschlossen. Und dann kam die grosse allgemeine Flut der Messe. Das Schein- und Krampfhaftige ihres Wesens während der Kriegszeit wurde mir nicht sofort klar, sie schien mir zuerst wahrhaft bedeutend. Aber mein eigentliches Tagebuchkompliment für Leipzig hiess hinterher: Die Flutwelle der Messe hat sich verlaufen, und es ist doch keine Ebbe eingetreten. Leipzig kennt keine Ebbe.

Doch meine allererste Liebe zu Leipzig ging durch den Magen. Überall herrschten schon Esssschwierigkeiten, vor dem hungrigen Sachsen waren wir ausdrücklich gewarnt worden, und nun empfing uns, wie wir vom Bahnhof kamen, in der Grimmaischen Strasse die Konditorei Platen mit ihrem noch ganz und auf lange hinaus unverfälschten Kaffee, ihren vielen Torten, ihren Bergen von Streusel- und Käse- und Kartoffelkuchen! Bei «Platen» sind wir so heimisch geworden, dass ich meine Leipziger Jahre fast in die zwei Phasen der stilleren Platen- und der bewegteren Merkurzeit teilen möchte. Aber bei so grosslinigem Zusammenfassen und Abgrenzen geht immer ein Mittleres, Übergleitendes verloren. Wohl ist unsere leidenschaftlichste Leipziger Zeit mit dem Café Merkur verbunden, aber wir waren doch schon weit von der anfänglichen Stille entfernt, als wir uns endlich von «Platen» trennten. Durch mehr als ein Jahr spielen die «Platenstudien» in meinen Notizen eine ungeweine Rolle. Von Anfang an war ich mir dessen bewusst, dass hier jede kleinste Einzelheit kulturhistorischen Wert besass. Heute scheint es uns manchmal sogar, als habe sich dieser kulturhistorische Wert verdoppelt, da sich Vergleiche mit der gegenwärtigen Lage anstellen lassen und sich auf solche Weise Prognosemöglichkeiten ergeben. Aber dann sehe ich jedesmal, wie schwer, wie fast unmöglich jedes exakte Vergleichen

und wie dirnenhaft alle Statistik ist. Der lange, schmale Raum der Konditorei, die durch den Aushang vieler Journale und einiger Zeitungen auch mit den eigentlichen Kaffeehäusern konkurrierte, war immer von wechselndem Publikum überfüllt. Nur ein Tisch im Hintergrund bot tagein, tagaus dasselbe Bild: Er war der Stammtisch etlicher Feldwebel. Nie war er ganz unbesetzt, mindestens zwei, bisweilen ein halbes Dutzend Feldwebel sassen dort immer und hatten grossen Verzehr. Nie sahen wir, dass eine Zecher an diesem Tisch bezahlt wurde, oft sahen wir Herrn Platen in freundschaftlichem Gespräch dort stehen. Er war ein Mann im ersten Anfang der Dreissig – ich wunderte mich, dass er noch nicht eingezogen war. Erst Monate später erschien er in Uniform. Aber er erschien nicht nur, er blieb auch, er war ein ständig beurlaubter Landsturmmann, und der Stammtisch der mächtigen Feldwebel – ein Feldwebel war in tausend Dingen schicksalsgewaltiger als ein General – florierte weiter. Anderwärts wurde der ohne Brotmarken abgegebene Kuchen schon knapper, bei «Platen» häuften sich bis gegen Ende des Jahres 16 die immer erneuerten Berge. Auch das schien mit dem Tisch der Feldwebel im Zusammenhang zu stehen. Einmal, wir waren schon als gute Kunden geschätzt, aber noch nicht in alle Geheimnisse eingeweiht, beging ich einen faux pas. Unter allen verlockenden Kuchen lockte am meisten der Käsekuchen. Die Quarkfüllung leuchtete ganz unverkennbar zwischen den Teigschichten. «Bitte je zwei Käsekuchen, Herr Ober ...» – «Wir haben keinen.» – «Dort steht er doch.» – «Ach Sie meinen den Cremekuchen.» Leiser und vorwurfsvoll: «Für Käsekuchen besteht doch Backverbot.» Auch die Herren Feldwebel hielten sich an den Cremekuchen. Das Reformationsfest, am Eingang des Kohlrübenwinters, wurde ein grosser Sieg für Herrn Platen. Jeden Sonntagnachmittag pflegten die Besucher familienweise mit Kinderscharen hereinzuströmen, der Reformationstag übertraf alle Sonntage. Der Ober erzählte uns bewundernd: «Herr Platen übertrifft sich heute selber. Er hat

gar kein Personal mehr in der Backstube, er ganz allein ist beurlaubt. Er bäckt und bäckt – alles verschwindet gleich wieder. Er will für die Abendgäste noch zwanzig Torten fertigstellen.» Dennoch verminderten sich auch Platens Vorräte. Aber beurlaubt blieb er ständig, und der Tisch der Feldweibel wurde nicht leerer. Jetzt taten die Stammgäste gut, sich am Nachmittag ihren Kuchen für den Abend, am Abend für den nächsten Nachmittag reservieren zu lassen. Dann rückte der Kaffee immer mehr von echt zu unecht hinüber, dann wurde die Schokolade immer hellfarbiger, dann gab es keine Schokolade mehr, dann rückte die Anzahl der reservierten Kuchen vom Plural in den Singular. Aber bei alledem war Platen doch immer noch besser versehen als seine Kollegen, und dass die Preise von Fünfer zu Fünfer anstiegen, war überall der Fall. Die Gäste drängten sich, als sei alle Tage Reformationsfest, als sei alle Tage Messe. In allem Andrang bleibt der Tisch der Feldweibel reserviert. Aber eines Tages waren die Zeitschriften und Zeitungen verschwunden. «Damit die Gäste nicht so lange sitzen», erklärte uns der Ober, «wir brauchen die Tische.» Damals waren wir schon nicht mehr die alten Habitués der Konditorei. Jetzt gingen wir endgültig ins «Merkur» über. Platens Name verschwand aus meinem Tagebuch. So viel mir aber bekannt, hat sich Herr Platen dank des Feldweibeltisches allen Revisionen zum Trotz im Garnisonsdienst und in seiner Backstube bis ans Kriegsende behauptet.

Bei «Platen» also wurden wir zuerst für Leipzig erwärmt: Ich liess meine Frau in der Konditorei sitzen, ging ins Buchhändlerhaus mich melden, wurde freundlich aufgenommen und erhielt sofort die Erlaubnis zum privaten Wohnen. Kaum eine Stunde später waren wir untergebracht, nur wenige Schritte von meiner vermeintlichen Arbeitsstelle entfernt. Die Hospitalstrasse besteht aus wenig schönen Mietskasernen, und die Nummer 16 war nicht schöner als alle anderen Nummern. Die Aborte des alten Hauses lagen ausserhalb der Wohnungen auf halber Treppenhöhe, es besass keine Gasbeleuchtung (und elektrische natürlich erst recht

nicht). Aber die weisshaarige Frau Bartels, Witwe eines Postsekretärs, wie sie uns gleich erzählte, machte auf uns den besten und reinlichsten Eindruck, und das Zimmer, das sie uns anbot, war tadellos sauber und anständig eingerichtet. (Wanzenfreiheit wurde unter Eidschwur zugesichert.) Es war nur ein Zimmer und eigentlich für eine Person berechnet, aber ein zweites Bett liess sich halbwegs bequem hineinstellen. Ich weiss nicht, wo Frau Bartels dies zweite Bett hernahm. Sie selber hatte ausser diesem Staatszimmer mit Plüschsofa und Tisch, Spind und Waschkommode und richtigem ausgewachsenem Schreibtisch nur noch eine dürftig möblierte Kammer und eine künstliche oder Notküche, nämlich einen zu jeder Tageszeit mindestens halbdunklen, vom Korridor abgetrennten winzigen Raum, in dem ein Grudeofen wie eine ewige Lampe ständig glühte. Was uns an dem Zimmer ausser der Wirtin, der Sauberkeit und dem billigen Preis gefiel – fünf- undzwanzig Mark im Monat, und darin war noch die Bedienung und der Morgenkaffee für uns beide einbegriffen! –, war die Aussicht ins Grüne: Der alte, zum Teil in einen Schmuckplatz aufgelassene Johannisfriedhof lag uns gerade gegenüber. Hier hat meine Frau manche Sommer- und Herbststunde verbracht, während ich im Dienst war, hier zu Füssen eines Grabes aus dem achtzehnten Jahrhundert die erste Umwandlung eines Blumenbeetes in ein Gemüsebeet gesehen. Kurz darauf beobachteten wir die gleiche Metamorphose auf vielen Schmuckplätzen und Grünrändern längs der Strassen. Mit einer Art trotzigen Maskenvergnügens zog ich in diese Enge. «Wie 1905 in der Dennewitzstrasse», sagten wir uns, und wirklich erinnerte manches in unserer neuen Lage an die damaligen Anfänge. Nur dass ich eben jetzt Soldat war und täglich meine neun Dienststunden zu leisten hatte, wirklich ausgefüllte sogar, mindestens in den ersten Wochen. – Im nahen Buchhändlerhaus geschah das ganze zwei Tage. Dann siedelten wir, die neunköpfige «Prüfstelle Leipzig des Buchprüfamt beim Oberbefehlshaber Ost» in die Deutsche Bücherei über, wo noch rings um uns leidenschaftlich gehämmert, gescheuert, gemalt und gemauert wurde – denn vieles sah noch unfertig aus,

und auf den 2. September war die Einweihung in Gegenwart des Königs festgesetzt. Zwei stattliche Zimmer und ein langmächtiger Saal wurden der Prüfstelle zugewiesen. Der Saal wirkte in seiner Kahlheit besonders gross: Vor fünf hohen, nackten, weit voneinander entfernten Fenstern, die auf typischen Grosstadtstrand blickten, auf Laubengelände, Gasanstalt und Maschinenhalle, standen fünf breite Tische, und das war die ganze Einrichtung. Hier sassen die fünf Lektoren, Ehrlich, Gehrischer, Schwilgin, Wohricek und ich. Im Nebenraum, meinem Platz zunächst, hauste das Büro, der kleine Feldwebel Mayer mit dem vom Kieferschuss verzerrten Mund, der immer theatrale Unteroffizier Mohr und die Ordonnanz Blum mit dem blassen, aufgeschwemmten Kindergesicht, kein Maler wie Zeller, sondern eine richtige Ordonnanz, im Zivilberuf Hausdiener. Er war die Hilfsbereitschaft selber, teils aus offener Gutmütigkeit, teils aus Sorge um seinen guten Posten. Der dritte Raum war schon ganz so eingerichtet, wie es sich für ein Chefzimmer geziemt, mit schwerem Sofa, schwerem Tisch und Klubsessel, sogar ein Teppich war schon über den Linoleumboden gelegt. Hier sollte unser Hauptmann residieren, und manchmal war er auch wirklich anwesend. Aber wie wenig er das Zimmer benutzte, dafür habe ich einen sicheren Beweis. Unser Lektorensaal, der sicherlich nach dem ursprünglichen Plan der Aufstellung von Büchern dienen sollte, wurde durch starke Bogenlampen von der Decke her erleuchtet. Mir war das beim Lesen sehr störend. Tischlampen fehlten, auch ein Steckkontakt war nur von meinem Platz aus zu erreichen. Sooft nun Neumann-Hofer abwesend war, konnte ich mir die Lampe aus seinem Zimmer holen. Den ganzen Winter 16 zu 17 über habe ich das Tischlicht nur einen einzigen Nachmittag zu entbehren gehabt. (Im nächsten Winter war besser für die Prüfstelle gesorgt, sowohl was die Lampen als was den Chef anlangt.) Aber am Tage nach unserem Einzug in die Deutsche Bücherei schwang sich Neumann-Hofer doch zu einer längeren Ansprache an sein Personal, insbesondere an die Herren Lektoren auf. (Wie-

viel Eifer und dankbare Anhänglichkeit war aus diesen der Kaiserne entronnenen Landsturmännern durch das blosse «Herr» herauszuholen!) Inhaltlich gab er uns natürlich keine anderen Weisungen, als ich sie neulich von Ewers erhalten hatte; aber es klang bei ihm alles recht spöttisch: «Wir müssen das üble Spiel nun einmal mitmachen», schien er immerfort sagen zu wollen. Selbstverständlich, sagte er wörtlich, müssten unsere Zustände, soweit sie den eroberten Provinzen geschildert würden, durchweg «engelhaft» sein, jede andere Schilderung komme für Ober-Ost nicht in Betracht. Unsere eigene Ansicht tue nichts zur Sache – «ich muss zum Beispiel meinen lieben Fraktionsgenossen Neumann gelegentlich verbieten». Er verteilte die Arbeit derart, dass alles Politische und Historische an den Rechtsanwalt Wohricek und mich fiel. Als Hilfe für einfache Fälle war uns Schwilgin beigegeben, der Redakteur einer kleinen freisinnigen Zeitung in Frankfurt an der Oder. Die Belletristik wurde Ehrlich und Gehrischer überlassen. Ehrlich war Kabarettist, witzig und vollkommen unverfroren. «Ich komme auch für Sexualwissenschaft in Frage, Herr Hauptmann», und Neumann-Hofer erwiderte lachend, daran zweifle er nicht. Der ruhige, etwas bedrückte Gehrischer endlich war Angestellter der Deutschen Bücherei und konnte nur einen Teil seiner Dienststunden auf die Zensortätigkeit verwenden. Meist war er auf Suche, bald im Katalogzimmer oder den Bibliothekssälen, bald am Telefon oder unterwegs. Die Arbeit der Prüfungsstelle war nämlich derart organisiert, dass die Zentrale ihre Forderungslisten unzensurierter deutscher Bücher übersandte. Dabei handelte es sich zumeist um neuere oder ganz neue Erscheinungen. Nun enthielt die Deutsche Bücherei grundsätzlich alles, was in Deutschland seit dem 1.1.1900 erschienen war, und der deutsche Buchhandel hatte sich verpflichtet, ihr von allen weiteren Veröffentlichungen Exemplare zukommen zu lassen. Aber ganz fertig war sie im August 1916 auch wohl in ihrem eigentlichen Bibliothekswesen noch nicht, auch griffen manche Bestellungen hinter das Jahr 1900 zurück, und Gehrischer, der für

die Heranschaffung des Zensurstoffes sorgte, meist allein, nur manchmal von Mohr unterstützt, hatte also wesentlich mehr und weniger glatte Arbeit zu leisten als sonst ein im Leihverkehr beschäftigter Bibliothekar. Ich selber war anfangs so stark beschäftigt und auch so ausgefüllt, dass ich gar nicht mehr an [ein Wort unleserlich] erinnert wurde. Ich konnte für Stunden vergessen, dass ich den Raum mit vier anderen Lektoren teilte, ich konnte zu Hause ausführlich von meiner Zensortätigkeit erzählen. So viel ich tagsüber davon erledigte – der Bücher- und Broschürenstapel auf meinem Tisch war eher im Wachsen als im Abnehmen. Übrigens wurde ich von keiner Seite gehetzt oder kritisiert. Nur manchmal erschien der ewig aufgeregte Mohr, die oder jene Broschüre sei vordringlich. Der Hauptmann kam, falls er sich in Leipzig befand, auf eine Stunde ins Büro und unterzeichnete die Gutachten in den meisten Fällen ohne Nachprüfung. Beanstandet hat er nur eines meiner Urteile. Zu Diskussionen kam es vor Ostern 17 nicht. Nur einmal stiess ich mit Mohr zusammen, dem die Rücksendung der fertiggestellten Listen übertragen war. Er kam stürmisch an meinen Tisch, ich musste das Verbot einer Broschüre zurücknehmen. – «Warum, das kann doch kein dienstlicher Befehl des Herrn Unteroffiziers sein?» – «Unsinn, aber der Hauptmann ist wieder verreist. In Detmold (dort war er zu Haus, ich glaube, es war auch sein Wahlkreis), von da will er zum Reichstag nach Berlin, wir schicken ihm alles zur Unterschrift nach. Ihr Verbot ist das einzige auf der ganzen Liste. Statt sie zu unterzeichnen, wird Neumann-Hofer sie in die Tasche stecken, um nachher hier eine Minute in der Broschüre zu blättern. Weiss Gott, wann er sich hier sehen lässt. Darüber kommt den Leuten in Ober-Ost alles um Wochen später zu. Zu spät für den Weihnachtsverkauf.» Ich sah mir die Broschüre noch einmal an. «Grosspolnische Ambitionen». Wenn man anderthalb Augen zudrückte, waren die Ambitionen nur als Wunsch, nicht als strikte Forderungen geäussert. Ich dachte an den Buchhändler in Mitau. Ich sah, dass die Leute allerhand wertvolle Bücher anforderten. Ich schrieb auf

einen neuen Zettel: «Unter polnischem Gesichtspunkt, aber ohne allzu schroffe Ambitionen behandelt: freizugeben.» Damals war ich über mein erstes Zensorstadium schon hinaus. Im Anfang also las ich mit voller Hingabe Seite um Seite. Vieles bereicherte mich ernstlich. Ich hatte das Gefühl, einen Vorbereitungskurs für politische Journalistik durchzumachen. In eine besondere Liste, die ich für mich zurückbehielt, trug ich die Titel der von mir zensierten Bücher ein, darunter, mehrmals in breiterer Ausführung, mein Gutachten. Einige der damals studierten Bücher bleiben mir dauernd wertvoll. Vor allem die Werke des schwedischen Parlamentariers und Professors Kjellén. Seine «Grossmächte der Gegenwart» musste ich verbieten, weil hier die Nationalitätenschwäche Österreichs allzu krass hervortrat; die «Probleme des Weltkriegs» dagegen konnte ich freigeben, weil hier Österreich als ein Schutzwall Deutschlands dem Andringen Russlands gegenüber aufgefasst wurde. Daneben bewunderte ich eine Studie des Baseler Dozenten Baechtold über die geschichtlichen Grundlagen des Weltkrieges. Auch Schriften Paul Rohrbachs über deutsche Wirtschaftspolitik im nahen Orient fesselten mich sehr. Etwa zwei Monate lang bis Ende September führte ich meine Privatliste. Aber schon nach drei, vier Wochen kam es seltener vor, dass ich hier meine in knapper Form abgegebenen Gutachten verwertete, und immer häufiger nahm ich von mir zensierte Schriften gar nicht erst in die Liste auf, und im Anfang Oktober gab ich die Privatliste gänzlich auf. Danach habe ich noch beinahe zwei Jahre den Zensor gemacht und nach Neumann-Hofers Fortgang auch manche lange und bisweilen ärgerliche Diskussion zu bestehen gehabt; aber der gelegentliche Ärger erschien mir immer gleich darauf als Affektvergeudung; im Grunde war ich gegen meine Aufgabe gleichgültig und frei für andere Interessen geworden. Das lag in erster Linie natürlich an meiner Eingewöhnung und Abstumpfung. Wo ich zuerst eine ungeheure Mannigfaltigkeit vermutet, fand ich bald eine sehr begrenzte und nur ständig variierte Themenzahl. Hatte ich ein tüchtiges Buch über Österreich oder England oder Polen durchgearbeitet, so konnte ich gewiss

sein, in fünfzig und mehr Broschüren denselben Gedankengang wiederzufinden. Wir und England – England und wir, Die englische Wirtschaftspolitik, Unsere Kolonien und England, England und unsere Kolonien und so weiter und so weiter. Unnötig, nein: unmöglich, auf die Dauer das alles Zeile um Zeile durchzulesen; in Dutzenden von Fällen kannte ich nach wenigen Seiten die Fortsetzung so genau im Voraus, wie ich in Paderborn und Driburg die Fortsetzung der Soldatengespräche nach ihren ersten Worten gekannt hatte. Es gab für jedes kriegspolitische Thema zwei oder drei je nach der Parteistellung des Autors gewählte Walzen, ich kannte sie nach einem Monat im Wesentlichen auswendig. Nur selten tauchte ein neues Thema auf. Der Professor von Noorden veröffentlichte einen Vortrag über Volksernährung im Kriege und Hygiene. Im Frieden hatten wir eine Luxusernährung gehabt; jetzt assen wir weniger, das war sehr gesund, und Hunger leiden würden wir niemals, das lässt sich unter statistischen Beweis stellen. Die Broschüre erschien kurz vor dem Kohlrübenwinter. Ein frommer Mann betrachtete den Krieg «im Licht der Bibel» – natürlich deuteten alle Prophezeiungen auf den Sieg eines geläuterten Deutschlands. Auch dem Hygieniker und dem Bibelforscher begegnete ich wiederholt, aber mein tägliches Brot blieben doch England und wir, Frankreich und wir, Die Vereinigten Staaten und wir, Polen und wir, Russland und wir, Österreich und Russland, Österreich und Polen und so weiter und so weiter und so weiter. Ich bekam eine artistenhafte Geschicklichkeit in dem, was ich «mit dem Daumen lesen» nannte. Ich blätterte und war im Nu an der Stelle angelangt, die über das Ober-Ost-Schicksal der Bücher entscheiden musste. Wenn er irgendwo Grosspolen forderte oder für Annexionen eintrat oder die Sozialisten beschimpfte oder die Konservativen beschimpfte oder Belgien annectieren wollte, dann musste es in diesem Abschnitt geschehen, und wenn er hier massvoll blieb, dann war er es überall und konnte freigegeben werden. Meine Gutachten wurden knapper, mein Bücherstapel wurde rascher abgebaut. Es gelang mir, bis zum Abend zu erledigen

gen, was Blum am Morgen herangeschleppt hatte, es gelang uns, das Tagespensum auch bei eingestreuten Pausen abzuhaspeln, und schliesslich war es das Übliche, dass ich mein volles Tagespensum in etlichen Vormittagsstunden bewältigte. Das «Mit-dem-Daumen-Lesen» bezeichnet aber nur die erste Phase meiner Abstumpfung. Hierbei pflegte ich die wenigen wirklich zu lesenden Seiten jedesmal auch wirklich, das heisst mit ernsthaftem Anteil des Geistes und manchmal sogar des Herzens zu lesen. In einer dritten Phase dagegen hielt ich es wie die Tee- und Kaffeeschmecker, die ihre Kostproben ausspeien, um ihre Gesundheit zu schonen: Ich nahm nichts mehr von meiner Zensurlektüre in mich auf, sie beschäftigte mich nur oberflächlich und liess mein eigentliches Denken vollkommen unbelastet. Das war kein Verstoss gegen meine militärische Pflicht, ich arbeitete jetzt für die Zensur rein maschinell, und Verbot und Freigabe kamen so ordentlich aus mir heraus wie Schokolade und gebrannte Mandeln aus einem Automaten. Es war nicht allein das ewige Wiederholen, Variieren und Breittreten der Themen, was mich so abstumpfen liess; ich zweifelte auch immer mehr an dem Sinn der gesamten Zensureinrichtung. Im Herbst hatte ich einmal am gleichen Tage drei Broschüren zu beurteilen, die jede einen extremen Radikalismus bekundeten. In der ersten forderte ein protestantischer Geistlicher «das Schwert des Gesetzes» zur Unterstützung der Kirche; die Leute sollten durch strenge Strafen gezwungen werden, die Kirchen zu besuchen und den Kinos fernzubleiben. In der zweiten verlangte ein Anonymus den zwangsweisen Austausch der im Posenischen lebenden Polen gegen deutsche Bewohner Polens und der eroberten russischen Landesteile. In der dritten nannte Houston Stewart Chamberlain den Reichstag eine unsinnige Einrichtung und sprach von den Parlamentariern in Bausch und Bogen, als wären sie alle Kretins. Es stand ausser Frage, dass alle drei Hefte gröblich gegen den Befehl sündigten, das von der Umsiedlung der Polen Handelnde versties ausserdem gegen das Verbot der «Kriegsziele». Ich verbot also die Broschüren und Neumann-

Hofer unterzeichnete. In unserer Kownoer Zentrale herrschte jetzt ein Hauptmann Kleinerk, von dem es hiess, er sei ein doktrinäer und konservativer Schulmann. Er hob die drei Verbote mit folgenden Begründungen auf: Der Vorschlag eines Austausches von Polen und Deutschen sei «nur ein frommer Wunsch», der Angriff gegen den Reichstag sei donquijotisch und brauche nicht ernst genommen zu werden, zum Urchristentum zu raten und gegen das Kino Stellung zu nehmen sei keine unverdienstliche Sache. (Wenn aber jemand pazifistische Neigungen zeigte, erinnerte man sich in Kowno nicht des Urchristentums, sondern hielt sich strikt an die Richtlinien der Ober-Ost-Zensur.) Ein andermal lag mir die Schrift eines Regierungsrates Georg Fritz vor: «Die Ostjudenfrage, Zionismus und Grenzschutz». Bestimmt widersprach sie nicht nur den Interessen des Burgfriedens, sondern ganz besonders auch den Interessen des Ober-Ost-Gebietes, denn hier lag der Verwaltung sehr viel an einem guten Verhältnis zur jüdischen Bevölkerung, bei der sie auf deutsche Sprachkenntnisse, auf Beziehungen zur deutschen Kultur stiess, aus der sie ihre Verbündeten zu machen geneigt war. Der Regierungsrat Fritz dagegen bekannte sich zum schroffsten, auf den Rassedgedanken basierten Antisemitismus: Deutschland musste vor dem Zustrom jüdischen Blutes geschützt, es musste völkisch rein erhalten werden. Hinter der Feindschaft gegen die abzuwehrenden Ostjuden stand die gleiche Feindschaft gegen die Juden im Reich: Auch sie waren fremdblütig, und aus der Minderwertigkeit ihrer Rasse wuchs eine minderwertig materialistische, das deutsche Wesen vergiftende Weltanschauung. Dies alles wurde in einem ruhig konstatierenden Ton vorgetragen und führte zu zionistischen Forderungen, wie sie von jüdischen Zionisten nicht anders ausgesprochen wurden. Die Ostjuden auf Palästina hinlenken und Deutschland völkisch rein erhalten! – ich hatte nicht den geringsten Anhalt, die Schrift zu verbieten, obschon ich doch wusste, dass ich Gift passieren liess. Welchen Sinn hatte die gesamte Zensureinrichtung, wenn man jene drei Broschüren freigeben konnte, wenn ich

diese Schrift über den Grenzschutz freigeben musste? Aber ich würde ein ganz falsches Bild von meiner Tätigkeit und meinen Gefühlen geben, wollte ich den Verdruss über die Unzulänglichkeit der Zensur zu stark betonen. Mehr als neun Zehntel meines Arbeitsstoffes bestanden doch aus den Varianten des «England und wir», mehr als neun Zehntel meiner Gutachten bestanden doch aus drei Worten: «Unbedenkliche Abhandlung: freizugeben», mehr als neun Zehntel meines Lektorendienstes leistete ich in automatenhafter Gleichgültigkeit.

Auch die andern Zensoren arbeiteten sich rasch ein, und so war doch auch hier bald wieder die Ähnlichkeit mit den Dienststunden bei Löwenstein & Hecht zu spüren. Immer standen zwei oder drei Lektoren frühstückend und plaudernd oder vespernd und plaudernd oder auch bloss plaudernd zusammen am Fenster, auch Mohr fand sich zu ihnen, während der Feldwebel Mayer nie, auch später in den unheimlich beschäftigungslosen Tagen nie seinen Bürostuhl verliess, nie von seiner rätselhaft gestreckten Büroarbeit aufsaß. Ich selber beteiligte mich nicht allzu viel an den Gesprächen, einmal, weil mir die Kollegen nicht sonderlich zusagten, zum andern, weil ich mir die Zeit nicht gönnen wollte. Ehrlich, der Kabarettist, war mir gar zu oberflächlich und nichts als witzig. Er beschenkte uns mit einem Heftchen selbstverfasster und im Selbstverlag gedruckter Vortragstexte – «Ich lasse sie durch den Portier im Saal verkaufen für fünfzig Pfennig, zehn bekommt der Portier, vierzig ich, eine hübsche Nebeneinnahme, ich trete sehr bald hier auf, Neumann-Hofer hat mir versprochen zu kommen, Sie hier bekommen natürlich Freibillette» –, es waren uralte, zum Teil gepfefferte Anekdoten in fürchterlichen Versen, die vielleicht im Vortrag besser klangen. Der bärtige Schwilgin wiederum hatte den Ehrgeiz, mit allen Grössen der Politik auf vertrautem Fuss zu stehen; wenn man ihm zuhörte, gab es keinen Minister, der ihm nicht irgendwann einmal die Hand geschüttelt, keinen Abgeordneten, der nicht schon eine Aussprache mit ihm gehabt hätte. Diese Erzählungen wirkten ein wenig eintönig. Der

Rechtsanwalt Wohricek war den beiden an Bildung überlegen und liess sie das merken, aber er war engstirniger als sie. Er spielte gern den Ästheten und umgab sich mit allerhand Schreibfischluxus, den er aus seiner Privatwohnung heranschaffte, als Schreibmappe, Papiermesser, ein schönes Onyxtintenzug. Er urteilte gern über Dinge der Kunst und Dichtung, und es schien mir immer, als hätte er die entsprechenden Kritiken des «Berliner Tageblatts» recht genau memoriert. Zu mir war er höflich, ich glaubte aber immer, unter seiner Freundlichkeit etwas hämisch Neidisches zu spüren, ohne in jedem Fall sagen zu können, worauf sich der Neid bezog. Eine Zeitlang vertrugen wir uns gut, dann gab es einmal aus nichtigem Anlass den heftigsten Zusammenstoss, eine Weile später lenkten wir beide ein und verkehrten korrekt und vorsichtig distanziert miteinander. Erst ganz zuletzt in Wilna fand Wohricek noch Gelegenheit zu einem kleinen Racheakt. Sympathischer waren mir die beiden Buchhändler, von ihnen liess ich mir gern über den Leipziger Buchhandel und die Deutsche Bücherei berichten, wobei ich den schlichten Gehrischer dem theatralischen Mohr vorzog. Sobald mich die Masse der abzuurteilenden Schriften nicht mehr völlig erdrückte, und das war schon nach einer Woche der Fall, begann ich in ausgesparten Pausen für mich zu arbeiten. Schon in Kowno hatte ich mir die spätere Rückkehr zur Journalistik vorgenommen; jetzt drängte mich manches dazu, sofort damit anzufangen. Unser Wohnen erinnerte mich ja täglich an die Zeit in der Dennewitzstrasse, das nötige Hilfsmaterial als literarische Neuerscheinungen, Adressen der Redaktionen und Verleger hatte ich bequem und reichlich zur Hand – Tageszeitungen sah ich regelmässig bei «Platen»: Ich musste nur den Beweis führen, dass ich noch so leicht darauflosschreiben konnte wie zehn Jahre zuvor. Ein Unbehagen liess mich zögern, ein winziger Vorfall, so romanhaft unglaublich, dass ihn ein Romanschreiber nie verwenden dürfte, gab mir den letzten Anstoss. Ich brachte einige Gutachten zur Unterschrift in Neumann-Hofers Zimmer. Natürlich war er abwesend, stattdessen traf ich Ehrlich, der ungeniert die Papiere

und Bücher auf dem Schreibtisch musterte. «Er ist eitel», sagte er lachend, «sehen Sie, in diesen Berichten über ihn ist immer von seiner ausdrucksvollen Ähnlichkeit mit Sudermann die Rede. Im Übrigen teilt er meinen Geschmack: hier hat er Novellen von Maupassant, hier die deutschen Brettlieder, die Bierbaumsammlung, hier ‚Rideamus‘.» Aus dem «Rideamus» fiel ein vergilbtes Zeitungsstück heraus. Ehrlich las es und reichte es mir: «Kennen Sie einen Fritz Victor? Ob Neumann-Hofer selbst unter diesem Pseudonym Verse verbricht?» Es war meine «Bohème» von 1905, mein erstes veröffentlichtes Gedicht. Laut sagte ich: «Ganz hübsch, aber ich habe den Namen nie gehört, so etwas bringen so viele zustande.» Bei mir dachte ich: Ein Schicksalswink, fast um abergläubisch zu werden. Du musst noch einmal in die alte Zeit zurück. Aber Schicksalswinke müssen von oben kommen. Ich suchte nach einem aktuellen Stoff. Die bevorstehende Einweihung der Deutschen Bücherei bot sich dar. Ich schrieb ein Feuilleton «Von einigen Bibliotheken» und plauderte ein bisschen über die Bibliothèque Nationale, die Universitätsbibliothek in Neapel und die neueste Bücherei in Leipzig. Es war keine schlechte Arbeit, 1905 wäre ich sehr zufrieden mit ihr gewesen, auch jetzt hatte ich nichts an ihr auszusetzen – aber statt mich zu befriedigen, bedrückte sie mich. Sie kam mir vor wie ein Verrat an mir selber – und als ich mir so viel Pathos verwies, mindestens wie eine Geschmacklosigkeit gegen mich selber, als wenn ich den beschwingten Jüngling spielte, wo ich doch eben schon nel mezzo del camino anlangte. Ich schrieb ein ernsteres Feuilleton über Kjellén, dessen Ideen ich mit denen Montesquieus verglich. Wieder war ich nicht zufrieden mit mir: «Nicht Fisch und nicht Fleisch», notierte ich mir, «zuwenig für eine ernsthafte Studie, zu lastend für ein Feuilleton.» Die Plauderei schickte ich an das «Berliner Tageblatt», den Kjellén an die «Frankfurter». Vom «Berliner Tageblatt» kam umgehend eine Zusage, auf die ich nicht stolz zu sein brauchte. P. Block schrieb, er werde die Skizze drucken, ich meinerseits möge ihm behilflich sein, mit den Leuten der Deutschen Bücherei anzuknüpfen, er

komme als Berichterstatter zur Einweihung. Ich hatte ihn über vier Jahre nicht gesehen, er war sehr dick geworden und seine Brille um etliche Schattierungen dunkler. Er behandelte mich jetzt weniger gönnerhaft als früher, eher kollegial. Recht kurze Skizzen, bitte, je kürzer und aktueller, umso eher bringe ich sie unter. Er erzählte mir stolz, er habe während des ersten Balkankrieges Stimmungsberichte aus Adrianopel geschickt, er habe im Herbst 14 das verwüstete und befreite Ostpreussen, vor Kurzem das Handels-, U-Boot «Deutschland» in Bremen besucht. Früher hätte ich ihn beneidet, jetzt erregte mich der Gedanke, einen ähnlichen Beruf ausüben zu sollen, das gleiche Unbehagen wie die Vorstellung eines Schullehrerpostens. Es steckt doch eine armselige Oberflächlichkeit in Blocks Beruf, schrieb ich in mein Tagebuch. Der Mann ist eigentlich nur ein Reisender seiner Firma.

Wenige Wochen später hatte ich wirklich nicht nur Stoff für einen aktuellen Artikel, sondern auch leidenschaftliche Lust, ihn zu schreiben. Aber ich war mir durchaus bewusst, dass weder das «Berliner Tageblatt» noch irgendeine andere Zeitung veröffentlichen würden, was ich zu sagen hatte, dass mein Standpunkt sehr weit von dem des Journalisten entfernt war. Es ging um das plötzlich überall auftauchende Thema der «Kriegsprimaner». Was wurde aus den jungen Menschen, die ohne Schlussexamen von der Schulbank fort ins Feld als Freiwillige gegangen waren? Sollten sie, wenn endlich Friede würde, noch einmal auf die Schulbank zurück, ehe sie zum Studium zugelassen wurden? All die verschiedenartigen Äusserungen zu dieser Frage stimmten in einem Punkt und einer Folgerung zusammen: Die Kriegsprimaner hatten draussen ein solches Heldentum bewiesen, sie waren durch ihr Tun und Leiden zu solcher sittlicher Reife gediehen, dass man sie unmöglich nach Friedensschluss noch einmal als Schüler behandeln konnte, dass man sie durchaus unmittelbar zur Universität zulassen musste. Dagegen ereiferte ich mich doppelt. Welch eine Unwissenheit, wo nicht eine Heuchelei, von dem sittlichen

Gereiftsein der Kriegsteilnehmer zu sprechen! Stumpf geworden waren die meisten und verroht, alle Bedingungen des Heranreifens hatten ihnen gefehlt. Aber selbst wenn sie der Krieg zu Engeln der Sittlichkeit gereift hätte, hätten ihnen deshalb die wissenschaftlichen Grundlagen des Studiums weniger gefehlt? Übrigens traten nur wenige der Diskutierenden dafür ein, die Kriegsprimaner wirklich ohne Weiteres auf das Studium loszulassen. Die meisten sprachen von der Pflicht, die heimgekehrten Helden vor Überflügelung zu schützen. Man würde besondere Nachholkurse für sie einrichten müssen. Daran ärgerte mich nun wieder die Verlogenheit des Ausdrucks, die nur Verwirrung stiften konnte. Was war denn dieser notwendige, an die Universität verlegte Nachholkurs anderes als eine weitere Schulzeit? Man würde also den Heimkehrern die akademische Freiheit zusagen und sie doch unter Schulzwang setzen. Ich äusserte meine Bedenken Wohricek gegenüber, und er lehnte sie alle lächelnd ab. Ich hätte keinen Sinn für die menschliche Seite der Angelegenheit, sehr vieles im Schul- und Hochschulunterricht dürfte sich freier (er sagte zopfloser) gestalten lassen, als es bisher der Fall sei. Ich sagte, es handle sich bei alledem nicht in erster Linie um Probleme der Sittlichkeit, der Freiheit, der Menschlichkeit, sondern ganz allein um die Wissenschaft und das Mass von Alphabetismus, das sie voraussetze und an dem man nicht rütteln dürfe, ohne sie zu gefährden. Wohricek lachte: «Sie sind eben ein Philologe.» – «Ich habe einen Amtseid auf die Wissenschaft geleistet», antwortete ich, und Wohricek lachte erst recht. Aber mir war es Ernst; eine Art Notwehr, eine Verteidigung meinem eigenen Gewissen gegenüber trieb mich in solche Schroffheit. Ich hatte keine weitere Skizze an Block geschickt, hatte mich ihm nicht in Erinnerung gebracht, und so war meine Plauderei über die Bibliotheken, zumal ja nun die Einweihung der Deutschen Bücherei vorüber war, ungedruckt liegengeblieben. Ich hatte die Kjellén-Studie von der «Frankfurter» zurückgehalten, gerade über Kjellén habe sie mehrfach berichtet. Warum, wenn ich schon hinter dem «Berliner Tageblatt» nicht ernstlich her war, warum versuchte ich

es nicht noch einmal mit einem andern ernsthaften Thema bei der «Frankfurter Zeitung»? Weil ich inzwischen ins richtige, in das mir jetzt gemässe Arbeiten geraten war. Ich hatte die Universitätsbibliothek entdeckt, und neben dem Bücherstapel des Zensors türmte sich jetzt der Stapel des Romanisten auf meinem Schreibtisch. Es dauerte gar nicht sehr lange, da war mein tägliches Lektorpensum bis zum Mittag erledigt, und der Nachmittag gehörte mir. Natürlich erforderte das angespannte Zeitausnutzung, und bald hatte ich meines ständigen Lesens und Exzerprierens halber den Namen des erpsigen Philologen. Aber mein Gewissen rebellierte, ich hatte mir doch vorgenommen, mich im Journalistischen zu versuchen. Da kam mir mit einer unbeabsichtigten Wirkung seines Schreibens mein Kollege Eugen Lerch zu Hilfe. Er schickte mir einige Feuilletons und Rezensionen, die er in der «Vossischen», der «Kölnischen» und der «Frankfurter Zeitung» veröffentlicht hatte, und klagte in dem Begleitbrief bitter über die Zersplitterung seiner Arbeitskraft; wenn er nicht so dringend Geld brauchte, würde er sich auf syntaktische Studien konzentrieren, in seiner Armut müsse er sich mit Feuilletons und Vorlesungen über Wasser halten, bis ihm einmal ein Katheder zufalle. Ich glaubte ihm die Echtheit seiner Klagen nicht ganz, denn er hatte an diesen kleinen Arbeiten jetzt dieselbe Freude, die ich Jahre zuvor an ihnen gehabt. Was mich nun an seinem Brief tröstete, war eine etwas gewundene Erwägung. Ich sagte mir, noch hätte ich es nicht nötig, mich entschieden von der Dozentur zu trennen; wenn Lerch Journalistik und Dozentur verbinde, so würde mir das auch gelingen, nur müsste ich darauf vorbereitet sein. Noch hätten wir satt zu essen, also wollte ich die mir verbleibende Frist dazu benutzen, mich auf die kommenden Kollegs vorzubereiten. – Kleine Feuilletons liessen sich, wenn es not tat, leichter aus dem Ärmel schütteln als Vorlesungen. So versenkte ich mich denn wieder in mein «Dix-huitième». Aber Voltaire und Rousseau allein hätten mich nicht so vollständig vor allem Abschwenken ins Journalistische

bewahrt, wäre nicht die Orgie des Vorlesens hinzugekommen. Was dieser Winter mir auch sonst gebracht hat an Eindrucksvollem und wenn er auch in der Allgemeinheit als der Kohlrübenwinter bekannt ist und uns mit seinen Kohlrüben und Kartoffelflocken hart zugesetzt hat, vor allem wird er für mich immer der Winter Victor Hugos und insbesondere der «Misérables» bleiben. Es war eine Privatentdeckung und vielleicht sogar mehr als eine Privatentdeckung, denn was erfuhr der deutsche Student von Victor Hugo? Dass er ein Lyriker und Dramatiker und grosser Verskünstler gewesen und dass er den romantisch-mittelalterlichen Roman «Notre-Dame de Paris» geschrieben habe. Seine übrigen Romane wurden achselzuckend mit wenigen Worten abgetan. Meine Frau war in diesen Monaten sehr erschöpft; die Kränkungen der letzten Zeit mochten mit den erst jetzt wirklich fühlbar, aber nun auch von Woche zu Woche schlimmer werdenden Ernährungsschwierigkeiten Zusammenwirken. Abends pflegte sie am Ende ihrer Kraft zu sein; ein beginnender Schüttelfrost liess sich nur durch stilles Imbettliegen abwehren. Dann wurde die abgeblendete Petroleumlampe – damals schon ein altmodisch trauliches Möbel – auf die Kante des Schreibtisches gerückt, und ich sass an dem nahen Bett und las vor. Erst hielt ich's wie in Driburg: dies und das, was mir aus einer benachbarten Volksbibliothek gerade in die Hände kam: den «Raskolnikow» (wirkliche Freundschaft mit den Russen habe ich nie schliessen können), den wirklichen «Lederstrumpf», der so wenig eine Kindergeschichte ist wie der wirkliche «Robinson», Kellermanns «Tunnel», der mich zuerst auf das Eindringen des Amerikanismus achten liess. Und dann, durch das zufällige Blättern in irgendeinem Antiquariatskatalog, stiess ich auf die «Misérables». Anfang Oktober brachte ich die fünf dicken Bände aus der Universitätsbibliothek herangeschleppt. Von der ersten Seite an waren wir gefesselt, und bald wurde aus dem Vorlesen eine Manie. Erst las ich bis gegen Mitternacht, nachher wurde es ein und zwei Uhr und manchmal noch später. Es kam darauf an, wie weit die Lampe gefüllt war. Nur in einigen bösen Zeiten des Dritten Reichs habe ich das näch-

telange Vorlesen noch einmal mit gleicher Leidenschaft und Ausdauer betrieben wie damals. Erst war mir das grosse Werk nur Unterhaltungslektüre, dann ergriffen mich seine dichterischen Qualitäten, und dann war das Fachinteresse des Literarhistorikers da und das sichere Gefühl, hier gebe es einmal Arbeit für mich und etwas aus Eigenem zu sagen. So begannen die Notizen auf der Deutschen Bücherei, Exzerpte, kritische Erwägungen, Fragen. Es dauerte auch nicht lange, da schaffte ich mir aus der Universitätsbibliothek heran, was sie an philologischem Material zum Hugostudium besass. Und als wir – mit Bedauern – den letzten Band der «Misérables» beendet hatten, da folgten sämtliche anderen Romane Hugos nach, und auf Hugo folgten Sue und George Sand. Aber das reicht über den Kohlrübenwinter hinaus. Sehr viel Gutes verdanke ich dieser Hugobesessenheit und Vorlesemanie. Auf meinem Tisch in der Deutschen Bücherei lagen jetzt sorglich getrennt drei Stapel, und wenn ich das Zensurpensum erledigt hatte und über dem Voltairestapel ermüdete, dann wurde ich an dem neuesten dritten, am Hugostapel wieder munter. So kam ich ohne alle Leere, ganz ohne das tödlich verhasste «Umanandstehen» durch die langen Bürostunden. Wohricek nannte mich zwar einen «emsigen Philologen», aber das liess sich ertragen. Als ich dann endlich aufs Katheder und ins Produzieren kam, hielten mir meine Leipziger Studien, was ich mir von ihnen versprochen hatte.

Bis Weihnachten, ja eigentlich bis Pfingsten lebten wir in grosser Einsamkeit, eher in philiströser Regelmässigkeit als irgendwie Bohèmehaft. Wenn ich mittags nach Hause kam, gingen wir gleich ins nahe Auguste-Schmidt-Haus Mittag essen, wurden auf anständige Weise und für billiges Geld halb satt und gingen sogleich weiter zu «Platen», wo der Kartoffelkuchen die Sättigung ein wenig verstärkte. Von da aus musste ich wieder ins Amt, und abends erledigten wir die gleichen zwei Stationen Auguste-Schmidt-Haus und «Platen» sehr rasch, um nur bald zu unseren «Misérables» zu kommen. Ein einziges Mal war ich nach Zapfen

streich auf der Strasse. Ein Kontrollsoldat hielt mich an: «Ihr Nachtzeichen!» Ich verstand den Ausdruck erst nicht. Dann holte ich meine Kownoer Dauererlaubnis aus der Brusttasche. Der Posten, ein älterer Mann, studierte sie: «Sie ist zwar unvorschriftsmässig, Kamerad – aber wenn Sie mir nur irgendein Stück Papier hinweisen, und wenn es ein Markschein ist. Ich hab das ja so satt, das Schikaniertwerden und Schikanieren. Aber kann ich wissen, wer mich von der nächsten Strassenecke aus beobachtet?» – Anderntags setzte ich zur Vorsicht unter den Kownoer Schein den Stempel der Leipziger Prüfstelle. Damit bekam er ein zureichend legitimes Aussehen. Aber wie gesagt, ich brauchte ihn den ganzen Winter nicht mehr. Aber die Geborgenheit bei der braven Frau Bartels glich doch recht weitgehend der Geborgenheit im Unterstand, wo man selbst in den ruhigsten Stunden ein fernes Kanonenrollen hörte. Gewöhnt man sich an die Gefahr, an das Ausserordentliche einer Lage? Wird man im dritten Kriegsjahr auch dem Krieg gegenüber zum Mann im Syrerland? Von mir aus ja und nein. Ich hörte das Rollen der Geschütze, das Rollen der Militärzüge nicht mehr, aber ich empfand es, es war in mir, es liess die Nerven vibrieren und nutzte sie ab. Ich folgte den Ereignissen mit wechselnden, oft diametral wechselnden Stimmungen. Tagebuchnotizen zum Krieg mit Rumänien. Im August: «1915 Serbien, 1916 Rumänien, es ist immer das gleiche, was hilft es weiter.» Im September: «Schwilgin doziert: Es wird nicht einmal ein Kompromissfrieden, wir siegen uns langsam zu Tode, es wird eine lange Agonie werden. Ich glaube, er hat recht.» Im Oktober: «Ich habe mich nun doch wieder zum Optimismus bekehrt, 21.10.16.» Tags darauf: «Schwilgin brachte den ‚Matin‘ mit: Welche Verblendung bei den Franzosen – wann soll der Krieg enden, wenn sie noch immer auf Sieg hoffen?» Tagebuchnotizen über Erscheinungen des Alltags. «Widerliches Überhandnehmen kriegereischer Bilder [drei Wörter unleserlich]. – Vor unserem Fenster ging eine lange Schar Wandervögel, männlich und weiblich, mit Gitarrengeklimper vorbei, offenbar zu einem Erntefest.

Was waren sie mir vor sechs, acht Jahren sympathisch, als sie auftauchten oder doch für mich auftauchten. Jetzt sind sie völkisch geworden. Das danken wir dem Krieg wie die Militarisierung der Sprache. – Wir werden durch den Krieg nicht völkischer, nicht deutscher, wir werden amerikanisiert. Diese Kinowerbung für die Kriegsanleihe! 4. 10. 12. 10. 16. Die Anleihe hat elf Milliarden gebracht, nach den Zeitungen sicherstes Zeichen unseres Patriotismus, unserer Entschlossenheit. Ich muss mir dazu das Bücklingsgespräch merken, das heute Mittag zwei Frauen im Grünkramkeller führten: 12.10.14.10. Es ist nicht wahr – vielleicht doch nicht wahr, dass wir innerlich gebrochen sind. Ich sah eine Szene, die mich mehr erschütterte als alle Ausbrüche im August 14. Ein Trupp Ausrückender, volles Gepäck, wohl Marsch zum Bahnhof. Mit ihnen Angehörige, ein paar Väter trugen die Gewehre der Jungen, mehrere Frauen ganz in Schwarz, sie gaben nicht den ersten Sohn her. Die Leute auf der Strasse kümmerten sich gar nicht um den Zug, ich bemerkte kein Mitleid, kein Bewundern, keine Entrüstung, jeder ging seinem Geschäft nach, und die Ausziehenden gingen ja auch nur ihrem Geschäft nach. Und dieselbe Meinung schien mir in der Ausmarschgruppe zu herrschen. Keine grosse Zärtlichkeit, kein widerstrebendes Abschiednehmen, natürlich auch keine Begeisterung, nur ein selbstverständliches ‚Auf-Arbeit-Gehen‘. Der Krieg ist Gewohnheit geworden, man führt ihn weiter, man wird ihn noch jahrelang weiterführen.» In den ersten Leipziger Monaten redete ich mir öfters ein, und vielleicht stimmte es sogar, die Gewohnheit des Krieges bis zur Unempfindlichkeit angenommen zu haben. Vorläufig war ich der Front entrückt, vorläufig berührte uns die Notlage im Innern noch wenig oder gar nicht. Dann gegen Ende Oktober gab es eine erste kleine Erschütterung, privater Natur, aber doch mit der allgemeinen Not im Zusammenhang, unwesentlich, aber doch beunruhigend. Frau Bartels erklärte, es sei immer schwieriger, Petroleum aufzutreiben, sie könne unmöglich noch lange Abend für Abend unsere Lampe füllen. Zwar sollte schon längst eine Gaslei-

tung in das Haus gelegt werden, aber die Arbeit werde durch den Krieg immer wieder verzögert, vor dem Frieden sei der Anschluss nicht zu erwarten, wir würden ausziehen müssen, wenn wir nicht auf die nächtliche Lektüre verzichten wollten. Das Ausziehen widerstrebte uns sehr – wer weiss, ob wir beim zweiten Mal das gleiche Glück hatten wie dieses erste Mal. Wir zögerten, Frau Bartels klagte täglich mehr um das Petroleum, es war bedrücklich. Da schien uns unser Mittagstisch aus der Verlegenheit zu helfen.

Das Auguste-Schmidt-Haus, in dem wir jetzt schon zu den alten Hausgästen zählten, gehörte einem Verein berufstätiger Frauen; im Erdgeschoss lag der Speiseraum, in den oberen Stockwerken wurden Zimmer an Mitglieder des Klubs vermietet. Als Mann und Soldat war ich im Restaurant zwar eine Ausnahmeerscheinung, doch nicht die einzige, oben dagegen sollte nichts Männliches hausen. Das erzählten uns die bedienenden Mädchen. Als sie dann aber von unserer Wohnungsnot hörten, wurde uns durch die Betriebsleiterin ein Zimmer im zweiten Stock angeboten. Es besass elektrisches Licht, es war geräumig und gut eingerichtet, es war nicht sonderlich teuer, so griffen wir zu. Es war die höchste Zeit; Frau Bartels schwor, kein Petroleum mehr aufzutreiben zu können und Vorrat nur noch für höchstens zwei Stunden zu haben. Am nächsten Mittag kam die Betriebsleiterin im Auguste-Schmidt-Haus sehr verlegen an unseren Tisch. Sie bedauere unendlich – ob wir auf der Abmachung bestünden: eine Dame im ersten Stock berufe sich auf die Vereinsstatuten und wolle Klage erheben, wenn ein Mann einzöge. Wir gingen, Entscheidung vorbehaltend, recht betroffen nach Hause, da hämmerten mehrere städtische Arbeiter, und oben empfing uns Frau Bartels mit vielem Bedauern: «Jetzt legen sie doch die Gasleitung – wie schade, dass Sie fort wollen.» So war uns die alte Geborgenheit wieder sicher, aber im nächsten Augenblick war mein ganzer Leipziger Aufenthalt, war die Existenz der Leipziger Zensurstelle in Frage gestellt: Auf das anfängliche Übermass an Arbeit war dort seit mehreren Wochen eine zunehmende Ebbe gefolgt. Das war erst

ein angenehmer Zustand gewesen, allmählich aber umso unheimlicher geworden, als es sich ganz offenkundig um keine vorübergehende Stockung handelte. Wir hatten jetzt eben im Wesentlichen bewältigt, was an bereits früher veröffentlichten Werken im Allgemeinen von den Buchhandlungen des Ober-Ost-Gebietes bestellt zu werden pflegte; es kam immer häufiger vor, dass auf langen Besteilisten nur ganz wenige neu erschienene Werke vom Zensor zu prüfen waren. Und es gab auch Tage, an denen die Post überhaupt keine Besteiliste brachte. Da sassen wir nun: ein Feldwebel, ein Unteroffizier und sechs Mann, unsere Dienstzeit ab. An einem solchen Tage des völligen Leerlaufs lässt sich Neumann-Hofer, von Berlin kommend, sehen. Er macht ein ernstes Gesicht – es werde nichts übrigbleiben, als unsere Beschäftigungslosigkeit nach Kowno zu melden. Indem brachte die Post eine Liste, die bei sorglicher Einteilung zwei, drei Tage Beschäftigung versprach. Dann könne er sich den peinlichen Brief ersparen, meinte Neumann-Hofer erleichtert, aber die Zukunft der Prüfstelle sei doch sehr prekär, denn einmal müsse man natürlich in Kowno von sich aus wissen, wie wenig es hier zu tun gebe, zum zweiten sei man gerade sehr bemüht, was an gesunden Soldaten im Etappendienst stecke, für die Front frei zu machen, und drittens und vor allem nehme der Reichstag bestimmt noch vor Ende des Jahres das Zivildienstgesetz an, das aber bedeute grundsätzlich die Besetzung aller Verwaltungsposten mit Zivilpersonen. Da sah ich mich denn wieder in der Maxzwei-Kaserne und bei der Batterie in Le Plouich. Denn ich war von den Bayern nur beurlaubt und gehörte noch zu ihnen. Als ich im August notwendig eine Hose gebraucht hatte, war sie mir nicht etwa in einem Leipziger Bekleidungsamt gegeben worden, sondern mein Hauptmann hatte nach Kowno, Kowno nach München geschrieben, und München hatte die Hose nach Kowno und Kowno sie nach Leipzig gesandt. Ich will hier gleich vorwegnehmen, was mir immer ein Rätsel geblieben ist und was sicherlich nicht das einzige Rätsel dieser Art im Weltkrieg war: Trotz aller Nachun-

tersuchungen und ihrer immer grösseren Schärfe und trotz des chronischen Arbeitsmangels in unserer Prüfungsstelle – es hat Stunden gegeben, in denen das gesamte Amt, Vorgesetzter und Mannschaft, die Länge des Lektorensaals benutzte, um mit einem Luftgewehr nach der Scheibe zu schiessen –, trotzdem hat die Prüfungsstelle nicht nur bis fast zum Kriegsende bestanden, sondern auch bis dahin ihren Personalstand aufrechterhalten, ja ihn eigentlich noch verstärkt. Denn als Ehrlich, der Kabarettist, wegen dummer Streiche gehen musste, trat ein ernsthafter Rechtsanwalt an seine Stelle, und als viel später der neue Mann und Schwilgin zu ihren Truppenteilen zurückversetzt wurden, da besass unser Amt längst statt des ewig abwesenden Neumann-Hofer einen anderen sehr sesshaften Hauptmann und einen ebenso sesshaften Leutnant dazu. Im Spätherbst lag solche Konsolidierung ausserhalb aller Wahrscheinlichkeit, und in unserm Amt herrschte grosse Nervosität. Nur der kleine Feldwebel Mayer blieb gleichmütig: an die Front oder auf den Kasernenhof würde er mit seinem Kieferschuss und der daraus resultierenden Sprechbehinderung nicht mehr kommen, und wo er Bürodienst tat, war ihm eierlei. In diesen Tagen wurde mir Mayer menschlich interessant, wenn auch nicht sympathisch, während ich ihn vordem für einen reinen Automaten gehalten und es ihm nicht einmal verübelt hatte, als er mir eine Peinlichkeit verursachte. Neumann-Hofer hatte mich rufen lassen: «Warum geben Sie dieses Polenbuch frei, wo uns der neue Runderlass eben zu aller Strenge auffordert?» (Es war der erste und blieb der einzige Tadel, den ich von Neumann-Hofer erfuhr.) – «Ich weiss von keinem Erlass, Herr Hauptmann.» Der Feldwebel wurde hereingerufen: «Haben Sie das Schreiben den Lektoren nicht mitgeteilt?» – «Nein, Herr Hauptmann, es war doch als vertraulich bezeichnet, und nach meiner Dienstanweisung dürfen vertrauliche Schriftstücke nicht in Mannschaftshände kommen.» – «Ich kann den Bürohengst nicht einmal rüffeln», sagte Neumann-Hofer nachher zu mir, «ich mache ihn sonst nur kopfscheu.» Jetzt wurde es mir fraglich, ob

Mayer neulich aus blosser Automatenhaftigkeit gehandelt hatte. Er alarmierte Büro und Lektoren, indem er eine Anordnung vorzeigte, die das gesamte Amt zur ärztlichen Nachuntersuchung befahl. «Todesurteil», sagte der theatralische Mohr, «wenn Sie heute mit dem Kopf unterm Arm vor den Stabsarzt treten, schreibt er Sie auch kv.» Das war am Vormittag, und erst am Abend sagte der Feldwebel, er habe den Befehl selber fabriziert, um uns einen Schreck einzujagen. Beim Fortgehen schloss er sich mir an: «Sie sind im Feld und im Lazarett gewesen, Ihnen hab ich nichts auswischen wollen – aber diese Heimkrieger mit ihren gesunden Gliedern! Im Übrigen, mir wär es auch schon das liebste, wir bekämen Frieden.» – «Sieht nicht danach aus, alles versteift sich auf die nationale Ehre.» Da paraphrasierte der kleine Mayer in erstaunlichster Weise den Shakespeare, bestimmt ohne ihn zu kennen: «Ach Ehre! Ich hab ein schiefes Maul und zischele beim Sprechen, ich hab vor jedem gesunden Kerl bei den Weibern das Nachsehen. Kann mir die Ehre das zerschossene Maul in Ordnung bringen?»

Kurz darauf kam ein Brief von Felix, gemischt aus wirklicher Bruderliebe und geschwollener Eitelkeit: Er höre, dass ein grosser Kehraus bevorstehe, noch einmal dürfte ich nicht als Gemeiner an die Front. Er übernehme es, für mich zu sorgen, das sei jetzt ein leichtes für ihn, er könne mich in ein Landsturmbataillon einreihen lassen, das in Kowno stationiert sei, Exzellenz Eisenhart habe gesagt, dort könne ich sehr rasch zum Vize und zum Leutnant avancieren. Er, Felix, behandle jetzt nämlich den Generalquartiermeister und sei gestern bei ihm zum Abendessen gewesen. Exzellenz Eisenhart interessiere sich auch sehr für die Verhältnisse in unserer Leipziger Prüfstelle und würde gern von mir ein vertrauliches Gutachten hören; das sollte ich sofort an Felix schicken, wahrscheinlich würde ich dann zu persönlicher Berichterstattung vor Exzellenz telegraphisch nach Kowno befohlen werden. Mir war nicht ganz wohl, als ich diesen Brief las. Natürlich konnte ich als Privatdozent und Zensor zu einem Gutachten aufgefordert werden – aber als Gemeiner über den Kopf der zahl-

reichen Vorgesetzten hinweg an den Verwaltungschef? Sollte Felix nicht irgendeinem Dinerwort der Exzellenz zu grosses Gewicht beigelegt haben? Ich deutete ihm vorsichtig meine Bedenken an und enthielt mich in meiner Auskunft aller Bemerkungen über die Personen unserer Prüfstelle. Ich machte nur einen Vorschlag, den ich noch heute für richtig halte. Nachdem alle rückständige Zensurarbeit geleistet sei und nur noch Neuveröffentlichungen zu zensurieren seien, hielt ich den grossen Apparat einer besonderen Leipziger Prüfstelle für ganz unnötig. Man möge die am Import nach Ober-Ost interessierten reichsdeutschen Buchhandlungen veranlassen, Rezensionsexemplare ihrer Neuerscheinungen an das Buchprüfungsamt in Kowno wie an irgendeine Zeitung zu schicken. Zur Bewältigung dieser Schriften dürfte es genügen, wenn das Kownoer Personal um einen einzigen Lektor vermehrt würde. Felix' Antwort zeigte mir, wie recht ich gehabt, zur Vorsicht zu mahnen und selber vorsichtig zu sein. «Wir müssen alles auf mündliche Besprechung verschieben, ich könnte Dir sonst schaden, da ich mit Bertkau fast aneinandergesessen bin. Ich komme zu längerem Weihnachtsurlaub nach Berlin.» Hauptmann Bertkau, im Zivilberuf, so viel ich weiss, ein kleinerer Redakteur der «Vossischen Zeitung», hatte in Kowno die Leitung des Presseamts inne; persönlich habe ich ihn nicht gekannt, er galt aber als bösertiger und mächtiger Tyrann. Felix' zweiter Brief enthielt noch die beruhigende Nachschrift, man scheine in Kowno vorläufig an keine Änderung oder Einschränkung unsres Leipziger Betriebs zu denken. Dabei hätte ich es gern bewenden lassen; der Zwist mit Bertkau nahm mir alle Lust zu einer Reise nach Berlin.

Sie kam aber doch zustande, sogar wiederholt, und zwar auf eine sehr merkwürdige Weise. Ich erhielt nämlich den erst rätselhaften Brief einer chemischen Nahrungsmittelfabrik von Dr. Strassmann am Belle-Alliance-Platz. Ob ich an den Kulturabenden ihres Personals einen Vortrag oder auch mehrere halten wolle. Das Thema (belehrend, aber volkstümlich bei Vermeidung aller Fremdwörter) sei in mein Belieben gestellt, einige namhafte

andere Wissenschaftler und Künstler ständen bereits auf der Rednerliste, ein angemessenes Honorar sei ausgeworfen. Den Namen unter dem Firmenstempel glaubte ich als A. Sussmann zu entziffern, und nach einer Weile erinnerte ich mich, dass ein mir wenig bekannter älterer Bruder meines Schwagers Arthur hiess. Die nächste Post brachte dann ein aufklärendes Schreiben meines Schwagers, mit dem ich mich immer gut vertragen hatte. Sein einfallsreicher Bruder (dem er selber von früh auf zu vielem Dank verpflichtet sei) leite ein grosses kriegswichtiges und staatlich subventioniertes Unternehmen; ich würde vor mehreren hundert Fabrikarbeiterinnen sprechen, er rate mir, möglichst einfach über meinen Aufenthalt in Frankreich und Italien etwas zu plaudern, er selber werde dort gelegentlich ein Hygienekapitel vortragen, das Ganze sei als eine Art Volkshochschulkurs, als etwas wirklich Soziales anzusehen. Ich machte mir also mit geringer Mühe Notizen zu einem Vortrag, den ich «Aus Frankreich und Italien» betitelte, und fuhr am 29. November nach Berlin und unmittelbar vom Bahnhof zum Belle-Alliance-Platz, wo ich um sechs nach Arbeitsschluss zu reden hatte. In einem stattlichen Hofgebäude mit grossen Büro-, Lager- und Maschinenräumen wimmelte es von Menschen: wichtige Herren in weissen Mänteln, Chemiker und kaufmännische Leiter, sagte mir Wally aufgeregt und wichtig, viele Kontoristen und ein Schwarm von Fabrikarbeiterinnen in grauen Leinenkitteln, die eben aus ihren Arbeitssälen in den langen Vortragssaal strömten. Wally führte mich zuerst in eine Versuchsküche, wo ich verschiedene Puddings kosten musste, liess mich dann einen Blick in den Pack- und Versandraum, einen in die Maschinsäle I, II und III tun, alles mit dem Stolz, als zeige sie ihr Eigentum, brachte mich dann zu ihrem Schwager Arthur, der in einem bühenmässig eleganten Privatkontor am Schreibtisch sass, ein ältlicher magerer Mann mit gutmütigem, aber nervös-gespanntem, fast abgehetztem Gesicht. Er begrüsst mich freundlich, doch abgemessen und ohne recht von seinen Papieren aufzublicken: «Dank, dass Sie gekommen – Sie sprechen

natürlich öfter hier – entschuldigen Sie mich diesen Abend – das nächste Mal zu Ihrer Verfügung – Wallychen weiss Bescheid und erklärt Ihnen alles – es ist hohe Zeit anzufangen.» Schon stand ich auf dem Podium, zwei- bis dreihundert Mädchen und Frauen vor mir. Der schmale lange Saal mit dem steinernen Fussboden hallte abscheulich, ich musste brüllen wie ein Jahrmarktsausrufer, aber ich sah gespannte Gesichter, ich hörte lachen und plauderte darauflos, über französische Essgewohnheiten, choucroute und lange Weissbrote und Tischwein, über die Université populaire, über die gekreuzten Arme und das Cape des Schutzmanns ... Ich hatte nicht die Hälfte meiner Frankreichnotizen benutzt, da war die verabredete Stunde herum, und die Mädchen klatschten höchst amüsiert, und Wally überschüttete mich mit Lobsprüchen – so sei es recht, und ich solle alle vierzehn Tage hier sprechen, Arthur werde es mir noch schreiben. Ich bat sie um weitere Angaben über das Unternehmen, ich müsste gleich nach Leipzig zurück. Sie begleite mich gern zur Bahn und berichte alles unterwegs, aber jetzt müsste ich erst zur Kasse, bevor geschlossen würde, das sei doch das Wichtigste. An der Kasse erhielt ich zweihundertfünfundsiebzig Mark. November 1916 waren das, wenigstens im Inland, wenigstens für mich, noch immer beinahe vollgültige zweihundertfünfundsiebzig Friedensmark – einen ganzen Monat konnten wir davon leben und so das von Sebba geliehene kleine Kapital strecken. Ich war über die Höhe des Honorars verblüfft und wurde misstrauisch: «Soll das eine heimliche Unterstützung für mich sein?» – «Keine Spur, das ist unser Normalsatz – wir brauchen doch einem Privatdozenten nicht weniger zu zahlen als einem Oberlehrer oder einem jungen Schauspieler vom Schiller-Theater, und wir zahlen prinzipiell und durchweg gut, auch unsern Angestellten und Arbeiterinnen, hast du nicht überall zufriedene Gesichter gesehen?» – «Wieso ,wir'?» Wally strahlte: «Arthur denkt immer an seine Angehörigen, Martin verdankt ihm zum grossen Teil sein Studium. Übrigens kosten uns diese Vortragsabende gar nichts – im Gegenteil.» Ich erfuhr nun, dass die Fabrik eine Aktiengesellschaft und Arthur ihr Gründer,

Inspirator und Hauptaktionär sei. Die «Kulturabende», ein Stück sozialer Fürsorge, wurden den Betriebsunkosten zugeschrieben und verminderten die sehr hohe Gewinnsteuer – «ein gutes Geschäft; überhaupt florieren wir glänzend. Aber nur nichts berufen, es kommt alles darauf an, wie lange uns Mehl und Zucker geliefert werden, das heisst, es kommt alles auf die Verbindungen an. Wir haben sehr gute, aber man kann nie wissen, ob einer noch bessere bekommt.» – «Also Kriegsgewinnler – ihr und ich?» – «Wie kannst du das sagen? Ein Kriegsgewinnler macht unerlaubte Geschäfte und schädigt die andern. Arthurs Gesellschaft handelt vollkommen rechtmässig, und alle Welt hat Nutzen davon.» Ich war froh, dass ich hierauf nichts zu erwidern wusste, aber eine ganz ungemischte Freude empfand ich an meinem leichten und sehr willkommenen Gewinn doch nicht. Ich sprach dann noch zweimal in der Fabrik, an deren wöchentlichen Kulturabenden Vorträge und Konzerte abwechselten. Das zweite Mal, am 21. Dezember, hatte ich kaum sechzig Hörerinnen, die übrige Belegschaft war nach Arbeitsschluss fortgestürmt, um Weihnachtseinkäufe zu machen. Aber Arthur Sussmann, der diesmal Zeit für mich aufbrachte, war in der glücklichsten Stimmung: «Das nächste Mal finden Sie wieder ein volles Haus. Ich höre von vielen Seiten, dass Sie dankbares Publikum haben. Ich hoffe, Sie bleiben uns treu, auch wenn Sie später Professor sind. Das wird hier alles noch viel grösser werden, und dann werden wir auch für unsere Vortragenden mehr aufwenden können.» – «Wally hat mir schon neulich gesagt, wie gut Sie das Unternehmen leiten.» – «Niemand in Berlin macht mir das nach. Als ich die Gesellschaft übernahm, betrug der Monatsumsatz dreissigtausend, jetzt stehen wir bei einer Million. Lassen Sie uns einwurzeln, lassen Sie Frieden werden. Maggi kommt auf fünfzig Millionen im Jahr, da ist mehr herauszuholen, ich bringe es auf hundert.» Er sprach ohne Geldgier, er berauschte sich an seinen organisatorischen Plänen. Er wurde mir an diesem Abend sympathisch; ich sagte mir, er sei ein Mann der Phantasie, schlimmstenfalls ein Phantast. Am drit-

ten Abend, Anfang Januar 17, hatte ich wieder ein volles Haus und mit der Plauderei über Neapel den gleichen Erfolg wie im November mit dem Pariser Vortrag. Aber Arthur Sussmann liess sich nicht sehen, und Wally war bedrückt. Der Jemand mit den «noch besseren Verbindungen» hatte sich offenbar gefunden: Die Mehllieferungen waren unregelmässig geworden und drohten ganz aufzuhören. Vierzehn Tage später schloss die Fabrik vorläufig, und aus vorläufig wurde dauernd. Mit Arthur Sussmann bin ich im spätem Leben noch ein paarmal zusammengetroffen, immer war der alte Junggeselle für Wally und ihre Töchter der gute Onkel Arthur, immer hatte er ein abgehetztes, oft ein glückliches, nie ein gelangweiltes Gesicht. Ob er ein wirklicher Künstler seines Faches war oder nur ein Phantast, ist kaum zu entscheiden, er hat noch in manchen Unternehmungen Glück gehabt und das Glück nie bewahren können, aber sein guter Ruf blieb immer unangetastet, auch fehlte ihm nie eine gewisse Wohlhabenheit, die ihm das Schenken und Begönnern ermöglichte. Immerhin spielte in seinen und Wallys Gesprächen die Episode der Puddingfabrik im Weltkrieg die bevorzugte Rolle des «Weisst du noch, wie wir 1916 ...»

Am Tage meines zweiten Vortrags also – ich war schon morgens nach Berlin hinübergefahren und blieb bis zum letzten Nachtzug – sprach ich Felix. Ich hatte ihn während des Krieges noch nicht gesehen, er war nun über die Fünfzig, sein geistvollbewegliches Gesicht schien müder und ruhiger, die Uniform mit der langen Ordensschnalle und dem plastischen EK I gab ihm Haltung und Würde, aber das geistvoll Sprunghafte, das im Kern Spielerische seines Wesens hatte sich um kein Atom geändert, ja es gab an diesem Tage gewissermassen eine Festvorstellung. Er sprach im gleichen Atemzug von seiner Allmacht in Kowno: jeder Offizier zittere vor der obersten ärztlichen Instanz, und von der Unmöglichkeit, mir entscheidend zu helfen. Wenn er über den Kopf meiner unmittelbaren Vorgesetzten hinweg für mich einträte, mache er mir Feinde. Warum ich durchaus Offizier werden

wollte? (Einen so verstiegenen Wunsch hatte ich ja gar nicht geäußert.) Er selber neige – je länger, je mehr – zum Antimilitarismus. Im Grunde sei doch ein Offizier ein recht jämmerliches Wesen, noch versklavter als ein Gemeiner. Und wozu strebten wir Bürgerlichen nach dieser aristokratischen und überlebten Ehre. Der Frieden werde einen innerpolitischen Ruck nach links bringen, und noch einen Krieg würden wir sicherlich nicht erleben. Immerhin könnte es mir natürlich in meiner akademischen Laufbahn von Nutzen sein, wenn ich es zum Leutnant brächte. «Sei also vorsichtig in deinen öffentlichen Äusserungen – sind deine Vorträge einwandfrei?» Und in einem preussischen Regiment, wo ich avancieren würde, könnte er mich bestimmt unterbringen. Ich solle ihm telegraphieren, sobald ich kv geschrieben würde. «Dazu kommt es aber bestimmt nicht; nach deiner schweren Nierenerkrankung bist du unbedingt frontuntauglich; ich habe doch eine besondere Nierenstation in Kowno und weiss Bescheid. Man wird dich ruhig in Leipzig lassen, und das ist das Beste für dich. Beneidenswert ist es. Ich habe ja meinen elenden Posten so satt. Zu Hause emanzipiert sich mir die Frau, und die Kinder wachsen heran, ohne dass ich Einfluss auf sie habe, und ich muss in diesem Nest schuften, ohne alle Freiheit ...» – «Du hast doch einen grossen Posten, du bist doch stolz auf deine Macht, du hast doch sehr schöne Orden.» – «Macht? Beim Militär gibt es immer noch einen Mächtigeren über dir, beim Militär bist du immer gebunden und irgendeiner Willkür ausgeliefert. Und Orden – bist du noch so naiv? Wenn mir heute einer fetten Käse besorgt, den ich für die Kinder nach Hause schicken kann – an diesem irrsinnigen Fettmangel werden wir noch den Krieg verlieren –, dann verschaff ich ihm das EK II dafür ... Übrigens, du bekommst auch eine Auszeichnung, sogar einen Schwerterorden, wird sich gut machen und dir späterhin nützlich sein, das Bayerische Verdienstkreuz, ich hab es in Kowno in der Hand gehabt.» – «Ich einen Orden? Hast du das veranlasst, ist da auch irgendein Käse im Spiel?» – «Nein, ich habe gar nichts damit zu tun, und alles ist ganz korrekt zuge-

gangen. Du hast in Kowno einen Freund an Leutnant Opelt. Er hat deinen Hauptmann darauf gebracht, den Antrag für dich zu stellen. Die Bayern sind nicht freigebig, wo es sich um einen Preussen handelt, der Antrag hat drei Monate zu seiner Erledigung gebraucht, offenbar hat man erst deine Batterie angefragt. Du kannst wirklich stolz sein auf dein Verdienstkreuz. Es ist überhaupt nicht recht, diese Ehrungen verächtlich zu behandeln; vielleicht kommt hier und da ein Missgriff, eine Verschwendung, auch wohl eine Schiebung vor, aber im Ganzen bleibt doch ein Verdienstkreuz ein Verdienstkreuz.» Er hätte noch lange so fortgeredet, wäre nicht «zufällig» Georg erschienen. Natürlich gar nicht zufällig, ich hatte ihn vermeiden und er mich abfangen wollen. Ich wusste sofort, nun würde sich eine Szene wiederholen, die schon zweimal zwischen uns gespielt, und ich wusste auch, sie würde enden genauso wie die beiden ersten Male. Georg sprach sehr herzlich, dabei ganz unpathetisch, eher etwas berlinernd spöttisch auf mich ein und argumentierte wieder einmal entwaffnend vernünftig. In meinen Zwist mit Berthold, der fraglos entgleist sei, wolle er nicht eingreifen, obwohl er allen Bruderzwist missbillige. Aber warum wies ich das mir zugedachte Geld zurück, warum dächte ich an die Aufgabe der Dozentenlaufbahn, ans Zurück in die unsichere Journalistik? Ich erklärte leidenschaftlich, ich bliebe Demütigungen ausgesetzt, ich bliebe innerlich unfrei, solange ich in der Abhängigkeit von den Angehörigen bliebe. Georg erwiderte, es liege im Familieninteresse, wenn ich einer Professur zustrebte, und sie allein und sie am ehesten – «Du hast doch rasch genug akademischen Erfolg gewonnen, du bist doch auf bestem Wege!» – werde mir die ersehnte Unabhängigkeit bringen. Irgendwelche Kränkungen würde ich nicht mehr zu befürchten haben, von nun an wolle er mir eine bestimmte Summe auf ein Bankkonto überweisen, einerlei, ob ich abwesend oder im Felde sei, ich könnte das als Abschlagszahlung auf mein väterliches Erbe nehmen, wenn ich wollte. Ich lehnte ab, er lachte mich aus, wir stritten eine Weile freundschaftlich, und

schliesslich lachten wir beide, und ich nahm das Anerbieten an. Aber eigentlich war mir gar nicht nach Lachen zumut. Abends im Zug ging mir immerfort ein Halbvers aus dem «Aiglon» durch den Kopf: «Un pas prisonnier mais, un pas-prisonnier-mais». Der Tag hatte mir lauter Erfreulichkeiten gebracht: ein hübsches Stück selbsterworbenes Geld, einen Orden, die erneute finanzielle Sicherung meiner Laufbahn. Das Geld war ehrlich verdient, es roch nicht – aber ein klein wenig kriegsgewinnlerisch anrühlich war es doch; der Orden war ehrlich erworben – aber hätten ihn mir die Bayern auch von sich aus gegeben, wenn er nicht aus dem Hauptquartier Ober-Ost für mich erbeten worden wäre? Das Anerbieten Georgs war mir aufgedrängt worden, es zwang mich zu keinem nachgiebigen Friedensschluss mit Berthold, es enthielt keine Demütigung für mich – aber hatte ich nicht nur den Herrn gewechselt, war ich nicht in der alten Abhängigkeit geblieben? Halbheit überall, und Halbheit und Unfreiheit sind im Grunde Synonyma. «Un pas prisonnier mais».

Der Kriegsgewinn kam meinem Weihnachtsurlaub zugute; wir gingen nach Kipsdorf, das ich von Gehrisher hatte rühmen hören. Kipsdorf wurde in der Folgezeit für uns das gleiche, was uns in München Urfeld gewesen. Immer wieder haben wir es aufgesucht, und es gibt keine Jahreszeit, in der wir es nicht gründlich kennen. Wir kennen die hellgrünen Maitriebe seiner Fichten, wir sind in drückender Julihitze auf die Teilkoppe gestiegen, wir haben den Wald in bescheidenen Herbstfarben gesehen, eine starke Buntheit bringt er nicht zustande, weil überall die Nadelhölzer vorherrschen. Aber vor meiner Erinnerung steht Kipsdorf immer als winterlicher Ort, denn obschon das Mittelgebirge dort nur an wenigen Punkten über fünf-, sechshundert Meter ansteigt, ist doch das Klima recht rauh, und vom Oktober bis in den Mai hinein kann man mit Schnee rechnen, und selbst den Juni und den September respektiert er nicht immer. Was ich landschaftlich an Kipsdorf vom ersten Augenblick an geliebt und nachher immer wieder bewundert habe, ist das Ausgesprochene, das fibelartig Deutliche und Typisierende seiner Natur. Das notwendigste

Hilfsmittel, wenn ich Kipsdorf beschreiben wollte, wäre nur der bestimmte Artikel mit der Betonung des Generellen. Hier ist das deutsche Mittelgebirge, nicht welliges Land und nicht hohes Gebirge, nicht die Extravaganz der Sächsischen Schweiz und nicht das helle und sanfte Gehügel Thüringens. Man kommt von Dresden her – vor dem Weltkrieg gab es nur die Klein- und Bummelbahn, die in Hainsberg von der Chemnitzer Strecke abzweigt –, man fährt bis Schmiedeberg durch Landschaft, wie sie um Dresden herum üblich ist: eine romantische Waldschlucht, eine Felspartie, Hochebene, auftauchende Bergränder, alles ist ausgebreitet, fließt ins andere über, nirgends, auch in der Rabenauschlucht nicht, hat man das Gefühl der Abgeschlossenheit. Und dann gleich hinter Schmiedeberg schieben sich zwei dunkle Waldberge von beiden Seiten gegen das verschmälerte Tal vor. Es ist, als schlösse sich ein Tor, für mein Gefühl könnte dort eine Inschrift stehen: Eingang ins Erzgebirge. Und dieser dunkle Riegel ist keine Kullisse, dahinter liegt wirklich zusammengefasst Berg bei Berg, und jedesmal ist es wirklich der Berg einer Fibel, und es ist auch *das* Tal und *der* Gebirgsbach, und die Kammwege bei Schellerhau und bei Zinnwald sind in ihrer rauhen Kahlheit und ihrem Blick auf die Ebene und ferne Höhenränder wieder *der* Kammweg mit allen typischen Merkmalen, und der aus der Ebene ragende Geising, ein erloschener Vulkan, hat genau die Kuppenlinie, die einem Vulkan nach dem geographischen Lehrbuch zukommt. Dies alles präsentierte sich uns mit der dazugehörigen, wiederum fibelartigen Winterpracht. Es wurde eine Liebe auf den ersten Blick, und sie hielt etliche zwanzig Jahre an: Die Schönheiten des übrigen Erzgebirges, die Theatereffekte der Sächsischen Schweiz haben wir auf vielen Ausflügen, aber immer nur auf Ausflügen genossen, in Kipsdorf wurden wir heimisch. Und wie mit dem ganzen Kipsdorf und seiner Umgebung ging es uns auch mit dem bescheidenen «Oberlausitzer Haus» im Wald oberhalb des Bahnhofs: Bei unserer Ankunft damals wurde es uns von einer der zahlreichen Töchter des Konditors Laubert empfohlen, und danach sind wir dort ei-

nige zwanzig Jahre heimisch gewesen, genau so lange, als es überhaupt einen Pensionsbetrieb beherbergte. Damals stand es noch nicht sehr lange. Der Witwer Nitzsche, ein hagerer Graubart in den Sechzigern, bewirtschaftete es mit seiner Ältesten, der von ihm tyrannisierten, krankhaft dicken, ein wenig einfältigen, aber unendlich gutmütigen und dienstwilligen Friedel. Es wurden nur wenige Gäste aufgenommen, meist Kontoristinnen oder Lehrerinnen aus Dresden, gelegentlich ein pensionierter kleiner Beamter, alles hatte einen kleinbürgerlichen Anstrich, aber der Gast gehörte zur Familie, und wir fühlten uns dort ähnlich aufgehoben wie 1910 in Rochlitz. Eine gewisse soziale und Stammesähnlichkeit zwischen dem alten Haberkorn und dem alten Nitzsche war auch unverkennbar. In der ersten Zeit konnte ich unserm Kipsdorfer Wirt, der sich sehr gern sprechen hörte, stundenlang mit grösstem Interesse zuhören; vom zweiten Jahr an kannte ich freilich alle seine Geschichten auswendig, und er lebte noch ein ganzes Jahrzehnt. Er hatte eine Dorfschule besucht, dann tischlern und schlossern gelernt, danach, wenigstens behauptete er das, auf einer Presse das Einjährige gemacht. Über dem Sofa, das sein Lieblingsplatz beim Erzählen war, hing ein Bild der Erlöserkirche im Kreml. Als technischer Reisender, er sagte als Reiseingenieur, einer grossen Firma war er in den achtziger und neunziger Jahren weit in Russland herumgekommen und hatte an der Einrichtung von Sägewerken und Zellulosefabriken mitgewirkt. Am liebsten erzählte er Geschichten von Schmuggel und Bestechung, mit einer grossen Weitherzigkeit, das Schmieren gehöre eben zum Geschäft und sei in allen Ländern, die er kenne, üblich, in Deutschland natürlich auch bei Jud und Christ, nur seien die Russen besondere Meister in jeder Art von Bestechung und Betrug. Er sagte das ohne jeden Vorwurf, im Gegenteil, er hatte starke Sympathie für die Russen und nannte es immer wieder den Grundfehler der neuen deutschen Politik, von Bismarcks Freundschaft mit Russland abgewichen zu sein. Wenn ich ihn so politisieren hörte oder

wenn er eindringlich seine Reisen schilderte oder den Betrieb einer Fabrik, ihren Nutzen und ihre Schwierigkeiten, legte ich mir dieselbe Frage vor wie in Aubios dem Baumeister Rugile gegenüber: War der alte Nietzsche gebildet, oder war er «bloss Volk»? Er war nicht sicher im Gebrauch von mir und mich, er gebrauchte Fremdwörter ebenso gern wie falsch, er sagte Stehwart statt Steward und Reliff statt Relief. Hatte ich ein Recht, ihm deshalb Bildung abzusprechen? Und doch war er «bloss Volk» und verlor deshalb nach einiger Zeit seine persönliche Anziehungskraft für mich und wurde mir schliesslich eine peinliche Beigabe des «Oberlausitzer Hauses». Nicht die sprachlichen Entgleisungen waren das Entscheidende für dieses Volksein, sondern das bequeme «sie» für alle Beschwerde. «Sie» waren schuld an der falschen Politik und der Endlosigkeit des Krieges und überhaupt an allem Unheil, im Grunde auch daran, dass er, der alte Nietzsche, vor zehn Jahren seinen Beruf hatte aufgeben und nach allerlei scheiternden Versuchen sich zuletzt hier in diesem kümmerlichen Winkel hatte anbauen müssen. Trat an die Stelle der «sie» ein einzelner Sünder, dann konnte ich gewiss sein, und Nietzsche selber machte auch gar kein Hehl daraus, dass hier die Meinung «aller», das heisst aller derer zum Ausdruck kam, in deren Gruppe er eintauchte, dass nicht der eine Erhärt Nietzsche sen. zu mir sprach, sondern die allgemeine Vox populi (von der sich nur leider niemals feststellen liess, bis zu welcher Orts- oder Kreis- oder Landesgrenze sie Gültigkeit hatte). Zwei Dinge überraschten mich hier: die geringe Sympathie für den Kaiser und die zum Hass gesteigerte Abneigung gegen den Kronprinzen. Wenn man dem alten Nietzsche zuhörte, war der Kronprinz der denkbar lasterhafteste Bösewicht, der inmitten notleidender Soldaten schamlos unverhüllte Unzucht und Völlerei trieb. Auch ein Blutsäufer sollte er sein, der seine Armee aus purer Grausamkeit in den Tod trieb. Umsonst wies ich darauf hin, dass der Kronprinz fraglos nur nominell die Führung seiner Armee innehatte und dass die ihm nachgesagten Ausschweifungen legendarisch klangen und mehr als unwahrscheinlich – der alte Nietzsche blieb bei seiner

Meinung; er wisse das alles ganz bestimmt, «alle» erzählten es, es sei verbürgt. «Mir tut der Kronprinz beinahe leid», sagte ich, «wie soll er einmal regieren, wenn er in so schlechtem Ruf steht?» – «Der und regieren? Niemals! Was auch aus Deutschland wird, der kommt niemals auf den Thron!» Ich nahm diese Prophezeiung damals nicht ernster als manches rebellische Wort, das ich in Fulda gehört, aber später habe ich doch oft daran gedacht, dass sie mir schon Weihnachten 16 so krass entgegentrat. Natürlich füllten die Reisen in Russland und die gegenwärtige politische und Kriegslage nur zwei Drittel der Unterhaltungen, und der reichlich bemessene dritte Teil galt dem Essen. Friedel Nietzsche führte die Wirtschaft und kochte, aber Vater Nietzsche schaffte die Lebensmittel heran. Er war der erste Mann, den ich im offenen und erfolgreichen Kampf mit den staatlichen Vorschriften sah. Er erhielt Fleisch von zwei Schlächtern, die in weit voneinander entfernten Dörfern wohnten, er machte geheimnisvolle Geschäfte (die er abends triumphierend berichtete) mit den Bauern der Umgegend, er trug harmloses Handwerkszeug und technische Apparate im schweren Rucksack, aber darunter verbotene Einkäufe, und von ihnen war der Rucksack schwer. Sein höchster Stolz war in diesen Tagen der für Weihnacht erstandene Hahn. Wie sich die Grossmutter nur mit Tränen von dem alten Freund getrennt – jeden Morgen beim Herdanzünden war er zu ihr in die Küche gekommen. Am Weihnachtsfeiertage selbst freilich wurde dieser Stolz gebrochen. Friedel Nietzsche kam wiederholt mit rotem Kopf in die Wohnstube gelaufen, der Hahn koche schon seit Stunden und werde nicht weich. Schliesslich meldete sie, sie habe Natron zugesetzt, das werde es schaffen, aber auch Natron schaffte es nicht, und der Hahn lag steinern auf der Schüssel. Doch das war ein vereinzelter Unglücksfall. Im Übrigen schwelgten wir bei Nitzsches und dem Konditor Laubert beinahe friedensmässig. Mehr als ein halbes dutzendmal heisst es während der nächsten Monate in meinem Tagebuch: «In Kipsdorf hab ich mich zum letztenmal satt gegessen.» Auf der Rückfahrt am 28. Dezember

bot sich uns ein Schauspiel, das grossen Eindruck auf mich machte, aber doch nur als Schauspiel und ohne dass uns seine Farnalbedeutung bewusst wurde. Um zwölf Uhr mittags auf dem Bahnhof in Kipsdorf hörten wir ein starkes unerklärliches Donnern. Anderthalb Stunden danach, beim Zugwechsel in Hainsberg, dröhnten Artillerieschüsse. Ich fragte, ob ein Truppenübungsplatz in der Nähe liege. Nein, sagte mein Gegenüber, aber das Arsenal in Dresden brenne schon seit Stunden mit immer neuen Explosionen. «Es ist das zweitgrösste Artilleriesdepot Deutschlands», erklärte der Nachbar, «das grösste nach Spandau. Ein furchtbarer Unglücksfall, wo wir ohnedies schon an Munitionsmangel leiden. Und die vielen Toten und Verletzten, meist Frauen!» – «Kein Unglücksfall», behauptete eine Dame, «tschechische Brandstiftung. Die Tschechen verraten uns überall, sie laufen über, sie schmuggeln Nachrichten. Man hat neulich unter dem Gipsverband eines tschechischen Soldaten den ganzen Arm mit Chiffredepeschen umwickelt gefunden.»

In Dresden frischten wir Erinnerungen an 1910 auf, gingen durch die Prager Strasse, assen in der «Stadt Gotha», tranken Kaffee am Altmarkt, waren dann lange im Zwinger. Der Himmel war gerötet, von Zeit zu Zeit donnerte es, aufgefangene Gesprächsbrocken galten immer dem Arsenal: «Es brennt noch immer ... die Tschechen ... hundert Tote ... nein, fünfhundert ... lauter Frauen ...» Es war schon ganz dunkel, als wir zur Brühlschen Terrasse hinaufstiegen. Oben standen viele Menschen wie Zuschauer eines Feuerwerks. In dem gleichen Augenblick, als wir einen Platz am Randbarren gefunden hatten, zuckte es ... Dann hingen noch minutenlang breite Feuerfetzen in dem schwarzen Qualm. Danach war wieder die zuckende Röte da, und wir sahen sie noch unverändert, als wir um halb zehn über die Elbe hinaus nach Leipzig fuhren. Die Gespräche im Zug waren die gleichen wie den ganzen Tag über, immer wieder die vielen Opfer, immer wieder die verräterischen Tschechen. Was ich heute für das Allerwahrscheinlichste halte, dass irgendein kriegsmüder, verbitterter,

verzweifelter deutscher Arbeiter der Brandstifter gewesen sein könnte, kam mir damals nicht in den Sinn. Am andern Morgen wurde die Katastrophe von den Zeitungen bagatellisiert, der Menschenverlust bis auf nur einen Verletzten abgeleugnet.

Heute bedeutet mir das Riesenfeuerwerk dieses Arsenalbrandes den Auftakt des furchtbaren Kriegswinters. Nur in der ersten Woche des neuen Jahres merkte ich noch wenig von seiner Furchtbarkeit, denn da erntete ich meine spärlichen militärischen Erfolge. Kowno hatte mich zum Gefreiten befördert. Es war eine etwas wehmütige Freude – wieviel Böses hätten mir die Knöpfe erspart, wenn ich sie in München bekam! Immerhin: Auch jetzt noch hatten sie ihren Wert: Die Maxzwei-Kaserne stand nicht mehr gar so bedrohlich vor mir. Wäre nur auch mein Orden eingetroffen, ich hatte von ihm erzählt, und nun blieb er aus. Vielleicht hatte sich Felix geirrt, oder er hatte geflunkert – welche Blamage für mich, wenn jetzt mein Knopfloch leer blieb. Aber am Ende der Woche, als Neumann-Hofer zwischen zwei Berlinfahrten eiligst sein Leipziger Amt besucht, mich auf ein paar Broschüren hingewiesen und sich gerade zum Gehen gewandt hatte, stiess er in der hastigen Bewegung an die Schreibtischkante, und dabei knackte etwas in seiner Tasche, als wenn eine Schachtel zerbräche. Er griff mit der Hand hinein und förderte ein lädiertes Etui zutage. «Ach Gott», sagte er mit liebenswürdigem Lachen, «das hab ich ja schon vierzehn Tage bei mir, entschuldigen Sie nur, also schönsten Glückwunsch, ich darf den Zug nicht versäumen.» Damit war er hinaus, und dies war der feierliche Akt der Ordensüberreichung gewesen. Nachher gab es eine lange und unentschiedene Debatte darüber, ob ich das Bändchen im zugeknöpften oder offenen Knopfloch zu tragen hätte. Feldwebel Mayer hielt zugeknöpft für ordnungsgemässer, hatte aber auch Fälle von offenen Knopflöchern erlebt. Die Ein- oder Zweireihigkeit des Waffenrocks sollte dabei eine Rolle spielen. Ich notierte Verleihung und Debatte ziemlich spöttisch, gebrauchte den Ausdruck Armeetalmud, warf aber doch manchen Blick in den Spiegel und

freute mich mehr, als ich vor mir selber wahrhaben wollte. Danach ging die Freude über die Knöpfe und das Verdienstkreuz und bald alle andere Freude dazu – nur das Vorlesen gab immer wieder Trost und ein bisschen Aufschwung – in der brutalen Not dieses Kohlrübenwinters unter. Ich weiss nicht, ob es nur der erste noch ungewohnte Anprall wirklichen Entbehrens war, was diese Monate so schrecklich machte, oder ob die Kälte und der Mangel an Lebensmitteln zu Anfang 17 wirklich so viel schlimmer waren als in den beiden nächsten Wintern, ich weiss nur bestimmt, dass ich in der Folgezeit nicht so schwer gelitten habe wie damals. Und es muss wohl den meisten andern ähnlich ergangen sein wie mir, denn hätte sich das Elend dieses Winters in gleicher Stärke wiederholt, so hätte Deutschland unmöglich bis in den Herbst 1918 standhalten können. Bis hierhin hatte ich die zahlreichen Essnotizen meines Tagebuchs im Wesentlichen mit dem Darüberstehen des Kulturhistorikers niedergeschrieben. Ich hatte mir oft auch für meinen Teil eine bessere Kost gewünscht, ich hatte die Kuchenfülle bei «Platen» und «Laubert», die reichlichen Mahlzeiten bei Nitzsche sehr wohl gewürdigt – aber ich hatte doch noch nie wirklich gehungert, ich war noch nie von Essvorstellungen besessen gewesen. Und jetzt drängen und steigern sich in meinem Tagebuch von Woche zu Woche die Klagen über mangelnde Sättigung, über hungriges Schlafengehen und hungriges Aufwachen, über schwere Müdigkeit, über Erniedrigung der Phantasie: «Wenn ich nur mehr Kartoffelmarken hätte ... wenn die Kartoffelrationen nur ein bisschen grösser wären ... heute habe ich das Mädchen im Auguste-Schmidt-Haus um zwei Kartoffelmarken betrogen – ich habe gar keine Gewissensbedenken mehr in diesem Punkt ... Die Kohlrüben schmecken gar nicht so fade, wie alle behaupten, sie stopfen bloss nicht nachhaltig ... Den allgemeinen Hass auf die Kartoffelflocken teile ich nicht, gewiss, sie sind grau und sandig und knirschen zwischen den Zähnen und mögen ursprünglich als Schweinefutter gedacht sein, aber sie lassen sich essen – wenn sie nur markenfrei wären, wenn ich mich

einmal an ihnen satt essen könnte! ... Ich lese die ‚Neue Heloise‘, ich glaube sie zu lesen, und mit einem Male riecht es intensiv nach Zwiebeln: Ich habe seit mindestens dreissig Minuten an den Hammelbraten mit Quetschkartoffeln und Zwiebelsauce gedacht, der an den Musikabenden in Wilmersdorf umschichtig mit dem gewaltigen Kasseler Rippenspeer aus Wertheims Fleischabteilung auf den Tisch kam. Ich schäme mich dieser Besessenheit. Dann schon lieber, wie gestern, mitten im Satz, den Kopf auf dem Tisch, einschlafen. Es mag überheblich scheinen, aber mit dem Hunger ist es wie mit der Ode an der Front: Der Gebildete wird härter davon betroffen. Das Volk hungert und halluziniert, und die Halluzination ist für es ein Zeitvertreib, ein Genuss, ein Trost. Für den Homo spiritualis dagegen ist sie eine Erniedrigung, deren er sich schämt.» So geht das mit wenigen Variationen zeilenlang. Dazwischen stehen die Klagen über die Kälte. Wir hatten fortdauernd strengen Frost bis tief in den Frühling hinein. Starke Schneefälle wirkten kaum mildernd, Pausen, in denen es taute, hielten nur so lange vor, bis das brüchige Schuhzeug durchweicht und der Schnupfen erworben war. Die Kohlennot der kleinen Leute begann. Frau Bartels war durch ein Bruchleiden am Kohlestehen behindert, sie sparte angstvoll an ihren wenigen Briketts, und unser morgens schwach geheizter Ofen war schon am Nachmittag kalt. Als der Vorrat ganz zu Ende war, bat die Wirtin mich, an ihrer Stelle zum Kohlenhändler am Eilenburger Bahnhof zu gehen, ein Feldgrauer werde oft rascher und besser bedient. Ich kam morgens kurz vor acht Uhr hin; an den Strassenrändern und auf dem Kohlenplatz ausserhalb des geschaukelten Weges lag der Schnee berghoch, unter den Füßen knirschte er unnachgiebig und erbarmungslos. Eine lange Frauenreihe stand oder sass auf Klappstühlen vor dem Barackenkontor, und ein alter Schutzmann führte die Aufsicht. Er hatte nicht viel mit Beschwichtigen zu tun; die meisten Frauen verhielten sich apathisch, einige schliefen zusammengesunken auf ihren Stühlchen. Ich sagte dem Schutzmann, ich müsste zum Dienst, und er wies mich gleich ins Kontor, wo

mich der Lagerhalter freundlich aufnahm. Er erwarte eben telefonischen Anruf von der Bahn, ob und wieviel gekommen sei. Manchmal blieben die Sendungen ganz aus, dann müssten alle Frauen mit leeren Händen abziehen; für alle reiche es kaum jemals. Ich fragte, seit wann da draussen gewartet würde. Die eifrigsten und verzweifeltsten, sagte er, kämen schon um zwei Uhr nachts, später als fünf käme niemand. Indem wurde das Eintreffen einer Lore gemeldet, ich bekam eine Marke über einen Zentner, den sich Frau Bartels zu beliebiger Tageszeit abholen lassen konnte. Ich bin danach noch mehrfach auf dem Kohlenplatz gewesen, er bot immer das gleiche Bild; zuletzt am 30. April, denn so lange dauerte der Winter, worauf denn ohne jeden Übergang am 1. Mai starke Wärme einsetzte. Die Essnot schien sich für mich früher mildern zu wollen, aber das war im Wesentlichen nur eine momentane Täuschung. Der Mannschaft der Buchprüfungsstelle wurde nämlich plötzlich das Recht (das heisst also nicht nur das Geld, sondern auch die Zuteilungsmarken) der Selbstverpflegung genommen; wir mussten bei einer Landsturmkompanie in der Rubergschule essen. Beim blossen Anblick und Geruch der Räume packte mich der alte Kasernenschauder, obwohl wir mit der Kompanie selber gar nichts zu tun hatten. Wir erschienen immer nach ihrer Abfütterung, Blum, die Ordonnanz, holte die Portionen heran, spülte und verwahrte nachher unsere Essnapfe – so gut hatte ich es in der Alphonsschule nie gehabt. Aber das Essen dort war viel besser gewesen. Anfangs, wie gesagt, schien es auch jetzt noch – meinen Kameraden ging es wie mir – der Zivilkost überlegen. Alle brachten wir das Stückchen Abendwurst oder -käse unsern Angehörigen mit, und Gehrischer, der einzige Verheiratete ausser mir, erschien mit einem Gefäss, um einen zweiten «Schlag Brei» als gemeinsames Nachtmahl nach Hause zu schaffen. Ich wollte es ihm nachmachen, aber schon vom dritten Tage an entdeckten wir keinen Unterschied mehr zwischen den Kohlrüben intra et extra muros. Es blieb nur der kleine, durch allzu viel Unbequemlichkeit erkaufte Vorteil einer etwas erhöhten

Brotration. Immer wenn ich mit dem Kommissbrot unterm Arm nach Hause ging, folgten mir Zivilisten und machten beharrliche Kaufangebote: drei Mark, fünf Mark, zehn Mark – einer verstieg sich einmal bis zu zwanzig Mark. Als nach einiger Zeit eine neue Verfügung den Leuten mit eigenem Haushalt die Selbstverpflegung wieder anheimstellte, war es mir durchaus recht, nicht länger an das Kasernenleben gemahnt zu werden.

Im Februar war ich allein. Ich hatte meine Frau dazu bewogen, nach Kipsdorf zu gehn. Luftwechsel und bessere Heizung sollten ihrer abscheulichen Bronchitis beikommen, wahrscheinlich würden auch bessere Kost und bestimmt Erholung von mir zu finden sein. Diese Erholung tat not. Meine Frau, ausserstande, wie ich das Quale durchs Quantum zu ersetzen, magerte rasch ab, ich machte ihr besorgte Vorwürfe, ohne dadurch ihre Esslust zu steigern, es war gar nicht erquicklich. Aus der Trostlosigkeit dieses einförmigen Monats ragen zwei Tage hervor. Montag, der 5., fing gleich böse an. Den ganzen Sonntag hatte ich zu Hause vor Kälte gezittert, umsonst versucht, mich auf meine Lektüre zu konzentrieren, und sehnsüchtig der Dampfheizung des Lektorensaals gedacht. Als ich aber Montag dorthin kam, war ein Rohr geplatzt und die ungeheizte Deutsche Bücherei genauso kalt wie das ungeheizte Zimmer. Wir liefen in unsern Mänteln die fünfzehn Meter des Saals auf und ab und politisierten. Eben war bekannt geworden, dass Amerika die Beziehungen zu Deutschland abgebrochen habe. Wir waren überzeugt, dass es nun aufs Letzte ginge, dass der Sommer die endgültige Entscheidung bringen würde, schon allein deshalb, weil Deutschland noch einen Winter nicht auszuhalten vermöchte. «Die Kommissionen zur Nachuntersuchung», sagte der theatralische Mohr, «arbeiten auch schon wieder wie die Revolutionstribunale, diesmal müssen auch wir auf die Guillotine.» – «Mir soll es recht sein», sagte ich, «lieber ein Ende mit Schrecken als diese Misere der Jämmerlichkeiten.» Zu Haus fand ich zwei Briefe vor. Der eine in der Handschrift meines Bruders Berthold, mit dem ich seit August nicht mehr korrespon-

diert hatte, aus einem Lazarett in Meseritz (Stempelaufdruck: Man bittet keine Lebensmittel zu schicken, die Patienten sind reichlicher versehen als die Zivilbevölkerung). Berthold schrieb, er sei vor Kurzem als Landsturmmann eingezogen, sei den Strapazen nicht gewachsen und beim Exerzieren zusammengebrochen. Er werde jetzt ärztlich beobachtet, aber sicher zur Truppe zurück, da ungeheure Not an Mannschaft sei. Er fühle sich sehr leidend, und es sei ihm ein unerträglicher Gedanke, sein Leben etwa abzuschliessen, ohne die alte herzliche Freundschaft mit mir wiederhergestellt zu sehen. Der andere Brief kam von Georg, er hatte Berthold bereits in Meseritz besucht und drängte mich, Frieden mit ihm zu schliessen. Er schrieb weiter, er halte es für ausgeschlossen, dass Berthold den Militärdienst durchhalte, es würde aber schwer sein, ihn freizubekommen, man müsste ihn von irgendeiner Amtsstelle anfordern lassen. Darauf schrieb ich spontan ein paar herzliche Worte an Berthold, ohne unsern Zwist zu berühren, es war ein Friedensschluss und auch wieder keiner, und Georg schlug ich vor, mich zu meinem Regiment zurückzumelden; dann würde es via Felix ein leichtes sein, meinen freigewordenen Lektorposten an Berthold zu geben. Erst nachdem ich beide Schreiben abgeschickt hatte, gestattete ich mir ein längeres Nachdenken darüber. Mein Gewissen war durchaus nicht rein und stolz wie nach einer guten Opfertat. Wen hatte ich geopfert, mich oder meine Frau? Sie war gekränkt worden, und sie war die Leidtragende, wenn mir im Felde etwas zusties. Wiederum: Hier hatte sich einmal die Möglichkeit geboten, nein, aufgedrängt, mit meinem Bruder zu einem Quitt zu kommen, ihm reichlich zurückzahlen, was ich ihm schuldete (sehr reichlich sogar). Wiederum: Hatte ich wirklich nur aus Opferwillen gehandelt, nicht vielleicht auch aus Überdross an meiner jetzigen Lage? Und war es überhaupt ein Opfer, jetzt wo die Nachuntersuchung und damit das Zurück ins Feld bevorstand? Aber blieb meine Handlungsweise nicht dennoch ein Verrat? Aber war mein Verhalten nicht das selbstverständlichste und notwendige gewesen? Ich quälte mich

sehr, zumal ich keine Möglichkeit sah, mit meiner Frau davon zu sprechen, ohne alte Wunden aufzureissen. Natürlich kam von Georg schon nach zwei Tagen Antwort, ich solle nichts unternehmen, für Berthold sei ein Sekretärposten beim Kriegsministerium gefunden, der ihm sogar Zeit für seine Anwaltspraxis lasse. Sobald ich ihn in Sicherheit wusste, war meine versöhnliche Stimmung geschwunden, und die alte Bitterkeit stieg wieder auf. Das wenigste in meinem Leben ist für einen Roman oder ein Drama geeignet, alles bleibt immer im Halben stecken, Gefühl und Ereignis. Mein fragwürdiges Opferanbieten war zurückgewiesen worden, und bald darauf zeigte es sich, dass ich auch bei seiner Annahme wahrhaftig nichts geopfert hätte, was mir noch gehörte, denn schon am Montag, dem 19., stand die Buchprüfungsstelle vor der Untersuchungskommission, die wirklich schnell und sicher wie eine Guillotine arbeitete. Ich weiss eigentlich nicht, warum sie Untersuchungskommission hiess, denn von ärztlicher Untersuchung war nichts mehr zu merken. Mit Ausnahme des Feldwebels und der Ordonnanz, die irgendein schweres organisches Herzleiden haben mussten, wurden wir alle im Nu für kv erklärt. «Nephritis», hiess es bei mir, «August 16 zum Etappendienst entlassen? Bei dem Wetter jetzt werden Sie's natürlich nicht aushalten, also schreiben wir, kv vom 1.4. ab.» Die neue Gefahr hatte ein Gutes: sie riss mich aus der kleinlichen Misere der letzten Zeit. Wir durften uns den letzten gemeinsamen Monat nicht vergällen, ich wusste nun wieder, es gab doch Schlimmeres als das bisschen Hungern und Frieren; solange wir einander hatten, war alles erträglich. Meine Frau kam etwas erholt aus Kipsdorf zurück, und die Klagen über das Esselend, ich will nicht sagen, dass sie aus meinem Tagebuch ganz verschwanden, aber ihre Alleinherrschaft war doch gebrochen. Ich finde genaue Aufzeichnungen über die ethnographischen Puppenszenen des Grassimuseums, die asiatischen Märkte und Ernten und Strassenbilder, die chinesische Gerichtsverhandlung und Hinrichtung, ich finde eine lange Kritik des Klingerschen Beethoven: «Der Mann ist gewaltig, aber wie

störend wirkt das Brimborium des Prunksessels, der Decke, des Adlers, der vergoldeten Armlehnen, wahrer Tassenhenkel; und bei der Cassandra ist es ähnlich: Das früh gealterte, verzerrte, etwas gedunsene Gesicht ergreift oder würde ergreifen, lenkte nicht die Spielerei der farbigen Augen, des farbigen Mantels ab. Wie schade, dass der protzige Kunstgewerbler bei Klinger immer wieder den grossen Bildhauer schädigt ...» Ich finde auch den Bericht über einen Abend im Alten Theater, wir sahen Hebbels «Demetrius» mit dem besten Schauspieler, den es damals in Leipzig gab, Kurt Stieler. Wir speicherten an gemeinsamem geistigem Genuss auf, was uns irgend erreichbar war. Und das nächtliche Vorlesen stand in höchster Blüte. Einmal unternahmen wir einen Sonntagsausflug ins nahe Halle – der Giebichenstein stand mir von meiner einstigen halbtägigen Militärzeit bei den Hundertfünfundsiebzighern her in gutem Angedenken. Mehr als alles Landschaftliche und Architektonische prägte sich mir diesmal die grausige Menge der feldgrauen Krüppel und Amputierten ein, denen man auf Schritt und Tritt begegnete. Ich wusste schon von Leipzig her, dass man die schweren chirurgischen Fälle vorzüglich den Universitätskliniken zuwies; aber natürlich fiel das in Leipzig ungleich weniger auf als in dem um eine reichliche halbe Million kleineren und stilleren Halle.

Auch in den Dienststunden fühlte ich mich wieder frischer. Ich vermochte, ein bisschen für mich zu arbeiten ohne einzuschlafen, ich fand an die Kollegen ein bisschen mehr Anschluss als zuvor: Wir waren ja alle in der gleichen Lage, wir kosteten bewusst die letzte Stunde aus, denn ein Zweifel daran, dass wir nun in wenigen Wochen hinaus müssten – für die andern handelte es sich vielleicht nur um wenige Tage –, bestand natürlich für keinen unter uns. Einen merkwürdig geringen Eindruck machte uns die Nachricht von der siegreichen Petersburger Revolution. Blum brachte am Vormittag das Extrablatt der «Leipziger Neuesten Nachrichten» aufs Büro. Nur einen Augenblick lang herrschte hoffnungsvolle Stimmung, jetzt würden die Russen Frieden machen, jetzt würde das Ostheer für die Westoffensive frei, jetzt

würden die Westmächte vielleicht vernünftig genug sein, diese Offensive nicht erst abzuwarten, und einen Kompromissfrieden anbieten. Aber gleich danach nahm das Gespräch andere Wege. 1870 habe man in Frankreich die Republik ausgerufen und dann den ganzen Winter weitergekämpft. Und selbst wenn die Russen aufhörten – warum sollte der Westen nachgeben? Nein, wir sollten keine Hoffnungen hegen, wir waren allzu oft enttäuscht worden. Dieser Krieg nahm kein Ende in absehbarer Zeit, jetzt würde er uns einfressen wie all die aber Tausende vor uns. Wir wurden gleich darauf in dieser Meinung bestärkt durch eine Geheiminstruktion des Kriegspresseamtes vom 19. März, der allen Zensurstellen zugeing. Danach war den Zeitungen befohlen worden, über den eben begonnenen und in grösserem Massstab fortzusetzenden Rückzug im Westen nichts zu bringen, als was in den amtlichen Heeresberichten stünde. Man solle nur dem Siegesjubiläum der Entente entgegentreten, auf die neugewonnene Bewegungsfreiheit unserer Armeen hinweisen, die zum entscheidenden Schlage ausholten, und auf alle Weise die Zuversicht der Leser stärken. Insbesondere dürfe man auch nicht von Zerstörungen sprechen, sondern nur von der Vorbereitung des künftigen Schlachtfeldes. In diesem Punkt übrigens kam der Erlass zu spät; denn schon hatte der «Berliner Lokalanzeiger» das «Glacis» vor unserer Front erschütternd deutlich beschrieben; danach war dort alles wahrhaft biblisch dem Erdboden gleichgemacht worden. Nein, die Welt sah nicht nach nahem Frieden aus.

Aber der März ging zu Ende, und nicht einer von uns erhielt seine Marschorder. Kurz vor Ostern erschien, nach noch längerer Abwesenheit und noch eiliger als je, der Hauptmann, sagte, ihm sei von unserer Abberufung noch nichts bekannt, auf alle Fälle aber sollten wir uns gute Ostertage gönnen, unterschrieb hastig sämtliche vorgelegten Urlaubsscheine und liess inzwischen durch Blum eine Autodroschke heranzurufen, um nur ja den nächsten Schnellzug nach Berlin nicht zu verfehlen. Ich hatte als Urlaubsort wieder Kipsdorf gewählt; es sah nicht anders aus als Weih-

nachten, höchstens noch winterlicher, noch schneevergrabener. Einmal bei Schellerhau gerieten wir in den heftigsten Schneesturm – er pflegt mir einzufallen, sooft ich die Beschreibung eines Blizzards lese, wiederholt glitten wir im Wald vom Weg ab und sofort bis über die Hüften in den Schnee. Jeder kleinste Spaziergang war eine Anstrengung, aber auch eine Herrlichkeit. Dafür waren die Essfreuden versiegt, doch ich hatte mir ja zugeschworen, in diesem Punkt tapfer zu sein, und ganz so hungrig wie in Leipzig stand ich in Kipsdorf auch jetzt nicht vom Tisch auf. In den abendlichen Hausgesprächen herrschte diesmal ein geistliches Element vor. Vater und Tochter rühmten den jungen neuen Hilfspastor, der provisorisch im Oberstock bei ihnen mit seiner Frau wohnte, wenn er predige, sei die Kirche viel voller, als wenn der alte Schmiedeberger Pastor amtiere. Vater Nietzsche setzte auch eine besondere Hoffnung auf den neuen Geistlichen: Der Erhard (der einzige Sohn) schreibe gottlose und aufrührerische Briefe aus dem Felde, behaupte, man könne in diesem Gemetzel unmöglich den Glauben an einen gütigen Gott behalten; wenn der Erhard den Dedo Müller sprechen höre, würde er gewiss wieder zurückgewonnen werden. Ich ging am Ostersonntag in die kleine neue Kirche, die in fast koketter Eleganz mit ihrer roten Ziegelaube auf dem massigen grauen Türmchen mitten im Nadelwald am Berghang steht, den ansteigenden Friedhof hinter sich, das Tal mit der Spielzeugbahn zu ihren Füßen. Die Anklänge des protestantischen Kults in Sachsen an den katholischen Gottesdienst legten den Vergleich mit meinen Paderborner Erlebnissen nahe; aber auch ohne das wäre ich hier mit Notwendigkeit darauf gekommen, wieder einmal katholisch und protestantisch gegeneinander abzuschätzen. Erst schien mir der schwächliche blonde Mensch eine kühne und rührende Gestalt – kühn, weil er vor lauter Liberalismus und Bekennermut offenbar sein Amt aufs Spiel setzte (und dabei sah er doch ziemlich verhungert aus mit den eingefallenen Backen und in dem faltig-weiten Talar und war jung verheiratet), rührend, weil er offenbar seine Perlen vor die Säue warf,

denn sein Publikum bestand aus etwa vierzig ganz einfachen Frauen und einem Dutzend Kindern, die Männlichkeit und die höhere Bildung war nur durch den Küster und den alten Nietzsche vertreten. Er sprach über die Auferstehung, aber er vermied es ständig, von der Auferstehung des Heilands zu reden, sondern gebrauchte durchweg den Ausdruck «die Wahrheit Christi». Alles Geistige, sagte er, sei unsterblich, erstehe immer wieder in neuer Form, entwickle sich weiter; so sei auf das alte Christentum die Lutherlehre gefolgt, und auf ihr wiederum erwachse das heutige Christentum. Ich war mit dem Pastor schon vorher bekannt geworden, wir gingen zusammen zurück. «Sie sind ein tapferer Mann», sagte ich ihm. «Nein», antwortete er halb gelangweilt und halb belustigt. «Ich riskiere doppelt nichts, wenn ich einmal zu meinem eigenen Vergnügen faustisch einherkomme.» (Er hatte den «Faust» reichlich zitiert und noch reichlicher paraphrasiert.) «Denn erstens werde ich ja doch nicht verstanden, und zweitens – wenn mich wirklich mal einer versteht, geschieht mir auch nichts. Liberal sind sie zwar in Sachsen gewiss nicht, aber ‚Fälle‘ lieben sie erst recht nicht.» Ich war stark abgekühlt, und am nächsten Sonntag gefiel mir der Mann noch weniger. Diesmal sprach er vom ungläubigen Thomas, der die Finger auf die Nägeln Christi legen will, und der Herr sagt ihm: «Selig sind, die mich nicht sehen und doch glauben.» Und diesmal zerlegte er seine Predigt mit einer beinahe zynischen Offenheit in zwei Teile, a) für Erwachsene und b) für Kinder. Erst war alles auf reine Vergeistigung gestellt, und das protestantische Christentum der Gegenwart enthüllte sich als Humanitätsphilosophie, und nachher verwandelte es sich in den für kindliche Gemüter zubereiteten lieben und strengen Gott zurück, der die Seinen durch Schickungen läutert. Nietzsches waren beglückt und erhofften sich Gutes für den irregeleiteten Erhard.

In meinem Tagebuch wiederholte ich den Paderborner Schluss: «Vielleicht ist der Katholizismus das kleinere Übel.» Zögernd, in zwei Absätzen, fügte ich im Lauf des Tages hinzu: «Je-

denfalls finde ich protestantischen Jesuitismus unsittlicher als den katholischen.» Und dann: «Aber vielleicht hat ein Protestant auf der Kanzel heute nur die Wahl, entweder ein Jesuit oder kein Protestant zu sein.»

Wir kehrten nach Leipzig zurück, und alles war unverändert. Der harte Winter, der, wie gesagt, bis zum 1. Mai ungebrochen herrschte, die Essnot, die gewachsen war und immer weiter wuchs – Runderlass an alle Zensurstellen (als liesse sich das Elend vor dem Ausland verheimlichen), von einer Verwertung der Nahrungsmittel erobeter Provinzen für Deutschland dürfe in keinem Buch und keiner Zeitung die Rede sein –, die Ungewissheit über das Schicksal der Kv-Leute unseres Amtes. Dann erschien Leutnant Opelt als Bote der Zentrale, und nun begann mit Leutnant Landt und der Pension Fritz, denn beide gehören für mich natürlich zusammen, jener Übergang von der stillen «Platten»- zur leidenschaftlichen «Merkur»-Zeit. Der Botenbericht lautete, in Kowno halte man es für Ehrensache, die Leipziger Filiale uneingeschränkt bestehen und sich keinen der eingearbeiteten Fachleute rauben zu lassen, die entsprechenden Reklamationen seien auch alle anerkannt worden. Nur in der Leitung des Amtes werde ein Wechsel vollzogen, da Neumann-Hofer allzu sehr von seinen politischen Pflichten in Anspruch genommen sei. Ihn also würden wir nicht wiedersehen, an seine Stelle trete sofort der Leutnant der Reserve und Ingenieur Landt und später vielleicht, da ein so grosses und wichtiges Amt einen Hauptmann und eine angesehene Persönlichkeit als Chef benötige, der Hauptmann der Landwehr und berühmte Schriftsteller Heinz Tovote.

Leutnant Landt trat schon anderntags seinen Dienst an, er war schlank, geschmeidig, völlig bartlos, er mochte in der Mitte der Dreissig stehen, er hatte ein Schauspielergesicht, das sich gern interessant, bisweilen mephistophelisch gab und in unbeobachteten Momenten mit den Fältchen um die kleinen grauen Augen arg verlebt wirkte, er konnte auch reichlich in den Vierzigern sein. So wenig wie über sein Alter bin ich mir je über seinen Charakter klar geworden. Harmlos und makellos war er bestimmt nicht,

eher eine peinliche Kriegerscheinung; aber die schlimmsten Beschuldigungen gegen ihn habe ich doch nur von sehr befangenen Zeugen gehört. Und vieles muss ich ihm zugutehalten. Gegen mich persönlich hat er sich immer korrekt, ja freundschaftlich verhalten. Auch den andern Zensoren war er mehr Kamerad als Vorgesetzter, nur aus Wohricek machte er, ich muss schon sagen, seinen Hofjuden, aber das war zum grossen Teil die Schuld des um seinen Posten ewig besorgten Anwalts. Wohricek verschaffte dem Leutnant alles, Eier und Butter und Hemden und Strümpfe und Rasierklingen, ja selbst die unzweideutigsten hygienischen Artikel (geheim blieb nichts: Blum brauchte in vièlem den Burschen des Leutnants und plauderte seine Intimitäten grinsend aus). Sodann war Landt ungeheuer gewissenhaft in seinem Dienst. Er las das meiste – es war ja nicht viel – selber, und jetzt begannen jene stundenlangen Diskussionen über zweifelhafte Fälle. Er hatte die Manie, über solche zweifelhaften Fälle mehr als ein Gutachten einzufordern, und so sassen wir dann häufig zu dritt und zu viert und erwogen, wieweit die Begriffe Burgfrieden, Grosspolen, unerlaubte statistische Angaben reichten. War eine Tatsache, die in hundert Zeitungen gestanden hatte und längst aller Welt bekannt war, noch immer unerlaubte statistische Angabe? Wäre es nur bei solchen politischen und militärischen Betrachtungen geblieben. Aber Landt hatte starke literarische Interessen. Sehr bald vertraute er mir an, dass er den «Wallenstein» bearbeitet habe. «Die ganze Trilogie ist in den Umfang eines Abends zusammengedrängt», sagte er, «sie ist vom Vergänglichem entlastet und hat jetzt heisseren Atem als zuvor – ich möchte gern Ihr Urteil darüber hören.» Die grössere Kürze und der heisere Atem waren derart zustande gekommen, dass Thekla und Max gänzlich geschwunden, die Monologe zusammengestrichen und die Operationsnarben mit Jamben von Ernst Landt überpflastert waren. Ich wand mich diplomatisch; der Versuch sei höchst interessant, wenn ich selber ihn nicht vollkommen zu würdigen vermöchte, so sei das die Schuld meines philologischen Berufes,

sozusagen meiner Vereidigung auf Texttreue. Dies war nur ein privates und einmaliges Intermezzo. Doch eben dies literarische Interesse des Leutnants brachte es auch mit sich, dass er sich fast mehr für Belletristik als für Politik interessierte. Und nun begann die Qual des Zensurierens unter dem Gesichtspunkt der Sittlichkeit. Der Leutnant hatte eine besondere Freude daran, dasselbe Werk von Wohricek und von mir lesen und uns dann unsere Gutachten vortragen zu lassen. Er konnte sicher sein, dass sie sich widersprachen. Wohricek hatte jedesmal leichtes und grosses Spiel. Er verteidigte die besten Namen der Weltliteratur, dazu hochangesehene, wenn nicht gar zu den Klassikern zählende Maler, er verteidigte die Freiheit der Kunst gegen unkünstlerische und enge Bedenken, er warnte davor, sich durch haltlose Verbote lächerlich zu machen. In Wahrheit aber lagen die Dinge anders, und selbst wenn es sich nicht um jenen umgrenzten Sonderfall gehandelt hätte, dessen Eigenart uns Ewers in Kowno überzeugend klargelegt, hätte ich meine Verbote beantragt, ja, es am liebsten gesehen, wenn den Verlegern der beanstandeten Werke ein für allemal das schmierige Handwerk gelegt worden wäre.

Ich erinnere mich besonders einer Firma Borngräber, sie stand aber nicht allein. Spezialität dieser Geschäfte war die Neuveröffentlichung längst anerkannter Werke, etwa des «Decamerone» oder berühmter französischer Memoiren aus dem sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert oder der Novellen Maupassants, bisweilen in kostbaren illustrierten, bisweilen aber auch in billigen, jedermann zugänglichen Ausgaben. Sah man genauer hin, dann hatten all diese Werke an Umfang verloren und, um Leutnant Landt zu zitieren, heisseren Atem erhalten. Es war nämlich bei allen im Wesentlichen nur das Erotische des Inhalts oder doch nur das, was irgendwie zu erotischen Szenen führte, stehen geblieben. Dabei ging denn das Kunstwerk als Ganzes zum Teufel, und die erotischen Stücke selber wirkten durch die Zusammendrängung, Isolierung und Unterstreichung gemein, es war eine kontinuierliche Versündigung am Geist der Autoren. Und

ähnlich verhielt es sich mit den Bildern im Text. Es kam nicht darauf an, welchen künstlerischen Wert sie an sich besaßen; hier waren sie, manchmal durch die Art der Wiedergabe, manchmal nur durch die Verkoppelung mit dem Text, prostituiert. Ich will nicht ungerecht gegen den Leutnant sein: er pflichtete nicht immer Wohriceks Gutachten bei; aber eine wirkliche, ebenso entschiedene wie unvermutete Hilfe fand ich in dieser lästigen Angelegenheit doch erst später an Tovote. Eine Weile beschränkten sich die Kunst- und Moraldebatten auf die Amtsräume der Zensurstelle; dann mit dem «Ladenprinzen» drangen sie ins Weite. «Der Ladenprinz» war ein inzwischen versunkener, damals aktueller und in mehreren Auflagen verbreiteter Roman von Kurt Münzer, sehr arm an Kunstwert und so reich an Sexualszenen, dass er für die Feldbuchhandlungen bestimmt nicht passte. Wenn ich ihn kurzerhand als «Schund» verbot, so war die Form des Urteils wohl etwas schroff und auf meine Gereiztheit durch das Vorangegangene zurückzuführen, aber eigentlich unzutreffend war es nicht, und jedenfalls kam für Ober-Ost eine Freigabe nicht in Frage. Jetzt aber legte sich Wohricek geradezu leidenschaftlich für das «reine und bedeutende Kunstwerk» ein, und der Leutnant erklärte, auch ihm gebe es manches. Er überlegte eine Weile und sagte dann: «Hier muss eine reife Frau entscheiden.» Die reife Frau war die meine, und als ihr mündliches Gutachten nur im belustigten Ton, aber nicht im Urteil von meinem abwich, wurden noch andere reife Frauen herangezogen, nämlich die kindliche Kriegsstrohwitwe Öhlmann und die begabte, aber hysterische Primanerin Thomas, und der «Ladenprinz» bildete tagelang das hauptsächlichliche Tischgespräch der Pension Fritz. Denn hier liegt die Verschmelzung der beiden Themen: In dieser Pension wohnen wir Ende Mai, und der Leutnant war hier regelmässiger Mittags- und Abendgast. So verknüpften uns mit ihm ein gemeinsamer kleiner Kreis und manche über das militärische und amtliche hinausgehende Interessen. Der Gedanke, in ein Pensionat übersiedeln, war uns gekommen, als die Nachricht aus Kowno mein

Bleiben sichergestellt hatte. Wir hausten so eng in unserm Zimmer, und meine Frau sehnte sich nach einem Klavier; es war so unbequem, zu jeder Mahlzeit das Restaurant aufzusuchen, wir hofften auf ein klein wenig mehr Behagen. Auch kannten wir noch kein deutsches Pensionat, vielleicht war das Leben da so anregend wie bei der Frau Pastner. Immerhin hätten wir wohl noch gezaudert, wäre nicht ein dramatischer Zwischenfall eingetreten. Wir kamen abends nach Hause, die Wohnungstür stand offen, es roch nach Gas, und die Nachbarsfrau trat uns aufgeregt entgegen. Eben sei Frau Bartels abgeholt worden, ins Krankenhaus, aber wahrscheinlich schon tot: Selbstmord durch Gasvergiftung. Im Grunde waren wir nicht allzu überrascht; Frau Bartels hatte in der letzten schweren Zeit ihre Rüstigkeit und ihren Frohsinn ganz eingebüsst, immer sass sie brütend im Halbdunkel vor ihrem Grudeherd, immer klagte sie über ihr schmerzhaftes Bruchleiden, das sie am Schlangestehen nach Kohle und Lebensmittel hinderte. Der Arzt hatte ihr schon vor langer Zeit gesagt, sie werde sich operieren lassen müssen, aber davor fürchte sie sich mehr als vor dem Tod, und jetzt sei sie überhaupt lebenssatt. Wir sassen nun ganz unbetret in unserm Zimmer, wir wussten nicht, in wessen Hände die Wohnung übergehen würde, so gingen wir gleich am nächsten Morgen auf Suche, und da uns das Fremdenheim Fritz gefiel (im Telefonbuch und auf den Hauschildern war nur noch von Fremdenheimen und keinen Pensionen mehr die Rede), so griffen wir fatalistisch zu. Danach erkundigten wir uns nach der braven Bartels: Ihr Drama war zum Lustspiel geworden; man hatte die Bewusstlose, da Gefahr bestand, sogleich auf den Operationstisch gelegt, und als sie wieder zu sich kam, lag der gefürchtete Eingriff hinter ihr, und sie freute sich wieder ihres Lebens. Der Abstand zwischen dem aufgegebenen Zimmer und der neuen Wohnung war beinahe so gross wie der zwischen meiner Unterkunft in Le Plouich und in Kowno. Die Salomonstrasse, in der die Pension Fritz ein Hochparterre innehatte, lag dicht am zentralen Geschäftsviertel, war auch selber schon leicht citysiert durch den Verlagshandel – so befand sich

dicht neben uns in einem Mittelding zwischen Villa und antiki-
sierendem Schloss die Firma Brockhaus, woran sich rückwärts
ein ganzer Block von Druckerei- und sonstigen Betriebsbaulich-
keiten schloss –, bewahrte aber noch durchaus das Wesen einer
vornehmen asphaltierten Villenstrasse mit gepflegten Vorgärten
und mit alten Bäumen an den Rändern der Bürgersteige. Als bald
nach unserm Einzug des Kohlemangels halber die abendliche
Strassenbeleuchtung immer mehr eingeschränkt wurde, war es
hier so stockfinster wie heute bei den vorschriftsmässigen Ver-
dunkelungen aller Häuser. Wir verfügten über ein grosses Wohn-
zimmer, in dem sich ein geliehenes Klavier bequem unterbringen
liess, und über einen ausreichenden gesonderten Schlafraum. Es
dauerte keine Woche, und unser Wohnzimmer war ein richtiges
täglich benutztes Gesellschaftszimmer geworden, und mit den
Orgien des Vorlesens war es auf lange Zeit gründlich vorbei. An
festen Mietern hatte die Pension während des Krieges Mangel.
Dauernd dort einquartiert war nur das Fräulein Thomas, die Toch-
ter eines reichen Chemnitzer Fabrikanten, die sich auf einer
Leipziger Presse zum Abitur vorbereitete. (Ich muss es mir bei
den längst so gänzlich veränderten Verhältnissen immer wieder-
holen, dass damals Abitur und Studium einem Mädchen noch eine
Besonderheit verlieh.) Im Übrigen gab es nur und auch nicht häu-
fig Passanten. Niemand von ihnen ist mir als Gestalt und Indivi-
duum in Erinnerung geblieben. Der eine interessierte mich durch
seinen Namen und als Glied einer Entwicklungsreihe. «Herr
Grätz.» Der Name ist gar nicht selten, und er ist auch interkonfes-
sionell. Aber mir fiel bei der Vorstellung der Grätz ein, der so
vielbändig auf Vaters Bücherregal stand. Und es stimmte auch:
Der Grossvater Rabbiner hatte die «Geschichte der Juden» ge-
schrieben. Der Vater war Professor der Physik an der Universität
München, und den Sohn hier hatte man eben nach schwerer Ner-
venerkrankung aus dem Heeresdienst entlassen, er war vom Stu-
dium fort als Freiwilliger bei den Fliegern eingetreten und hatte
mehrere Feindflüge hinter sich. Auch im andern Fall haftet nicht

die Person in mir, sondern der Name. Frau Morgentreter hatte als Mädchen zu unseren Neapeler Pensionsbekanntschaften des zweiten Jahres gehört, es war in den Tagen der «Goeben» gewesen. Ich weiss nicht mehr, aus welchem Grunde sie mit meiner Frau in einiger Briefverbindung blieb. Die beiden hatten damals miteinander musiziert und taten es auch jetzt wieder; U. Rosales Cellospiel schien mir noch fahriger und ausdrucksloser als das der Mar. Hartmann. Aber nun hiess sie eben R. W. Sie hatte einen Offizier der «Goeben» geheiratet, und sie schenkte mir, als sie von Leipzig abreiste, «Die Fahrten der Goeben» von Emil Ludwig, weil ihr Mann in der Liste des Offizierskorps genannt sei und weil er die Darstellung des Autors für ganz zutreffend erkläre. Sie schrieb mir eine Widmung hinein. Kurz vor Beginn dieses «Curriculums» kam mir da ihr Name zum letztenmal unter die Augen, das war an dem Tage, als die Gestapo meine Bibliothek ausplünderte und mit allen späteren Werken Emil Ludwigs auch «Die Fahrten der Goeben» als staatsfeindliche jüdische Literatur konfiszierte. Auch die fluktuierenden Gäste des Mittagstisches, von dem das Pensionat in der Hauptsache lebte, bleiben mir meist belanglos. Dagegen schlossen sich das kleine Fräulein Thomas und zwei ihr befreundete Dauertischgäste – Robert Saudek und die rundliche Frau Öhlmann – fast sofort an. Saudek, «der verweste Säugling», wie er nach Thomas Manns «Tristan» in meinem Tagebuch des Öftern heisst, hatte die grössten, erstauntesten und kindlichen blassblauen Augen in einem milchzarten weichblauen Gesicht. Alles an diesem Gesicht und der zarten Gestalt deutete auf Weichheit, wenn nicht weichliche Empfindsamkeit, und dies mag der Grund sein, weshalb er als Bildhauer die Strenge des Denkens und die Gestrafftheit des Willens zu betonen liebte. Ich hatte seine Büsten Schopenhauers und Nietzsches im Vestibül der Deutschen Bücherei wiederholt betrachtet, ehe ich ihn kennenlernte. Wenn er ohne alle Affektation von seinem Beruf oder mit vieler Bildung von Literatur und Musik oder warmherzig von allgemein menschlichen Dingen sprach, war er mir sehr sympa-

thisch, in der ersten Zeit fehlte es ihm auch nicht an Humor, wie es denn unter seinen Arbeiten einige drollige Tierskulpturen für den Zoo gab; nur die Politik musste er aus dem Spiel lassen, tat es zum Glück auch gern. «In Österreich sagen sie», erzählte er einmal nicht als Scherz, sondern im vollen Ernst und indem er sich dieser Meinung seiner Landsleute anschloss, «wenn wir nur endlich Galizien verloren hätten, dann könnten wir Frieden schliessen.» Das war nicht der Hass gegen den Krieg und die Überspannung der Nationalismen, wie ich sie von Zeller hatte äussern hören, es war nichts als Müdigkeit und Schlaffheit, es schien mir die Verkörperung des schlaffen österreichischen Wesens. Hoben sich Fräulein Thomas und Saudek sozusagen als Vertreter von Wissenschaft und Kunst aus der Menge, so strebte auch Frau Trude Öhlmann sichtlich und nicht ganz erfolglos nach solchem Auftauchen. Ihrem hemmungslosen Leipziger Sächsisch und mancher ihrer Bemerkungen hörte man deutlich an, dass sie aus klein- und kleinstbürgerlicher Schicht stammte, ganz ebenso deutlich war ihr autodidaktisches Bemühen um Bildung, besonders auf dem Gebiet der Kunst, dabei aber wurde sie durch die grosse, oft stürmische Frische und herzliche Gutartigkeit ihrer Natur vor aller Enge bewahrt. Wir kannten bald ihre Geschichte. Sie war Kontoristin der grossen Kunsthandlung am Augustusplatz gewesen und hatte den jungen Chef des Hauses geheiratet und vertrat ihn jetzt, während er als Dolmetscher an einem Gefangenenlager in Chemnitz Dienst tat. Er kam nur manchmal über Sonntag heim, und wir hatten sofort den Eindruck, dass diese Ehe doppelt bedroht sei, denn einmal schien Herr Öhlmann viel mehr gelehrte als kaufmännische und gesellschaftliche Interessen zu haben und durch die kindlich bewegte Art seiner Frau nach zweijähriger Ehe bereits mehr gestört als angezogen zu sein, und zum andern besass er eine weiche und dunkle Schönheit, die mich in fataler Weise an allerhand Bilder in den Kaufläden Capris erinnerte. Als wir in die Pension Fritz einzogen, bildeten Trude Öhlmann, G. Thomas und Saudek bereits eine unzertrennliche Ein-

heit, eben wurde der Leutnant Landt in ihren Kreis aufgenommen, und die gesamte Gruppe war bald mehr in unserm Gesellschaftszimmer als im Ess- und Gesellschaftszimmer der Pension zu Hause. Dass wir uns so rasch zusammenfanden, lag an unserer Wirtin. Man sagt, Verwachsene neigen zur Boshaftigkeit (immerhin habe ich in der Prima einen buckligen Mitschüler gehabt, der das sanfteste und denkbar gutmütigste Geschöpf war): Das grauhaarige bucklige Fräulein Namacher aber hatte nicht etwa nur diese Neigung, sondern war ein Teufel, der selbst seiner Teufelsnatur gegen das eigene Interesse folgen musste. Nie wieder bin ich so vieler Bosheit begegnet. Man wurde von der grünäugigen Hexe (anders heisst sie nie in meinem Tagebuch) mit gleissender Freundlichkeit aufgenommen, man wurde drei Tage lang als neuester und Liebling gegen die andern Gäste ausgespielt, und dann, unversehens, wies sie einem die Krallen und vermochte sie nicht einzuziehen, selbst wenn sie im nächsten Augenblick um Vorschuss bitten, selbst wenn sie auf angedrohte Kündigung erwidern musste: «Damit ruinieren Sie mich, ich finde keine andern Mieter.» Bald war es unerhört, dass Frau Öhlmann etwas im Flüsterton zu G. Thomas gesagt hatte, bald entrüstete sie sich, weil Leutnant Landt auf dem Korridor vor sich hin gepfiffen hatte, bald entsetzte sie sich über ein behauptetes Zuviel an Kartoffeln auf meinem Teller: Irgendeiner wurde immer von ihr misshandelt. Wir für unsern Teil waren mit den neuen Zimmern, der neuen Gesellschaft zufrieden, und so nahmen wir die Hexe in Kauf und hielten es beinahe vier Monate bei ihr aus, die andern pflegten vom Essen unmittelbar zu uns zu flüchten. Doch das ist wohl zuviel Ehre für die Hexe und ein Unrecht gegen meine Frau, deren Musizieren die stärkste Anziehungskraft ausübte. Damals wurde mir das mäuschenstille Zuhören buchstäblich ad oculos demonstriert. Tagelang erschien während des abendlichen Spiels eine Maus und sass da vergnügt wie das andere Publikum bis zum letzten Ton des jeweiligen Sonatensatzes zwischen ihrem Loch unter dem Fenster und dem Klavier. Als sie dann fortblieb, mussten wir

mit triftigem Grund annehmen, dass sie der Tod am weiteren Zuhören verhindert hatte. War der musikalische Teil des Abends beendet, dann ging die Führung immer auf Leutnant Landt über. Er war ein ausgezeichnete Gesellschaftsmensch, er konnte vielerlei erzählen und erklären, er konnte auch andere zum Sprechen bringen und zuhören. Er regte auch Spiele an, zu Schach und Halma trat das von ihm eingeführte «Wortspiel». Man musste hierbei aus den Buchstaben eines gegebenen Wortes neue Wörter bilden. Dabei waren einige Regeln zu beachten: Das Grundwort durfte nicht über vierzehn Buchstaben besitzen, und keiner durfte sich wiederholen oder in den neugebildeten Wörtern wiederholt werden. Das Spiel artete eine Zeitlang zur Manie aus. Man brütete tagsüber über einem guten Grundwort wie Bauernstolz und Schnupftabak, man war glücklich, wenn man des Abends mit hundert und mehr neuen Wörtern Sieger wurde. Auch das geographische Spiel machte viel Vergnügen. Hier wurde ein Buchstabe gegeben, und dann waren alle Städte oder Flüsse aufzuschreiben, die diesen Anfangsbuchstaben hatten. Dabei erhoben sich oft Debatten, wie weit irgendein Gut oder winziger Vorort eines winzigen Dorfes noch Anrecht hatten, in die Liste aufgenommen zu werden. –

In diesen ersten Sommerwochen, in denen uns beiden das Leben im Pensionat als eine annähernde Häuslichkeit reizvoll erschien, dominierten die häuslichen Vergnügungen. Doch beteiligten wir uns auch schon an etlichen Kaffeehaus-, Theater- und Konzertbesuchen. Hierzu bedurfte es für mich neuerdings jedesmal eines besonderen, vom Leutnant ausgestellten «Nachtzeugnisses». Denn gleich beim ersten Mal war mein schöner, von Kowno herrührender Dauerausweis beanstandet und eingezogen worden. Das hatte einen traurigen allgemeinen Grund. An diesem Abend zu Anfang Juni waren die Patrouillen zu besonderer Schärfe verpflichtet gewesen, weil (ohne dass ich davon wusste) die gesamte Garnison in den Kasernen konsigniert war, dies wiederum war angeordnet worden, weil Unruhen wegen des Kartoffelmangels befürchtet wurden. Seit dem Ausgang des fürchterli-

chen Winters hatte es da und dort in Deutschland Streit und Kra-wall gegeben, nichts davon kam in die Zeitungen, alles wurde durch Gerüchte verbreitet. Ich hatte die Gerüchte immer wieder als übertrieben abgelehnt, ich weigerte mich noch immer, an eine wirkliche revolutionäre Gefahr für Deutschland zu glauben. Die kleine Leipziger Affäre jetzt, die gar nicht zum Ausbruch kam, erbitterte mich mehr als alles Gehörte. In unserm Pensionat bemühte man sich, an allem vorbeizuspielen, am Krieg, an der innerpolitischen Spannung, an den Friedensgerüchten, die ja doch wieder enttäuscht würden, sogar an der Essnot, die uns allen immerfort zusetzte. Einmal gab Landt die Parole aus: Wir wollen Frieden spielen, wir wollen ein «Fest in Zivil» veranstalten. Ausser ihm und Herrn Öhlmann und mir nahmen noch mehrere Soldaten an diesem Fest teil. Es verlief so einfach als möglich, nur eine sehr behelfsmässige Bowle und die grössere Anzahl der Anwesenden unterschied es von unsern üblichen Abenden. Ja, und zur Musik und dem Wörterspiel trat noch das Weissagen aus der Hand, in dem sich die Laborantin des chemischen Instituts hervortat. Bei mir entdeckte sie «eine lange Lebenslinie, aber keine Glückslinie», dazu «einen nachgiebigen Charakter». «Der und nachgiebig?» rief der Leutnant, «er verbietet ja immer.» Das war während des ganzen Abends die einzige Anspielung auf unsere gegenwärtige Situation. Im Übrigen tat der Zivilanzug – mir selber hatte Saudek ausgeholfen – ungemaine Wirkung: Von ihm ging alles Festempfinden aus, und er lenkte alles Düstere wirklich in alte Friedensbahnen. Man blieb bis in die späte Nacht zusammen und begleitete sich dann gegenseitig nach Hause. Es dämmerte, und die Sonne ging auf, als wir über den grünen Geländestreifen zwischen Vorstadt und Stadtkern zurückgingen. Wie viele ähnliche Frühwege hatten wir in fernen Friedens- und Bohèmejahren zwischen Halensee und Berlin gemacht! Auch im Büro fehlte es nicht an Spiel. Dies war die Zeit, in der Wohricek Luftgewehr und Scheiben herbeischaffte. Der Leutnant unterwies uns im pistolenmässigen Schiessen aus freiem Arm, und damit

imponierte er sogar dem Feldwebel. Nach einem Monat etwa begann sich das Idyll zu trüben, vorerst auf komische Weise. Saudek war ein stiller und bescheidener Verehrer des zierlichen Fräulein Thomas, und offenbar hatte sie diese innige Verehrung vordem mindestens freundschaftlich geduldet; jetzt wurde sie mit ernstlicher Energie von Leutnant Landt umworben und zeigte sich empfänglich dafür. Saudeks Eifersucht kam mehr passiv durch zunehmende Melancholie als aktiv zum Ausdruck. Aber auch Frau Öhlmann wurde eifersüchtig, denn sie glaubte ein gewisses Anrecht auf den Leutnant zu haben, und ihr Temperament eignete sich gar nicht zu dulddender Hinnahme. Gleichzeitig kam im Büro allenthalben Klatsch über den Leutnant auf. Er sollte nicht nur in der Pension Fritz Eroberungen machen, er sollte Frau und Kind haben und eben um Scheidung bemüht sein. Doch ehe dies alles sich dramatischer entwickeln konnte, wurde es für einige Zeit zurückgedrängt durch eine wesentliche Bereicherung unseres Büros und unseres Kreises: Der längst angekündigte Hauptmann Tovote traf endlich ein und wurde dritter Dauermieter unserer Hexe. Die grosse Überraschung, die er uns bereitete, ist heute ohne Erklärung unmöglich zu verstehen. Denn wer weiss heute noch etwas von Heinz Tovote. Den allermeisten ist er vollkommen unbekannt. Einige Spezialisten der naturalistischen Epoche wissen vielleicht, dass er zu den ersten Maupassantübersetzern gehörte und dass er in Novellen und Romanen das französische Vorbild berlinisch nachzubilden strebte. Aber in den neunziger Jahren war Tovote ein Familienschreck, sein Name durfte von einem wohl-erzogenen jungen Mädchen so wenig genannt werden wie Zolas Name, er war ein sittenloser Neuerer der radikalsten Art. Und im neuen Jahrhundert gehörte er mit zu den Gründern des Goethebundes, der für die Freiheit der Kunst gegen ihre moralisierenden Bedränger kämpfte. Und eine gewisse Leuchtkraft besass seine schwefelfarbene Gloriole auch noch während des Weltkriegs. Jetzt aber sass auf dem Ehrenplatz neben der Hexe ein grauhaariger Fünfziger mit dem biedersten, väterlichsten Gesicht, irgend-

ein Kanzleirat oder Kassenbeamter, und die Hexe stellte ihn strahlend vor: «Herr Hauptmann Tovote, der berühmte Heinz Tovote.» Sah er mittags in Uniform väterlich aus, so abends in Zivil grossväterlich. Dabei schien er mir weniger der Typus des guten Kerls als der des Philisters schlechthin zu sein. Beim ersten Mittag sprach er keine zwölf Worte, und am Abend, als er ausgeruhter war, verbreitete er sich über das Rezept einer Selleriebowle. Danach aber ging es mir sehr bald auf, dass er nichts weniger als ein Philister war, und allmählich, dass zwar kein guter Kerl, aber ein wahrhaft gütiger Mensch in ihm steckte. Im Büro trat er sogleich mit einer stillen, freundlichen, mehr patriarchalischen als militärischen, dabei unwiderstehlichen Autorität die Herrschaft an. Leutnant Landts Ausschweifungen im Diskutieren wie im einhändigen Schiessen, Feldwebel Mayers übermässiger Bürokratismus wurden abgestellt, nein, hörten von selber auf, man fügte sich der ruhigen Sachlichkeit des neuen Chefs, der seine Amtsstunden einhielt, man erledigte das bisschen zu leistende Arbeit – mehr als ein bisschen gab es selten zu tun – und konnte sich dann mit privater Lektüre oder Korrespondenz beschäftigen. Über wesentliche Fälle wurde beraten, aber nicht mehr so uferlos wie unter Landts Leitung. Besonders angenehm empfand ich, dass jetzt die Konferenzen über den Sittlichkeitspunkt stark eingeschränkt wurden. Einmal, als Tovote eines meiner Verbote unterzeichnete, sagte der Leutnant vorwurfsvoll: «Aber Sie sind doch der Mitbegründer des Goethebundes.» – «Was hat das mit der Sondersituation unserer Ober-Ost-Zensur zu tun und was mit dem gemeinen Zurechtstutzen klassischer Bücher», fragte Tovote dagegen, und damit war die Sache erledigt. Ein paar Kuriosa bereiteten ernstliches Kopfzerbrechen. So hatte ich kurz vor Tovotes Erscheinen einen dichterisch wertlosen, aber gutgemeinten Tendenzroman, Bonne, «Im Kampf um die Ideale» beurteilen müssen. Der Verfasser predigte Tugend, insbesondere die Tugend des Antialkoholismus. Leider beging er die Geschmacklosigkeit, den Kaiser wiederholt unmittelbar zu apostrophieren. Kaiser, lege die

Schnurrbartbinde ab – Kaiser, lass die teuren Weine, sieh das Elend deines Volkes. Es war mir lieb, dass ich mich über die Zulässigkeit dieser Apostrophen nicht erst zu äussern brauchte. Das Buch enthielt so schroffe Ausführungen über den Gegensatz zwischen Polen und Deutschen, dass es allein aus diesem Grund für Ober-Ost verboten werden musste. Daraufhin kam ein erbitterter Brief des Autors. Er sei bayrischer Oberstabsarzt und fühle sich in seiner Loyalität verdächtigt, in seiner Offiziersehre verletzt. Nur Branntweinverkäufer könnten an dem nützlichen Buch Anstoss nehmen. Nur der Missgriff einer untergeordneten und unwissenden Hilfskraft könne an dem Verbot schuld sein, das man unverzüglich aufheben müsse. Tovote schrieb nach Kowno; er nannte mich als Zensor, schloss sich meinem Urteil an und überliess dem Presseamt die Antwort an den gekränkten Verfasser. Manchmal, sagte er, sei es ganz hübsch, eine übergeordnete Behörde zu haben. Ein andermal wies er in Übereinstimmung mit mir die Beschwerde eines UnterOffizierskorps zurück. Es fühlte sich gekränkt durch die Freigabe eines Romanes, in dem ein unsympathischer Unteroffizier auftrat. In einem dritten Fall verfuhr Tovote rigoroser als ich. Es ging um die deutsche Ausgabe Guiseppe Bellis. Der Mann, den die Italiener mit Recht zu ihren Klassikern rechnen, hat in den dreissiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts glorreich bissige Sonette im römischen Dialekt gegen die religionswidrige Misswirtschaft im Kirchenstaat gerichtet. Diese Satiren haben heute ausser ihrem grossen dichterischen Wert eine rein historische Bedeutung. Auf die Idee eines Verbotes kam ich übrigens schon deshalb nicht, weil das Buch sicherlich nur von einem einzelnen wissenschaftlich interessierten Käufer bestellt war. Tovote aber war der Ansicht, dass Religionsfrieden der wichtigste Teil des Burgfriedens sei, und bestand auf Verbot. Doch auch bei diesem Auseinandergehen der Meinungen war es erfreulich, mit ihm zu verhandeln, und vor allem: Die Erörterung blieb auf die Dienststunden beschränkt. Noch wohlthätiger als im Dienst machte sich Tovotes Vorhandensein im Pensionat bemerk-

bar. Auch hier dämmte er den Leutnant ein, und ein Weilchen schien es sogar, als würde er die aufkommende erotische Wirrnis unterdrücken. Er blieb nicht bei der Selleriebowle des ersten Abends stehen, sondern erwies sich als ebenso guter Plauderer wie Landt. Nur dass ihm alle affektischen und affektierten Töne, alles Schauspielerische gänzlich fehlten. Ohne ein Spur des Berliner Dialektes und dessen, was man die Berliner Schnoddrigkeit nennt, besass er die beste Eigenschaft des Berliners, den Willen zum trockenen Gleichmut, die Skepsis gegen alles zur Schau getragene Pathos des Heldentums und der Herzlichkeit. Mir war es immer tröstlich, ihn politisieren zu hören. Nie verschleierte er die Bedrohlichkeit der Lage, und immer nahm er es als eine Selbstverständlichkeit, dass Deutschland die Nerven behalten und zuletzt doch noch wirklich siegen und nicht nur sich zu Tode siegen würde. Ich selbst war manchmal stark erschüttert. An einem Juliabend sahen wir Balken aus der Turmluke der Johanniskirche ragen, und auf der Strasse standen zwei schöne Glocken, alt und mit vielen Inschriften geschmückt; sie wurden abgeliefert, da man ihr Kupfer zu Führungsringen brauchte. Ich entsetzte mich. «Gewiss», sagte Tovote trocken, «mir wäre es auch lieber gewesen, wenn wir statt ihrer ein paar wertlose Kriegerdenkmäler von 1870 losgeworden wären, aber es wird auch so gehen.» Im August sah ich zum erstenmal einen Zug Streikender. Etliche hundert zum grossen Teil sehr junge Mädchen und noch jüngere Burschen kamen in aufgelösten Gruppen, singend, lärmend, harmonikaspieldend, vergnügt wie auf einem Rummelplatz den Windmühlenweg entlang. «Prügel!» sagte ich erbittert, «und wenn das nicht hilft, ein Maschinengewehr.» – «Die Maschinengewehre brauchen wir besser draussen», erwiderte Tovote, «und da werden wir's schon schaffen.» Im Pensionat beteiligte er sich gern an unsern Gesellschaftsabenden, sehr harmlos, so lehrte er zum Beispiel einige Varianten des Halmspiels, aber doch mehr zur Freude des bedrängten Bildhauers als des Leutnants, und bald wusste er es so einzurichten, dass diese häuslichen Abende selte-

ner wurden. War es sein Rezept der Nervenpflege, oder war es der ihm eingeborene Drang des realistischen Schriftstellers: Er musste durchaus allen Erscheinungen des öffentlichen Lebens nachgehen. Dabei machte er keinen Unterschied zwischen fein und unfein, künstlerisch und unkünstlerisch, bürgerlich oder proletarisch, schicklich und unschicklich, alles war ihm Stoff, alles war ihm interessant, alles beurteilte er mit derselben gutartigen Nüchternheit und dem gleichen Sachverständnis, ob es nun eine Shakespeareraufführung oder eine Varieténummer oder ein Preisringen oder Menschen und Tiere während eines billigen Sonntags im Zoologischen Garten oder elegante oder anrühige Lokale, die wirkliche Messe oder ihr Jahrmarktsanhang, die Schaumesse, waren. Und dabei machte sich auch wieder die Väterlichkeit seines Wesens bemerkbar: Er liebte es, bei alledem von Familie umgeben zu sein. Manchmal kamen seine jugendliche Frau und sein Sohn, ein sechzehnjähriger Gymnasiast, aus Berlin auf Besuch, dann mussten sie ihn begleiten. Und in ihrer Abwesenheit galten offenbar wir ihm ein wenig als Familienersatz. Wir, damit bezeichne ich hier die anschießende und vereinsamte Frau Öhlmann, den immer melancholischeren Saudek und uns beide. Dass der vierte Kriegswinter für uns eine gewisse Ähnlichkeit mit unserem letzten Berliner Winter bekam, das muss ich zu einem hohen Teil auf Tovotes Rechnung setzen. Die krötigen Anfänge dieser eigentümlichsten Saison fielen schon in den August; doch ehe ich von ihr zusammenfassenden Bericht gebe, muss ich einige zeitdokumentarische Notizen über meinen Sommerurlaub auffädeln. Schon dass ich ihn erst Mitte September antreten durfte statt wie geplant sechs Wochen früher, hat eine charakteristische Bewandnis. Ein vierzehntägiger Urlaub hätte mir ohne Weiteres von meinem Hauptmann bewilligt werden können. Ich war aber gesundheitlich in keiner guten Verfassung und fuhr über Sonntag nach Berlin, wo ich beide ärztlichen Brüder antraf. Felix stand vor seiner Versetzung nach Lothringen, wo er dann bis zum Kriegsende als beratender Internist einer Armee tätig war. Beide untersuchten

mich, hielten einen erneuten Kurgebrauch in Driburg für durchaus notwendig, schrieben mir dahingehende Atteste und waren der Meinung, meine Behörde werde mir hierfür sechs Wochen umso leichter bewilligen, als ich ja keiner kämpfenden Truppe angehörte und auch keinen Anspruch auf Aufnahme in ein Genesungsheim erhob. Noch benutzte ich diesen Sonntag zu einigen Besuchen bei meinen Angehörigen. Seit meinem letzten Berliner Aufenthalt im Januar war die Kriegsstimmung noch weiter gesunken. Mit Berthold zusammenzukommen, konnte ich mich nicht entschliessen. Aber Felix sprach von ihm mit einigem Hohn, in den sich wohl auch etwas Neid mischte. «Welche Begeisterung für das Heer hat er früher gehabt. Jetzt ist er Portier beim Kriegsministerium und noch dazu gut bezahlt», (er war natürlich nicht Portier, sondern Sekretär) «hat Zeit für seine Familie, ein Kind ist unterwegs, hat Zeit für seinen Beruf und schimpft in allen Tonarten auf den öden Militarismus und den sinnlosen Krieg.» – «Das tust du doch auch.» – «Ja, ich habe aber auch Grund dazu, wo ich keinen Augenblick zur Ruhe komme. Übrigens, was heisst sinnloser Krieg? Gewonnen muss er natürlich werden, ehe man an innere Reformen denken kann.» Fünf Minuten zuvor hatte er erklärt, dass an Gewinnen nicht zu denken sei und jeder vernünftige Staatsmann so rasch als möglich remis machen sollte. Georg bemühte sich, die alte Ruhe und Zuversicht zu zeigen, aber ich fühlte das Bemühen und die darunter wühlende Nervosität: Sein Ältester, Otto, der eben vor dem Abitur stand, ein langer, magerer, stiller Junge, wurde gerade jetzt achtzehn Jahre alt, und schon sprach man von der Einziehung der Achtzehnjährigen. Und Mutter war eine merkwürdige Mischung aus Stumpfheit und zäher Lebensfrische. Ihr Augenlicht hatte schwer gelitten, trotzdem hatte sie noch offenbare Freude am Leben und fühlte sich durch Kriegsschwierigkeiten belästigt; es war dumm und langweilig, dass er kein Ende nahm. Wally und Marta gingen ganz in der Sorge um das Heranschaffen des Essens auf. In diesem Punkt schien die Not in Berlin noch grösser als in Leipzig. Wally hatte

es leichter, da ihr Mann als behandelnder Arzt einer lateinamerikanischen Gesandtschaft manche Naturalgabe erhielt, aber Marta entwickelte grössere und skrupellosere Findigkeit. Sie war eben auf unsere später bereute Empfehlung hin mit ihren Kindern in Driburg bei Fräulein Müller gewesen und hatte sich dort verproviantiert. Auch Grete sah ich das erste Mal nach dem Tode ihres Eberhard. Sie war seitdem ruhelos herumgereist als Begleiterin Hedels, die zeitweilig an Provinzbühnen Anstellung fand nach ihrer Ausbildung in der Reinhardtschule. Sie hatte vergeblich versucht, sich als Mutter einer Künstlerin zu trösten. Sie schien mir unstedt bis fast zur geistigen Gestörtheit, vor jeder Erwähnung des Krieges, vor meiner Uniform schauderte sie, ich hatte wieder, wie schon aus ihren schriftlichen Äusserungen, den Eindruck, dass sie mir mein Überleben nicht verzieh – nie hätte ich es für möglich gehalten, dass sie schon in wenigen Jahren und nach einem zweiten, ungleich härteren Schicksalsschlag zum Lebensgenuss zurückfinden, nie, dass sie mir bald wieder ernstlich befreundet sein würde. –

Die Atteste meiner Brüder also sollten mir die Beschreitung des Dienstweges erleichtern. Aber welches war nun der richtige Dienstweg. Ich gehörte nach Leipzig, ich gehörte nach Kowno, ich gehörte nach München, ich gehörte aktenmässig zu einer mobilen Formation, aber sie war doch immobil, ich rechnete als kv, und wiederum war ich offenbar nicht kv, sondern dauernd reklamiert – wie viele Gelegenheiten, den Einwand der Nichtzuständigkeit zu erheben! Ich bin auf fünf verschiedenen Revieren, bei fünf verschiedenen Militärärzten, vom Assistenzarzt bis zum Oberstabsarzt, gewesen. Der erste schickte mich fort, er sei nicht kompetent, der zweite nach längerer Beratung mit einem Feldwebel ebenso, der dritte untersuchte mich, erklärte aber, es sei nicht an ihm, einen Antrag auf Beurlaubung auszustellen, er konstatiere nur den Befund, der vierte untersuchte mich, konstatierte den gleichen Befund, hielt Kur für angebracht, überliess aber die Entscheidung der übergeordneten Stelle, die mich dann noch einmal untersuchte. Zwischen all diesen nichtausgeführten und ausge-

führten Untersuchungen lagen ganze Wochen des Korrespondierens und Anfragens und Sichbeschwerens. Es war ein Hin und Her zwischen unserm Amt und den fünf Leipziger Stellen und dem Presseamt in Kowno, beim Feldwebel Mayer wurde eine ganze Aktenmappe für das Urlaubsgesuch des Gefreiten Klemperer angelegt. Der Grund all dieser Schwierigkeiten aber war der, dass kein Militärarzt mit einer Urlaubssache zu tun haben wollte. Alle hatten strenge generelle Anweisung, nach Möglichkeit keine Diensterleichterungen oder gar Urlaub für nötig zu erklären, niemand mochte gern mit seinem ärztlichen Gewissen, niemand mit seiner Behörde in Konflikt kommen. «Ich bin nicht dazu hier, Sie vom Dienst zu befreien», sagte mir der eine grob. «Es gibt Leidendere als Sie», sagte ein anderer mürrisch. «Was hilft es, wenn ich den Urlaub für Sie beantrage. Nötig haben Sie ihn, aber bekommen werden Sie ihn doch nicht, und ich werde wieder einmal auf die bestehenden Vorschriften und die gegenwärtige Lage aufmerksam gemacht – es läuft beinahe auf einen Rüffel hinaus.» Schliesslich, Mitte September, wurden mir dann drei Wochen bewilligt, die Hälfte dessen, was zu einem Kurgebrauch nötig gewesen wäre. Was mich bei alledem am meisten ergriff, war aber gar nicht die eigene Schwierigkeit, ich befand mich ja in sehr erträglicher Lage und konnte auch ohne Driburg mich zufriedengeben. Nein, aber jedesmal musste ich in den Revierstuben lange warten und der Behandlung anderer Fälle zusehen, bis die Reihe an mich kam. Es war überall der altvertraute widerwärtige Mischgeruch aus Jod, Äther, Menschenfleisch, gebrauchter Wäsche, überall die altvertraute widerwärtige Mischung aus blankgeputzter Oberfläche und darunter verborgenem Schmutz, aber es waren so völlig andere Gestalten und Szenen als die mir von früher her bekannten, dass ich an die Maxzweikaserne wie an ein Idyll zurückdachte. Diese prallen durchgerittenen Gesässe, die damals gepinselt wurden, diese kräftigen Brustkästen, die vor der Impfspritze zurückfuhren, diese jugendliche Vergnügtheit mitten im fluchenden Jammern. Und jetzt sah ich

statt der kräftigen Kerle von 1915 Leute wie Knaben und Leute wie alte Männer, Leute mit tief eingefallenen Bäuchen und herausstehenden Rippen, Leute, die hinkten, und Leute, die verwachsen waren. Sie alle wurden nicht etwa daraufhin untersucht, ob man sie beim Heer gebrauchen konnte, sondern sie standen bereits im Heeresdienst. Und was für Szenen spielten sich ab, grosse und alltägliche! Einer fiel um, während der Arzt ihm das Hörrohr an die Brust setzte, wälzte sich am Boden, schäumte, schrie. Ein anderer, ein älterer Mann, begann mit langsamer, gelähmter Zunge von seinem bevorstehenden Glück zu phantasieren – Freiheit, Zivil, eine Rente, die Frau, ein Bohnenbeet in der Laubenkolonie. In beiden Fällen hiess es nachher: «Zur Beobachtung, es wird jetzt so grossartig simuliert.» Die Alltäglichkeiten ergriffen mich stärker. Reihenweise standen die blassen Jungen vor dem Arzt, in Sekunden wurden sie abgefertigt. Der eine verfuhr gütiger mit ihnen, der andere schroffer, im Effekt war es zuletzt immer das gleiche. «Müde zum Umfallen, Kreuzschmerzen, Atemnot – kommen Sie mir doch nicht mit der alten Leier, ich habe mehr zu tun, ich kann Ihnen nicht helfen, der nächste. – Atemnot, festgestellte Herzschwäche? Zwei Tage Ruhe, ich kann Ihnen nicht mehr bewilligen. – Ohnmachtsanfall auf dem Kasernenhof? Einen Tag Ruhe, im Übrigen festen Willen, Sie müssen es durchhalten, ich kann Ihnen nicht helfen.» So ging das immer wieder, ich schämte mich meines Postens, ich schämte mich meines Urlaubsgesuches, mir graute vor der Kaserne, mir graute vor dem Krieg.

In Driburg war es dann wieder wunderschön, noch viel schöner als das erste Mal. Anfangs hatten wir den bunten Herbst, wie er im Buche steht (bunter Herbst bedeutet seitdem für mich unweigerlich das Bild des Laubwalds bei Siebenstern), danach den bösen Herbst mit Nebel, Regengüssen, nassen braunen, schwarzfleckigen Blättermassen am Boden, pfeifendem Sturm, und auch der böse Herbst war wunderschön. Aber herrlicher als der Naturgenuss war doch das Sattessen. Diese Gewissheit, du wirst nicht hungrig vom Tisch aufstehen, wenn die Schüssel leer wird, wird

sie noch einmal gefüllt, es gibt wirklich Fleisch, es gibt reichlich Brot, und du kannst es sogar schmieren, mit richtiger Butter, nicht nur mit Margarine – ich konnte während der Mahlzeiten und zwischen den Mahlzeiten, ich konnte sogar mitten im Bewundern des bunten Waldes von solchen Gedanken umringt sein, es war eine sehr niedrige Denkart, aber seit dem Weihnachtsaufenthalt in Kipsdorf war ich nicht mehr völlig satt geworden, und nach den Driburger Tagen würde das Hungern ja wieder beginnen. Nein, ein wenig wollten wir doch vorbeugen, wir wollten nicht nur auf Vorrat essen, wir wollten auch Proviant sammeln und nahrhafte Verbindungen anknüpfen. («Du glaubst wohl, kv heisst kriegsverwendungsfähig», hatte mir neulich einer in der Kaserne gesagt, «nein, es heisst keine Verbindung.») Als ich am letzten Ferientage den Driburger Aufenthalt im Tagebuch resümierte, da hiess der wesentlichste Satz: «Ich habe hier den Krieg von einer neuen Seite kennengelernt: von der Hamsterseite.» Und wirklich sind mir Wort und Sache erst hier aufgegangen. Natürlich hatte ich hamstern für Vorräte speichern schon vor dem Kriege gekannt: Da war es ein bildlicher und poetischer Ausdruck ohne feststehende moralische Wertung gewesen. Wer wie ein Hamster sammelte, konnte ebenso gut ein vorsichernder Hausvater wie ein habgieriger Geizhals sein. In der Spezialbedeutung und Wertung, die es während des Weltkrieges enthielt, hatte ich hamstern sicherlich auch schon ein paarmal nennen hören, doch kaum vor meiner Rückkehr aus Kowno. Aber ganz aufgegangen, ganz geläufig geworden ist es mir erst in Driburg, wo sich mancher Leute Leben darum drehte und wo man kein Gespräch führen konnte, ohne darauf zu stossen. Jetzt hiess hamstern das dem Volksinteresse zuwiderlaufende, das unsittliche und verbotene Aufspeichern von Vorräten, die an eine Vielzahl hätten verteilt werden sollen. Und so prosaisch und allgemein war diese Tätigkeit geworden, dass man gar nicht mehr das Bild im Verbum erfasste. Meine Frau machte mich darauf aufmerksam: «Sie haben den Hamster vergessen und sich ein neues Hauptwort geschaffen: wer

hamstert, ist ein Hamsterer.» Als wir zu diesem philologischen Betrachten kamen, steckten wir schon tief im Tun. Nirgends hätte die Gelegenheit für uns günstiger sein können. Wieder, aber in ungleich stärkerem Mass als im Vorjahr, fiel uns die Unausgeglichenheit in der Verteilung der Lebensmittel auf die einzelnen Bezirke auf: In Driburg ging es fast friedensmässig zu, wenige hundert Kilometer entfernt wurde gehungert. Fräulein Müller hatte uns als alte Freunde aufgenommen und widmete sich uns umso mehr, als wir nach dem Ende der Schulferien ihre einzigen Gäste waren. Und auch im Genesungsheim, wo ich mich dienstlich zu melden hatte, empfing man mich als alten Zugehörigen. In der Büroregion kam mir auch hier sehr zustatten, dass ich soeben die Höhe meiner militärischen Laufbahn erreicht hatte: gleich anfangs war ein Schreiben des Feldwebels aus Leipzig eingetroffen: «Laut Telegramm des Buchprüfungsamtes Ober-Ost sind Sie zum Unteroffizier befördert.» Erst fand sich im Genesungsheim manches vierpfündige Kommissbrot zum ungesteigerten Pfundpreis; dann fand sich auch anderes. Der gutmütige, aber schwerfällige Büroleiter des Vorjahrs war noch im Amt, hatte aber inzwischen einen flinken und geschäftsmässigen Gehilfen bekommen. Für den Gefreiten Kessler war ich nur kurze Zeit der Kamerad; bald avancierte ich zum Kunden, mit dem es sich lohnte, in Geschäftsverbindung zu bleiben. Den ganzen Winter über hat er mir nach Leipzig Brot, Mehl und Zucker zu immer höheren Preisen geschickt; manches davon kaufte ich für uns beide, vieles für Marta. Wir gerieten erst auseinander, als er mir ein ganzes Schwein von anderthalb Zentnern, das Pfund zu sechs Mark fünfundzwanzig offerierte; es würde mir ein leichtes sein, schrieb er, in Leipzig bis zu neun Mark für das Pfund zu erzielen. Ich lehnte dankend ab, da ich selber nicht Händler sei. Das mag ihn verstimmt haben, denn das Schwein blieb sein letztes Angebot. Neben der militärischen Quelle floss mir auch die eine und andere zivile. Fräulein Müller half, und in Dreizehnlinden buk man noch immer, freilich

mit einiger Heimlichkeit, diese fetten Waffeln. Immerhin stiess ich beim zivilen Hamstern auf einige Schwierigkeit: Während Marta drängte, wurde ich von Fräulein Müller gebremst. «Ihre Schwester», sagte sie, «hat es im Sommer allzu arg getrieben, es gibt überall böse Menschen und Denunzianten, einmal hatten wir eine Anfrage des Gendarmen.» Marta schrieb, ich solle mich an den evangelischen Lehrer wenden, er sei besonders gewandt. Ich ging hin und empfang einen viel schlechteren Eindruck von ihm als von Kamerad Kessler. Der bemäntelte sein Tun nicht, und so schob er gewissermassen ehrlich. (Wann und wo das mir damals schon geläufige Wort schieben aufgetaucht ist, habe ich nie festzustellen vermocht; es kam nicht, es war da.) Der Lehrer dagegen war ein frommer Mann, er schob nicht, er betonte wiederholt, dass er aus Nächstenliebe bedrängten Mitbürgern unter eigener Gefahr helfe. Allerdings liess er sich das Risiko der unerlaubten Sendungen überhoch bezahlen. Weltlichen Ehrgeiz gab er nur einen zu, und auch der liege hinter ihm als «Jugendlust»: Über dem Plüschsofa hing seine vergrösserte Photographie, da trug er ein Sporttrikot und hielt einen Kranz in der Hand. «Vereinssieger im Langstreckenlauf», erklärte er mir. Ich hatte kein Glück mit dem kirchlichen Protestantismus; durch den orgelspielenden Lehrer kamen wir zum evangelischen Erntegottesdienst, und die Predigt des Geistlichen fiel mir noch mehr auf die Nerven als die seiner militärischen Kollegen. In einem Punkte freilich gab ich ihm sehr recht und fühlte mich in meinem Gewissen getroffen: Er sagte nämlich, man müsse beten, dass dieser furchtbare Krieg bald ende, denn er demoralisiere die Menschen. Aber im nächsten Augenblick war dieser demoralisierende Krieg doch wieder eine Strafe, die der Herr zur Besserung der sündhaften Menschheit gesandt, und gleich darauf hiess es unter Hinweis auf den anmutigen Garben- und Früchteschmuck der Kirche: «Ihr seht, wie milde der gütige Herrgott straft; es geht uns nicht gut, aber wir haben doch noch immer etwas zu essen, und wie leicht wäre es dem Herrn gewesen, überhaupt nichts wachsen zu lassen.» Mehr als das

Hamstern selber bedrückte mich in meinem Gewissen, dass mich der Krieg nur noch von der Hamsterseite interessierte: Ich glaubte nicht mehr an die Friedensgerichte, ich kümmerte mich aber auch nicht mehr um das ununterbrochene Blutvergiessen, ich hörte rings um mich nur von Mehl und Butter sprechen und dachte nur an Mehl und Butter. «Die armen Frontsoldaten», notierte ich mir, «haben kein Publikum mehr.» Es hing mit dieser Abstumpfung gegen den Krieg zusammen, dass ich trotz grauenhaften und entscheidungslosen Kämpfen im Westen auch gar nicht auf den Gedanken kam, die Front könne noch einmal nach mir langen. So waren diese drei Herbstwochen im Ganzen ein bekömmliches Vegetieren. Die Rückkehr brachte zuerst einen raschen und unvermuteten Ortswechsel. In unserm kleinen Kreis hatten sich Liebe und Eifersucht inzwischen weiterentwickelt und entladen. Fräulein Thomas wohnte bereits in einer andern Pension, der Leutnant war ihr gefolgt, die Hexe hatte ihren Zorn darüber an Saudek und Frau Öhlmann ausgelassen, auch diese waren abgezogen, und nun mussten wir alle Bosheit der Wirtin erdulden, denn an dem Gleichmut des Hauptmanns prallte sie ab, und mit den kurzfristigeren Besuchern anzubinden lohnte nicht. Immerhin waren wir das Wesen der Hexe gewohnt, und ein dringender Grund zum Auszug ergab sich also nicht. Es ist aber, wenn man das eigene Heim so lange entbehrt, wie beim unbequemen Liegen: Man wechselt gern die Lage, und der blosser Wechsel hilft für ein Weilchen. Nach dem Studentenzimmer und Restaurantbesuch hatte uns die Ersatzhäuslichkeit der Pension gelockt, und nun versuchten wir es wieder mit dem entschiedeneren Für-uns-Sein. Dass uns der erworbene Bekanntenkreis erhalten blieb, war sicher. Am Flossplatz mit dem Blick in ein paar Bäume und Beete und sehr nahe bei Saudeks Atelier fanden wir Unterkunft bei der Familie eines Zahntechnikers. Der Mann stand beim Heer, und wir erhielten sein Arbeits- und Sprechzimmer. Die Räume waren nicht sehr elegant, aber sie boten Platz; nicht nur das gemietete Klavier konnte mit übersiedeln, sondern es fand sich hier auch noch ein

Harmonium hinzu, das in meinem Leben von grosser Bedeutung wurde. Und nun begann jene merkwürdige, ja vielleicht allermerkwürdigste Saison meines Lebens, der gegenüber ich ganz besonders die oft empfundene Ohnmacht des Erzählers bedaure. Solamen miserum: Es ist wirklich die Ohnmacht des Erzählers schlechthin und nicht nur mein künstlerisches Versagen. Worte zerlegen, Erzählen reiht auf, das wirkliche Lebensgefühl aber fliesst aus dem Neben-, vielmehr dem Ineinander der Erlebnisse und Gefühle. Es gibt einheitliche Tage: die ganz alltäglichen und die ganz pathetischen, aber sie bedeuten nur die unterste und die oberste Stufe einer Riesentreppe, ja, ich glaube, sie bedeuten nur ideellen Tiefen- und Höhepunkt, denn ganz einförmig geht auch der stumpfste Alltag nicht hin, und ganz an ein Glück oder Leid hingegeben ohne Ablenkung ist man so wenig, als man ohne Lidschlag zu sehen vermag. Eine stärkere Mischung verschiedenartigen und disparaten Erlebens als in dieser Leipziger Phase habe ich nie erfahren. Zuerst also will ich Rechenschaft von dem ablegen, was am ehesten den Namen Saison verdient. «Weshalb soll ich Ihnen immerfort Nachtprüfen unterschreiben», hatte Tovote schon im August gesagt, «lassen Sie sich doch einen Koffer Zivilzeug kommen.» Seitdem legte ich Abend für Abend die Uniform ab und bewegte mich ungehindert. Mehr als siebzimal sind wir in diesen Monaten im Theater gewesen, nur als Student in München und Paris habe ich ein solches Theaterstudium getrieben, aber damals war es auch mein wesentliches Studium und der Hauptinhalt meiner Semester. Die Masse meiner Leipziger Theaterabende verteilte sich so, dass wir nur einmal ins Operettentheater gingen, wo man für allzu wenige Melodien allzu viel abgedroschenen Text in Kauf nehmen musste, nur ganz wenige Male ins Neue Theater, wo man grosse Oper gab, aber nur unzulängliche Sänger hatte, viel öfter ins Schauspielhaus und weitaus am häufigsten und liebsten ins Alte Theater. Das Schauspielhaus, unscheinbar, ja unsichtbar, ohne eigene Front in einem Häuserblock und Mietskasernen versteckt, bevorzugte die Moderne, das Alte

Theater, wirklich ein altes Haus, wohl aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, fein, schlicht und intim, betonte die Klassik, langte aber über Ibsen, Sudermann, Halbe und Hauptmann bis zu Sternheim, dessen verrenkte und komprimierte Sprache damals den Gipfel des Expressionismus und des Neuen bedeutete. Nur einmal wurde im Alten Theater Oper gespielt: zu seiner Jahrhundertfeier – im Herbst 1817 war es zur städtischen Bühne erhoben und damit das erste ständige Theater in Deutschland geworden – grub man die damals gespielte «heroisch-komische Oper» «Das unterbrochene Opferfest» von Peter von Winter aus. Wir hatten uns ein leises historisches Interesse versprochen und waren dann in steigendem Masse entzückt, eine solche Fülle der reizendsten Melodien schlang sich um eine Handlung, die mit bösen Spaniern, edlen Briten, besseren Wilden, mit Priestertrug und Humanität eine kindliche Auslegung aus dem Ideenkreis der Aufklärung und der Dramen Voltaires ergab. Wir machten uns nachher viele Gedanken über die Unberechenbarkeit, das rein Schicksalhafte des Ruhms; wenn diese verschollene Musik den Namen Haydns oder Mozarts trug, wäre sie nicht verschollen. – Hinter den durchgehenden Reihen des nicht sehr tiefen Parketts gab es einige freie Einzelsitze, nah genug an der Bühne, um das Mienenspiel erkennen zu lassen, entfernt genug, um die Illusion bewahren zu lassen. Das wurden unsere Stammplätze. «Ihre Plätze sind noch da», rief das Fräulein an der Kasse, schon wenn ich herantrat. Da fühlten wir uns zu Hause. Ich frage mich heute, was mich an dieser Kriegssaison des Leipziger Theaters so sehr beglückt hat. Gespielt wurde in beiden Häusern gut, aber doch nur in guter Durchschnittlichkeit, im Wesentlichen. Kaum einer der Schauspieler ist über lokale Anerkennung hinaus und zu dauerndem Ansehen gelangt. Berühmt geworden sind nur Mary Dietrich, die ich als Alkestis, und Klöpfer, den ich in der «Koralle» von Kaiser sah, aber beide kamen zu einmaligem Gastspiel aus Frankfurt. Unter den Leipziger Schauspielern ragte entschieden nur Kurt Stieler hervor, der im Sommer 18 vom Alten Theater nach München ging.

Seine gedämpfte Art, der alles Oratorische fernlag, hat mich ein paarmal sehr erschüttert. Dagegen liess mich L. Körner, sein bei Presse und Publikum beliebter heldischer Gegenspieler, fast immer kalt, und manchmal reizte er mich. Der Mann war gewiss ein guter Sprecher, aber er schwelgte in Krafttönen, er trug als Herakles seine Keule, als wäre er der starke Mann einer Jahrmarktbude, er schlug sich als Lear das Haupt, dass der Puder hochauf aus der Perücke wölkte, er raufte sich so grässlich den Bart, dass er ihn gegen Ende der Szene vom Kinn riss und nur gerade noch in der Kulisse verschwinden konnte, ehe die Rührung des Publikums in Heiterkeit umschlug. Auch mit Mederow, dem ersten Mann des Schauspielhauses, war ich nur selten ganz einverstanden. Er war der Typus des denkenden Schauspielers, er bohrte sich in die psychologische Kompliziertheit moderner Charaktere; aber der starre Blick seiner blauen Augen, die fast paralytische Steifheit und Gehemmtheit seines Ganges passten doch nicht in alle Rollen, und er kam nie davon los. Unter den Frauen des Alten Theaters ergriff mich ein paarmal Stella David in Mutterrollen durch eine strenge und wortarme Tragik, als jugendliche Heldin trat Martina Otto im klassischen wie im modernen Stück mit einer frischen Natürlichkeit auf, und wo es sich um Empfindsamkeit, um Töne aus der Jean-Paul-Zeit handelte, war Marta Ahrens am rechten Platz. Im Schauspielhaus war Nora Nikisch, die Tochter des berühmten Dirigenten, eine graziös-hysterische Pippa und Ottegebe, auch einige andere Schauspielerinnen machten mir gelegentlich Eindruck; aber aussergewöhnliche Talente fielen mir nicht eigentlich auf. Besass das Alte Theater, in dem wir uns so besonders glücklich fühlten, im Ganzen doch wohl bessere Leute als das Schauspielhaus, so war es diesem fraglos im Punkte der Regie unterlegen. Immer wieder kam es vor, dass eine feste Mauer wackelte oder dass die Mitte eines Baumstammes schwankte, während das Oberteil und die Krone, von irgendwo festgehalten, unbewegt blieben; immer wieder – das war geradezu eine Dauereinrichtung dieser Bühne – wurden Sonne und

Mond mit höchster Plötzlichkeit ein- und ausgeschaltet, legten auch ihren Lauf blitzschnell zurück. Und immer wieder wurde an der Dekoration derart gespart, dass es weniger illusionsstörend gewesen wäre, hätte alles im gleichbleibenden kahlen und neutralen Raum der klassischen französischen Bühne gespielt. Manchmal gelang es mir, mich ganz an Sprache und Spiel der Schauspieler zu halten und von allem andern abzusehn. Aber dann wurde ich unweigerlich, oft schon in der Pause, oder, wenn es nicht am gleichen Abend im Theater war, in einem unserer nächsten Gespräche, auf den Verstoß oder die Unzulänglichkeit der Inszenierung von Tovote hingewiesen. Nicht die kleinste Einzelheit entging ihm. Was also war es, was mich an dieser Leipziger Theaterkampagne beglückte? Ich habe es damals nur gefühlt, ich weiss es heute genau. Der Krieg langte nicht ins Theater – mochten auch Kunstfehler vorkommen, man war doch innerhalb der Kunst. Draussen ging der Krieg ins vierte Jahr, er würgte an allem, es gab keine Freiheit des Individuums, es gab keine Freiheit der Meinungen, aber die Kunst war frei, sie bezog ihr Gesetz nur aus sich selber, es war ihr nicht vorgeschrieben, was sie zu sagen und was sie zu verschweigen hätte, welche Gesinnung verpönt und welche Gesinnung propagiert werden müsse. Ein einziges Mal in allen diesen Monaten traf ich auf ein propagandistisch getöntes Theaterprogramm. Das Schauspielhaus zeigte als dritte «Morgenfeier» an: «Flämische Kunst, aus dem Altflämischen übersetzt, Lanzelot und Sandorin. Mit einer Ansprache von Geheimrat Köster.» Morgenfeier für Matinee war schon seit einer Weile üblich – warum hat sich das Wort trotz seiner Fragwürdigkeit durchgesetzt, während die treffendere Verdeutschung Laube für Loge versunken ist? – Das, worauf in dieser Anzeige der Ton lag, war das Flämische und gar das Altflämische. Deutschland spielte die Flamen gegen die Wallonen aus, es schützte die alte flämische Kultur, es schuf sich auf diese Weise ein moralisches Recht für die beabsichtigte Annexion. Nun war ich von der geleckten Gestalt des Geheimrats Köster im Frack, von seinem Spiel

mit den weissen Glacés, von dem Wechsel seines immer affektierten Vortrags zwischen pastoraler Salbung und offiziersmässigem Schnarren gewiss nicht entzückt – neben dem teutschen Roethe und Erich Schmidt mit dem Goetheprofil und den Allüren des Burgschauspielers repräsentierte der Germanist der Universität Leipzig eine dritte Spielart des netten Literarhistorikers für grosses Publikum –, aber eines muss ich dem Mann lassen: In wissenschaftlicher Ehrlichkeit räumte er sogleich mit dem politisch-schwindelhaften Begriff einer altflämischen Sonderkunst auf, nannte das gebotene Spiel ein rein niederländisches und erklärte, dass es eine betonte südflämische oder flandrische Bewegung erst seit dem neunzehnten Jahrhundert gäbe. So wurde also auch dieser bescheidene Versuch, die Kunst in den Dienst der politischen Propaganda zu stellen, sofort entgiftet. Ich möchte den Gelehrten sehen, der heute den Mut aufbrächte. Aber nein, ich will mir alle Vergleiche zwischen dem Weltkrieg und dem Heute aufsparen, bis ich einmal mit der Ruhe des Historikers über das versunkene Dritte Reich berichten kann. Wie nahe hätte den Bühnen in dieser Zeit Deutschtümelei liegen müssen. Gottfried Hauss-Borkow, wohl aus dem Kreis der Wandervögel, veranstaltete mit einer Dilettantengruppe «altdeutsche Spiele», einen Sündenfall, ein Weihnachtsspiel, einen Theophilus, die Legende des sündigen Mönches, den die Jungfrau von seinem Teufelspakt erlöst, und vor allem einen überaus ergreifenden Totentanz, eigentlich nur eine Pantomime, aber als solche dem «Jedermann» ebenbürtig. Gewiss, das alles nannte sich «altdeutsch» und ging auch auf deutsche Texte des Mittelalters zurück; es waren aber durchweg die allgemeinen und internationalen Themen der katholischen Kirche, die aus dem ursprünglichen und überall gültigen lateinischen Text allmählich in die verschiedenen Volkssprachen Europas übertragen wurden. Im Repertoire des Alten Theaters und des Schauspielhauses fehlte das Altdeutsche gänzlich, sofern man nicht Hauptmanns modern psychologischen «Armen Heinrich» dahin rechnen will, es fehlte auch alles nationalistische Ge

habe, alle Beschränkung auf das Einhämmern und Verklären der Kriegstugenden, des Heldischen, des Fanatischen, des Kollektivistischen. Stieler's beste Rolle und die beste Aufführung des Alten Theaters war der «Tersites», Tragödie von Stefan Zweig, in der nicht dem strahlenden Heros, sondern dem an Leib und Seele verkrüppelt Schwachen die Heldenrolle und alle Sympathie des Dichters zufällt. In Wilhelm Schmidtbonns «Stadt der Besessenen» – Stieler gab den Jan von Leiden – ging der Weg von Begeisterung und Fanatismus zu Wahnsinn und Verbrechen. Ein pazifistischeres Stück als Hauptmanns «Hannele», ein individualistischeres als seine «Einsamen Menschen» ist nicht denkbar. Auch Ibsens Stücke fördern wahrhaftig keine Kriegsgesinnung. Und wenn ich nun mein altes Mittel anwende, die Frage nach der spontanen ersten Erinnerung, welchem der siebzig Stücke gilt sie und welcher Szene? Zuerst taucht mir die «Alkestis» in Hofmannsthal's Nachdichtung auf, zuerst sehe ich Mary Dietrichs Alkestis, wie sie aus dem Sterbesessel im letzten Kampf auftaumelt, zuerst höre ich die Worte des masslosen Lebensverlangens, der Todesfurcht. «Ich habe Angst, ich will nicht diese Wege gehen.» Nein, im Theater gab es keine Rücksicht auf Krieg und Politik, draussen war Burgfriede eine Phrase, hier herrschte er wirklich. Die Kunst war frei! Und sie war auch frei im Humoristischen. Man spielte «Minna von Barnhelm», aber man spielte auch die «Literatur» von Schnitzler und die «Fünf Frankfurter» von Rössler. Schnitzler war nicht zu dekadent und amoralisch, die Rothschildkomödie nicht zu international und philosemitisch. Doch mein Experiment des spontanen Erinnerens fördert hier keine Szene von literarischem Wert zutage und haftet an keinem namhaften Schauspieler der grossen Bühnen. Sondern ich sehe einen dicken Mann am Telefon, er muss irgendetwas Komisches gehört haben, das ihm nur langsam eingeht. Der fragt ein paarmal «wie» und «was», er begreift allmählich, wird vergnügt, gerät ins Lachen, lacht immer herzlicher und schliesslich so herzlich, dass das gesamte Publikum mitlacht. Das war Anton Frank, ein Lokalliebling der Leipzi-

ger, insbesondere der Leute ohne Bildungspräntionen. Auch die Gebildeten sahen ihn gern, gestanden dies aber ein bisschen verschämt ein, so etwa wie sich ein Erwachsener dazu bekennt, noch immer gern den Jahrmarkt zu besuchen. Es gibt eine sich gleichbleibende Art von Komikern, für mich beginnt sie bei Guido Thielscher, dessen Glanzzeit wohl in die neunziger Jahre fällt, er war aber auch noch weit in dieses Jahrhundert hinein eine Berliner Theatergrösse und liess sich die Beschwerden des Alters nicht anmerken (Felix behandelte und bemitleidete ihn) –, es gibt einen sicherlich uralten Komikertyp. Die Leute sind dick, sie haben ein fettes, glattes Kastratengesicht und eine Glatze, sie sind nicht mehr jung, sie sind Philister und haben doch Lebemannsgelüste oder geraten in den Verdacht solcher Gelüste. Sie machen das Publikum lachen durch ihre Verlegenheit, ihre Angst, ihre Rettungsversuche, sie sind nicht nur Schauspieler, sondern auch Clowns und Akrobaten, sie flüchten in Unterhosen auf die Bühne, sie zwängen sich unter Betten, sie klettern auf Schränke, kauern auf Ofen, springen aus Fenstern. Ganz so war auch Anton Frank, nie verleugnete er den zum Jahrmarktskünstler des Mittelalters zurückreichenden Stammbaum, und doch war er anders. Es war bei ihm mit allem, selbst mit dem Gröbsten, wie mit dem Lachen am Telefon: Ein Herzenston schwang mit. Man verachtete ihn nie, man nahm Anteil an seinen komischen Missgeschicken oder Entgleisungen, er war kein Komiker, sondern ein Humorist. Und er übte seine friedfertig menschliche Kunst genauso friedfertig im dritten Kriegsjahr wie vor dem Weltkrieg. Das Theater war frei. Habe ich das damals so stark gefühlt wie heute? Doch wohl, denn ich stiess ja überall ausserhalb des Theaters auf die Beengungen durch den Krieg, ich war ja selber als Zensor tätig. Und wiederum doch wohl nicht, denn was wusste ich damals von Tyrannei?

Dass zum Besuch des Theaters auch der des Variétés, Kabarets und so weiter trat, ging, wie gesagt, hauptsächlich auf Tovo-tes Anregung zurück. Schon von der Pension Fritz aus zogen wir einmal als damals noch ungetrennte siebenköpfige Gesellschaft

ins «Ballenberg», ein echt schäbiges Lokal. Dort gastierte nämlich ein Tischgast der Pension, die Larcia, ein blasses, ziemlich verhungertes, sehr bescheidenes und unendlich biederes Geschöpf, das wahrscheinlich Müller oder Schulze hiess. Sie hatte uns von ihrem Erfolg bei den Matrosen der Kriegsmarine in Wilhelmshaven erzählt: «So viel Beifall, und abends sangen sie mein Lied auf den Strassen, und sie schickten mir nicht Blumen in die Garderobe, sondern Kommissbrot und Speck!» Wir konnten alle den Geschmack der Matrosen nicht teilen. Es war ein banal sentimentales Lied, das die Larcia ohne jede Begabung vortrug. Und die übrigen Kabarettkünstler des Abends zeigten sich nur manchmal unanständig, aber nirgends künstlerisch bedeutender als die Larcia. «Wenn mein Freund Wolzogen wüsste, was aus seinem deutschen Brett geworden ist», seufzte Tovote. Nur wenn sich zwischen die Lieder und Gedichte akrobatische oder Zirkusnummern schoben, hob sich das Niveau: Diese Leute boten ehrliche Leistungen. Im Grunde ergab die gesamte Winterkampagne auf diesem Gebiet kein anderes Resultat als dieser erste Abend. Alles wiederholte sich mit geringen Variationen, ganz ohne Variante nur Tovotes ständiges «Wenn mein Freund Wolzogen wüsste». Freilich behauptete er, in Berlin seien die Verfallserscheinungen des Bretts weniger vorgeschritten als in Leipzig. Es gab in Leipzig eine Reihe solcher Lokale, proletarische und elegante, grosse und intime, «Ballenberg», «Gross-Leipzig», «Kristallpalast», «Nachtfalter», «Blumensäle», «Eldorado» – von diesem erklärte Wohricek, der zwar den modernen Kunsturteilen des «Berliner Tageblattes» beipflichtete, für seine Person aber ängstlich am Bürgerlich-Schicklichen festhielt, da hinein würde er nie den Fuss setzen, dort «greife der Unteroffizier seiner Freundin in den Busen». Im Ganzen verhielt es sich natürlich so, dass die ausgedehnten und proletarischen Räume den Zirkus, die intimen und mondänen das Kabarett bevorzugten, aber irgendetwas Kabarettistisches gab man selbst den Ringkämpfen und den Tierdressuren bei, und irgendein akrobatischer Akt war auch im intimsten Ka-

barett beliebt. Übrigens sagte man nicht mehr Kabarett und auch nicht Conférencier, sondern «Kleinkunsthöhne» und «Sprecher». Und damit ist der Grund des Verfalls beröhrt. Die Kabarett-Kunst ist kein deutsches Gewächs, sie ist vom Esprit abhängig wie der Sekt vom Boden der Champagne. Man kann einen sehr guten deutschen Schaumwein herstellen, aber nur, wenn man sich an die Eigenart des Champagners hält, ihn zum Vorbild nimmt. In dem Augenblick, wo das deutsche Kabarett nicht nur die Mitwirkung der fremden Künstler verlor, sondern auch aus patriotischen Gründen verschmähete, nach fremdem Vorbild zu arbeiten, musste notwendigerweise eine Vergrößerung eintreten. Das Kabarett hatte durch den Krieg gelitten, weshalb ich denn auch nicht glaube, dass Tovotes lokalpatriotischer Vorbehalt für Berlin berechtigt gewesen sein dürfte, weil es mehr Freiheit als das Theater gebraucht hätte und weniger Freiheit bewahrt hatte. Sein Programm setzte sich jetzt regelmässig aus einigen gröberen Sentimentalitäten und vielen Unzweideutigkeiten zusammen. Und doch war es nicht eigentlich oder nicht völlig unfrei. Es musste deutsch daherkommen, aber es durfte sich bisweilen spöttische Worte über deutsche Zustände erlauben. Ich erinnere mich eines Verses aus einer Kritik militärischer Einrichtungen: «Und die Herrn aus der Etappe / Riskieren die allergrösste Klappe.» Das Publikum schrie minutenlang vor Vergnügen, und kein Verbot erfolgte. Aber einen breiten Raum im Programm nahm solche Kritik nicht ein. Ich war immer froh, wenn die Akrobaten ihre Vorbereitungen trafen. Die eigentümlichste Erinnerung bedeuten mir hier die Preisringerinnen, die am Schluss eines trostlosen Brettprogrammes im «Eldorado» ihren Teppich aufrollten. Wir hatten ein paar Wochen zuvor Männerringkämpfe gesehen, und Tovote hielt es für unerlässlich, nun auch die weibliche Ringkunst zu betrachten. Wohriceks Voraussage ging durchaus nicht in Erfüllung. Das Brettprogramm war nicht zotenhaltiger als anderwärts auch, und das [ein Wort unleserlich] kleinbürgerliche Publikum benahm sich nicht ungesittet. Zuletzt hatte eine bejahrte

Soubrette auf der Vorderbühne ein Lied von «Den schönen Beeneken» gesungen. Als nun der Vorhang zur Seite aufging und ein Dutzend riesiger Weiber in schwarzen Trikots, das Haar kurz geschnitten oder im Tuch verwahrt, die Arme nackt den Teppich umstanden, rief es von vielen Seiten aus dem Saal: «Da sind die Beeneken!» Das aber und nachher ein gelegentliches «Feste, Mieze!» oder «Au weh!» war alles, was sich das Publikum an Ausschweifung erlaubte. Und die Kämpfe selber gingen in aller Dezens und Sportmässigkeit vor sich. Der Ringrichter hatte vorher von einem die unerlaubten Griffe vorführen lassen. Nun wurde genauso ernsthaft gerungen wie bei den Männern, nur mit ungleich grösserer Leidenschaft. Erst umtigiten sich die Paare länger, tasteten lauender nach den Handgelenken der Gegnerin, dann verstrickten sie sich erbitterter, man hörte Keuchen und Stöhnen, man sah rollende Augen, es gab auch laute Wutausbrüche, besonders wenn im Publikum gelacht wurde. Da war eine blonde Holländerin mit wogenden Fleischmassen; die begann zu fluchen, als ihr die geschmeidigere Gegnerin immer wieder entkam, einmal sass sie am Boden und drohte mit ausgerecktem Arm in das wiehernde Publikum hinein.

Seltsam mutet es mich an, dass ich in dieser Leipziger Zeit auch den Kinobesuch ganz zu den anderen und nichtkünstlerischen Vergnügungen rechnete und auch zu ihm mich nur durch Tovote anregen liess. Ich hatte doch ign bei meinem Berliner Kinobesuch gerade die künstlerische Seite und Entwicklung des Films im Auge gehabt, ich hatte danach in Paris einige bedeutende Vorführungen gesehen. Was mich jetzt erkaltete, war die neue, für Deutschland jedenfalls neue propagandistische Ausnutzung des Films. Wie sehr wurde für die vielen Krieganleihen nicht nur mit einzelnen Bildern und Aufrufen, sondern mit ganzen Dramen geworben. Bauerngeiz sperrte sich gegen die Herausgabe des ersparten harten Geldes. Dann rollten Notszenen aus dem Ostpreussen-Einfall der Russen ab, dann öffnete ein weiser und bekehrter alter Bauer den Geldschrank, dann knotete ein rührendes

Mütterchen den Sparstrumpf auf, dann strömte ein ganzes Dorf gebefreudig zur Zeichnungsstelle. Mir war das in jeder Beziehung widerwärtig, ich nannte es undeutsch, nannte es bösen Amerikanismus und böses Zeichen der Schwäche. Dass ein Kaufmann sich der Reklame bediente, schien mir unschön genug, mochte aber immerhin ein notwendiges Übel sein. Aber Reklame eines Staates – welch ein unwürdiges Verhalten! Und wenn das Kino für die Staatskasse warb, dann war es eben kein Kunst-, sondern ein Reklameinstitut. Aber auch die eigentlichen Filmstücke sagten mir nicht zu: Sie waren im Komischen wie im Tragischen allzu grobschlächtig, ich konnte mir nicht vorstellen, dass der Film auch ein Einfach-Menschliches auszudrücken vermochte. Wir sahen die Verfilmung eines Romans der Marlitt, «Im Hause des Kommerzienrates»: «Alles, was da vorgeht, ist zu matt für das Kino», notierte ich mir, «nur einmal, weil der Kommerzienrat sich verspekuliert hat und einen Abgang sucht, fliegt ein Pulvertürmchen in die Luft: das ist zu wenig für das Kino.» Auch mit den Schauspielern vermochte ich mich noch nicht zu befreunden. Zweimal sah ich einen Mann, der sich speziell als Filmdarsteller einen Namen gemacht hatte und vor Kurzem verstorben war: Philander. Es bewegte mich und hat mich auch später immer wieder ergriffen, einen Toten auf der Leinwand weiterleben zu sehen, aber die schauspielerische Leistung Philanders machte mir keinen Eindruck. Ähnlich wie mit Philander ging es mir mit Gunnar Tolnaer, der Anfang 1918 schon zu den Filmstars zählte und in den zwanziger Jahren mit Augenaufschlag genannt wurde, auch er liess mich kalt. Vielleicht war die allzu süsse Sentimentalität des Stückes daran schuld, es hiess «Die Spur der ersten Liebe» und war ein exemplarischer Kinokitsch. Aber stärker und sozusagen schmerzlicher als Philander und Tolnaer enttäuschte mich Bassermann, dessen grosse Leistung ich vom Deutschen Theater her kannte. Er spielte die grosse Doppelrolle eines Kriminalfilms «Herr und Diener», worin sich der verbrecherische Diener an die Stelle seines gelähmten, der Sprache und Erinnerung beraubten

Herren setzt. Er versagte ganz als Verbrecher und brachte die Bitterkeit des Kranken, seinen Kampf gegen die Lähmung nicht überall zum überzeugenden mimischen Ausdruck. Er sei ein zu feiner Schauspieler, meinte Saudek, als dass er sich der «monumentalen» Gesten des Films bedienen könne. Ich korrigierte die «monumentalen» in «mit Notwendigkeit übertreibenden» Gesten. Nur ein einziges Mal wurde ich wahrhaft ergriffen. Im Grunde handelte es sich um eine ähnliche Doppelrolle wie in dem Bassermannfilm. Ein junges Mädchen ist einem verbrecherischen Hypnotiseur verfallen. Sie ringt mit dem Zwang, wird frei, wird noch einmal unterjocht, befreit sich noch einmal ... Vieles an dem Stück war durchaus Kino, nur einiges menschlich, aber die junge Schauspielerin erhob alles ins Menschliche. Man glaubte ihr Krankheit und Gesundheit, die Gequälte, die Unterjochte, die Schlafwandelnde, die Erwachende, sich Aufbäumende, Kämpfende: alles glaubte man ihr, alles trat eindringlich durch das Spiel der Augen, des Gesichtes, des Körpers zutage, und doch war keine Geste übertrieben und keine Miene verzerrt. An diesem einzigen Abend ging es mir auf, dass es eine besondere und zukunftsreiche Filmbühnenkunst gebe. Die Schauspielerin, Henny Porten, galt damals schon als Grösse. Mir schien sie erst ganz neu. Nachher erinnerten wir uns, ihr schon einmal 1911 auf unserer Berliner Filmstreife begegnet zu sein. Aber es war nur eine schwache Erinnerung: entweder war damals der Film noch nicht der Film oder die Porten doch noch nicht die Porten.

Dies also in nuce war meine Saison, und sie füllte nicht nur viele Abende, sondern auch, da ich alles im Tagebuch sehr genau festhielt, analysierte und beurteilte, viele Tagesstunden. Aber mich selber erfüllte es nur zum geringen Teil. Viel stärker und folgenreicher bewegte mich das erneute, genauer das aufgestockte Musikstudium meiner Frau. Bisher hatte ich mir über ihre Musik wenig Gedanken gemacht. Als wir uns kennenlernten, lagen ihr Studium und mehrere Konzerttourneen bereits hinter ihr, sie gab noch Klavierunterricht, aber auch das hörte nach unserer Heirat auf. Sie musizierte, sie komponierte auch zu ihrer und mei-

ner Freude, ich hörte ihr überaus gern zu, ohne mich meiner Laienhaftigkeit, meines Notenanalphabetismus zu scheuen, vieles ging mir unmittelbar ein, manches, insbesondere Bach, der immer ihr Liebling war, wurde mir erst nach wiederholtem Hören zu wirklicher Musik, und blieb mir etwas ganz fern und unverständlich, so war ich deshalb nicht beschämt. Musik lag eben ausserhalb meines eigentlichen Bezirkes. Und innerhalb dieses Bezirkes dachten, arbeiteten, lebten wir durchaus zusammen. Sonja Lerchs Ausspruch, in der gemeinsamen Arbeit sei immer nur einer der Haupt- und der andere blosser Nebensatz, hatte mir gar nicht einleuchten wollen. Wie oft habe ich in diesem Winter 1917 zu 18 an Sonja Lerchs Ausspruch gedacht! Plötzlich war etwas anders geworden, vielleicht auch nicht plötzlich, nur in unmerklicher Entwicklung, und ich spürte es erst, als es schon ganz das andere war. War es das Brachliegen während der voraufgegangenen instrumentlosen Zeit, war es ein Einfluss der orgelerfüllten Atmosphäre Leipzigs? Jedenfalls spielte meine Frau, als sie im Pensionat wieder zu einem Klavier kam, mit grosser Hingabe, und ihr Interesse richtete sich noch stärker auf Bach als in früheren Jahren. Und dann bot ihr der Verleiher ein grosses Harmonium, und in der Dufourstrasse dicht am Fenster fand es Platz. Ich weiss das noch so genau, denn ich stand ziemlich unbequem zwischen der Fensterwand und dem Harmoniumkasten, wenn ich mit der rechten Hand die Kurbel drehte, um den Blasebalg zu betätigen, und mit der linken mein Buch hielt. Das war mein aktiver Beitrag zu dem neuen Studium meiner Frau. Die Harmoniumphase dauerte nicht lange. Gleich darauf fand meine Frau einen Lehrer an dem Organisten der Nikolaikirche, Professor Heymen, und er verschaffte ihr die Möglichkeit, täglich an der Orgel des Konservatoriums zu üben. Sie traf es dort gut: Die männlichen Studierenden der Orgel standen fast durchweg im Feld, und weibliche Organisten sind dünn gesät. Es ist trotz der heiligen Cäcilie keine weibliche Kunst. Schon in rein physischer Hinsicht nicht – wenigstens war das noch 1917 so, als es noch keinen Frauensport

gab. Denn Hand und Arm recken sich affenartig nach entlegenen Manualen und Registerknöpfen, Bauch- und Beinmuskeln geben ihr Äusserstes her, um entfernte Pedalleisten zu erreichen – die Orgelbank wird zum Reck, an dem der Körper akrobatisch turnt. Es ist von innen her nicht das, was man gemeinhin unter weiblicher Kunst versteht. Die Orgel ist eine ungeheure vielgliedrige Maschine mit mehr Griffen und Hebeln und zu überwachenden Armaturen, als ein Auto oder ein Flugzeug aufweist. Ich habe, wenn ich in der Nikolaikirche oder im Konservatorium zuhörte, tiefer in das Maschinengetriebe hineinsehen können als sonst wohl ein Laie, denn die Scheinpfeifen waren wie die Glocken in Granaten umgewandelt worden. Der Organist spielt nicht nur, er bedient auch seine Maschine. Und er überlässt sich im Spiel nicht unmittelbar seinem Gefühl. Das Gefühl gehört bei ihm einem früheren Stadium an, er ist der denkende Künstler, der alles aufs Genaueste durchdacht, berechnet, vorbereitet hat. Wie oft habe ich das miterlebt, dies Auskühlenlassen der Glut, dies langsame Objektivieren in hundertfach ausgeprobten Klangmischungen, dies ruhige, scheinbar oder auch wirklich kalte Wiederhervorbringen. Meine Frau trieb ihr Studium mit ungemeiner Konzentration. Der kühle und bedächtige Heymen konnte sich bald nicht genug tun im Rühmen ihrer Fortschritte. Es waren nicht nur die Stunden an der Orgel, von denen sie immer freudig erregt, aber oft zitternd vor Abspannung heimkam, nicht nur die Stunden über der theoretischen Arbeit, über dem Ausarbeiten der Vorspiele. Das Orgelspiel war immer in ihr. Nicht etwa so, dass sie an nichts anderes gedacht hätte, dass sie zerstreut gewesen wäre. Nein, eigentlich schlimmer: Sie dachte an alles, nahm an allem teil, am Theater, an unserer Lektüre, an allen Interessen, die uns mit den Bekannten verbanden, sogar, das war 1917 wirklich ein «sogar» und ein seltenes, am Kriege – aber darunter mit einer steten und absoluten Selbstverständlichkeit war das Orgelstudium immer da. Manchmal mitten im Gespräch mit mir, mit anderen, machte sie rasch eine Notiz, öfter geschah nichts dergleichen, aber ich sah es ihr

an den Augen an, dass sie mit einem Teil, dem grösseren Teil ihres Wesens abwesend war. Manchmal hatte ich Angst um sie, die schlechte Ernährung schwächte jede Nervenkraft, es war der ungeeignetste Zeitpunkt zu solchen Anstrengungen. Manchmal hatte ich Angst um mich, die Orgel schien sich mir zwischen uns zu drängen. Meine Frau lachte mich aus, sie habe sich nie wohler gefühlt, und nichts sei zwischen uns verändert, und ohne gelinde Besessenheit lasse sich nichts erreichen, mir hätte auch der Kopf geraucht, wenn ich an meinem «Montesquieu» sass. Aber in mir war etwas verändert, meine alte Sicherheit war hin. Sonja Lerchs Wort verfolgte mich.

Ich habe bei der Skizzierung der «Saison» kein Wort über Konzerte gesagt. Im Anfang habe ich ein paar mit meiner Frau und den Bekannten zusammen besucht. Einmal, bei der Neujahrshauptprobe im Gewandhaus, hatte ich auch bestimmt einen sehr grossen Genuss. Die Euryanthe-Ouvertüre, Beethovens Fünfte und Schuberts Unvollendete, das waren Werke, die ich schon mehrfach gehört und die mich nun in ihrer Melodik unmittelbar ergriffen. Und es war mir auch höchst interessant, den berühmten Nikisch dirigieren zu sehen. Mittelgross, kräftig, untersetzt, mit ergrautem kleinem Vollbart, stand er auf seinem umgitterten engen Podium, dem Publikum meist den Rücken, nur gelegentlich die Seite zukehrend. Wie er neben der Rechten mit dem Taktstock auch die Linke ins Spiel brachte, den Arm hochauf- und weit vorgereckt, die Hand zur Faust geballt, wie er in das Orchester hineinzustechen und zu schlagen schien, erinnerte er mich an den Tierbändiger, den wir neulich bei Hagenbeck gesehen und der sich mit Peitsche und Stange gegen die Löwen und Tiger durchsetzte. Er hatte aber auch ausdrucksvolle weiche Bewegungen, manchmal war die Hand ausgebreitet, der kleine Finger übermittelte abgespreizt einen Sonderbefehl, manchmal rollte der Arm ganz herum, wie drehorgelnd. Wirklich, das Zuhören war beglückend, das Zuschauen fesselnd. Aber wie nun ein tobender Jubel losbrach, wie sich Nikisch dem Saal zuwandte und in stiller

Erhabenheit, vielleicht nur müde und benommen, vielleicht ein wenig affektiert in seiner göttlichen Unberührtheit, gleichgültig auf all die andrängende Huldigung und Raserei hinabschaute und wie nachher die Freunde endlos darüber «sprachen, welche besondere Feinheiten der linke kleine Finger aus den Flöten geholt und was die Faust den Bläsern abgerungen habe und welche besondere Nuance da und welche dort die Eigenart des Dirigenten erwiesen habe, da fühlte ich mich ausgeschlossen von allem Mitfühlen und Mitverstehen, und der Genuss war mir vergällt. «Ich mag mich nicht immerfort an meine Borniertheit erinnern lassen», schrieb ich ins Tagebuch und ging danach in kein Konzert mehr. War ich eifersüchtig, war ich neidisch? Ich warf mir beides vor und kam von der inneren Quälerei nicht los. Ich hatte Angst. Am besten, ich greife einen Augenblick vor. «Kennen Sie einen Dr. Welti?» fragte ich Stettenheim, der alle Welt kannte, «er hat über die *Astrée* geschrieben, ich kann die Studie nicht aufreiben.» – «Dr. Welti – das ist doch der Mann der Emilie Herzog von der Berliner Oper.» Das war es, was mich damals packte und in den nächsten Jahren anfallweise immer wieder schüttelte, bis ich in Dresden den Boden unter meinen Füßen gefunden hatte und zu meiner produktiven Arbeit gelangt war, die Welti-Angst. Aber ich muss mich verteidigen. Nie in unserer Ehe hatte ich an Haupt- und Nebensatz gedacht, immer nur an freie Gemeinsamkeit. Aber freie geistige Gemeinsamkeit setzt geistige Gleichgestellttheit voraus. Und nun sah ich dem Aufstieg meiner Frau auf einem mir fremden Gebiet zu und konnte dem von mir aus nichts entgegensetzen, ja, fühlte mich durch den Krieg verarmt und wie sterilisiert. Es war nicht so, dass ich vor ihrem etwaigen äusseren Erfolge neidische Furcht fühlte, es war reinlicher und schlimmer. Nicht darauf kam es für mich an, ob sie Ansehen als Organistin, als Konzertierende ernten, ob ich eine Professur erhalten, wer von uns beiden nach aussen hin den besseren Namen gewinnen würde, sondern ganz allein darauf, ob ich mit ihrem geistigen Wachstum Schritt halten konnte, Sonja Lerch würde gesagt haben, ob wir koordi-

nierte Sätze sein würden. In diesen Monaten habe ich manchmal sehr schmerzhaft daran gezweifelt, und die Angst konnte ganz unversehens auftauchen, mitten zwischen völlig anderen Gedankengängen, mitten in irgendeiner Beschäftigung. Ich sagte mir, es gebe nur ein Mittel gegen die Furcht: Leistung. Das bisschen Aufspeichern für künftige Kollegien tue es freilich nicht, ich müsste produktive Arbeit leisten, ein neues Buch auf Stapel legen. In diesen Tagen bekam ich ein Schreiben von Vossler, das mich wenig erfreute und nur noch unsicherer machte. Er schrieb, wenn ich in Leipzig einen provisorischen halben Ruheposten hätte, so sollte ich an meine Zukunft denken und «mit dem Handwerk klappern». Schriftstellerisch hätte ich mich ausgewiesen, auch dürfte mich mein Amt an zusammenhängender schriftstellerischer Arbeit hindern. Aber zu irgendeiner grammatischen Einzeluntersuchung den sprachlichen Stoff zu sammeln, das liesse sich gewiss unternehmen, und gerade das wäre im Augenblick das Richtige für mich. Nein, es war nicht das Richtige, es machte mich vor mir selber noch kleiner, ich wollte nicht Kärrner sein, ich wollte selber bauen! In einem Postskriptum enthielt Vosslers peinlicher Brief noch die Mahnung, seinen eben aus Wien nach Leipzig berufenen Fachkollegen und Freund Becker zu besuchen. Ich war so verstimmt, dass ich damit bis zum Januar zögerte. Dann ging ich hin, und von da kam mir die Rettung, eine teilweise Rettung wenigstens. Ich habe Philipp August Becker damals nur von der besten Seite kennengelernt. Er begegnete mir sogleich freundlich und danach, solange ich in Leipzig war, mit herzlicher Freundschaft. Dass er auch ungute Seiten hatte, hörte ich bald von seinem Habilitanden Neubert und von Vossler, am eigenen Leibe aber erfuhr ich es erst in den zwanziger Jahren in Dresden. Als ich ihn das erste Mal besuchte, machte er auf mich einen mitleid-erregenden Eindruck. Mit dem etwas zerzausten grauen Patriarchenbart um das rotgeäderte blasse Gesicht mit den rotgeäderten, angespannt aufgerissenen blauen Augen sah er wie ein tiefer Sechziger aus, obschon er erst in der Mitte der Fünfzig stand.

Beim Reden stotterte er so heftig, dass es mir unbegreiflich war, wie er Vortrag halten konnte. Er wohnte in einem ärmlichen Gartenhaus der Emilienstrasse, er empfing mich in einem armseligen Zimmer. Zwei kleine Mädchen machten ihre Schularbeiten am Tisch, ein grosser Junge ging und kam, während ich neben dem Professor auf dem altersschwachen Ledersofa sitzen und ihm von Vossler erzählen musste. Auch die Frau Professor, die einen Augenblick lang erschien, kam mir armselig, beinahe verhungert vor. Sie war von einer vertrockneten Magerkeit, sie war jämmerlich, selbst für die Küche jämmerlich gekleidet, sie hatte rote Hände und arg verarbeitete Fingerspitzen und -nägel. Später wurde dieser erste Eindruck der Ärmlichkeit ein wenig gemildert – Studierzimmer und Bibliothek des Mannes sahen besser aus –, aber ganz wich er nie. Im Frühling, als wir uns nähergekommen waren, erzählte mir Becker auf einem langen Spaziergang seine finanzielle Bedrängnis. Er hatte als Lehrer begonnen, er war dann Lektor des Französischen in Würzburg geworden. Dort legte der Romanist Gröber «eine Hecke von Lektoren» an, die das Idiom als ihre Muttersprache beherrschten und gleichzeitig Philologen waren. Beides traf auf Becker zu, einen gebürtigen Elsässer, dessen Bruder für Frankreich optiert hatte und ein Geschäft in Verdun besass. Nach kümmerlichen Lektorenjahren und einem kaum weniger kümmerlichen Jahrzehnt des Extraordinariats in Budapest war Becker nach Wien gekommen, aber auch dort, wie er sagte, unzulänglich besoldet worden. Ein Ruf nach Leipzig hatte ihm Gelegenheit geboten, dem Wiener Ministerium ein Ultimatum zu stellen. Wien hatte ihn gehen lassen und Leipzig ihm keine Vorteile gebracht. Ich fragte mich bald darauf, ob wirklich allein die verschiedenen Ministerien an Beckers enger Situation schuld waren. Wir sassen nach einem Vortrag im Neuphilologenverein in grösserer Gesellschaft im «Meininger Hof». Becker trank reichlich, wurde sehr lustig und trank weiter. Seine Frau, der man die einstige Gouvernante ansah – sie war Erzieherin «am Zarenhofe» gewesen, wie sie gern sagte, ich glaube aber, sie dehnte den Begriff

«Zarenhof» ziemlich weit aus –, seine Frau achtete genau auf ihn und stoppte ihn schliesslich mit ruhiger Energie. Danach hörte ich manche verbürgte Anekdote über seine alkoholischen Taten und Entgleisungen. Und diese Entgleisungen sollten nicht nur beim Kommersieren eintreten. Er galt für unberechenbar und war von den Kollegen einigermaßen, von den Studenten und insbesondere den Examinanden sehr gefürchtet. «Was brauchte Voltaire, um in England zu florieren?» fragte er einen Kandidaten. Der überlegte lange, sagte dann, die Kenntnis der Landessprache, und verbreitete sich über Voltaires Sprachstudien. Becker schnitt ihm heftig das Wort ab: «Wenn Sie so dumm sind, nicht zu wissen, dass man zum Leben vor allem Geld braucht, habe ich wenig Lust, Sie weiterzuprüfen.» Der Mann war so verdonnert, dass er nur noch verkehrte Antworten gab. Aber wie gesagt: In diesen ersten Monaten unserer Bekanntschaft blieben mir seine Clownereien erspart, und der Umgang mit dem nicht nur gelehrten, sondern gebildeten und geistvollen Fachkollegen tat mir wohl. Ich hörte ihn ein paarmal im Kolleg, das er in dieser Kriegszeit vor kaum drei Dutzend Studierenden las: Wenn ihn nicht gerade irgendetwas irritierte, gab sich das unleidliche Stottern nach wenigen Sätzen, und er trug aus der Geschichte der französischen Literatur anschaulich und eindringlich vor. Grössere Anregung empfing ich natürlich von ihm, wenn wir zu zweit waren, vor allem auf den Sonntagvormittagsgängen ins Freie, die er liebte. Manchmal klagte er über seine geringen äusseren Erfolge. Bédier hatte auf dem Felde der Epenforschung geerntet, was er, Becker, gesät, seine Bücher fanden keine Käufer, viele seiner Manuskripte keinen Verleger ..., aber öfter erging er sich in wissenschaftlichen Betrachtungen. Er war vor allem in der französischen Renaissanceliteratur und ihren Ausläufern ungeheuer beschlagen. Einmal plauderte er lange über d’Urfés «Astrée», die dickleibige «Schäferin» aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, und kam dann auf Barclays «Argenis» zu sprechen, den lateinisch geschriebenen politischen Roman aus derselben Epoche, über den

er eine Studie veröffentlicht hatte. Zwischen Barclay und d'Urfé, meinte er, müsse es Zusammenhänge geben, «zu schade für eine Doktordissertation». Das schlug bei mir ein. Als es sich gar noch zeigte, dass die Leipziger Universitätsbibliothek eine besonders wertvolle und seltene Ausgabe der «Astrée» besass, da glaubte ich, eine gerade für mich geeignete Aufgabe gefunden zu haben. Die Studie oder das Buch, das mir vorschwebte, habe ich freilich nie geschrieben, und so bin ich aus dem Zweifel am eigenen Können damals doch nicht recht herausgekommen; aber eine Anklammerung und grosse Bereicherung gab mir die «Astrée» doch. Es war sehr seltsam, wenn ich mich im Büro in sie versenkte. Ich war dann abgetrennter von der Gegenwart, von meiner Zensortätigkeit, als wenn ich mich mit Voltaire oder Rousseau oder Victor Hugo beschäftigte. Bei ihnen stiess ich ja immerfort auf Themen, die in engster Beziehung zum Heute standen – es war kein weiter Weg zwischen den beiden Bücherstapeln auf meinen Arbeitstischen. Dagegen die «Astrée»! Was hatte der schmachtende Céladon, was hatten all diese Schäfer und Nymphen, all diese Liebesabenteuer und Tüfteleien über die Liebe, diese ganze, vor dreihundert Jahren und mehr zusammenphantasierte Traumwelt, was hatte sie mit dem Jetzt zu tun? Und doch war der Weg zwischen meinem Zensorstapel und den «Astrée»-Bänden wieder nicht gar so weit. Was sich neuerdings zu meiner Linken häufte, die aus Ober-Ost angeforderten Neuerscheinungen hätten wahrhaftig geadesogut im Jahre 1618 erscheinen können wie 1918. Astrologisches und Okkultistisches war der vielfach modernste Verlagsartikel. «Verbieten kann man es nicht», sagte Tovote, «aber man sollte dagegen schreiben.» Als ob das etwas genützt hätte. Der Krieg drängte die Menschheit immer weiter zurück, er primitivierte. Doch das war nur ein geistiger und kulturhistorischer Bezug zwischen Büchern. Aber wenn ich mich nach dem Dienst – wir sassen jetzt ohne Mittagspause bis vier Uhr im Lektorensaal – mit meiner Frau bei «Platen» traf, dann sass meist schon der leibhaftige Céladon an unserm Tisch. Céladon Saudek. In immer

neuen psychologischen Reflexionen mit immer neuen Einzelheiten klagte er uns sein Liebesleid; was ihm die Freundschaft des Fräulein Thomas für sein Innenleben und sein Schaffen bedeutet, mit welchen Mitteln der Leutnant sie ihm abspenstig gemacht und die wehrlose Feine unterjocht habe. Es waren Exkurse, wie sie wirklich in die «Astrée» hineingepasst hätten. Und oft erschien auch Frau Öhlmann und sorgte für die derberen Töne, die ja auch in dem vieltönigen Schäferroman nicht fehlen. Sie warf dem treulosen Leutnant vor, sie nur um ihres «echten Kaffees willen» umworben zu haben und nun zu der reichen Rivalin abgeschwenkt zu sein, weil bei ihr mehr als ein gelegentlicher Kaffee zu gewinnen sei. Zu Haus dann erhielten wir Besuch von Fräulein Thomas, die ihrerseits Frau Öhlmann und Saudek anklagte, den Leutnant in Schutz nahm und seine und ihre und Saudeks und Frau Öhlmanns Gefühle analysierte, auch von der Scheidung des Leutnants berichtete und so das zärtliche «Astrée»-Thema vielseitig bereicherte. Schliesslich wandten sich Saudek und Frau Öhlmann mit einem starken Belastungsmaterial, das sie gegen das rücksichtslos ausschweifende Leben des Leutnants detektivisch zusammengetragen hatten, an den Hauptmann Tovote. Es hat danach auch eine Art Untersuchung gegeben, aber wohl eine ergebnislose. Landt blieb auf seinem Posten, ja er wurde im Frühjahr 18 nach Tovotes Fortgang der Leiter der Buchprüfungsstelle. Aber er sonderte sich fortan streng von allem privaten Umgang mit dem Hauptmann und den Lektoren ab. Auch Wohriceks Hofjudendienst wurde wenigstens in seiner Publizität abgeschafft. Dafür erhielten wir von Fräulein Thomas um Weihnachten die gedruckte Anzeige ihrer Verlobung mit dem Leutnant. Die beiden haben auch bald nach Kriegsende geheiratet. Ein paar Jahre später verübte die junge Frau Selbstmord – ich bin aber nicht ganz überzeugt von der alleinigen Schuld ihres Mannes. Zwei Schäferromane nebeneinander, den ganzen Tag nichts als «Astrée», das war zuviel, und so trugen sicherlich auch Saudeks Liebesklagen zu unserm allmählichen Abfall von dem unwirtlich gewordenen

«Platen» bei. Viel zur Lektüre kamen wir im Café Merkur am Thomasring auch nicht, denn einmal bestand um der Papier-, vielmehr der Holzknappheit willen seit dem Sommer 17 ein Reichsverbot, Zeitungen auszuhängen, und nur wenige Blätter wanderten heimlich zwischen den Stammgästen der Cafés von Hand zu Hand, und zum andern liess uns ein wachsender Bekanntenkreis nur wenig Zeit zum Lesen, aber dort waren wir doch erlöst von der Monotonie des Schäferthemas. Wie kamen wir nur zu diesem grossen und mannigfachen Bekantenschwarm? Nach einer Weile hiess es ja von uns, wir hielten im «Merkur»hof, und bestimmt haben wir nie zuvor und nie hinterher mehr Umgang als damals gehabt. Die ersten Anknüpfungen gingen auf Frau Öhlmann zurück, die durch ihren Kunstladen viele Leute kannte und wohl sich und uns beweisen mochte, dass sie den Leutnant entbehren konnte. Zu Neujahr kam ihr Mann auf längeren Urlaub, und das hatte wohlthätig ablenkende Folgen: ein Kind wurde im Herbst geboren. Aber im Anfang des dritten Kriegswinters schwirrte sie viel und ruhelos umher, Tovotes Betreuung reichte nicht aus und auch nicht die Freundschaft Saudeks, der in seinem Leid schwelgte. Durch Frau Öhlmann lernten wir Schmidt-Niecziol kennen, den Theatermaler und Kubisten, der später seinem Freund. Stieler nach München folgte, ein winziges, durchsichtiges, jämmerlich verkrüppeltes, jämmerlich hinkendes Nichts, aber immer voller Pläne, voller Arbeitsfreudigkeit und Zufriedenheit mit dem Leben; und den stattlichen Dr. Gebbing, zur Zeit Rittmeister, sonst Direktor des Zoologischen Gartens, ein Tierfreund, der von seinen jungen Pantheren erzählte, als wären es Hauskätzchen; und den schweigsamen Dr. Reichardt, den Prorektor der Universitätsklinik, der in Gedanken nie so recht von seinen Leichen loszukommen schien; und den bescheidenen, immer hilfreichen und unentbehrlichen Popper, den kleinen Angestellten einer Kohlenfirma, der uneigennützig herbeizuschaffen wusste, was gerade am dringendsten not tat, ein Pfund Zucker, einen Zentner Kohlen, ein halbes Pfund Butter; und Dr. Luther, den ent-

wurzelten Deutschrussen, der eben einen Bibliothekarposten in der Deutschen Bücherei gefunden hatte und der sich nachher durch schöne Prosa- und Versübersetzungen aus der russischen Literatur einen Namen machte; und den baumlangen, bildschönen Krafert mit den grauen Haaren und dem jungen Gesicht, im Augenblick Militärapotheker, im Frieden umschichtig Apotheker und Schauspieler bei guten Truppen, zum Beispiel bei Hermine Körner, den Mann des naiven und prinzipiellen Antisemitismus, in der Praxis mit Jud und Christ gleichmässig befreundet, im Gespräch immer gleich die Juden für alles Peinliche und Widerwärtige haftbar machend; und Gieseke, den Kriegsgewinnler, an dessen Realität ich zweifele, den ich für eine geträumte Nachbildung der vielen Raffkes und Neureichs halten würde, die damals in der Tagesliteratur wimmelten, hätte ich mir nicht den Sylvesterabend 1917 mit so genauen Einzelheiten notiert. Mit den üblichen gezeichneten Porträts der Familie Raffke freilich hatten Giesekes nichts gemeinsam, weder die Mutter noch der Sohn. Sie war kein Marktweib, sondern eine Dame, still, unauffällig gekleidet, gebildet nach Ton, Grammatik und Inhalt sprechend. Ihr Mann war zu Anfang des Krieges nach glücklicheren Geschäftsjahren in ungünstige Lage geraten und darüber gestorben, die Seinen in engen Verhältnissen zurücklassend. Und dann hatte Alfred Gieseke, damals kaum achtzehn, seine Begabung entdeckt. Er sah wie ein noch kindlicher, schwächling blasser, äusserst gutartiger Junge aus, nein, er war es wirklich, zärtlich im Umgang mit der strahlenden Mutter, herzlich liebenswürdig allen andern gegenüber, ohne jede Überheblichkeit, ohne lautes Protzen – er protzte überhaupt nicht, er erzählte nur mit dem Stolz eines Schülers auf seine Zensur oder seine Prämie und mit einer entwaffnenden Offenheit, einer entwaffnend unschuldigen Freude die Geschichte seiner Erfolge, er wollte, dass jeder seine Freude teile. «Sie müssen Sylvester mit uns verleben», sagte er in unserer Gegenwart zu Frau Öhlmann. «Sie sind allein, es ist jetzt alles so knapp, und wir haben so gute Dinge.» Sie sei nicht allein, antwortete sie, «Klempe-

ners sind bei mir und Saudek.» – «Ihre Gäste sind natürlich auch eingeladen – es macht uns doch Freude, unsere neue Wohnung zu zeigen, und Sie können sich gar nicht mehr vorstellen, was für gute Friedensdinge wir essen und trinken und rauchen werden.» Er sagte das so unbefangen, er forderte uns so herzlich auf, dass wir, schon aus Neugier, annahmen. Giesekes hatten in einem modernen Haus an der Connewitzer Kirche eine neu hergerichtete Wohnung mit ganz neuer Einrichtung. Alles buchstäblich war hier neu: die schweren Stühle, die schweren Klubsessel, der Schreibtisch, der Esstisch, die Bronzen, die Teppiche, das Service, die Bestecke, und überall klebten oder hingen die Preise daran. «Mutter wollte sie abmachen, aber ich sehe sie mir gern an», sagte Gieseke kindlich, «sie zeigen mir doch, was ich erreicht habe.» Wir mussten die Gläser und Teller aufheben, um die Preise zu bewundern. Es gab Rheinwein und Burgunder und Sekt und Cherry Brandy und Mokka aus dick vergoldeten, handgemalten Tässchen, es gab Gänsebraten, es gab süsse Speise, ohne allen Ersatz mit vielen Eiern und vielem Zucker hergestellt. Wir erfuhren, dass der Sekt zwanzig und der Cherry Brandy einundzwanzig Mark gekostet habe, es gab Zigaretten zu zwanzig Pfennig, und als ich Zigarre vorzog, bekam ich eine Havanna zu einer Mark fünfundachtzig, «und das ist auch nur ein Händlerpreis». Ich fragte den jungen Menschen, wie er den allerersten Schritt zu seinem Reichtum getan habe, und an seiner Antwort wurde mir die konkrete Bedeutung der neuen Wortsippe Schieben, Schieber, verschieben eindringlich klar. Er hatte als Hauptbeteiligter die Hand im Spiel gehabt, als von einem Militärgüterzug auf polnischer Station ein mit Seife beladener Waggon abgehängt und auf ein Nebengleis geschoben wurde. Ich fragte ihn auch, wie es komme, dass er noch nicht beim Heer sei. «Ist denn das so schwer zu bewerkstelligen?» fragte er halb mitleidig, halb bescheiden lächelnd zurück. Als wir kurz vor Mitternacht beim Sekt angelangt waren, musste er doch ein wenig auftrumpfen. Er rief den «Kristallpalast» an, liess sich den Direktor an den Apparat holen und

bestellte eine Loge, «möglichst die beste», für den nächsten Abend. Dann läutete die Glocke der Connewitzer Kirche, die einzige ihr verbliebene, mit sehr blechernem Ton. «Alles gute Metall ist draussen», sagte Gieseke. «Wir wollen anstossen, unsere Gläser klingen echter.» – Wenn ich noch einmal mit Trude Öhlmann zusammenkomme – sie ist uns treu geblieben, wir unsrerseits nun haben in der allerletzten Zeit, um sie und ihren Sohn nicht zu gefährden, den Verkehr mit ihr abgebrochen –, dann muss ich sie doch fragen, was aus Gieseke geworden ist. Dass ich es nicht weiss, dass ich mich nie zuvor danach erkundigt habe, beweist mir die Flüchtigkeit dieser Bekanntschaft. Und kaum weniger flüchtig war die Berührung mit den andern hier Erwähnten und manchen Nichterwähnten. Nur Krafert blieb viele Jahre in unserm Gesichtskreis, das heisst, er tauchte von Zeit zu Zeit bei uns auf. Er gab nach einiger Zeit das Schauspielern auf, wurde Apothekenbesitzer in der Sächsischen Schweiz, heiratete eine Ärztin. Aber wenn er uns gelegentlich in Dresden besuchte, führte er eine geheimnisvolle Zigarrenkiste bei sich, sein «Zauberkestchen», das die Schminkutensilien und einigen Bartvorrat enthielt. Dann verschwand er in der Küche und erschien als Dorftrottel wieder, verschwand und trat als Grandseigneur des achtzehnten Jahrhunderts herein. Und dann erzählte er von seinen einstigen Rollen und von seinen grossen Kollegen, wie Klöpfer in einer Passion den rührendsten Heiland spielte und in den Pausen «stinkbesoffen randalierte», und wie ..., und wie ... er fand kein Ende. Und dann, 1933, hörten wir, dass er in Königsbrück eine Stütze der Nationalsozialistischen Partei geworden sei. Ich will ihm darüber den grossen Dienst nicht vergessen, den er mir 1918 in Leipzig leistete. «Sie müssen meinen Kollegen Scherner kennenlernen», sagte er, «Hänschen ist der richtige Mann für Sie.» Und wirklich, zwischen den beiden Scherners und uns beiden kam rasch eine wahrhafte und dauernde Freundschaft zustande. Oder sage ich nicht richtiger: eine noch heute bestehende warme Sympathie? Denn eigentliche Freundschaft verlangt doch auch ein geistiges

Gleich zu Gleich, und bei Scherner bin ich immer wieder auf Schranken des Denkens gestossen, die eine geistige Gemeinsamkeit zwischen uns verwehrten. Er stand in meinem Alter, hatte dunkles Haar und hinter starker Brille dunkle, sehr kurzsichtige Augen, hatte das runde, bartlose, aber meist dunkelstopplige Gesicht eines halb bäurischen katholischen Geistlichen, war schon damals sehr beliebt. Er hatte ein zutunliches, rasch enthusiastisch aufflammendes Wesen – wir kannten seine Lebensgeschichte nach kürzester Zeit. Er war der erste Angestellte der Börsenapotheke in einem alten Hause dicht beim Bahnhof. Dort hinter dem Laden lag ein kleines Zimmer, halb Laboratorium, halb Lager-, halb Privatraum, und darüber, durch eine Wendeltreppe erreichbar, ein Verschlag mit einem Feldbett. Eine andere Wendeltreppe führte vom Laden zum Keller hinunter, der mit gewichtigen Vorräten vollgestopft war. Wie oft haben wir Scherner während seines häufigen Nachtdienstes in der Börsenapotheke Gesellschaft geleistet. Von dem Verschlag oben bis zum Keller unten mussten wir alles besichtigen, uns alles erklären lassen, den Inhalt des Giftschranks, die feinen Messinstrumente, die unleserlichen Rezepte. Und dann mischte er uns in Salbentöpfen merkwürdige Liköre oder setzte uns Grog in Reagenzgläsern vor. Dabei erzählte er viel von seiner Vergangenheit, philosophierte, fragte, war erstaunt, oft entsetzt über meine Antworten und setzte seinerseits uns in Erstaunen. «Wie ist es nur möglich?» fragten wir uns immer wieder, während er einem nächtlichen Kunden die Klappe im Rouleau öffnete und dann eine Weile im Laden blieb, um die geforderte Medizin zusammenzumischen. Er war stolz auf seinen mühselig erkämpften Beruf und doch nicht ganz zufrieden bei ihm. Er stammte aus einem oberschlesischen orthodox katholischen Lehrerhause, hatte nach dem Wunsch der Eltern, aber auch nach eigener Neigung geistlich werden wollen, hatte das Priesterseminar in Breslau besucht, war von Zweifeln befallen worden und kurz vor der Schlussprüfung ausgetreten, «buchstäblich verflucht von den Lehrern und den Eltern», wie er mehrfach mit Bit-

terkeit berichtete. Er war ohne Geld und ohne Plan nach Berlin gekommen, war im Tiergarten herumgeirrt, hatte an Selbstmord gedacht. Am Goldfischteich war er einem Schulfreund in die Arme gelaufen, der sich seiner annahm. Er hatte Nachhilfestunden im Lateinischen gegeben und durch irgendwelche Verkettung einen Hauslehrerposten in der Familie Richard Dehmels gefunden. (Seltsam, wie mich der Name Dehmels verfolgte, in Aubers, in Kowno, jetzt wieder in Leipzig. Und um dieselbe Zeit etwa, in die Scherners Bericht fällt, hörte ich von Tovote, dass Dehmels Stiefsohn Auerbach im Westen gefallen sei.) Von Dehmel also war Scherner gefördert worden. Er hatte weit fortgewollt von der Theologie, am liebsten hätte er Physik oder Medizin studiert. Aber das wäre zu kostspielig gewesen, hätte zu lange gedauert, zumal ihm das Abitur fehlte. Nach einer geringen Semesterzahl und ohne das Abitur konnte man damals Apotheker werden, und so hatte Scherner eben Pharmazie studiert. Und gleich nachdem er einen Posten gefunden, hatte er geheiratet – «eine Protestantin, um nur ganz frei zu werden von allen Kirchenfesseln – Sie sollten einmal unsere bigotten Weiber sehen, meine Mutter und meine Schwester!» – «Und Sie selber sind zum Protestantismus übergetreten oder haben doch Ihre Kirche verlassen?» – «Um Gottes willen – das kann ich doch nicht!» Er sagte das so erschrocken, als hätte ich ihn gefragt, ob er schon einmal gemordet habe. Nein, sein drittes Wort war zwar die Pfaffen, und die Pfaffen spielten bei ihm ungefähr die gleiche Rolle wie die Juden bei Krafert, aber er kam durchaus nicht von seiner Erziehung los. Er hatte auch einen halben Frieden mit seinen Angehörigen geschlossen. «Sie beten für mein Seelenheil», sagte er halb spöttisch und halb erfreut. Er sehnte sich nach erweitertem Wissen und hatte doch Angst davor. «Meine Schwester», sagte er, «war noch nie im Theater, das ist ihr zu weltlich; sie liest auch nicht die ‚Woche‘ oder die ‚Gartenlaube‘, weil beide auf dem Index stehen.» – «Und Sie?» – «Ich bin mit fünfundzwanzig Jahren das erste Mal ins Theater gekommen, und seit ich vom Seminar fort bin, lese ich

alles.» Es stand merkwürdig um dies «alles». Ich zitierte in irgendeinem Zusammenhang den «Candide». Er fragte, was das sei? «Ein Roman von Voltaire.» – «Darf man das wirklich lesen?» – «Wie meinen Sie das?» – «Voltaire soll doch so teuflisch gewesen sein, er soll einen so schweren Tod gehabt haben.» – Ich brachte ihm die Reclamübersetzung des «Candide», er wollte das Heft erst nicht annehmen: «Glauben Sie wirklich, dass kein Schaden daraus erwächst?» Wahrscheinlich hat er den «Candide» damals noch ungelesen fortgeschossen, er ging jedenfalls nicht mehr darauf ein. Einmal fragte er mich wörtlich: «Ist Zola auch ein Roman von Voltaire?» Ich konnte mir erst gar nicht erklären, wie diese Frage zustande kam, später brachte er selber mich darauf. Ein Seminarprofessor musste eine Bemerkung gemacht haben, die den teuflischen Voltaire als geistigen Vater des teuflischen Zola nannte. Philosophische und religiöse Betrachtungen aber, die manchmal in der Stille des Nachtdienstes prävalierten und niemals gänzlich fehlten, bedeuteten keineswegs alles für Scherner. Er war ein leidenschaftlicher Geigenspieler, unvergleichlich weniger Künstler auf der Violine als Sebba auf dem Cello, aber dafür umso enthusiastischer. In der kleinen Lindener Wohnung der Scherners – Lindenau ist ein proletarischer, Connewitz, Gieseke Connewitz, ein aristokratischer Vorstadtzacken am Leipziger Stern – fehlte es bei aller Enge und dürftigen Bescheidenheit nicht an einem Klavier. Wenn er hier mit meiner Frau musizierte, hörte ich gerade so gern zu wie vor der Orgelkrise. Dass hier meine neuen Bedenken und Bitterkeiten schwiegen, hatte mehrfachen Grund. Einmal war mir häusliches Musizieren von jeher leichter eingängig als ein Konzert in seinem offiziellen Wesen. Sodann war ich hier nicht der einzige unfachmännische Zuhörer. Auch Scherners praktisch tüchtige, wenig reflektierende, immer zufriedene, sehr rundliche Frau – auch Muttchen, wie sie durchweg genannt wurde – verstand wenig von Musik und genoss sie doch so unbefangen, wie ich das früher auch getan hatte. Und drittens füllte der Ernst der Musik genauso wenig die Schernerabende aus wie der Ernst der Philosophie. Beide

Scherner waren damals und blieben es an zwanzig Jahre, ehe sie versauerten, überaus lebensfrohe und derbvergnügte Leute. Muttmchen, die Tochter eines Arztes, war ohne alle Prüderie, und Scherner schöpfte aus seiner Apothekepraxis eine sehr intime Menschenkenntnis und manche hanebüchene Geschichte. Eine der harmlosesten darunter, die er bei Tisch gern erzählte, handelte von den Zäpfchen der ungeschickten und hilfeschuchenden dicken Bäuerin. Bei Tisch – das bezeichnet den vierten und hauptsächlichsten Grund meiner Gemütsruhe im Hause Scherner. Es klingt materialistischer, als es ist. Nicht was ich selber dort an guten Sachen essen durfte, stimmte mich so heiter (obwohl es mir wahrhaftig nicht an Hunger fehlte), sondern der Hauptgenuss bestand darin, den Scherner und vor allem ihm beim Essen zuzusehen. Ich habe weiss Gott in diesen Kriegsjahren viele Leute getroffen, denen das Essen die wichtigste Beschäftigung war – aber für Scherner bedeutete es jedesmal eine heilige Handlung, einen Festakt, ein Glück, das man in all seinen Einzelheiten – wie es schmeckte, wie es roch, welchen Nährwert es hatte, welcher Verbesserungen oder Variationen es fähig sei – durchdenken, durchsprechen, geniessen und würdigen musste. Eine unvermutete Finesse oder Bereicherung der Mahlzeit konnte ihn enthusiastisieren wie gute Musik. «Muttmchen, Heringe!» Sein Schrei des Entzückens klingt mir über die Jahrzehnte hinweg im Ohr. Dabei wirkte Scherner niemals gefräßig, es lag zuviel kindliches Behagen, zu viele fromme Andacht in seiner Art zu essen. Auch war er immerfort bedacht darauf, dass alle Tischgenossen gleich andächtig und erfreut mithielten. Wie Scherner bei ihrem knappen Einkommen und in der Not des Hungerkriegs es fertigbrachten, sich selber und oft genug gar nicht ganz wenige Gäste angenehm zu speisen, das blieb uns immer ein halbes Rätsel. Als Apotheker, sagte er, habe man seine Beziehungen und verfüge über Tauschwerte, und manchmal erzählte er von dem «Fischfräulein» und manchmal von dem «Ober gegenüber der Börsenapotheke». Scherner kannten fast noch mehr Leute als Frau Öhlmann, mit

der sie befreundet waren. Von den vielen, die bei ihnen verkehrten, will ich nur die walkürenhafte norwegische Amerikanerin Miss Jacobs nennen, weil sie die Musikabende wesentlich bereicherte – sie bildete sich zur Oratoriensängerin aus – «das wird drüben besonders gut bezahlt» –, und Fritz Thiele, weil er in späteren Jahren eine gewisse Rolle in meinem Leben spielte. Mit Thiele war Scherner beim Militär zusammengewesen. Beide waren nach kurzer Zeit als dienstuntauglich entlassen worden, Scherner seiner schweren Kurzsichtigkeit halber, der ältere Thiele aus nicht ganz so erkennbaren Gründen. Er hatte bestimmt eine freilich ganz entfernte und sorgfältig verschleierte Berufsverwandtschaft mit Gieseke, obwohl er der ungleich Solidere war und sich auf seinen «Jummi» beschränkte. Er war wirklich einer der tüchtigen Angestellten proletarischer Herkunft, der mit der deutschen Grammatik nie ganz vertraut wurde, hatte in die Jummi-fabrik eingeheiratet, er hatte sie jetzt nach dem Tode des Schwiegervaters übernommen und war eben dabei, die Kriegskonjunktur gründlich auszunutzen: In diesem Jahr begann er den Bau seiner üppigen Villa. Scherner mochte den Mann, der sich ihm mit lärmender Herzlichkeit aufdrängte, nicht sonderlich leiden: «Er schenkt uns immer Dinge, die er billig aus seiner Fabrik bekommt», sagte er wegwerfend, «Gummikissen und Gummiflaschen; er ist immer dort herzlich, wo er irgendeinen gesellschaftlichen oder sonstigen Vorteil zu finden glaubt.» Uns beiden gefiel der Mann nicht schlecht, er trieb für seine Person keinen Luxus und war ernsthaft um die Erziehung seiner beiden Jungen bemüht. Das Interesse, das Thiele an Krieg und Politik nahm, ging ganz offenkundig nur so weit, als sein Jummi von ihm berührt wurde, aber so weit war es noch vorhanden, und das bedeutete im Schernerkreis eine vollkommene Ausnahme. Denn Scherner selber war nicht nur wie viele, ja vielleicht die meisten andern, gleichgültig gegen den Krieg, sondern ein derart absolut unpolitischer Mensch, dass in seiner Umgebung überhaupt kein politisches Gespräch aufkommen konnte. Dafür habe ich einen merk-

würdigen Beweis. Durch unsere Vermittlung wurden Scherners mit Harms bekannt, dessen Lebenselement die Politik bildete; erst betrachtete Harms, der Pastorssohn und evangelisch-theologisch Interessierte, Scherners antikatholisch-katholischen Seelenzustand als amüsantes Phänomen, dann gewann er den warmherzigen Menschen gern, und schliesslich entstand zwischen den beiden Familien eine enge Freundschaft. Nun, auch Paul Harms, der sonst nicht den Mund aufzutun konnte, ohne zu politisieren, habe ich in Scherners Gegenwart niemals ein politisches Wort sprechen hören.

Meine Freundschaft mit Paul Harms hat weniger lange gedauert als die mit Scherner. Ich fragte Scherner im Jahre 36: «Hört ihr noch etwas von Harms? Hat er sich zurückgezogen, als die Hitlerei ausbrach?» – «Nein», sagte Scherner harmlos, «er leitet noch immer, die ‚Leipziger Neuesten Nachrichten‘ sind ja jetzt stramm nationalsozialistisch.» Seitdem habe ich mich nicht mehr nach Harms erkundigt, ich weiss nicht, ob er noch lebt, es ist mir auch gleichgültig. Meine Freundschaft mit Paul Harms war vielleicht etwas weniger intim als die mit Scherner – Harms war mindestens ein Dutzend Jahre älter als ich, und uns beiden lag Scherners stürmischer Enthusiasmus nicht –, aber sie griff geistig tiefer, und sie übte einen sehr starken Einfluss auf mich aus: Sie brachte mich das letzte Mal in Versuchung, zum totalen Journalismus überzugehen, sie gab mir das erste und einzige Mal in meinem Leben Gelegenheit, mich ein wenig als politischer oder halbwegs politischer Journalist zu betätigen. Vor allem aber: Das, was sich mir in vielen Gesprächen mit Harms entwickelte, ist wesentlich in meine Bücher und Vorlesungen mit eingegangen.

Zu Harms kam ich wie zu Scherner: via Trude Öhlmann und Café Merkur durch mehrere Zwischenglieder. Als ersten unter den angesehenen Journalisten Leipzigs lernte ich Ludwig Stettenheim kennen, den Sohn des berühmten Wippchen-Stettenheim, denn Holtmann, meinen Kameraden vom Lektorensaal – hier waren nur Unteroffizier Gehrisher und ich dauernd beamtet, der vierte und gelegentliche fünfte Mann wechselten mehrfach –,

Holtmann, den freundlichen und bescheidenen Lokalredakteur der «Leipziger Neuesten Nachrichten», konnte ich unmöglich zu den angesehenen Journalisten rechnen. Er war ein glücklicher Mensch, er sagte mir, er sei «mit Leib und Seele Journalist», es sei der schönste Beruf. Seine eigene Produktion bestand in Lokalnotizen von acht bis zwanzig Zeilen, die Zeile zu fünfzehn Pfennig: «Es ist doch immer eine schwierige und schöne Aufgabe, so etwas anregend zu formulieren.» Tovote trat in unsern Saal: «Holtmann, ich habe eben, als ich vom Mittag kam, Reklamezettel für ein Wohltätigkeitskonzert von einem Flugzeug abwerfen sehen. Hier ist einer – machen Sie doch eine Notiz daraus.» Holtmann bedankte sich strahlend und lief ans Telefon. Nach einer langen Weile kam er zurück: «Zwölf Zeilen hab ich unserm Stenographen diktirt. So etwas regt mich doch immer auf, jetzt muss ich mir gleich die verdiente Zigarre anzünden.» – «Ad vocem Zigarre», sagte ich, «mir fällt eben auch etwas für Sie ein. Den Ausdruck ‚Dörrgemüse‘ für Tabak haben Sie doch auch schon gehört. Und jetzt ist eine Bundesratsbestimmung herausgekommen, wonach als Tabak bezeichnet werden darf, was vierundneunzig Prozent Ersatzstoff und sechs Prozent Tabak enthält. Daraufhin sehe ich mir meinen Tabak schon seit einer ganzen Weile genau an: Kirschenstengel, Weidenkätzchen, Kamillenblüten waren sehr oft dazwischen; heute aber beim Einschütten in meinen Beutel fand ich buchstäblich ein Stückchen Ziegelstein.» Holtmann war selig: «Das gibt bestimmt zwanzig Zeilen und ist ebenso aktuell und wird noch lieber gelesen als die Flugzeugreklame für das Konzert.» Über Holtmann ragte Ludwig Stettenheim so hoch empor wie ein Warenhausbesitzer über einen Strassenhändler. Er war Doktor der Philosophie, er hatte eine Zeitlang das «Leipziger Tageblatt» als Hauptredakteur geleitet, er war jetzt der regelmässige Korrespondent des «Berliner Tageblatts» und mehrerer grosser Provinzzeitungen, hatte eine Sekretärin, ein richtiges Büro, ein gutes und gesichertes Einkommen. Er war eine einflussreiche Persönlichkeit. Er schrieb über alles, was in Leipzig vorfiel oder Be-

ziehung zu Leipzig hatte: über Theater und Konzerte und politische Versammlungen, über die Messe, über den Verlagsbuchhandel, über berühmte Leute aller Arten, die sich eben in Leipzig aufhielten, ob es nun Tovote war oder ein Wissenschaftler oder ein Preisringer. Dennoch bestand eine offenbare geistige und berufliche Verwandtschaft zwischen ihm und Holtmann. Denn auch Stettenheims Produktion beschränkte sich auf blosse Notizen. Sie gingen in der Ausdehnung häufig über zwanzig Zeilen hinaus, aber sie blieben doch inhaltlich blosse Notizen. Holtmanns stolzeste Erinnerung war, wie er eine Nacht auf dem Pleisseturm verbrachte, um über den ersten Zeppelinanflug zu berichten, dafür hatte er zehn Mark Sonderhonorar bekommen. Stettenheim erzählte von einer Einladung in das Verlagshaus Perthes. Man hatte ihm Briefe berühmter Autoren an den Verleger gezeigt und zur Veröffentlichung überlassen. «Und ausserdem gab es ein herrliches Frühstück. So als wenn wir nicht im dritten Kriegsjahr steckten.» Nein, einen grossen Unterschied zwischen Holtmann und Stettenheim vermochte ich nicht zu entdecken, weder in ihrer Arbeitsart noch auch in ihrer Gesinnung. Hübsch war, dass der gar nicht ganz machtlose Distributor gloriae auch im Punkte der gutmütigen Bescheidenheit und heiteren Zufriedenheit dem armseligen Kollegen ähnelte. Den originellen Witz seines Vaters hatte er nicht geerbt, aber er besass ein wenig Humor und war ein angenehmer Gesellschafter; man hörte ihm gern zu, obwohl man Geduld haben musste, denn er stotterte beträchtlich. Stettenheim als der wesentlich Ältere wurde im «Merkur», während er bei uns sass, von Kopke begrüsst, und so lernte ich einen Redakteur vom politischen Stab der «Neuen Nachrichten» kennen. Betrieb Stettenheim den Journalismus als ein biederes Handwerk, so betrieb ihn Kopke allzu chevaleresk. Er hatte in Prag als Nationalökonom promoviert, und die trostlosen innerpolitischen Verhältnisse Österreichs waren sein Spezialgebiet, er schrieb ein für allemal die «österreichischen» Artikel. Er fühlte sich aber vor allem als vielseitiger Künstler, das Artikelschreiben besorgte er im Nebenbei,

am liebsten während des Nachtdienstes. Wir haben ihn manchmal am späten Abend in der Redaktion besucht, er hat uns auch durch die gewaltigen Maschinenräume geführt und die grosse Zeitung im Entstehen gezeigt. Er modellierte, er komponierte, er hatte ein philosophisch-symbolistisches Libretto gedichtet, er begeisterte sich anfallweise für Physik und höhere Mathematik – von ihm hörte ich zuerst den Namen Einstein –, es war zuviel, und es schien mir alles dilettantisch. Vielleicht wäre die Vielseitigkeit der Interessen in späteren, beruhigteren Jahren seinem Beruf zugutegekommen; aber er ist frühzeitig dem schweren Nierenleiden erlegen, das ihn damals vom Militärdienst freihielt und seinem jungen Gesicht eine unveränderliche kalkweisse Farbe gab. Menschlich gefiel mir an Kopke die unbekümmerte Aufrichtigkeit, mit der er seinen Regungen folgte (obgleich er auch gern den müden *décadent* spielte und über Scherners stürmische Naivität gerührt lachte). Einmal habe ich ihm bestimmt seine Stellung bei den «Neuesten» gerettet: Eben hatte er uns im «Merkur», gewollt spöttisch, aber doch sehr erregt, sein Erlebnis erzählt. Er hatte im Auftrag seiner alldeutschen Zeitung eine Versammlung der Alldeutschen Vaterlandspartei zu informatorischen Zwecken besucht. Alldeutsch nannten sich damals alle Rechtsstehenden, die keinen Frieden ohne weitreichende Annexionen im Osten und Westen wollten. Ein Redner hatte sich über England entrüstet, das den armen Kriegsgefangenen nur tausendfünfhundert Kalorien täglich zukommen lasse, wo doch der normale Mensch zweitausendfünfhundert nötig habe. Kopke war dazwischengefahren, mehr als tausendfünfhundert, und allerhöchstens tausendfünfhundert Kalorien, erhalte die gesamte deutsche Zivilbevölkerung schon längst nicht, und hierüber hatte es einen kleinen Tumult und insbesondere einen Zusammenstoss mit seinem dicken Nachbarn gegeben, der auch einige der Begleiterin Köpkes zugeflüsterte kritische Bemerkungen aufgefangen und als unpatriotisch beanstandet habe. «Der blutrünstige Philister hat mich noch vorhin am Ausgang belästigt, ich hab ihm Ohrfeigen angeboten.» In-

dem trat eine Dame ins Café und machte Kopke ein Zeichen; er eilte hinaus und kam gleich darauf in höchster Erregung zurückgestürzt: «Herr Doktor, legitimieren Sie mich, treten Sie für mich ein, dieser schäbige Denunziant ist mir nachgegangen, ich soll verhaftet werden ...» Ich fand draussen einen jungen Schutzmann, der in einiger Verlegenheit Notizbuch und Bleistift unschlüssig in der Hand hielt, und den «blutrünstigen Philister», einen biederen Dicken, der sich offenbar schon vor seiner Courage und den etwaigen Prozessfolgen ängstigte. Ich trug die Uniform mit dem bayrischen Ordensbändchen, das in Leipzig immer einen gewissen Eindruck machte, ich sagte zum Schutzmann: «Kamerad, erlaub mir ein paar Worte», und hielt an der Laterne des Promenadenwegs eine schöne Beschwichtigungsrede. Ich sei Zensor und hätte im Ausland täglich für den Burgfrieden zu wirken, ich möchte das auch hier tun, denn der innere Friede sei doch das wichtigste; erregt seien wir alle, anderer Meinung seien wir alle, aber auch Patrioten seien wir alle, das verstehe sich von selber wie das Atemholen ... So redete ich noch eine Weile fort, und dann endete alles mit Lächeln und Händeschütteln, und das Notizbuch des Schutzmanns blieb unbenutzt, und der Verlag der «Leipziger Neuesten Nachrichten» erfuhr nie, wie parteiwidrig und unchauvinistisch sich sein Redakteur verhalten hatte. Bescheiden und anschmiegsam wie Stettenheim war Kopke durchaus nicht. Er hielt wenig von seinen Redaktionskollegen und am wenigsten von dem Chefredakteur Grautoff, den er als den gesinnungslosen Geschäftsführer eines gesinnungslosen Verlegers bezeichnete. Das Blatt wich immer mehr von seinem ursprünglichen Nationalliberalismus ab, wurde immer annexionistischer, diente immer entschiedener industriellen Sonderinteressen. Einen einzigen Mann schätzte Kopke unter den Kollegen, verehrte ihn als den eigentlichen und einzigen Kopf der Zeitung und liebte ihn wie einen Lehrer und väterlichen Ratgeber; das war Paul Harms, von dem ich in den Jahren vor dem Krieg, ja bestimmt noch 1915 an der Front, gediegene Abhandlungen im «Berliner Tageblatt» gelesen hatte und der jetzt als P.H. oft drei- und viermal wöchent-

lich die Leitartikel der «Leipziger Neuesten Nachrichten» schrieb.

Durch Köpkes Vermittlung kamen wir beide an den Stammtisch der «Neuesten Nachrichten» im «Thüringer Hof». Es war keine eng geschlossene und keine ausschliessliche Männervereinigung. Auch die Damen der Redakteure, auch Gäste wie Tovote fanden sich ein. Das erste Mal bestätigte sich mir Köpkes Urteil über Grautoff und ein paar andere seiner Kollegen, das zweite Mal lernte ich Harms kennen und achtete nicht mehr auf die andern. Meine Frau sagt, es sei eigenartig und eigentlich unartig gewesen, wie wir uns gleich in eine Sonderunterhaltung verbissen hätten; wir sassen etwa in der Mitte des langen Tisches einander gegenüber und bildeten mit vorgebeugten Köpfen eine Barriere, die den Fluss des gemeinsamen Plauderns wie eine Schleuse unterbrach. Danach habe ich hundert Gespräche mit Harms geführt. Mir fällt Charitius' strafende Randnotiz in meinem Primanerheft bei den hundert Beispielen ein – aber im Falle Harms ist hundert bestimmt keine übertreibende Zahl. Denn wir sahen uns monatelang mit steigender Häufigkeit, erst nur am Stammtisch, im «Merkur», in der Redaktion, bald auch bei Scherners, bei Harmsens in der Grassistrasse – er war noch nicht lange in zweiter Ehe verheiratet mit einer etwas derbknochigen, in Sprache und Wesen sehr berlinischen Handwerkerstochter, und sein einjähriges Mädchen interessierte ihn fast ebenso sehr wie sein Beruf –, zuletzt bisweilen bei uns selber, in unserem vierten und letzten Leipziger Quartier, wo wir richtige, stark besuchte Teeabende gaben. Und endlich will ich das nächtliche Sich-nach-Hause-Begleiten zwischen Reichel- und Grassistrasse am Gewandhaus vorbei nicht vergessen. Harms war damals ein Fünfziger. Die visuelle Erinnerung ist beherrscht von seiner unbegrenzten schimmernden Glatze, auf der ein spitzer Zeigefinger nachdenklich krabbelte. Es ist eine Witzblattbewegung, aber sie ist ernst gemeint und unwillkürlich, und sie wirkt auch nicht komisch. Unter dem Krabbeln wurden die schmalen hellen Augen noch schmaler, nach einer

Weile öffnet sich der Mund über dem ergrauenden Spitzbärtchen, und die Worte fliessen bedächtig, manchmal nicht ohne Humor, immer lehrhaft, nie eilig oder erregt. Er hatte starke Anlage zum Dozieren und war auch ein guter Lehrer. Man hatte der Universität seit Kurzem ein «Institut für Zeitungskunde» angegliedert; es war von dem Verleger der «Leipziger Neuesten Nachrichten» reich dotiert worden und stand unter Leitung des Nationalökonomten Bücher. Hier hielt Harms als «Hilfsdozent ohne Universitätsrang» wöchentlich Übungen ab. Einmal hörte ich ihn über die Emser Depesche als «das Ideal einer Zeitungsnachricht». Ein zweites Mal über den Wechsel des Lebenstempos zwischen 1870 und 1918, ein drittes Mal rein technisch über den Fortschritt des Zeitungsdrucks in eben dieser Zeitspanne. Er war immer gleich sachlich und klar, gedankenreich, ohne geistvoll zu sein. Ganz so, wie er dozierte, eindringlich sachlich, ohne alles Glitzern, fasste er seine Leitartikel. Künstlerischen Schmuck, dichterische Qualitäten besaßen sie gar nicht. Er gab mir einen Parlamentarierroman zu lesen, «Unter den Auserwählten», den er 1913 anonym im «Berliner Tageblatt» veröffentlicht hatte, es war eine ungewein schwache Arbeit, in der eigentlichen Romanhandlung Kopie des vielfältig Dagewesenen und Abgedroschenen, in allem Politischen und Zeitgeschichtlichen, in dem er sein wahrhaft Eigenes und das ihm Wesentliche niederzulegen suchte, merkwürdig steif und farblos. Was mich an Harms fesselte, war ein Doppeltes. Einmal seine Kenntnis der neueren deutschen Geschichte seit der Reichsgründung. Darüber hielt er mir manchmal geradezu Privatissima, für die ich ungewein dankbar war. Aber solche stoffliche Belehrung hätte ich schliesslich auch aus einem guten Buch ziehen können. Viel wertvoller waren mir seine persönlichen Überzeugungen. Gleich im Anfang unserer Bekanntschaft erzählte er mir, wie er während des Krieges und durch den Krieg dem «Berliner Tageblatt» entfremdet worden sei. Das «Tageblatt», das war Theodor Wolff, und Wolff, ganz von französischen Ideen durchtränkt, ganz Pazifist im Sinn der Aufklärung,

volkswirtschaftlich ohne Interesse und ohne Bildung, habe sich leidenschaftlich gegen das Kriegsempfinden der andern gestemmt, habe jede schroffe Kriegsmassnahme verworfen, von kommender Abrüstung geträumt, nach einzelnen Kriegsschuldigen gesucht. Er, Harms, dagegen betrachtete den Krieg als Schicksal, als wirtschaftliche Notwendigkeit, als einen Zusammenstoss von Kräften, in dem die Begriffe Schuld und Unschuld keinen Sinn hätten und in dem es eine Selbstverständlichkeit sei, dass jeder der Beteiligten sich zu behaupten suchte. Ungemein wohl tat mir dieser phrasenlose nüchtern-bescheidene Patriotismus. Ich hatte hin- und hergeschwankt zwischen Kriegsbegeisterung und äusserstem Pazifismus, ich hatte Deutschland recht und unrecht gegeben, ich hatte die weltbürgerliche Humanität des achtzehnten Jahrhunderts verehrt und mich chauvinistischer Regungen nicht erwehren können. Nun war ich von diesen Schwankungen erlöst. Die Kraft Deutschlands musste sich behaupten, nur ein Naturprozess, über den es nichts zu moralisieren gab, und ich selber hatte gar keine Wahl, für oder wider sie zu optieren, ich gehörte zu ihr, ich lebte in ihr und durch sie, ich war eines ihrer Atome. Doch noch bedeutsamer als diese Regulierung des Gewissens war mir ein anderes am Umgang mit Harms. Die Kraft Deutschland, die Kraft Frankreich, die Kraft Italien ... Was ihn sich für mich hatte erwärmen lassen, das waren meine Berichte aus Italien und Frankreich gewesen. Darin hatte ich die Dinge so dargestellt, wie ich sie damals erlebte, immer also unter Betonung der jeweiligen nationalen Sonderart, immer im Vergleich mit dem deutschen Anderssein. Ich war mit meinem ursprünglichen «Bei uns unmöglich» weniger rasch bei der Hand gewesen als damals, ich hatte bei den Gegnern viel früher erkannt, was der übliche Chauvinismus leugnete, ich hatte mich heftig gegen Wundt ausgesprochen, dessen «Philosophie der Gegner» mich in Aubers empört hatte, aber ich hatte doch durchaus die Sonderarten der einzelnen Nationen als reale Gewissheiten betrachtet, und darin wurde ich durch Harms' Beifall und seine eigenen Ausführungen

zur deutschen Politik bestärkt. Wie lange war es her, seit mir an der Front die Begriffe Volk und Nation ins Wanken geraten und zu Fiktionen, wenn nicht gar zu Lügen geworden waren? Unter den wenigen Opern, die wie in Leipzig gehört hatten, befanden sich auch die d'Albertschen «Toten Augen». Hanns Heinz Ewers' Libretto lässt eine Blinde sehend werden; sie hat die schöne Seele ihres Gatten geliebt, sie fühlt sich nun von seinem entstellten Äusseren zurückgestossen, sie starrt in die Sonne, bis sie das Augenlicht wieder verliert und zu ihrer alten Liebe zurückfindet. Habe ich mich in Leipzig derart gegen die eigene Erkenntnis verblendet? Ich will die Frage jetzt noch nicht beantworten, weil sie uns in Leipzig noch gar nicht aufleuchtete. Sie trat mir erst entgegen, als die Kritiken an meinen Schriften kamen, als mir Lerch den «Dauerfranzosen» vorwarf. In Leipzig bin ich mir der inneren Umkehr gar nicht recht bewusst geworden, weil sie mir gar zu natürlich war, weil sie zu meiner Art des Sehens passte, von der ich nur abgedrängt worden war. Ich brauche Harms' Einfluss auf mich nicht zu übertreiben; er hat nichts Neues in mich hineingelegt, und ich wäre auch ohne ihn zu meiner ursprünglichen Art des Sehens zurückgekehrt. Aber wahrscheinlich hätte ohne den Umgang mit ihm diese Umkehr sich langsamer und zögernder vollzogen, und es ist mir zweifelhaft, ob ich ohne Harms die Räterepublik im Jahre 19 so selbstverständlich belächelt und 1920 so selbstverständlich das Programm meiner Literaturgeschichte in meiner Dresdener Antrittsvorlesung aufgestellt hätte.

Der Verkehr mit Kopke und Harms begann erst im März 18. Bis dahin waren Krieg und Politik zwar immer für mich vorhanden, aber doch übertäubt von dem andern Erleben. Die Stunden, in denen ich von ihnen ganz erfüllt wurde bis zur Unfähigkeit, anderes zu fühlen oder zu denken, waren nur selten. Dreimal überfiel mich wie ein Glück die Zuversicht auf nahen und völlig siegreichen Frieden, alle dreimal währte der Glückszustand nur ganz kurze Zeit, er wurde von der Gleichgültigkeit meiner Umgebung erstickt, noch ehe ihn die Ereignisse selber widerlegten.

So ging es mir im Anfang der deutschen Offensive gegen Italien im Oktober 17. «Das sind Märchenerfolge», schrieb ich, «das muss entscheidender wirken als der Sieg über Rumänien, das muss den ganzen Krieg zu Ende bringen, und so wird es Deutschland doch geschafft haben. Ich bin wie beschwingt von dieser Hoffnung. Ich studiere immerfort die Karte, ich möchte immerfort von diesen Kämpfen sprechen – aber ich finde wenig Anklang. Der Friseur sagt, man gehe irgendwo vorwärts, irgendwo rückwärts, das gleiche sich aus, meine Wirtin, bessere Kleinbürgerin, fragt, ob Oesel (wovon neulich die Rede war) in Italien liege, Unteroffizier Mohr, der gebildete Buchhändler, ist volle zwei Tage nach dem Fall von Görz überrascht, dass Görz den Österreichern wieder gehört, hat also in der Zeitung drüber fortgelesen, Tovote und Saudek sprechen im ‚Merkur‘ nur über Martrestigers Inszenierung der ‚Winterballade‘.» Ein paar Tage später dachte ich nicht anders über die italienische Angelegenheit als der Friseur. Noch ungleich heftiger als die italienische Affäre packte mich der Heeresbericht vom 3. Dezember, der die Waffenruhe an der Ostfront meldete. «Es hat für mich etwas Berauschendes. Es ist ein so ungeheurer Gedanke: Dies soll nun doch zu Ende gehen, das Endlose! Und wir sollen wirkliche Sieger sein, nicht nur Remismacher.» Diesmal wurde sogar im Lektorensaal darüber gesprochen. Ob das Buchprüfungsamt aufgelöst würde, wenn nun uns Frieden mit Russland käme? Aber da war wenig zu befürchten. Vor dem allgemeinen Frieden, der allgemeinen und endgültigen Neuordnung, würde man gewiss die ganze Verwaltung der eroberten Provinzen im Osten bestehen lassen. Und auch bis zum Separatfrieden mit Russland sei es noch weithin. Es war noch weithin. Trotzki war eine harte Nuss. (Die «Leipziger Neuesten Nachrichten» schrieben regelmässig «Herr Trotzki-Braunstein», auch «Trotzki-Braunstein, der Talmudist», sie liebten antisemitische Nuancen. Schon galt ihnen Russland nicht mehr als der eigentliche Feind, auch nicht der Bolschewismus, sondern das «internationale Judentum», das «spitzfindige», das «verneinende Ju-

dentum». Ich fragte später einmal Harms, wie er sich dazu verhielt. Er zuckte die Achseln: geschmacklos natürlich, grobes Stimmungsmittel, aber nicht sonderlich wichtig, er selber müsse auf das Ganze der von seinem Blatt vertretenen Politik sehen.) Endlich, als es schon gar nicht mehr danach aussah, war es doch soweit. Telegramm vom 3. März: «Heute um fünf Uhr wurde der Friede in Brest-Litowsk unterzeichnet.» Wir erlebten das höchst bildhaft. Das Extrablatt traf am Abend des mildesten Frühlingstages auf ein ungeheures Messgewühl. Menschenströme in den Strassen, den Messpalästen, in den Restaurants, den Kaffeehäusern, fünfundsiebzigtausend Fremde sollten anwesend sein. Wir wussten diesmal, dass zum grossen Teil gerade die Kriegsnot diesen Andrang hervorgebracht hatte, der «Warenhunger» (ein neues Wort) und die angstvolle Hast, nur ja etwas von den geringen Vorräten an den ersten Messetagen zu erhaschen; dennoch überwältigte uns wieder die unerhörte Lebenskraft dieses Treibens. Mitten im allgemeinen Gewoge hatte sich ein besonderer Knäuel um den beim Siegesdenkmal postierten englischen Tank gebildet. An ihn gelehnt, verkaufte ein Mann das Extrablatt; Stück um Stück ging sehr rasch ab, und jedes wurde mit den ruhigen und monoton gesprochenen Worten überreicht: «Rahmen Sie sich das ein – rahmen Sie sich das ein.» Die Käufer schienen mir interessiert, auch angenehm überrascht – aber von Hingerissenheit merkte ich nichts; in den Messpalästen hatte ich leidenschaftlichere Gesichter gesehen. Und mein eigenes Glücksempfinden dauerte diesmal noch geringere Zeit als bei der Nachricht von der blossen Waffenruhe, ja, war eigentlich sofort gedämpfter: Nun wusste ich ja schon, dass ein endgültiger Friede ohne neuen entscheidenden Kampf im Westen nicht zu erreichen war. Immerhin: Brest-Litowsk war ein Glückstag für mich, und den Hauptinhalt dieses Tages bildete nicht die Messe oder die «Astrée» oder ein Orgelbericht meiner Frau, sondern eben Brest-Litowsk.

Und ebenso gab es einige Tage, an denen Krieg und Politik mich furchtbar deprimierten. Der erste und vielleicht schlimmste, jedenfalls am längsten nachwirkende dieser Tage fiel gleich in

den Anfang des Winters. Wir besuchten die zu irgendwelch wohl-
tätigem Zweck veranstaltete Kriegsbeschädigten-Ausstellung im
Kristallpalast. Man hätte nichts Taktloseres ersinnen können,
nichts Defätistischeres – das Wort drang eben damals bei uns ein
–, als diese an sich bewundernswerte Ausstellung, die, wenn ich
nicht irre, durch alle deutschen Grossstädte wanderte. Sie stellte
zusammen und demonstrierte, was alles für die Kriegsbeschädigten
getan wurde oder noch geschehen sollte: vom Lazarett bis
zum Eigenheim. Ein sehr grosser Teil also war medizinischer Na-
tur. Man sah an grossen Modellen Orthopädisches: Streckung,
Lagerung, Verband – das war alles säuberlich und tröstlich. Aber
man sah auch in farbigen Wachsstücken frische und vernarbte
Wunden nachgebildet, sah Trepanationen, sah den Zustand vor
und nach der Resektion, der Transplantation, der Plastik. Für den
Arzt war fraglos alles kunstvoll und erbaulich, für den Laien sehr
viele grausig. Besonders die Kieferverletzungen boten oft gräss-
liche Anblicke. Die schlimmsten Köpfe, kieferlos, mit rohem ro-
tem Fleisch, zerhackt, zerstückelt, zerquollen, lagen, halb von Tü-
chern verdeckt, unter Vitrinen mit der Anschrift «Nur für Ärzte».
Aber zur Hälfte lagen die furchtbaren Modelle eben auch dem be-
sichtigenden Laien offen, und die Verhüllung liess ihn nur noch
Schauerhafteres ahnen. Doch als viel taktloser empfand ich es,
dass man Kriegsblinde in Person ausstellte, das heisst, sie bei ih-
ren Arbeiten, als Flechten, Maschineschreiben, Kartonkleben,
zeigte. Im Eingang dieses Raums hing eine Tafel: «Die Blinden
bitten, sie nicht durch Ausdrücke des Mitleids zu belästigen.» Es
war wie die Tafel an manchen Käfigen der zoologischen Gärten:
«Man bittet, die Tiere nicht zu füttern.» Tagelang verfolgte mich
diese Ausstellung, und als in den letzten Januar- und ersten Feb-
ruartagen die Nachrichten von Streikunruhen in Wien und Berlin
kamen, da sah ich wieder die verstümmelten Kiefer vor mir und
die Blinden an den Schreibmaschinen. «Es läuft auf Abfall von
Deutschland hinaus, es ist der Sieg der russischen Revolution»,

notierte ich zu den Telegrammen aus Österreich. «Wenn nun Deutschland nach all diesen Dingen zusammenbricht, wofür sind all diese Verstümmelungen erlitten worden?» Und gleich darauf: «Jetzt sind auch in Berlin Unruhen, Tramwagen sind umgestürzt, Schüsse mit der Polizei gewechselt worden – der Krieg kann doch nicht in einer Katastrophe enden!» Aber am nächsten Abend berichtete Tovote, der eben in Berlin gewesen war, im «Merkur» mit ruhiger Zuversicht. Er hatte gesehen, wie eine Kompanie Alexandergrenadiere, Musik voran, zum Schloss marschiert sei. Die Leute hätten darauf gebrannt, gegen die Arbeiter vorzugehen. «Ihr bekommt acht Mark und streikt, und wir dienen für dreiunddreissig Pfennig», hätten sie ihnen zugerufen. Und weil man unter den Arbeitern genau gewusst habe, dass die Truppe ihre Pflicht tun und gern tun werde, sei die Ruhe schnell wieder eingetreten. «Nein», meinte Tovote, «etwas so Dummes wie Revolution, in diesem Augenblick, haben wir nicht zu fürchten. Reformen sind notwendig, Friede ist notwendig, aber erst müssen wir draussen zu passablem Ende kommen.» Am meisten, und das war der ganze Tovote, am meisten freute ihn offenbar am Verlauf der Sache der Zuruf der Soldaten. Nichts Pathetisches, hübsch sachliche Feststellung, gut ruppig-berlinisch! Sofort war auch ich wieder zuversichtlich gestimmt. Es würde keine Katastrophe geben, weder ausen noch innen. So sicher war ich dessen, dass mich eine dritte Nachricht über die verbreiteten Streikunruhen politisch nur noch schwach berührte. In privater Hinsicht freilich erschütterte sie mich. In den «Leipziger Neuesten Nachrichten» stand eine Notiz aus München: Die verhafteten Rädelsführer des dortigen Streiks seien Kurt Eisner, ein früherer Redakteur des «Vorwärts», und «die Russin Sonja Rabinowitsch, verehelichte Dr. Lerch». Ihr Mann, Privatdozent der Universität, habe öffentlich erklärt, «seit Wochen schon mit ihr in Scheidung zu liegen». Sie tat mir unendlich leid. Ich konnte mir ungefähr vorstellen, wie sie aus ihrem leidenschaftlichen Pazifismus in diese Verirrung gegliitten sein mochte. Aber dass es eine vollkommene und doppelte Verirrung

war, stand mir ausser allem Zweifel. Frieden und innere Freiheit – ja. Aber den Frieden durch Revolution in diesem Augenblick erzwingen und das herbeiführen, was die Russen innere Freiheit nannten – nein, ganz gewiss nicht! Und weiter, wenn Sonja Lerch hierin nun einmal das Heil sah, wie konnte sie glauben, dass etwas Derartiges in Deutschland durchzusetzen sei? Absolut unsinnig war ihr Unternehmen, es hatte nichts Verlockendes und nichts Erschreckendes für mich. Nur eben: Sie selber tat mir über alle Massen leid, und ganz besonders wegen des unbegreiflichen Verhaltens ihres Mannes. Die beiden hatten doch in ihrem Pazifismus und Internationalismus zusammengestimmt. Warum sagte er sich öffentlich von ihr los, warum schwieg er nicht wenigstens, wenn sie nun gefangen sass? Er war doch kein gewissenloser Streber, und es war doch eine Liebesehe gewesen. Ich konnte mich unmöglich mit einer Frage an ihn, ich mochte mich auch nicht schriftlich an Vossler oder Muncker wenden. Seit ich durch meinen Verkehr mit Becker dem Universitätsleben wieder nähergerückt war, erwog ich eine Reise nach München. Osterurlaub würde ich sicher erhalten, wenn nicht ohne Weiteres, dann «zur Flüssigmachung von Geldern für die Kriegsanleihe». Das war ein jetzt gang und gäber Weg der Urlaubsbeschaffung. Georg, der regelmässig grosse Summen bei jeder Anleihe zeichnete, hatte mir schon wiederholt hohe Beträge angeboten, die ich am beliebigen Orte «flüssig machen» könnte.

Ostern also wollte ich Genaueres in Erfahrung bringen. Noch einmal: Nicht etwa Eisners Umsturzversuch erschütterte mich an dem bayrischen Streik, sondern einzig das private Unheil der beiden Lerchs. Wie ruhig ich dem Kriegsausgang immer noch gegenüberstand, dafür finde ich kurz hintereinander zwei erstaunliche Belege in meinem Tagebuch. Am 10. März besuchten wir die durch Deutschland rollende Kurlandausstellung, zusammen mit Kopke und dem Deutschrussen Arthur Luther, der einen ausgezeichneten Interpreten machte. Eigentlich fand ich das Besichtigen ziemlich langweilig. All diese kunstgewerblichen, kirchlichen, landwirtschaftlichen Dinge, diese Fischerhütten und Bau-

ertrachten, diese Landschaftsgemälde und Photographien brauchten nicht unbedingt aus Kurland zu stammen, konnten aus irgendeinem deutschen Bezirk herrühren, ein schönes altes Kriegssegelschiff hätte den Hamburgern gehören können. Eigentlich hatte der alte Landser recht, der alles stumpfsinnig besah und nur vor einem riesigen Elchkopf ergriffen aufschrie: «Mensch, die Schnauze!» Wirklich, der Elchkopf war der einzige spezifisch kurländische Gegenstand. «Es ist mir alles zu gemeingermanisch, als dass es Sonderinteresse erwecken könnte», sagte ich zu Luther. «Genau darauf kommt es an», antwortete Luther, «die Ausstellung soll ja die Zusammengehörigkeit Kurlands mit Deutschland beweisen.» – «Wir haben heute Nacht Telegramm bekommen», sagte Kopke, «es muss aber noch geheim bleiben, dass dem Kaiser die Herzogskrone von Kurland durch die dortige Ritterschaft angeboten worden ist.» Da freuten wir uns alle vier. Anderntags wusste natürlich auch Tovote um das Telegramm und wusste zugleich (aus sicherster Quelle, wie er betonte), dass wir das ganze Stück Litauen-Polen, das die Brücke von Preussen zu Kurland bilde, also Kowno, Grodno, Suwalki, zu Preussen schlagen würden. Wieder zweifelte ich nicht, dass es so kommen würde, und war durchaus damit einverstanden. Nun mochte hierbei mitwirken, dass ich ja als Ober-Ost-Zensor seit anderthalb Jahren in meinen Gedanken auf diese Annexionen fixiert war. Aber am Abend dieses selben n. März hörte ich einen halb geheimen Vortrag über Elsass-Lothringen. Veranstalterin war die Deutsche Gesellschaft, die seit 1697 bestand und einmal von Gottsched geleitet worden war, Sprecher ein kahles weissbärtiges Männchen, das anderthalb Stunden lang, ohne aufzusehen, eine Unmenge klar geordnetes statistisches Material aus dem Manuskript ablas, Geheimrat Wolfram, der Direktor der Universitätsbibliothek Strassburg. Er betonte, dass es sich um einen informativen Vortrag vor einem geschlossenen und gesiebten Publikum handle, nichts dürfe unmittelbar in der Presse wiedergegeben werden. Er zeigte mit einer erdrückenden Genauigkeit, wie stark

das Elsass zu Frankreich hinneige, wie wenig Sympathie sich die deutsche Regierung errungen, wie ungeheuer die französische Propaganda der Barrés, Wetterlé und so weiter gewirkt habe. (Merkwürdigerweise nannte er die Elsässer in ihrem starken Demokratismus deutschfeindlicher als die konservativen Lothringer.) Er sagte, es habe bei Kriegsausbruch scheinbar viele elsässische Freiwillige gegeben. Aber nur scheinbar, denn es handelte sich fast durchweg um innerdeutsche Freiwillige, die bei ihren heimischen Regimentern nicht mehr ankamen. Dann, nach der Marneschlacht, habe das Überlaufen in grossem Masse begonnen, auf einen innerdeutschen Überläufer seien achtzig elsässische gekommen. Auch das Verschieben nach dem Osten habe nichts geholfen: Die Leute ergeben sich den Russen, um den Franzosen zugeführt zu werden. Aus dieser vom deutschen Standpunkt aus trostlosen Darstellung ging klar hervor, dass die Franzosen gar nicht unrecht hatten, wenn sie sich eine Erlöserrolle zuschrieben. Aber natürlich dachte der Redner nicht daran, den Franzosen beizupflichten und in die Forderung der Desannexion zu willigen. Seine Schlussfolgerung lautete: Die Statthalterschaft habe versagt, ein autonomes Elsass-Lothringen aber, für das sich der deutsche Liberalismus einsetze, würde eine Bastion des Franzosentums bleiben. Die einzige deutsche Lösung des Problems bestehe darin, die Reichslande ganz durch deutsche Bundesstaaten resorbieren zu lassen, am besten durch Preussen allein, doch dürfte das am Widerspruch Bayerns scheitern. In diesem Falle also durch Preussen und Bayern. Sollten auch die kleineren süddeutschen Staaten zur Eifersucht neigen, so könnten in Gottes Namen auch sie kleine Stücke des Landes erhalten. An dieser Forderung fand ich nichts, was mich irgendwie entrüstet oder auch nur befremdet hätte. Die Reichslande waren doch deutsches Land, man hatte sie nur ungeschickt, vielleicht tyrannisch behandelt, warum sollte man den Fehler nicht gutmachen, indem man sie künftig als gleichberechtigte Provinzen der angrenzenden Bundesstaaten erklärte? Und dass Deutschland etwa zur Abtretung der Reichslande

de an Frankreich gezwungen werden könnte, war doch ganz unmöglich. (Übrigens fand auch Kopke an Wolframs Forderung nichts auszusetzen. Und Kopke war doch politischer Journalist von Beruf und präziserte seine eigene Parteistellung als «links-nationalliberal» und schalt häufig erbittert auf die «Leipziger Neuesten Nachrichten», die immer weiter nach rechts rückte, die sich «für Inserate» an die Vaterlandspartei verkaufe.)

In Quinta oder Quarta habe ich eine Fabel auswendig gelernt, der ich seitdem nie mehr begegnet bin. Ich weiss nur noch die ersten beiden Zeilen: «Es ging ein Mann im Syrerland, / Führt' ein Kamel am Halfterband.» Aber ich sehe doch bildhaft die schaurige Lage vor mir, in die Mann und Tier, zwischen einen Abgrund und eine Steilwand geklemmt, geraten. Sie gewöhnen sich an die haarsträubende Gefahr, sie bemerken sie gar nicht mehr, sie leben behaglich weiter, sie sind das Sinnbild alles natürlichen Lebens. Ein paarmal im Laufe dieses Winters 17 zu 18, eben an jenen seltenen Tagen politischer Erregtheit, ist mir der Mann aus Syrerland eingefallen, aber die meiste Zeit habe ich nicht an ihn gedacht, sondern bin ganz wie er gewesen. Ganz? Alle Vergleiche hinken, und behaglich vegetativ habe ich nicht gelebt. Dazu war zu viel Angst in mir, ich würde nicht mehr produktiv werden können, ich würde nie ein eigenes Katheder gewinnen, ich würde geistig hinter meiner Frau Zurückbleiben. Aber von den privaten Befürchtungen, von dem privaten Bemühen, von den privaten Erlebnissen und Freuden, von der «Astrée» und der Orgel und dem Theater und dem Café Merkur war ich doch vollkommen ausgefüllt. Dass Krieg war, drang mir im Allgemeinen nur noch durch das ständige Nichtsattwerden ins Bewusstsein. Auch das war, verglichen mit dem Zustand des vorigen Winters, bloss ein gedämpftes, ein beinahe interessantes Leiden: Im vorigen Winter hatte ich gehungert, jetzt wurde ich nur mühselig und approximativ satt, und mit dem mangelnden Sattsein verband sich sogar ein heimliches Trostgefühl: Vielleicht, sagte ich mir, würde ich doch noch einmal etwas leisten können,

wenn ich nur erst aus dem Zustand der Unterernährtheit heraus wäre. Aber nie kam mir in den Sinn, dass mich der Krieg noch einmal packen und in ein Massengrab schleudern könnte – ich war ja kaum noch Soldat und bewegte mich halbe Tage in Zivil; und nur in ganz vereinzelt Augenblicken fühlte ich das Schwanken des deutschen Bodens unter meinen Füßen, hielt ich eine Katastrophe für möglich. All den Streikunruhen des Februar hielt als unmittelbarer Eindruck eine sozialdemokratische Versammlung die Waage, der ich im Oktober beigewohnt hatte. Damals hatte der Genosse Landsberg in der ruhigsten Weise den Verständigungsfrieden gefordert und dabei auch bürgerliche Unterstützung gefunden, trotzdem mitten in die Versammlung die Nachricht von dem grossen Sieg an der Isonzofront gefallen war. Und damals war der Genosse Landsberg mit der Opposition der Arbeiterlinken sehr rasch fertig geworden, obwohl doch die Unabhängigen gerade in Leipzig stark waren und in der «Volkszeitung» ein bedeutendes Blatt besaßen. Gewiss, seitdem hatten sich die Unabhängigen vermehrt, aber man sah es doch an Berlin, man sah es an München, dass sie immer noch in ohnmächtiger Minderheit waren. Und sie würden es auch bleiben. Wirklich, ich war der Mann aus Syrerland.

Erst im März wurde mein politisches Interesse wieder stärker: das brachte der Umgang mit Harms und Kopke mit sich. Auch war jetzt überall die Rede von der vielleicht nahe bevorstehenden, wahrhaft endgültigen Entscheidung durch eine Westoffensive, an der jetzt die Truppen der unnötig gewordenen Ostfront teilnehmen konnten. Vox populi, der Friseur, meinte freilich, es komme keine deutsche Offensive, man sei zu geschwächt dazu, und sie würde zu Aufständen führen. Dagegen hatte Tovote erfahren, dass Lazarette nach Möglichkeit geräumt wurden, und dies sei ein sicheres Anzeichen bevorstehender Offensive. Ein Dr. Hoppe wiederum, Nationalökonom und Landwirt, der sich Erkundungsunteroffizier des Kreishauptmanns Leipzig nannte (er prüfte die Bestellung der Äcker), Dr. Hoppe urteilte nicht anders als der Fri-

seur, während Kopke Tovotes Meinung war und Harms ohne alles Prophezeien nachdenklich die Glatze mit dem steilen Zeigefinger krabbelte. Am späten Abend des 21., wir hatten eben das Licht ausgeschaltet, klopfte mehrmals etwas gegen unsere Scheiben. Ich lief im Nachthemd ans Fenster, unten stand Kopke, der mit Kies geworfen hatte. Die Offensive, rief er hinauf, habe in der Frühe begonnen, die Erfolge seien sehr gute, «diesmal wird's sicher!» In den nächsten Tagen spürte ich um mich und in mir ein wenig von der Stimmung der Augusttage im Januar 14. Wieder standen die Menschen in Knäueln vor den Telegrammen, ja, im «Merkur» las der Wirt den Heeresbericht mit lauter Stimme vor, und dann erhob sich eine allgemeine Diskussion über die augenblickliche militärische Lage, und jedes Dorf, jedes Gehöft, jedes Stückchen Fluss- oder Kanallauf war allen Debattierenden gegenwärtig. Aber so recht die Stimmung von 1914 war es eben doch nicht, die häufigste Frage hiess: Wird es auch klappen, wird es auch klappen? Dann kam, trotzdem Fortschritte gemeldet wurden, etwas Gedämpftes, ein Stocken, ein leises Verschleiern in die Heeresberichte. Jedesmal fehlte das Wort «Durchbruch», auf das jeder am sehnlichsten wartete. «Es klappt nicht», sagte Vox populi, der Friseur. «Vielleicht war es nur ein Manöver zugunsten der Krieganleihe», meinte Kopke; Tovote und Harms dagegen rieten zur Geduld, noch stehe man am Anfang dieser Kampagne. Im Ganzen war wohl weniger Enttäuschung als ein erneutes Gleichgültigwerden zu verspüren: Erst hörte das laute Vorlesen der Depeschen auf, dann schmolz der Knäuel Depeschenleser, und schliesslich spiesste man im «Merkur» wieder genau wie vor dem 22. März die Renndepeschen über den Heeresbericht. Auch ich selber kann das Auf und Nieder der Kriegshoffnung unmöglich so stark empfunden haben wie im Anfang, denn die Freude über den ersten Stosserfolg liess mir immerhin geistige Freiheit, über eine Aufführung der Hebbelschen Jugendtragödie «Julia» sehr ausführliche Notizen zu schreiben, und nachher war ich mehr von der Vorbereitung meiner Osterreise in Anspruch genommen

als von den Gedanken an das allgemeine Schicksal. Ich erhielt meinen Urlaubsschein und Fahrkarten für Landsberg am Lech und München, dazu eine Anweisung an die Ersatzabteilung des 7. Bayrischen Feldartillerieregiments, dem Unteroffizier Klemperer eine Fahrerhose einzutauschen. Wir fuhren geradenwegs nach Landsberg durch; dort wollten wir die eigentlichen Ferien verbringen; das Handwerk in München zu grüssen, mochten danach zwei Tage genügen. Der Aufenthalt in Landsberg, wo wir wie 1915 im «Goggl» wohnten, hatte viel Ähnlichkeit mit unserm Driburger Sommerurlaub. Aber alles war bedeutender als in Driburg. Bedeutender die Landschaft und das Stadtbild, bedeutender die Erinnerung, die mich mit dem Ort verknüpfte – «damals habe ich hier das Abendmahl wie ein Sterbender empfangen», schrieb ich am Ostersonntag, «und jetzt kann ich wirklich Auferstehungsgefühle haben, denn diese Offensive wird ja doch wohl den Frieden bringen, vielleicht ein bisschen langsamer, vielleicht ein bisschen weniger glänzend, als wir an ihrem ersten Tag gehofft, aber doch den Frieden.» Und bedeutender war auch das Essen und das Hamstern. Offenbar galt für die Bayern noch immer und erst recht, was ich so oft an der Front von ihnen gehört: «Den Saupreussen werden wir doch nix geben», und Saupreiss war jeder Deutsche, der nicht Bayer war. Die Kalbshaxen blieben im Lande, und auf den Grenzbahnhöfen sorgten Kontrollbeamte dafür, dass auch in den Koffern und Rucksäcken der einzelnen Reisenden nichts dem bayrischen Vaterland entzogen wurde. (Aber zwei mächtige Backsteinkäse brachte ich doch nach Leipzig zurück.) Nur das Bier war knapp und wasserdünn geworden, und das wirkte geradeso stark auf die allgemeine Stimmung wie in Saupreussen der Hunger. Die Kellnerin im «Goggl» stand auf du und du mit den Neunern, und sie erklärte uns wiederholt, dass niemand an den Erfolg der Offensive glaube, man hätte genug vom Krieg, es sollte endlich Schluss gemacht werden. Ich liess mir dadurch die stille Zuversicht nicht sonderlich antasten, denn ganz Ähnliches hatte ich ja schon vor bald drei Jahren gehört, als das Bier noch dick und reichlich floss; hatten die Bayern

so lange geschimpft und so lange ausgehalten, so mochten sie auch jetzt schimpfen und aushalten. Bloss mit Essen und Wandern verbrachten wir übrigens diese zwei Wochen nicht. Wir besuchten den Vikar Federschmidt mit der breiten Quart im roten Gesicht, der mich damals eingesegnet hatte. Er gestattete meiner Frau, die Orgel seiner Kirche zu benutzen; er selbst spielte uns darauf eine eigene Komposition vor: «Phantasie über ein Gedicht meines auf Oesel gefallenen Bundesbruders Walter Flex». Wir waren täglich ein, zwei Stunden in der Kirche. Meine Frau spielte sich warm, ich sass im Mantel. Eine Weile hörte ich zu, dann vertiefte ich mich in Barclays «Argenis». Ich war so froh bei der Sache, dass ich ein Grotius-Distichon auf den vergessenen Mann verdeutschte: «Gente Caledonius, Gallus natalibus, hic est / Romani Romano qui docet ore loqui» – «Der, von schottischem Stamm, der Licht in Frankreich erblickte, / Römischer Sprache Gewalt hat er den Römer gelehrt.» – Wenige Tage vor dem Ende unserer Ferien las ich im «Bayrischen Kurier», die während der Streikunruhen verhaftete Sonja Rabinowitsch-Lerch habe sich im Untersuchungsgefängnis erhängt, unmittelbar vor dem Termin in ihrer Ehescheidungssache. Am nächsten Tag erschien eine Erklärung Lerchs: Seine Frau sei der reinste Charakter gewesen, sie habe selber die Scheidung gewollt, weil ihr die Ehe mit einem «Staatsbeamten» als Fessel erschienen sei, ihr Selbstmord sei offenbar im Zusammenbruch der Nerven verübt worden. Auf diese Erklärung folgte noch der Bericht über eine Skandalszene an Sonja Lerchs Grab: Nach dem Rabbiner hatte ohne Befugnis ein Arbeiter sprechen wollen und war unsanft verhaftet worden. Lerch wusste bestimmt von Vossler, dass ich dieser Tage nach München kam; statt einer Kondolenz schrieb ich ihm, ob wir beide ihn sprechen könnten. Er antwortete sofort, gern, aber nur in seiner Wohnung, er verlasse das Haus nicht. Wir kamen auf der Rückfahrt gegen Abend in München an und gingen gleich vom Hotel aus zu Lerch; er öffnete uns das Haustor, und bei der schlechten Treppenbeleuchtung fiel mir nur das Gebrochene sei-

nes Ganges auf, der Kopf hing, der ganze Oberkörper schien haltlos. Oben – es war die alte Wohnung von 1915, in der Garderobe hingen noch Hut und Mantel der Frau – bemerkte ich erst seine völlige Zerrüttung. Das runde Gesicht war eingefallen, die Lider hingen dick und schwer über den fast geschlossenen Augen, der Mund stand halb offen, die Zunge lag wie eine schlaffe Rolle an den Zähnen, im Sprechen formte er die Laute nur verschwommen. Als er ins Erzählen kam, wurden die Worte deutlicher, aber sie flossen mit einer müden Gleichgültigkeit und Eintönigkeit. Bisweilen flossen ihm die Tränen herab, aber die Monotonie der Stimme blieb die gleiche. Immerhin schien ihn das Sprechen zu erleichtern, er redete von neun bis elf fast ohne Unterbrechung. Er erzählte, wie die Kriegsabneigung, in der sie sich beide einig waren, bei seiner Frau immer mehr zur ausschliesslichen Deutschfeindlichkeit geworden sei, wie sie schliesslich nur noch von den «deutschen Teufeln» gesprochen habe. Sie hätten sich im Übrigen geliebt wie früher, aber Sonjas Hass habe doch zwischen ihnen gestanden. Ein Konflikt wurde vermieden, da sie an keine öffentliche Betätigung dachte. Sie wollte nicht gegen Deutschland Partei nehmen, weil sie ja dadurch das zaristische Russland begünstigt hätte. Auch nach dem Ausbruch der russischen Revolution, für die sie enthusiastisch war, auch nach Brest-Litowsk hielt sie sich noch zurück. Sie sagte, die deutschen Sozialdemokraten seien genauso schuldbelastet wie alle übrigen deutschen Teufel, es gebe keine Partei, der sie sich anschliessen könne. Bis dann im Januar die Streikbewegung begann und die Führung unter den Sozialdemokraten auf die Unabhängigen überzugehen schien. Da war Sonja Lerch nicht mehr zu halten. Er wiederholte hier ein paar Sätze in seiner eintönigen Art immer wieder: «Sie war nicht zu halten ... Sie drang auf Scheidung ... Sie wollte ganz frei sein ... Sie war nicht zu halten ... Aber vielleicht habe ich zu rasch nachgegeben ... Aber sie drang doch auf Scheidung ...» Er berichtete dann, wie er sie umsonst gewarnt, wie sie ihn ausgelacht habe. «Sie war wie im Taumel, unter ihren Arbeitern sei sie

vollkommen sicher, das weitere Blutvergiessen, die neue Offensive werde verhindert werden, die bayrische Regierung werde zurücktreten, ihre Nachfolgerin, eine reine Arbeiterregierung, werde sofort Friedensschritte tun, denen sich gewiss das übrige Deutschland anschliesse. Das Ganze, von ihrem ersten öffentlichen Auftreten bis zu ihrer Verhaftung, dauerte nur fünf Tage.» Er durfte sie nicht im Gefängnis besuchen, der Scheidung halber – ein Besuch hätte Versöhnung bedeutet. «Sie wollte es nicht, aber vielleicht habe ich zu rasch nachgegeben.» Sie blieben nur in schriftlicher Umwegverbindung. Erst war sie zuversichtlich und glaubte an keine Anklage auf Landesverrat. Aber dann wurde der Prozess beim Reichsgericht anhängig gemacht. «Ich wollte sie besuchen – sie wollte es nicht – aber vielleicht habe ich zu rasch nachgegeben.» Er nahm ihr einen Anwalt für die Strafsache. Er fuhr nach Berlin zur Einsegnung seiner Schwester. «Sonja selbst hat mir dazu geraten – aber vielleicht habe ich zu rasch nachgegeben.» (Ich stutzte: Er hatte doch keine Beziehungen zu seinen Berliner Angehörigen gehabt; sollte die Versöhnung erfolgt sein, nachdem und weil er sich von der missliebigen Frau getrennt hatte?) In Berlin habe er noch einen Brief von Sonja erhalten, von Selbstmordabsicht stand nichts darin, aber er klang trostlos: Sie fühle, sie habe ihr Leben einer verfehlten Sache geopfert. Fast gleichzeitig mit diesem Brief erhielt er völlig unvorbereitet eine telegraphische Anfrage der Gefängnisdirektion, ob die Leiche seiner Frau der Anatomie zu übergeben sei. «Ich fuhr gleich zurück, ich sorgte für den Geistlichen, man kann sagen, dass ich Sonja meiner Laufbahn geopfert habe. Aber vielleicht ...» Wir suchten ihn von der Selbstpeinigung abzubringen, redeten von Verhängnis. Wir waren die ersten Menschen, mit denen er sich nach dem qualvollen Begräbnis berührte. Er hockte in sich verkrochen zu Hause, niemand kam zu ihm, es hatte ihm auch niemand ausser Vossler geschrieben.

Anderntags bei Vossler, den ich seit Herbst 14 nicht mehr gesehen – er war mager geworden, sah aber jugendlich blühend aus

und freute sich darauf, zu Hochschulkursen vor studierenden deutschen Soldaten nach Bukarest zu reisen –, war Lerchs Unglück das erste Gesprächsthema. Vossler urteilte zugleich sehr menschlich und sehr kühl darüber. Die Frau bedauere er, aber nicht übermäßig, ihm sei politischer Fanatismus, Fanatismus überhaupt, allzu unsympathisch. Und Lerch – ja im Augenblick habe er's gewiss schwer, aber er werde sich raffen und zuletzt es als Segen empfinden, dass er von ihr losgekommen sei. Wirtschaftlich frei und vom Journalismus erlöst, werde er ernstlich arbeiten können. Er, Vossler, habe in diesen Wochen die Preisaufgabe einer Akademiestiftung zu vergeben gehabt und dabei schon an Lerch, dem das Thema bekannt sei, gedacht. Hier hörte ich zum erstenmal vom Futurum als Willensausdruck reden. «Du wirst kommen», ich befehle es dir und zwingen dir meinen Willen derart auf, dass ich deines Kommens im Voraus bewusst bin. Oder schmeichelnd, überredend: «Du wirst kommen!», ich insinuiere, ich suggeriere dir meinen Willen. «Das ist Ihr Gedankengang, nicht wahr?» – «Natürlich, wie sollte ich sonst diese Aufgabe stellen, ich habe schon manchmal mit Lerch darüber geplaudert?» – «Und was bleibt ihm zu tun?» – «Die gesamte wissenschaftliche Arbeit. Alle Jahrhunderte, alle Sprachgebiete der Romania. Er muss das dokumentieren, er muss die Nuancierungen des Gebrauchs finden, er muss sammeln, ordnen. Das ist Arbeit für mindestens ein Jahr, und sie kann gute Ergebnisse haben.» – «Aber es geht doch immer um denselben Gedanken, und der stammt von Ihnen und nicht von ihm.» – «Man kann nicht immer eigene Gedanken haben, man muss auch einmal wissenschaftlich arbeiten.» – Er brach in lautes Lachen aus. Genauso hatte er im Sommer 14 gelacht, als er sich gegen die Benommenheit durch die ersten Kriegserlebnisse auflehnte und dafür die schöne Formulierung fand: «Ich mag mich nicht länger zum Resonanzboden der schwingenden Volksseele machen.» Es war doch viel Spielerisches in ihm, aber er wusste es selber, er eiferte nicht, er lachte, er war kein Fanatiker, nicht einmal ein richtiger Professor. Auf

meine eigene Lage ging er mit grosser Herzlichkeit ein. Ich sollte den Mut behalten, der Krieg nähme nun sicher bald ein Ende und fraglos durch einen Remis- und Verständigungsfrieden. Er war recht demokratisch geworden, und seine ursprünglichen Eroberungswünsche lagen ihm jetzt sehr fern. Deutschland müsse eine Parlamentskontrolle seiner Regierung erhalten, der Militarismus dürfe nie wieder zur Herrschaft kommen, der Wahnsinn eines solchen Krieges nie wieder ausbrechen. Der Friede werde mir sofort grosse Lehrtätigkeit eintragen. «Wenn ich an die Menge und den Bildungsstand der uns drohenden Studenteska denke, bin ich gleich abgekühlt in meiner Friedenssehnsucht.» Wieder das Lachen von vorhin. Und gleich wieder ernsthafter Zuspruch. Ich würde nicht lange Privatdozent bleiben, ein eigenes Katheder sei mir sicher. «Klappern Sie nur auch ein bisschen mit dem Handwerk; es muss nicht das Futurum sein, die ‚Astrée‘ tut es auch.» Ich ging sehr angeregt und ermutigt von Vossler fort, und auch bei Muncker wurde ich aufs Wärmste bewillkommnet. Hier herrschte freilich eine ganz andere Tonart. Beide Munckers – auch die kleine Marta Muncker!, sie soll im vorigen Jahr noch gelebt haben, ganz verkrümmt, aber physisch und geistig noch sehr beweglich, und so trägt sie wohl heute den Judenstern –, beide waren aus Patrioten zu wilden Alldutschen geworden. Die neue Offensive musste die völlige Zertrümmerung des englisch-französischen Widerstandes bringen, wenn nicht, dann hielten wir eben ein weiteres Jahr durch, ohne ganz Belgien und das französische Erzbecken und natürlich das Baltikum und Polen schliessen wir keinen Frieden. Vossler war ihnen viel zu lau. Man musste das seiner kindlichen Stimmungshaftigkeit verzeihen. «Er ist ein genialer Romanist, aber in allem andern eben ein geniales Kind», sagte Muncker. Und er und sie bestätigten, dass die Kollegen mit ihnen und nicht etwa mit Vossler übereinstimmten. Natürlich auch in der Beurteilung des Falles Lerch-Rabinowitsch. Es sei nicht schade um sie. «Man hat sie allgemein die russische Steppenfurie genannt», erzählte die Munckerin, «sie hat die Arbeiter

stärker aufgestachelt als Eisner.» Und Muncker meinte: «Es wird eine ganze Weile dauern, ehe Gras über diese Angelegenheit gewachsen ist und Lerch irgendeine Aussicht auf Karriere hat. Er kann froh sein, dass man ihn in der Fakultät lässt.» Mit meinem Frontwinter und meinem Ordensbändchen hob ich mich von Lerch ab wie ein Rechtgläubiger von einem Ketzer, und das verstärkte noch die alte Munckersche Gönnerschaft für mich. Auch bei Hermann Paul, der trotz seiner Emeritierung während des Krieges Kolleg hielt, stiess ich auf Sympathie – soweit es in seiner wortesparenden Art lag, sie zu äussern. Es war etwas mindestens ebenso Heroisches um das kleine Männchen mit dem roten Kopf, dem spärlichen Weisshaar, den grossen, jetzt starren blauen Augen und den steifen Bewegungen wie um die Männer des Schützengrabens und der Sturmtruppen. Er war erblindet – «Ich sehe Sie nicht, aber ich erkenne Ihre Stimme» –, er trug den Arm in schwarzer Binde, die Hand war geschwollen (Knochenhautentzündung, sagte Muncker, Knochenfrass, sagte Vossler, ganz verloren, und er weiss es). Dennoch hatte er die völlige geistige Ruhe und wägende Überlegenheit bewahrt und fand noch immer aus bedächtigem Schweigen heraus die treffende, gern satirisch gefärbte Belehrung. «Sie werden ein gutes Wirkungsfeld finden», sagte er mir, «natürlich brauchen Sie nicht zwölf Vorlesungen anzukündigen, wie von der Leyen.» – Am zweiten Geschäftstage in München hatte ich weniger Glück: Den mächtigen Clemens Bäumcker traf ich nicht an, und die Fahrerhose, die ich so dringend zu meinen Schaftstiefeln brauchte, war der Ersatzbatterie nicht zu entreissen. Es bedurfte dazu wieder eines ordnungsgemässen Antrags aus Kowno, worauf dann die Hose ordnungsgemäss über Kowno nach Leipzig reisen konnte. Trotzdem fuhren wir zufrieden ab; der Urlaub hatte gehalten, was wir uns von ihm versprochen hatten. Den allerletzten Ferientag nutzten wir für Regensburg. Wir besichtigten die Stadt ganz unabgelenkt von allen Kriegsgedanken. Freilich ist (oder war?) Regensburg die zeitfernste aller deutschen Städte. «Eine wunderbare, eine absolut

zeitlose Steinmasse», notierte ich mir unter dem ersten Eindruck, «ohne alle Verbindung mit der Gegenwart. Nirgends moderne Stadtteile oder auch nur einzelne Häuser, nirgends Wachstum, Verkehr, Fremdenzustrom. Um Alt-Braunschweig zieht sich eine moderne Stadt, um Alt-Regensburg gar nichts. Völliger Stillstand, auch nicht die Belebtheit eines Museums. Und alles steinern, die Holzbauten Braunschweigs, Nürnbergs und Paderborns fehlen. Ein ineinandergezählter Block aus festen Häusern mit hohen Giebeldächern, aus Renaissancepalazzi, aus festungsartigen Kirchen mit eckigen Türmen, riesig über dem steinernen Block mit all seinen Türmen hinausragend der steinerne Dom, schwer steinern zu seinen Füßen die vielbogige uralte Brücke über den Strom. Auffallend viele Turmuhren. Es ist, als sollte betont werden, auch hier stehe die Zeit nicht still. Aber sie steht versteinert still.» Auch zur Walhalla fuhren wir, und das war der wenigst lohnende Teil des Tages.

In Leipzig kündigten sich zwei Veränderungen an: Wir mussten unsere Zimmer aufgeben, weil der Zahntechniker heimkehrte und seine Praxis wieder aufnahm, und Tovote sollte in wenigen Wochen nach Berlin übersiedeln, wo er im Presseamt am Zeitungsausschnitt für den Kaiser mitarbeiten würde. Aber Tovote versicherte mir, dass sein Fortgang keine Änderung für mich mit sich bringe, denn man wünsche in Kowno die beiden seit bald zwei Jahren im Amt befindlichen Hauptzensoren, Wohricek und mich, keineswegs zu entbehren. Und mit dem Wohnungswechsel hatten wir grosses Glück: Amanda Streller, das rüstige Grauhaar mit der Trompetenstimme, Schneiderin mit Kunstinteressen, Witwe eines Kunsthandwerkers, Mutter eines Zeichners, der für die «Leipziger Illustrierte» arbeitete, Amanda, unsere Wirtin Streller, hatte Freude an der Musik und sah es gern und war uns behilflich (mit Stühlen und Tassen, sogar mit kriegsmässigem Backen), wenn wir uns Gäste einluden. So nahm das Leben unserer Wintersaison einen fast noch Täuschenderen Fortgang. Und trotz der Kämpfe im Westen und trotz des ständigen Verkehrs

mit Harms ergriff mich das kriegerische Geschehen nur manchmal. Ich notierte am 18. April: «Im gestrigen Abendbericht: Langemarck genommen. Der Name hat uns durchschauert. Wir waren in Italien, als die freiwilligen Studenten bei Langemarck mit Deutschland über alles' verbluteten. Ein italienisches Blatt trug die Schlagzeile: *Correa rivi il sangue tedesco.*» Und am 1. Juni: «Seit vorgestern wird die Marne im Heeresbericht erwähnt. Wie muss das auf einen Menschen wirken, der die erste Marneschlacht mitgemacht, nein – wie müsste es auf jeden wirken, der den Krieg miterlebt hat! Mich erregt es ungeheuer, aber die Leute bleiben stumpf, im ‚Merkur‘ sucht man nach wie vor die Telegrammecke erst dann auf, wenn über den Heeresbericht der Rennbericht gespiessert wird – Ohrfeigenpublikum!» Sonst aber zählte ich selbst zum Ohrfeigenpublikum. Die Offensive ging langsam und stockend weiter, es war kein Grund zu übermässigen Hoffnungen, aber auch keiner zu Befürchtungen vorhanden. Und mit ähnlicher Ruhe stand ich der innerpolitischen Lage gegenüber. Nur einmal, zu Ende April, erschreckte mich eine Wahlrechtsdebatte im Berliner Abgeordnetenhaus. Graf Spee sagte, er komme von der Front und bitte im Namen des Heeres, man möge alle Änderung bis zum Frieden zurückstellen. Der Sozialdemokrat Hoffmann antwortete ihm: «In diesem Fall fordere ich die Soldaten auf, den Kampf einzustellen.» Ich sagte zu Harms: «Das ist offenkundige Revolution.» Harms erwiderte lachend, es sei nicht halb so schlimm, der Mann spiele den Volkstribunen, aber das Volk in seiner Mehrheit und nun gar das Heer werde der Entente gewiss nicht den Gefallen tun, zur Unzeit nachzugeben. In diesen Tagen hörte ich noch einen wieder «vertraulich» informierenden Vortrag in der Deutschen Gesellschaft. Diesmal sprach ein Referent beim Verwaltungschef für Flandern über die Flamenfrage. Inhaltlich erfuhr ich hier kaum etwas anderes, als was ich nicht schon zwischen den Zeilen vieler Zeitungsartikel herausgelesen und durch Kösters Worte bei der flämischen «Morgenfeier» bestätigt gefunden hatte: Die Bewegung war jung, an sich kaum sonderlich be-

deutend und von deutscher Seite künstlich aufgebauscht. Was mich interessierte und erfreute, war allein die Stellungnahme des Redners. Der Mann war kein Annexionist, wollte Belgien weder ganz noch auch nur zur flämischen Hälfte schlucken und schien mir durch solches Masshalten vertrauenswürdig. Er also, und er war sicher gut informiert, und vielleicht sprach er auch im Auftrag seiner hohen Behörde, er nahm es für selbstverständlich an, dass Deutschland im kommenden Versöhnungsfrieden das entscheidende Wort über die Westgrenze zu sagen haben werde. Da sollte dann Belgien unversehrt bleiben, aber doch unter deutsche Kontrolle geraten, indem das Reich den Flamen zu innerpolitischer Selbständigkeit verhalf, eine Art kulturellen Sonderbündnisses mit ihnen schloss und sie gegen die Wallonen unterstützte und, wo es not tat, ausspielte. Nein, ich war über den Ausgang des Krieges nicht beunruhigt, ich konnte mich meinen privaten Interessen mit der neuen Frische und Zuversicht hingeben, die ich aus Landsberg und München zurückgebracht hatte. Einen der hübschesten Theaterabende dieser Wochen bildete die «Heimat», sie wurde nur durchschnittlich gespielt, aber das Stück gehörte nun einmal zu meinen Lieblingen. Nach dem Theater kam Tovote, dessen Versetzung sich hinzog, im «Merkur» auf die Anfänge der naturalistischen Epoche zu sprechen und erzählte die Geschichte der Geburtszange. Dass ein Zuschauer mit geschwenkter Zange gegen den Verismus in Hauptmanns «Vor Sonnenaufgang» eifern demonstriert hatte, war mir bekannt. Tovote hatte damals neben dem Mann gesessen, dem sehr temperamentvollen Arzt und Journalisten Castan, der lange Jahre für das «Berliner Tageblatt» schrieb. «Wenn ich ihn nicht zurückgehalten hätte, wäre die Zange bestimmt auf die Bühne geflogen.» Auch Harms wusste vielerlei Komisches von der wilden Leidenschaftlichkeit dieses Dr. Castan zu erzählen. Ich vergass an diesem Abend über «Heimat» und «Vor Sonnenaufgang» nicht nur die Westoffensive und die Wahlrechtsreform, sondern auch die «Astrée». Anderntags

grübelte ich darüber, wieso gerade die Literatur, die Problemstellungen und das Leben der neunziger Jahre mir so besonders nahe lagen. Natürlich konnte ich mir zur Antwort geben, weil ich damals ein Sechzehn- bis Achtzehnjähriger gewesen war. Aber die Mehrzahl meiner Generation hatte doch bestimmt eine andere Entwicklung als ich durchgemacht, politisch war sie nach links und rechts zum Sozialismus und Konservatismus abgewichen, literarisch zur Romantik übergegangen. Die Liberalen waren längst keine mächtige Partei mehr, der Naturalismus war längst unmodern. Und ich hing politisch immer noch und fraglos für mein ganzes Leben am Liberalismus. Und literarisch hielt meine Vorliebe an den Männern der neunziger Jahre fest, und wissenschaftlich beschäftigten mich ihre Vorgänger und Ahnen, von Sudermann war ich auf Spielhagen und von Spielhagen zu den Aufklärern, zu Montesquieu und Voltaire gekommen. Im Zensorstapel auf meinem Bürotisch lagen an diesem Tage friedlich beieinander «Drei Briefe an einen Knaben» von Lou Andreas-Salomé (sexuelle Aufklärung in künstlerischer, sehr deutlicher, etwas pantheistischer Form) und die «Kindheitserinnerungen aus einem süddeutschen Pfarrhause» von Marie Martin, der dicken derben Oberlehrerin, mit der ich als Primaner in Landsberg an der Warthe Zimmer an Zimmer gewohnt und ein paarmal philosophiert hatte. Lou Andreas-Salomé – das bedeutete für mich «Ruth» und den Anfang meiner Vita spiritualis; Marie Martin – liess meine ganze Primanerzeit aufsteigen. Ich war sehr retrospektiv, sehr autobiographisch gestimmt. Ich sah mich in schicksalhaft geheimnisvoller Verbrüderung mit der Aufklärung, und ich war sehr entschlossen, der Aufklärung zu dienen, mochte sie modern oder unmodern sein. Mitten in meine kriegsfernen Erwägungen hinein sagte Wohricek: «Ob sie uns doch noch holen? – Die Verluste sollen so gross sein, und überall wird wieder furchtbar ausgekämmt. Vielleicht sollte man vorzubeugen suchen – aber wie?» – «Ich möchte wissen, wo der Ausdruck herkommt und seit wann man von Auskämmen spricht, vor dem Krieg, und ich glaube noch 15 und

16, gab es die Redensart gewiss nicht.» – «Affektieren Sie doch nicht die Ruhe des Gelehrten. Es schaudert Sie bestimmt gerade so wie mich.» Wohricek hatte unrecht: Es schauderte mich bestimmt noch viel mehr als ihn, denn ich war schon einmal an der Front gewesen, die er nicht kannte, und bei seiner Frage hatte sich sofort jenes längst vergessene Fahrstuhlgefühl gemeldet. Aber «die Ruhe des Gelehrten» affektierte ich nicht vor ihm, sondern vor mir, vielmehr: ich zwang sie mir auf. Ich antwortete nur, mir scheinete Wohriceks Beunruhigung unnötig, denn wir seien ja immer wieder für unabkömmlich erklärt worden. Doch –, natürlich fühlte auch ich mich beunruhigt, und einmal aufgeschreckt, wurde ich nun immerfort an die Bedrohung erinnert. Es schien, als sei in unserm Bekanntenkreis kein Gesprächsthema mehr möglich, das nicht irgendwie auf die hohen Verluste und den ständigen Nachschub aus den Lazaretten, den Büros und Fabriken hinauslief. Dann kam ein Brief von Felix aus Saargemünd: Ob ich nicht besser täte, mich freiwillig zur Front zu melden, er könne mich an einer ruhigen lothringischen Stelle unterbringen, der Vize, das EK, vielleicht gar der Leutnant winke – «in Leipzig lassen sie Dich doch kaum mehr lange, und wer weiss, wo Du dann hingesteckt wirst. Es geht hart zu.» Ich erwiderte, ich hätte kaum militärischen Ehrgeiz mehr, sässe in wissenschaftlicher Arbeit und möchte dem Schicksal nicht vorgreifen. Felix schrieb zurück, er verstehe meinen Standpunkt. Im Notfall möge ich ihm ein Deckwort telegraphieren, etwa, ich sei erkrankt, dann werde er sofort meine Aufforderung durch eine Munitionskolonnie betreiben. Der ganze Mai war uns von dieser Beunruhigung unterminiert, wir machten es uns aber zur Pflicht, jeden Tag auszunutzen, als stünden wir noch auf festem Boden. Als Tovote endlich sich verabschiedete, sprach auch er zuletzt von der Wahrscheinlichkeit, dass ich nun bald zur Front müsste. «Sollten Sie verwundet werden, sollte sich sonst eine Möglichkeit für Sie ergeben, wieder nach hinten zu kommen, dann schreiben Sie mir gleich. Ich bringe Sie sehr gern im Berliner Presseamt unter.» So lange

darauf vorbereitet, brauchte ich nicht überrascht zu sein, ja ich sagte mir, es sei eine Erlösung, als am 8. Juli aus Kowno der Befehl eintraf, ich sei spätestens am Sonnabend, 28 Juli, nachdem ich vorher meinen noch zu bestimmenden Nachfolger eingewiesen, an meine Ersatzbatterie in München zurückzuschicken. Es war aber doch eine Überraschung, denn ich hatte immer noch erwartet, man werde mich auf meinem Posten belassen, und es traf mich viel schwerer als der Ausmarschbefehl im Herbst 1915 – denn um einen Ausmarsch handelte es sich bestimmt, man liess jetzt Kv-Leute keine Woche in der Kaserne –, nicht nur, weil ich inzwischen die Front kennengelernt, sondern auch, weil ich mich mehr als damals um meine Frau sorgte. Am Abend dieses Schicksalstages waren wir draussen bei Scherners, mit denen wir uns seit einiger Zeit duzten. «Erkrankte doch», sagte er völlig harmlos, als ich erzählt hatte, «deine Flechte lässt sich bequem verschlimmern und für drei Monate ausreichend machen.» Seit einiger Zeit grassierte die Bartflechte überall, vor Wochen schon hatte sie mich erwischt, war schon zweimal durch ärztliche Behandlung vertrieben worden und eben zum drittenmal aufgetaucht. Ich machte wohl ein angewidertes Gesicht. «Du kannst am 28. Juli auch durch Herzschwäche am Hinausgehen verhindert sein», schlug Scherner weiter vor. Er war verwundert, als ich jedes Erkranken ablehnte. Das sei doch ein so übliches Mittel. Und welchen Zweck habe es, sein Leben für eine sinnlos gewordene Sache aufs Spiel zu setzen? Je früher Deutschland aufhöre, umso besser für alle Teile. Ich despeschierte an Felix: «Krankheit verschlimmert, erbitte Rat», und sagte dem militärischen Telegraphenbeamten, es handle sich um Empfehlung eines Spezialarztes für einen erkrankten Angehörigen; ich berichtete Georg, Vossler und Muncker meine neue Situation. Felix und Vossler liessen mich, beide gegen ihre Gewohnheit, ohne Antwort, Muncker schrieb sehr herzlich, aber doch ein bisschen im Stil eines Primaneraufsatzes über «dulc' et decorum 'st», Georg lud mich zu einer Besprechung nach Berlin ein. Ich fuhr hinüber, Landt, der jetzt alleiniger Chef war, hatte die Fahrt ohne Weiteres bewilligt. (Er

war ein ganz unstörender Vorgesetzter, man bekam ihn selten zu Gesicht, mit dem Lektorensaal verkehrte er fast nur durch Wohricek, der ebenfalls am 28. Juli abgestellt war. Im Coupé traf ich wieder einmal mit den verschiedensten Soldaten zusammen und hörte sie wieder einmal schimpfen. Aber wie unschuldig und sanft hatten ihre früheren Beschwerden geklungen, verglichen mit der jetzigen Tonart. Jetzt hiess die Feuerlinie «Korpsschlächtere» und Ludendorff – plagiatorisch, denn so hatten die Franzosen den General Nivelle genannt – «der Blutsäufer». Immerfort war die Rede von verprügelten Vorgesetzten und Ärzten, von Meutereien, von simulierten Nervenleiden. Den rohesten Ton schlug ein eleganter und reich dekorierter Fliegerunteroffizier an (Ingenieurstudent, achtes Semester ohne Examen, Kopfschuss). Sein besonderer Hass galt dem viel verherrlichten Richthofen. Der Mann, sagte er, habe sich seine Opfer von seiner Staffel zutreiben lassen, er habe sich auch solche zugezählt, die seine Leute erledigt hätten. In Berlin traf ich erst meine Schwägerin Maria allein. Sie war bedrückt und pessimistisch. Ihr Ältester, der Notabiturient und Arbeiter bei Siemens & Schuckert, war eben zu den Pionieren gekommen und würde sicherlich in kürzester Zeit zur Front müssen. Sie sagte nicht gerade «zur Korpsschlächtere», aber sie kam dem Ausdruck bedenklich nahe. Dann raffte sie sich und erzählte, dass Georg eben bei dem sowjetrussischen Botschafter Joffe sei. Der Mann habe als armer Student in seinem Kolleg gesessen und bewege sich jetzt mit Anstand im Prunk des alten zaristischen Botschaftspalais. Und Frau Joffe, die Patientin, liege würdig auf Kissen, die noch die Zarenkrone trügen. Georg kam, ich fand ihn stark ergraut und sehr ermüdet, wir assen schweigend. Unvermittelt sagte Maria: «Wir sollen schwere Verluste haben, es sollen auch viele von uns überlaufen, nicht nur Polen und Elsässer, der Sohn unserer Waschfrau hat es der Mutter geschrieben.» Georg entgegnete gereizt: «Wie kann man auf Waschweibergeschwätz hören.» Darauf Maria in plötzlicher Heftigkeit: «Ich liebe keinen Hochmut, der Sohn der Waschfrau ist ein

ebenso ehrlicher Zeuge wie ein Geheimrat.» Georg schwieg, ich sah auf meinen Teller, es gab kein weiteres Tischgespräch. Ich konnte eine traurige kleine Genugtuung nicht unterdrücken. Was hatte ich in früheren Jahren unter dem spanischen Takt in Georgs Haus gelitten! Nun war es auch hier nicht mehr mit dem spanischen Zeremoniell getan. Aber gleich darauf schämte ich mich dieser Schadenfreude. «War ich denn zu heftig?» fragte mich Georg in seinem Sprechzimmer, mit einer bei ihm ganz ungewohnten Unsicherheit, «uns beiden geht Ottos Schicksal sehr auf die Nerven. Der Junge ist doch sehr zart und eben erst achtzehn und gar nicht kriegerisch.» Georg regelte dann meine Geldangelegenheiten derart, dass ich eine Wiederkehr der früheren Kränkungen nicht zu befürchten hatte. Damit war wenigstens ein Teil der Sorgen um meine Frau beseitigt; was freilich aus ihr werden sollte, wenn ich den Krieg nicht überlebte ... Aber daran wollte ich durchaus nicht denken, jeder verbleibende Tag sollte ausgeschöpft werden. In Leipzig erfuhr ich gleich beim Öffnen der Bürotür vom kleinen Feldwebel Mayer, dass durch ein Kownoer Diensttelegramm Wohriceks Ablösung vorläufig aufgeschoben, dagegen für mich der Nachfolger gefunden sei und heute Vormittag eintreffen werde. Er schien ein biederer Landser und Bürger ohne alle besonderen Kennzeichen, nicht zu dick und nicht zu mager, rundliches, rötliches, übliches Gesicht mit kurzem Schnurrbart, kurzem ergrauendem, ursprünglich blondem Haar, mattblauen, bekneiferten Augen. Der Mann trug aber einen mindest damals berühmten Namen: Franz Adam Beyerlein. Ein Dutzend Jahre zuvor hatte sein Roman «Jena oder Sedan?» grösstes Aufsehen erregt und auch mich beschäftigt, und sein Drama «Zapfenstreich» (halb «Rosenmontag», halb «Emilia Galotti») war oft und auf vielen Bühnen gespielt worden. Beyerlein hatte ein zutunliches, ganz unauffektiertes Wesen, er biss durchaus nicht den Literaten und Dichter heraus, es war ein Vergnügen, mit ihm zu plaudern, und das taten wir ausgiebig, nachdem ich ihm in einer halben Stunde die Spielregeln der Ober-Ost-Zensur klargelegt hatte –

denn zu zensurieren gab es für ihn wenig und für mich gar nichts mehr, und zur «Astrée» fehlte mir die innere Ruhe. Er war ein tiefer Vierziger und hatte seit Kriegsbeginn einen Sohn an der Front, er selbst hatte bisher als Vize in der Kaserne Dienst getan, auch Transporte in die Etappe geführt. Er erzählte von seinem literarischen Weg, doch eigentlich nur unter kaufmännischem Gesichtspunkt. Wie er sich als Journalist gequält, wie er durch die beiden Erfolgswerke finanzielle Sicherheit, an dem Roman hunderttausend, an dem Drama dreihundertfünfzigtausend Mark gewonnen habe. Unvermutet, aber und in seiner naiven Überheblichkeit komisch, stach aus aller Nüchternheit und Bescheidenheit das Selbstbewusstsein des Künstlers hervor: «Die Zinsen dieses Kapitals reichen durchaus für uns. Seitdem kann ich in aller Ruhe schaffen und auf Vollkommenheit ausgehen, anders als etwa Gerhart Hauptmann, der immer auf Vorschuss lebt und dadurch sein Talent ruiniert.» Meine Hauptmannverehrung hat sich immer in Grenzen gehalten, aber die «Weber» und «Florian Geyer», die «Einsamen Menschen» und das «Hannele» sind doch Dichtungen, an die Beyerleins Erfolgswerke nicht im Allereinfachsten heranreichen – und was hatte denn Beyerlein sonst zustande gebracht! Ich konnte nur mit Mühe ein sehr unhöfliches Lachen unterdrücken. Aber gleich war er wieder in seiner bürgerlichen Tonart. Leider sei ein sehr grosser Teil seines Vermögens in England angelegt, und wenn also der Krieg ungünstig ausgehe ... Aber nein, diese Sorge dürfe man sich doch wohl sparen, ein anständiges Remis zum mindesten werde sicher erzielt werden. Und dann kam er irgendwie auf einen besonders idyllischen Kriegsmonat zu sprechen, den er in einem nahrhaften rumänischen Etappennest verlebt hatte. Er half mir wirklich auf eine sehr angenehme Weise über die letzten Bürotage weg. Nur waren es eben die letzten, und ich konnte ihn morgens und mittags nicht begrüssen, ohne dass mir ein Bibelwort einfiel, eines der ganz wenigen mir vertrauten: «Siehe, die Füsse derer sind vor der Tür ...»

Es war nun schon der 24. Juli, und am 27. musste ich fort. Wir

hatten unsere Zimmer nicht aufgegeben. Ich rechnete ja von Tag zu Tag damit, wie Felix mir versprochen hatte, von einer lothringischen Truppe angefordert zu werden. Aber selbst wenn ich nach München musste, so würde es ja nur für ein paar Tage sein, in denen ich kaum die Kaserne verlassen konnte. Wozu also sollte meine Frau mich dorthin begleiten? Besser, sie blieb hier, wo wir einen festen Freundeskreis hatten und wo sie ihr Studium fortsetzen konnte. An diesem 24. waren wir zu Harms eingeladen. Ein Abschiedstee für mich, auch Kopke und Scherners waren dort. Der Abend verlief sehr viel schleppender als sonst in unserm Kreis. Harms und Kopke waren durch die dunklen Nachrichten aus dem Westen bedrückt, sie schienen mehr zu wissen, als in den Telegrammen stand. «Halten Sie die Offensive für gescheitert?» fragte ich. «Das nicht», antwortete Harms, «aber man muss sich wohl zu einem neuen Ansprung verschrauben und zusammenziehen. Es kann noch viel Zeit und Blut kosten.» Er merkte unsere Verdüsternung und lenkte ab. «Hindenburg wird es schon schaffen – Scherner, haben Sie die Geige mitgebracht?» – Am andern Morgen lag ein Telegramm für mich im Büro. Ich dachte: endlich Bescheid von Felix. Aber die Depesche kam aus München und lautete: «Berufung an Universität Gent für Sie unterwegs. Herzlichen Glückwunsch. Vossler.»

4. Die Genter Angelegenheit und das Kriegsende

Als ich den Ruf nach Gent erhielt, gehörte ich seit zwei Jahren dem Buchprüfungsamt Ober-Ost an. Ich bin in der Folge weder auf das Genter Katheder noch an die Front gekommen, ich bin bis ans Kriegsende Unteroffizier beim Buchprüfungsamt und Lektor (von nun an *a non legendo*) geblieben. Warum also, wenn sich nichts geändert hat, mache ich hier einen feierlichen Einschnitt in meinem Bericht? Weil in mir selber mit dem Eintreffen des Télégrammes alles von Grund aus anders geworden war. «Ich kann den abscheulichen Gedanken nicht mehr loswerden», heisst es in meinem Tagebuch, «wenn nur der Krieg lange genug dauert,

dass ich meinen Erfolg noch ernten und auskosten kann.» Und darunter steht ein Zitat aus Tolstois «Sewastopol», das ich gerade aus meinem, nein, Beyerleins Stapel gegriffen und durchgeblättert hatte: «Jeder von uns ist ein kleiner Napoleon, ein kleines Ungeheuer, und sogleich bereit, eine Schlacht zu beginnen, Hunderte von Menschen zu vernichten, nur um ein Sternchen oder ein Drittel des Gehalts als Belohnung zu erhalten.» Gibt es aber einen Milderungsgrund dafür, solch ein kleines Ungeheuer zu sein, so besass ich ihn: Der Genter Ruf war für mich unendlich wichtig und unvergleichlich viel wertvoller als 1914 der Ruf nach Neapel und 1916 die Versetzung zum Presseamt Ober-Ost. Das Lektorat in Neapel hatte den märchenhaft schönen Anfang, aber doch nur den ersten Anfang meiner akademischen Laufbahn, Ober-Ost hatte aller Wahrscheinlichkeit nach meine Lebensrettung bedeutet. Dies hier war wieder und unmittelbarer als 1916 Lebensrettung, denn jetzt hätte mich gewiss kein Garnisondienst von der mörderischer als je drohenden Front getrennt, und ausserdem war es die so lange ersehnte endgültige Sicherung meiner Existenz und meiner Laufbahn. Zwar liess sich das aus dem gleich nach Vosslers Telegramm eintreffenden Brüsseler Schreiben nicht ohne Weiteres entnehmen. Hierin bot mir der Generalreferent der Abteilung III b des Verwaltungschefs für Flandern in Übereinstimmung mit der philosophischen Fakultät der Universität Gent nur einen Lehrauftrag auf Kriegsdauer an. Ich sollte, «da unter den Flamen gegenwärtig ein geeigneter und zur Annahme der Berufung bereiter Fachvertreter nicht zu finden» sei, Vorlesungen über alt- und neufranzösische Sprache und Literatur, wenn nicht in niederländischer, so in französischer Sprache gegen ein Jahresgehalt von siebentausend [ein Wort unleserlich] nebst Kriegsteuerzulage halten. Aber sofort wurde mir von drei Seiten übereinstimmend erklärt, dass es sich hier um mehr handelte als um einen üblichen Lehrauftrag, wie er einem Privatdozenten hier und da interimistisch zuteil wird, und danach taucht man in das ungewisse und unbezahlte Dasein des Privatdozenten zurück. Vossler

schrieb, er freue sich «unbändig», dass meine seit einiger Zeit schon schwebende Berufung noch gerade im rechten Augenblick erfolgt sei. Besonders für mich eingetreten sei der Anglist Emil Wolff, Münchener Privatdozent wie ich, seit zwei Semestern in Gent und eben nach Hamburg berufen, daraus könnte ich ersehen, welch ein Sprungbrett Gent bedeute. Diese flämische Universität sei ein Lieblingskind der deutschen Regierung, ich dürfte mich dort als Ordinarius betrachten, ich würde, falls ich nach Friedensschluss nicht dortbleiben könnte, fraglos durch ein deutsches Katheder entschädigt werden. Ganz ähnlich drückte sich Harms aus. Er sagte nur statt «Lieblingskind» – «Hätschelkind» der Regierung. Er wusste auch, dass sich vor allem der bayrische Kronprinz für Gent interessierte, weswegen es denn die geringste Schwierigkeit machen würde, mich, den Münchener Dozenten und Soldaten gerade seiner Armee, vom Heeresdienst freizubekommen. Harms sagte noch: es sei ein politisch wichtiger Posten. («Schreiben Sie für uns, lernen Sie baldmöglich Holländisch. Sie werden den Posten im Frieden behalten.») Man strebte bei uns zwei autonome Staatshälften Belgiens an: Wallonien und Flamlant; man würde die flämische Universität liebevoll am Gängelband halten. Und schliesslich bestätigte mir auch Philipp August Becker, was ich von Vossler und Harms gehört. «Und gerade für Sie ist es ein besonderer Glücksfall», setzte er hinzu. «Warum gerade für mich?» Er stotterte stark, drückte sich aber mit erschöpfender Deutlichkeit aus: «Weil Sie nur so von aussen her und nie auf dem üblichen Weg ein Katheder erlangen können. Sie sind Vosslers Schüler, der als exzentrisch, als unprofessoral verschrien ist, Sie waren acht Jahre Journalist, ehe Sie die akademische Laufbahn einschlugen, Sie sind viel zu rasch und leicht Privatdozent geworden, lassen Sie sich von Neubert erzählen, wie lange er sich bei meinem Vorgänger vergeblich um die Habilitation bemüht hat, ehe ich ihn dann zuliess. Ihr ‚Montesquieu‘ ist viel mehr eine schriftstellerische als eine streng philologische Arbeit – glauben

Sie, man wird Ihnen das alles verzeihen? Aber von dieser Auslandsprofessur her wird es gehen. Lernen Sie Holländisch, bemühen Sie sich, dass man Sie über den Friedensschluss hinaus auf dem Genter Lehrstuhl lässt.» – «Sie meinen also, meine akademische Laufbahn war bisher ein Ritt über den Bodensee, und in Gent komme ich am andern Ufer an?» – «Genau das!» – Wieviel Bitterkeit sollte mir die Erinnerung an dieses Gespräch im Oktober bereiten! Im Augenblick aber trug es zur Erhöhung meiner Freude noch wesentlich bei. Und in den ersten Tagen nach meiner Berufung gab es kaum etwas, das mein Glücksgefühl beeinträchtigt hätte. Natürlich hatte ich den telegraphischen Ruf telegraphisch angenommen und zweifelte nun nicht an der glatten Abwicklung. Sicher würde ich in wenigen Wochen in Gent sein, sehr möglicherweise schon jetzt mit meiner Frau zusammen, und dort bis zum Oktober Zeit haben, mich auf die Vorlesungen vorzubereiten. Aber etwas dazu wollte ich gleich jetzt in Leipzig unternehmen. Leutnant Landt hatte mich für die nächsten Tage von sich aus von der Abreise zu meiner Ersatzbatterie befreit, und kurz darauf traf auch aus Kowno die Weisung ein, mich «bis auf Weiteres» auf dem Zensorposten zu belassen. Da ich diesen Posten bereits an Beyerlein abgetreten hatte, so war ich überflüssig und durfte häufig «zur Vorbereitung auf mein neues Amt» fortbleiben. Wenn das Stammpublikum im «Merkur» nicht gerade durchweg persönlich miteinander verkehrte, so wusste doch jeder um jeden Bescheid. Derart kannten wir «Papantze». Das war ein stattlicher alter Herr mit weissem Gottvaterbart (noch längerem als Beckers) und vollem schwarzem Haupthaar und einer exotisch schönen Tochter, die täglich mit einer Musikmappe an seinen Tisch trat und ihn als Papantze begrüßte. Herr Zorn war pensionierter holländischer Kolonialbeamter, und seine Tochter, malaiisches Halbblut, studierte am Konservatorium. Papantze nahm meine Bitte, uns die Anfangsgründe des Holländischen beizubringen, erfreut auf und gab uns einige sehr anregende Stunden; wir hätten, wären wir nach Gent gekommen, weder der Sprache noch der Volkssitte

völlig ahnungslos gegenübergestanden. Auch um meine Vorlesungen bekümmerte ich mich. Becker hatte mir praktische Ratschläge gegeben. «Halten Sie ein vierstündiges Kolleg über eines der grossen französischen Jahrhunderte, das heisst, lesen Sie über das, was Ihnen daraus vertraut ist, und kündigen Sie als Einführung ins Altfranzösische eine zweistündige Übung über einen Text an, nehmen Sie ‚Aucassin et Nicolette‘, das ist anmutig, und da gibt es eine sehr gut kommentierte Ausgabe.» Beim Einkauf dieser Ausgabe und einer niederländischen Grammatik erlebte ich einen besonders süssen Triumph. Ich ging in die riesige Buchhandlung Fock in der Markgrafenstrasse. Mich empfing ein Herr Hunger, den ich das Jahr zuvor als Dolmetscherkollegen des Herrn Öhlmann kennengelernt (er hat ein Kriegsargotlexikon für den Heeresgebrauch veröffentlicht, die erste Sammlung des neuen Stoffes, wenn ich nicht irre). Als er hörte, wieso ich eine niederländische Grammatik brauchte, glitt seine kameradschaftliche Höflichkeit in beflissenen Respekt über: «Darf ich Sie mit unserm Herrn Rotschild bekannt machen, er ist mit den Genter Verhältnissen vertraut.» Unser Herr Rotschild, kahlköpfig, im eigenen Zimmer, sagte: «Herr Professor» – das klang ungleich gewichtiger als das jedem Stiefelputzer zukommende Professore! – «es ist Ihnen natürlich bekannt, dass Sie für die Bibliothek Ihres Lehrstuhls über ein hübsches Budget verfügen. Aber Sie werden noch nicht wissen, dass wir bereits vor dem Krieg nach Gent geliefert haben und auch jetzt immerfort dorthin liefern. Alles ist eingerichtet. Sie brauchen Ihre geschätzten Aufträge nur mit dem Vermerk «durch Fock in Leipzig» der Verwaltung in Brüssel einzusenden, dann erhalten Sie alles schnellstens und bestens von uns.» Ich war sehr geschwollen. Die Schwellung liess freilich nach, als ich mich in «Aucassin et Nicolette» vertiefte. Seit meinem ersten Studium bei Tobler hatte ich kein Altfranzösisch getrieben, viel war nicht haftengeblieben. Meine Frau sagte: «Kündige an: Aucassin et Nicolette, zu meiner Einführung ins Altfranzösische.» Aber ängstlich war ich deswegen nicht: Seit der Berufung war der

Zweifel an meinem Können weggeblasen, und in zwei, drei Monaten lässt sich vieles schaffen. Angst, die meine Freude dämpfte, stieg mir allmählich aus andern Gründen auf. Die Abwicklung meiner Angelegenheit vollzog sich doch nicht so glatt, wie ich gehofft hatte. Gewiss, Formalitäten von Behörde zu Behörde brauchen im Krieg genauso ihre Zeit wie im Frieden. Mit zwei, drei Wochen also hatte ich gerechnet, und eine vierte legte ich hinzu, als eine Komplikation eintrat. Am Tage nach meiner Berufung erhielt ich nämlich endlich Antwort von Felix; er war auf längerer Dienstreise gewesen und hatte durch irgendein Versehen mein Telegramm erst bei der Rückkehr vorgefunden, er hatte nicht antworten wollen, ehe er mir Genaueres und Günstigeres mitteilen konnte, und jetzt teilte er eben mit, dass meine Anforderung zu einer Munitionskolonne (der 19. Armee) «an verhältnismässig ruhiger Front» abgeschickt sei. Jetzt verlangten also drei Dienststellen nach meiner Person: München und Lothringen nach dem Kv-Mann und Unteroffizier, Brüssel nach dem vom Heeresdienst zu befreienden Privatdozenten. Aber der lothringische Antrag wurde zurückgezogen, und trotzdem sass ich auch nach vier Wochen noch ohne Bescheid in Leipzig. Und in diesen Wochen hatte sich die Kriegslage immerfort verschlechtert. Ganz offenbar war jetzt aus der Offensive Verteidigung und Rückzug geworden. Viel schlimmer als die Heeresberichte klangen überall auftauchende Gerüchte. Wahrscheinlich, sagte ich mir, waren es nur Gerüchte, aber wie schlecht musste die allgemeine Stimmung sein, wenn sie Verbreitung fanden, und wie verbreitet mussten sie sein, wenn die Zeitungen in Fettdruck dementierten. Sie dementierten, dass Hindenburg krank oder tot sei, sie dementierten, dass Tausende am Kimmelberg übergelaufen seien, sie dementierten die völlige Vernichtung einer ganzen sächsischen Division. Mehr als diese grossen Gerüchte aus der Ferne bewegte mich ein Vorfall bei Leipzig, der in der Stadt aufgebauscht erzählt wurde und dessen wahren Hergang ich von Harms erfuhr. Er sagte, er habe eine bestimmt authentische Schilderung erhalten, und er bedauere das

Zensurverbot, das sein Blatt darauf einzugehen hindere; denn da sich die Zeitung ausschweige, phantasiere das Publikum immer Grässlicheres zusammen: Es hatte sich also auf dem Bahnhof Taucha eine vom Osten kommende Truppe geweigert weiterzufahren und war ausgestiegen. Die Leute sagten, sie seien seit achtzehn Monaten ohne Urlaub, man solle sie erst einmal zu ihren Angehörigen lassen, vorher gingen sie nicht zur Westfront. Eine Kompanie war herangezogen worden und hatte vor den Augen der Meuterer laden müssen. Dann aber hatten gutes Zureden und das feierliche Versprechen geholfen, die Leute gleich von ihrem Bestimmungsort aus und noch ehe sie in die Feuerstellung müssten, auf Urlaub zu schicken. Alle waren wieder eingestiegen und beruhigt abgefahren. Mehr sei nicht vorgefallen, schloss Harms. «Aber ist das nicht auch bei diesem Hergang schon schlimm genug? Deutet es nicht auf einen Zusammenbruch hin?» Das sei viel zu pessimistisch gedacht, entgegnete Harms. Ich unterschätzte die ungeheure Widerstandskraft des Heeres. Solche Einzelausschreitungen seien auf die Dauer nirgends vermeidbar, und Müdigkeit und Erschlaffung der Disziplin drüben noch viel grösser als bei uns.

«Natürlich, einen vollkommenen Sieg gewinnen wir nicht mehr, aber wenn sich die Entente bis zum Winter den Schädel an unsern Linien eingerannt hat, wird sie sicher zum Verhandeln bereit sein. Und dann stehn wir noch immer tief in Frankreich, und Sie werben auf Ihrem Genter Katheder für Deutschland.» Ich liess mich sehr gern beruhigen. In der Deutschen Bücherei hatte ich fast nichts mehr zu tun. Nur ein paarmal, als ein aussergewöhnlich hoher Stapel auf Beyerleins Platz lag, griff ich mir eine Handvoll zu seiner Unterstützung heraus. An eine Broschüre dieser letzten Wochen habe ich seitdem oft zurückgedacht. Der Titel lautete «Germanen und Juden», Verfasser war ein quidam Mieres, ich habe seine Vornamen nicht notiert und bin dem Mann als Autor nie wieder begegnet. Er bewies mit vielen geistreichen und nur allzu geistreichen Bemerkungen eine besondere Verwandtschaft

der Juden mit den Germanen. Er sagte zum Beispiel, das Runenalphabet der Germanen wurde von rechts nach links geschrieben wie die Schrift der Juden. Das entspreche einer nach innen gekehrten Handbewegung, die auf Verinnerlichung, auf Gefühlsstärke des Erlebens hinweise. Bei aktivistischen Völkern zeigten die Gesten nach aussen, sie schrieben vom Körper weg, von links nach rechts. Mein erster Gedanke im Lesen war, dass sich ähnlich spielende Betrachtungen in Vosslers «Französischer Sprachgeschichte» befänden. Dann sagte ich mir, dass es ein leichtes sein dürfte, geistige Verwandtschaft zwischen jedem europäischen Kulturvolk und den Juden herauszufinden, da ja alle europäische Geistesentwicklung auf Juden und Griechen zurückgeht. Und dann erst musste ich über die Schrift lachen, weil sie gar so schlecht in die Gegenwart passte. Ich machte Harms auf die Broschüre aufmerksam und sagte: «Schreiben Sie einen Leitartikel für die ‚Leipziger Neuesten Nachrichten‘ über das germanische Element in Herrn Trotzki-Braunstein.» Und auch Harms lachte. – Für «Aucassin et Nicolette» oder auch für die etwas in den Hintergrund geratene «Astrée» hätte ich auf dem Büro überreichlich Zeit gehabt, aber es fehlte mir alle Sammlung dazu, zumal es auch Abend für Abend spät wurde, denn wir wurden reihum fortgefiebert, ohne doch fortzukommen. Ich tat nicht viel anderes, als von dem Genter Katheder und seinen Möglichkeiten vor mich hin zu phantasieren und von Post zu Post auf die entscheidenden Mitteilungen, die aus Kowno erwartete Freigabe vom Heeresdienst, die aus Brüssel erwartete Ernennung durch den Generalgouverneur zu warten. Nachdem ich so einen ganzen Monat gewartet hatte, kam ein ungeduldiger, ja entrüsteter Brief von Vossler, warum ich mich noch immer nicht in München blicken liesse, nur von München aus könne meine Genter Angelegenheit endlich vom Flecke kommen. Wolff sei auf Ferien da und wolle mich informieren, ehe er nach Hamburg übersiedle. Auch Dyck habe sich angekündigt und suche persönliche Fühlungnahme mit mir. Major von Dyck hatte als Generalreferent mein Berufungsschreiben unter-

zeichnet; ich wusste bereits, dass er im Zivilberuf Professor der Mathematik an der Technischen Hochschule München war. Ich ging mit diesem Brief zu Leutnant Landt; er gab mich sofort für einige Tage frei, und aus Kowno wurde mir dann ein mehrwöchiger Urlaub nachbewilligt – es bestand durchweg der beste Wille, mich loszuwerden. Als wir am 26. August mit dem Nachtschnellzug aus Leipzig herausfahren, war wieder einmal Messe; mir kam es vor, als hätte ich in meiner endlosen Leipziger Zeit nun schon ein dutzendmal die Messe mitgemacht; diese aber war fraglos die belebteste von allen, die turbulenteste. Am Nachmittag war zufällig von «Auerbachs Keller» die Rede gewesen. «Ihr kennt ‚Auerbachs Keller‘ nicht? Ihr müsst ihn sehen.» Unsere Koffer lagen schon auf der Bahn, so zeigten uns Scherners noch das berühmte Lokal. Historisches gab es dort kaum zu sehen, ein kleiner renovierter Kellersaal prunkte mit einem Riesenfass und einem Kronleuchter, der Faust und die Hexen auf ihrem Flug zum Blocksberg zeigte, die anstossenden grösseren und sehr grossen Räume waren durchaus ohne besondere Kennzeichen. Aber überall drängten sich in feuchtheisser, qualmdicker Luft die Menschen zu Hunderten und Tausenden, mehrere Musikkapellen spielten durcheinander, dazwischen wurde gesungen, gegrölt, mit Tellern und Gläsern geklappert, auf den ungedeckten Tischen standen leere Weinflaschen in Haufen, zwölf, fünfzehn, zwanzig beieinander, eine allgemeine Betrunkenheit sprach aus roten Gesichtern, starren Augen, unsicheren Bewegungen und zeigte eine eindeutige Tendenz ins Erotische, genauer ins Bordellhafte. «Da greift der Unteroffizier seiner Dirne in den Busen», hatte mir Wohricek einmal von einem Lokal gesagt, in dem es nachher sehr harmlos zugegangen war. Hier in «Auerbachs Keller» im Trubel der letzten Kriegsmesse sah man fast durchweg Zivilpublikum in guter Kleidung, bestimmt Leute der mittleren Schicht. Doch wäre Wohriceks Ausdruck viel zu milde gewesen, um das Verhalten dieser Pärchen und Gruppen zu charakterisieren. In den Romanen der nächsten Jahre spielten die Entfesselung der Genusssucht und die

allgemeine Demoralisation der Zivilbevölkerung während der letzten Kriegszeit eine grosse Rolle. Sooft ich später solche Schilderungen las, musste ich immer an «Auerbachs Keller» denken. Es war so ekelhaft, und der Gedanke an die Kämpfe draussen lag so nahe, dass mir körperlich übel wurde. Im Zug war bis Plauen kein Sitzplatz zu haben, es fuhren schon viele Messbesucher heim. Im Gang an den Fenstern wurde viel Kritik geübt, wegwerfende, soweit ich aus Bruchstücken entnehmen konnte. Nach einiger Zeit kam ich mit einem älteren ruhigen Mann ins Gespräch. Eigentlich, sagte er mir, sei diese ganze Messe der reine Humbug. Gewiss, sie hätte diesmal hunderttausend Besucher und fünftausend Aussteller, mehr als je zuvor im Krieg und im Frieden trotz der Konkurrenz Breslaus, wo eben jetzt eine gleichzeitige Messe beginne, man müsste eben nach Leipzig, um neue Muster zu sehen – und doch sei die ganze Veranstaltung ein Bluff, denn die Aufträge könnten nicht ausgeführt werden, weil das Rohmaterial fehle, weil Deutschland ganz ausgeleert sei.

Ich kam zerschlagen und bedrückt in München an. Hier aber nahm alles vom ersten Augenblick an einen so unerwartet günstigen Verlauf für mich, dass ich drei Tage lang alle privaten und allgemeinen Sorgen vergass und in grösserer Seligkeit schwelgte als beim Empfang der Berufungsnachricht. Vossler empfing mich lachend; er habe mich mit seinem Brief nur aus dem Kommiss herauskitzeln wollen, damit ich ein bisschen Universitätsluft atmete und wieder zu mir selber käme, ehe ich nach Gent ginge. Aus Wolffs Bericht über die Genter Verhältnisse entnahm ich, dass das dortige Studentenniveau mehr dem napoletanischen als dem deutschen entspreche und dass ich es demnach nicht sonderlich schwer haben würde, den an mich gestellten Ansprüchen zu genügen. Und der Geheimrat von Dyck, trotz der Majorsuniform hundertmal mehr Professor als Offizier, auch mehr Professor als Verwaltungsbeamter, war von einer beglückenden Liebenswürdigkeit und Zuversicht. Bei meiner Reklamation, sagte er, sei entweder ein Formfehler auf der Brüsseler Seite oder ein besonders

hochgradiger Bürokratismus in Kowno im Spiel gewesen, man habe den ersten Antrag auf meine Freigabe nicht als Antrag, sondern nur als «Anfrage» aufgefasst, und darüber seien vier Wochen verlorengegangen. Aber jetzt sei alles in die richtigen Wege geleitet und würde nun bestimmt glatt laufen. Wir hätten Zeit, vor Ende Oktober brauchte ich nicht zu beginnen. Nur könne der Generalgouverneur mich erst ernennen, wenn ich nicht mehr dem Heer angehörte. «Wir wollen doch die Flamen gewinnen, da können wir ihnen keinen Unteroffizier aufs Katheder setzen. Zumal ja die Fiktion aufrechterhalten wird, dass der Generalgouverneur in Vertretung der belgischen Regierung seine Ernennung vollzieht.» Je ziviler ich hinkäme, umso besser. Die Frau Gemahlin mitnehmen? Sehr schön, es seien schon mehrere Damen da und fühlten sich wohl. Nur müssten sie manchmal bei Fliegerangriffen in den Keller. Aber nicht öfter als etwa in Köln. Und im Lauf des Winters werde ja der Krieg doch wohl auf gute Weise liquidiert werden. Ich fragte, was dann aus mir würde. Dyck hielt es für gewiss, dass ich auch nach Friedensschluss im Amt bliebe, wenn mir daran gelegen sei. Der Generalgouverneur könne mich auch gleich jetzt beim Amtsantritt zum Genter ordentlichen Professor ernennen – dann schiede ich damit allerdings aus dem bayrischen Dienst. Ich erwiderte, der Titel locke mich, aber die Zugehörigkeit zur Universität München sei mir doch von sehr grosser Wichtigkeit. «Dann kann Ihnen ja das hiesige Kultusministerium den Professortitel mitgeben.» Und schon war ich telefonisch dem mächtigen Ministerialdirektor Matt gemeldet. Auch von ihm wurde ich sehr freundlich und ohne Formalität aufgenommen. Das Kultusministerium hatte ich mühselig erfragt. (Am Salvatorplatz? – Kenn i net, woans nöt den Salvatorkeller manen.) Von aussen schien es ein alter gelber Stall, innen hatte es, an einem breiten, parkettierten Gang gelegene, grosse, gediegen möblierte Amtszimmer. «Von uns aus können wir Ihnen sofort den ‚Königlichen Professor mitgeben«, sagte Matt. Nun hatte ich aber Vossler schon mehrfach mit einiger Verachtung von diesem Titel spre-

chen hören. Den bekomme jeder Gesangslehrer zum siebzigsten Geburtstag, behauptete er, das sei etwas höchst Unakademisches. Ich wies den Herrn Ministerialdirektor vorsichtig auf Vosslers Bedenken hin. Er lachte. «Sie können auch den akademischen ‚Ausserordentlichen‘ mitbekommen. Das dauert nur ein paar Wochen länger, die Fakultät muss erst bei uns Antrag stellen. Aber das kann Vossler schnell erledigen. Ordnungsgemäss als Privatdozent müssten Sie auf den Titel noch warten. Wir werden Sie der Form halber zum a.o. auf die Dauer ... ernennen. Eine nachherige Degradierung ist ausgeschlossen.»

Dass es mir beruhigend Wohltat, zwei so hochgestellte und zum Überblick der Situation befähigte Männer wie Dyck und Matt ohne alle Skepsis von meiner Lehrtätigkeit in Gent reden zu hören, versteht sich ohne Weiteres. Dagegen mag es dem Aussehenstehenden kleinlich erscheinen, dass ich der Titelfrage, dem feinen Unterschied zwischen den gleich unbezahlten Würden des Königlichen Professors und des ausserordentlichen Professors so hohen Wert beilegte. Aber mein angestrebtes Ziel war doch der Besitz eines deutschen Katheders, und die Erreichung dieses Ziels hing davon ab, ob mich eine Fakultät berufen wollte oder nicht. Wenn nun einer solchen Fakultät der, wie die Formel lautete, «Titel und Rang eines a. o. Professors» als ehrenvoll, der «Königliche Professor» dagegen als zweitklassig und ein wenig peinlich galt, so musste ich, dem man ohnehin sein Outsidertum zu verzeihen hatte, durchaus nach dem akademisch korrekten und angesehenen Titel streben. Ein dutzendmal suchte ich das Hans zu erklären, und jedesmal lachte er mich aus und erwiderte halb mitleidig, halb entrüstet: «Du bist aber ein Bourgeois geworden.» Und damit bin ich beim zweiten, was mir den Münchener Anfang so erfreulich gestaltete. Bei unserer Ankunft hatten wir uns noch vor der Hotelsuche zum Frühstück dicht am Bahnhof in das Café National gesetzt. Zwei Schritte entfernt sass ein Mann mit rotem Vollbart in Joppe und kurzen Hosen, der volle Rucksack lag auf dem Stuhl neben ihm. Er und ich sahen gleichzeitig auf. Es war

Hans Meyerhof. Das merkwürdigste an dieser Begegnung war, dass sie uns beide nicht sonderlich überraschte: Wir hatten nie daran gezweifelt, uns wiederzubegegnen. Aber vielleicht war ein anderes Faktum doch noch merkwürdiger: dass wir uns nämlich sogleich und instinktiv im alten Freundschaftsgefühl zusammenfanden und diese instinktive Freundschaft in allem Kommenden bewahrten, obwohl wir doch in den sieben Jahren unseres Getrenntseins vollkommen auseinandergewachsen, obwohl wir oft und hart zusammenstiessen, wobei er mich immer wieder einen Bourgeois und Streber nannte und ich ihm hirnverbranntes Treiben vorwarf. Aber diese Zusammenstösse, die immer wieder friedlich endeten – Hans hat mir durch anderthalb Jahre jeden möglichen Dienst geleistet, und ich habe alles mit einem Schlage quittiert, indem ich ihm das Leben rettete –, die gesamten Peinlichkeiten unseres Münchener Zusammenseins gehören der Folgezeit an: Die ersten Tage bereiteten mir ein reines Vergnügen. Nach einer halben Stunde kannten wir unsere Erlebnisse in den grössten Umrissen. Wir wollten nun ein Hotel aufsuchen; Hans sagte, er stünde mit einer Pensionsinhaberin in Geschäftsverbindung, und gleich waren wir in der Pension Hofgarten ganz so untergebracht, wie sich etwa eine Amerikanerin in München einquartiert sehen möchte: mit dem Blick auf die Feldherrnhalle, die Ludwigstrasse, die ragenden Frauentürme. Hier und am späten Abend, als ich von Vossler kam, bei Hans bis tief in die Nacht hinein wurde weitergeplaudert. Und als ich dann noch am nächsten Nachmittag bei einem Spaziergang zu viert in Harlaching lange Zeit neben Elena gegangen – Hans nannte sie immer bei der italienischen Namensform, und ihnen beiden lag das Italienische näher als das Deutsche –, da war ich über seine Vergangenheit und Gegenwart einigermassen im Bilde. Pflicht der Selbsterhaltung, Recht der Leidenschaft, glückloses Leben der Geliebten, längst vorhandene Kälte zwischen Käthe und ihm, bessere Möglichkeit, seinen Kindern beizustehen, wenn er sich selber gerafft haben würde – so motivierte er seine damalige Flucht. Sie waren

monatelang langsam und abenteuerlich schweifend durch Italien gewandert und hatten sich der Sprache bemächtigt. Später hatte er in Palermo in einer Schwefelfirma Anstellung gefunden und sich allmählich heraufgearbeitet. («Im Süden braucht man sich nicht so streng und ganz auf das Geschäft zu konzentrieren wie bei uns – da bleibt für das Menschliche Raum, da kann ich noch mit –, in Deutschland geh ich als Kaufmann zugrunde.») Die Beziehungen zu seinen Angehörigen hatte er wieder aufnehmen wollen, sobald er helfen konnte. Aber so weit war er noch nicht gelangt, und Käthe hatte ja auch bald nach der Scheidung wieder geheiratet. Bei Ausbruch des Krieges war er sofort als Unteroffizier zu seinem Regiment nach München gereist – «aus selbstverständlichem Patriotismus damals und weil ich damals von Deutschlands reinster Unschuld überzeugt war». (Er betonte das doppelte «damals» sehr verächtlich.) Mitte August war er ins Feuer gekommen, «ein Vorpostengefecht, ein riesiger Kerl rannte mit Gebrüll auf mich zu, ich warf mich ins Knie, streckte das Bajonett vor, ich fühlte, wie es in etwas Weiches drang, mir wurde furchtbar übel, ich gab mein ganzes Mittagbrot von mir – als ich mit Speien fertig war, war auch das Gefecht zu Ende, der Franzose lag tot neben mir, ich habe ihn nicht getötet, er ist in meine Waffe hineingerannt.» Am nächsten Tage war Hans leicht am Fuss verletzt worden, im Lazarett hatte er dann einen Rückfall in sein 1911 auf der Italienwanderung erworbenes Malarialeiden gehabt. Er war nicht mehr an die Front gekommen; seit Oktober 14 hatte er in München Garnisondienst getan, sehr lange Zeit am Proviantamt – «da stammen meine Geschäftsverbindungen her» –, es war ein Wunder, dass ich ihm nicht früher begegnet war. Elena hatte ihn schon im lothringischen Lazarett aufgefunden, und nun lebten sie hier als Mann und Frau. Ob sie wirklich in England getraut waren, wie er behauptete, das habe ich nie mit Sicherheit gewusst, und ebenso wenig ist mir eindeutig klar geworden, wann und wie er vom Militärdienst freigekommen war. Wahrscheinlich war er durch die wiederholten Anfälle seines Leidens, vielleicht auch durch Nervenzusammenbruch untauglich

geworden. Er selbst erklärte, er habe freikommen wollen, um nicht länger einer ungerechten Sache zu dienen, und sein Ziel durch genau einstudiertes systematisches Simulieren geistiger Störung erreicht. Er schwelgte gar zu sehr und mit allzu vielen Varianten im Ausmalen dieses Simulierens; die Ärzte und Offiziere und Feldwebel spielten in seiner Darstellung allzu karikierte «Simplicissimus»-Rollen. Sein Patriotismus von «damals» war schon in den ersten Kriegsmonaten verschwunden, jetzt sympathisierte er ganz und gar mit der russischen Revolution. Ob er Sonja Lerch gekannt habe, fragte ich ihn. Persönlich nicht – aber in einer ihrer Versammlungen war er gewesen –, zu schade, dass sie die Nerven verloren und sich erhängt habe. «Eisner hat sicher noch Zukunft, und sie hätte seine Adjutantinnen bleiben können.» Am Abend, wie gesagt, lernten wir seine Wohnung und Elena kennen. Die Wohnung passte zu ihm. Zwei Zimmer im Geblerberghaus, der Pinakothek gegenüber, eine Stufe unter Strassenniveau, geräumig und kalt, aber nur eines heizbar. Hier stand ein Herd und Küchengerät, ein Tisch, ein Diwan, eine kleine Bibliothek, in abgetrennter Ecke hinter Vorhang ein sehr schmales Ehebett, ein primitiver Waschtisch. Der andere Raum schien der Laden eines Antiquars, eines Kunströdlers, eines Händlers mit Lebensmitteln, eines Hamsterers, eines Schmugglers. An den Wänden hingen Bilder, orientalischer Dolche, französische Seitengewehre, ein englischer Stahlhelm, auf einem Tisch standen schöne Einzeltassen und geschliffene Gläser, lagen ein paar alte Bibeln und Atlanten, dazwischen und auf dem Fussboden, unter dem Fensterbrett und in den Ecken gab es Vorräte an Speck, Schinken, Kaffee, Schmalz, Likör und Wein. Passte auch Elena zu dieser Behausung und zu Hans? Es ist schwer zu sagen. Sie hatte die etwas groben Züge, die nun einmal zu Hansens Ideal der natürlichen Schönheit unumgänglich zu gehören schienen, war aber in Gesicht und Gestalt viel weniger klobig als Käthe und hatte eine ziemlich leise Stimme, deren Klang unverkennbar auf Herkunft aus höherer Sozialschicht hinwies. Im ersten Augenblick hielt ich

sie für viel älter als Hans, nach kurzer Zeit verbesserte ich mich: nein, nur viel reifer. (In Wahrheit war sie nur ein Jahr älter.) Ihre blauen, freundlich klugen Augen hatten einen etwas ängstlichen Ausdruck. Gewiss mochte das zum grossen Teil auf ihre starke Schwerhörigkeit zurückgehen, ihre Blicke tasteten nach den Lippen des Sprechenden; aber während sie uns aufs Herzlichste bewirtete, mit Schätzen, die unter dem Diwan hervorquollen und die wir trotz unserer Leipziger Verbindungen kaum noch kannten, sah sie doch auch häufig, wie mütterlich besorgt, zu Hans hinüber. Und dann wieder, wenn er sich über irgendetwas gar zu radikal oder höhnisch äusserte, klammerten sich ihre Augen mit einer stummen Beschwörung an unsere solidere Bürgerlichkeit. Als es aber einmal ans Fenster klopfte, worauf Hans aufstand und ins Nebenzimmer ging, war sie keineswegs beunruhigt oder geärgert. «Ein Geschäftsfreund», sagte sie, «Hans wird gleich wieder zurück sein.» Und als er dann eine Viertelstunde später wieder eintrat, verständigten sich die beiden durch ein kurzes Nicken und einen einzelnen Namen. Ich hatte den Eindruck, als trieben sie ihren Handel durchaus gemeinsam. Später sah ich auch, dass Elena, auch Schatzilein genannt, sogar die eigentliche Schatzmeisterin war. In einem Brustbeutel, wie ihn die Soldaten tragen, verwahrte sie den Reingewinn der Firma an ihrem Herzen, und Hans meinte selber, da sei das Geld besser aufgehoben als bei ihm. Anderntags in Harlaching ging sie sehr aus sich heraus. Sie war mit einem Zoologen und Museumskustos verheiratet gewesen und hatte ihm bei der wissenschaftlich-schriftstellerischen Arbeit Sekretärsdienst geleistet. Die anfänglich gute Ehe war nun durch den steigenden, sie sagte: krankhaften Jähzorn des Mannes gestört worden, dann hatte er begonnen, ihr den fünfjährigen Sohn abspenstig zu machen, und dann hatte sie Hans kennengelernt und in ihm den sehnsüchtig idealischen Freund gesehen, der wie sie unter unwürdiger Ehe und dazu unter unwürdigem Beruf litt. Sie besass ein kleines eigenes Vermögen, davon wollte sie ihn studieren lassen, sobald sie sicher in Italien sassen. Hatte sie sich in

Hans getäuscht? Ja und nein. Was konzentriertes und geduldiges wissenschaftliches Arbeiten war, wusste sie von ihrem Mann her; sie sah bald, dass Hans dazu auf keine Weise imstande oder auch nur gewillt war. Aber dafür hatte er eine solche Fülle verschiedenartigster Interessen, wissenschaftlicher, künstlerischer, menschlicher – es war nach sieben Jahren noch so interessant und beglückend, mit ihm zu leben, wie am ersten Tage. Und gut war er – nur vielleicht zu gut, immer bereit, um irgendeines armen Teufels willen sich selbst und die ihm Nächststehenden zu vergessen, nie zu ernstlichem Rechnen und nun gar Sparen zu gebrauchen. Man musste ihn ein wenig bevormunden, er sah das selber ein. Am besten für ihn eignete sich der Posten in Palermo. Da hatte er eine nicht überanstrengende, regelmässige Tätigkeit, ein kleines, regelmässiges Einkommen und konnte dabei all seinen Interessen leben. Hier in Deutschland dagegen ... «Ich wünschte, wir wären erst wieder auf Sizilien. Den ersten Zug nach Friedensschluss wollen wir benutzen.» – «Deutschland», sagte ich, «war immer ein schlechter Boden für ihn, er sehnte sich fort, solange ich ihn gekannt habe.» – «Vielleicht», erwiderte sie, «ist Deutschland jetzt ein zu guter Boden für ihn. Er fühlt sich bestimmt glücklich, trotzdem wir uns arg quälen und trotzdem er auf alles schimpft. Aber ich habe Angst um ihn.» Sie begründete das politisch. Hans werde immer radikaler, wenn heute neue Streikunruhen ausbrächen, wer weiss, in welches Unglück er sich stürzte? Ich beruhigte sie. «Ich glaube», sagte ich, «Hans spielt, er spielt mit den Dingen und vor sich selber, ein ernster Revolutionär wird so wenig aus ihm wie ein ernster Wissenschaftler. Sie sehen ja, er verträgt sich mit mir, obschon er mich gestern treuer Bourgeois genannt hat. Und dann: Er kann kein Blut vergiessen.» Das könne er bestimmt nicht, pflichtete sie halb beruhigt bei, der Bericht über sein einziges Gefecht sei ja charakteristisch für ihn: Er pflegte sich geradezu dafür zu entschuldigen, dass der Poilu in sein Bajonett gelaufen sei. Sein kaufmännisches Verhalten schien Elena nicht zu beunruhigen, und seltsamerweise gab es auch mir

in diesen ersten Tagen keinen Anlass zur Sorge, und ich hatte ein ungetrübtetes Vergnügen an dieser nahrhaften Schmutzgerroman- tik.

Und noch ein Drittes neben der Genter Angelegenheit und dem Zusammentreffen mit Hans liess sich in München gut an; meine lästige Bartflechte, die sich seit Monaten immer nur zurückdrängen und nie ganz vertreiben liess, sollte nun endlich ganz beseitigt werden. «Gehen Sie zu Zumbusch», hatte mir Vossler geraten, «er tut hier Kriegsdienst und wird doch mit Ihrem Kinn zu Rande kommen, er bringt ganz anderes fertig.» Zumbusch war Ordinarius der Dermatologie und hatte einen grossen Namen. Er nahm mich als Kollegen auf, sagte sofort: «Das bringen wir mit Bestrahlung weg» und wies mich an seinen ersten Assistenten Dr. Schramm. Der war die Liebenswürdigkeit und Zuversicht in Person, schon lag ich auf einem Tisch, Bleipanzer über der Brust, Bleischirm über der oberen Gesichtshälfte, schon waren unter geheimnisvollem Surren des Apparats meine rechte Kinnhälfte und Backe vier Minuten bestrahlt und vier Minuten die linke. Danach sagte der Doktor, jetzt dürfte ich mich vierzehn Tage lang nicht rasieren lassen und dürfte mich auch nicht wundern, wenn sich mein Zustand erst ein bisschen verschlimmere, dies sei der Heilungsprozess. «Vielleicht ist dann noch eine zweite Bestrahlung nötig – danach geht es bestimmt sehr rasch aufwärts.» Ich müsste aber in der Zwischenzeit einige wichtige Besuche machen, hatte ich ziemlich erschrocken gesagt. «Und wenn Sie zum Minister müssen», war ich ausgelacht worden, «auch der Minister ist ein Mensch, und so eine Bartflechte ist heute wie eine Kriegsauszeichnung.» So war ich zufrieden fortgegangen. All diese Zufriedenheit hielt genau drei Tage an. Und dann nahm alles, ich weiss nicht, was zuerst, ich glaube, alles auf einen Schlag, eine Wendung ins Bedrückliche und wurde jeden Tag peinlicher und bedrohlicher. Das «bissel Verschlimmerung» wurde greulich. Aus dem wuchernden Bart fielen Büschel aus, in den kahlen Stellen bildeten sich blutige und eiternde Krater, es schmerzte böse und

sah noch viel böser aus. Soweit ich irgend konnte, blieb ich zu Hause. Da gleichzeitig meine Frau wieder einmal an der Galle litt – das ging nun schon seit mehreren Jahren in unberechenbaren Anfällen –, so war mir das Liebste, an ihrem Sofa zu sitzen und vorzulesen. Aus der Staatsbibliothek erhielt ich den gesamten Eugène Sue, mit dessen Lektüre ich in dem Leipziger Lesewinter kaum zur Hälfte zu Rande gekommen war. Sich für Sue zu erwärmen gilt für noch geschmackloser als die Liebe zu Voltaires Dichtungen. Ich halte aber sehr viel von den «Mystères de Paris» und habe später auch die Einleitung zu ihrer neuen deutschen Ausgabe geschrieben. In den Münchener Tagen waren sie uns die erfreulichste Ablenkung bei Tag und bei Nacht. – Ganz ohne Gäste blieben wir nicht, und ganz zu Hause bleiben konnten wir auch nicht. Lerch kam wiederholt zu uns. Seine Besuche rechne ich weder zu den Erfreulichkeiten noch zu den Leiden dieser Wochen, sie hinterliessen immer eine gemischte Stimmung. Mein erster Gedanke, der durch alle nachfolgenden hindurch weiterschwang wie ein festgehaltener Ton, war jedesmal: «Arme Sonja!» Er hatte sich vollkommen erholt, die Lähmung war geschwunden, die eingefallenen Backen rundeten sich wieder beträchtlich, und das Futurum rundete sich zu einem Wälzer von vier- bis fünfhundert Druckseiten. Und das Futurum hatte die arme Sonja ganz aus seiner Seele verdrängt. Mit welchem Strahlen erzählte er von neu entdeckten Belegstellen, von neu aufgetauchten Nuancen, mit welchem Kämpferstolz fühlte er sich als Verfechter einer neuartigen, durchgeistigten, philosophischen und künstlerischen Philologie! Er vergass ganz, dass es ein einzelner Gedanke Vosslers war, den er da auswalzte, er sagte immer «wir», er fühlte sich als gleichberechtigter, ja gleichschöpferischer Mitarbeiter Vosslers. Manchmal hatte ich Lust, ihn deshalb auszulachen, manchmal aber schämte ich mich meiner Überheblichkeit und gab ihm beinahe recht. War denn nicht auch mein «Montesquieu» aus einer hingeworfenen Bemerkung Vosslers erwachsen, und leistete Lerch nicht ehrliche Philologenarbeit und stützte sich dabei auf Kenntnisse, die mir selber fehlten? Ihm würde es ein leichtes sein,

mit seinen Studenten «Aucassin et Nicolette» zu lesen, während ich mich mühselig auf jede Zeile vorbereitete. Er war ein echter, ein zünftiger Philologe, obschon er die Zunft nicht gelten liess – ich war nur ein Aussenseiter, ein Literat, ein Reiter über den Bodensee. Und noch eines musste ich dem echten Philologen Lerch lassen: Er war gar nicht trocken, gar nicht eng und pedantisch, schon wagte sich sein kritisches, witziges, schnoddriges Berliner-tum in allen Richtungen wieder vor. Langweilig war das Zusammensein mit ihm niemals.

Kam er etwa übertätlich, so stellte sich Hans mit rührender Regelmässigkeit jeden Vormittag ein. Immer hatte er in seinem Rucksack etwas Gutes für uns, Zigaretten oder Butter oder Schokolade, immer fragte er nach unseren Wünschen, um deren Ausführung er sich dann auch eifrig mühte. Am Sonntag brachte er Elena mit, und vom Fenster aus sahen wir auf ein friedliches Kur-treiben hinunter: In der Feldherrnhalle konzertierte eine Militärcapelle, mit Vorliebe Wagner, und Tausende von Menschen standen davor oder flanierten – natürlich unter Regenschirmen, denn es regnete, wie es in München zu regnen pflegt, rieselnd aus silbergrauem Himmel, bis das Silber von der durchdringenden Sonne zu flimmern begann, worauf sich die Rieselfäden für ein Weilchen zu kräftigen Strähnen verstärkten. Und jeden Tag sagte Hans: «Ihr seid doch heute Nachmittag bei uns – ich habe einen so guten Mokka aufgetrieben», oder: «Ihr kommt doch heute Abend, es gibt richtige Kalbshaxen. Dein durchlöcherter Bart? Unsinn, du bist schön genug. Und wer weiss, wie lange wir noch beisammen sind, und wir haben uns doch viel zu erzählen. Meinungsverschiedenheiten? Das ist ganz interessant. Und vielleicht lüftest du deine spassige Bürgermaske doch einmal. Und wahrscheinlich lernst du heute einen interessanten Menschen kennen.» Wir konnten nicht nein sagen, und wir wollten es auch gar nicht, denn wir fühlten uns wirklich wohl in der romantischen Schmugglerhöhle, und nicht nur wegen der guten Verpflegung: Es liess sich mit Hans und Elena, wenn nur die Politik aus dem

Spiel blieb, über hunderterlei wunderhübsch plaudern und diskutieren, und selbst die Politik richtete kaum Unheil an, wenn wir mit Hans allein waren; denn wenn wir uns gegenseitig ins Extrem getrieben hatten, wenn er den Anarchismus zu verherrlichen begann und ich die Reaktion, bekamen wir es mit dem Lachen und versöhnten uns. Schlimmer war es, wenn einer der angekündigten «interessanten» Gäste erschien. Immer klopfte er ans Fenster, meist war es ein Geschäftsfreund, manchmal ein Malschüler oder junger Bildhauer. Und immer war er linksradikal und russisch revolutionär gesinnt und setzte ohne Weiteres voraus, dass ich ebenso dachte. Da gab es dann harte Zusammenstösse. Am meisten ärgerte ich mich, wenn der andere die russische Gesinnung mit bayrischem Partikularismus verband und alles Böses auf Erden den Saupreissen in die Schuhe schob. Darüber und über meine Empörung darüber wollte sich Hans vor Lachen ausschütten. Doch die politischen Intermezzi waren nur eine Unannehmlichkeit. Viel schlimmer und wahrhaft bedrücklich lastete bald Hansens Geschäftsführung auf mir. Ich möchte noch heute beschwören, dass er niemals einen Menschen betrogen, dass er niemals übermässige Preise für seine Waren gefordert hatte; ich weiss genau, dass er sich mit einem jämmerlichen Verdienst begnügte, dass er zumeist nur eben Kost und Kleidung in naturalibus und daneben mühselig die Miete herauschlug und von grösseren Geschäften bloss sehnsüchtig träumte; ich weiss, dass er von seinem kläglichen, auf dem Rücken zusammengeschneppten Überfluss manches an arme Teufel verschenkte, ich weiss, dass er sich wie ein edler Räuberhauptmann fühlte, der für gerechtere Verteilung der irdischen Güter sorgt und ein Retter der Armen ist; aber ich wusste doch nach drei Tagen ebenso genau, denn weder er noch Elena machten ein Hehl daraus, dass vieles in seinem ewigen Rucksack aus verschobenen Heeresbeständen stammte und dass sein gesamter geheimer Zwischenhandel ungesetzlich war. «Jawohl, ich bin ein Schieber», sagte Hans mit Stolz, «aber ich bin es aus Notwehr, denn wovon sollen Elena und ich leben? Und

ich schädige nur den Staat, den ich hasse und der uns Arme bestiehlt und seinen Interessen opfert, und ich helfe den Armen, wo ich kann. Übrigens wird mir nichts geschehen, ich schliesse alle Geschäfte nur mündlich ab, ich weiss Bescheid und bin nicht zu fassen, ich habe schon manchem Kameraden manchen guten Rat erteilt.» So hatte er sich am Vormittag gerühmt, und am selben Abend trafen wir nur Elena in der Räuberhöhle: «Wir sollen essen», sagte sie, Hans komme erst später. Ihm sei eine wahrscheinliche Haussuchung avisiert worden, da war es besser, er liess die Polizei mit Elena allein, sie konnte überzeugender Ahnungslosigkeit und Entrüstung mimen und sich im Notfall hinter ihrer Schwerhörigkeit verschanzen – «eine herrliche Komödie!» – «Elena, findest du das wirklich auch so komisch und herrlich?» – Ängstlich sei sie natürlich, und lieber sässe sie schon wieder mit Hans in Palermo, aber es machte ihm so viel Freude, und er schädige doch wirklich niemanden. Kurz darauf kam er zu uns, etwas blässer als sonst, aber strahlend. Endlich sei ihm einmal ein grosser Coup gelungen – dreihundert Flaschen Rotwein, es war Reingewinn von beinahe tausend Mark, nun könnten Elena und er sich Ende des Monats eine kleine Erholungsreise gönnen. Alles sei ganz leicht gegangen, aber einen bösen Augenblick habe er doch durchlebt. «Mein Kunde sagte, er müsse mit seinem Sozium sprechen, und ging hinaus. Ich dachte, jetzt telefoniert er die Polizei an, und war schon im Begriff, mich zu drücken. Aber wie ich die Hand nach der Klinke ausstrecke, kommt er zurück und sagt wirklich: ‚Mein Sozium ist einverstanden, also abgemacht.‘ – «Hans», sagte ich, «so geht das doch nicht weiter, du bringst dich ins Gefängnis.» – «Mein Gewissen ist rein, und mir geschieht nichts», antwortete er. – «Meinst du, es wäre mir angenehm, wenn hier in meiner Gegenwart Haussuchung stattfände und du würdest verhaftet?» – «Ach, du fürchtest für deine Karriere?» – «Warum lachst du so spöttisch. Mein ganzes Leben ist davon abhängig, ob ich eine Professur erhalte; und ich erhalte sie bestimmt nicht, wenn ich in eine anrühige Lage gerate. Auf der andern

Seite: Ich bin sehr gern mit dir zusammen, und es fällt mir schwer, mich sittlich über dich zu entrüsten.» Nun lachte Hans nachsichtig und auch ein bisschen geschmeichelt. Er werde also Rücksicht nehmen auf meine prekäre Lage, ja, er betrachte es als besonderen Spass, mein heimlicher illegitimer Freund zu sein. Es war ihm wirklich ein besonderer Spass. Georg schrieb, er überweise an mein Konto zweitausend Mark, die sein Ältester bei mir für die Kriegsanleihe «flüssig machen» werde, um auf ein paar Tage aus der Kaserne herauszukommen. Hans kannte von früher her meine Stellung den Brüdern gegenüber und Georgs Platz unter meinen Angehörigen. «Ich werde vor deinem feudalen Neffen nicht vorhanden sein», sagte er (und das war mir auch nicht unlieb), «aber ich muss mir so ein feines Gewächs doch einmal ansehen.» Otto Klemperer – vielleicht hat mein «Curriculum» doch eine Zukunft, also merke ich an: der Elektronen-Physiker, der Namensvetter und Grossneffe des berühmten Dirigenten –, Otto kam, und Hans tauchte unter. Aber zweimal ging er auf der Ludwigstrasse an uns vorbei, die Haltung des Hausierers unter dem schweren Rucksack schauspielerisch betonend, musterte meinen Neffen, der ihn nicht beachtete, und plinkerte mir vergnügt zu. Später sagte er mir: die Kommissuniform habe doch ihr Gutes; man habe dem schlacksigen Jungen seine Feudalität durchaus nicht angemerkt. In Wahrheit war diese «Feudalität» gar nicht vorhanden, und Hans und Otto wären sehr viel besser miteinander ausgekommen, als ich ahnen konnte. Mein Neffe, der mir vordem völlig fremd gewesen war – ein Kind, zu dem ich gar keine Beziehungen hatte –, schloss sich mir in diesen Tagen herzlich auf. Er hatte eine sehr langsame, verträumt schleppende Sprechweise, es klang beinahe nach geistiger Gehemmtheit. Einmal hatte ich auch Marta sagen hören: «Das arme Jungchen, es war unterwegs, als Maria sich so sehr um Fridis Tod grämte.» Er war aber keineswegs geistig gehemmt, er war nur anders und wollte auch anders sein als sein Vater. «Ich möchte um keinen Preis so leben wie der Vater», sagte er zu meiner Überraschung, «der hetzt sich zu Tode, den peitscht der Ehr-

geiz vorwärts, der will nur Macht.» – «Und was willst du?» – «Glück, Onkel, und Ruhe.» – «Und Ruhe wozu?» – «Zum Studium. Zum richtigen Studium. Beim Vater ist mir zuviel Ehrgeiz und zuviel praktisches Interesse im Spiel. Und dann auch wieder zuviel humanistisches Brimborium. Ihm liegt so viel an lateinischer und griechischer Bildung – mir gar nicht. Das ist mir alles zu tot. Ich möchte mich ganz unabgelenkt in die Natur hineinbohren können. Physik, das ist das Wahre.» – «Bist du dem Vater nicht dankbar, dass er dir das brotlose Physikstudium ermöglicht», fragte ich. – «Gewiss, aber wir verstehen uns nicht sehr gut.» – «Worin weicht ihr noch voneinander ab, ausser in der Auffassung des Glückes?» – «Vater betont den Patriotismus so stark, und der ist für mich etwas so Überlebtes wie die humanistische Bildung. Vaterländer sind ein Anachronismus. Es gibt nur eine Menschheit, wie es nur eine Physik gibt.» – «Aber die Menschheit lebt nun einmal nicht im Frieden, willst du nicht, musst du nicht für dein Land Partei nehmen?» – «Nur Partei für die Armen. Wenn die wirtschaftliche Ungerechtigkeit aufhört, bekommen wir Frieden.» Wir befanden uns während dieses Gespräches beim Nymphenburger Schloss. «Sieh diese Unzahl von Räumen, Onkel», sprang er halbwegs von seinem Thema ab, «und es gibt so viel Wohnungsenge. Warum quartiert man nicht arme Familien in solche nutzlosen Prunkschlösser ein?» Ein Automobil mit mehreren Offizieren rollte vorüber, wir zwei Mann grüssten. «Und wozu brauchen diese Herrn ein Auto? Vater hat seines abgeben müssen, und Vater braucht seines wirklich, für Krankenbesuche.» Neulich bei der kleinen ehelichen Szene an Georgs Tisch hatte ich eine leise Schadenfreude nicht unterdrücken können; jetzt kam sie verstärkt wieder. So hatte es ihm also nichts genützt, meine antimilitaristischen Zeilen aus Paderborn vor seinen Söhnen zu verbergen. Aber zu Otto äusserte ich mich onkelhaft mildernd und ausgleichend. Dabei muss ich irgendwie sein Herz gewonnen haben; denn er bewies mir in der Folgezeit, obwohl wir uns nur ganz selten sahen, eine gewisse Anhänglichkeit und gewöhnte sich späterhin daran, mir mit einer gewissen

Pedanterie zu jedem 1. Januar eine Art Rechenschaftsbericht über das abgelaufene Jahr zu schicken.

Hans also hielt sich mit besonderem Vergnügen als illegitimer Freund unkompromittierlich im Hintergrund. Dennoch wurde mir der Umgang mit ihm täglich unheimlicher, zumal wir täglich intimer verkehrten. Und das liess sich gar nicht vermeiden. Ich konnte seine ständigen Einladungen nicht ablehnen, ohne ihn zu kränken; ich mochte ihm andererseits nicht auf der Tasche liegen. Für das, was er uns in die Pension brachte, nahm er nur eben den Preis, den er selber hatte zahlen müssen – wie konnte ich mich ihm erkenntlich erweisen oder ihn entlasten. So führten wir ihn und Elena ins Kaffeehaus, umschichtig ins «National» und ins «Stephanie», die er beide liebte. Das «National» bedeutete ihm eine Börse – «eins der bedeutendsten Schiebercafés hier», sagte Hans –, das «Stephanie» war noch immer das Bohèmecafé, aber, wie mir Hans erklärte, «einer Bohème im Umbau. Während meiner Friedensdienstzeit in München und nachher 1904 in Berlin – das weisst du ja selber – kümmerte man sich in der Bohème prinzipiell nur um Kunst; jetzt werden die Schwabinger politisch. Erinnerst du dich vom Café des Westens her an Mühsam? Du solltest ihn hier einmal wiedersehen.» Ich hatte wenig Lust dazu, ich sass überhaupt nicht gern mit den beiden im Kaffeehaus, ich dachte immer: «Wenn sie ihn doch einmal verhaften ...» Wir luden die Meyerhöfe zu Ausflügen nach Urfeld und Landsberg ein, das war sehr hübsch, angenehmere Reisegefährten liessen sich nicht denken, aber auch in Urfeld und Landsberg traf man Bekannte, auch in Urfeld und Landsberg verfolgte mich der Gedanke, Hans könnte einmal verhaftet werden. Doch die Entstelltheit meines Gesichtes und die Bedrohtheit durch den Umgang mit Hans hätte ich nur für vorübergehende guaii und keineswegs tragisch genommen, wäre nicht das qualvolle Warten auf die Erledigung der Genter Angelegenheit gewesen. Warten ist der verhassteste Zustand, ich begreife nicht, warum Dante nicht in die Kreise seines Inferno einen tief, tief unten gelegenen Wartesaal eingebaut hat; ihm, dem Verbannten, der sich immer nach der

Heimkehr sehnte, muss doch gerade die Qual des Wartens vertraut gewesen sein. Doch, ich weiss, warum er von dem Wartesaal abgesehen hat: nicht aus Vergesslichkeit, sondern aus der Unfähigkeit, ihn darzustellen. Im älteren Sprachgebrauch hiess Dichtung gern «schöne Lüge». Das Wesentliche aller poetischen Lügen besteht im Verkürzen, im Zusammendrängen der Höhepunkte, der Entscheidungen, im Ausschalten der Wartezeit, des leeren Alltags. Der Dichter verdichtet den Ablauf der Dinge, danach heisst er. Dreimal täglich fragte ich in der Universität an, wohin ich mir die Post bestellt hatte – bis Mitte September kam gar nichts, weder aus Brüssel noch aus Kowno. Und dabei wurde die Lage an der Front von Tag zu Tag prekärer. Ich fragte mich manchmal, ob wir Belgien noch lange halten könnten. Auch Vossler, den ich mehrmals aufsuchte, hatte pessimistische Anfälle. «Der Friede wird ungut werden», sagte er, «wenn Sie nicht bald auf das Genter Katheder kommen, dann kommen Sie niemals hinauf, die Belgier werden sich ihre Romanisten aus Paris verschreiben.» Vossler war jetzt in einer grimmig demokratischen Laune: «Wenn man sich beeilt», sagte er, «und eine anständige Reichsreform zustande brächte, dann würde das Volk durchhalten, dann könnten wir so lange kämpfen, bis die Gegner mürbe sind – das kann ja gar nicht mehr lang dauern bis dahin –, aber so – wer will sich denn noch für den Hanswurst in Berlin schlagen?» Am 15. September, eine Woche vor Ablauf meines Urlaubs, kam endlich ein Brief vom Amt in Leipzig. Er war geheimnisvoll. Der kleine Feldwebel Mayer teilte mir mit, dass die Prüfstelle Leipzig «demnächst» aufgelöst würde, und über die weitere Verwendung ihrer Mannschaft stehe Befehl noch aus. Am gleichen Tage rief mich Dyck telefonisch an, er habe seinen Urlaub in Murnau verbracht und wolle mich sprechen, ehe er nach Brüssel zurückkehre. Ich lief glücklich zu ihm, ich dachte, jetzt erfahre ich meine Ernennung. Er trug Zivil, und sein Benehmen war noch kollegialer und zutunlicher als das erste Mal. Aber um meine Sache wusste er noch weniger Bescheid als ich. Etwas müsse ver-

fahren sein, er habe doch nun schon zweimal mahnen lassen, er habe sich Nachricht nach Murnau bestellt, nichts sei eingetroffen. «Wissen Sie etwas?» – Mir sei heute die Auflösung der Leipziger Stelle mitgeteilt worden, antwortete ich recht bestürzt. «Das ist ein gutes Zeichen», sagte er, «dann werden Sie nach München überwiesen, und von hier machen wir Sie im Handumdrehen frei. Aber auch sonst brauchen Sie sich nicht zu ängstigen. Ich werde mich jetzt an das Kriegsamt in Berlin wenden, um Sie freizubekommen. Und sehr eilig ist es ja nicht; wenn Sie Ihre Vorlesungen Mitte November aufnehmen, so ist das früh genug. Also genießen Sie Ihren Urlaub.» Ich war sehr huldvoll entlassen, der Herr Generalreferent zweifelte nach wie vor gar nicht daran, dass wir uns in Flandern behaupten würden – das war immerhin tröstlich; aber das Warten ging weiter, und die Nachrichten von der Front klangen bedrohlich. Und noch ein anderes wurde bedrohlich: das beinahe tägliche Steigen der Preise. Neulich in Berlin hatte ich geglaubt, durch Georgs Hilfe sichergestellt zu sein. Nun kam ich mit der mir ausgesetzten Summe kaum noch aus – sollte ich Nachforderungen erheben? Jetzt wo ich eben über meine endlich erworbene finanzielle Selbständigkeit triumphiert hatte, wäre es mir doppelt peinlich gewesen. Ein neues Amtsschreiben gleich nach Dycks Abreise machte meine Situation noch rätselhafter. Es kam von einer mir ganz neuen Stelle, der Presseabteilung des Militärgouvernements Litauen in Wilna, war von einem Leutnant Kabitz unterzeichnet und forderte mich auf, «den Verwaltungschef in Flandern zu veranlassen, die in Aussicht stehende Reklamation abzusenden», denn Urlaub könne mir über den 4. Oktober hinaus nicht mehr gewährt werden. Ich war aufs Höchste beunruhigt. Aus dem Schreiben ging mit Sicherheit hervor, dass meine Behörde verlegt und mit neuen Männern besetzt worden, sodann, dass der nach Kowno gesandte Brüsseler Antrag irgendwie nicht schlüssig gewesen war; wenn jetzt nach der Umgruppierung in meinem Amt Herr von Dyck mit seinen Bemühungen von Neuem beginnen sollte – wann würde er mit ihnen zu Rande kommen?

Ich übersandte ihm das Schreiben, mehr konnte ich nicht tun. Von nun an bestand mein eigentlicher Tagesinhalt in Warten; nichts, was ich unternahm, hatte noch Selbstzweck, alles war nur dazu da, die Lücken zwischen den Nachfragen nach eingegangener Post auszufüllen. Ernsthaft an der Vorbereitung des gefürchteten altfranzösischen Kollegs zu arbeiten war mir unmöglich. Ich las den Sue vor, ich war viel mit Vossler und Lerch zusammen, und allzu viel mit Hans Meyerhof, ich sah im Theater den «Peer Gynt», ich sah im Augustinerstock, einer restaurierten alten Kirche, den Märtyrerfilm vom heiligen Sebastian – in eingelegten Pausen wurden fromme Lieder gesungen, darunter ein vertontes Vaterunser –, ich stellte im Tagebuch lange Erwägungen an über das Thema Kino und Kirche – aber in Wirklichkeit und trotz alledem tat ich nichts als warten. Einmal hatte ich mit Hans einen besonders heftigen Zusammenstoß. Als ich zum hundertsten Mal über das Ausbleiben meiner Ernennung klagte, behauptete er, ich sei unsittlicher als er: «Ich mit meinem bisschen Schieben schädige keine Seele, denn der Staat ist seelenlos; du als Professor in Gent machst dich zum Werkzeug der Unterdrückung, denn diese deutsche Universität in Gent ist ja den Belgiern aufgezwungen und macht Propaganda für Deutschland.» Ich widersprach heftig: «Ich werde in französischer Sprache über französische Literatur lesen, nennst du das Unterdrückung? Glaubst du, die Franzosen, wenn sie heute die Hand auf Heidelberg legten, würden dort mitten im Kriege deutsche Vorträge über deutsche Literatur halten lassen?» Aber innerlich fühlte ich mich doch getroffen. Sagte ich mir nicht täglich: «Wenn nur der Krieg lange genug dauert»? Natürlich verteidigte ich mich gegen Hans' Vorwurf umso heftiger. Wir waren noch im Streiten, da entdeckte meine Frau im «Berliner Tageblatt» jenen kleinen Nachruf auf Martin Birnbaum, den «am Kriege gestorbenen» Boten vom Gardasee. Gleich war unser Zwist vergessen, und wir schwelgten in Erinnerungen. «Weisst du noch Birnbaums Gedicht», sagte ich, «das mir damals des einen Reimes halber so sehr imponierte: ,i, wir streiten wie die Kar-

nickel, und dann nimmt uns der Tod beim Wickel ...'» – «Es hat gar keinen Zweck, dass wir uns unsere Sünden vorwerfen», antwortete Hans, «wir sind nun einmal miteinander verbunden.» In dieser versöhnlichen Stimmung wurde beschlossen, dass wir an der für Ende September geplanten Meyerhöfischen Erholungsfahrt ins Füssener Gebiet teilnehmen würden. «Vielleicht», lautete meine Reservatio mentalis, «bin ich um diese Zeit doch schon in Gent.» Es kam aber nichts, kein Wort, weder aus Brüssel noch aus Leipzig noch aus Kowno noch aus Wilna. Ich fühlte mich durchaus arbeitsunfähig, ich hatte meine zweite Bestrahlung hinter mir und sollte nun bestimmt und ohne alles weitere ärztliche Zutun heilen; die verzweifelte Anfrage nach etwa eingegangener Post konnte ich telefonisch allabendlich von jedem Quartier aus an den Universitätskastellan richten, und vielleicht half mir das Wandern über die grausame innere Unruhe weg. So waren wir eine Woche lang unterwegs, und jeden Tag erfreute das vertraute Thema Oberbayern durch neue schöne Variationen, es gab auch zwei besondere Höhepunkte, das um diese Jahreszeit überraschende Leuchten der Glühkäfer auf der Füssen-Weissenseer Landstrasse und der weite Rundblick vom Kalvarienberg bei Füssen, ein Rundblick, der immer wieder zur Gralsburg zurückkehrte, denn so mittelalterlich märchenhaft nahm sich Neuschwanstein aus dieser Entfernung und im silbrigen Herbstdunst aus, während es in der Nähe ungleich prosaischer wirkte. Und jeden Tag hielten wir mit Hans und Elena gute Kameradschaft. Dennoch waren es quälerische Tage: von vergeblichem Telefonanruf zu vergeblichem Telefonanruf, von Zeitung zu Zeitung. Am 29. September hielt ich alles für verloren, die allgemeine deutsche und meine private Genter Sache. Ich sagte mir: Wenn die Zensur einen solchen Leitartikel der «Münchener Neuesten Nachrichten» passieren lässt! Es hiess darin, Bulgarien sei am Ende, die Türkei am Ende, die Siegfriedstellung bei Cambrai durchbrochen, die Westoffensive der Entente noch immer nicht zum Stillstand gebracht, wir müssten allen phantastischen Hoffnungen entsagen,

wir kämpften in äusserster Verteidigung. Aber am nächsten Tag war ich wieder etwas zuversichtlicher: Die innerpolitische Entwicklung bewegte sich nun rasch auf die parlamentarische Demokratie zu, und mir fiel Vosslers Wort ein: Innere Freiheit, und wir finden die Kraft, bis zu einem würdigen Frieden durchzuhalten. Am 3. Oktober waren wir wieder in München, am 4. lief mein Urlaub ab. – Ich telegraphierte um Direktive an mein Leipziger Amt, das doch seit Mitte September «demnächst» aufgelöst werden sollte. Als bis zum Abend keine Antwort kam, musste ich abreisen. Meiner Frau riet ich, bis zur Entscheidung nach Urfeld zu gehen. In Leipzig fuhr ich unmittelbar vom Bahnhof zum Buchprüfungsamt und kam vor verschlossene Türen. Der Portier der Deutschen Bücherei sagte mir, es sei seit dem 1. aufgelöst, die Herren befänden sich da und dort, einige in Wilna, gestern seien schon die vom Garnisonkommando gestellten Möbel abgeholt worden. Sofort sagte ich mir, dass dies ein günstiger Umstand sei: Ich würde nach Wilna weiterfahren und dort meine Angelegenheit unmittelbar mit meiner Zentralbehörde durchsprechen können. Fast den ganzen Tag aber dauerte es, bis ich mir das Billett nach Wilna erkämpft hatte. Von der Bahnhofskommandantur wies man mich zum Garnisonkommando, vom Garnisonkommando zum Generalkommando und überall von Zimmer zu Zimmer, und in jedem Zimmer sass ein Feldwebel, und nirgends war ein Offizier zu erreichen, und ein Dutzend Feldwebel erklärten, sie seien nicht zuständig, aber der Kamerad auf Zimmer x werde Bescheid wissen, und drei meinten, ich könnte ja nach Wilna schreiben, und nur einer hielt ein Telegramm von höchstens zwanzig Worten für zulässig. Ich bestand aber immer wieder darauf, mit meiner Behörde in Wilna persönlich verhandeln zu müssen. Endlich, am späten Nachmittag, sagte ein Polizeiwachtmeister: «Warten Sie auf den Platzmajor.» Der Offizier kam, warf einen einzigen Blick auf meine Papiere, warf sie auf den Tisch: «Is mir Wurscht! Machen Sie, was Sie wollen» und ging wieder hinaus. Darauf schrieb mir gleich der Wachtmeister das Billett aus.

Ich fuhr zum Bahnhof, informierte mich über die Zugverbindungen, ass etwas und ging in die nahe Börsenapotheke hinüber. Scherner hatte Nachtdienst, ich musste um sechs Uhr morgens weiter, er lud mich ein, bei ihm zu bleiben. Er war in sehr gehobener Stimmung. Sein Schwiegervater war gestorben – sanft und bei Jahren und ohne eine Lücke zu hinterlassen, da gab es nicht viel zu betrauern –, und das gute Muttchen hatte aus ihrer Erbschaft zwei ungleiche Teile gemacht: von dem kleineren wollte man eine neue und neu einzurichtende Wohnung im feinen Connewitz nehmen, von dem grösseren sollte Hans Scherner seinen Lieblingswunsch erfüllen, er würde sein Abitur machen und studieren, «ganz richtig Philosophie studieren bis zum Doktorat». Schon sei alles im Einzelnen durchdacht und geplant. Er habe Zeit, er werde dies Studium ja nur zur inneren Beruhigung, zum völligen Ausreifen betreiben. Es gebe Abendkurse zur Vorbereitung auf das Schulexamen, es gebe Abendkollegs an der Universität, es lasse sich auch durch Umlegung seines Apothekerdienstes manche Tagesstunde gewinnen, so werden Studium und Beruf reibungslos nebeneinanderher laufen. Die halbe Nacht sprach Scherner, Schnäpse brauend, begeistert auf mich ein. «Was meinst du, ob es mir schwerfällt, mich wieder ins Griechische einzuarbeiten? Was meinst du, ob es nicht das geeignetste für mich wäre, meine Dissertation über ein Leibnizthema zu schreiben?» Die halbe Nacht sassen wir zusammen, dann stieg er die Wendeltreppe hinauf in sein schmales Bett, und ich streckte mich auf zwei Stühlen aus. Aber viermal ging die Nachtglocke, und jedesmal, wenn Scherner aus dem Apothekenraum zurückkam, blieb er unbarmherzig vor mir stehen: «Was meinst du, sollte ich nicht lieber Kant ... was meinst du, wäre nicht Hegel ...» Vom Krieg, von der inneren Umwälzung war die ganze Nacht nicht die Rede, das interessierte ihn nicht. Er verstand auch offenbar nicht, dass mich die Genter Sache intrigierte. Weshalb denn? Ich hatte ja mein Katheder. Ehrgeiz? Eine Unbegreiflichkeit. Finanzielle Selbständigkeit? Wozu denn, wenn Angehörige für dich sorgen?

Eigentlich war gar nicht einzusehen, weshalb er Philosophie studieren wollte. Er war ja durch und durch Philosoph von selber. Nein, widersprach er, das Studium sollte ihn erst von all den Skrupeln befreien, die ihn nach der Flucht aus dem Priesterseminar immer wieder befallen hatten. Und der Dr. phil. auf der Visitenkarte, der sei nun einmal seine Eitelkeit. Früh um sechs sass ich wieder im Zug, und genau vierundzwanzig Stunden später, am Sonntag früh, war ich sehr zerschlagen in Wilna. Während ich mich zum Presseamt durchfragte und nachher auf ein paar Wegen, war mein Haupteindruck: «Lauter Kirchen, und alle, soweit meine Architekturkenntnis reicht (also nicht sehr weit), im Barockstil, italienisierend, es könnte beinahe eine italienische Stadt sein. Aber irgendwo dazwischen glänzt ein Bündel goldener Zwiebelkuppeln, und eine spitze Nadel richtet sich auf – das ist der russische Stempel.» (So fixierte ich das eine Woche später in Urfeld, als ich wieder zu mir zu kommen suchte.) Mich näher mit Wilna zu beschäftigen, war ich an diesem 6. Oktober viel zu präokkupt, auch viel zu müde. Ich fragte mich zum Presseamt durch – auch hier wie in Kowno hatten die Strassen deutsche Namen. Von den Leipziger Leuten traf ich den kleinen Feldwebel Mayer an und Wohricek, der sich Gott weiss wie trotz seines kv hierhergerettet hatte, seines Bleibens ziemlich sicher schien und erstaunlich selbstgewiss auftrat. Ungefähr jeder zweite an mich gerichtete Satz begann: «Ich an Ihrer Stelle wäre ... ich an Ihrer Stelle hätte ...», und natürlich hätte er alles ganz anders und viel besser gemacht. Aber viel wichtiger war, dass mir der Leiter dieser neuen Dienststelle, Leutnant Kabitz, mit grösster Freundlichkeit, ja kollegial, entgegenkam. Er war Professor der Philosophie in Münster. «Ihr Generalreferent in Flandern», sagte er, «scheint der weltfremde und zerstreute alte Professor aus den ‚Fliegenden Blättern, er macht alles verkehrt, man muss ihm auf die Sprünge helfen.» Wir berieten nun zusammen, wie das am sichersten anzufangen sei. Hier in Wilna, sagte Kabitz, gebe es nichts für mich zu tun. Käme ich jetzt nicht auf den Genter Posten, so würde ich

gewiss ohne den Umweg über meine Münchener Batterie einem östlichen Rekrutendepot überwiesen und von dort in wenigen Tagen an die Westfront geschickt. Das Beste, meinte Kabitz nach langem Hin und Her und nachdem ich mich über Dycks Persönlichkeit hatte äussern müssen, das Beste sei, er richte ein Telegramm an Dyck, «Unteroffizier Klemperer dienstlich zur Besprechung nach Brüssel entsandt», und jage mich dem Telegramm nach. «Und dann beten Sie dem alten Herrn immer wieder vor: ‚Der Herr Generalgouverneur kann mich in Wilna als Unteroffizier anfordern, dann werde ich sofort als Unteroffizier überwiesen, und dann kann mich der Herr Generalgouverneur selber vom Heeresdienst beurlauben und sofort für das Katheder ernennen.› Kaum waren wir soweit, und das Telegramm war eben aufgegeben, da kam durchs Telefon die Nachricht von dem Ersuchen der deutschen Regierung um Waffenstillstand. Er glaube noch immer, sagte Kabitz, dass Deutschland nicht allzu schlecht abschneiden würde, es halte ja so viele Pfänder in Händen. «Ganz egoistisch, Herr Leutnant, ändert das etwas an meiner Lage und der getroffenen Disposition?» – «Nein», antwortete Kabitz, «reisen Sie nur möglichst schnell und sehen Sie zu, Ihre Ernennung herauszubekommen, sie ist ja so wichtig für Sie. Wahrscheinlich können Sie ja auch noch im Wintersemester Vorlesung halten, bis zum Friedensschluss und zur Herausgabe der besetzten Gebiete vergehen sicher noch Monate. Aber immerhin: Man hat Sie in Bayern ‚für die Dauer Ihrer Genter Amtstätigkeit zum a. o. ernannt, man wird Sie hinterher nicht degradieren, man wird Ihnen, wenn es mit Gent doch nichts mehr wird, Entschädigung bieten ...›» Ich dachte an mein Gespräch mit Becker, an den Aussenseiter und den Ritt über den Bodensee. War ich wirklich am andern Ufer angelangt? – Kabitz liess mich für alle Eventualitäten ausrüsten: Vielleicht dauerte es doch noch eine Weile, bis ich von Brüssel wirklich übernommen war, vielleicht konnte ich in der Zwischenzeit noch nutzbringend in der Münchener Bibliothek arbeiten; also erhielt ich Fahrausweise und Aufenthaltschein für die Stre-

cke Wilna-Brüssel-München-Wilna und für die Zeit vom 6. Oktober bis 1. November. Ich sass dann noch ein paar Stunden, oft im Halbschlaf, auf dem Amt und in einem Soldatenheim herum und fuhr nachts nach Berlin zurück. Unterwegs wurde mir sehr übel, es war nicht nur Übermüdung und seelische Depression, sondern eine richtige irgendwo aufgegebeltete Grippe mit Gliederschmerzen, Schüttelfrost und Hitze. Meine Sehnsucht ging nach einem Bett und Aspirin; aber aus den Rädern des Zuges, der sich übrigens viel Zeit liess, glaubte ich immer herauszuhören: «Der Bodensee, der Bodensee». Das trieb mich vorwärts; als fixe Idee sass in mir, dass meine Ernennung von meiner Eile abhängen und dass ich alle Zukunftshoffnungen begraben müsste, ginge mir Gent verloren. So verliess ich am Montagnachmittag in Berlin erst gar nicht den Bahnhof, kümmerte mich weder um meine Angehörigen noch um meine Grippe und hockte zusammengekauert vor einem schauerlichen Rübenkaffee bis zur Abfahrt des Kölner Zuges. Noch eine Nacht und drei Viertel des nächsten Tages, dann war ich endlich in Brüssel. Ich nahm mir nicht Zeit, ein Hotel aufzusuchen und mich zu säubern, ich rief Dyck telefonisch an und eilte zu ihm in die Rue Luxembourg. Ich wurde durch einen riesigen Sitzungssaal mit grünem Tisch in ein geradezu fürstliches Arbeitszimmer geführt. Ich nahm nichts Einzelnes in mich auf, aber das Ganze, das Parkett, die Sessel und Fauteuils, der freistehende schwere Schreibtisch, die Gemälde in Goldrahmen, alles schien mir bühnenhaft fürstlich. Der Generalreferent hauste hier wie ein Minister des Ancien régime, wie ein Audienz gebender Grandseigneur in einem historischen Film. Er empfing mich sehr ungnädig, seine frühere Freundlichkeit schien fortgeblasen. «Was wollen Sie hier – jetzt ist doch keine Zeit für Ihre Sache.» Ich verschanzte mich hinter dem Befehl meiner Dienststelle und trug genau vor, was mir Leutnant Kabitz eingeprägt hatte. «Un-sinn», sagte Dyck unwirsch, «wir haben Sie auf dem einzig gangbaren Weg über das Auswärtige Amt angefordert. Und ich habe Ihnen schon in München erklärt: Einen Unteroffizier kann der

Generalgouverneur nicht auf das Genter Katheder stellen. Jetzt schon gar nicht. Was ist denn der Leutnant Kabitz im Zivilberuf? ... Professor der Philosophie? Das mag ihn entschuldigen, aber ganz so weltfremd wie ein Professor aus den ‚Fliegenden Blättern‘ brauchte er auch nicht zu sein.» Heute lache ich über die wechselseitige Bezichtigung der beiden Kollegen, aber damals hatte ich gar keinen Sinn für Komik. Ich dachte nur immer: Der Bodensee! «Was soll ich nun tun, Herr Major? Mir war natürlich ungemein viel daran gelegen ...» Er begreife meine Notlage, unterbrach er mich in freundlicherem Ton, aber im Augenblick sei alles unübersehbar. «Geniessen Sie den Rest Ihres Urlaubs in München» (das hatte er ganz genau so schon im September zu mir gesagt), «vielleicht klärt sich inzwischen die Lage.» Fünfzehn Minuten nach Beginn der Audienz war ich entlassen. Nun wusste ich: Ich war nicht über den Bodensee gekommen, und nun war es mit meiner Kraft zu Ende. Ich kaufte mir Aspirin, schleppte mich in ein schäbiges kleines Hotel am Bahnhof und schlief von acht Uhr abends bis neun Uhr morgens. Sehr häufig habe ich am Geburtstag unerquickliche Erwägungen angestellt; aber unter meinen sechzig 9. Oktobern gehörte dieser in Brüssel zu den abscheulichsten. Und dabei dachte ich gar nicht an die Möglichkeit, noch einmal vom Krieg erfasst zu werden – der neigte ja dem Ende zu, und nach dem nahen Waffenstillstand würde man mich gewiss freigegeben –, ich starrte nur immer auf das davongeschwommene Genter Fell. Nun würden wir also rettungslos an München gebunden sein, unter immer schwierigeren Geldverhältnissen und immer abhängiger von Verwandtenunterstützung. Ein Auslandsposten als Lehrer, freie Publizistik? Das besiegte Deutschland würde keine Auslandsstellen zu vergeben haben, im verarmten Deutschland würde sich mit Feuilletons und Vorträgen wenig Geld verdienen lassen. Der nächste gute Zug nach München fuhr erst um vierzehn Uhr ab. Das Gehen fiel mir schwer, und die elegante Residenzstadt mit ihren breiten Boulevards, ihren Regierungspalästen und Parkanlagen lag mir nicht – viel war mir auch von meiner

Studentenzeit her in ungefährer Erinnerung. Aber die Markthalle, ein grosser Viereckbau, interessierte mich. Ging es in Belgien auch so hungrig zu wie im Reich? Im Innern der Halle wurden Geflügel, Gemüse, Fische gehandelt. An einer Längswand waren mehrere Buden für Auktionatoren errichtet, davor amphitheatralisch ansteigende Bänke für das Publikum; die angebotene Ware – ich sah ein Huhn, eine Ente – lag frei auf der Balustrade dem Publikum gegenüber; in rasendem Tempo jagten die Versteigerer ihre Formeln herunter. Aussen an die Hallenwände geklebt, befanden sich Verkäuferstände, an denen es Speck, Wurst, Schmalz und Käse gab, alles höchst appetitlich, alles in Mengen, wie ich sie in Deutschland längst nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte, und zu Preisen, die bei aller Höhe selbst weit unter dem blieben, was ich an Hans zu zahlen hatte. Das Pfund Speck und das Pfund Butter kosteten nur vierzehn Mark fünfzig, das Pfund Schweineschmalz sechzehn Mark. Mir war in Wilna eine reichliche Löhnung ausgezahlt worden, ich legte fast meine ganze Barschaft in vier Pfund Speck, zwei Pfund Butter und zwei Pfund Schmalz an. Nachher sah ich noch Schokolade, die bei uns ganz verschwundene «echte Schweizer Cailler-Schokolade», das Pfund zu sechsundfünfzig Mark. (Die Preise waren immer in Franken angegeben, die einen Zwangskurs von achtzig Pfennigen hatten, man zahlte nach Belieben mit Mark- und Frankenscheinen, auch mit durchlochtem belgischem Nickelgeld.) Von der Schokolade zu kaufen durfte ich nicht mehr wagen; ich fühlte mich so elend, dass ich mir weitere Nachtfahrten nicht mehr zumuten konnte und Hotelaufenthalte einlegen musste; an diesem 9. übernachtete ich in Köln, am nächsten Abend erreichte ich München, und am n. Oktober fuhr ich nach Urfeld weiter. Manches von Herbstfarben verschönte Bild prägte sich mir auf dieser Rückfahrt ein, vielleicht noch wunderbarer als die Köln-Koblenzer Rheinstrecke mit ihrem bekannten [ein Wort unleserlich] war das bescheidnere Mainland, ein Meer, wahrhaftig ein Meer und keine Kette von Laubhügeln in braunen, gelben und roten Wellen. Aber die

meiste Zeit dämmerte ich doch vor mich hin und hörte nur immer im Rattern der Räder: Der Bodensee, der Bodensee, der Bodensee. Die grosse Enttäuschung, das lange Reisen, die Grippe mit den wiederholten Fieberanfällen hatten mich hart mitgenommen. Ein paar Tage blieben wir in Urfeld. Frau Wiesmayer pflegte mich rührend, indem sie von ihren eigenen Vorräten seltene Kostbarkeiten wie Reissuppen hergab und uns die Brüsseler Schätze sparen liess. Dann wurde das Wetter schlecht, und wir gingen nach München zurück. Inzwischen hatte sich die allgemeine und damit auch unsere private Situation noch weiter verdüstert: Der Krieg ging weiter, es sah nicht danach aus, als würde die Entente bald in erträglicher Art auf den angebotenen Waffenstillstand eingehen. Ich musste also damit rechnen, den Winter mindestens in Wilna, wahrscheinlicherweise aber an der Front zu verbringen. Da war es das Beste, wir griffen auf unseren vor der Genter Episode gefassten Entschluss zurück, und meine Frau setzte ihr Orgelstudium in Leipzig fort. Auch mir lag jetzt daran, von München fortzukommen. Ich fühlte mich seit dem Scheitern der Genter Affäre Vossler und Muncker gegenüber wie eine gescheiterte Existenz, ich gehörte nirgends hin, nicht zur Universität noch zum Heer, auch wurden die Beziehungen zu Hans, dem immer röteren, immer drückender. Im letzten Augenblick, als wir schon nach Leipzig aufbrechen wollten, wäre ich fast zurückgehalten worden. Die fast ausgeheilte Bartflechte meldete sich noch einmal und in der übelsten Weise. Ich eilte zu Dr. Schramm, der mich bestrahlt hatte. Er entsetzte sich über mein Aussehen und wurde sehr unhöflich: Solch ein hartnäckiger Fall – wäre ich sein Patient, hätte er sich längst anders verhalten – eine Terpentineinspritzung ... «Was heisst das, ‚Ihr Patient‘?» – «Sie sind mir von Zumbusch überwiesen, ich habe nicht aus eigener Initiative gehandelt.» – «Und was werden Sie jetzt tun?» – «Gar nichts – wenden Sie sich an Zumbusch.» Ich lief erbittert zu Zumbusch. Er hörte mich sehr gleichmütig an: Schramm sei ein launischer Mensch. «Und was soll jetzt mit mir geschehen?» – «Wenn Sie mein Privatpatient

sein wollen, lege ich Sie zur Beobachtung in meine Privatklinik und versuche dies und das. Aber es kann einige Wochen dauern, und dazu brauchen wir eine Bescheinigung Ihrer Militärbehörde, dass ...» Mir grauste, und ich unterbrach ihn etwas schroff: «Besteht Gefahr, etwa einer Blutvergiftung, wenn die Behandlung ein paar Tage aufgeschoben wird?» – «Kaum.» – «Dann werde ich mich an den zuständigen Militärarzt wenden.» Wir fuhren nach Leipzig, schlimmstenfalls konnte ich mich dort, als unterwegs erkrankt, einem Lazarett zuweisen lassen. Bis zum Ablauf des Urlaubs blieben mir noch drei Tage. Wir kamen auf genau die alte Weise bei der hocherfreuten Amanda Streller unter. Die alten Freunde, das Konservatorium, die Nikolaikirche – meine Frau wusste ich für den Augenblick untergebracht. Was sollte ich mit mir selber anfangen? Scherner drang in mich, in Leipzig zu bleiben und mich in Behandlung zu geben. In Wilna würde ich sicherlich sofort zur Front geschickt – wozu noch Schlachtvieh sein für eine verlorene Sache? Noch einmal kämpfte ich mit mir, noch einmal wusste ich hinterher nicht, ob ich mich richtig und ob ich mich aus anständigem Grunde entschieden hatte. Bleiben bedeutete wahrscheinlich Lebensrettung, Fahren: hohe Lebensgefahr. Weshalb bin ich gefahren? fragte ich mich im Zuge, nachdem mir der Abschied recht schwer gefallen. Aus Patriotismus und Pflichtgefühl? Oder weil ich nicht beschäftigungslos herumsitzen und dem Studium meiner Frau zusehen wollte? (Denn dass ich mich zu konzentrierter eigener Arbeit würde zusammenreißen können, traute ich mir nicht zu.) Oder weil ich mir nicht Feigheit vorwerfen wollte (denn mir graute vor der Feuerlinie), oder aus blosser Neugier und Rastlosigkeit, oder weil ich es an den Knöpfen abgezählt, oder doch aus Patriotismus und Pflichtgefühl? Es war keine Antwort zu finden. In Wilna, am Morgen des 1. November, empfing mich ein mir unbekannter Feldwebel. «Unteroffizier Klemperer? Sie sind erwartet. Sie melden sich gleich im Rekrutendepot ... aber wie sieht denn Ihr Gesicht aus? Scheusslich. Warum haben Sie die Reise nicht unterbrochen? Gehen Sie

sofort ins Revier. Da müssen wir eben dem Rekrutendepot einen andern in den Rachen werfen.» Das Revier verwies mich an eine Hautstation. Dort wartete eine Menge Leute und wurde in Gruppen aufgerufen: «Salvarsan! ... Flechte ...» Ein sehr energischer Stabsarzt, der unendliche Übung zu haben schien, verkündete nach kurzem Anhören und Besichtigen: «Ambulante Behandlung – Höllestein – ich denke, in acht bis vierzehn Tagen hab ich Sie beisammen.»

Als mich der Feldwebel gleich zum Rekrutendepot hatte schicken wollen, hatte ich das schon nicht mehr als Lebensgefahr empfunden. Noch während der Fahrt war mir klar geworden, dass es mit Deutschlands Widerstand in aller kürzester Zeit zu Ende sein musste. Soldaten, die in Wirballen in mein Coupé gestiegen waren, hatten neueste Zeitungen mitgebracht: Das «Berliner Tageblatt» berichtete über die Revolution in Wien, der «Vorwärts» forderte sehr ruhig, eigentlich mitleidig und dadurch nur noch wirkungsvoller die Abdankung des Kaisers. Wir hatten über die Wirkung der inneren Lage auf die Fortsetzung des Krieges geplaudert. «Unmöglich», hatte ein Berliner gesagt, «es wird immer noch gequasselt von Weitermachen, wenn die Entente demütigende Bedingungen stellt. Quatsch! Die unterschreiben alles, so fix sie können, die fragen bloss, wo ist das Tintenfass?» Niemand hatte widersprochen. Aber trotzdem, ja gerade weil es nun kaum mehr zur Front ging, hatte mir dieser Befehl des Feldwebels einen förmlichen Schlag auf den Magen gegeben; die Maxzweikaserne! ich hatte sie noch einmal vor mir gesehen, sie gerochen, sie geschmeckt. Und so wie ich im Juli bei der Berufung nach Gent gebetet hatte: wenn nur der Krieg lange genug dauert, so betete ich jetzt: wenn nur die Flechte langsam genug heilt! Im Presseamt wurde man durch die Entscheidung des Arztes in Verlegenheit gesetzt. Ein ambulanter Patient, der bei seiner Truppe bleibt, muss hier irgendwelchen Dienst tun. Es gab aber keinen Dienst für mich. Drei Tage lang sagten mir täglich mit fast den gleichen Worten ein Hauptmann, zwei Leutnants und zwei Feldwebel: «Schade, dass Sie sich nicht in München oder Leipzig krank ge-

meldet haben. Es ist hier gar nichts für Sie zu tun, beschäftigen Sie sich nach Belieben.» Am vierten Tage starb unvermutet ein kurz vor meiner Ankunft Erkrankter, da wurde mir sein Posten im «Archiv» übertragen. Nun hatte das Kind einen Namen und einen festen Büroplatz, einmal hiess es auch: «Bitte, arbeiten Sie baldmöglichst auf, was liegengeblieben ist», und es war sehr viel liegengeblieben; aber in Wahrheit hatte ich als «Archivar» gerade so wenig zu tun wie vorher. Und diese Musse unterschied sich von der Beschaulichkeit, die ich vordem in Kowno und Leipzig kennengelernt hatte. Dort hatte nur der an allen Etappen- und Verwaltungspunkten übliche Überfluss an Menschen und die daraus entspringende ebenso übliche Arbeitsstreckung geherrscht, hier kam dominierend ein anderes hinzu: das tödliche «Wozu noch?» Gerade in meinem Archiv machte es sich fühlbar. Das Presseamt füllte ein grösseres steinernes Mietshaus ganz am Rande der Stadt, im Hinterhaus und einem Nebenhaus wohnte das Personal mit Ausnahme der Offiziere. Eine ganze Reihe von Büros waren in dem Amtsgebäude vereinigt, die Nachrichtenzentrale, der «Zeitungsdienst», die Bücherstelle, allerlei Verwaltungen des dichten Zeitungsnetzes für Ober-Ost, die Redaktionen der «Wilnaer Zeitung». Mein Archiv sollte all diesen Stellen gemeinsam, besonders auch der «Wilnaer Zeitung» dienen. Ich selber hatte reichsdeutsche Zeitungen durchzusehen und alle auf Ober-Ost bezüglichen Notizen und Artikel anzukreuzen, die dann von einer Helferin auf der Maschine kopiert oder ausgeschnitten und aufgeklebt wurden. Helferinnen (weiblicher Arbeitsdienst) hatte es 1916 in Kowno noch nicht gegeben, sie waren, wie ich in diesen Tagen wieder und wieder hörte, der Mannschaft verhasst, sei es, weil durch sie die Männer aus der Etappensicherheit verdrängt wurden, sei es, weil sie im Rufe standen, sich in ihren Liebesaffären durchweg an die Offiziere zu halten und sich deshalb hochmütig der Offiziersklasse zuzurechnen. Die mir zugeordnete Helferin erledigte sachlich, was ich ihr übergab; sie sah, dass ihr Leutnant mich kollegial behandelte, also betrug auch sie

sich huldvoll. Als mir nun Leutnant Vetter höflich, aber mit amtlicher Miene gesagt hatte, ich möchte bitte die liegengebliebenen Zeitungsstösse aufarbeiten, setzte er mit vertraulichem Lächeln hinzu, allzu eilig sei es natürlich nicht. «Denn hier geht ja doch alles zu Ende, und ob wir ein paar Aktenstösse mehr oder weniger mitnehmen – cui bono?» Er war im Zivilberuf Altphilologe und Gymnasiallehrer. Es gab niemanden, den das Gefühl des Zu-Ende-Gehens nicht beeinflusst hätte. Ist es nicht charakteristisch, dass ich den Befehlskreis der Vorgesetzten nicht genau hätte angeben können? Das wuselte sozusagen mit vermindertem Pflicht- und Machtbewusstsein durcheinander. Leutnant Kabitz befand sich im Urlaub; an seiner Stelle kommandierte Hauptmann Tewes. Er war ein freundlicher alter Herr, der sich wenig sehen liess; in seiner Eigenschaft als Zentrumsabgeordneter freier beweglich und wahrscheinlich auch besser informiert als andere Offiziere, verschwand er noch gerade rechtzeitig am 9. November. Ich weiss nicht, ob er sämtlichen Stellen des Hauses vorgestanden hat, ich weiss ebenso wenig, welches die Bezirke der beiden Leutnants Vetter und von Wilpert waren, die umschichtig (mit oder ohne Vorwand) auf lange Plaudereien zu uns hereinkamen. Wilpert war der interessantere von beiden, Balte, protestantischer Theologe mit fast abgeschlossenem Studium, seit 1914 auf deutscher Seite, Reserveleutnant und gewillt, beim Heer zu bleiben, nach seiner Verwundung im Ober-Ost-Dienst, weil mit dem Sprachgewimmel vertraut: es war immer lehrreich, ihm zuzuhören. Noch erstaunlicher, als dass mir die genaue Stellung der Offiziere unklar blieb, ist meine Unkenntnis der Feldwebelbereiche. Unterstand ich dem kleinen Leipziger Mayer oder Hornberger oder Bottke und welches waren die Kanzleien, in denen Mayer oder Hornberger oder Bottke die traditionelle Herrschaft des Kanzleifeldwebels ausübten? Sie übten sie offenbar nirgends mehr aus, das «Wozu noch?» sass auch ihnen schon wie ein Krankheitskeim im Blute, sie gingen herum und standen herum ohne eigentliche Beschäftigung, sie warteten von Stunde zu Stunde auf Neuigkeiten,

sie warteten auf das Ende. Ein besonders beliebter Punkt für Zusammenkünfte während der Dienstzeit – Vorwände fanden sich immer – war die Nachrichtenzentrale. Sie war telefonisch mit Kowno verbunden, das seinerseits mit Berlin sprechen konnte. Hier erfuhr man das Neueste. An der Tür klebten zwei Anschläge wie Symbole der ablaufenden alten, der heraufziehenden neuen Zeit. Zur Linken ein Garnisonbefehl gegen das Tragen zu hoher Uniformkragen, zur Rechten der noch kaum fassbare Erlass: die politischen Ereignisse hätten einen starken Eindruck auf das Offizierskorps gemacht, aber der deutsche Offizier habe nie politisiert, und so müsse er, Hindenburg, «die von Seiner Majestät allerhöchst berufene Regierung unterstützen» und fordere auch jetzt das Zutrauen, das man ihm in guten Tagen gewährt habe. In den ersten Tagen, bevor ich den Archivposten hatte, sass ich häufig mit meiner Lektüre und meinem Tagebuch in dieser Zentrale, denn mein Schlafzimmer, in dem ich mich hätte aufhalten dürfen, war ein offenloser Durchgangsraum, es standen nur zwei Bettgestelle und dürftiges Waschgeschirr darin. Bei Nacht konnte ich unter zahlreichen Wolldecken warm werden, tags aber fror ich sehr (übrigens herrschte recht mildes Winterwetter). Sehr merkwürdig war dies Wohnen in der Etappe. Die beiden dem Personal des Presseamtes, einigen siebzig Personen, zugewiesenen Häuser waren nur teilweise von den eingeborenen Mietern geräumt; aus den freigegebenen Zimmern hatte man die Möbel meist nur teilweise entfernt. Ich sah bei einigen Kameraden abgestufte Mischungen von Plüsch und Kiste, Guter Stube und Unterstand. Bei mir gab es nichts zu mischen; mein Aufenthalt war als Provisorium gedacht; es blieb dann aber bei diesem Provisorium, weil ich mich weniger um ein besseres Zimmer als um das Entkommen aus Wilna bemühte. Neidlos sah ich morgens vom Fenster aus zu, wie russische Gefangene im Hof riesige Holzmen-gen für die vielen Ofen der Häuser hackten. Wenn es mir im Telefonzimmer zu laut wurde, fand ich auch in der Redaktion der «Wilnaer Zeitung» gute Aufnahme. Mit ihr kam ich schon am ersten Abend in freundschaftliche Beziehung. Ich hatte mich nach

der durchfahrenen Nacht zeitig hingelegt und schlief schon, als jemand dröhnend durch das Zimmer stapfte. Ich fuhr hoch, und der Mann entschuldigte sich, er habe nichts von der Belegung dieses Durchgangsraumes gewusst. Er setzte sich zutunlich auf den Bettrand, und wir plauderten lange. Es war der Sergeant Sander, der mit Müller-Jabusch zusammen die «Wilnaer Zeitung» redigierte. An Sander war eigentlich alles romanhaft, beinahe kinohaft, das Aussehen, der Lebensweg, die politische Stellungnahme. Er war von mächtiger Gestalt, man glaubte ihm die Leidenschaft des Boxens und Fussballspielens ohne Weiteres, er hatte scharfe graue Augen im bartlosen, faltigen Gesicht, man konnte nicht genau sagen, ob sein kurzes Haar blond oder grau war. Ich hätte ihn für alles andere eher gehalten als für einen Journalisten. Er war auch erst spät zum Journalismus gekommen. Er hatte sich als Zwanzigjähriger (vor etlichen zwanzig Jahren) zum Dienst in den Kolonien gemeldet, hatte nach der Dienstzeit in Ostasien als Spediteur Stellung gefunden und hatte auch nach der Rückkehr in die Heimat lange in diesem Beruf gearbeitet, ehe er zur Zeitung kam. Hier war er zuletzt Redakteur eines Danziger Blattes gewesen. Im Krieg, nachdem er als ostpreussischer Landsturmmann bei Tannenberg verwundet und in der Sommeschlacht verschüttet worden, wiederholte sich seine zweifache Friedenslaufbahn: Erst war er Bahnspediteur in Antwerpen, danach Redakteur in Wilna. Er fühlte sich schon von Danzig her als Spezialist der Polenfrage, er war ein heftiger Polenfeind, er schalt auf die militärischen Vorgesetzten, die ihn als Sergeanten knebelten, statt dem Fachmann freie Hand zu lassen. «Was hätten Sie von sich aus getan?» – «In ganz anderem Masse, als es geschehen, die Juden und Litauer hier gegen die Polen ausgespielt, die Polen ausgeschaltet.» Aber nicht wegen seiner Polenfeindschaft, die er in Wilna mit manchem teilte, habe ich Sander auch auf politischem Gebiet romanhaft genannt. Romanhaft in diesen Novembertagen und in dieser Etappe, die sich bald als besonders radikal erwies, war sein Eintreten für Wilhelm II. Nicht nur für die Monarchie,

das tat hier ausser ihm mindestens noch Professor Naumann, der Germanist, der sich später durch sein Nibelungenbuch grosses Ansehen erwarb und der in Wilna die «Wacht im Osten» redigierte, sondern wirklich für die Person des Kaisers, die er mit romantischem Glanz umgab und mit vielen Tugenden schmückte. Als nachher die Revolution zum offenen Ausbruch kam, hörte ich Sander ein dutzendmal am Tage klagen und fluchen: «Wenn ich doch heim könnte, Schweinehunde totschiessen, Schweinehunde totschiessen!» Eigentümlich war es, dass Sander, trotzdem er mit seiner Leidenschaft für den Kaiser absolut allein stand und auch als Konservativer wenig Gesinnungsgenossen hatte, dennoch mit seiner gesamten Umgebung in kameradschaftlichem Einvernehmen lebte. Der Feldwebel Hornberger war Elsässer und machte aus seiner Reichsfeindlichkeit kein Hehl. Er war ein älterer und ruhiger Mann und drückte sich gemässigt aus, er sagte, die französische und die deutsche Sprache seien ihm gleicherweise vertraut, am liebsten hätte er von jeher ein autonomes Elsass gesehen, und wenn – aber das sei ja ausgeschlossen – wenn das Land etwa doch noch bei Deutschland verbliebe, würde er weiter ein loyaler Untertan sein. Wenn er aber zwischen Deutschland und Frankreich wählen müsse, dann würde er für Frankreich als das kleinere Übel stimmen. Noch ein zweiter Elsässer befand sich unter uns, der Schreiber Laurent. Er war viel jünger und verbitterter als Hornberger und drückte sich dementsprechend aus. Er erzählte gern, wie ihn sein Hauptmann im Westen als guten Soldaten geschätzt und zum EK vorgeschlagen habe und wie ihm das EK verweigert worden und wie er von seinen ursprünglichen Kameraden getrennt und zu wildfremden Leuten nach dem Osten gekommen sei, «bloss weil ich Elsässer bin», und wie man ihn im Osten schikaniert habe, «bloss weil ich Elsässer bin», und wie es ihn am meisten ärgere, dass man seinen Namen nicht Französisch ausspreche, und wie er es nicht erwarten könne, Franzose zu werden, «und wenn das Elsass nicht zu Frankreich kommt, dann wandere ich nach Frankreich aus». Dass Sander den Reden der El-

sässer verträglich zuhörte, begriff ich noch allenfalls, teils nahm er sie wohl nicht für reine Deutsche, teils auch zählte er Hornberger und Laurent nur im weiteren Sinn zu seiner Umgebung, denn sich selber rechnete er natürlich zu der starken Intellektuellengruppe, die im Presseamt dominierte. «Aber wie kommen Sie mit diesem Intellektuellenkreis aus?» fragte ich ihn, «mir scheint hier doch alles liberal mit starker Linksneigung.» Er lachte. Das nehme er nicht tragisch. Die Kameraden hier seien viel zu literarisch, als dass sie die Politik wirklich ernst nähmen, als dass man sie in der Politik wahrhaft ernst zu nehmen brauchte. «Kommen Sie nur am Montag in unser Kränzchen, Sie werden ja sehen.» So kam ich doch noch in diese Gesellschaft, die mir in Kowno entgangen war, und ich gab Sander ziemlich weitgehend recht. Das erste Mal, am Montag, dem 4., hielt Müller-Jabusch, sein Redaktionskollege, einen Vortrag. Fünfzehn bis zwanzig Leute sassen nur im Hinterzimmer des leidlich eleganten Restaurants Sankt Georg, tranken jeder eine Tasse Tee, bekamen ein Stückchen Zucker dazu und zahlten mit einem Fünfzigkopekenschein der Posener Darlehnskasse. Wären nicht die Uniformen (vom Landsturmann bis zum Leutnant) gewesen, so hätte die Veranstaltung ebenso gut die Zusammenkunft mehr literarisch und wissenschaftlich als studentisch orientierter Akademiker sein können. Müller-Jabusch, Bohèmeerscheinung, aber von der dickeren, sanfteren, beruhigteren blonden Art, Kunsthistoriker, zuletzt beim Feuilleton der «Vossischen Zeitung», im Kriege Schipper vor der Rettung in den Kownoer Pressedienst, sprach über den baltischen Kritiker Gerlieb Merkel, der in Weimar als Antigoetheaner gehaust und später gegen Napoleon Partei genommen hatte. Ich denke mir, Kollege Naumanns inneres Urteil dürfte gelautet haben: «Für ein Seminarreferat viel zu lang und zu schade, beinahe für eine Dissertation mit zweihundertdreiundneunzig Fussnoten ausreichend, freilich nur als noch zu formendes Rohmaterial.» Müller-Jabusch las aus seinen vielen Manuskriptblättern von neun bis elf ohne Pause vor, alle hörten ihn mit geduldigem An-

stand, einige mit deutlichem Interesse. Nachdem ihm dann Arnold Zweig als Vorsitzender gedankt, kam eine allgemeine Plauderei in Gang. Jetzt herrschten politische Themen, aber sie wurden ohne Leidenschaft und immer mit der Wendung ins Literarische erörtert. Zuerst war von jenem Auspielen der Juden und Litauer gegen die Polen die Rede, das man nach Sanders Meinung viel zu lax betrieben hatte. Ein junger Lehrer, Dr. Deutschländer, ausgesprochen jüdischer Typ, erzählte, wie er den Auftrag bekommen, die litauische Literatur zusammenzustellen, und wie er mit aller Mühe nur ein paar Bücher aus Ostpreussen habe auftreiben können, deren Inhalt zumeist aus Kurpfuscherei bestanden habe. Er wandte sich im Erzählen hauptsächlich an seinen Berufskollegen, den ausgeprägt germanischen Leutnant Vetter, und es war sehr drollig und wurde auch allgemein belacht, wie er im Eifer des Berichtens immer mehr in das Gestikulieren und den Sing-sang der Ostjuden geriet. Dann kam etwas zur Sprache, das mich persönlich anging. Irgendwo am Tisch war das Wort Italien gefallen. Mir gegenüber sass ein Mann, der mich an einen grossen Theaterabend meiner Berliner Frühzeit erinnerte. Ganz, aber auch ganz genau wie mein Visavis hatte Emanuel Reicher in Sudermanns «Johannes» als Herodes ausgesehen: kohlschwarze Haarfülle, kohlschwarzes Vollbärtchen, fettes weisses Gesicht, kohlschwarze, feuchtglühende Augen unter drückenden Lidern. Bei dem Wort Italien hoben wir beide gleichzeitig den Kopf. «Ich weiss ein Lied davon zu singen», sagte er. «Ich auch», sagte ich, und wir kamen ins Gespräch, dem die andern bald zuhörten. Herodes Eisenmann hatte als Buch- und Kunsthändler in Rom gelebt. Er erzählte von dem Aufsehen, das das «Nord und Süd»-Heft über Italien dort erregt hatte. Manacorda hatte mich im Corriere della Sera sehr treulos desavouiert, und sein Artikel war vielfach nachgedruckt worden. Wie viele Abende hatte Manacorda bei uns verbracht, wie oft uns seine Freundschaft beteuert – und nun sollten keine privaten Beziehungen zwischen uns bestanden haben. Nur meiner allerersten lettura hatte Manacorda zugehört, sonst

war ich immer allein mit meinen Studenten gewesen, und im Oberkurs hatte es mehr politische Exkurse gegeben, als mir manchmal lieb gewesen – und nun wollte Manacorda jede meiner Vorlesungen persönlich überwacht haben, alle hatten sie vom ABC gehandelt, und mein Bericht in «Nord und Süd» war aus den Fingern gesogen. Eisenmann tröstete mich, man habe anderen Deutschen in Italien in ähnlicher Weise mitgespielt wie mir. Erst ganz zuletzt an diesem Abend tauchte ein aktuell politisches Thema auf, die seit mehreren Tagen überall erörterte Abdankung des Kaisers. Sander nannte die Forderung unpatriotisch und fast verräterisch. Ich selber meinte, es müsste Wilhelm II. gegen die Ehre gehen, seinen Gottesgnadenthron mit dem parlamentarischen Schemel zu vertauschen, er sollte zugunsten eines Enkels verzichten, der ganz unbelastet in die neuen Verhältnisse hineinwachsen. Professor Naumann wandte ein, Wilhelm sei so kompliziert, dass er sich möglicherweise auch mit dem Thron von Volkes Gnaden zu befreunden vermöge. Dann hatte Zweig seinen guten und trotz später Stunde recht ausgedehnten Moment. In improvisierter Rede – man merkte deutlich, dass ihm im Sprechen die Gedanken zufließen, dass er laut dachte, entwarf er ein Charakterbild des Kaisers als des Schauspielers, der sich in verschiedene Rollen hineinlebt, der selber nicht immer zu sagen wüsste, wann er sein wahres Ich bekundet und wann er eine Rolle spielt; es war eine psychologische Skizze, es war ein dichterisches Bemühen, Politik gab nur den Anlass zu diesem Gemälde, sie war nicht das Wesentliche daran.

Mit Arnold Zweig ging es mir merkwürdig. Heute schätze ich seinen wohl am Anfang der zwanziger Jahre geschriebenen «Grischa» als einen der besten deutschen Romane aus dem Weltkrieg; in Wilna war er mir als Autor noch ganz unbekannt, ich verwechselte ihn erst mit Stefan Zweig, dem Dichter des «Tersites». Aber er musste doch schon einen guten Namen haben, denn die Leute des Presseamtes, die alle in der neuesten Literatur und Kunst mehr oder minder Bescheid wussten, nannten ihn durchweg mit grossem Respekt. «Eulenberg», sagte mir Müller-Jabusch,

«ist nach Berlin, auch Dehmel ist wieder fort, und Struck ist viel unterwegs: da fällt das Präsidium mit Selbstverständlichkeit an Zweig.» Auf den ersten Blick also schien er mir durchaus unbedeutend, alles an ihm war unansehnlich. Er war ein schwächtiges Männchen, das sich in der Uniform besonders schlecht ausnahm, er hatte einen unordentlichen Haarschopf und eine frühe runde Glatze, er hatte im alltäglichsten Gesicht kleine, wie vom Schnupfen zugewachsene Augen hinter grossen Brillengläsern, ich hätte ihn für einen Kanzlisten oder Postsekretär gehalten. Im Umgang gewann er durch uneitles und zutunliches Wesen. Seine geistige Potenz ging mir an diesem Montagabend auf. Am folgenden Donnerstag gewann er auch mein Herz. Das war beim Begräbnis meines Vorgängers im Archiv. Die Zeremonie ging in der üblichen Form, aber auf eine würdelose, ja skandalöse Weise vor sich. Der Friedhof selber, interkonfessionell mit römischen und orthodoxen Kreuzen, auch mit hebräischen Grabtafeln, lag schön genug in einem Kiefernwäldchen oberhalb der Stadt, war in allen Teilen gepflegt und in dem militärischen Abschnitt, zwischen dessen Feldern ein ruhender steinerner Löwe den Mittelpunkt bildete, sehr gepflegt. Aber den Geistlichen hätte ich ohrfeigen mögen. Er stand vor einer Reihe von acht Gräbern und hatte es unanständig eilig, mit ihnen fertig zu werden. Die wenigen Sätze seiner Predigt, dass wir trotz aller Menschenopfer noch immer den einzelnen Toten achteten und dass wir an Jesu Auferstehung glaubten, wurden rasch aufgesagt, aber das war nichts gegen die Geschwindigkeit, mit der er dann von Grab zu Grab sprang, auf jedes mit einer mechanischen Bewegung, als stempelte er Briefe, ein bisschen Erde schleuderte und dazu seine frommen Sprüche vollkommen affektlos herunterleierte: «Staub zum Staube, Geist zu Geist – das Verwesliche vergeht, die Seele lebt – Tod, wo ist dein Stachel ...» – *er* hätte ebenso gut murmeln können: «Ich habe Hunger ... ich will zu Tisch ... ihr langweilt mich – lasst mich in Ruh ...» Da trat Arnold Zweig aus dem Glied. Er ging zwei Schritte abseits und weinte heftig und laut schluch-

zend. Die Tränen liefen ihm in den Mund, sein armseliger Körper zuckte, der viel zu grosse Helm wackelte ihm auf dem Kopf. Er zog ein rotes Taschentuch, warf es mit der einen Hand breit auseinander, während die andere bemüht war, den verrutschten Helm wieder in den vorschriftsmässigen Sitz zu bringen, und schneuzte sich, er begann noch einmal zu weinen und schneuzte sich noch einmal so laut und energisch, dass sogar der eilige Geistliche einen erstaunten Blick auf ihn richtete, er machte eigentlich eine durchaus komische Figur. Aber mich rührte er tief. Der Geistliche war ein Arbeitsgaul, der die Gräberreihe entlang seinem Stall zu trabte, wir andern standen stumpf, allenfalls angewidert da, nur dieses Männchen war noch eines Gefühlssturms fähig. Ich fragte ihn nachher, ob ihm der Verstorbene besonders nahegestanden. Das nicht, ein Kamerad wie viele andere auch, antwortete er, aber das ganze Elend des Krieges habe ihn der herzlosen Szene gegenüber noch einmal überwältigt. Wie oft habe ich später beim Lesen des «Grischa» an dieses Begräbnis zurückgedacht. Es bewies mir die Herzensübereinstimmung zwischen dem Menschen und dem Dichter Zweig. Schade, dass sich mir das Bild des Menschen zuletzt doch noch ein wenig trübte. Aber ich muss noch einmal auf die geselligen Abende der Presseleute zurückkommen. Der zweite sprach noch entschiedener für Sanders Meinung, dass hier die Politik nicht dominierendes Seeleninteresse sei. Mein erster Montag war auf den 4. November gefallen, der zweite fiel auf den 11. Dazwischen lag das Ungeheure: Am Sonntag, dem 10., hatte uns die Flutwelle der Revolution erreicht. Ich nahm ohne Weiteres an, dass heute für einen Vortrag keine Nachfrage bestehen würde, und kümmerte mich nicht um die Neapelplauderei, die ich Zweig zugesagt hatte. Diesmal versammelten sich im «Sankt Georg» noch ein Dutzend Menschen mehr als neulich. Herodes Eisenmann hatte einige Kollegen aus dem Buchhandel mitgebracht, Leutnant Vetter kam in Begleitung Leutnant von Wilperts, und mit Deutschländer zusammen erschien der Feldrabbiner Dr. Levy, im violetten Mützenband den Davidstern, der damals ein Kenn-

zeichen war wie das Kreuz der protestantischen und katholischen Geistlichen und noch keine Kennzeichnung. Wirklich hatte jeder das Bedürfnis, sich auszusprechen, und niemand hätte die Ruhe aufgebracht, einem Vortrag zu folgen. Aber es schien, als wenn alle von der Politik genug hätten und das Bedürfnis fühlten, sich darüber zu erheben. Das erste Gespräch, das aus dem Durcheinandergequirl der Reden tauchte und die Aufmerksamkeit aller fesselte, war ein wirkliches Religionsgespräch über die Unsterblichkeit der Seele. Hauptteilnehmer waren auf der einen Seite Leutnant von Wilpert, der den christlichen Auferstehungsglauben mit der Gründlichkeit des studierten Theologen vertrat, auf der andern Seite der Rabbiner und Dr. Deutschländer, die mit reichlichen Talmudzitate operierten. Einen Religionsdisput kann ich die Unterhaltung nicht nennen, denn zwischen den Sprechern fehlte der Gegensatz, man ergänzte und bekräftigte sich gegenseitig. Später wurde das eigentlich religiöse Gebiet verlassen, aber man blieb durchweg im Philosophischen und Ideellen: Glück, Lebensgefühl, Verschiedenheit des Lebensgefühls und der Lebenswertung im Orient und Okzident waren die Themen, bei denen sich wieder Zweig hervortat. Die Revolution, die Politik überhaupt war von neun bis Mitternacht ausgeschaltet. Seit unserm roten Sonntag war ich von der Revolution besessen; bis dahin hatte ich sie nur von ferne herankommen sehen, ohne wirklich an ihren völligen Ausbruch zu glauben, ohne ihn mir so recht vorstellen zu können. Parlamentarisches System, vielleicht die Abdankung des Kaisers zugunsten eines Enkels, allenfalls einige östliche Krawalle, das alles war jetzt denkbar – aber eine richtige Revolution nach russischem Muster in Preussen-Deutschland? Nein, das war unvorstellbar. Und so hatte ich in der ersten Wilnaer Woche noch Zeit für Wilna. Ich ging in den dienstfreien Stunden meist allein auf Entdeckungsreisen. Es war im Presseamt üblich, sich zu Kassengruppen zusammenschließen, wobei jeder Beteiligte im Wochenturnus den Koch und Burschen machte. Die in der Gruppe Vereinigten pflegten dann auch in irgendeinem

der vielen Restaurants zusammen zu speisen. Ich hatte es in Erinnerung an Aubers abgelehnt, einem solchen Kochzirkel beizutreten, und war dadurch ein wenig isoliert. Die Beköstigung in den Soldatenheimen sagte mir zu – sie war noch immer ausreichend und billig, nur das Brot war knapp, man brachte seine Ration mit und bekam zum Kaffee Butter darauf geschmiert und einen ganzen Honigsee darüber gegossen –, ich sparte Zeit und wahrscheinlichen Ärger und hatte mehrere Stunden frei zum Durchstreifen der Stadt. (Blieb man mit den Kameraden zusammen, denen die Stadt schon vertraut war, so wurden doch nur die in den Bürostunden geführten Gespräche fortgesetzt.) Die landschaftliche Umgebung Wilnas hatte Ähnlichkeit mit der Kownos, war aber doch wohl unbedeutender. Vielleicht aber kam mir das auch nur deshalb so vor, weil mich die Stadt in ihrer Reichhaltigkeit so ungemain fesselte, dass ich die Landschaft darüber beinahe vergass. Ich war ganz verwundert, als mich meine Frau nach ihr fragte. «In Kowno», schrieb ich ihr zurück, «war der Njemen und die vergrößerte Mark; hier ist nur Wilna selber.» Müller-Jabusch hatte mir ein schönes Buch geliehen, das mir zum Führer dienen sollte: «Wilna, eine vergessene Kunststätte» von P. Waber im Verlage der Zeitung der 10. Armee. (Es gab eine riesige Menge von Blättern in Ober-Ost, die Zeitung der 8. Armee und die der 10., die «Wilnaer», die «Kownoer Zeitung», die «Wacht im Osten» und so weiter. Dazu mehrere litauische Zeitungen, dazu auch solche, die dreisprachig deutsch-polnisch-hebräisch erschienen.) Aus diesem Buch lernte ich viel, aber ich befand mich auf meinen Streifen im Widerspruch zu ihm. Das Wabersche Buch galt fast ausschliesslich dem Westen, das heisst, es handelte von den vielen Barockkirchen und von den Bauten im Stil der Ordensburgen und kümmerte sich wenig um den Osten, der mir hier das eigentlich Interessante war. Von den katholischen Kultstätten war mir nur die Ostrabrama wesentlich. Ein Heiligtum im Giebelfenster eines alten Tors, die Strasse davor dient als Kirchenschiff. Wie hier die Beter mitten am Alltagsleben, mitten im Verkehr auf den

Knien lagen, das schien mir ein Ausdruck orientalischer Sklavengesinnung und so eine Verwandtschaft mit dem orthodoxen Kult, denn es waren die Sklavengesten der Anbetung, die mich beim orthodoxen Gottesdienst besonders frappten. Man küsste die Heiligenbilder Gestalt um Gestalt, man beugte beim Knien die Stirn, bis sie den Boden berührte. Ich sah auch eine Moschee in Wilna, es war nicht viel an ihr zu sehen, aber es war doch eine Moschee. Aussen ein deutliches Spritzenhaus, Holzschuppen, mitten Holztürmchen, nur dass Halbmond und Stern über dem Türmchen standen, innen ein nackter Raum; Steine und Glasscherben auf dem kahlen Boden, an der einen Schmalseite des Rechtecks die Andeutung oder der Überrest eines Altars, zu dem ein paar eingebrochene Stufen führten, an der Wand gegenüber eine einfache Holzgalerie mit kleinen gedrehten Säulchen. Um die Moschee herum standen und lagen auf grünem hügeligem Platz allerlei Grabsteine mit eingeritztem Halbmond, mit Inschriften in russischen und irgendwelch orientalischen Buchstaben. Moschee und Friedhof gehörten zu dem besonders jämmerlichen Barackenviertel der Mohammedanersiedlung – an Armseligkeit fehlte es in Wilna nirgends, der Prunk der Kirchen und öffentlichen Bauten war in den Schmutz und die Armut vieler Quartiere getaucht. Armut und Schmutz und unmöglichen Zustand der Strassen gab es in Wilna mit seinem Überfluss an Kunststätten genauso reichlich wie in Kowno. Und wie in Kowno prägten die handel-treibenden Juden das Strassenbild. Ich ging wiederholt durch das Ghetto, ich machte Einkäufe, Butter und Zucker und Schmalz – alles genauso gut und so preiswert wie in Brüssel – und den Karton dazu, um die Schätze meiner Frau ins hungrige Leipzig zu schicken, ich plauderte ein bisschen mit den Verkäufern, sie verstanden mich mühelos, und ich verstand sie mit einiger Anstrengung, ich hatte kein Gefühl der Abneigung und keines der Gemeinschaft. Ich betrachtete das Aussere der alten Synagoge, den tiefeingesenkten Kasten mit dem säulchenverzierten blauen Holzgiebel, wie man eine alte, etwas rührende, etwas geheimnisvolle

Kirche betrachtet. Ich besuchte den alten jüdischen Friedhof, er machte einen ähnlichen Eindruck auf mich wie der mohammedanische, war aber ungleich ausgedehnter, auch viel schöner gelegen. Eine wellige Grashochfläche mit ungezählten eingesunkenen Grabhügeln, mit zahllosen liegenden und aufrechten Grabplatten, die alle die gleiche Form romanischer Bogenfenster hatten, alle die gleichen, um hebräische Inschriften geschwungenen biblischen Ornamente in gelber und rosa Farbe auf schwarzem Grunde trugen. Rinder grasten ungestört in der völligen Einsamkeit, die Stadt lag weitab jenseits des Flusses, viele Kirchtürme und die goldenen Kuppeln der Romanowkapelle stiegen auf. Welch ein Thema. Welch ein Thema für einen sentimental Lyriker des achtzehnten Jahrhunderts! Aber alle poetische Stimmung und alle ruhige Aufnahmefähigkeit verging mir, als mich Beermann in die Talmudschule mitnahm. Beermann, ein blonder, frischer und höchst gefälliger Kamerad, tat im Presseamt Dienst als hebräischer Dolmetscher. Sein Vater war in Wilna geboren, er selber war jahrelang Bankbeamter in Jerusalem gewesen, sehnte sich dorthin zurück, fühlte sich ganz als Palästinenser. Wir machten unsern gemeinsamen Weg am Sonnabend, und dem Anfang fehlte es nicht an einiger Feierlichkeit. Ich kannte das Ghetto nur in seinem Wochentagslärm und -gewimmel. Jetzt herrschte überall absolute Leere und Stille, die vielen kleinen Läden, Werkstätten, Schaufenster waren mit Platten verschlossen, die Strassen ganz verlassen. Erst nach Minuten tauchte ein alter schlurfender Mann auf mit einer blauen Emaillekanne in der Hand. Beermann erklärte: «Er hat sich seinen Tee von einem Schabbesofen geholt, der von gestern her in Glut ist.» Dann wieder völlige Strassenleere, erst ganz zuletzt zwei eilige junge Leute vor uns. Beermanns Kommentar: «Die gehen jetzt in die Schul; da kann man Tag und Nacht sein, lernen, beten und auf den Bänken schlafen. Mein Vater hat hier gelernt.» Wir traten für einen Augenblick wie in einen Keller hinab in die Synagoge, wo der Gottesdienst noch nicht begonnen hatte.

Wilna – ich weiss nicht, wo ich es gelesen oder wer es mir ge-

sagt hatte – war bis 1832 Universität gewesen, die grosse Universitätsbibliothek befand sich noch hier, ich glaube, im bischöflichen Palais mit den prachtvollen italienischen Höfen, der Stadtschulrat beim Stadthauptmann konnte die Benutzung gestatten. Ich kannte das Einzelne ihrer kultischen Ausstattung aus Abbildungen, ich fand die Gesamtwirkung sehr schön und sehr würdig. Aber dann gingen wir über den Hof in die Talmudschule, und sie stiess mich wie mit Fäusten zurück. Ich sah drei verschieden grosse Zimmer; eines war nur eine düstere Kammer, eines eine hellere geräumige Stube, eines licht und ausgedehnt, fast ein Saal, aber Szenerie und Schauspiel glichen sich durchweg. Tisch, Bank und Betpulte waren willkürlich in den Raum gestossen, schienen im Menschengewoge zu schwimmen wie mitgerissene Möbelstücke in einem Hochwasser, Bücher lagen in einer Ecke wirr gehäuft, nur die Thorarollen in der vorhangverschlossenen Wandnische hatten ihren festen Platz. Das Menschengewühl zerfiel in Einzelne und Gruppen, die nicht füreinander vorhanden waren, die sich nicht beachtetten und nicht störten, auch wo sie in der Enge sich körperlich berührten. An einem Tisch standen ein alter Mann und ein Jungchen vor der geöffneten Thorarolle. Der Mann las laut und rasch einen Abschnitt, das Jungchen sang mit heller Stimme gurgelnd, trällernd, näseld in bestimmter Melodie lange Enden, von Zeit zu Zeit verbesserte der Alte ein einzelnes Wort. An ihnen vorüber jagte eine geknäuelte Gruppe, Mittelpunkt bildete die zurückgetragene Thora, jeder suchte sie zu küssen. Drei Männer bückten sich über ein Buch und redeten aufeinander ein. Eine Betergruppe psalmodierte, die Oberkörper rhythmisch schwingend. Zwei Weissbärtige schlossen eine Thora, der eine rollte sie, der andere streifte ihr die Hülle über. Einzelne Beter, mitten im Raum, psalmodierten vor ihren Pulten so leidenschaftlich, dass das Schwingen ihrer Körper zu krampfartigem Schütteln und Zucken wurde. Vorübergehende stiessen sie an, das Beten der Gruppen, das Disputieren der über die Bücher Gebeugten übertönte ihre eigene Gebetsmelodie, einzelne besonders hohe

Töne des singenden Jungchens übergellten alles – die Männer vor den Betpulten schwangen und schüttelten und zuckten weiter. Gleich darauf stiess ich auf einen Schläfer; auch die Bank, auf der er ausruhte, ich weiss nicht, ob vom fanatischen Beten oder vom fanatischen Lernen, stand mitten im Raum und Gewühl und war von Menschen umschlossen. Beermann schritt mit offenbarer Genugtuung durch die Zimmer. Einmal trat er an einen Tisch und las selbst mit lauter Stimme einen Abschnitt. Ein paarmal wies er mich freudig auf die eifervollsten Gesichter hin. «Ist das nicht Inbrunst?» fragte er. Ich nickte, ich konnte ihm nicht sagen, dass mir als abstossender Fanatismus erschien, was er als Inbrunst bewunderte. Ich bemühte mich, so unauffällig als möglich und mit ganz ausdruckslosem Gesicht neben ihm her zu gehen. Als wir wieder auf dem Hof standen, atmete ich, als wäre ich unter Wasser geschwommen. Nein, ich gehörte nicht zu diesen Menschen, und wenn man mir hundertmal Blutsverwandtschaft mit ihnen nachwies. Ich gehörte nicht zu ihnen und wenn noch mein eigener Vater hier gelernt hätte. Ich gehörte nach Europa, nach Deutschland, ich war nichts als Deutscher, und ich dankte meinem Schöpfer, Deutscher zu sein. Nein, nicht als Student in Genf und Paris, nicht unter den zionistischen Kommilitonen in Prag, nicht in Kowno, nicht einmal hier im Wilnaer Ghetto hatte ich das so stark gefühlt wie während dieser halben Stunde in der Talmudschule.

Für eine Weile hatte ich vom Osten genug, jedenfalls genug von aller Art religiöser Ekstase, von Kirchen, Moscheen und Synagogen. Ich dachte es mir ungemein interessant, in den Katalogen zu stöbern; was mochte hier zwischen Osten und Westen an Literatur zusammengeströmt sein? Ich ging zum Stadtschulrat; er war ein hagerer, missmutiger Herr, ein Kollege meines Kownoer Kameraden Ewers, nach dem er sich auch gleich erkundigte, aber unverkennbar aus dem Volksschullehrerstand hervorgegangen. Volksschullehrer sind mir eigentlich nie in der Mittelsorte begegnet, sie sind immer entweder sehr angenehm oder sehr unangenehm. Der Stadtschulrat war erst sehr unangenehm. Übrigens

ohne Unhöflichkeit, er bot mir Platz an, obwohl er Hauptmanns-rang bekleidete. Aber er lehnte meine Bitte mürrisch mit vielen Gegengründen ab, wobei er sich immerfort und immer vergeblich nach einer beharrlichen Fliege auf die Glatze klatschte. Unmöglich, er habe nicht genug Leute, er könne niemanden ohne Aufsicht hineinlassen, ein Katalog fehle, die Bücher stünden chaotisch, anscheinend nach dem Format geordnet, wozu ich überhaupt Bücher brauchte, zur Arbeit kämen wir alle nicht, er schon seit drei Jahren nicht mehr. Als ich dann aufstand, Herr Stadtschulrat möge verzeihen, ich hätte vom Vorliegen so grosser Schwierigkeiten nichts gehnt, hatte er sich genügend Ansehen gegeben und lenkte überraschend ein: «Wenn Sie mir eine Bescheinigung bringen, dass Ihr Amt Interesse an der Bibliothek hat, ist es natürlich etwas anderes. Sie können sich dann jederzeit alles ansehen, meinewegen auch Bücher entleihen. Wenn etwas wegkommt – die Russen sind mit unserm Zeug auch nicht sanft umgegangen.» Ich erhielt diese Erlaubnis am 8. November, am frühen Vormittag des Freitags. Vom Stadtschulrat ging ich zum Lazarett, auch dort herrschte Frieden. Wieder hiess es: «Salvarsan und Quecksilber – Flechte – die Neuen.» Der Arzt war sehr zufrieden mit mir. «Ich pinsle Sie heute zum letztenmal; nächste Woche kann ich Sie bestimmt für geheilt erklären.» Ich ging ins Büro zurück und traf dort Zweig und den Leutnant von Wilpert im Gespräch. Ich erzählte ihnen von meinem Besuch beim Stadtschulrat, und beide waren sogleich sehr interessiert. «Schreiben Sie doch einen Artikel über die Bibliothek für die ‚Wilnaer Zeitung‘», schlug Zweig vor, «die Bibliothek möchte ich auch besichtigen.» – «Ich auch», sagte von Wilpert, «wir wollen am Sonntagvormittag zusammen hingehen, den Ausweis lasse ich von Hauptmann Tewes schreiben oder schreib ihn auch selber.» Ich bin aber doch nicht mehr in die Bibliothek gekommen: buchstäblich auf dem Weg dorthin warf sich zwischen sie und mich die Revolution. Am Freitag sah es im Presseamt schon eine Stunde nach unserer Verabredung anders aus. Ich fragte, vom Es-

sen kommend, Müller-Jabusch in Zweigs Gegenwart, bis wann und in welcher Länge etwa der Artikel über die Bibliothek zu schreiben sei. «Wer denkt jetzt an die Bibliothek?» sagte Müller-Jabusch, und Zweig schrie aufgeregt: «Ich habe eine junge und unerfahrene Frau in Schlachtensee!» Indem trat der kleine Mayer herein: «Und ich habe eine Braut in Hamburg.» Müller-Jabusch grinste, Mayer bestätigte nachdrücklich: «Eine richtige Braut mit Verlobungsring», und alle drei mussten wir lachen. Dann erst liess ich mir sagen, was eigentlich vorgefallen sei. Aus dem Telefonzimmer war es eben als Geheimnis durchgesickert, dass über Kowno Nachrichten – wahre? übertriebene? ganz erlogene? niemand wusste es –, Nachrichten jedenfalls von blutigen Unruhen in Deutschland gekommen seien. Die Flotte sollte die rote Flagge führen, Wilhelmshaven, Kiel, die ganze Küste in der Hand der aufständischen Matrosen sein. Diesen Freitag und noch den ganzen Sonnabend blieb Wilna, wenigstens äusserlich und soweit ich das auf ein paar Stadtwegen und beim Essen im Soldatenheim beobachten konnte, noch völlig ruhig. Ich hatte beim Essen nicht den Eindruck, als seien die ungeheuren Nachrichten schon weithin bekannt. Doch beschränkte ich meine Wege; die meiste Zeit verbrachte ich im Büro und in der Telefonzentrale, um nur so rasch als möglich die einlaufenden Meldungen zu hören. Sie waren alle geheim, sie wurden alle sofort flüsternd weitergegeben und auf ihre Glaubwürdigkeit erörtert. Jeder hatte eine Stadt, einen Angehörigen, um die er am meisten in Unruhe war. Wie sehr ich selber mich sorgte, brauche ich nicht zu sagen: Leipzig war ja ein Zentrum der Radikalen, wer konnte wissen, wieviel dort geschossen wurde. Wir besprachen auch, was wohl geschehen würde, wenn die Revolution auf Wilna Übergriffe. «Zuerst geht es gegen die Offiziere», meinte Zweig. «Nein, gegen die Helferinnen», sagte Müller-Jabusch, «die sind noch verhasster.» Und ernsthaft fügte er hinzu: «Die werden alle vergewaltigt.» Am Nachmittag fuhr Hauptmann Tewes sehr unerwartet in Urlaub; niemand hatte von seinem Urlaub und seiner Reiseabsicht das geringste gewusst. Die

Ordonnanz, die seinen Koffer trug, kam aufgeregt vom Bahnhof zurück: Gepäck nach Berlin liess sich nicht aufgeben. «Nur noch bis Posen – von da ab soll der Verkehr gestört sein.» Ich legte mich spät hin, ich war sehr früh wieder im Telefonzimmer, ich hielt mich dort den grössten Teil des Tages auf. Abdankung des Braunschweigers, Republik Bayern, Eisner Ministerpräsident – «Arme Sonja, jetzt sässe sie im Ministerium» –, Ultimatum der Sozialdemokraten an den Kaiser, Abdankung des Kaisers und des Kronprinzen, allgemeine Nationalversammlung, rote Fahnen auf dem Brandenburger Tor – «Es sind ganz tolle, wüste Stunden, phantastischer als die im August 1914 und unheimlicher; damals war es ein schwärmerischer Aufschwung, heute ist es ein Jüngstes Gericht. Unmöglich, mich auf irgendeine Lektüre, irgendeine Beschäftigung zu konzentrieren. Auch dieser Brief rückt nur in winzigen Abschnitten und mit grossen Unterbrechungen vor. Jetzt um Mitternacht bin ich total übersättigt mit grosser Politik. Unsere privaten Fragen sind mir tausendmal wichtiger. Bist Du unverletzt? Wann werde ich bei Dir sein können? Wann werde ich wieder arbeiten, wieder mein eigentliches Leben führen können? – Feierlicher Beschluss: Morgen früh wird unter allen Umständen in die Universitätsbibliothek gegangen; ich muss für ein paar Stunden auf andere Gedanken, in mein wahres Esse kommen!» – Während ich mich am Sonntagmorgen anzog, hörte ich einen Flieger, sah ihn auch eine Weile in ziemlicher Höhe. Etwas baumelte von seiner Gondel herab, für einen Wimpel zu gross – die Farbe konnte ich nicht erkennen. Ehe ich zum Frühstück das Soldatenheim in der Georgstrasse aufsuchte, ging ich, nun schon gewohnheitsmässig, zur Telefonzentrale. Auf halbem Weg traf ich Zweig. «Wird es etwas mit unserem Bibliotheksbesuch?» fragte ich. «Sie müssen allein gehen, wenn Sie immer noch Sinn dafür haben. Mir ist die Lust vergangen, und Wilpert darf nicht weg.» – «Wie das: darf nicht?» – «Heute Nacht hat sich ein Soldatenrat gebildet. Eben ist her telefoniert worden: Die Offiziere haben auf ihrem Posten zu bleiben, es sind Delegierte des neuen

Rats unterwegs, die die Verwaltung von ihnen übernehmen. Einen Ausweis darf Wilpert natürlich auch nicht mehr unterzeichnen, aber der Stadtschulrat wird Ihnen auch keinen mehr abfordern dürfen. Wenn Sie also wirklich noch hinwollen ...» Pedanterie oder Koketterie vor mir selber? Ich hatte die «Martyrs» am Geschütz in der Feuerstellung gelesen, ich würde auch jetzt die Sammlung zum Wissenschaftlichen aufbringen. Gleich vom Frühstück aus wollte ich zum Stadtschulrat. Ich trat auf die Strasse, da kamen zwei Soldaten an mir halb laufend vorbei. «Er muss gleich hier vorn liegen», sagte der eine laut. «Wer?» rief ich ihm zu. «Der Flieger, wir haben ihn stürzen sehen.» Ich schloss mich den beiden an. Unser Presseamt stand, wie gesagt, am äussersten Stadtrand, gleich darauf war die Strasse zu Ende, unbebautes, stark gebuckeltes, von vielen Schluchten durchschnittenes Gelände schloss sich an. In einer dieser Vertiefungen lag das Flugzeug, mit eingedrücktem Rumpf und zerbrochenen Flügeln. Eng in die Senkung gepresst und mit dem stumpfen Bunt der sichtdeckenden Farben bemalt, war es erst in nächster Nähe kenntlich. Aber schon auf viele Meter leuchtete das Rot einer langen und breiten Flagge, die sich um die Gondel geschlungen hatte, wie man eine Kranzschleife um einen Sarg breitet. Vor dem Flugzeug stand ein Posten mit aufgepflanztem Bajonett, ein sehr adrett angezogener junger Mensch im Pelzjackett. Aus einiger Entfernung starrte ein eingeborenes Zivilistenhäufchen hinüber. Wir traten an den Posten heran. «Was ist geschehen, Kamerad?» – «Er ist eben schon im Lazarettauto weggebracht worden, es ging schnell, wird aber doch wohl zu spät sein.» – «Wie mag das Unglück wohl gekommen sein?» fragte ich weiter. – «Weiss Gott, was er in der Aufregung verfehlt hat. Der erste Flug mit dem roten Wimpel, der erste im Auftrag des Soldatenrats.» Und dann – ich weiss nicht, ob er besonderes Vertrauen zu mir gefasst oder ob nur sein Herz so übervoll war –, dann erzählte er mit grossem Stolz: «Wir in der Fliegerschule haben gestern Abend Funkspruch aus Berlin erhalten: ,Der Arbeiter- und Soldatenrat hat die Regie-

rung übernommen; erkennt ihr ihn an?' Wir haben telegraphisch zugestimmt und haben dann unseren Offizieren die Achselstücke abgenommen. Sie liessen es alle geschehen, bis auf den Hauptmann, der seit fünfzehn Jahren aktiv war. Er soll nach Danzig geflüchtet sein. – Wir sind dann zu den andern Truppen, zum Gouverneur, zur Verwaltung. Alles hat sich uns angeschlossen oder anschliessen müssen. Wir haben die Macht in den Händen. Blut ist nicht geflossen, soll auch nicht fließen.» Die ganze Zeit über prägte sich mir das Bild ein: Das zertrümmerte Flugzeug, die rote Schleife, der junge, begeistert redende Soldat, sein blitzendes Bajonett, seine Pelzjacke. Und das war nun die Revolution – das erste Sie-selber, alles andere, trotz Sorge und Erregung, war nur ihr Phantom gewesen, und vor ihrer Wirklichkeit versank die Bibliothek. Aber was ist Wirklichkeit für die Erinnerung? Ich wundere mich immer wieder über die Einfalt der Richter und den Mut der Zeugen, wenn es in einem Mordprozess heisst: «Erinnern Sie sich mit Bestimmtheit» – und darauf erfolgt eine ganz genaue Aussage. Mit genau der gleichen Deutlichkeit wie diese Flieger-szene sehe ich einen anderen Auftritt des ersten Wilnaer Revolutionstages vor mir. «Als ich nun zum Frühstück ging und in die belebtere Stadt kam», pflegte ich zu erzählen, «traten drei Soldaten an mich heran. Zwei fassten mich ohne Brutalität, aber energisch am rechten und linken Arm, der dritte zog eine kleine Schere und schnitt mir rasch das Ordensbändchen vom Mantel ab. ‚Nichts für ungut‘, sagte er, ‚aber wir haben Revolution, Kamerad.‘ So habe ich das hundertmal nach bestem Wissen erzählt. Aber in dem Brief, den ich in der Nacht vom Sonntag zum Montag schrieb, den ich seit damals bis auf diese Tage nicht wieder durchgelesen habe, heisst es nach dem Bericht über die Flieger-affäre wörtlich: «Als ich zum Frühstück ging (bloss in der Joppe, es war ganz milde Luft), hielt mich in der belebteren Stadt ein Gefreiter an: ‚Du, Kamerad, tu die Ordensschnalle ab, du bekommst sonst Unannehmlichkeiten. Auf mich sind vorhin drei Leute zugekommen, der eine hat mich am rechten, der andre am linken Arm gepackt, der dritte hat mir mit einer kleinen Schere

das EK-Band vom Mantel geschnitten. «Nichts für ungut», sagte er dabei, «aber wir haben Revolution.» Daraufhin habe ich meine Schnalle abgehakt und ins Portemonnaie gesteckt; sobald ich zurück bin, trenne ich auch mein Bändchen vom Mantel.» Im Soldatenheim unterhielt man sich allgemeiner und angeregter als sonst, aber von rebellischer Stimmung merkte ich wenig. Zumeist berichtete man sich gegenseitig, «wie es bei uns war», und ich hörte keinen Fall, wo die Offiziere Widerstand geleistet hätten. Einer erzählte, wie er mit zum Gouvernementspalais gezogen sei. Der Gouverneur von Hebbow (ein alter Herr) habe vom Fenster aus sprechen wollen, sei heruntergeholt und zwischen die Säulenstrade der Vorderfront gehoben worden. Er sei blass gewesen und habe sich umgesehen, ob man auf ihn anlege, habe aber deutlich und gut gesprochen. Vom Zusammenhalten, vom äusseren Feind, von Disziplin auch in den neuen Verhältnissen – ja, er erkenne die neue Regierung an, er wolle nach Kräften mitarbeiten. Ich hörte auch noch, dass um ein Uhr Abordnungen aller Formationen in den Wilnaer Arbeitsstuben zusammenkommen sollten. Dort werde über die einzelnen dem Gouverneur vorzulegenden Forderungen beraten werden. Dann wurde ein frischgedruckter Aufruf zur Ordnung aus Berlin, mit Eberts Unterschrift, verteilt. Während wir ihn lasen, kam ein Soldatentrupp, die Gewehre am Riemen, herein, ihnen voran ein ganz junger Kerl mit kleiner roter Fahne, ich glaube, es war eine Signalflagge der Eisenbahn, und mit einer roten Schleife an der Schulter. Die Leute mit den Gewehren schienen nüchtern, der Fahnenträger war sichtlich und riechbar betrunken. Er grölte, der Schweinehund in Berlin habe abdanken müssen, man hätte es ihm noch ganz anders geben sollen; er sah den Aufruf und brüllte: «Ebert? Das ist auch so ein Schweinehund, den schmeissen wir auch raus!» Niemand trat dem Jungen entgegen, aber niemand, auch keiner unter den Leuten jenes Zuges, keiner stimmte ihm bei. Und kaum war der Trupp wieder hinaus, so hiess es von mehreren Seiten: «Solche Bengel wie der mit der Fahne – die sind die eigentliche Gefahr.»

Bis drei Uhr war ich an diesem Sonntag bestimmt dienstfrei, auch unter dem Ancien régime – wie das klang! Ich sprach das Wort mehrmals leise vor mich hin, als hätte ich es noch nie gehört –, und heute würde sich den ganzen Tag niemand um mich kümmern. Ich schlenderte durch die Stadt, ich ass in einem andern Soldatenheim, ich ging dann zu der angekündigten Versammlung. Die Stadt war ruhig. Anzeichen der Revolution gab es natürlich. Von der Kommandantur war die deutsche Fahne entfernt, vor einem Haus in der Nachbarschaft hing am Fahnenstock ein langer roter Streifen, ganz offenbar hatte man das dazugehörige Schwarz und Weiss weggeschnitten. Einzelne Soldaten trugen über den Kokarden der Mütze ein Stückchen rotes Band, rotes Band war auch schon in einigen Läden zum Verkauf ausgestellt (rote Kokarden tauchten in den Schaufenstern erst mehrere Tage später auf). Ordensbänder sah man nirgends mehr, dagegen sah ich manchen Offizier, der noch die Achselstücke trug. Er blieb unbehelligt, freilich auch ungegrüsst. Ich selber vertiefte mich im Augenblick des Zusammentreffens in eine Schaufensterauslage: dass Grüssen als kontrarevolutionäre Handlung gelte, hatte ich im Soldatenheim wiederholt, sogar von sehr gemässigter Seite äussern hören. Viele Soldaten, Einzelne, nicht etwa Patrouillen, trugen, entgegen aller Üblichkeit, ihr Gewehr am Riemen bei sich; den Lauf dabei nach unten gekehrt zu halten schien ein Ausdruck besonderer bolschewistischer Gesinnung. Als ich mich gerade vor der Kommandantur befand, kam ein Unteroffizier mit tiefer Gesichtsnarbe an der Spitze eines grösseren Trupps waffenloser Leute. Er trat an den Posten heran: «Wo ist das nächste Soldatenheim mit Nachtquartieren? Ich muss meine Leute unterbringen. Wir haben die Arrestanten befreit – es gibt keine Arrestanten mehr.» Gewiss, das war revolutionäres Treiben. Aber nirgends fiel ein Schuss, nirgends sah ich einen geplünderten Laden, und ausser dem Fahnenträger beim Frühstück bin ich weder am Vor- noch am Nachmittag einem betrunkenen Soldaten begegnet.

Die Wilnaer Arbeitsstuben lagen in der Altstadt, in der Nähe

der Kathedrale. Ich kann nicht sagen, wem das Haus in der normalen Zeit der Besetzung gehörte. Es besass kleine Restaurationsräume, einen Ausstellungssaal, in dem es Dinge der litauischen Kunst und des litauischen Kunstgewerbes zu sehen gab, und einen stattlichen Vortragssaal. An der Treppe hielt mich ein Posten an, er dürfe niemanden mehr hineinlassen, alle Formationen seien bereits vertreten, das Gedränge sei allzu gross. «Kamerad, ich bin von der Presse.» (Es war nur halb so gelogen wie damals in Berlin bei der letzten Reichstagswahl.) «Na dann, aber schön mitschreiben!» Der Saal war lang und schmal, an der einen Schmalseite war der Haupteingang, an der andern eine kleine Bühne. Die Stuhlreihen fassten etwa zweihundert Personen, es standen aber noch mindestens hundert Leute an den Längswänden, durchweg Mannschaft, vom Gemeinen bis zum Offiziersstellvertreter, der zur Mannschaft rechnete. Kein Offizier. Ein junger Blondkopf, von zwei älteren Leuten begleitet, trat auf der Bühne vor und begann in schneidigem Ton: «Kameraden, wir von der Fliegerschule haben die Sache gemacht» (Beifall), «wir haben den vorläufigen Soldatenrat gebildet: Es gebührt sich, dass uns die Leitung bleibt.» Sofort wird er unterbrochen: «Oho! – Gleiches Recht für alle! – So geht das nicht! – Vorschläge machen! – Ruhig, nicht durcheinanderquasseln!» Jetzt klettert ein kleiner, dicker, älthlicher Feldwebel, grauer Spitzbart und Glatze, Typus eines Handwerksmeisters, auf die Bühne. «Kameraden, so geht das nicht; wir sind noch keine parlamentarische Versammlung. Wir müssen uns richtig konstituieren, einen Versammlungsleiter wählen und richtig debattieren – wir haben Zeit, der Gouverneur kann warten.» Lachen und Bravorufe. Einer erklärt mit lauter Stimme: «Der Kamerad ist seit zwanzig Jahren in der Holzbranche organisiert und seit zehn Jahren unser Gewerkschaftsführer in Frankfurt an der Oder. Wir schlagen ihn zum Versammlungsleiter vor – Abstimmung durch Händeaufheben.» Eine Unmenge Arme strecken sich hoch. «Dann also», sagt der Spitzbart mit ruhiger Selbstverständlichkeit, «bis drei Uhr debattieren wir nach Belie-

ben, wer sprechen will, meldet sich durch Zettel zum Wort, nachher wird nur noch zur Geschäftsordnung geredet, und wir fassen Beschlüsse. Und nun noch mal: ruhig Blut – und, heute wenigstens: keinen Alkohol.» Jetzt treten Redner auf, sie sprechen verschiedene Dialekte: Schwäbisch, Berlinisch, Ostpreussisch, Rheinisch, sie sprechen nicht immer grammatikalisch, sie machen Vorschläge zur Bildung des Rates, sie mahnen zur Einigkeit, sie feiern den errungenen Sieg, sie fordern rasche Heimkehr, und sie bleiben bei alledem sachlich und gewollt höflich, solange sie nicht von den Offizieren sprechen. Ist dieser eine Punkt berührt, dann werden die Sanftesten höhnisch, giftig, agitatorisch. «Unsere ehemaligen Herren Offiziere, unsere gutgenährten Herren Offiziere – man muss sie zur Mitarbeit zwingen, mal zu wirklicher Arbeit – man muss ihnen das gute Essen abgewöhnen ...» Das geht so lange Zeit weiter, es wird schon eintönig. Dann gibt es plötzlich eine Wendung ins Dramatische. Ein Württemberger betont etwas umständlich seinen Patriotismus und fordert Zusammenhalten mit der merkwürdig stilisierten Begründung, «weil uns sonst die Polen in den Hals fallen». Gleich darauf hat Beamtenstellvertreter Austuleit das Wort; er ist strohblond und mager, er hat einen fanatischen Gesichtsausdruck, er spricht so eilig los, dass er sich gar nicht die Zeit nimmt, auf die Bühne zu klettern. Von seinem Platz aus eifert er: was er sage, treffe ganz gewiss zu. Er sei seit drei Jahren in der Verwaltung tätig, er rede im Auftrag von zehntausend Kameraden. «Wir wissen absolut genau, dass die abgezogenen Österreicher den Polen fünftausend Gewehre verkauft haben, wir wissen absolut genau, dass die Polen uns heute Abend angreifen wollen, besonders auf das grosse Verwaltungsgebäude am Lukirchkiplatz zielen sie.» Eine Minute lang herrscht grosse Erregung, man spricht und ruft durcheinander: «Das stimmt – sie sind schon lange aufsässig – neulich war auch Krawall, es ist sogar geschossen worden – sie denken, jetzt können sie's wagen ...» Dann hat der Spitzbart die Versammlung wieder in der Hand: «Ruhe, Kameraden – Wortmeldungen – bis

drei Uhr freie Aussprache – wir sorgen bestimmt für Sicherheit, wir brauchen nichts zu fürchten.» Ein Sanitäter tritt auf die Bühne: «Wir sind drei Sanitäter in einem grossen Lazarett, das ganz isoliert liegt. Wir fordern Schutz.» Nach ihm spricht ein Eisenbahner in Ziviluniform: «Wir Eisenbahner sind wehrlos; wir brauchen Bedeckung.» Dann drei Verwaltungsformationen: «Wir brauchen Gewehre.» Dann Leute eines Munitionsdepots: «Wir sind besonders gefährdet.» Dann ein Feldwebel: «Meine Kameraden können fünfzig MGs stellen.» Dann ein Opponent: «Beamtenstellvertreter Austuleit ist Litauer, er will uns gegen die Polen hetzen, er will für seine Leute im Trüben fischen, die Polen denken an keinen Angriff.» Noch einmal wird die Ordnung durchbrochen, Beifall und Widerspruch quirlen durcheinander, dazwischen immer wieder die Rufe Einzelner, die auf Stühle gestiegen sind und ihre Formation bezeichnen: «Wir brauchen Schutz! Wir brauchen Gewehre!» Der Spitzbart schreit in den Tumult: «Kameraden, es ist jetzt drei Uhr vorbei, wir legen eine Pause von fünfzehn Minuten ein – zur Abkühlung. Danach wählen wir eine Kommission, die sich zur Beschlussfassung zurückzieht. Es kann uns gar nichts Böses geschehen, wenn wir Ordnung halten. Der Gouverneur bekommt unsre Beschlüsse präsentiert, und die Polen – wenn sie wirklich kommen wollen, werden sie nichts zu lachen haben.» Man ruft «Bravo», man klatscht, und der Saal leert sich in die kleinen Restaurationsräume. Er war zuletzt glühend heiss gewesen, ich wollte nur auf ein paar Augenblicke ins Freie. Wie ich aber draussen stand, verlor ich alle Lust, in die stickige Luft zurückzukehren. Die Beschlüsse würde ich schon früh genug erfahren. Vor dem Haus traf ich Raediger, einen sympathischen jungen Vize, mit dem ich schon ein paarmal geplaudert hatte; er war halbpolnischer Abkunft und tat im Pressequartier als Dolmetscher für das Polnische Dienst. Er ärgerte sich da drin zu sehr, sagte er; der Austuleit sei ein verlogener Hetzer, die Polen dächten an keinen Angriff. Wozu auch? Sie wüssten ja genau, dass wir in kürzester Zeit abziehen müssten. «Ich will auf andre Gedanken

kommen. Begleiten Sie mich, ich zeige Ihnen etwas Schönes.» Er führte mich zum Ostrabramator, dort fand ein besonders feierlicher Gottesdienst statt. Tor und Kapelle waren durch über viele, in Stern- und Kreuzform angeordnete Glühbirnen erleuchtet, das grosse Altargemälde verschwamm im blendenden Licht, nur der Christuskopf war zu erkennen. Geistliche Gestalten bewegten sich davor, schöne Musik, Streichinstrumente und weibliche Stimmen, klang herunter. Die Strasse war weit hinaus von Tausenden betender Menschen, barhaupt Stehenden und Knienden, bedeckt. Auch Raediger nahm die Mütze ab, bekreuzigte sich und kniete für einige Augenblicke hin. Dann suchten wir weiterzukommen. Nur in der Mitte des Fahrdamms war eine schmale Gehrinne, in der sich die Passanten in beiden Richtungen drängten. Es gab ein Schieben und Pressen, doch ohne Unhöflichkeit und ohne laute Worte. Als wir aber etwa das erste Dutzend der etlichen hundert Engpassmeter hinter uns gebracht hatten, wurde das Gedränge plötzlich schlimmer, und lautes Schimpfen, deutsches und polnisches, erhob sich. Ich fühlte mich vorwärts gestossen und von vorn zurückgestossen. Ich sah mich um: Ein Trupp deutscher Soldaten suchte die Gasse ziemlich brutal unter Ellbogengebrauch zu forcieren, von Rücksicht auf die Kulthandlung war keine Rede. Von oben her rief ein Geistlicher: «Stören Sie nicht den Gottesdienst!» Aber das Drängen und Schimpfen ging weiter. Ein rabiater blutjunger Wachtmeister zog den Revolver und fuchtelte mit der Waffe; nun gab es ein klein wenig mehr Raum, und der Pfropfen der Störenfriede zwängte sich durch, ohne dass es zu einer Katastrophe kam; immerhin musste in den Betern eine grosse Bitterkeit zurückgeblieben sein. Die Soldaten wiederum schimpften auf das «heuchlerische Gesindel», das einen nächtlichen Überfall plane; aber sie würden denen die Lust zur Wiederholung gründlich austreiben. Raediger klagte wieder und wieder, der litauische Hetzer trage alle Schuld an der abscheulichen Szene.

Im Amt ging ich natürlich gleich zur Telefonzentrale und fand sie stark besetzt. Eben kam die Nachricht vom Abschluss des

Waffenstillstandes durch. Ich glaube, es ging allen Anwesenden so wie mir: Man war sich der furchtbaren Kapitulation durchaus bewusst, aber sie wirklich zu betrauern fehlte im Augenblick alle innere Freiheit. Mein erstes Gefühl war: Nun sei wenigstens das Ende des endlosen Krieges da; mein zweites: Für mich ist er doch noch nicht einmal zu Ende – was werden die Polen tun, wie wird die Nacht werden? Der Schuster Düse, Ordonnanz und eigentlicher Bolschewik im Pressequartier, erzählte auch, man rechne mit einem Rechtsputsch der Offiziere. Feldwebel Bottke trat ein, es sei die Anordnung vom Soldatenrat gekommen, in einem Büro der Pohnlankestrasse vierzig Gewehre und zweitausend Patronen abzuholen. Bottke schien mit allgemeiner Zustimmung das Kommando übernommen zu haben, die Leutnants liessen sich nicht sehen. Unter den zehn Mann, die er bestimmte, war auch ich. Wir nahmen einen Handwagen mit, der Weg führte durch dunkle holprige Strassen. An einer ersten Stelle war gar nichts zu haben, an einer zweiten erhielten wir die Patronenkisten und Anweisung an ein Bahnhofsarsenal. Dort standen zahllose Gewehre. Jeder hängte zwei um, der Rest wurde auf den Wagen zu den Patronen gelegt. Wir zogen jetzt an den Schienengleisen entlang. Es war sehr finster, aber wieder und wieder stiegen bald da, bald dort Leuchtkugeln auf. Dann funkelten die Schienen sekundenlang. Plötzlich hörte man aus der Ferne feierlichen Massengesang. Polnischen, hiess es. Bahnbeamte kamen die Strecke entlang auf uns zu gelaufen und riefen: «Gebt uns Gewehre, die Polen marschieren an, sie demolieren!» Sie bekamen zur Antwort, im Arsenal lägen Gewehre für alle, wir müssten eilig in unser Amt. Der Gesang näherte sich nicht und verstummte bald, eine Viertelstunde später waren wir unangefochten zurück. Im Raum neben meinem Archiv verteilte Bottke die Gewehre und an jeden fünfzig Patronen, fünf kamen in die Kammer, fünfundvierzig in die Joppentasche. Posten wurden vor das Haus gestellt, und wir übrigen mussten in der Uniform bleiben und in den verschiedenen Büroräumen übernachten. Das Archiv wurde dem kleinen Feldwebel Mayer

und mir anvertraut. Es war so lange her, dass ich ein Infanteriegewehr in der Hand gehabt, und geschossen hatte ich ja nie mit ihm: So liess ich mir das Laden und Sichern, das Anlegen und Zielen noch einmal gründlich von ihm zeigen. Während wir dabei waren, brachte Düse im Durchgehen eine seltsame Neuigkeit aus der Telefonzentrale: Der Eiffelturm sollte an Nauen gefunkt haben, dass auch Frankreich sich zur Sowjetrepublik erklärt, dass Foch demissioniert habe und dass die neue französische Regierung auf die demütigenden Bedingungen des Waffenstillstands gar keinen Wert zu legen gedenke. «Glauben Sie das?» fragte mich Mayer. «Ein Sieger wird doch nicht so dumm sein!» Ich antwortete vorsichtig, auch mir schein es höchst unwahrscheinlich, aber es geschähen ja jetzt so viel unwahrscheinliche Dinge. Dem stimmte Mayer erregt zu: ja, von Deutschland hätte er «so etwas» auch nicht gedacht. In Leipzig hatte er sich einmal überraschend unmilitärisch über die Ehre ausgelassen, aber jetzt äusserte er sich ziemlich kontrarevolutionär. Er war in einer Unteroffizierschule aufgewachsen und konnte sich kein ordentliches Leben ohne Offiziere vorsteilen, er war auch nicht gewiss, ob ihm die neuen Leute die Zivilversorgung zuerkennen würden, die ihm das alte Regime verbürgt hatte. Als dann in den nächsten Tagen einmal erwogen wurde, auch Unteroffiziere und Feldwebel Posten stehen zu lassen, da fand sich auch sein militärisches Ehrgefühl wieder. Nein, erklärte er emphatisch, eine solche Schmach würde er niemals hinnehmen, eher liesse er sich – das erste Mal in seinem Leben! – wegen Ungehorsam bestrafen. Wir plauderten bis nach zehn, dann legte sich Mayer schlafen. Wir hatten uns Wolldecken aus unseren Betten geholt, auf Borden des Archivs lagen Zeitungsstösse: diese Stapel aneinandergereiht, eine Auf-rampung als Kopfkissen, eine der Decken als Laken, das gab ein sehr gutes Lager.

Ich selber schrieb noch rauchend einen Tagebuchbrief bis ein Uhr nachts. Alles blieb vollkommen ruhig. Nachher streckte ich mich genauso wie Mayer aus, legte wie er mein Gewehr neben mich und schlief ungestört bis sieben. Die Polen hatten nichts von

sich hören lassen, und auch die ganze Woche über, die ich noch in Wilna blieb, verhielten sie sich durchaus friedlich. Aber am Dienstagmorgen erfuhren wir im Presseamt, dass die eigentlichen Besatzungstruppen nachtsüber wieder gefechtsbereit gelegen hatten, und immer wieder an den folgenden Tagen wurde vor der Polengefahr gewarnt. Ich hatte starken Verdacht, sie sei eine Erfindung des Soldatenrats, der durch sie Disziplin und Zusammenhalt stärken wollte. Von aussen her betrachtet, war diese zweite Woche, von jenem literarisch-philosophischen Abend abgesehen, zu hundert, von innen her zu fünfzig Prozent durch Politik ausgefüllt. Sie begann mit der Wahl zum ordentlichen Soldatenrat anstelle des provisorischen ersten. Unsere Formation hatte drei Delegierte zu stellen, den Offizieren stand weder aktives noch passives Wahlrecht zu. Wir kamen bei Feldwebel Bottke zusammen und debattierten erst lange, ob Vorschläge zu machen seien, bevor man wähle. Man entschied sich für Vorschläge, man schlug Zweig, Wohricek, den sehr gemässigten Buchhändler Paetel (einen Verwandten des Rundschauverlegers), dazu auch den wilden Düse vor. Ich setzte (wie sich später zeigte, zu Unrecht) wenig Vertrauen in Wohricek und wählte ausser Zweig und Paetel den Feldwebel Bottke, der einen sehr verständigen und biedereren Eindruck machte und schliesslich Fachmann für den militärischen Alltag war. Tatsächlich erhielt er die meisten Stimmen. Die beiden anderen Delegierten wurden Zweig und Wohricek. Während des Wahlaktes bat Leutnant Vetter telefonisch um irgendeine Auskunft. Er und von Wilpert hatten sich schon am Sonntag bereit erklärt, unter den neuen Verhältnissen mitzuarbeiten. Wohricek stand am Apparat. «Einen Augenblick, Herr Leutnant, wir wählen gerade!» Ich erinnerte mich seiner Bereitwilligkeit, wenn ihn Leutnant Landt in Leipzig um etwas bat. Das Umlernen war rasch erfolgt. An diese Wahl schloss sich eine politische Zusammenkunft um die andere, ja eigentlich waren wir eine politische Versammlung, die sich in Permanenz erklärt hatte. Denn entwe-

der riefen uns unsere Delegierten, um Bericht zu erstatten über den grossen Soldatenrat und über die Beschlüsse des Einundzwanziger-Ausschusses, den er gebildet hatte, und an den Bericht schlossen sich Fragen, Kritiken und Vorschläge, oder man wurde zur Versammlung einer anderen Gruppe eingeladen und diskutierte hinterher im eigenen Klub über das Gehörte, oder es taten sich bei uns einige zusammen und berieten über ihre Stellungnahme zu irgendeiner Frage. Und wenn ich zu den Mahlzeiten in dies oder jenes Soldatenheim ging, so wurde ich regelmässig auch da in irgendeine Diskussion hineingezogen. Ja eigentlich waren mir diese Unterhaltungen mit irgendwelchen fremden Angehörigen irgendwelch fremder Organisationen von besonderer Wichtigkeit. Denn in unserem Pressequartier war der Prozentsatz der Intellektuellen natürlich ein sehr hoher, und so hatte ich a priori angenommen, dass die Diskussionen unseres Sowjets auf höherem Niveau stehen dürften als die der andern. Das war aber offenbar nicht der Fall; die Unterhaltungen in den Soldatenheimen bewiesen mir, dass überall im Wesentlichen mit dem gleichen Wasser gekocht wurde. Zuerst war ich von dem neuartigen Treiben stark gefesselt, aber das hielt nur sehr kurze Zeit an. Ich schrieb am Montag: «Es ist märchenhaft interessant», am Dienstag: «Zu viel Gerede, zu viel Wiederholungen, allenfalls Varianten derselben Themen», am Mittwoch: «Aufreizend viel leeres Stroh!» Schon am späten Montagnachmittag erstatteten unsere Delegierten den Bericht über die erste Verhandlung des neuen Soldatenrats. Bottke trug das meiste klar und einfach vor, einiges wurde von Zweig erweitert und kommentiert. Wohricek verhielt sich schweigend. Drei Hauptpunkte traten hervor. Als erster eine Verkoppelung des Heimkehr- und Polenthemas. Wir müssen Disziplin halten und Geduld haben, wir dürfen nicht vorzeitig, nicht willkürlich zurück, denn bröckeln Teile ab, so fallen die Polen mörderisch über den Rest her. Punkt zwei galt den Offizieren. Sie dürfen als «Führer» im Amt bleiben, sofern wir sie darin bestätigen; in diesem Fall sind wir ihnen Subordination schuldig, aber ihre Befehle müssen alle von den Delegierten der Formation ge-

gengezeichnet sein. Hier wurden unsere Leutnants gerufen, erklärten sich einverstanden und dankten für das ihnen bewiesene Vertrauen. In den Offizierskasinos, hiess es weiter, werde nicht mehr gekocht. Die vorhandenen Vorräte sollten, soweit haltbar, der Heimat überwiesen, soweit verderblich, allen Soldaten zugänglich gemacht werden. Die Offiziere zu grüssen sollte nicht als gegenrevolutionär gelten; der Soldat konnte von Fall zu Fall entscheiden, wen er grüssen wollte und wen nicht. Im dritten Punkt, der Löhnungs-, der Geldfrage überhaupt, hatte man die Verantwortung abgeschoben; ein Kommissar der Berliner Regierung werde erwartet, und Berlin müsse entscheiden. Um diese drei Themen gab es nun an allen folgenden Tagen ein ständiges Hin und Her. Über die Polengefahr hörte ich das hübscheste Wort im Soldatenheim. Ein Landsturmmann, offenbar ein älterer Arbeiter, sagte mir, die Polen würden vielleicht wirklich über uns herfallen, aber nur aus Angst vor uns und vor der Revolution. Sie könnten sich Revolution nur auf russische Art vorstellen, nur mit Mord und Raub verbunden. Wenn sie erst mal begriffen, dass unsere deutsche Revolution ohne Blutvergiessen und ohne Plündern vor sich gehe, dann würden sie bestimmt Frieden halten. Zufällig traf ich wenige Minuten danach auf dem Rückweg eine starke Patrouille, sie führten zwischen sich einen Unteroffizier, dem die Hände auf den Rücken gebunden waren. «Was hat er gemacht, Kamerad?» – «Geplündert.» – Sprach das gegen die stolze Ansicht des Landstürmers von unserer zivilisierten Revolution? Kaum. Ausschreitungen und Plünderungen gab es nur vereinzelt, und sie wurden mit Energie unterdrückt. Der zweite Bericht unserer Delegierten zeigte eine doppelte Tendenz des Soldatenrats, der eine gleiche Zwiespältigkeit unserer Abgeordneten entsprach. Auf der einen Seite hatte sich der Wilnaer Rat sehr scharf für Ordnung und Disziplin eingesetzt. Man bedrohte Plündern mit schwerster Strafe, man verbot das ausserdienstliche Gewehrtragen – ein sofortiger Gewehrappell war angesetzt, weil Patronenverkäufe an Zivilisten vorgekommen sein sollten –, man führte

den eben erst abgeschafften Zapfenstreich wieder ein, für elf Uhr abends, um der Revolution ein wenig von ihrem Glanz zu lassen. Auf der andern Seite stellte man sich in scharfen Gegensatz zum Kownoer Soldatenrat, in den einige Offiziere gewählt worden waren. «Ein Mehrheitsbeschluss hat den Kownoern unsere entschiedene Missbilligung ausgedrückt», sagte Wohricek, der diesmal das Wort führte, «unsere Mehrheit rückt eben entschieden nach links», und man merkte seiner ironischen Betonung an, dass er sich mit dieser Mehrheit nicht identifizierte. «Sie sind ein bürgerlicher Rechtsanwalt», warf Zweig gereizt ein. Diesmal schwieg sich Bottke aus, aber er suchte nachher die Disziplin zu stärken, indem er auf alte Weise «Stillgestanden» und «Weggetreten» kommandierte. Die Mehrheit unserer Formation war bestimmt gemässigt – Schuster Düse hatte bei der Delegiertenwahl nur vier Stimmen erhalten –, aber Zweig, der auf literarischem und allgemeinmenschlichem Gebiet so besonnene und feine Arnold Zweig, steigerte sich rasch in heftigen Radikalismus. Es war, als gewinne die Rolle des Volkstribunen Gewalt über ihn. Wir waren zu einer Versammlung sämtlicher Verwaltungsleute im Gouvernementsgebäude eingeladen. In einer stockenden, manchmal entgleisenden, viel zu langen Rede kaute hier ein Offiziersstellvertreter vor zwei-, dreihundert Leuten durch, was ich nun schon ein dutzendmal gehört hatte. Aber ein Gutes war doch an dem stotternden Langweiler. Er beschwor seine Hörer immer wieder, Mass zu halten. Aus seiner Rede ging hervor, was ich auch schon wusste: dass nämlich die einzelnen Deputierten in der überwiegenden Mehrzahl durchaus gemässigt dachten, dass aber die Leute der Rekrutendepots nach links drängten und dass nun deren Delegierte und auch mancher andre Abgeordnete von der Angst bestimmt wurden, die Masse könnte ihnen ganz entgleiten, wenn sie ihr nicht nachgäben. Der Redner hatte kaum geendet und einigen Beifall geerntet, als Zweig auf der Tribüne stand und mit flüssigster Beredsamkeit über den armen Mann herfiel. Dabei gebrauchte er Punkt um Punkt dieselbe immer wirksame Formel:

«Gewiss, du hast ganz recht – aber; gewiss, du meinst es gut, aber ...» Natürlich sei Ordnung durchaus notwendig, aber um das Plündern sei es jetzt keineswegs schlimmer bestellt als unter dem alten Regime; denn damals sei auf obrigkeitliche Anordnung und straf-frei allgemein geraubt worden, während heute nur der Einzelne aus freiem Entschluss und strafbedroht plündere. Und sich dem massvollen Verhalten des grösseren Kowno anzuschliessen sei gewiss sehr erstrebenswert – aber es gebe nun einmal so viele Wilnaer Sonderprobleme, die Kowno nicht lösen könne. Und was nun das Bremsen im Allgemeinen anlange, ja das Bremsen sei eine sehr nützliche und notwendige Tätigkeit, «aber wenn wir zuviel bremsen, dann steht der Wagen still, und dann» – erhobene Stimme –, «ja dann kommt die Karre nie aus dem Dreck, in den sie nur allzu tief verfahren ist!» Zweig wurde schallend applaudiert, wie stark er aber gewirkt hatte, dafür bekam ich einen besonderen Beweis. Neben mir hatte der kleine Mayer gesessen, der, wie gesagt, zur kontrarevolutionären Seite neigte. Noch auf dem Hinweg hatte er mir gesagt, Zweig sei ihm «zu flattrig», man hätte ihn nicht wählen dürfen. Jetzt erklärte er bewundernd: «Der Zweig kann aber reden! Das ist doch ein ganzer Kerl.» Und dann hörte ich ihn bei einer ganzen Reihe von Anlässen die allzu tief im Dreck verfahrenen Karre zitieren. Auf dem Beamtenmeeting hatte Zweig seinem Radikalismus einen ganz allgemeinen und bloss oratorischen Ausdruck gegeben, tags darauf in der grossen Finanzdebatte unseres Klubs verfocht er eine sehr bestimmte Forderung. Manche einzelnen Formationen besaßen irgendwelche Wohltätigkeitskassen, die jetzt unter der Mannschaft zur Verteilung kommen sollten. Dabei handelte es sich aber durchweg um geringe Summen. Unser Presseamt dagegen verfügte über den Stilkefonds – Stilkes Feldbuchhandlungen habe ich in der Skizze der Kownoer Tage erwähnt –, der sich immerhin auf einige fünfzigtausend Mark belief. Der Fonds war bisher vom Zahlmeister unter Kontrolle des jeweiligen Amtsleiters verwaltet worden. Jetzt wurde eine Prüfungskommission gewählt. Die erste Frage

war, von welchem Datum an sie nachprüfen sollte. Wohricek sagte: «Natürlich vom 10. November an, da beginnt unsere neue Ära.» Zweig ereiferte sich. Es sei so viel Böses vorgefallen, das geahndet werden müsse. Oberleutnant Schulz zum Beispiel, ein früherer Despot, habe gegen eine Bescheinigung, dass seine Frau operiert worden sei, dem Zahlmeister fünfhundert Mark aus dem Fonds abgerungen. Und das sei derselbe Oberleutnant, der einem armen Muschkoten fünf Tage Mittelarrest für einmaliges Zuspätkommen aufgebremmt habe. Leutnant Vetter warf ein, er kenne den Fall, der Mann sei nicht bloss einmal zu spät, sondern ein halbes dutzendmal betrunken in den Dienst gekommen, er sei auch vorbestraft gewesen. Wohricek erklärte, man dürfe sich nicht als «Chor der Rache auf tun», aber Zweig hielt eine flammende Rede gegen alles gerührte Vergeben und Vergessen, woraus ein Gemansche entstehe. Das wirkte wieder wie die im Dreck verfahrenre Karre. Aber nun fand der Zahlmeister das beste Gegenargument. «Wenn ihr mir Schwierigkeiten macht, dann lege ich der Intendantur von dem ganzen Fonds Rechenschaft ab, und dann wird er gewiss konfisziert und der Allgemeinheit zugeführt, und ihr seht gar nichts davon!» Da stimmten alle gegen Zweig, die Vergangenheit solle begraben sein. Aber nun war es auch allen klar geworden, dass es nicht so ganz einwandfrei um unser Recht oder unser ausschliessliches Recht an diesem Fonds stehe. Nur die Wildesten verlangten sofortige Verteilung, Leutnant Vetter erklärte, er werde als stellvertretender Leiter seine Unterschrift zu solchem Entschluss verweigern, und nach vielem Reden wurde die ganze Angelegenheit vertagt. Ich weiss nicht, was aus dem Stilfeonds geworden ist, ich weiss nur, dass Zweig mir in dieser Debatte noch weniger gefiel als bei seinem Auftreten vor den Beamten. (Später habe ich oft gedacht, man sollte jedem Dichter politische Aktivität nur innerhalb seiner Dichtungen erlauben, weil er nur als Künstler über seine Gefühle Herr wird. Das Verbot ist aber nur für Deutschland gemeint – für Frankreich nicht. Doch davon will ich im nächsten Buch handeln, wenn ich fachsimple.)

Mit alledem habe ich wieder einmal ein wenig an der Wirklichkeit vorbeigeschrieben, indem ich die grossen Momente dieser politischen Woche schilderte. Ihr eigentliches Gepräge gab ihr das Gerede der Alltagsstunden, und das umplätscherte immer wieder die Offiziere und das Essen, das Essen und die Offiziere, das Essen, das Essen. «Grüsst ihr den Leutnant Müller? Wir prinzipiell nicht.» – «Aber Lehmann ist ein braver Kerl ...» – «Was habt ihr aus euren Kasinovorräten zurückbehalten?» – «Was hat Hauptmann Krause zum Mannschaftssessen gesagt?» So plätscherte es in den Soldatenheimen vielleicht etwas reichlicher als im Pressequartier, aber im Ganzen war es doch auch bei uns so. Nun hätte ich ja der rasch steigenden Ernüchterung und Langeweile entfliehen können, indem ich jetzt die Universitätsbibliothek aufsuchte, meine Franzosen hätte ich dort sicher vorgefunden. Dienst hatte ich keinen, niemand kontrollierte ... Sorge um meine Frau brauchte mich nicht abzulenken. Schon am Montag hatten wir aus der Nachrichtenzentrale erfahren, dass sich die Umwälzung in Leipzig ziemlich ruhig vollzogen habe. Es zeigte sich auch, dass der Eisenbahn- und Postverkehr mit Deutschland kaum gelitten hatte, und am Mittwoch erhielt ich den erstaunlichen Revolutionsbericht meiner Frau. Innocente wie ich beim Erdbeben in Neapel! Sie hatte in der Nikolaikirche und im Konservatorium gespielt, sie hatte zu Hause in der Reichelstrasse ihre Orgelvorspiele geschrieben, ihre theoretische Arbeit erledigt, sie hatte im «Thüringer Hof» gegessen und im «Merkur» Kaffee getrunken, sie hatte noch einmal im Konservatorium gespielt, sie hatte sich also immer im Zentrum der Stadt befunden. «Als ich vom ‚Merkur‘ kam, hörte ich Reinemachefrauen auf der Konservatoriumstreppe reden: ‚Im «Merkur» sollen sie die Fenster eingeworfen haben.‘ Ich dachte: Was so Weiber raatschen, ich komme doch eben vom ‚Merkur‘. Abends holte mich Scherner ab, wir hatten gemeinsam in der Stadt essen wollen. ‚Wir müssen zu uns nach Haus‘, sagte Hans. ‚Wieso?‘ – ‚Aber in der Stadt ist doch Revolution!‘ Das war das erste, was ich von ihr hörte.» – Dass ich

trotz dieser Beruhigung mich nicht in private Arbeit retten konnte, hatte seinen Grund in einer erbitternden Enttäuschtheit. Noch im Oktober hatte ich durchaus damit gerechnet, für lange Zeit draussen, wahrscheinlich sogar draussen an der Front bleiben zu müssen. Dann auf der Fahrt nach Wilna war mir aufgegangen, wie nahe das Ende war. Ein paar Wochen noch, allerhöchstens, dann würde Deutschland kapitulieren. Und am 10. November um halb fünf nachmittags, als von Kowno herüber die telefonische Nachricht vom abgeschlossenen Waffenstillstand kam, da war doch mein allererster Gedanke gewesen: Der Krieg ist zu Ende! Seitdem kannte ich keine Geduld mehr. Nun wollte ich heraus aus dieser Sinnlosigkeit, aus diesem Chaos, nun wollte ich mich nicht mehr mit den paar Stunden begnügen, die ich mir da und dort aus der Lebensvergeudung für meine wirkliche Existenz stahl; ich war lange genug Soldat, lange genug eine Marionette gewesen, deren Fäden von irgendeiner Kanzlei bewegt wurden, ich wollte frei sein, ich wollte Individuum sein, ich wollte Gelehrter sein, ich wollte ich selber sein. Verhielt ich mich unpatriotisch? Aber das niedergebrochene Vaterland würde doch jetzt auf allen Gebieten den gelernten Arbeiter brauchen und unter allen Arbeitern am dringendsten vielleicht den Lehrer. Mein Platz war auf dem Katheder. Als es am Montagnachmittag im ersten Bericht unserer Delegierten hiess, dass nur ein gemeinsamer Rückmarsch in Frage komme, dass alles Abbröckeln zu vermeiden sei, da nahm ich das noch nicht tragisch. Fraglos konnte sich dieses Zusammenhalten und Bleiben doch nur auf die grossen und eigentlichen Truppenverbände, die Regimenter, die Rekrutendepots beziehen. Was kam es auf ein paar Einzelgänger vom Pressequartier, auf ein paar geistige Spezialarbeiter an? Hier waren sie nutzlos, zu Hause konnten sie etwas leisten. Aber ich hatte mich gründlich verrechnet. Es stehen noch sechshunderttausend Mann im Osten, hiess es, und hier drohte die Polengefahr und in der Heimat die Schwierigkeit der Ernährung, und gerade wir Geistigen müssten ein gutes Beispiel geben, und der Soldatenrat sei prinzipiell gegen

jede Ausnahme, und bis zum Frühjahr würde man sich wohl gedulden müssen. Zweig fühlte sich als Volkstribun, Wohricek schwieg ironisch – ich war überzeugt, er würde für mich schon einen Ausweg finden –, Bottke sagte, der Abteilungsführer sei Leutnant Vetter, und Vetter sagte, der Soldatenrat würde seine Zustimmung verweigern, ich müsste Geduld haben wie alle andern auch. Tatsächlich wartete im Presseamt ausser mir wohl nur Sander mit Leidenschaft auf das Herauskommen. Aber er wollte «Schweinehunde totschiessen», und ich wollte Frieden haben. Die andern hatten offenbar Freude an dem Revolutionstreiben, das ich in unserer Wilnaer Enge einigermassen läppisch fand. Womöglich den ganzen Winter solche Reden anhören müssen, wie ich sie nun in drei Tagen übersatt bekommen hatte – diese Aussicht machte mich unglücklich. Ich schrieb an Vossler, es würden ja nun gewiss Sonderkurse für die Heimkehrer eingerichtet werden, die Universität solle mich reklamieren. Aber wann würde diese Reklamation Erfolg haben? Unter den geordneten Verhältnissen des alten Regimes war ich drei Monate lang vergeblich für Gent angefordert worden, wie viele Monate würde es jetzt dauern, bis mich der Soldatenrat freigab. Am Donnerstag und Freitag war ich verzweifelt, am Sonnabend gänzlich resigniert. Als ich in dieser Stimmung beim Frühstück sass, trat ein riesiger Bayer an mich heran. Er sehe auf meiner Achselklappe das heimatliche PRL, er und vier Kameraden – sie sassan an der Tischecke zusammen, er wies mit dem Finger dahin –, sie fünf also hätten es satt, zu Haus auf dem Dorf gebe es so arg viel zu tun, und das Gerede hier langweile sie. Ob ich nicht auch meinte, dass sie auf eigene Faust und straflos «abbauen» dürften, weil doch Bayern jetzt selbständige Republik sei und nicht mehr zum Reich gehöre und nicht mehr auf Preussen zu hören brauche. Ich erwiderte, das sei ein Irrtum, Bayern gehöre noch immer zum Reich, und auf Desertion stünde schwere Strafe – andernfalls würde auch ich selber herzlich gern abbauen. Der Mann bedankte sich und schien wie ich zu resignieren ... Ich ging ins Amt zurück: Da war inzwischen das Märchen

vom eingefrorenen Posthörnchen zur Wirklichkeit geworden. Leutnant Vetter rief mich, und Wilpert war bei ihm. Sie zeigten mir einen eben, am 16. November, aus Kowno eingetroffenen Brief. Unter dem 5. November lehnte das bayrische Kriegsministerium ab, den Unteroffizier Klemperer für das Universitätskatheder Gent freizugeben, forderte vielmehr seine sofortige Rücksendung nach München, da er offenbar – Beweis seine Beurlaubung – beim Presseamt entbehrlich sei, diesseits aber wegen des an der Front herrschenden Mannschaftsmangels gebraucht werde. Dieses Schreiben hatte Kowno unter dem 13. November zur sofortigen Erledigung nach Wilna weitergegeben, wo nun Vetter und der Soldatenrat darüber zu entscheiden hatten (Wilpert besass keinerlei Befugnis). «Das ist ein Kuriosum», sagte Vetter, «aber auch bloss ein Kuriosum. Das unterzeichnete Kriegsministerium existiert nicht mehr, die Front existiert nicht mehr, der Wisch hat nicht Schritt gehalten mit der Geschichte.» – «Nein», entgegnete ich in plötzlicher Eingebung, «das ist ein gültiger Befehl und muss befolgt werden, unsere vorgesetzte Behörde in Kowno hat ihn doch anerkannt, indem sie ihn vorgestern hierher weitergegeben hat. Und wenn die Front nicht mehr existiert – es steht ja nirgends, dass man mich für die Front anfordert. Wer weiss, wozu man mich in München braucht. Vielleicht als Schreiber. Und hier bin ich ja wahrhaftig überflüssig.» – «Sophisterei», sagte Vetter. – «Wenn Sie damit freikommen», lachte von Wilpert, «dann geben Sie bitte für mich eine Kiste in Berlin als Eilgut auf, das ist sicherer und geht schneller als von hier aus.» – «Ich bitte jedenfalls sehr, das Schreiben nicht einfach beiseite zu legen», wandte ich mich noch einmal dringend an Vetter. Er antwortete, Botke werde es natürlich einsehen, er sei ja der Bürofeldwebel, aber seiner, Veters, Meinung nach handle es sich um einen blossen Wisch. Das war auch meine innere Meinung, und ich verbrachte die nächsten Stunden ohne alle Hoffnung. Morgen, mit genau einer Woche Verspätung, würde ich mich endlich um den Eintritt in die Bibliothek kümmern. Um fünf kam Vetter in mein Archiv.

«Machen Sie sich reisefertig, Sie bekommen Dienstausweis und Fahrkarte nach München. Bottke hält den Antrag für ordnungsgemäss, da ihn Kowno weitergegeben hat; er sagt, wenn ich und er unterzeichnen, setzt der grosse Soldatenrat ohne Weiteres seinen Stempel darunter. Gehen Sie nur gleich hin, wenn Sie den Stempel heute noch erwischen, können Sie den Elf-Uhr-Abendzug nehmen. Bottke, Wilpert und Zweig bitten Sie, ihnen ein paar Pakete in Berlin aufzugeben.» – Es gelang mir nur deshalb, meine äusserste Überraschung zu verbergen, weil ich noch keineswegs an das Entkommen glaubte: Ob nun Bottke den Münchener Antrag wirklich für «ordnungsgemäss» hielt oder ob er mir behilflich sein oder ob er auch nur sein Paket befördern wollte – es war doch fraglos ein überholter, ein sinnlos gewordener Antrag, und da man sich im grossen Soldatenrat darauf versteifte, niemanden fortzulassen, so musste man doch beim flüchtigsten Blick auf das Papier stutzig werden. Ich kam gegen sechs in das am Georgplatz gelegene Büro des Soldatenrats, es war vorher eine Funkerschule gewesen, Morsezeichen bedeckten eine Wandtafel. Im Korridor standen mehrere Ordonnanzen mit roten Schleifen, im Büro selber ass ein Unteroffizier gerade sein Abendbrot. Er sass das Kownoer Schreiben, den Fahrschein und den Dienstausweis gar nicht an und sagte nur im Kauen: «Du musst morgen wiederkommen, Kamerad, der Verwalter ist schon fort und hat den Dienststempel eingeschlossen.» – «Kamerad, ich bin in grosser Eile, ich muss durchaus den Nachtzug nach Berlin benutzen, es ist wirklich dringend.» – «Ja, was machen wir da, sie lassen ja auf dem Bahnhof keine Maus durch ohne unsern Stempel.» – «Geht es wirklich nicht?» – «Na, weil wir allein sind, aber sag es nicht weiter. Ich habe den Briefstempel hier. Ich kann ihn so an den Rand setzen, dass das Ringstückchen ‚Brief‘ nicht mit heraufkommt. Da merkt kein Mensch den Unterschied von unserm eigentlichen Amtsstempel.» Er hatte offenbar Übung darin, denn im Nu trugen Billett und Ausweis den Stempel mit der kleinen Lücke. Ich bedankte mich lachend und hatte die Türklinke in der Hand, als er

mich zurückrief. «Ach so, sie fordern ja jetzt auch die Unterschrift. Aber es ist ja Jacke wie Hose, ob da Müller oder Schulze druntersteht; ich werde ein bisschen unleserlich kritzeln.» Und er unterschrieb. – Mein Gepäck und die vielen mir mitgegebenen Pakete wurden von einer Ordonnanz des Presseamtes zum Bahnhof gekarrt, vor dessen Eingang zwei Maschinengewehre aufgeföhren waren und mehrere Posten standen. Ich kam glatt durch die Sperre. Der Zug stand in der Halle, die dritte Klasse, auf die mein Fahrschein lautete, war voll von Militär und eingeborenem Zivil, das Säcke und Körbe in Menge mit sich führte. Ganz vorn fand ich ein leeres Abteil zweiter Klasse. Ich dachte, vielleicht lässt der Schaffner mit sich reden, und verstaute meine zahlreichen Stücke im Netz. Nach einiger Zeit erschien eine Patrouille auf dem Bahnsteig, drei Mann mit roten Armbinden und umgeschallten Revolvern, und bestieg den Zug, ging von Abteil zu Abteil. Als sie zu mir kamen, sagte ich: «Kameraden, ich bin hundemüde und habe weite Fahrt und viel Gepäck. Wollt ihr mich nicht hier lassen?» – «Na was denn sonst, du Dussel», antwortete der führende Gefreite. «Wir suchen bloss nach Offizieren, die sich etwa drücken wollen. Denen hat die zweite Klasse lange genug gehört. Jetzt sind wir die Herren, jetzt ist Revolution!» Und er brüllte den ganzen Gang entlang: «Das Coupé ist besetzt, hier kommt keiner mehr herein, der Kamerad muss seine Nachtruhe haben!» Ich streckte mich lang aus, in die widerrechtlich mitgenommene Woldecke gewickelt, die Stiefel auf den Polstern, ein siegreicher Revolutionär. Der Zug setzte sich in Bewegung. Mein letzter Gedanke vorm Einschlafen war: Nun hat der Krieg wirklich ein Ende.

ANMERKUNGEN

Familiengeschichtliche Notiz

Henriette Klemperer, die Mutter, starb am 18. Juni 1919 in Berlin. *Georg*, der älteste Bruder, wurde am 4. Mai 1933 von den Nazis von seinen Ämtern «entpflichtet»; er emigrierte mit seiner Familie nach Boston (USA). 1937 starb seine Frau Maria. Am 3. Januar 1947 veröffentlichte der in den USA erscheinende «Aufbau» einen Nachruf über den in Boston im Alter von 81 Jahren verstorbenen «hervorragenden deutschen Mediziner Prof. Dr. Georg Klemperer. Darin heisst es u.a.: «Klemperers Ruf im In- und Auslande als eine anerkannte Kapazität war mittlerweile so weit gestiegen, dass ihn die Sowjetregierung 1922-23 wiederholt nach Moskau kommen liess, um Lenin zu behandeln. Klemperer stellte damals die exakte Prognose für Lenins Erkrankung.»

Felix blieb das Schicksal der Emigration erspart. Er starb am 2. April 1932 in Berlin. Seine Frau Betty schrieb im Mai 1936 an Victor Klemperer vor ihrer Emigration einen Abschiedsbrief aus Bremen. Im Oktober 1936 folgte ihr die Tochter Ilse. Sie nahm die Asche ihres Vaters Felix mit.

Grete war 1907, nach dem Tode ihres Mannes, Dr. Eduard Riesenfeld, nach Berlin übergesiedelt. Sie starb am 11. April 1942, schwer nervenkrank, in einem Heim.

Hedwigs Mann, Dr. Hermann Machol, kam in einem Vernichtungslager der Nazis um.

Berthold starb 1931. Seine Frau Anna, die Tochter des Generals Schott, blieb bis zu ihrem Tode 1962 in Berlin.

Marta emigrierte mit ihrem Mann, Dr. Julius Jelski, 1938 zu ihrer Tochter Lilly nach Montevideo (Uruguay).

Wally starb 1936; ihr Mann, Dr. Martin Sussmann, emigrierte 1938 zu seiner Tochter nach Stockholm und starb dort 1944.

- 8 *Vita nova* – (lat.) Das neue Leben. Siehe Anm. zu Band 1, Seite 170.
- 14 «*Jugend*» – Illustrierte Wochenschrift. Siehe Anm. zu Band 1, Seite 178.
- 15 «*Paris vaut bien une messe*» – (franz.) Paris ist eine Messe wert (in der Bedeutung von: Die französische Krone ist wohl eine Messe wert). Dieser Ausspruch wird Heinrich IV. zugeschrieben, der, seit 1589 rechtmässiger französischer König, durch seinen Übertritt zum Katholizismus den Religionskriegen ein Ende bereitete.
- 20 *im Quale, nicht im Quantum* – In der Qualität, nicht in der Quantität.
- 22 *bei den Leibern* – Bei den Leibtruppen.
- 24 *ennui* – (franz.) Verdruss, Langeweile.
- 28 *Bédiersche Epentheorie* – Mit seinem Werk «Die epischen Legendenden» (1908/ 13) hat Joseph Bédier (1864-1938) einen entscheidenden Beitrag zur Erhellung der historischen und sozialen Entstehungsbedingungen der Chansons de geste geleistet.
- 29 *die Besuche Friedel Krakauers* – Möglicherweise ist Friedel Krakauer identisch mit dem Schriftsteller und Architekten Siegfried Kracauer (1889-1966).
- 31 *Philanthropin* – 1774 gründete J. B. Basedow in Dessau das Philanthropinum, ein Institut, das zu gemeinnützigem, patriotischem Verhalten erziehen sollte. Es bestand bis 1793 und wurde Vorbild für ähnliche Einrichtungen in anderen Städten.
- 34 «*Ritter vom Geist*» – Karl Gutzkows weitschweifiger Roman «Die Ritter vom Geiste» (1850/52, 9 Bände) versuchte, beeinflusst von Eugène Sue und in der Nachfolge Karl Immermanns, eine umfassende, die soziale Thematik effektiv hervorkehrende Spiegelung der Gesellschaft zu geben.
- 38 *Wolzogens «Kraftmayr»-Modell* – Ernst Ludwig Freiherr von Wolzogen (1855-1934), der 1901 in Berlin das literarische Kabarett «Überbrettel» gründete, verspottete in dem satirischen Roman «Der Kraft-Mayr» (1897) die Wagner- und Liszt-Schwärmerei.
- 40 *vis comica* – (lat.) komische Kraft, komisches Vermögen (im Sinne von: Kraft des Komischen).
- 43 «*Lettres Persanes*» – (franz.) «Persische Briefe» von Montesquieu (erschienen 1721), eine Kritik der französischen Gesellschaft aus der Sicht fiktiver persischer Beobachter.

- 49 *petite bonne* – (franz.) kleines Dienstmädchen.
Compatriotes (franz.) Landsleute.
née – (franz.) geborene.
- 51 *cri de Paris* – (franz.) Rufe der Pariser Straßenverkäufer.
Messieurs on va... – (franz.) Meine Herren, es wird bald geschlossen.
- 53 *Revêtez-vous du Christ* – (franz.) Zieht an den Herrn Jesus Christus.
 »*Esprit des Lois*« – »De l'Esprit des lois« (Vom Geist der Gesetze) von Montesquieu erschien 1784, in veränderter Fassung postum 1758.
Prolem sine matre creatam – (lat.) Das mutterlos erzeugte Geschlecht.
- 54 *d'une telle importance* – (franz.) von solcher Bedeutung.
Commerçants – (franz.) Kaufleute.
Docteur ès lettres – (franz.) Doktor der Philosophie.
conservateur de la Bibliothèque municipale – (franz.) Bibliothekar der städtischen Bibliothek.
extrêmement serviable – (franz.) äußerst hilfsbereit.
- 55 *die Montesquieus, c'est drôle...* – (franz.) die Montesquieus sind komischerweise rasend katholisch.
- 59 *Je suis si fier...* – (franz.) Ich bin so stolz, ich bin ein Deutscher.
Voyez les pattes en l'air! – (franz.) Seht, die Beine nach oben!
Ah! le joli petit Français... – (franz.) Ah, der hübsche kleine Franzose, der hübsche kleine Franzose!
Dirigeable – (franz.) Luftschiff.
 »*Après la victoire*« – (franz.) »Nach dem Sieg«.
- 62 *Bataille syndicaliste* – (franz.) gewerkschaftlicher Kampf.
- 63 *la conférence va commencer* – (franz.) der Vortrag beginnt.
malheureusement – (franz.) leider.
- 65 »*Le Roi s'amuse*« – (franz.) »Der König vergnügt sich«; Drama von Victor Hugo, wurde am Abend der Uraufführung (1832) verboten, weil die am Hof König Franz I. angesiedelte Fabel – sie wurde für Verdis »Rigoletto« übernommen – als Majestätsbeleidigung galt.
avocat à la Cour... – (franz.) Anwalt beim Gericht, Professor an der Schule für Psychologie.
- 66 *avocat à la Cour d'appel* – (franz.) Anwalt beim Appellationsgericht.
- 67 *pleurez...* – (franz.) weinen Sie, weinen Sie, meine Damen und Herren.

- Les faits...* – (franz.) Die Fakten, damit macht man, was man will.
- bon sens* – (franz.) gesunder Menschenverstand.
- Demimondaine* – (franz.) Halbweltdame.
- 68 *populace* – (franz.) Pöbel.
 «*La dépopulation...*» – (franz.) «Ist die Entvölkerung ein Übel?»
Mais ça ne me fait... – (franz.) Aber das macht mir gar kein Vergnügen! Aber das macht mich nervös!
 «*La résurrection d'une nation*» – (franz.) «Die Auferstehung einer Nation».
- les bottes...* – (franz.) die schwersten Stiefel der Welt.
- 69 «*Un essai de rénovation...*» – (franz.) «Ein Versuch der Erneuerung des Theatees (mit Vorträgen).»
- 70 *Antoine* – André Antoine (1858-1943), französischer Schauspieler und Bühnenleiter, gründete in Paris das Théâtre Libre (Freie Bühne), eine Spielstätte des Naturalismus und einer ungekünstelten Spielweise. Kurze Zeit Direktor des Odéon (1896). Eröffnete 1897 das Théâtre Antoine und führte hier viele ausländische Stücke (von Ibsen, Hauptmann, Sudermann u.a.) auf. 1906 kehrte er an das Odéon zurück.
- 71 *vers l'idéal...* – (franz.) zum Ideal, zum Unbekannten.
Villons «*Belle Heaulmière*» – «Le regrets de la Belle Heaulmière» (Die Klagen der Schönen Helmschmiedin), eine der Balladen aus François Villons «Testament» (1489).
- 72 *Vous êtes le maire...* – (franz.) Sie sind der Bürgermeister..., Sie sind die Veteranen..., Sie sind die Lungenkranken..., Sie sind die Syphilitiker...
Et moi je suis... – (franz.) Und ich bin der Hüter der verfassungsmässigen Ordnung.
et d'un regard ferme – (franz.) und mit festem Blick.
Noël à tous... – (franz.) Allen ein frohes Weihnachten (uns... euch... unseren Freunden... unseren sterblichen Feinden).
- 73 *étudiant à l'Université populaire* – (franz.) Student an der Volksuniversität.
- 74 «*Sous les ponts de Paris*» – (franz.) «Unter den Brücken von Paris».
- 76 *étudiants républicains* – (franz.) republikanische Studenten.
- 76 *représentation proportionale* – (franz.) Verhältniswahlverfahren.

- 76 *bandierá italianá* – (ital.) italienische Flagge.
- 77 *das Geschlecht der défaite* – Das Geschlecht der Niederlage (von 1871).
- 78 *Et la guerre?* – (franz.) Und der Krieg?
Hou, hou les camelots! – (franz.) Hu, hu, die Camelots! camelot: eigentlich Straßenhändler, Zeitungsausrufer. »Camelots du roi« wurden die Anhänger der royalistischen Bewegung Action française genannt, die die gleichnamige politische Zeitung verbreiteten.
décidément – (franz.) entschieden.
- 79 *maison sans fenêtres* – (franz.) Haus ohne Fenster.
- 82 *l'origine druidique* – (franz.) druidischen Ursprungs. Druiden: Priester bei den Kelten.
- 83 *membre de l'Institut* – (franz.) Mitglied des Institut de France, das sich aus fünf Akademien (Klassen) zusammensetzt. Eine von ihnen ist die Académie française.
Il faudrait faire – (franz.) Man müßte machen...
- 85 »*Si j'ai pleuré pour toi*« – (franz.) »Wenn ich um dich geweint habe«.
- 86 *dinde aux marrons* – (franz.) mit Kastanien gefüllte Pute.
anni scolari – (ital.) Schuljahre.
- 87 »*Corriere della Sera*« – (ital.) »Abendpost«; wichtigste Tageszeitung, erscheint seit 1876 in Mailand.
- 89 *un doux métier* – (franz.) ein angenehmer Beruf.
- 90 *se habla español* – (span.) man spricht spanisch.
- 98 *sorelle latine* – (ital.) lateinische Schwestern.
- 99 *États Généraux* – (franz.) Generalstände; bis 1789 die Versammlung der drei Stände (Geistlichkeit, Adel, Bürgertum).
plus peuple qu'ailleurs – (franz.) mehr Volk als anderwärts.
- 100 *Tant mieux pour vous, Madame!* – (franz.) Um so besser für Sie, Madame!
- 105 *suo latte* – (ital.) Ihre Milch.
Epitheton ornans – (griech. / lat.) schmückendes Beiwort.
- 106 *à la barbe fleurie* – (franz.) mit dem blühenden Barte.
Alì così buono ... – (ital.) Ali ist so gut, so ruhig, er bellt nie.
De la part de la marquise ... – (franz.) Im Auftrag der portugiesischen Marquise: der Name des Autos ist Barrès. – Maurice Barrès (1862–1923), französischer Romancier, Journalist und Essayist, Theoretiker und Wortführer eines extremen Chauvinismus.
- 107 *un soldo* – (ital.) Ein Soldo, Münze im Wert von fünf Centesimi.

- 108 *la penna, la mano, il calamaio* – (ital.) die Feder, die Hand, das Tintenfaß.
Ah! les francs-maçons... – (franz.) Ah, die Freimaurer und die Juden..., ah, die Volksbildung und die widerlichen Feuilletons in den Zeitungen.
- 113 *Herzog von Aosta* – Titel von Prinz Emanuele (1869–1931) aus dem italienischen Königshaus; war von 1915–1918 Armeeführer.
- 114 *Europe oblige* – (franz.) Europa verpflichtet.
- 117 *Cor meum in manu Dei* – (lat.) Mein Herz in Gottes Hand.
- 124 *nostri benedetti socialisti* – (ital.) unsere gesegneten Sozialisten.
Fischiate – (ital.) hier: Pfeilkonzert.
- 125 *Lector a non legendo* – (lat.) Lektor, aber nicht des Lesens wegen.
- 129 *O il povero Tobler...* – (ital.) Oh, der arme Tobler, der arme Tobler! Er war so gut!
- 134 *sono Meridionali* – (ital.) es sind Südtaliener.
- 135 *siamo Meridionali* – (ital.) wir sind Südtaliener.
- 136 *ein junger Prete* – Ein junger Priester.
tutti i preti... – (ital.) alle Priester sind Lügner.
- 137 *letture superiori* – (ital.) höhere Kurse.
- 138 *Questo è il mio lettore.* – (ital.) Das ist mein Lektor.
- 139 *momento sctorico* – (ital.) Eigentlich: storico. Historischer Augenblick.
Al mio vero maestro – (ital.) Meinem wahren Lehrer.
- 140 *Schpero rivederla* – (ital.) Eigentlich: spero. Ich hoffe, Sie wiederzusehen.
schposato – (ital.) Eigentlich: sposato. Verheiratet.
pränumerando – (ital.) im voraus zu zahlen.
- 141 *Polybios* – Griechischer Historiker und Staatstheoretiker (um 200 bis 120 v. u. Z.).
- 143 *Comme si de rien n'était* – (franz.) Als wäre nichts gewesen.
Ma siete così povero?! – (ital.) Aber sind Sie so arm?!
Vedete, che polvere... – (ital.) Sehen Sie, was für ein Staub!
Denken Sie an die Gesundheit der armen Dame!
- 148 *Come si trova a Napoli?* – (ital.) Wie befinden Sie sich in Neapel?
- 149 *La latrina...* – (ital.) Der Abort ist die zehnte Muse der Schüler. – In der antiken Sage waren die neun Musen Schutzgöttinnen der Künste und Wissenschaften.

- 150 *Il perder tempo...* – (ital.) Zeit zu verlieren mißfällt einem um so mehr, je mehr man weiß.
Time is money – (engl.) Zeit ist Geld.
il lupo lascia la pelle... – (ital.) Der Wolf läßt die Haut liegen, aber vom Laster läßt er nicht.
- 153 *una propria visione...* – (ital.) Eine eigene Vision, die zu enthüllen ist.
- 154 *mi ricordo bene...* – (ital.) Ich erinnere mich gut... Wir haben zusammen einen Tee getrunken.
- 155 *L'Amarissimo Adriatico* – (ital.) Das so sehr bittere Adriatische Meer.
- 161 *È Parmigiano...* – (ital.) Es ist Parmesankäse, ich habe ihn gerieben!
- 163 *Pronunciamiento* – (span.) Aufruf (zum Umsturz).
alla gentile e forte... – (ital.) an die edle und starke Bevölkerung von Scanno.
- 164 *follia rivoluzionaria* – (ital.) revolutionäre Torheit.
Irredenta – (ital.) Eigentlich: Italia Irredenta – Unerlöstes (nämlich von der Fremdherrschaft unerlöstes) Italien; politische Bewegung nationalistischen Charakters seit 1870.
Sulle orme... – (ital.) In den Fußstapfen der römischen Legionen.
- 165 *Onorevoli* – (ital.) Honoratioren.
al terzo piasano – (ital.) Eigentlich: piano – im dritten Stockwerk.
- 166 *Roma aeterna* – (ital.) das ewige Rom.
- 175 *Strumpfwirker in Apolda* – Am 6. März 1779 hatte Goethe aus Apolda an Charlotte von Stein geschrieben: »Hier will das Drama gar nicht fort, es ist verflucht, der König von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwürker in Apolda hungerte.«
- 181 *À la guerre...* – (franz.) Im Krieg wie im Krieg. – Sinngemäß: Das ist im Krieg nun einmal nicht anders.
- 182 *Il était destiné...* – (franz.) Es war bestimmt durch die Folge der Ursachen.
- 184 *mutatis mutandissimis* – (lat.) bei Änderung des ganz dringend zu Ändernden (abgewandelt von *mutatis mutandis*).
comédie larmoyante – (franz.) weinerliche Komödie, Rührstück.
- 193 *confer* – (lat.) vergleiche.
- 196 *misera plebs* – (lat.) das elende Volk.
- 200 *Dr. Zuckermann* – Hugo Zuckermann (1881–1914), öster-

reichischer Dichter und Rechtsanwalt, wurde im ersten Weltkrieg durch das schon 1913 verfaßte »Österreichische Reiterlied« bekannt, das über zwanzig Vertonungen erfuhr (unter anderen von F. Lohr, H. Barge). Zuckermann starb Ende 1914 an einer Verletzung. Nach seinem Tod erschienen »Gedichte« (1915) und Übersetzungen von »Drei Damen« des jiddischen Dichters J. L. Perez (1920). Siehe auch Band 2, Seite 362.

- 208 *Una contro tutti*... – (ital.) Eine gegen alle, alle gegen eine.
caserma prussiana – (ital.) preußische Kaserne.
- 209 *Parigi sorride*... – (ital.) Paris lächelt angesichts der Gefahr.
- 212 *wenn ich am 6. September* – Wahrscheinlich ist der 6. Oktober gemeint.
- 214 *Venia legendi* – (lat.) Lehrbefugnis; eigentlich: Vorlesungserlaubnis.
- 219 *Ma Signore*... – (ital.) Aber mein Herr! Gegen Österreich ist es eine ganz natürliche Sache.
- 220 *municipio* – (ital.) Rathaus, Stadtbehörde.
direttissimo – (ital.) Schnellzug.
orario – (ital.) Fahrplan.
camposanto – (ital.) Friedhof.
- 221 *Loggia dei Lanzi* – (ital.) Ein 1376–1382 errichtetes Gebäude auf dem Piazza della Signoria (Rathausplatz) in Florenz. Unter seinen nach zwei Seiten hin offenen Arkaden fanden weltliche Zeremonien statt; später wurden wertvolle Skulpturen aus Renaissance und Antike dort aufgestellt.
- 222 *o le madri* – (ital.) oh, die Mütter, Herr Professor, die armen Mütter!
Europe! Ils nous ferment la bouche... – (franz.) Europa! Sie verschließen uns den Mund. / Doch die Stimme durchdringt alles / wie eine Pflanze, die durch den Fels wächst.
- 223 *»I tre correnti«* – (ital.) »Die drei Strömungen«.
die Neutralisten ad oltranza – (ital.) die extremen Neutralisten.
Austriacanti – (ital.) Österreichfreunde.
- 224 *la grande vittoria tedesca* – (ital.) der große deutsche Sieg.
- 225 *Inghilterra e Germania* – (ital.) »England und Deutschland«.
- 227 *Facchino* – (ital.) Gepäckträger.
Ha fatto attenzione – (ital.) Er hat aufgemerkt, mein Herr!
- 228 *»Corre a rivi il sangue tedesco«* – (ital.) »Es fließt in Strömen das deutsche Blut.«
- 231 *Hotel-La Bruyère* – Jean de La Bruyère (1645–1696), französischer Charakter- und Sittenschilderer, beobachtete Le-

ben und Treiben der Hofleute und schilderte sie in »Les Caractères de Théophraste«, 1688 zunächst anonym erschienen.

- 233 *le beau geste* – (franz.) die schöne (oder: edle) Gebärde.
234 *cura posterior* – (lat.) spätere Sorge.
grido di dolore – (ital.) Schmerzensschrei.
240 *Dies ater* – (lat.) schwarzer Tag, Unglückstag.
241 *Silenzio* – (ital.) Ruhe.
Viva il Belgio!... – (ital.) Es lebe Belgien! Es lebe Frankreich!
Nieder mit Österreich!
Vogliamo Trieschte! – (ital.) Eigentlich: Trieste. Wir wollen Triest!
242 *tedescofili* – (ital.) Deutschfreundliche.
tramvieri – (ital.) Straßenbahnschaffner.
spia tedesco – (ital.) deutscher Spion.
Ecclesia militans – (ital.) Die streitende (irdische) Kirche. Im Gegensatz zur *Ecclesia triumphans*, der Gemeinschaft der Heiligen. Besonders für die katholische Kirche der Gegenreformation verwendete Bezeichnung.
244 *un povero filologo* – (ital.) ein armer Philologe.
245 *Abbasso-la-Germania-Rufe* – (ital.) Nieder-mit-Deutschland-Rufe.
Pereat – (lat.) Es soll untergehen! Nieder!
246 »*Cid*« – Tragödie von Pierre Corneille (1636).
»*Femmes savantes*« – »Die gelehrten Frauen«, Komödie von Molière (1672).
Il a vendu – (franz.) Er hat verkauft.
247 *Studentesca e tutti quanti* – (ital.) Die Studentenschaft und alle übrigen.
250 *Je travaille, Monsieur* – (franz.) Ich arbeite, mein Herr.
251 *Abbasso l'Austria!* – (ital.) Nieder mit Österreich!
252 *for the freedom of Europe* – (engl.) für die Freiheit Europas.
253 *Tre, quattro ragazzi...* – (ital.) Drei, vier Jungen, was bedeuten die schon? Gar nichts!
256 *io l'abomino* – (ital.) ich verabscheue es.
Si, Professore, se la guerra – (ital.) Ja, Professor, wenn der Krieg nicht ausbricht.
258 *den »Trompeter« geschrieben* – Josef Victor Scheffel (1828 bis 1886) schrieb 1854 die von sentimentaler Naturstimmung erfüllte lyrisch-epische Verserzählung »Der Trompeter von Säckingen«.
261 *Forestieri* – (ital.) Ausländer.

- 261 *L'ora della decisione* – (ital.) Die Stunde der Entscheidung.
- 263 *libretto ferroviario* – (ital.) Fahrkartenheft.
se la guerra non scoppia – (ital.) Siehe zweite Anm. zu Band 2, Seite 256.
- 264 *Sone belle, è vero?* – (ital.) Sie sind schön, nicht wahr?
- 265 *Albergo* – (ital.) Hotel.
Pubblica Sicurezza – (ital.) Öffentliche Sicherheit.
- 267 *boato* – (ital.) Getöse.
- 279 *Firma WTB* – Wolffs Telegraphen Büro.
- 300 *Homo spiritualis* – (lat.) Geistiger Mensch.
- 332 »*Ingénu*« – »*L'Ingénu*« (Das Naturkind), Roman von Voltaire.
- 337 *Estaminet* – (franz.) Schenke.
- 349 *Tuileries mécanique d'Aubers* – (franz.) Ziegelei von Auber.
- 357 *Ohnet* – Siehe Anm. zu Band 1, Seite 159.
- 360 *Parle pour nous, mère de Jésus* – (franz.) Mutter Gottes, sprich für uns.
- 362 *Zuckermanns Reiterlied* – Siehe Anm. zu Band 2, Seite 200.
- 371 *Sera puni de mort qui. . .* – (franz.) Mit dem Tode bestraft wird, wer . . . erschossen wird, wer . . .
- 388 *der melancholische Limbo* – Von Limbus (lat.): Umgrenzung; hier: Aufenthaltsort der nach christlicher Auffassung unverschuldet nicht in den Himmel Eingelassenen.
- 389 *merry Christmas . . .* – (engl.) fröhliche Weihnacht . . . glückliche Weihnacht.
- 401 *y compris* – (franz.) eingeschlossen.
- 408 *Je ne pleure pas . . .* – (franz.) Ich weine nicht! Wenn man immer im Gefangnis war.
- 422 »*Servitude et grandeur militaires*« – (franz.) »Glanz und Elend des Militärs«, erschienen 1835.
- 451 »*Sie haben mich gequält . . .*« – Verse aus Heinrich Heines Gedicht »Lyrisches Intermezzo«.
- 454 *die »Neue Heloise«* – Rousseaus Roman »*Julie ou La Nouvelle Héloïse*« (Julie oder Die neue Heloise), erschienen 1761.
Delilles »Gärten« – Jacques Delilles (1738–1813), französischer Dichter, veröffentlichte 1782 die umfangreiche Landschaftsdichtung »*Die Gärten*«.
- 456 *persona gratissima* – (lat.) hochwillkommene, höchst-wünschte Person.
- 459 *Carpe diem* – (lat.) Nutze den Tag! (Horaz, Oden, 1. Buch, Nr. 2, Vers 8).
- 463 *Solamen miserum* – (lat.) Trost der Elenden.

- 469 *De Amicis* – Edmondo De Amicis (1846-1908), italienischer Schriftsteller und sozialistischer Theoretiker, schrieb zahlreiche Jugend- und Soldatenerzählungen sowie Reisebücher.
Roosevelt – Theodore Roosevelt (1858-1919), amerikanischer Politiker, 1901 Präsident der USA, 1906 Friedensnobelpreis.
Lex Heinze – Der gegen den Zuhälter Heinze geführte Prozess war Anlass für eine Novelle zum Reichsstrafgesetzbuch (1900), in der Strafvorschriften über Sittlichkeitsverbrechen erweitert und ergänzt wurden. Die Folge waren u.a. strengere Zensurvorschriften im Kunstbereich.
- 488 *er übernimmt den Oberbefehl des ganzen Heeres* – Paul von Hindenburg wurde am 29. August 1916 zum Chef des Generalstabes, Erich Ludendorff zum Ersten Generalquartiermeister ernannt. Es war bereits der zweite Wechsel der Obersten Heeresleitung (OHL).
- 491 *préjugé* –(franz.) Vorurteil.
- 497 *Habitué*s –(franz.) Stammgäste.
- 508 *nel mezzo del camino* – (ital.) mitten auf dem Wege. Anspielung auf die erste Zeile des ersten Gesanges von Dantes «Inferno»: «Nel mezzo di cammin di nostra vita...» (In unsres Lebensweges Mitte...).
- 512 «*Misérables*» – (franz.) «Die Elenden», erschien 1862. *secundo loco* – (lat.) an zweiter Stelle.
- 522 *choucrou*te – (franz.) Sauerkraut.
- 527 *Un pas prisonnier mais...* – (franz.) Stichwort einer berühmten Tirade aus Edmont Rostands «L’Aiglon» (2. Akt, 2. Szene). Der Herzog von Reichstadt, am Wiener Hof in goldenen Ketten festgehalten, träumt vom Waffenruhm seines Vaters und zerpfückt durch vielfache Wiederholung die Versicherung seines Erziehers, des Grafen von Dietrichstein: «Oh! le prince n’est pas prisonnier, mais...» (Oh! der Herzog ist kein Gefangener, aber...) Der letzte Vers dieser Replik lautet: «Un prisonnier?... Je suis un pas-prisonnier – mais.» (Ein Gefangener? ... Ich bin ein Kein-Gefangener aber.) Der grammatische Nonsens dieser Wortbildung drückt die Absurdität seines Status aus.
- 537 *das Quale durchs Quantum zu ersetzen* – Die Qualität durch die Quantität zu ersetzen.
auf einer Leipziger Presse – Privates Institut zur Vorbereitung auf Prüfungen.

- 552 *ad oculos* – (lat.) vor Augen.
- 557 *Giuseppe Belli* – Giuseppe Gioacchino Belli (1791–1863), italienischer Volksdichter.
- 599 *Ad vocem* – (lat.) Zu dem Wort (im Sinne von: apropos).
- 600 *Distributor gloriae* – (lat.) Spender des Ruhms.
- 614 »*Es ging ein Mann im Syrerland...*« – Anfangsverse des ersten Gedichts der »Parabeln« von Friedrich Rückert (1788–1866).
- 625 *Correa rivi...* – (ital.) In Strömen fließt das deutsche Blut.
- 629 *dulc' et decorum 'st* – (lat.) Dulce et decorum est pro patria mori (Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben). Verszitat aus Horaz, Oden, 3. Buch, Nr. 2, Vers 13; häufig als Aufsatz-Thema in den Gymnasien gestellt, besonders während des ersten Weltkrieges.
- 651 »*Mystères de Paris*« – (franz.) »Die Geheimnisse von Paris«, Roman von Eugène Sue, erschienen 1842/43.
- 657 *guai* – (ital.) Unglück.
- 661 *reservatio mentalis* – (lat.) innerer Vorbehalt.
- 685 *Schabbesofen geholt, der von gestern her in Glut ist* – Schabbes, jiddische Form von Sabbat (hebr.); jüdischer Ruhetag, der u. a. durch Enthaltung von aller Arbeit, Unterlassung aller Speisezubereitung (selbst des Feueranzündens im Hause) begangen wird. Die Speisen werden deshalb bereits am Vortag bereitet.
- 700 *Foch* – Ferdinand Foch, Marschall von Frankreich, 1918 Oberbefehlshaber der Alliierten an der Westfront, leitete die Waffenstillstandsverhandlungen mit Deutschland.

NACHWORT

Der Gedanke, seine Autobiographie zu schreiben, war in Victor Klemperer lange gewachsen. Nach der Weltkriegs-Odyssee war es ihm mit Hilfe seines Münchner Lehrers Karl Vossler 1920 endlich gelungen, ein Lehramt an der Technischen Hochschule Dresden zu erhalten. Die Dresdner Jahre wurden für den Romanisten eine äusserst schöpferische Zeit. Neben seiner Lehrtätigkeit erschienen in kurzer Folge zahlreiche grundlegende literarhistorische Werke; an «literarische Ausflüge» war nicht zu denken.

Dann erfolgte der tiefe Einschnitt. In Deutschland regierte der Faschismus. Victor Klemperer sperrte sich zunächst dagegen, das Ausmass der heraufziehenden Gefahr zu erfassen. «Ich flüchtete, ich vergrub mich in meinen Beruf, ich hielt meine Vorlesungen und übersah krampfhaft das Immer-leerer-Werden der Bänke vor mir, ich arbeitete mit aller Anspannung an meinem Achtzehnten Jahrhundert der französischen Literatur,» schrieb er später in «LTI», seiner berühmt gewordenen Sprachanalyse des Dritten Reiches. 1935 wurde «die Beamtenschaft gereinigt», Klemperer verlor sein Lehramt. Nachdem Haussuchungen und Schikanen zunahmen und ihm von den Geschwistern und Freunden immer dringlicher geraten wurde, das Land zu verlassen, notierte er am 16. Mai 1936 in sein Tagebuch: «Manchmal kommt mir mein Bleiben ehrlos vor», um sofort hinzuzufügen: «Aber was soll ich draussen anfangen, der ich nicht einmal Sprachlehrer sein könnte?» Noch immer war die Ungewissheit, im Ausland Fuss

fassen zu können, stärker als die Angst vor dem, was ihn im Lande erwartete. Noch immer obsiegte das trotzigste, unendlich strapaziöse Beharren auf ein halbwegs normales Leben unter immer brutalerer Verfolgung. «Gott weiss,» notierte er an diesem 16. Mai aber auch, «ob der zweite Band meines 18. Jahrhunderts jemals zustande kommt. Und ob es nicht vernünftiger wäre, ich versuchte wirklich einmal meine Vita zu schreiben. Es sind nun schon recht viele Jahre, dass ich das unternehmen möchte.» Ähnliche Eintragungen tauchen fortan immer wieder auf.

Zu den sich häufenden Willkürmassnahmen der Gestapo und den zahllosen Beschränkungen seines Lebens, auf deren Nichtbefolgung der sichere Tod stand, trat am 6. Dezember 1938 das Verbot der Bibliotheksbenutzung: «Mit dem Bibliotheksverbot bin ich nun buchstäblich arbeitslos geworden. Ich habe mir vorgenommen, nun wirklich einen Vita-Versuch zu wagen.» Im Silvester-Résumé 1938 findet sich der Hinweis, dass Klemperer «neulich die ersten ‚Papiersoldaten‘-Zeilen niederschrieb». Noch blieb es dabei. Doch am 24. Februar 1939 hiess es: «Nachdem ich vorher ein paarmal zögernd zur Einleitung (‚Papiersoldaten‘) angesetzt hatte, ohne sie durchzuführen, begann ich am 12. Februar – Vaters Todestag –, um mich vom eigentlichen Erzählenkönnen oder Nichtkönnen zu überzeugen, das erste Kapitel der Vita, verbiss mich darein und schrieb es bis gestern zu Ende. Ich will es nun in die Maschine bringen und danach Eva vorlesen; sie mag entscheiden, ob sich die Fortsetzung lohnt.» Der starke Zuspruch seiner Lebensgefährtin bestärkte ihn weiterzuarbeiten. Trotz immenser Energie hiess es angesichts des immer bedrückenderen Alltags in der Folge: «Curriculum schleicht zeilenweise.» Am 1. November beendete er das Kapitel «Geheimfach». Aber die Kraft drohte zu versiegen: «Immer langsames Fortschreiten des Curriculum,» hiess es am 29. November. Und nur kurze Zeit später, am 9. Dezember: «Mein Herz ist verbraucht, bei jedem Stadtweg, bei jeder körperlichen Arbeit (gestern beim Schneeschieben) streikt es.» Am 11. Februar 1940 konnte er endlich notieren: «Heute habe ich im Maschinenmanuskript Kapitel

VII und damit Band I des Curriculum beendet.» Die Korrektur zog sich bis Ende April hin: «Am 27. legte ich endlich den ersten Band Curriculi ad acta.»

Im Mai 1940 wurden die Klemperers aus ihrem Dölzschener Haus vertrieben und ins Judenhaus zwangseingewiesen. Auf den fertiggestellten Teilen des «Curriculums», die seine mutige nicht-jüdische Ehefrau nach Pirna brachte, wo sie im Hause der mit den Klemperers befreundeten Ärztin Dr. Annemarie Köhler versteckt und gerettet wurden, vermerkte Victor Klemperer: «Falls mir etwas zustossen sollte, *nach* veränderter Lage an die Dresdener Staatsbibliothek.» Er zwang sich sofort zur Weiterarbeit; «denn ich würde ja ganz untergehen, wenn ich nicht ein bisschen weitermuddelte». Ende Juni schloss er die Rohfassung des Kapitels «Summa cum laude» ab, an dem Abschnitt «Bei Kriegsausbruch in München» arbeitete er bis November, und bis zum Jahresende wurde noch «Neapel im Krieg» fertiggestellt.

Auch im Tagebuch 1941 notierte Klemperer immer wieder: «Curriculum stockt. Stimmung sehr deprimiert.» Aber dazwischen heisst es auch: «Ich halte mich am Curriculum fest, ich vergrabe mich darin.» Nach Abschluss des Kapitels «Front und Lazarett» im April folgten Wochen der Maschinenabschrift und Korrektur. Am 27. Juli, nach Bekanntmachung über die Beschlagnahme von Schreibmaschinen, notierte Klemperer: «Es würde oder wird einen schweren Verlust bedeuten. Wer liest meine Handschrift?» Noch gelang es ihm, die Reinschrift des Frontkapitels zu beenden. Aber die Situation spitzte sich immer mehr zu. «Die Judenbinde, als Davidstern wahr geworden, trat am 19.9. in Kraft. Dazu das Verbot, das Weichbild der Stadt zu verlassen.» (15. September 1941.) Trotz alledem wurde die Eintragung vom 27. Dezember möglich: «Ich habe heute das Kapitel ‚Kriegsende‘ zu Ende geschrieben.»

Victor Klemperer begann nun, ein abschliessendes Kapitel «Privatdozent während der Revolution» zu schreiben; eine Rohfassung entstand noch. Die Tagebuchnotiz vom 5. Februar 1942 offenbart die besondere Schwierigkeit der Arbeit: «Curriculum mühseligst schleichend. Ich müsste ein Nachschlagwerk mit den

Daten der Münchener Räterepublik einsehen können. In meinen Notizen hängt so vieles in der Luft. Wer war der Zentralrat? Wer regierte Bayern zwischen Eisners Tod und der Proklamation der Räterepublik? Etc. etc. Ich fühle mich unsicher. Dazu ständig müde. Aber ich will durchaus den 2. Band beenden.» Immer wieder erreichten ihn Nachrichten von Haussuchungen, Schikanen und Misshandlungen durch die Gestapo. Am 10. Februar 1942 schrieb Victor Klemperer in sein Tagebuch: «Unter dem Druck drohender Haussuchung fährt Eva wieder nach Pirna. – Manuskript Curriculum fort. – Wahrscheinlich völlige Unterbrechung.» Es blieb dabei.

Schliesslich drohte auch ihm die «Endlösung». Im Februar 1945 sollten in Dresden die trotz aller Repressalien noch immer aufrechterhaltenen «Mischehen» gewaltsam getrennt werden. Die Luftangriffe auf die Stadt am 13. Februar bedeuteten für Victor Klemperer die Rettung. Im infernaln Chaos riss er sich den Stern vom Mantel und floh mit seiner Frau aus der Stadt. Sie gelangten bis Bayern, fanden in dem kleinen Dorf Unterbernbach Unterkunft und erlebten den Einmarsch der amerikanischen Truppen. Schon im Juni 1945 kehrten sie zu Fuss nach Dresden zurück.

Die Torturen der vergangenen zwölf Jahre hatten die Gesundheit Victor Klemperers stark angegriffen, aber sein Glaube an das humanistische Bildungsideal war ungebrochen. Er stürzte sich rastlos in die Arbeit. Die neuen Zwänge und Intrigen «im Sumpf des deutschen Elends» raubten ihm Kräfte, erschwerten es ihm, sich die notwendigen Freiräume für die so lange unterbrochene Arbeit an seinem wissenschaftlichen Werk zu schaffen. In Dresden baute er die Volkshochschule und den Kulturbund auf, dessen Abgeordneter er seit 1950 in der Volkskammer war. Klemperer engagierte sich im Internationalen PEN, arbeitete an seiner Literaturgeschichte, lehrte zunächst in Dresden, dann an den Universitäten Halle, Greifswald und Berlin. Der vom Voltaireschen Geist der Aufklärung geprägte Wissenschaftler spürte sehr bald die Grenze einer Realität, in der sich die politischen Strukturen verhärteten und der Kalte Krieg dominierte.

Bereits 1947 hatte Victor Klemperer aus seinen Tagebuchaufzeichnungen der vergangenen Jahre seine «LTI» gefiltert. Zur Überarbeitung des «Curriculum»-Manuskriptes blieb dem von der Angina pectoris Gezeichneten keine Zeit mehr. Es wurde erst nach seinem Tode aus den hinterlassenen Manuskripten und Typoskripten zusammengefügt und 1989 veröffentlicht. Victor Klemperers «Curriculum vitae» ist die faszinierende Aufarbeitung der Erlebnisse und Erkenntnisse seiner Tagebücher, die er als Siebzehnjähriger begonnen hatte. Er hat das Tagebuchschreiben nie aufgegeben und sich so ein Leben lang mit sich selbst auseinandergesetzt. Diese Nähe zur Quelle verleiht den Erinnerungen ihre Authentizität. Der gereifte, den bitteren Erfahrungen des verfolgten Juden ausgesetzte Wissenschaftler bilanzierte rückhaltlos seinen facettenreichen, von der Familie immer wieder auf die wissenschaftliche Laufbahn gedrängten Bildungs- und Entwicklungsweg sowie den Assimilierungsprozess einer jüdischen Familie, die durch Taufe und akademischen Ehrgeiz die Zugehörigkeit zur europäischen Kultur erstrebt. Dass er die den Tagebüchern entnommenen Vorgänge und Gedanken niemals schönste, dass er im Nachhinein nicht versuchte, sich aus der deutschtümelnd-chauvinistischen Norm, der er zeitweilig genügte, zu erheben, dass er immer eine skeptische Haltung gegenüber dem eigenen Urteil bewahrte, liess ihn zum grossen Chronisten der Assimilierungsbestrebungen, jener deutsch-jüdischen Symbiose werden, die so grausam erstickt wurde. Hier wird die Atmosphäre des Wilhelminischen Deutschlands, die Welt des Bildungsbürgertums und des Gelehrtenbetriebes lebendig; hier wird ein Zeitalter deutscher Geschichte von der Jahrhundertwende bis zum Ausgang des ersten Weltkriegs besichtigt.

Als Victor Klemperer am 11. Februar 1960 starb, hinterliess er ein einzigartiges Lebenswerk. Das so schmerzlich abgerungene «Curriculum vitae», «LTI» sowie die 1995 aus dem Nachlass unter dem Titel «Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten» edierten faszinierenden Tagebücher von 1933 bis 1945 sind aus der deutschen Literatur nicht mehr wegzudenken.

Januar 1996

Walter Nowojski

PERSONENREGISTER

- Abramsohn* (Medizinalrat) II 484
Adès, Jehan I 313
Adler, Friedrich I 525f.
Aehrenfeldt (Bankier) II 308f.
317
Ahrens, Marta II 570
d'Albert, Eugen II 606
Alexander der Große I 173
Alfons, König von Spanien II 57
Allers (Soldat) II 260
Allen, Frau von I 426f. 502
II 104
Anastasia (Ordensschwester)
II 444
Andersen, Hans Christian I 370
Andreae (Gymnasiast) I 251f.
Andreas-Salomé, Lou I 160 172
192 384 472 II 627
Antoine, André II 70
Anz, Heinrich I 212-216 223f.
226f. 234f. 238 243f. 246
253f. 258f. 283 300 419 II 380
Anz, Dr. Heinrich I 419
Aosta, Prinz Emanuele, Herzog
von II 113
Ariosto, Lodovico II 44 193
Aristoteles I 291
Arndt, Ernst Moritz I 85 97
Ary-Leblond, Marius II 68f.
- Ascher* (Lehrer) I 340f.
Auerbach, Berthold I 176 180
182 II 56
Auerbach (Unteroffizier) II 362
427f. 594
Augsburg, Anita II 471
Austleit (Soldat) II 696f.
- Bab, Julius* I 95ff. 99 103 322
II 76 482
Bab (Vater) I 96
Bach, Johann Sebastian I 232
386 541 II 580
Bad (Frau) I 30f.
Baechhoff (Bildhauer) I 156 439
Baechtold (Dozent) II 502
Balzac, Honoré de II 172
Bante (Gymnasiast) I 76 131
Barbusse, Henri II 351
Barckhausen, Henri II 55 91ff.
Barclay, Alexander II 586f.
Barrès, Maurice II 106 155 613
Bartels (Frau) II 497f. 514ff.
535f. 548
Barthélemy, Jean Jacques I 10
Barz (Unteroffizier) II 354ff.
Bassermann, Albert I 579 II 578f.
Baudelaire, Charles I 149
Baudius, Auguste I 463 535

- Bauer* (Kanzleiwachtmeister)
 II 294f. 314 316
Bäumcker, Clemens II 35f.
 39ff. 210 447f. 623
Bäumer, Gertrud I 455 482 566
Bazaine, François Achille I 331
Beaumarchais, Pierre-Augustin
 Caron de I 533 II 66
Beauregard, Paul II 77f.
Becker, Philipp August
 II 584–587 611 635ff. 665
Becker (Soldat) II 392–398
Bédier, Joseph II 28 53 81ff.
 88f. 263 471 586
Beer-Hofmann, Richard I 526ff.
 530 532 545
Beermann (Dolmetscher) II 685
 687
Beethoven, Ludwig van I 386
 445 II 490 539 582
Behnisch-Kappstein, Anna I 470
Behrens, Dietrich II 421
Belli, Guiseppe II 557
Benedikt, Moriz I 534
Berger, Manfred (siehe Gold-
 berger, Manfred)
Berghausen (Oberleutnant)
 II 320–323 329ff.
Bergson, Henri I 357 II 206
 494
Berlitz, Maximilian David I 75
Bernardin de Saint-Pierre,
 Jacques Henri I 123
Bernays, Jakob I 21 226
Berneker, Erich II 168
Bernhardt, Sarah I 321
Bertkau (Hauptmann) II 520
Bethmann Hollweg, Theobald
 Friedrich Alfred von I 554
 II 178 182
Bettelheim, Anton I 532f. 545
 584
Beyerlein, Franz Adam I 482
 II 631f. 634 636 639
Bier, August I 462
Bierbaum, Otto Julius I 274
 448 II 508
Billinger, Maria II 21ff.
Birnbaum, Martin I 167ff. 179
 183f. 191 209 429 II 660
Bismarck, Otto Fürst von
 I 100f. II 260 489 529
Blinkhorn (Universitätslektor)
 I 272
Bloch (Gymnasiast) I 80
Bloch, Paul I 462 II 508ff.
Blum (Ordonnanz) II 504 536
 540f. 545
Boas (Gymnasiast) I 238 247
Böcklin, Arnold I 293
Bodin, Jean II 82
Boeckh, von (Major) II 338
Böhlau, Helene II 305
Bonne, Georg II 556
Borch (Arzt) I 512 547
Borgese, Giuseppe Antonio
 II 225
Börgmann (Leutnant) II 355f.
 358 392f. 396
Borngräber (Verleger) II 546
Bornier, Henri de I 331
Bossuet, Jacques-Bénigne II 80
Botticelli, Sandro I 377
Bottke (Feldwebel) II 673 699
 702 704 709ff.
Bouvier, Bernard I 302–306
 308 311 316 367
Brachvogel, Albert Emil I 159
Brahm, Otto I 466
Brahms, Johannes I 445 570
Brandeis (Advokat) I 545
Brauchitsch, von (Gymnasiast)
 I 78 131
Bré, Centa I 273 277

- Bremer* (Unteroffizier) II 413 415
 417-420 422 475
Bremiker (Gymnasiallehrer)
 I 82f. 87 95 356
Brentano, Lujo I 94 267 286
 304
Brieux, Eugène II 63
Brion, Friederike I 356
Brod, Max I 548 II 56
Brotanek (Dozent) II 22
Bruckner, Anton II 29
Brunot, Ferdinand II 196 200f.
 203
Bücher, Karl II 604
Büchner, Georg I 176 293f.
Büchner, Ludwig I 181
Bukofzer (Fleischer) I 43f.
Bülow, Bernhard Fürst von
 II 251 269
Bulthaupt, Heinrich I 272
Bürger, Gottfried August I 33
 97 159
Busch, Wilhelm I 573

Caillaux, Joseph II 77
Cain, Georges II 72
Calandini, Conte (Konsulats-
 beamter) I 377
Calvin, Johann I 308
Caprivi, Leo Graf von I 101
Carpentier, Georges II 59f.
Cäsar, Gajus Julius I 75
Cassel, Oskar I 439 567
Castan (Arzt) II 626
Cauer, Paul I 226
Ceresole (Arzt) II 230
Cervantes Saavedra, Miguel de
 II 482
Cervis, Annunzio II 232f. 240
Chamberlain, Houston Stewart
 II 504
Chamisso, Adelbert von I 97

Charitius, Franz I 213-216
 225-228 231 234 237 243 254
 258 292 300 303 412 II 603
Charpentier, Gustave I 310
Chateaubriand, François-René
 de I 305 335 II 421f.
Chavanne, Alfred I 335f.
Chiavacci (Frau) I 532
Chiavacci, Vincens I 526 532
Chrétien de Troyes I 358
Cicero I 223 225 227
Clemann (Oberstleutnant) II 211
Clever (Soldat) II 342-347 366
 396 431
Cohn, Fritz I 465
Coligny, Gaspard de II 53
Cooper, James Fenimore I 128
 II 512
Copeau, Jacques II 69ff.
Coquelin aîné, Constant I 321f.
Corinth, Louis I 418
Corneille, Pierre I 222 307 320f.
 323 332 416 418 II 246 248
Cossmann II 287
Cotta (Verleger) I 375 450
Coué, Émile II 7
Crébillon, Claude-Prosper Jo-
 lyot de I 522
Cristiani, Theo II 29
Croce, Benedetto I 315 II 97 116
 121 127f. 137-143 153 169 211
 237 239 243 254 261f. 270ff.
Crusius, Otto (Altphilologe)
 II 29 200 210
Crusius, Otto (Mathematiker)
 II 29 172 186 291ff. 296 306
Cucchia (Altphilologe) II 148
Curtius, Ernst Robert II 485

Dalbelli (Weinstube) I 448
 II 462
Damm, Gustav I 200

- D'Annunzio, Gabriele* II 127 155
Dante Alighieri I 77 35⁸ 377 379
 II 87 169 476 657
Darwin, Charles I 203
Daudet, Alphonse I 221 II 470
David, Stella II 570
De Amicis, Edmondo II 469
Debes, Ernst I 128
Debussy, Claude II 127
Defoe, Daniel I 128 II 458 512
Dehlinger, Grete II 30 51f. 62
 75 172 357
Dehlinger (Physiker) II 172 174
 186 290
Dehmel, Richard I 106 451 573f.
 II 189 427 477 594 680
Delille, Jacques II 454
Delvard, Maria I 575
Dember, Arno I 132
Demosthenes I 226
Denks, A. I 49
Derkow, E. I 110 120 151 387
Descartes, René II 80
Dessoir, Max I 359
Deutschländer, Leo II 678 681f.
Diaz (Bibliothekarin) II 127
 237 263
Dickens, Charles II 357
Diestler, Ludwig II 411ff. 419
Dietrich, Mary I 583 II 569 573
Di Giacomo, Salvatore II 118 128
Dittrich, Kurt I 393
Djuvara I (Gymnasiast) I 77 80
 89 228
Djuvara II (Gymnasiast) I 77 89
Doehring, Ella I 391 401f. 404
 425 428 433 441 444 518f.
 557-560 II 197f. 357
Donizetti, Gaetano I 20
Dostojewski, Fjodor Michailo-
witsch II 458
Doumergue, Gaston II 76
Doumic, René I 344 II 54
Dove, Heinrich I 567f.
D'Ovidio, Francesco II 123 128f.
 146-149
Drago (Universitätslektor) II 177
Dreyer, Max I 210
Dreyssig (Kontoristin) I 236
Dröscher (Soldat) II 339 364
 369 406 423ff. 441
Dumas, Alexandre fils I 322f.
D'Urfe, Honoré II 586ff. 626
 632 640
Duse, Eleonora I 399
Duse (Ordonnanz) II 699 701
 704
Düsel, Friedrich I 472f.
Dyck, von (Major) II 640 642ff.
 658f. 665ff.

Ebeling, Georg I 357
Ebert, Friedrich II 693
Ebers (Gymnasiast) I 235f.
Ebner-Eschenbach, Marie von
 I 526 530 532 542
Eckersdorf (Lehrling) I 142f.
 145 150 170 204
Edward VII., König von
England I 96 135 291 324
 327ff.
Egidi, Curt II 16f.
Ehrlich (Kabarettist) II 499f.
 506f. 518
Ehrlich, Paul II 150
Eidenbühler (Assistenzarzt)
 II 439
Eiffländer (Konfektfabrikant)
 49 133
Eilers (Hotelrestaurant) I 431
Einem, Karl von I 460
Einstein, Albert II 601
Eisenhart (Generalquartiermei-
ster) II 519

- Eisenmann*, Herodes II 678f.
 681
Eisner, Kurt II 610f. 623 647
 690
Elisabeth (Sissi), Kaiserin von
 Österreich I 314f.
Ellendt-Seyffert I 182
Elliot, Thomas Stearns II 332
Ellon (Gymnasiast) I 80 92f.
Elsaß, Dr. (Rabbiner) I 247
Emiliano (Bischof) II 117
Engel, Fritz I 462
Ernst, Otto I 483
Esternaux (Gymnasiallehrer)
 I 81
Etzel (Konfiseur) I 55
Eulenberg, Herbert II 477 482f.
 679
Euringer (Buchhändler) II 321
Ewers, Hanns Heinz II 606
Ewers (Lehrer) II 464-470
 473ff. 483 485 487 489 546 687
Eysoldt, Gertrud I 573

Faguet, Emile I 325
Fajella (Student) II 118 124f.
 135f. 145 189 232ff. 236 240
 244 256 261 270
Fallières, Clement Armand II 72
Falkenstein (Unternehmer) I 341
Federschmidt (Vikar) II 618
Feske I 522
Feuerstein (Gefreiter) II 421f.
Fichou, Ludovic II 66
Fink, Arthur I 28f. 31 91 152
Fischer, Emil Hermann I 562
Fischer, Walter I 148
Flach, Jules II 82
Fleischel, Egon I 465 549
Flex, Walter II 618
Fliess (Gymnasiast) I 80
Fock, Ferdinand II 700

Fock (Buchhändler) II 637
Fontane, Theodor II 357
Fontheim (Jurist) I 282-285 288
Forch (Oberleutnant) II 355
 358 375 382 395f. 405f. 430
 432 434
Fornelli (Student) II 125ff. 137
 145 148 150 152f. 156 218 226
 273
France, Anatole I 323 II 81
Frank, Anton II 573f.
Frank, Ludwig II 205f.
Franke, Adele I 73ff. 351 441
 566
Franke, Eduard I 19 69-75 157
Franke, Else I 73ff.
Franke, Malvine I 69 72-75 95
Franke, Olga I 20 73ff. 566
Franke, Walter I 73ff.
Franken (Rechtsanwalt) I 498
Franz I., König von Frankreich
 II 65
Franz Ferdinand, Erzherzog von
 Österreich II 167
Franz Joseph, Kaiser von
 Österreich II 237f.
Franzos, Karl Emil I 493ff. 497
 545 550 II 485
Freiligrath, Ferdinand I 98f.
 129
Frentz (Oberleutnant) II 463
Freytag, Gustav I 16 II 168
Freytag (Privatdozent) II 168
Friedrich I., deutscher Kaiser
 I 100
Friedrich II., König von Preu-
 ßen I 67
Fritz, Georg II 505
Fromm (Stabsarzt) II 437ff. 451
Fulda, Ludwig I 100 302 478f.
 484 489 491

- Galilei*, Galileo I 108
Ganghofer, Ludwig II 189
Garibaldi, Bruno I 452 466
 II 254
Gautier, Théophile I 325
Gebbing (Zoo-Direktor) II 589
Gébelin (Bibliotheksdirektor)
 II 54f. 84 93
Gehrischer (Soldat) II 494 499f.
 507 527 536 598
Geiger, Ludwig I 356 487ff.
 491ff.
George, Stefan I 279 468
Geß, Felicien I 541
Gessner, Teresina I 209
Gieseke, Alfred II 590ff. 595 597
Glossy, Karl I 532 556
Gnoli, Domenico II 142
Goebbels, Joseph I 580
Goethe, Johann Wolfgang I 30
 117 176 206 214f. 218 225 354
 356 375 430 579f. II 139 142
 175 244 330 380 493 543 555f.
Gogol, Nikolai II 291
Goldberger, Manfred (Pseud-
 onym: Manfred Berger)
 I 278f. 288 II 414
Goldoni, Carlo I 362f. 418
 II 493
Goldschmidt, Siegfried I 276f.
Goldstein (Bankierssohn) I 128
Gorki, Maxim I 323
Gottsched, Johann Christoph
 II 30 612
Gounod, Charles François
 I 232
Grätz, Heinrich I 67 487 549
Grautoff, Ferdinand II 602f.
Grieg, Edvard I 445 II 490 660
Gries, Johann Diederich II 44
Grillet (Dramatiker) II 75
Grillparzer, Franz I 6 532 556
Grimm (Bankdirektor) I 218f.
Grimm, Jakob I 97
Grimm, Wilhelm I 97
Griniewicz, Flora I 311f. 345
Gröber (Romanist) II 585
Groenbech (Hotel) I 511 514
Gronemann, Sammy II 478-481
Grotius, Hugo, eigentlich de
 Groot II 618
Guilbert, Yvette I 574ff.
Guilhermet, Georges II 65
Gustav Adolf, König von
 Schweden II 446
Gutmacher (Philologe) II 12
Gutzkow, Karl I 44 455 473
 II 34 463
Haberkorn (Frau) I 538
 540-544
Haberkorn, Karl I 538 540-543
 II 401
Haberkorn, Maria I 438-441
 448f. 519 538-541 544
Haberkorn, Suse I 541
Haby, François I 101 II 73
Haenisch, Konrad I 568
Halbe, Max I 273 277 II 569
Händel (Gymnasiast) I 238 247
 258
Handel-Mazetti, Enrica Freiin
 von I 531
Hanisch (Lehrling) I 140 143ff.
 170 242
Hannemann (Sportlehrer) I 83
Hard (Jurist) II 210f.
Harden, Maximilian I 259
Harms, Paul II 598 602-606
 608 615f. 625f. 633 635 638ff.
Harnack, Adolf von I 359
Haseloff I 569
Hau, Karl I 479
Hauptmann, Gerhart I 59f. 192

- 273 317 342 466 494 II 569f.
 572f. 626 632
Hauptmann, Ivo I 342
Hausmann, Conrad I 568
Hauß-Borkow, Gottfried II 572
Haydn, Joseph II 569
Hebbel, Friedrich I 317 540
 II 616
Hebbow, von (Gouverneur)
 II 693
Hecker, Oskar I 357 377
Hegel, Georg Wilhelm Fried-
rich II 244 663
Hegewisch, Lotte I 270f. II 82
Heilborn, Adolf I 471 516
Heilmann (Unteroffizier) II 341f.
 354 361f. 375 404 456
Heimgartner II 228ff.
Heims, Else I 317
Hein, Dr. I 439
Heine, Anselma I 520
Heine, Heinrich I 168 173 178
 331 342 II 232 450 483
Heinze (Zuhälter) II 469
Hembd, O. I 225 227ff. 231 246
 249 251f. 262
Hembd, U. I 225 227ff. 231 243
Henning, Hans I 475ff.
Henri, Marc I 575
Herder, Johann Gottfried I 67
 96 356
Hermann, Georg I 547f. II 357
Hermann (Student) I 547f.
Hertling, Georg Graf von II 35
Herwegh, Georg I 294
Herzfeld (Disponent) I 140 145
Herzl, Theodor II 56
Herzog, Emilie II 583
Hess, Heinrich Maria von
 I 293
Heitner, Hermann I 432
Heymen (Organist) II 580f.
- Heyse, Paul* I 169 429-432
 449f. 457 477 480 493 II 258f.
Hierl (Soldat) II 312
Hildeck (siehe Meyerhof-Hil-
deck, Leonie)
Hillbrich (Café) I 239 349 368
 383 396
Hillger, Hermann I 471 516
Hitler, Adolf I 42 499 II 481
Hindenburg, Paul von II 198 201
 369 480 488 633 638 674
Hirsch, Albert II 31f.
Hoegstraa I 390
Hoffmann, Heinrich I 33
Hoffmann (Sozialdemokrat)
 II 625
Hofmannsthal, Hugo von I 279
 579ff. II 189 572f.
Hölderlin, Friedrich II 31f.
Holgers, Maria I 574
Holtmann (Redakteur) II 598ff.
Homburger (Feldwebel) II 673
 676f.
Homer I 33 226 238 573
Hopf (Generalmajor) II 312
Hoppe (Nationalökonom) I 555
 II 615
Horaz I 224f. II 380
Hornig (Zimmerwirtin) I 423
Huber (Soldat) II 302 322
Huber II (Soldat) II 308
Huch, Ricarda I 452 466
Hugo, Victor I 305f. 320 325
 343 II 512f. 587
Hunger (Dolmetscher) II 637
- Ibsen, Henrik* I 161f. 179 273 312
 317 332 418 420 422ff. II 569
 573
- Jacobi (Sanitätsrat)* I 31
Jacobowski, Ludwig I 279 488 493

- Jacobs* (Sängerin) II 597
Jakobsohn, Moses II 466
Janentzky, Christian II 14
Janni, Ettore II 225
Jansohn (Leutnant) II 408 420
Jaurès, Jean I 332f. 344 II 179
Jean Paul II 570
Jellachich de Buszin, Joseph I 99
Jelski, Julius I 104–107 116f.
 501 562 601 II 217 316
Jenny (Leutnant) II 230
Jensen, Wilhelm I 582
Jhering, Rudolf von I 226
Joffe, Adolf Abramowitsch
 II 630
Joffe (Frau) II 630
Jordan (Student) II 213
Juliette I 336f.
Jullian, Camille II 83
Jungano II 123 146ff. 155 160
 240f. 243 272

Kabitz (Leutnant) II 659
 664–667 673
Kadoch (Konditor) I 218
Kaegi (Gräzist) I 182
Kainz, Josef I 169 317 321
Kaiser, Georg II 569
Kammerer (Vizewachtmeister)
 II 410 417f. 420
Kant, Immanuel I 117 II 663
Kappstein, Theodor I 106 470f.
Karewski, F. I 112
Karl, Roger I 345 II 70
Karpeles, Gustav I 489
Katharina II., Zarin von Ruß-
 land I 333
Kayßler, Friedrich I 579
Kellermann, Bernhard II 512
Kellermann (Musikpädagoge)
 II 38 194f.
Kemal Pascha I 55

Kempner, Friederike I 274 468
Keßler (Gefreiter) II 565f.
Kirchhoff (Redakteur) I 410–413
 421
Kjellén (Politiker) II 502 508
 510
Klaar, Alfred I 464 477 523
Kleinerk (Hauptmann) II 505
Kleist, Heinrich von I 317 466
Klemperer, Anna (geb. Schott)
 II 217
Klemperer, Berthold I 14 32–37
 39ff. 62f. 68f. 81 87 101f. 105
 128 130 134 157 163f. 183 186f.
 200 224 232 236 239ff. 250
 264 277 295 349ff. 365 394 396
 398 400 404 407 473 487 491
 501ff. 515 552f. 555f. 562f.
 594 597–601 II 13 16 46f. 88
 158 184 198 217f. 278 315 358
 382 432 438f. 453 462 479 483
 526f. 537ff. 560
Klemperer, Emmy (geb. Gold-
 schmidt) I 562 II 232 525
Klemperer, Eva (geb. Hedwig
 Elisabeth Eva Schlemmer)
 I 24 34 132 148 154ff. 275 365f.
 380 385 387f. 392 400–409
 421–425 427 429 433f. 438 441
 445 483 489f. 501 505f. 508f.
 511 514ff. 519 523 534 536ff.
 541ff. 549 552 554 560 562 566
 583 594 II 12 14 17f. 39 44f. 47
 49 51 81 85–88 96 100f. 118f.
 124 127 143 160 167f. 186 182
 193f. 202 212f. 243 249 254
 269 272 285 288f. 292 296f.
 302f. 305 324ff. 354 357f. 382
 401 425 440 446 449ff. 453
 455 457 462 474 479 489f. 492
 497f. 512 537ff. 547f. 550 552
 564 580ff. 587 595 603 608 618

- 629 631 633 636f. 643 651 660
662 669f. 683f. 690 707
- Klemperer, Felix* I 14 16 32 35ff.
39f. 52 60 62f. 112 130 157 183
189ff. 200 209 217 224 232 239
295 349 473 487 491 501 553
556 562 564 588f. 594 II 13 16
184 201 216 278 329 451f.
460-464 479f. 485 519f. 524f.
533 538 559ff. 574 628f. 633
638
- Klemperer, Georg* I 13-16 18 32
35ff. 39f. 47 52-65 67-70 86
88f. 100 105-114 120 129f. 157
162-165 183 185-191 197 205ff.
217 224 232 236 238f. 295 349
366-370 465 473 487 491 501
503 550 553 555f. 562 564f.
580 588 590ff. 594-599 601
II 13 16 47 145 159 214 217 275
278 315 328f. 438f. 451ff.
455f. 479 526f. 538f. 559f. 611
629ff. 655f. 659
- Klemperer, Grete* I 14 19f. 23 28
30 37f. 46 52f. 58-66 102-107
121 133 192 194 197 201 207 385
427 502f. 556 560 593 II 217f.
561
- Klemperer, Hedwig* I 14 28 37f.
53f. 58 63 502
- Klemperer, Henriette* I 5 15
19-28 30ff. 34 37-40 43-46
48 52f. 56-60 70f. 99 105ff.
112 119 127 152 187-190 197f.
200 238 264 368 397f. 427 473
500-503 518 553 556 561 564
587-596 599 II 46f. 206f. 214
216 218 269 278f. 316 560 630
- Klemperer, Maria* I 106f. 109ff.
162 188ff. 200 276 562 II 630
655
- Klemperer, Marta* I 14 37 49 53
59 61ff. 65f. 104-107 264 501
562 594 II 47 278 316 560f.
565f. 655
- Klemperer, Otto* I 564f. II 655
- Klemperer, Otto* (Sohn Georg
Klemperers) II 47 452 560
630f. 655ff.
- Klemperer, Victor von* I 480
- Klemperer, Wally* I 14 29 37f. 49
53 59 61-68 107f. 121 163ff. 185
200 217 238f. 367 487 501 562
594 II 217 521-524 560
- Klemperer, Wilhelm* I 13-26
28-32 34 37-42 46f. 52-60
65-71 82f. 87f. 99f. 103f. 106f.
112-115 117-120 125-130 134
136 140 152 163 182f. 186-192
197 201 205 207 212 224 232
236 238f. 248f. 264 294 306
340f. 352 367f. 396f. 409 413 417
427 432 470 473 487 491
497 500-503 506 518 525 550
553 556 561 564f. 583 585
587f. 590 592-602 II 7 9 48 56
59 256
- Klenke* (Soldat) II 305 321
- Klinger, Max* II 539f.
- Klopfer, Eugen* II 569 592
- Klopstock, Friedrich* Gottlieb
I 268
- Kluck, Alexander von* II 201
- Koch, Robert* I 564
- Köhler, Joseph* II 284
- Koller* (Oberst) II 211
- Kommerell* II 304 321 329 334f.
337f. 363f. 407
- Kompert, Leopold* I 542 544
550
- Konnerth* (Maler und Kunst-
historiker) II 45 108
- Konstantin I.*, König von Grie-
chenland II 73

- Kopke* (Nationalökonom) II 600
 bis 603 606 611 f. 614 ff. 633
Korff, Hermann August II 206
Körner, Hermine II 590
Körner, L. II 570
Körner, Theodor II 189 369
Kornfeld (Gymnasiast) I 200
Kossuth, Lajos I 99
Köster, Albert II 571 f. 625
Kothe, Robert I 576 II 415
Krafert (Schauspieler) II 590
 592 594
Krakauer, Friedel I 441 II 29 f.
 172 174 f. 177 179 181 183–186
 189 210 f. 357
Krauss (Rabbiner) I 495 f.
Kreuzer (Soldat) II 354 361
 392 ff. 396–400
Krojanker (Expedient) 139 ff.
 145 f.
Kroschl (Wirtin) I 264 281
Krüger (Lehrling) I 143 ff. 170
 204 228
Krüger, Johanna II 30 184 237
Krüger, Ohm I 203
Krüger, von (Kreisgerichtsdirek-
 tor) I 16
Kruschel, F. (Delikatessenhänd-
 ler) I 55
Kuhfahl (Oberlehrer) I 213 f.
 223 227 231 244 247 254
Kühn, Gustav I 5
Kürnberger, Ferdinand I 556 f.
 582
Kyffhaber (General) II 372

La Bruyère, Jean de II 231
Lafontaine, Jean de I 97
Lamartine, Alphonse de I 344
Landau, Isidor I 417 429 II 7
Landau, Victor I 78 80 f. 88–94
 99 129 131 152 180 267 386

Landsberg, Hans I 430 II 615
Landt, Ernst II 544–547 552
 bis 556 558 588 629 f. 636 641
 701
Lange, Helene I 455
Lanson, Gustave II 277
Larcia (Kabarettist) II 575
L'Arronge, Adolf I 465 f.
Lasson, Adolf I 359
Laterza II 121 140
Laube, Heinrich II 34 463
Laubert (Konditor) II 528 531 534
Laurent (Soldat) II 676 f.
Lebenheim, Jenny I 30
Lehár, Franz I 535
Lehmann, Paul II 209 f.
Leibniz, Gottfried Wilhelm
 II 663
Leistikow, Walter I 386
Leonhardi (Universitätslektor)
 II 483
Leopardi, Giacomo I 358 II 122
 133 f. 137
Leopold, Prinz von Bayern
 II 466
Lerch, Eugen I 361 II 27 42 213
 280 ff. 289 315 511 606 610 f.
 618–621 651 660
Lerch, Sonja (siehe Rabino-
 witsch, Sonja)
Lesage, Alain René II 38
Le Seur (Pastor) II 17
Lessing, Gotthold Ephraim I
 117 226 232 234 287 356 II 16
 148 445 573
Levin (Chemiker) II 362 f.
 368 f. 375 427 433
Levin, Moritz I 115 f.
Levy, Sally II 681
Leyden, Ernst von I 57 II 623
Leyen, Friedrich von der I 268
 271 304

- Liebknecht*, Karl II 212 471
Lilien, Ephraim Moses I 498
Liliencron, Detlev von I 455 481
Lindau, Paul I 477-481
Lindau, Rudolf I 479
Lissauer, Ernst I 279f. II 32
 216 252 362
Liuzzi (Literaturwissenschaftler)
 II 118 127
Loener (Vizewachtmeister)
 II 307 311 320
Logatto II 125f. 134f. 137 226
 232 240-243 255 265 270 273
Lohnstein (Arzt) I 16
Lotheißen, Ferdinand I 206
Low (Lehrerin) I 152 191
Löwenfeld (Medizinstudent)
 I 289f.
Löwenfeld, Raphael I 468
Löwenstein, Richard I 136f. 140
 150 208 213 279
Löwenthal (Rechtsanwalt) I 498
Luccarini (Pensionsinhaberin)
 II 131 221f. 250
Ludendorff, Erich II 466 488
 630
Ludwig III., König von Bayern
 II 178 285f. 297 310f.
Ludwig XIV., König von Frank-
 reich I 327
Ludwig, Emil II 550
Ludwig (Schauspieler) I 45
Lugné-Poë (Theaterdirektor)
 I 312f.
Luitpold (Prinzregent) II 36 445
Luther, Arthur II 611f.
Luther, Martin I 16 II 543 589

Machiavelli, Niccolò II 87
Machol, Heinz I 52 122
Machol, Hermann I 37f. 121f.
Mackensen, August von II 369

Maeterlinck, Maurice I 275 379
 574 II 127
Mahrholz, Werner II 32 34
Mallarmé, Stéphane I 149 II 70
Mammoth, Fedor I 454 549 584
Manacorda, Emma II 119f. 231
Manacorda, Guido I 310 II 86
 88 93 114 116-125 127-130 132
 134-143 146ff. 151ff. 155-160
 164f. 177 207 211 231-234 236
 239ff. 243ff. 247ff. 254ff. 261
 269f. 272f. 678f.
Manacorda, Sora II 118
Manasse (Kaufmann) I 128
Mann, Thomas II 439 458 550
Männer (Leutnant) II 358 374
 376 381 395f. 405 435
Manz (Frau) I 375f.
Manz, Gustav I 375f. 417 419
 572 II 7 197
Marcks, Erich II 205
Marie Antoinette, Königin von
 Frankreich II 72f.
Marlitt, eigentlich John Eugenie
 II 578
Martin, Marie I 211 214 218 351
 II 627
Martin du Gard, Roger I 332
Martrestiger (Regisseur) II 607
Maupassant, Guy de II 470 508
 546 555
Matkowsky, Adalbert I 317
Matt, Franz II 643f.
Matuschka, Graf II 470
May, Karl I 128 387
Mayer (Feldwebel) II 499 506
 518f. 533 556 562 631 658 664
 673 689 700 705
Mazur, Emil I 30 43
Mazzini, Giuseppe II 154
Mederow (Schauspieler) II 570
Mele, Eugenio II 142 151

- Mendelssohn, Moses* I 117
Mendelssohn Bartholdy, Felix I 80
Merkel, Gerlieb II 677
Metzner (Wachtmeister) II 317
Meung, Jean Clopinel de I 316
Meunier (Student) II 370
Meusel (Frau) II 213 274 ff.
Meusel (Rechnungsrat) II 183
 213 279 324 329
Meydam (Bürgermeister) I 16
Meyer, Richard M. I 161 354 f.
 II 458
Meyerbeer, Giacomo I 158
Meyerhof, Albert I 436 f. 439
 441 586 II 138 190
Meyerhof, Berthold I 157 378
 519 585 II 13 190 202
Meyerhof, Erich I 372 374 f. 378
 403 436 519 II 190
Meyerhof, Gussi I 489 f.
Meyerhof, Hans I 152 157 f. 161 f.
 167-171 174 f. 178-184 188
 191-194 196 202 205 209 216
 221 241 f. 250 268 273-276 293
 349 369-372 374 376 386 f. 392
 404 436 489 f. 519 f. 560 585 ff.
 II 12 190 644-650 652-655
 657 660 f. 668 f.
Meyerhof, Käthe I 436 439
 489 f. 523 559 f. 585 f. II 12 f.
 645 ff.
Meyerhof, Lissy I 436 f. 439 585
 II 190 357
Meyerhof (Mutter Henri)
 I 154-158 232 371 ff. 406 437
 439 520 538 559 585 ff. II 7
 190 215 315 357
Meyerhof (Vater) I 152-158 161
 371 ff. 387 437 520 538 559
 585 ff. II 7 190 215 357
Meyerhof-Hildeck, Leonie I 137
 161 f. 179 f. 520 II 29 205
Meyrowitsch, Sascha I 389
Michelangelo, eigentlich Michel-
agnolo Buonarotti II 225
Miegel, Agnes I 469
Mieres (Historiker) II 639
Miethe, Adolf I 462
Milan, Emil I 572 594 596
Milisci (Studentin) II 246 249
Mohl, von I 78
Mohr (Unteroffizier) II 499 501
 506 f. 519 537 607
Moissi, Alexander I 573 581 583
Moland, Louis I 361
Molè, A. II 212
Molière, eigentlich Jean Bapti-
ste Poquelin I 221 302 317 362
 420 422 ff. 535 II 40 42 92
 246 256
Molkenbuhr, Hermann I 569
Moltke, Helmuth Graf von I 215
Mommsen, Theodor II 83
Montaigne, Michel de I 9 II 85
 91
Montesquieu, Charles-Louis de
Secondat, Baron de la Brède
et de I 485 II 42 ff. 46 ff.
 52-55, 57 f. 76 81 ff. 86 f. 91 ff.
 96 99 112 130 139 143 158 f. 171 f.
 182 ff. 188 191 196 202 206 f.
 209 218 239 247 250 262 287 ff.
 508 582 627 635 651
Morgen, Kurt von II 209
Morgenstern, Christian I 446
Morgentreter II 550
Mörke, Eduard II 122 133 f. 137
Moritz, Karl Philipp I 176 182 f.
Mosse, Rudolf I 342 470
Mossé Séphora II 75
Mounet-Sully (Schauspieler)
 I 319 ff. 323 II 64
Mozart, Wolfgang Amadeus
 I 250 418 II 569

- Mugica y Ortiz de Zárate, Pedro de* I 357 376
Mühlbach (Arzt) II 446f. 451
Mühsam, Erich II 657
Müller II 455f. 561 565f.
Müller (Bibliotheksdirektor) II 447f.
Müller, Dedo II 542f.
Müller (Deichhauptmann) I 16
Müller, Friedrich II 290
Müller-Jabusch, Maximilian II 675 677 679 683 688f.
Münchhausen, Borries von I 455 467f. 498 539
Muncker, Franz I 268-272 279f. 304f. 356 II 9ff. 25 30f. 34f. 39-43 48 82 168-172 185 202 213 247 280f. 450 611 622f. 629 669
Muncker, Martha II 168ff. 287 622
Münzer, Kurt II 547
Murger, Henry I 310 373
Mürich, P. (Tanzlehrer) I 170 176 337
Murr (Soldat) II 410 413-422 475

Namacher (Pensionswirtin) II 552 555 567
Napoleon I. I 173 307 316 327 421 II 634 677
Napoleon III. I 307 331 479 II III
Naumann, Friedrich I 455 484f. II 500
Naumann, Hans II 676f. 679
Negri, Ada I 455
Neide (Oberlehrer) I 16 213ff. 248
Nelson I 83

Nessler, C. (Prediger) I 351f.
Neubert, Fritz (Sprachwissenschaftler) II 584 635
Neumann (Gymnasialprofessor) I 207f. 212 220
Neumann (Prokurist) I 551f.
Neumann-Hofer, Adolf II 463f. 470 488 499-502 504-507 517f. 526 533 541 544 559 567
Newton, Isaac I 203
Nicolescu (Gymnasiast) I 78 89
Nieritz, Gustav I 33
Nietzsche, Friedrich I 200 384 393 II 42 150 434 550
Nikisch, Arthur II 570 582
Nikisch, Nora II 570
Niklas (Telefonist) II 354f. 361 375 396
Nikolaus II., Zar von Rußland I 333 483 II 184 449
Nitzsche, Erhard jun. II 542f.
Nitzsche, Erhard sen. II 529ff. 534 542f.
Nitzsche, Friedel II 529 531 542
Nivelle, Georges Robert II 630
Noorden, Karl von II 503
Norbert (Pater) II 402
Nordau, Max II 56f.

Obernesser (Wachtmeister) II 410f. 413 417f.
Ochs, Siegfried I 439
Oestreich I 522 544 II 131
Öhlmann (Kunsthändler) II 551 554 637
Öhlmann, Trude II 547 550ff. 555 559 567 588ff. 592 597f.
Öhmichen (Dozent) I 268 271 356
Ohnel, Georges I 159 II 357
Opelt (Leutnant) II 467f. 471 488f. 526 544

- Oppenheim* (Prediger) I 106
Orelli, Johann Kaspar I 224
Osborn, Max I 417
Otto, Martina II 570
Ovid (eigentlich Ovidius, Naso Publius) I 533

Paech (Geschichtslehrer) I 222 f.
Paetel (Buchhändler) II 701
Pagano (Hotelbesitzerin) II 257 bis 260
Palasow, Elisabeth I 309
Parseval, August von I 460 II 410
Pastner (Pensionsinhaberin) II 101 f. 104–107 109 112 141 165 211 221 227 f. 230 f. 250 258 272 54⁸
Patzke II 444 f.
Paul, Hermann I 262 357 II 25 f. 31 40 f. 169 213 623
Paulsen, Friedrich I 359
Pégoud, Adolphe II 49
Pellettier, Madeleine II 67 ff. 77
Pellkofer (Soldat) II 362 366 368 f. 378 381 404
Pelotto (Hotelangestellter) II 88
Penck, Albrecht I 462
Penner, Dr. (Gymnasiallehrer) I 122 f.
Perthes (Verlagsbuchhändler) II 600
Peter I., Zar von Rußland I 55 333
Petrarca, Francesco I 377 II 268
Petzelt (General) I 16
Philander (Schauspieler) II 578
Pietsch, Ludwig I 482
Pignatelli, Principessa II 132 f. 153 f. 246 248 270 272
Piouffle, Dr. II 67

Platen (Konditor) II 495 ff. 534 544 587
Platon I 226 II 42 82 150
Platow, Freiherr von I 16
Poincaré, Raymond II 74 99
Polybios II 141
Poniatowski, Jozef II 494
Poppe, Rosa I 317
Popper (Angestellter) II 589
Porten, Henny II 579
Possart, Ernst Ritter von I 273 572 f.
Pötzl, Eduard I 526
Privas, Xavier II 72
Probst, von (Lehrer) II 147 f. 153
Proust, Marcel I 27
Puccini, Giacomo I 310 339 570

Quiring (Chirurg) I 213

Rabinowitsch, Lydia II 282
Rabinowitsch, Sonja II 281–286 289 315 457 580 582 f. 610 f. 618–622 647 651 690
Racine, Jean I 307 320 II 64
Rackow (Handelsakademie) I 150 158 166 171 202 205
Radziwill, Prinz I 78–81
Raediger (Soldat) II 697 f.
Raschid (Soldat) II 305 313
Regele, Jean II 349 361 363 366
Rehfish I 128
Reichardt (Prorektor) II 589
Reicher, Emanuel II 678
Reinhardt, Max I 573 579 ff. II 37 218
Réjane (eigentlich Gabrielle Charlotte Réjn) I 342
Renz (Zirkus) I 158
Reuter, Gabriele I 368 384 464
Richards, Theodore I 458
Richardson, Samuel II 45

- Richthofen*, Manfred von II 630
Rieger (Soldat) II 363 367 369
 376 381 406 f. 410 416 f. 421 435
Riesensfeld, Eberhard I 502 561
 593 II 187 217 278 407 561
Riesensfeld, Eduard I 102 f. 192
 502 f.
Riesensfeld, Hedwig I 133 502 f.
 561 583 II 218
Rießler (Gymnasiast) I 80 89
Rittner, Rudolf I 317
Roehl (Student) I 571
Roestel (Stadttrat) I 16
Roethe, Gustav I 262 304 356 f.
 410 462 II 12 26 572
Rohrbach, Paul II 502
Romains, Jules (eigentlich
 Louis Farigoule) I 118 332
 II 222 477
Römpler (Gymnasiast) I 76
Roosevelt, Theodore I 458 II 469
Rosales, U. II 550
Rosenthal (Universitätslehrer)
 II 479
Rossini, Gioacchino I 428
Rößler, Carl II 573
Rostand, Edmond I 169 221
 320 f. 331 421 II 71 74 527
Rothenstein (Kaufmann) I 142
Rothschild, Baron I 199 465
Rothschild (Buchhändler) II 637
Rousseau, Jean-Jacques I 9 108
 123 305 II 348 f. 441 447 454
 511 535 587
Rousselot, Abbé I 344
Rubiner, Frida II 57 86
Rubiner, Ludwig II 57
Ruch, Hannes I 274
Rückert, Friedrich II 614
Rugile (Baumeister) II 530
Ruhl (Unteroffizier) II 348 350
 354 356 359 ff. 366 372
 381–385 388–391 393 400
 404 f. 433 435
Rupprecht (Feldwebelleutnant)
 II 346 395 432
Rupprecht, Kronprinz von Bay-
 ern II 195 216
Ruta, Enrico II 243 f. 256
Rutebeuf II 70
Rüttenauer (Stabsarzt) II 354

Sallustius Crispus, Gaius I 215
Salomon (Gymnasiast) I 247
Salus, Hugo I 525 547 f.
Salvemini, Gaetano II 154 f.
Salzer, Marcell I 574
Sand, George (eigentlich Aurore
 Dupin, Baronin Dudevant)
 II 513
Sander (Soldat) II 675–681 709
Sandrock, Adele I 210
Santos-Dumont, Alberto I 345
 II 59
Sardou, Victorien I 270 322 478
Sarotti, Felix
Saudek, Robert II 493 550 f.
 555 559 567 579 587 ff. 591 607
Sauer, August I 525 547 f.
Sauret (Gymnasiast) I 80 89 92
Savigny, Friedrich Karl von
 I 226
Savy-Lopez (Romanist) II 151
 270 f.
Schaeffer, Fr. I 16 18
Schafßler, Gertrud I 59 107
Schafßler (Theaterinspektor) I 59
 107
Scheffel, Josef Victor II 258
Scherer, Wilhelm I 206
Scherl, August I 411 511
Scherner, Hans II 592–598 601
 603 629 633 641 663 670 707
Scherrmann (Theologe) II 168

- Schick*, Josef I 272 II 196
Schiller, Friedrich I 81 97ff. 102
 108 112 129 131f. 203 219 225 f.
 317 319ff. 341 350 573 II 126
 193 f. 475 545
Schleiermacher, Friedrich Daniel
 I 67
Schlemmer (Klempnerers Schwie-
 germutter) I 389 394 f. 397 f.
 401 405 f. 409 424 f. 433 446
Schlenther, Paul I 424 532
Schlosser, Julius I 315
Schmeling, Max I 415 II 61
Schmidt, Erich I 323 354 ff. 462
 475 II 572
Schmidtbonn, Wilhelm II 573
Schmidt-Nieziel (Theatermaler)
 II 589
Schneider (Soldat) II 320 322
Schnitzler, Arthur I 273 317 382
 454 488 493 526 529 f. 542 546
 II 185 439
Schoenfeldt (Leutnant a. D.)
 I 408 410
Scholander, Lisa I 575 f.
Scholander, Sven I 575 f. II 415
Scholz, Emma I 210 f. 217 f. 265
 302
Scholz, Ottilie I 210 212 217 f.
 236 f. 265
Scholz, Pauline I 210 265
Schönherr, Karl I 532
Schönrock, Erich I 213 220 f. 228
 231 236 248 f. 252 f. 258
 264–267 276 283 290 292 295
 298 404
Schopenhauer, Arthur I 30 II 550
Schott (Generalleutnant) II 158
 198 217 278 432 f.
Schott, Richard I 420
Schramm (Arzt) II 650 669
Schramm (Restaurant) I 433
Schreiber (Kantor) I 541
Schroeter (Prediger) I 17
Schubert, Franz II 582
Schuhl, Moise I 413
Schultzendorf, von I 78
Schultz-Gora, Oskar I 357
Schulz (Gymnasiast) I 228 230
 233 243
Schulz (Oberleutnant) II 706
Schulz (Schuldirektor) I 81
Schuster (Major) II 183
Schwan, Eduard II 421
Schwegler, Albert I 206 II 39
Schwilgin (Redakteur) II 499
 506 514 518
Scribe, Eugène I 159
Sebba, Julius I 443–449 520 f.
 549 f. 560 f. II 17 29 36 f. 357
 462 484 490 522 595
Sebba, Lene II 484
Sebba, Max I 549 II 484
Seebass (Student) II 31 f. 172 185
Seffner, Karl II 493
Seitz (Historiker) I 307
Sellmer (Kreisgerichtsrat) I 16
Seus (Soldat) II 321 f. 325
Shakespeare, William I 203 250
 273 317 572 II 193 203 519 559
 570
Siegfried I 298 ff.
Sievert, Elisabeth I 379 419
Sievert, Vikky I 377–380 402
Silbermann (Pensionat) I 170
 176 192 f.
Simon (Französischlehrer) I 272
Sophokles I 226
Sommerstorff, Otto I 209
Sonnenburg, von II 185 211
Sorma, Agnes I 161 317
Sousa, John Philip I 338 f. 372
Spee, Maximilian Graf von
 II 526

- Spiegel* I 567 569
Spielhagen, Antonie I 473-477
 II 109
Spielhagen, Friedrich I 17 192
 432 450 472f. 475ff. 493 533
 II 10 32 34f. 42 110 361 627
Spinoza, Benedikt I 104 117 176
 180 196
Springer (Gymnasiallehrer)
 I 33
Staaekmann, Ludwig I 475f.
Stahl (Major) II 306
Stalin, Josef Wissarionowitsch
 I 461
Stendhal, eigentlich Henri Beyle
 II 172 183 458
Stern, Caroli I 437-440 484
 519 571 II 30 205
Stern, Ferdi I 404f. 437-441
 519 544
Stern, Hanna I 437ff. 519 II
 29f.
Sternberg, Leo I 469
Sternheim, Carl II 569
Stettenheim, Julius I 155 II 598
 600
Stettenheim, Ludwig II 583
 598ff. 602
Stieler, Kurt II 84f. 87 540 569
 573 589
Stilke, Hermann II 470 472
 705f.
Stirner, Max I 161
Stoecker, Adolf I 17 479 II 17
Stöfl (Soldat) II 316f. 321f.
 325ff.
Strachwitz, Moritz Graf von
 I 455 467f. II 212
Straßmann (Fabrikdirektör)
 II 520
Strauß, David Friedrich I 16
 305 316
Strauss, Richard II 127
Strauß und Torney, Lulu von
 I 469
Streller, Amanda II 624 670
Strowski (Romanist) II 54
Struck, Hermann II 477 479
 482 680
Stümcke, Heinrich I 453ff. 465
 472 II 7
Stüttgen (Zahnarzt) II 21
Sudermann, Hermann I 59 209
 250 259 273 279 317 322f. 384
 494 II 508 569 627 678
Sue, Eugène II 513 651 660
Sußmann, Arthur I 556 II 521
 bis 524
Sußmann, Lotte I 556 II 217
Sußmann, Martin I 64 367f.
 395 556 562 591 593f. II 217
 521 ff.
Suttner, Bertha von I 482
Sybel, Else I 301ff.
Syveton (Französischer Natio-
 nalist) I 329 334
Szamatolski (Gymnasiast) I 238
 247 258
Tacitus Publius Cornelius I 223
Taglioni (Tänzerfamilie) I 427
Taine, Hippolyte-Adolphe I 272
Taubeles, J. I 224
Telschow (Café) I 152 167
Tennyson, Alfred I 572
Terzaghi (Sprachlehrer) II 240
 245
Tewes (Hauptmann) II 673
 688f.
Theune (Student) I 300f. 316
Thiele, Fritz II 597
Thielscher, Guido I 60 II 574
Thomas, G. II 547 549-552 555
 567 588

- Thorndike*, Hauna I 107
Thukidides I 226
Tobler, Adolf I 358-362 462
 II 10 27 89 129 637
Tocqueville, Alexis Charles de
 II 8
Tolnaer, Gunnar II 578
Tolstoi, Alexej I 418
Tolstoi, Lew II 142
Töpke (Vizekonsul) II 234 ff. 269
Torraca (Literarhistoriker) II 123
 147 152 f. 164
Tosti (Komponist) II 118
Toussant (Staatsanwalt) I 16
Tovote, Heinz II 544 547
 555-559 568 571 574-577
 587 ff. 594 599 f. 603 607 610
 612 615 f. 624 626 628
Triesch, Irene I 317
Trotzki, Lew II 607 640
Trübner, Wilhelm II 487
Tschechow, Anton Pawlowitsch
 I 323
Umber, Heiner I 108
Unamuno y Jugo, Miguel de
 II 482
Unglaube (Geheimrat) II 111 f.
 160
Valéry, Paul I 149
Valès (Dozent) II 63 ff. 69
Verne, Jules II 179 f.
Vetter (Leutnant) II 673 681 701
 706 709 f.
Viebig, Clara I 465 471 475
Vigny, Alfred de II 422
Villon, François II 71
Vinassa de Regny, Paolo II 155 f.
Virchow, Rudolf I 564
Vogel (Germanist) II 31 f. 375
Vogelhuber (Soldat) II 320
Voigt I 483
Vollmer, Artur I 318 f. 322
Voltaire, eigentlich François-
 Marie Arouet I 16 120 301 305
 307 316 360 ff. 414 II 38 f. 41
 61 f. 201 263 267 289 332 493
 511 513 569 586 f. 595 627
Vossler, Estor II 168 211
Vossler, Karl I 66 226 303 307
 360 f. II 11 f. 26 ff. 32 35 39-45
 53 58 81 86 ff. 93 116 122 128 ff.
 139-142 168 f. 171 f. 177 180 f.
 183 191 f. 196 200 f. 205 f. 209
 211-214 234 247 262 280 f. 306
 584 f. 611 618 620-623 629
 633 ff. 639 f. 642-645 650 f.
 658 660 662 669 709
Vosßwinkel (Arzt) II 455 460 f.
Waber, P. II 683
Wagner, Joseph I 337-340 345
Wagner (Gymnasiallehrer) I 132
Wagner, Richard I 200 270
 II 32 121 127 234 239 254
Waldberg, Max Freiherr von
 I 360 II 206
Wallenstein, Albrecht Wenzel
 Eusebius von, Herzog von
 Friedland II 323
Walther von der Vogelweide
 I 271 f.
Wassermann, August von I 564
Weber, Friedrich Wilhelm II 458
Weber (Oberstabsarzt) II 447
Wedell (Lehrling) I 142
Weick (Tischlermeister) I 428
 433
Weirauch, Berta I 519 f.
Weise, Christian I 355
Weiss (Gymnasiast) I 80
Wells (Boxer) II 59
Welsch (Advokat) I 545
Welti (Literarhistoriker) II 583

- Werber, Mia* I 173
Werner (Fleischermeister) I 55
Wertheimer, Leo I 173-177 181
 195 ff. 306
Wertheimer, Lotte I 152 172-182
 188 191-197 202 205 f. 209 242
 251 260 293
Wetterlé, Émile II 613
Wewer (Generalkonsul) II 234
 245 269 271
Wickenburg, Albrecht von I 531
Wieghardt-Lazar, Auguste I 388
Wieland, Christoph Martin I 270
Wiener (Gesangslehrerin) I 30
 38
Wiesmayer, Emili II 37 194
Wiesmayer (Frau) II 33 f. 37 90
 194 669
Wiesmayer, Hanserl II 37 194
Wiesmayer (Herr) II 33 f. 37 90
 194 f.
Wiesmayer, Mariele II 33
Wilbrandt, Adolf I 209 f. 449 f.
 452 457 463 f. 472 477 480 486
 523 530 f. 535
Wilde, Oscar I 418 574
Wilhelm I., I 479
Wilhelm II., deutscher Kaiser
 I 45 100 ff. 203 251 258 466 568
 II 73 178 182 189 217 223 f.
 237 f. 256 f. 265 369 530 556 f.
 612 624 674 f. 679 682 690
Wilpert, von (Leutnant) II 673
 681 f. 688 690 f. 701 710 f.
Winkler (Soldat) II 374 f.
Winter, Peter von II 569
Winter (Verleger) II 191 206 262
Wölfflin, Heinrich II 45 439
Wohricek (Rechtsanwalt) II 495
 499 f. 506 f. 510 513 545 ff. 554
 575 f. 588 624 627 f. 630 f. 641
 664 701 f. 704 706 709
Wolf, Fritz I 466
Wolff, Emil II 635 640 642
Wolff (Leutnant) II 359 401 430
Wolff, Theodor I 341 f. 459 481
 II 604
Wolfram, Georg II 612 614
Wolters (Dekan) II 213
Wolzogen, Ernst Freiherr von
 II 38 575
Woythaler, Grete I 30
Woythaler (Großhändler) I 30
Wright, Orville I 460
Wundt, Wilhelm II 357 605
Wurm (Oberstleutnant) II 379
 432
Xenophon I 75 214 f.
Zanke (Apotheker) I 16
Zaremska, Wanda de I 376 378
 382
Zeller, Eduard I 67
Zeller, Magnus II 461 464
 475-479 481 ff. 485 ff. 551
Zeber (Maler) I 372 375
Zeppelin, Ferdinand Graf von
 I 459 f.
Zille, Heinrich I 471
Zimmermann (Hausverwalter)
 I 435
Zinsmeister (Soldat) II 363 366
 369 379 381 391 403 f. 425 430
Zola, Emile I 305 338 II 61 76
 357 470 555 595
Zorn (Kolonialbeamter) II 636
Zubeil, Friedrich I 483
Zuckermann, Hugo II 200 252
 283 f. 362
Zumbusch (Dermatologe) II 650
 669
Zweig, Arnold II 678-682 688 ff.
 701 f. 704 ff. 709 711
Zweig, Stefan II 573 679

ZU DIESER AUSGABE

Die vorliegende Ausgabe folgt dem in der Sächsischen Landesbibliothek Dresden aufbewahrten Manuskript. Orthographie und Interpunktion wurden behutsam und unter Wahrung des Lautstandes dem heutigen Gebrauch angeglichen. Charakteristische Eigenschaften, vor allem in der Verwendung des Doppelpunkts, blieben erhalten.

Victor Klemperer standen bei der Niederschrift kaum andere Hilfsmittel und Quellen als die unter Gefahr bewahrten Tagebücher zur Verfügung. Aus Gründen der eigenen Sicherheit vernichtete er die bereits genutzten Tagebücher zum grossen Teil, sobald er einen Abschnitt seiner Erinnerungen beendet hatte. Da er auch die fertiggestellten Teile des «Curriculum» sehr bald aus dem Haus schaffte, stand ihm beides für die weitere Arbeit nicht mehr zur Verfügung. Daraus resultierende offensichtliche Irrtümer, falsche oder unterschiedliche Schreibweisen von Namen wurden vom Herausgeber stillschweigend korrigiert.

Ein grosser Teil der vorliegenden Autobiographie (bis Band 2, Seite 490) entstand in drei Arbeitsetappen. Victor Klemperer zeichnete die einzelnen Kapitel zunächst handschriftlich auf, danach fertigte er das Typoskript, das er schliesslich korrigierte. Für die Arbeit an einem Teil des Kapitels «Buchprüfungsamt Ober-Ost» und am Kapitel «Die Genter Angelegenheit und das Kriegsende» besass er die Schreibmaschine nicht mehr. So entstand lediglich ein von ihm korrigiertes Manuskript. Einige unleserliche Stellen wurden in unserer Ausgabe besonders gekennzeichnet. Das als Abschluss geplante Kapitel «Privatdozent während der Revolution» existiert nur als Entwurf, so dass auf einen Abdruck verzichtet werden musste.

Im Interesse einer übersichtlichen Gliederung wurden geringfügi-

ge Korrekturen bei der Bezeichnung der einzelnen Abschnitte vorgenommen. Victor Klemperer gliederte den ersten Band in Buch I (1. Landsberg – Bromberg, 2. Berliner Schuljahre, 3. Lehrling, 4. Primaner, 5. München – Genf – Paris, 6. Entgleisung und Geheimfach) und Buch II (Einziges Kapitel: Der halbe Beruf), den zweiten Band dagegen, den er «Zweiter Teil» überschrieb, in drei Kapitel (identisch mit unserer Ausgabe).

Frau Dr. Hadwig Klemperer hat die Arbeit des Herausgebers, insbesondere bei der Übertragung des äusserst schwer zu entziffernden handschriftlichen Teils, jederzeit freundlich unterstützt. Grosszügige Unterstützung hat der Herausgeber ebenfalls durch den damaligen Leiter der Handschriftensammlung der Sächsischen Landesbibliothek, Herrn Wolfgang Stein, erfahren. Bei der Übertragung der zahlreichen fremdsprachigen Stellen wurde der Herausgeber von Herrn Heinz Gerhard (für das Lateinische) und Herrn Dr. Claude Keisch (für das Französische) unterstützt. Ihnen allen sei herzlich gedankt.

Ein besonderer Dank sei Frau Gisela Lüttig, der Lektorin dieser Ausgabe, ausgesprochen.

W.N.